








Heilanstalt Zwiefalten
Ärzte-Unterhaltungs-Bibliothek
Nr.
Veräußerte Dublette
Q Con 7 6


Allgemeine
Konservative Monatsschrift
für das christliche Deutschland
XLVII.
Jahrgang.
Dezember
1890.
BIBLIA
Begründet 1843 als
Volksblatt
für Stadt und Land.
Leipzig,
Verlag von
Georg Böhme Nachf.
E. Ungleich.

Inhalt.

Seite

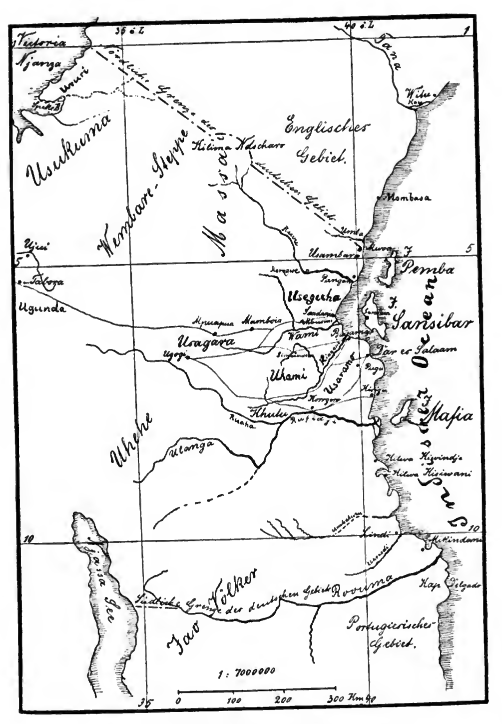
Ueber den Einfluß natürlicher Anlagen und Verhältnisse auf das Glaubensleben . 1233
Villa Möhl. Eine Feldberger Geschichte von Gustav und Ina von Buchwald . 1239
Der Zukunftsstaat. Von Dietrich von Oertzen 1262
Das Ideal. Von B. von der Wöhlau 1282
Deutsche Weihnachten im siebzehnten Jahrhundert. Eine kulturgeschichtliche Studie 1287
Der Buddhismus in seinem Gegensatz zum Christentum. Nach Monier Williams von G. Th. Reichelt 1290
Vom Weihnachtsbüchermarkt 1299
Ein Briefwechsel 1313
Monatsschau. Politik. Kirche 1321
Neue Schriften. 1. Politik. 2. Kirche. 3. Geschichte. 4. Biographisches. 5. Kunst. 6. Poesie. 7. Sprache und Litteratur. 8. Jugendschriften. 9. Unterhaltungslitteratur. 10. Verschiedenes 1329
Neue Schriften, welche der Redaktion zugegangen ꝛc. 1343

Herausgeber:

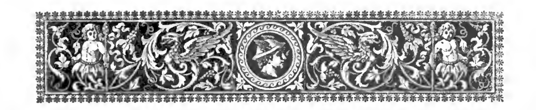
Dietrich von Oertzen, Schwerin i. M., Klosterstr. 10, und Professor D. **Martin von Nathusius** in Greifswald.

Verantwortlicher Redakteur: **Alexander Wiedow,** Schwerin i. M., Schloßstr. 27.

Alle Briefe und Schriften sind nur an die „Redaktion der Allg. Konservativen Monatsschrift, Schwerin i. M." zu richten.



Karte zu: „Die Eroberung Deutsch-Ostafrikas".



Die Eroberung Deutsch-Ostafrikas.

Von

U. von Hassell.

Ueber fünf Jahre sind vergangen seit der Landung der ersten von Dr. Peters geführten Expedition der Gesellschaft für deutsche Kolonisation an der Küste Ostafrikas, durch welche eine große Zahl von Häuptlingen Usagaras und anderer Landschaften bewogen wurden, sich unter den Schutz dieser Gesellschaft zu stellen. Einer der Teilnehmer der Expedition, Joachim Graf von Pfeil, schrieb damals in sein durch die „Allg. kons. Monatsschrift“ Jahrgang 1887 veröffentlichtes Tagebuch, als er fast allein in einer von ihm angelegten Station zurückblieb, während seine Gefährten nach Sansibar und Deutschland für kurze Zeit zurückkehrten: „Wird es möglich sein, die Nation zu begeistern für die Erhaltung des neuen Besitzes, oder wird unser Unternehmen hinabsinken in die Nacht der Vergessenheit, als einer der vielen „Versuche“, welche die deutsche Nation auf fast jedem Gebiete gemacht hat und welche sich so lange durch ihre Fruchtlosigkeit auszeichneten?“ Die letzten Jahre haben diese Befürchtungen zu schanden werden lassen; aus den von vielen Seiten als unüberlegt, überspannt und zwecklos verurteilten Versuchen des Dr. Peters und seiner Freunde ist trotz zahlreicher Hinderungen durch Landsleute und Ausländer das deutsche Schutzgebiet Deutsch-Ostafrika entstanden, und viele früheren Gegner jeder kolonialen Erwerbung durch Deutschland gestehen zu, daß dieses mit Mühe und Kampf erworbene Land nicht fortgegeben werden darf, vielmehr seine Entwicklung vom Reich geschützt und gefördert werden muß. Wie sehr der Anteil des Volkes an afrikanischen Dingen in letzter Zeit gewachsen ist, lehrt ein Blick in die Zeitungen, in denen die Mitteilungen aus dem schwarzen Erdteil an keinem Tage fehlen; so halten wir es jetzt, wo der Aufstand in Ostafrika wenigstens an der Küste niedergeworfen zu sein scheint, für angezeigt, einen Ueberblick über die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas, sowie über die kriegerischen Ereignisse daselbst den Lesern der „Monatsschrift“ zu geben. —

Im Februar 1885 kehrte Dr. Peters aus Afrika nach Berlin zurück; die von ihm geschlossenen Schutzverträge wurden von der Gesellschaft für deutsche Kolonisation der deutschen Regierung vorgelegt, und diese erteilte der Gesellschaft, die dann den Namen „Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft“ annahm, einen Schutzbrief für das erworbene Gebiet. Die Thaten Peters', der übrigens sofort nach Afrika zurückkehrte, um dort in Verbindung mit andern das Gebiet durch Abschluß neuer Verträge zu vergrößern, wurden in Deutschland vielfach mit Begeisterung aufgenommen; weniger Anklang fanden sie in England, wo man auch seit längerer Zeit auf die Ostküste Afrikas sein Augenmerk gerichtet hatte

und nun mit Besorgnis die Festsetzung der Deutschen in großen Gebietsteilen sah. Die Folge der englischen Befürchtungen ließ nicht auf sich warten; der unter dem Einfluß britischer Macht und Interessen stehende Sultan von Sansibar begann sofort den Deutschen Hindernisse aller Art in den Weg zu legen, so daß ein deutsches Geschwader im Herbst 1885 nach Sansibar entsendet werden mußte, um ihm die Bedeutung deutscher Macht vor Augen zu führen. Es war aber klar, daß der Hauptfeind der deutschen Bestrebungen nicht im Palast des arabischen Sultans, sondern in London, in denjenigen Handelskreisen zu suchen war, die unter Führung Mac Kinnons Ostafrika auszubeuten gedachten und hierbei gestört waren. Die deutsche Regierung wandte sich an die englische, und nach langen Unterhandlungen kam es zu dem Londoner Vertrage vom Oktober 1886, durch welchen als Nordgrenze der „deutschen Interessensphäre" eine Linie vom Kilima Ndscharo bis zur Umbamündung (der Insel Pemba gegenüber), als Südgrenze der Rovumafluß festgesetzt, außerdem aber dem Sultan von Sansibar in dem ganzen Gebiet ein Küstenstreif von 10 (engl.) Meilen Breite zugesprochen wurde, wodurch die Gesellschaft vom Meere völlig abgeschnitten war. Merkwürdigerweise unterließ man es in London, auch eine Abgrenzung dieses Gebiets nach Westen, in der Gegend der großen Binnenseen, herbeizuführen — ein Fehler, der schon zu Mißhelligkeiten Anlaß gegeben hat, wohl aber jetzt in Berlin seiner Lösung entgegengeführt wird; bei dem vorläufigen Mangel dieser festen Grenze nach Westen ist es auch nicht möglich, die Größe des Schutzgebietes genau anzugeben, aber wir können dieselbe auf 20000—24000 Quadratmeilen, also auf mehr wie das Doppelte des deutschen Reiches mit einiger Sicherheit veranschlagen.

Während nun in London die englische und die deutsche „Interessensphäre" von einander abgegrenzt wurden, schlossen die Vertreter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft eine große Zahl von Verträgen mit den eingeborenen Stammeshäuptlingen ab, namentlich in den dem Meere naheliegenden Teilen. Was bedeuteten diese Verträge? In der Hauptsache weiter nichts, als eine Anerkennung der geistigen Ueberlegenheit der Deutschen; denn souverän blieb nach wie vor jeder Häuptling, groß oder klein, in seinem Gebiet, ebenso wie der Sultan von Sansibar in dem ihm zugesprochenen Küstenstreif. Zwar erkannten die Häuptlinge die Oberherrschaft der Gesellschaft schriftlich an — aber was wollte diese Oberherrschaft besagen, da die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft weder über genügende Truppen, noch über große Geldmittel gebot, um ihren Willen durchzusetzen, ihre Schutzbefohlenen zu beschirmen, ihre Feinde niederzuwerfen? Man beschränkte sich auch zunächst darauf, einige Stationen zu gründen, Handelsbeziehungen anzubahnen und die Bildung der deutsch-ostafrikanischen Plantagengesellschaft zu begünstigen, welche letztere in den Jahren 1887 und 1888 zwei große Tabaks- und Kaffee-Plantagen in M'busine und in Lewa mit den besten Aussichten auf Erfolg anlegte. Ueberall vollzogen sich diese Versuche im guten Einvernehmen mit der eingeborenen Bevölkerung, die sich freiwillig, gegen geringen Lohn, auf den Plantagen zur Arbeit stellte.

Indes, das wurde doch sofort klar: die Abtrennung des Schutzgebiets von der Küste, eine Folge des Londoner Vertrages, machte jede Ausbeutung des Landes unmöglich! Man mußte dahin streben, den dem Sultan von Sansibar zugewiesenen schmalen Küstenstreif unter die eigene Verwaltung zu bringen, ebenso wie die nördlich der deutschen arbeitende englische Gesellschaft diesem Ziel zustrebte. Die von Dr. Peters im Jahre 1887 in Bezug hierauf eingeleiteten Verhandlungen zogen sich, wohl in Folge der Abneigung des Sultans, mit ihm oder mit der nicht genügend leistungsfähig erscheinenden deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft allein abzuschließen, ungebührlich in die Länge, und erst Ende April 1888 wurde in Folge des Dazwischentretens des vom Reichskanzler beauftragten deutschen Generalkonsuls Michahelles der später vielgenannte Vertrag vom Sultan vollzogen, auf Grund dessen die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft am 16. August 1888 die Verwaltung und die Zollpacht des Küstenstreifs vor ihrem Gebiet übernehmen sollte. Die Gesellschaft sah dieses Unternehmen als in hohem Grade aussichtsreich an,

man versprach sich große Einnahmen von den Zöllen, man hoffte schon in diesem Jahre auf eine reiche, gewinnbringende Ernte in den Plantagen, namentlich in Lewa, auch andere Unternehmer schickten sich an, ihr Kapital dem „neuen Indien" zuzuwenden — kurz, die Lage der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft schien glückverheißend, als am 16. August 1888 ihre Flagge an den wichtigsten Hafenplätzen ihrer Küste gehißt werden sollte! Aber bei diesem entscheidenden Schritt trat in erschreckender Weise zu Tage, daß man die Rechnung ohne den Wirt gemacht, daß dem Wollen der Gesellschaft eine ganz ungenügende äußere Macht zur Seite stand und ihr bei der Vorbereitung die richtigen Leute gefehlt hatten, welche wußten, wie solche Dinge gemacht werden müssen. Der am 16. August und in den folgenden Wochen auf allen von den Deutschen in Angriff genommenen Zollstationen gegen die neuen Pächter ausbrechende Aufstand vernichtete mit einem Schlage das glücklich begonnene Werk: die Stationen im Innern wurden aufgegeben, die Plantagen verlassen und bald darauf zerstört, die Hafenorte, mit Ausnahme von Bagamoyo und Dar-es-Salaam, den Aufständischen überlassen. —

Ueber die Gründe dieser mit elementarer Gewalt, fast gleichzeitig an verschiedenen, räumlich weit von einander entfernten Orten ausbrechenden Erhebung gegen die deutsche Verwaltung und zugleich gegen den Sultan von Sansibar hat man Vermutungen und Gedanken aller Art vorgebracht. Am leichtesten machte man es sich in den Kreisen derjenigen, welche jeder deutschen kolonialen Unternehmung feindlich gegenüberstehen; nach ihnen war die Brutalität, die Grausamkeit der Beamten und der „schneidigen Lieutenants" den Eingeborenen gegenüber an allem schuld, allenfalls gab man zu, daß die Machtmittel der Gesellschaft zu gering gewesen wären. In einzelnen Kreisen*) ging man sogar soweit, anzunehmen, daß durch das „verkehrte Auftreten unerfahrener junger Streber" nicht nur die Missionsstationen an der Küste zerstört, sondern sogar „die protestantischen wie die katholischen Missionen aus Uganda vertrieben seien" — ohne dabei zu erwägen, daß Uganda nicht weniger wie 1000 Kilometer von der Küste entfernt liegt und Telegraphen dort noch nicht eingerichtet sind. Andere erblickten in dem Aufstande lediglich einen arglistigen Plan des Sultans von Sansibar, vergaßen aber dabei, daß dieser durch den nun unausbleiblichen Ausfall der Zölle in Bezug auf sein Einkommen am meisten verlieren mußte und schon deshalb schwerlich die Seele der Empörung sein konnte; wieder andere witterten englische Zettelungen und Antriebe.

Heute, nachdem der Aufstand niedergeworfen ist, können wir seine Ursache richtiger angeben, indem wir ihn als einen Ausfluß der schon seit Jahren unter den arabischen Händlern herrschenden Mißstimmung und des Hasses gegen alle Europäer bezeichnen; diese, von religiöser Beimischung nicht freie Stimmung der Araber Mittel- und Ostafrikas hatte sich schon im Sommer desselben Jahres 1888 am Njassa-See durch Angriffe gegen die dort seßhaften englischen Missionen geäußert, sie führte bald darauf am Viktoria Nyanza heftige Kämpfe zwischen der mohammedanischen und der christlichen Partei im Königreiche Uganda herbei, und sie wurde nach Wißmanns Zeugnis wesentlich dadurch gefördert, daß Gewaltakte der zwar nicht sehr zahlreichen, aber mächtigen Araber gegen Europäer ungesühnt und unbestraft blieben, das Ansehen der letzteren also sank. Unmittelbar hineingezogen wurden die arabischen Händler des deutschen Schutzgebiets in diese Bewegung erst dann, als durch den Vertrag des Sultans von Sansibar mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft die Gefahr für sie naherückte, daß an Stelle der Mißregierung des ersteren, unter der sie ihrem Hauptgewerbe, dem Sklavenhandel, ungestört hatten nachgehen können, eine europäische gegliederte Verwaltung die Küste beherrschen und die Ausfuhr von Sklaven behindern würde. Für die arabischen Händler galt es den Kampf um Reichtum, um Besitz; sie hofften auf eine, wenn auch nur geheime Unterstützung durch den Sultan, und so griffen sie zum Schwert, als im August die Flagge der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft neben der des Sultans in den Hafen-

*) Vgl. diese Zeitschrift Jahrgang 1889, Dezemberheft.

plätzen aufgezogen wurde. Alles andere, was über die Entstehung des Aufstandes erzählt wurde, ist nebensächlich, Beiwerk ohne Bedeutung; der Kern und Grund der Sache ist die Furcht der arabischen Händler des Innern vor der wachsenden Macht des Europäertums an der Küste. —

Der Aufstand brach im Süden etwas später wie im Norden des Schutzgebietes aus, erst im September. Ueber den Rovuma, den südlichen Grenzfluß, wälzten sich von Arabern geführte Scharen der Jaos — einer zwischen dem Njassa-See und dem Rovuma wohnenden Völkerschaft — nach der Küste, blockierten die Stationshäuser und erkannten auch die Herrschaft des Sultans nicht mehr an. Mit Mühe und Not entkamen die Zollbeamten der Gesellschaft mit Hülfe des deutschen Kriegsschiffes „Möve" aus Mikindani und Lindi; in Kilwa — am 4. Mai d. J. von Wißmann wieder eingenommen und bis jetzt einer der berüchtigsten Sklavenausfuhrhafen — kam es dagegen zur völligen Einschließung des Stationsgebäudes, die beiden Beamten Krieger und Hessel versäumten den richtigen Augenblick, nach der vor der Stadt liegenden „Möve" zu entkommen, und bei heldenmütigster Verteidigung ihres Postens wurde Krieger getötet, während Hessel kurz vor dem Eindringen der Feinde sich selbst das Leben nahm. Der ganze Süden des Schutzgebiets war damit bis zum Mai 1890 völlig den Arabern überlassen.

Verhältnismäßig günstiger verlief der Aufstand im Norden. Mit Hülfe der deutschen Kriegsschiffe „Karola" und „Möve" wurden die Stationsbeamten in Tanga und Pangani, nachdem sie bis auf das Aeußerste in bewunderungswürdiger Weise ihre Posten verteidigt, gerettet, in Dar-es-Salaam und Bagamoyo aber behaupteten sich die beiden Stations-Chefs, Leue und von Gravenreuth, wiesen die mehrfach sich wiederholenden Angriffe der Araber mit Unterstützung der Kriegsschiffe mit blutigen Köpfen zurück und setzten sogar die Zollerhebung fort, wenn auch der Handel in Folge der Flucht der Kaufleute aus diesen Orten sich sofort um ein Bedeutendes verringerte. Die Festhaltung der beiden Stationen war für die Zukunft der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und für die Haltung der deutschen Regierung in der folgenden Zeit von hervorragender Bedeutung; wir kommen darauf noch zurück. Die Hiobsposten aber, die im Herbst 1888 in Deutschland aus Ostafrika anlangten, von einzelnen mit einer gewissen Schadenfreude, von der Mehrheit mit Schmerz begrüßt, legten allen die Frage nahe: was soll nun geschehen? Die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft war ja ohne Zweifel nicht in der Lage, den verlorenen Besitz wiederzuerobern oder nur das Uebriggebliebene ohne Hülfe zu behaupten — die Regierung allein konnte helfen, und es fragte sich, ob und wie dieser Beistand geleistet werden würde. Die Verhältnisse brachten es aber mit sich, daß diese wichtige Frage nicht allein, sondern in Verbindung mit einer anderen, die ganze civilisierte Welt hoch erregenden, mit den Maßnahmen zur Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels beantwortet und gelöst werden konnte, da die Ursache der Wirren in Ostafrika in der Empörung der arabischen Sklavenhändler gegen europäische Gesittung zu suchen war.

Gerade im Sommer des Jahres 1888 hatte der bekannte hochherzige Kardinal Lavigerie, Erzbischof von Algier, in Frankreich, Belgien und England begonnen, den Kreuzzug gegen die arabischen Sklavenhändler zu predigen; sein Auftreten, von großem Erfolg begleitet, wenn auch ohne die von ihm beabsichtigten weittragenden Folgen, wurde u. a. in Deutschland lebhaft von Wißmann unterstützt, der aus eigener Erfahrung die wachsende Macht und Ausbreitung der Araber, die Greuel und die Unmenschlichkeit der Sklavenjagden im Innern Afrikas kennen gelernt hatte. Auf zahlreichen Versammlungen wurden in Deutschland die Ideen und Vorschläge Lavigeries besprochen, und bald beschloß man, eine Expedition auszurüsten, die dem letzten Hüter europäischer Gesittung im Innern, dem Statthalter der ägyptischen Provinz Wadelai, dem Deutschen Emin Pascha Hülfe bringen sollte, um ihn zu befähigen, ein Damm zwischen den Sklavenhändlern des Nordens und des Südens zu sein. Diese Vorschläge fanden starken

Widerhall im Lande, und der Leiter des auswärtigen Amtes konnte, auf der Stimmung des Landes fußend, einen Gedankenaustausch mit anderen Seemächten diesen Bestrebungen folgen lassen. Schon im November wurde mit mehreren Mächten, vor allem mit England, ein Abkommen geschlossen, auf Grund dessen so bald als möglich die ostafrikanische Küste von deutschen und englischen Schiffen blockiert werden sollte, um jede Ausfuhr von Sklaven zu verhindern, und am 2. Dezember 1888 trat diese Blockade thatsächlich in Kraft; auch die portugiesische Regierung schloß sich südlich des Rovuma dem Vorgehen der beiden Großmächte an, die italienische im Norden. Dem deutschen, aus sechs Kriegsschiffen bestehenden Geschwader wurde die Küste vor der deutschen Interessensphäre überwiesen, dem englischen die im Norden; beiden gemeinsam auftretenden Abteilungen gelang es auch mehrfach, Sklavenschiffe zu fangen, die Sklaven selbst zu befreien — aber darüber konnte kein Zweifel sein, daß diese Blockade weder den Sklavenhandel gänzlich beseitigen, noch ewig dauern konnte. Die Kosten, sowie die außerordentliche, der Bemannung der Schiffe auferlegte Anspannung mußte ihre Zeit auf Monate beschränken. War deshalb die thatsächliche Wirkung der Blockade auf den Sklavenhandel auch nur eine beschränkte — einen bedeutsamen Erfolg erreichte man durch sie unter allen Umständen: den Arabern und auch dem zwischen den Parteien hin- und herschwankendem Sultan von Sansibar führte man die Einigkeit der europäischen Mächte ihnen gegenüber in nicht mißzuverstehender Weise vor Augen. Die Wirkung der Blockade war also mehr auf politischem, wie auf unmittelbar praktischem Gebiet zu suchen.

So sah auch die Reichsregierung die Sachlage an. Schon am 14. Dezember 1888, in jener für die deutsche Kolonialpolitik bedeutsamen Reichstagssitzung, in welcher der die Regierung zur Bekämpfung des Sklavenhandels auffordernde Antrag Windthorsts zur Besprechung gelangte, also nur wenige Tage nach Eröffnung der Blockade, erklärte der Staatssekretär des Auswärtigen, der See-Blockade müsse eine Art Land-Blockade, d. h. eine militärische Besetzung der wichtigsten Küstenplätze folgen, und die Regierung würde binnen kurzem darauf bezügliche Vorschläge machen. Diesem Wort folgte die That auf dem Fuße: schon im Januar 1889 konnte der Reichstag die erste ostafrikaniche Vorlage beraten und genehmigen, durch welche 2 Millionen Mark „zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zum Schutz der deutschen Interessen in Ostafrika“ zur Verfügung gestellt und die Ausführung der erforderlichen Maßnahmen einem Reichskommissar übertragen wurde; sämtliche Parteien mit Ausnahme der Freisinnigen und der Sozialdemokraten stimmten zu, und auch von ersteren gaben einzelne ihr Votum bejahend ab. Es würde ungerecht sein, wenn man die Bedenken mancher Reichstagsmitglieder, welche nur zögernd ihr „Ja“ abgaben, nicht ehren und achten wollte; denn es lag auf der Hand, daß mit dieser Vorlage das Reich ernste und schwerwiegende Verpflichtungen übernahm und der ersten, nur kleinen Forderung zur „Errichtung einer einheimischen Polizeimacht“ — wie sich die Begründung der Vorlage bescheiden ausdrückte — zweifellos noch viele andere folgen würden. Das Gefühl der schweren Verantwortung war deshalb berechtigt. Bei der Mehrzahl der Reichsboten überwog aber der Gedanke, daß es Deutschlands Pflicht sei, an der großen Aufgabe der Befreiung Afrikas vom arabischen Joch mitzuwirken, und daß handelspolitische Gründe dringend aufforderten, die Hand auf die vielversprechenden Gebiete Ostafrikas zu legen.

Der Reichskommissar, Hauptmann Hermann Wißmann, dessen Name heute einer der vielgenanntesten ist, war schon damals als ein vom Erfolg begünstigter und vornehmlich durch eiserne Energie hervorragender Afrikaforscher in der ganzen Welt bekannt; seine Wahl mußte als eine außerordentlich glückliche angesehen werden. Die ihm übertragene Machtvollkommenheit war ungeheuer; er allein wurde vom Reich angestellt, alle anderen Offiziere, Beamten u. s. w. der Schutztruppe wurden von ihm ernannt, standen in seinem Dienst, konnten von ihm entlassen werden. Dieselbe Macht besitzt er noch heute, nach 1½ Jahren — ein Beweis, daß er sie nicht mißbraucht hat! Man durfte von ihm hoffen, daß er nicht aus Unkenntnis afrikanischer Verhältnisse Fehler begehen

würde; dafür bürgten die von ihm während dreier großer Reisen gesammelten Erfahrungen, namentlich auch die Kenntnisse, die er durch längeren Aufenthalt im Kongostaat erworben hatte. Seine Aufgabe war freilich eine doppelte; denn einmal handelte es sich um die Niederwerfung des Aufstandes, dann aber — und das war und ist gewiß der weitaus schwierigere Teil — um die Wiederbelebung des Handels und Verkehrs und die dauernde Einrichtung der deutschen Macht in Ostafrika. Sehen wir zunächst, welche Mittel ihm zur Erfüllung jener ersten Aufgabe zu Gebote standen, nachdem er nach den mit rastlosem Fleiß betriebenen Vorbereitungen am 31. März 1889 in Sansibar eingetroffen war.

Die in Deutsch-Ostafrika zur Verwendung gelangenden Truppen sind sämtlich der Geburt nach Afrikaner mit Ausnahme der Offiziere und Unteroffiziere, welche Deutsche sind. Die Offiziere wurden dem aktiven und dem Reserve-Offizier-Korps der deutschen Armee entnommen, schieden aus letzterer aus und traten in den Dienst des Reichskommissars; ein beträchtlicher Teil dieser Herren, wie auch der Beamten, hatte schon bei der ostafrikanischen Gesellschaft Stellung innegehabt, war also mit dortigen Verhältnissen vertraut. Die Zahl sämtlicher Offiziere und oberen Beamten belief sich im Beginn der Unternehmungen auf einige dreißig, während die der in ähnlicher Weise angeworbenen Unteroffiziere und Unterbeamten 60—70 betrug. Wir wollen hierbei einschalten, daß infolge von Vermehrung der Schutztruppe, Ablauf der auf ein Jahr geschlossenen Verträge, Krankheit und Todesfällen diese Zahlen sich im Laufe der letzten Fünfvierteljahre wesentlich geändert haben. Nach amtlichen Mitteilungen sind bis zum Mai 1890 im ganzen 248 Europäer der Schutztruppe zugeteilt gewesen, von denen 35 wegen Krankheit, 19 infolge Ablauf des Vertrages u. s. w. ausgeschieden und 11 gestorben sind — von letzteren infolge des Tropenfiebers nur 4, eine überraschend kleine Zahl. Der Kern der Mannschaften waren und sind die im ägyptischen Sudan geworbenen Sudanesen, eine nach Major Lieberts Zeugnis ganz vortreffliche Truppe, die damals im Frühjahr 1889 aus 6 in Aegypten einexerzierten, je 100 Mann starken Kompagnieen bestand; zu ihnen traten noch etwa 120 Somalis und 100 Zulus, erstere weniger tüchtig wie die Sudanesen, und 60 sog. Askaris, d. h. Sansibar-Soldaten, welche von der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft übernommen wurden. An Geschützen besaß die Schutztruppe 12 leichte Feldgeschütze, die aber der geringen Wegbarkeit wegen in der Regel nur als Positionsgeschütze zu gebrauchen waren, und sechs Revolverkanonen. Um die Verbindung der Stationen des Festlandes unter einander und mit Sansibar aufrecht zu erhalten, waren in Hamburg mehrere kleinere, aber seetüchtige Dampfer gekauft, die indes erst nach und nach in Ostafrika anlangten. Die Bewaffnung der Truppe bestand in Mausergewehren, einzelne Offiziere waren beritten. Mit dieser etwa 700—800 Mann starken Abteilung, deren Ausbildung kaum begonnen hatte, die sich erst im Feuer des Feindes als verläßlich erweisen mußte, und deren einzig sicherer Faktor Offiziere und Unteroffiziere waren, beschloß der Reichskommissar im Beginn des Monats Mai 1889 den Kampf gegen die Araber zu beginnen.

Vergegenwärtigen wir uns, ehe wir der Darstellung der kriegerischen Ereignisse im Laufe des nächsten Jahres folgen, noch kurz die Sachlage an der Küste des Gebiets.

Seit dem Beginn des Aufstandes im August 1888 waren 8—9 Monate vergangen. Die südliche Hälfte des Küstenstreifs war seitdem unbestritten in den Händen der Araber, die von Kilwa, Lindi und Mikindani aus, soweit die Blockade es erlaubte, den Sklavenhandel fortsetzten und zugleich diese Orte zur Verteidigung einrichteten. Im nördlichen Teil waren Bagamoyo und Dar-es-Salaam von den Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gehalten; man hatte die Stationsgebäude zu kleinen Festungen eingerichtet, die Orte selbst aber waren vom Feinde ausgeraubt, niedergebrannt und verwüstet, die indischen Kaufleute, in deren Händen bis jetzt der gesamte Handel sich vereinigt, hatten sie verlassen. Das deutsche Geschwader setzte die Blockade fort, beschoß einzelne Orte und griff auch mit Landungstruppen, zusammen mit den Askaris der

Gesellschaft unter Leitung Gravenreuths, Leues und anderer Beamten mehrfach die an der Küste sich zeigenden Araber an. Fielen auch diese Gefechte, von denen das bedeutendste und für die Feinde verlustreichste das bei Dar-es-Salaam am 25. Januar 1889 war, stets siegreich für die Deutschen aus, verbreiteten auch die Beschießungen der Flotte in den Küstenorten Schrecken und Furcht, so waren doch andererseits alle diese Unternehmungen zu wenig entscheidend, um dem Aufstand ein Ende zu machen. Im Gegenteil wuchs während der Blockadezeit, überhaupt in den 8 Monaten vom Beginn des Aufruhrs ab, die Unzufriedenheit auf dem Festlande; so sammelte ganz im Norden der mächtige, reiche und vom Sultan von Sansibar unabhängige arabische Landbesitzer Bana Heri in den Gegenden westlich Saadani eine Macht, die jedes Betreten seines Gebiets durch Europäer bedrohte, wenn nicht unmöglich machte, während mehr in der Mitte des Schutzgebiets der Bandenführer Buschiri Bagamoyo völlig auf der Landseite einschloß und die Karawanenstraße nach Tabora sperrte. Im Gegensatz zu Bana Heri scheint Buschiri direkt oder indirekt vom Sultan von Sansibar oder wenigstens von einflußreichen Sansibar-Arabern unterstützt gewesen zu sein; im übrigen war er ein Bandenführer und Abenteurer, dessen Truppe sich aus arabischem und anderem schlechten Gesindel zusammensetzte, und der hauptsächlich im Raub und Plünderung seine Erfolge suchte, dem aber angestammter, persönlicher Besitz fehlte. Er mochte in seinem Lager, 1½ Stunden von Bagamoyo entfernt gelegen, über 600—800 Bewaffnete verfügen.

So lagen die Verhältnisse im Beginn des Mai 1889. Der Reichskommissar entschloß sich zuerst die nördliche Hälfte des Schutzgebiets zu unterwerfen, die südliche sich selbst zu überlassen. In jener war der nächste Feind Buschiri, und in durchaus richtiger Beurteilung der Lage, die es nötig machte, rasch einen Schlag zu thun, aber auch die unbedeutendste Niederlage zu vermeiden, vereinigte Wißmann am 8. Mai seine gesamten Streitkräfte bei Bagamoyo, ließ zu ihnen mit Genehmigung des Geschwader-Chefs noch 200 gelandete Matrosen treten und griff mit dieser, etwa 900 Mann und 3 Geschützen starken Heeresmacht Buschiri in seinem festen Lager an. Der Verlauf des Gefechts bei Bagamoyo gleicht manchen der späteren Gefechte in Ostafrika, auch insofern, als der feindliche Anführer, auf dessen Gefangennahme es doch hauptsächlich abgesehen war, entkam — aber von dem der Schlachten des 19. Jahrhunderts in Europa ist er recht verschieden! Schon der Anmarsch erscheint uns fremdartig. Die Geschütze werden von Mannschaften gezogen, die Granaten — für jedes Geschütz 25 — von Trägern getragen! Der Marsch geht auf einen Hügel, der mit Palmen und Fruchtbäumen bestanden ist, später durch ein sumpfiges, mit mannshohem Grase bestandenes Thal; dann erblickte man in einem Palmhain Buschiris hoch gelegenes Lager — ein Viereck mit je 200 Meter langen Seiten, mit Pallisaden und Baumstämmen umzäumt, mit Schießscharten versehen, sogar ein starkes eisernes Vorderladegeschütz fehlte nicht, das freilich, nachdem es vier Schüsse abgefeuert, durch die Wißmannsche Artillerie zum Schweigen gebracht wurde. Der Kampf wurde durch ein Schnellfeuer der Mausergewehre eingeleitet, dann stürzte sich die Schutztruppe, die Matrosen voran, auf das Lager, drang ein und machte alle Araber, die noch innerhalb der Verschanzung waren, nieder; unter den 80 Toten fanden sich wenige Neger, die Mehrzahl waren Araber, Hadramautleute und Beludschen. Buschiri war entkommen, aber seine Macht war gebrochen, sein Ansehen bei Arabern und — was noch wichtiger war — bei den Eingeborenen völlig untergraben, er war außerdem verwundet; er zog sich nach diesem Gefecht in das Innere zurück, überfiel am 23. Juni die etwa 300 Kilometer von Bagamoyo gelegene und noch von deutschen Beamten, Giese und Nielsen, gehaltene Station, tötete den letzteren, während Giese nach der Küste entkam, und machte die Karawanenstraße nach Tabora noch einige Zeit unsicher. Sein endliches Schicksal ist bekannt: von Eingeborenen gefangen, seinen früheren Anhängern, wurde er an den Reichskommissar ausgeliefert und kriegsrechtlich zum Tode verurteilt — die Hinrichtung wurde im Dezember vollstreckt.

Nach dem Gefecht am 8. Mai, das die Ueberlegenheit der deutschen Waffen glänzend

gezeigt hatte und den Sultan von Sansibar zu größerem Entgegenkommen gegen den Reichskommissar veranlaßte, folgte in den nächsten Monaten die Besitznahme und Befestigung der wichtigeren Hafenplätze des Nordens, die Beruhigung des anstoßenden Hinterlandes, die Wiederbelebung von Handel und Verkehr in Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Pangani und Tanga. Ein erster, aber glänzender Erfolg dieser beharrlich, aber mit energischer Hand, die Strenge und Wohlwollen zu paaren wußte, durchgeführten Politik war es, daß am 8. September wieder eine 1500 Mann starke Waniamwai-Karawane mit Elfenbein in Bagamoyo eintreffen konnte, der Buschiri erfolglos bei Mpwapwa entgegengetreten war. Immer zahlreicher meldeten sich die eingeborenen Häuptlinge von nah und fern mit der Bitte um Frieden, den der Reichskommissar ihnen gern gewährte, und ohne jede Besorgnis konnte er mit einem Teil der Schutztruppe, die zwischendurch durch 350 Zulus vermehrt war, am 4. September nach Mpwapwa aufbrechen, um durch Neu-Einrichtung dieser verlassenen Station der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft die Sicherung der Karawanenstraße zu vollenden; von dieser Unternehmung, die nach Kämpfen von geringerer Bedeutung vollständig glückte, kehrte er in erstaunlich kurzer Zeit, nach einem 11tägigen Marsch, schon am 2. November nach Sansibar zurück und konnte einfach, aber inhaltreich telegraphieren: „Heute an der Küste nach friedlichem Rückmarsch eingetroffen. Karawanenstraßen sind für den Verkehr offen."

Nach dieser, wenn auch nicht ohne Opfer an Menschenleben durchgeführten Besitznahme und Beruhigung des Hinterlandes von Bagamoyo und Dar-es-Salaam konnte der Reichskommissar sich zur Niederwerfung des Aufstandes in den Gegenden nördlich des Wami anschicken, in denen Bana Heri noch unbestritten herrschte; eine Heeresmacht von 6000 Arabern und Eingeborenen sollte ihm zur Verfügung stehen. Ehe es aber zu dieser Unternehmung kam, deren Vorbereitung eine sorgfältige sein mußte, trafen Stanley und Emin Pascha gegen Mitte November in Mpwapwa auf der deutschen Station ein und wurden von hier nach Bagamoyo unter deutschem Schutz geleitet. Der letzte Teil des Marsches der Stanleyschen Expedition gestaltete sich zu einem Triumphzuge für die Deutschen; die Ruhe und Ordnung, in der er sich vollziehen konnte, die sicheren Anordnungen der deutschen Offiziere, das Vertrauen und Entgegenkommen der Eingeborenen letzteren gegenüber, die Reinlichkeit und Ordnung in Bagamoyo, das am 5. Dezember, mit Palmen geschmückt, Stanley und Emin Pascha empfing — alles dies wirkte auf beide Reisenden, wie auf alle sie begleitenden Europäer geradezu überwältigend. Stanley selbst hat sich später oft, wenn auch nicht ohne bitteren Beigeschmack, enthusiastisch über Wißmanns Erfolge ausgesprochen; Emin aber ist unter dem Eindruck dieser Verhältnisse in deutsche Dienste getreten trotz lockendster Anerbietungen von anderen Seiten. Bezeichnend für den Maßstab, mit welchem Verkehrsmittel, Verbindungen u. dgl. in Afrika heutzutage noch gemessen werden müssen, ist die Thatsache, daß die von Dr. Peters geführte, allerdings ganz ungenügend ausgerüstete Emin Pascha-Expedition nach Westen marschierte, um diesem Hülfe zu bringen, während kaum 50 deutsche Meilen weiter südlich der Gesuchte über Mpwapwa nach Bagamoyo gen Osten zog!

In der folgenden Zeit sammelte der Reichskommissar seine Kräfte zum Kampf gegen Bana Heri. Der schon mehrfach bestrafte Hafenort Saadani wurde noch einmal besetzt und dann niedergebrannt; eine befestigte Station wurde einige Meilen nördlich bei Mkwadja angelegt, da dieser Ort besser wie Saadani sich zu diesem Zweck eignete. Eine von hier aus Ende Dezember 1889 unter Lieutenant Schmidt unternommene Rekognoscierung stieß plötzlich im Walde auf die stark befestigte und von teilweise undurchdringbarem Busch umgebene Niederlassung (Boma) Bana Heris bei Mlembule, wurde beim Angriff zurückgeschlagen und hatte nicht unbedeutende Verluste; dies Gefecht, das einer Niederlage gleich sah, forderte zur Aufbietung aller Kräfte gegen den in fester Stellung stehenden Feind auf. Am 4. Januar 1890 griff Wißmann mit 40 Europäern als Führer, 500 Mann und 5 Geschützen Bana Heri in Mlembule, wenige Stunden von Saadani entfernt gelegen, an; nach heftigem Kampf wurde die Boma des „Sultan

von Useguha" gestürmt — er selbst hatte Zeit gefunden, mit Hülfe des die Festung umgebenden Urwalds zu entkommen. Der Reichskommissar nennt diesen Kampf den erbittertsten, den er in Afrika geführt, aber die Truppen, namentlich die Sudanesen, hatten sich vortrefflich geschlagen; nach dem gelungenen Sturm umarmten sich die Sudanesen jubelnd, alle stürzten auf die Europäer zu, um ihnen zum Ausdruck ihrer Freude die Hände zu drücken und zu küssen. „Wir alle — so berichtet Wißmann — hatten den Eindruck, daß wir mit einer solchen Truppe auch noch schwierigeren Aufgaben gewachsen seien." Die Verfolgung des Feindes im Urwald war unmöglich, aber auch hier zeigte es sich, daß durch die Niederlage Bana Heris sein Zauber gebrochen war; seine Anhänger verliefen sich mehr und mehr, und als der Reichskommissar am 8. März noch einmal ihn bei Palamakaa angriff, war der Widerstand gering und ohne einheitliche Leitung. Von da ab führte der „Sultan" ein elendes Leben im Busch, wurde überall von den Eingeborenen angegriffen und verjagt und wandte sich in der Not an den Chef der deutschen Station bei Saadani mit der Bitte um Lebensmittel und Geld, schließlich an den Reichskommissar mit der Meldung, daß er sich unterwerfen wolle; Anfang April wurde sein Gesuch und das des oft genannten Arabers Jehasi genehmigt, die wenigen, ihm noch gebliebenen Anhänger zerstreuten sich und bezogen ihre früheren Wohnsitze.

So war in den ersten Tagen des April thatsächlich die Unterdrückung des Aufstandes in der nördlichen Hälfte des Schutzgebietes beendet; überall war der Verkehr der Karawanenstraßen gesichert, eine Menge der Häuptlinge hatte namentlich im März ihre unbedingte Unterwerfung angezeigt, war beschenkt und hier und da in deutschen Sold genommen. Die indischen Kaufleute waren durchweg wieder in die Küstenstädte zurückgekehrt, von denen Bagamoyo und Dar-es-Salaam schon jetzt höhere Einwohnerzahlen aufwiesen, wie vor dem Aufstande. Neben den Indiern eröffnete die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft Handelsfaktoreien, die Plantagengesellschaft nahm in Lewa, die Pflanzergesellschaft bei Tanga den Anbau von Tabak wieder auf, auch andere Plantagen zur Erzielung von Baumwolle wurden in Angriff genommen oder doch vorbereitet. Die Ausfuhr, namentlich die von Elfenbein, steigerte sich jetzt, nachdem der Aufstand sie länger verhindert, in überraschender Weise, so daß die auf Grund eines durch den Vertreter der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit dem Sultan von Sansibar abgeschlossenen Vertrages neu geregelte Zollerhebung durch die Gesellschaft gute Erträge abzuwerfen begann; beispielsweise gelangten an einem Tage auf einer Zollstelle Elfenbein im Werte von 200000 Mark zur Ausfuhr, was eine Zolleinnahme von 30000 Mark darstellte. Unter diesen auf Frieden und Ruhe für längere Zeit hindeutenden Umständen beschloß die Reichsregierung, zur thatsächlichen Besitzergreifung des weiten, bis zu den großen Seen sich ausdehnenden Hinterlandes zu schreiten, verstärkte die Schutztruppe und entsendete den aus eigenem Antriebe in deutschen Dienst getretenen Emin Pascha am 25. April über Mpwapwa nach Osten, als Führer einer trefflich ausgerüsteten Expedition. Ist auch amtlich über die Aufträge Emins im einzelnen nichts veröffentlicht, so geht man wohl nicht fehl, anzunehmen, daß sein erstes Ziel Tabora ist, jenes „Khartum" Central-Afrikas, in dem alle Verbindungen der arabischen Händler zusammenlaufen, das zu besitzen für unsere ostafrikanischen Handelsinteressen von höchster Bedeutung ist, und das deshalb unter allen Umständen auf friedliche oder kriegerische Weise unter deutschen Einfluß gestellt werden muß. Es ist von Emin Paschas hoher Kenntnis arabischer Verhältnisse zu hoffen, daß ihm die Besitznahme Taboras ohne Kampf gelingt — auf Nachrichten von ihm werden wir aber noch länger warten müssen, denn Tabora ist etwa 90 deutsche Meilen von der Küste entfernt. Wünschen wir ihm Glück auf seinem langen Wege nach dem Westen! Kurz nach ihm brach auch der Reichskommissar zu Schiff nach der südlichen Hälfte des Schutzgebiets auf, eroberte, nach voraufgegangenem Bombardement durch die Kriegsschiffe, Kilwa am 4. Mai und wenige Tage darauf Lindi und Mikindani; diese Plätze wurden sofort mit Befestigungen versehen und können

nun, ähnlich wie früher Bagamoyo und Dar-es-Salaam, als Ausgangspunkte für die weitere Beruhigung der südlichen Hälfte des Schutzgebiets dienen. Möge sie sich schnell und ohne Blutvergießen vollziehen!

Die Erfolge des zum Major beförderten Reichskommissars im Laufe des ersten Jahres seiner Thätigkeit sind, wie vom Kaiser und vom ganzen Lande anerkannt, groß; er verdankt sie — abgesehen von der bewährten Tüchtigkeit seiner Offiziere und Unteroffiziere, der Ruhe und Sicherheit seines Auftretens, das den Eingeborenen gegenüber neben rücksichtsloser Strenge noch viel häufiger Güte und Entgegenkommen zeigte, dann dem wohl berechneten, jeder Ueberstürzung abholden Plan seiner militärischen Unternehmungen, schließlich der zweckmäßigen Einrichtung des ganzen Dienstes. In Bezug auf letzteren geben wir hier einige, der „Neuen Preußischen Zeitung" entnommene Angaben, die die jetzige Verteilung des Dienstes, so wie letzterer sich nach und nach entwickelt hat, zur Anschauung bringen.

Die Leitung des Ganzen geht von der direkt unter dem Reichskommissar stehenden Kommandantur in Sansibar aus, deren Diensträume in einem großen Araberhause untergebracht sind; sie zerfällt in zwei von einander unabhängige Abteilungen, die Verwaltungs- und die See-Abteilung, von denen die erstere die Einnahmen und Ausgaben des Reichs-Kommissariats, die sich auf die Verpflegung und Ausrüstung der Truppen und auf den Munitions-Ersatz beziehenden Angelegenheiten bearbeitet, während die See-Abteilung sich mit der Flotte (4 Dampfer und eine größere Zahl kleinerer Schiffe) befaßt. Außerdem befindet sich in Sansibar die Sanitäts-Abteilung, von der aus die Lazarette in dieser Stadt, in Pangani und Bagamoyo, wie die sonstigen ärztlichen Einrichtungen beaufsichtigt und geleitet werden. Dem Reichskommissar selbst liegt außer der Leitung des Ganzen, sowie der persönlichen Führung größerer Unternehmungen auch die Besichtigung des unterworfenen Gebiets, der einzelnen Stationen u. s. w. ob, und er bereist dieselben durchschnittlich in jedem Monat einmal. Jede Station mit dem dazu gehörigen Distrikt steht unter einem Chef, welcher am 25. jedes Monats Meldung über den allgemeinen Zustand macht; die ganze nördliche Küste war bis dahin bis zum Rufidji Herrn von Gravenreuth als Stellvertreter des Reichskommissars unterstellt, und ebenso wird später die südliche Hälfte der Küste einen besonderen Chef erhalten. Diese ganze Einrichtung und Verteilung des Dienstes scheint einfach und zweckmäßig zu sein; sie wird noch leichter und besser ihrem Zweck genügen, wenn nach einigen Monaten die deutschen Dampfer eine regelmäßige Verbindung mit der Heimat herstellen, und die schon geplanten telegraphischen Leitungen zwischen den einzelnen Stationen unter einander und mit Sansibar zur Ausführung gelangt sind.

Die großen von Wißmann im Laufe eines Jahres errungenen Erfolge geben uns den Mut, sowohl in Bezug auf die Beseitigung der mit dem Sklavenhandel verbundenen Greuel, wie auf die weitere Entwicklung des Handels und Verkehrs in Deutsch-Ostafrika gute Aussichten zu erhoffen. Ein verhängnisvoller Irrtum freilich würde es sein, zu glauben, daß schon jetzt Ruhe und Frieden dort für lange hinaus gesichert seien: in diesem, von unzähligen Völkerschaften bewohnten Erdteil sind, wie sonst nirgends, ein fortwährender Kampf, eine ewige Unruhe an der Tagesordnung. Durch Wißmanns Thätigkeit ist die Sklavenausfuhr aus dem deutschen Gebiet wesentlich eingeschränkt, auch sind die Sklavenjagden dadurch verringert, daß manche eingeborene Stämme im Vertrauen auf die deutsche Unterstützung und vom Reichskommissar mit besseren Waffen ausgerüstet, es jetzt wagen, den Arabern bei ihren Beutezügen mit bewaffneter Hand entgegenzutreten — aber die Sklaverei als solche ist auch im Schutzgebiet noch nicht beseitigt und kann auch nicht auf einmal da, wo sie seit langem eingebürgert ist, sofort vom Erdboden verschwinden. Wohl aber kann die deutsche Herrschaft schon jetzt dazu beitragen, das Auftreten von Sklavenkarawanen zu verhindern, wie sie u. a. Lieutenant Giese, während er Chef der Station Mpwapwa war, gesehen hat: „eine lange Reihe schwarzer, elender Gestalten, Männer, Weiber und Kinder, zum Teil an langen Ketten,

zum Teil an schweren Gabelhölzern, an denen vorn und hinten je ein Mann, mit dem Halse in der Gabel, befestigt war." Giese erzählt weiter, daß die Araber von hundert Menschen nur etwa 15—20 höchstens zur Küste bringen, während die andern Hungers sterben, vor Erschöpfung am Wege liegen bleiben und eine Beute der Hyänen werden. Die Reisenden Junker und der jetzige Reichskommissar Wißmann berichten ganz ähnlich, und wer sollte bei diesen Erzählungen von unsagbarem Elend und unmenschlicher Grausamkeit nicht den heißen Wunsch haben, daß ähnliche Dinge auf deutsch-ostafrikanischem Boden in der Zukunft nicht mehr möglich sein können?

Mit der Sklavenfrage steht in enger Verbindung die der Heranziehung von Eingeborenen zur Arbeit auf Plantagen, als Handwerker u. dgl. Ist es wahr — und viele Nachrichten bestätigen es — daß die Neger Afrikas schon jetzt freiwillig sich auf den im Entstehen begriffenen Plantagen gegen Lohn zur Arbeit melden, so liegt darin der beste Keim, sowohl für eine schnelle und vorteilhafte Entwicklung solcher Anlagen, wie für eine Hebung des Handels im allgemeinen. Bis jetzt kann uns Ostafrika für unser bares Geld und unsere Waren in der Hauptsache nur Elfenbein und Kautschuk bieten — giebt es uns aber die ungeheure Arbeitskraft seiner Söhne, so ist diese ein Tauschobjekt, das bei dem für viele Bodenerzeugnisse höchst fruchtbaren Boden Millionen und aber Millionen wert sein wird. Es kommt hinzu, daß die Bedürfnisse der Neger an all den Dingen, die Europa hervorbringt, fast gleich Null sind, sie werden aber unendlich schnell wachsen, sobald der Verkehr mit den Weißen ein dauernder und lohnbringender für sie wird. Die Entwicklung dieser Verhältnisse — das muß immer wieder betont werden — vollzieht sich naturgemäß nicht in Monaten, auch nicht in Jahren, sondern vielleicht in Jahrzehnten; haben unsere Kapitalisten nicht so lange Zeit, sich mit wenigen Zinsen begnügen zu können, so müssen sie die Ausbeutung andern überlassen. Wir möchten aber glauben, daß das Verständnis für die Reichtümer, die jenes Land an seinen Bewohnern und in seinem Boden besitzt, auch bei uns von Tage zu Tage um sich greift und wächst, so daß eine regere Beteiligung des Privat-Kapitals an den ostafrikanischen Unternehmungen bald zu erwarten ist.

Alle die eben erwähnten Bestrebungen — mögen sie auf Unterdrückung des Sklavenhandels oder auf Steigerung des Handels gerichtet sein — bedürfen des sittlichen Halts, den ihnen nur das Christentum geben kann. In Deutsch-Ostafrika ist vorläufig neben Heidentum schlimmster Art der immerhin höher stehende Mohammedanismus die verbreitetste Religionsform; das Christentum hat bisher so gut wie gar keine Erfolge aufzuweisen. Die bedeutendsten Missionsgesellschaften sind katholischen Glaubens; von ihnen ist die größte eine von Franzosen geleitete, vortrefflich gehaltene Niederlassung bei Bagamoyo, auch eine deutsche katholische Mission hat sich in Dar-es-Salaam niedergelassen — wirkliche Gemeinden haben sich indes dort noch nicht gebildet. Die evangelische Mission ist noch zu kurze Zeit in Thätigkeit, um Erfolge haben zu können — aber bei dem hoffnungsvollen Gebiet, das in Angriff genommen werden soll, möchten wir von Herzen wünschen, daß sich bald große Geldmittel und zahlreiche begeisterte Männer finden, um die Saat des Glaubens dort auszustreuen. Erwünscht würde es sein, wenn die Reichsregierung eine gleichzeitige Niederlassung von Missionsgesellschaften verschiedener Konfession in demselben Ort nicht zulassen wollte — das Land ist groß genug, um vorläufig allen verschiedene Bezirke anweisen zu können. —

Die Aufgaben, die in Ostafrika durch Deutschland ihrer Lösung zugeführt werden müssen, sind zahlreich und schwer. Der Anfang, der dort gemacht ist, ist aber vielverheißend, und wenn die Reichsregierung und die Nation fernerhin mit Kraft, aber auch mit Milde zur rechten Zeit dort auftreten, sowie unter Anstrebung des Ziels, die Eingeborenen nicht nur auszubeuten, sondern ihre Lage und ihre Gesittung zu verbessern, so wird mit Gottes Hülfe auch diesem Unternehmen der Erfolg nicht fehlen.



Die Soldatendichtungen des Kriegsjahres 1870—71.

Von

Martin Wagner.

Die Zeit des letzten großen Krieges war trotz ihrer Kürze außerordentlich fruchtbar an dichterischen Hervorbringungen. Denn es sangen nicht nur die berufenen großen Sänger unseres Volkes; es sang auch so mancher, der sonst wohl nicht die Leier schlug. Und wer wollte es leugnen, daß, vom Standpunkte des Kunstrichters betrachtet, dadurch auch so manches Lied entstanden ist, von dem das Wort eines um seines Schweigens willen getadelten Dichters gelten mag:

> Bei euern Thaten, euern Siegen —
> Wortlos, beschämt, hat mein Gesang geschwiegen;
> Und manche, die mich darum schalten,
> Hätten auch besser den Mund gehalten. (E. Mörike.)

Aber es giebt diesen Dichtungen gegenüber auch einen andern Standpunkt, als den des Kunstrichters. Auch das dichterisch fast Wertlose wird demjenigen bedeutungsvoll erscheinen, dem es darauf ankommt, einen Blick in die von dem Sturm der großen Zeit bewegte Seele des Volkes zu thun und daran die eigene Seele zu erfrischen. In diesem Sinne verdienen besonders die Lieder der Männer, die bei dem großen Kampfe in erster Reihe standen, unsere Beachtung, die Lieder unserer Soldaten.*)

Es giebt eine große Anzahl von Liedern — und gewiß sind lange nicht alle erhalten und bekannt geworden — die aus dem Herzen der deutschen Soldaten entsprungen sind. Es dürfte kaum irgend eine Schlacht, kaum irgend einen Zug des Feldzugslebens geben, die nicht in einem Soldatenliede ihren Ausdruck gefunden hätten. Schon diese einfache Thatsache erscheint mir bedeutungsvoll. Sie erscheint mir als eine Folge der andern Thatsache, daß unser Heer nicht ein Söldnerheer, sondern in Wahrheit nichts anders ist als das deutsche Volk in Waffen. Darum fand die verrohende Wirkung des Kriegslebens ein starkes Gegengewicht in dem Besitz unseres Volkes an geistigen und sittlichen Gütern, die unsere Soldaten mit in das Feld nahmen. Die höhere und edlere Auffassung, die dichterische Verklärung des rauhen Waffenhandwerks, welches sie ausübten, wurde nicht künstlich in sie hineingetragen, sondern hatte in ihnen eine bleibende Stätte, ja erwuchs in ihrer eigenen Mitte. Ein Füsilier des 39. Regiments bringt das zu schönem Ausdruck, indem er von den deutschen Liedern singt:

*) Vgl. besonders „Historische Volks- und volkstümliche Lieder des Krieges von 1870—1871." Aus fliegenden Blättern u. s. w. gesammelt und herausgegeben von F. W. Freiherrn von Ditfurth.

Ihr deutschen Lieder, kühn und stark,
Voll Heldenkraft und Heldenmark,
Wenn ihr in vollen Tönen schallt,
Wie faßt das Herz ihr mit Gewalt!

Und wieder klingt ihr so voll Kraft,
Voll Jugendmut und Leidenschaft,
Begeistert uns im heil'gen Krieg
Und führet uns von Sieg zu Sieg.

Hier in dem fremden welschen Reich
Wie klingt ihr da so lieb und weich,
Ruft Vaterhaus und Jugendglück
Und sel'ge Zeiten uns zurück!

Von Heldentreue, Todesmut
Verkündet ihr uns schlicht und gut
Und ruft: Seid eurer Väter wert
Und stehet treu für Haus und Herd!

Ihr knüpft uns an das Vaterland
Mit innig treuem, festem Band;
Ihr bleibt uns, wenn uns nichts mehr blieb,
Drum seid ihr uns auch ewig lieb.

Der Dichter dieses Liedes ist ein Einjährig-Freiwilliger; aber im allgemeinen haben wir die Sänger der Soldatenlieder keineswegs vorwiegend in den Vertretern höherer Bildung zu suchen, sondern gemeine Soldaten, Unteroffiziere, Feldwebel, Hornisten und Stabstrompeter singen, was ihnen der Augenblick giebt. Nicht selten bedienen sie sich dabei der heimatlichen Mundart; der Baier, der Schlesier, der Märker, der Niedersachse singen, wie sie sprechen, und gewiß ist gerade dadurch die Verbreitung der Lieder befördert worden, so daß, was der einzelne ersonnen, oft Eigentum des ganzen Regiments wurde.

Dem kam auch die schlichte Form der meisten Lieder zu gut. Sie schließen sich darin wohl aus dem doppelten Grunde, weil sie aus den benannten Kreisen hervorgingen und weil sie auch wiederum für diese bestimmt waren, d. h. um der Sangbarkeit willen, meist an bekannte Volkslieder an. Eine ganze Anzahl sind nach der Weise des „Prinz Eugen, der edle Ritter", andere nach „Schier dreißig Jahre bist du alt", „Ich bin ein Preuße", „O Straßburg, o Straßburg", „Die Hussiten zogen vor Naumburg", „Erhebt euch von der Erde", nach der Weise der baierischen Schnadahüpfln und nach anderen Vorlagen gedichtet. — Die in hohen Worten ausströmende Leidenschaft vieler Dichter aus den gebildeten Kreisen darf man freilich in diesen Liedern nicht suchen — ich glaube nicht zu ihrem Nachteil. Was von nichtsoldatischen Sängern geringeren Ranges in den Kriegstagen gedichtet worden ist, sucht das Dichterische vielfach im Prunk der Worte. Die Männer der That dagegen lassen meist die Thaten und Ereignisse selbst reden in schlichter Darstellung des äußerlich oder innerlich Erlebten. Ja, nicht selten erscheinen besonders die Schlachtenbilder, die sie entrollen, mit kaltem Herzen betrachtet als trockene, nur durch den oft mangelhaften Reim und das noch mangelhaftere Versmaß von ungebundener Rede sich unterscheidende Darstellungen. Ein Franzose würde nichts bemerkenswertes an ihnen finden. Wem aber selbst das Herz warm wird bei der Erinnerung an jene große Zeit, der empfindet das warme Leben in ihnen und empfindet es gerade in der anspruchslosen, dem Manne des Volkes entsprechenden Weise, in der es sich äußert, mit doppelter Freude und findet oft echten dichterischen Gehalt auch in der unscheinbaren Hülle.

Gehen wir nun auf den Inhalt dieser Lieder etwas näher ein.

Die unruhigen Zeiten der Mobilmachung, des Aus- und Aufmarsches unserer Truppen ließen den dabei unmittelbar Beteiligten wenig Muße zu dichterischen Aeußerungen. Ueber die Vorgänge, über die sonst so viel gedichtet worden ist, über Napoleons frevelhaftes Heraufbeschwören des Krieges und Deutschlands einmütige Erhebung dagegen giebts daher nur wenige Soldatenlieder; nur erinnerungsweise wird in den späteren Zeiten nicht selten darauf zurückgewiesen. Auch das prächtige Lied des „Füsiliers von 83" „König Wilhelm saß ganz heiter" hat bekanntlich ebensowenig wie das Kutschkelied einen Soldaten zum Verfasser. Ein Umstand aber aus jenen ersten Zeiten, der im Felde erst sich recht geltend machte, findet in den Soldatenliedern lebhaften Wiederhall. Der Jubel über den Anschluß des deutschen Südens an den Norden war gewiß in der Heimat groß.

Aber was dieser Zusammenschluß zu bedeuten hatte, bekam doch keiner so zu fühlen wie der Soldat auf dem Schlachtfelde, wo das gemeinsam vergossene Blut sich mischte, und in der höchsten, äußersten Not es oft gerade einem Truppenteil von einem andern deutschen Stamme beschieden war, Hülfe zu bringen. So haben wir zwei Soldatenlieder über die entsetzlichen Kämpfe um Bazailles, die beide, das eine vom baierischen, das andere vom sächsischen Standpunkte aus, denselben Augenblick zur Darstellung bringen, nämlich die Befreiung der Baiern aus ihrer bedrängten Lage durch die Sachsen. Mit großer Anschaulichkeit schildert das baierische Lied das furchtbare Ringen der Baiern, welches der französischen Ueberzahl gegenüber fast aussichtslos erscheint; da heißt es klagend in dem Liede:

Sechs Stunden haben wir in Minderzahl
Gehalten tapfer Stand,
Können kaum noch widerstehen,
Wir müssen zu Grunde gehen
Oder weichen — das wär' eine Schand!

Aber in dieser äußersten Not da

— — kommt ein Offizier gesprengt
Von unsern Chevauxlegers,
Der ruft: „Die Sachsenbrüder kommen,
Sie kommen in dicken Kolonnen,
Sind da mit der ganzen Armee."

Und mit Hurra wurden nun die Sachsenbrüder begrüßt und mit ihnen gemeinsam der Kampf wieder aufgenommen und zum siegreichen Ende geführt. Das war verwirklichte und wirksame deutsche Einigkeit. Darum jubelt dann ein anderer:

Ich hab' viel Kameraden,
Und bessere find'st du nicht:
Das sind die tapfern Preußen,
Die Hessen, Sachsen, Reußen —
Als Held ein jeder ficht.

Und so die Bad'ner Schwaben
Und jeder deutsche Soldat.
Sie streiten wie die Löwen,
Und Ehre gebühret jedem
Als tapferm Kamerad.

Und gewissen Verhetzungsversuchen gegenüber singt wieder der Baier in einem Kriegsschnadahüpfle:

Ob luth'risch, katholisch,
Wer fragt da dernach?
Der Feind kriegt katholisch
Und luth'risch sei' Sach! —

In einem gewissen Gegensatz zu dieser im Felde geschlossenen deutschen Blutsbrüderschaft steht ein diesen Liedern ganz besonders eigentümlicher und die soldatische Auffassung kennzeichnender Zug. So sehr man sich nämlich auch der Einheit mit allen deutschen Brüdern freute, — im einzelnen Falle, wo es galt, kam der Antrieb zu mutiger, todeskühner That nicht aus dem allgemeinen deutschen Vaterlandsgefühl, sondern dann hieß es: Zeigt euch als brave Pommern, Sachsen, Märker, Baiern, Schwaben! Ja selbst das sind für die unmittelbare, soldatische Empfindung noch zu weite Kreise: an ihre Stelle tritt oft das Armeekorps, das Regiment, das Bataillon, wohl gar die Kompagnie oder Schwadron. Und dem entsprechend werden dann auch die errungenen Lorbeeren nicht zunächst dem gemeinsamen deutschen Vaterlande, sondern den einzelnen Truppenteilen beigelegt. So haben wir denn eine große Anzahl von Liedern, welche die Thaten der einzelnen Truppenteile verherrlichen. Die Pommern, die Schlesier, die Märker, die Baiern, die Garderegimenter, das 9., 11., 20., 23., 33. und viele andere Infanterieregimenter, Dragoner, die 13. Ulanen, ja selbst die Munitionskolonnen und

die Krankenträger, sie alle wissen zu singen und zu sagen von ihrem besondern Anteil an den großen Thaten des einen deutschen Heeres. — Ein Zwölfer ist gar ganz böse, daß noch niemand die Thaten des 12. Regiments besungen hat; entrüstet fragt er:

Meint ihr, wir wären nie dabei
Und wüßten nichts von Siegsgeschrei?
Fragt alle Tapfern unterm Sand!
Wir fochten treu fürs Vaterland —
Doch keiner weiß und keiner kennt
Das alte zwölfte Regiment.

Und so singt er denn nun von den Thaten des 12. Regiments. — Ein ganz junges, noch durch keinen Feldzug bewährtes Regiment war das 96. Bei Beaumont am 30. August kam es zum erstenmal ins Feuer. Davon heißts in einem darauf bezüglichen Liede:

Es galt des Regimentes Ehre;
Obgleich es jung und neu noch war,
Daß seine Leut' auch tapfre Krieger,
Das ward der Feind gar bald gewahr.

Ein Bromberger Landwehrmann feiert die Thaten seines Bataillons und besonders die der 5. Kompagnie im Gefecht bei Petit Magni. Als es zum Angriff geht, ruft der Hauptmann seinen Leuten zu:

Auf Bromberger, eilet Mann für Mann!
Ihr traget die Ehre davon!

Ein auch dichterisch schönes Lied schildert die bedrängte Lage, in die das 1. Kolbergische Bataillon des 9. Grenadierregimentes bei Pontarlier geriet. Von zwölffacher Ueberzahl umzingelt, wird es zur Ergebung aufgefordert. Da heißts:

Der Oberst sprach: „Verloren
Bist du, mein Bataillon.
Doch noch verlangte Kolberg
Vom Feinde nie Pardon.
Und wenn der Schnee gleich blutgetränkt,
Noch wird die Fahne hochgeschwenkt
Vom ersten Bataillon."

Und Kolbergs Grenadiere
Sie standen felsenfest —

bis das 2. und 3. Bataillon Hülfe brachten.

Ein Lied des 11. Regiments schließt die Schilderung seines Eingreifens in die Schlacht bei Gravelotte mit den Worten:

Vergeßt den blut'gen Tag nicht,
Nicht 's elfte Regiment.

Die Garde rühmt von demselben Tage:

Das war der preußischen Garde,
Das war des Königs Sieg.

Die Schlesier — das 23. Regiment — freuen sich, den Feind bei Chevilly gelehrt zu haben, „daß sie auch Preußen seien."

Diese Beispiele ließen sich noch vielfach vermehren; ich bemerke indessen nur noch zur Kennzeichnung des Sinnes, in welchem diese Betonung der besonderen einzelnen Heeresteile gemeint ist: es ist nicht neidische Eifersucht auf den Ruhm der andern, sondern der edle Wetteifer, in dem keiner zurückbleiben, sondern jeder das Seine beigetragen haben will in dem furchtbaren Ringen um den Sieg. Bei aller Hervorhebung der eigenen Truppe wird auch der Leistungen der andern oft mit Anerkennung gedacht, und wir haben sogar ein Lied aus baierischem Munde, welches eigens die Tapferkeit der



Schwaben bei Champigny, und eins von einem Liniensoldaten, welches die Thaten der Landwehrdivision Kummer verherrlicht. So zeigt sich im Felde die rechte Geltendmachung der Mannigfaltigkeit deutscher Art, welche die Einheit nicht ausschließt, sondern ihre festeste Stütze ist, die nämlich, daß Jeder sich bemüht, sein Bestes dranzusetzen zum Heile des Ganzen.

Von besonderer Wichtigkeit erscheint mir eine andere Eigentümlichkeit der Soldatenlieder, da sie ein Zeugnis für die Gesundheit, die innere Gesundheit unseres Heeres ist: das ist das vielfach sich äußernde Vertrauen, der Stolz, die Liebe zu den Führern. Wie die Begegnung mit König Wilhelm die wackeren Pommern begeisterte, schildert lebhaft ein pommersches Lied von der Schlacht bei Gravelotte:

Da, als die liebe Sonn' aufging,
Uns'r alter Kriegsherr uns empfing.
Den Blick gerichtet himmelwärts
Ging er voran, das stärkte das Herz.
Das gab uns Kraft, das machte uns Mut
Und machte fröhlich das Pommerblut.
Denn wo voran unser König geht,
Kein echter Pommer stille steht.

Und selbstverständlich kehrt die Verehrung seines Namens in den meisten Liedern wieder. Aber neben ihm stehen auch im Liede die andern glänzenden Namen des deutschen Heeres. Die Lieder von Weißenburg und Wörth feiern besonders den Kronprinzen, die von Mars-la-Tour und Orleans den Prinzen Friedrich Karl. Aber auch der Fransecky, Manstein, Schwarzhoff, Kummer, Alvensleben, Budritzky u. a. wird mit Begeisterung gedacht. Des letzteren heldenhaftes Vorgehen bei Le Bourget verherrlicht ein besonderes Gedicht; darin heißt es:

Er führet von der Garde
Die 2. Division,
Liebt jeden seiner Krieger
Wie seinen eignen Sohn.
— — — — — — — — —
Er reitet kühn und mutig
Voran dort seiner Schar,
Zu neuem Sieg zu führen
Den treuen Preußenaar —

Bis vor die Barrikade;
Da macht er Halt zur Stell',
Springt ab von seinem Pferde,
Ergreift die Fahne schnell.

Jedoch sein Mut ist größer
Als es sein Körper war;
Hoch ist die Barrikade,
Sehr hoch und fest fürwahr.

Nicht will dem kühnen Helden
Gelingen hier der Sprung;
Das sieht ein Pionier und
Hebt ihn hinauf im Schwung.

Und wie der große Kleine
Hoch oben auf dem Wall,
Schwingt kräftig er die Fahne
Und ruft mit Donnerschall:

„Elisabether, Kinder,
Vorwärts ins Dorf! Hurra!
Seht, Franz und Alexander,
Die sind schon beide da!“

Hei, das war lust'ges Stürmen!
Gewonnen Haus für Haus.
Man fegt von roten Hosen
Das Dorf ganz gründlich aus.

Und als nach heißem Kampfe
Erscholl: Viktoria!
Scholl auch dem tapf'ren Feldherrn
Ein donnerndes Hurra!

Ich habe dieses Lied seiner besonderen Frische und Anschaulichkeit wegen fast vollständig mitgeteilt, und es mag damit auch genug sein zur Kennzeichnung des freudigen und wohlbegründeten Stolzes, mit dem unsere Soldaten auf ihre höheren Führer sahen. Aber noch bedeutsamer erscheinen mir die zahlreichen Aeußerungen des Vertrauens, der Liebe und Verehrung für die untergeordneten Führer. Denn daß die an so hervorragender Stelle stehenden Männer die Blicke der Bewunderung auf sich zogen, begreift sich leicht; wer aber das Garnisonleben und den engeren Dienst überhaupt mit seinen

vielen und unvermeidlichen Kleinigkeiten und Plackereien kennt, der weiß auch, daß so manches dabei ist, was das Verhältnis der Soldaten zu ihren unmittelbaren Vorgesetzten trüben zu können scheint. Der Krieg aber hat bewiesen, daß das dennoch nicht der Fall ist. Wer weiß heutzutage noch viel von den Heldenthaten eines Hanstein und Rantzau, Hindenburg und Szarbahele, Michler und Pestel und wie sie sonst heißen? Verschwindet doch in diesen Riesenkämpfen die Bedeutung der geringeren Offiziere fast ebenso, wie die des gemeinen Mannes. Aber treue Soldatenliebe hat vielen von ihnen ein Denkmal gesetzt und klagt um die Gefallenen in zum Teil tief ergreifenden Liedern. Es gemahnt an die Kämpfe der Helden des trojanischen Krieges, wenn wir aus einem Liede der Fünfziger hören, wie sie um die Leiche ihres bei der Erstürmung einer feindlichen Batterie gefallenen Premier-Lieutenants Michler kämpfen. Als er tot hinsinkt, gerade in dem Augenblick, wie er auf einer eroberten Kanone stehend ein Hoch auf den König ausbringt, da — so fährt das Lied fort —

Vor Zorn und Schmerz aufschreien all',
Die Feinde wieder anstürmen;
Manch' Tapf'rer kommt darüber zu Fall,
Den Toten zu beschirmen.

Wie die Löwen kämpfen die Fünfziger kühn,
Nicht von dem Gefallenen weichen,
Bis daß der Franken Ungestüm
Vergeht vor ihren Streichen.

Sie bringen den Toten siegreich zurück,
Auch zwei Kanonen als Beute.
Den Gefallenen traf des Tages Geschick,
Doch war's sein Ehrentag heute.

Besonders schön und warm ist ein dem bei Villiers gefallenen Major von Hanstein gewidmetes Lied. Schon ist unter seiner tapferen Führung die feindliche Stellung genommen, nur hin und wieder fällt noch ein Schuß. Da wird plötzlich Hanstein von einer Kugel durchbohrt.

Und wie vom Schlag getroffen
Erstarret jedes Herz;
Verloren hat ihn jeder,
Ein jeder fühlt den Schmerz.
Schnell wird die Bahr' gefertigt,
Gelegt er sanft d'rauf hin,
Und vier Mann sieht man trauernd
Mit ihm von dannen zieh'n.

Verstohlen manche Thräne
Rollt in den Kriegerbart.
„O laßt die Thränen fließen!
Wehrt nicht den Schmerz euch ab!
Wenn je gerechte Thränen
Geflossen an einem Grab,
So waren es unsere Thränen
An Ritter Hansteins Grab."

Nach Villiers in die Quartiere
Rückt spät das Bataillon,
Macht Halt dann an der Kirche,
Nacht war's inzwischen schon.
Dort halten sie die Leiche
Des Braven abgesetzt,
Und einmal schaut noch jeder
Ihm ins Gesicht zuletzt.

Wenn auch in fremder Erde
Er ruht im fränkschen Sand,
Wird unvergeßlich bleiben
Sein Nam' im deutschen Land.
Schmückt einst ein Kranz von Lorbeer
Eu'r Haupt im Vaterland,
Vergeßt nicht Ritter Hanstein,
Der euch den schönsten wand!

Es leuchtet von selbst ein, wie wertvoll eine solche Stellung der Soldaten zu ihren Offizieren ist, und ich bemerke nur noch, daß auch in zahlreichen Liedern, in denen kein Name genannt wird, doch der Führer mit Vertrauen und Verehrung und mit Stolz auf ihre Tapferkeit gedacht wird.

Es läge nun nahe, die Darstellungen der Kämpfe selbst einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen, und es würde da manches Schöne und Fesselnde ans Licht gezogen werden können; aber andererseits wären auch Wiederholungen nicht zu vermeiden, und so begnüge ich mich mit einigen Bemerkungen darüber. Naturgemäß sind die Schlachtenlieder nicht Darstellungen des gesamten Kampfes, sondern nur des besonderen Anteils, den der einzelne Heeresteil daran genommen hat. Aber wie gerade darin eine Bürgschaft der Wahrheit liegt, so liegt darin auch der besondere Reiz dieser Lieder. Sie muten uns gerade durch die vielen kleinen Züge und Einzelheiten an, wie wenn wir — und

wer thäte das nicht gern? — einem Teilnehmer an jenen Schlachten selbst zuhörten. Der Vormarsch beginnt; die eben angesteckten Pfeifen verschwinden im Brotbeutel. Dies Regiment zieht mit dem Gesange der „Wacht am Rhein“ in den Kampf, jenes begrüßt den Befehl zum Vorgehen mit einem Hoch auf den Führer. Jetzt kommen sie in den Bereich des feindlichen Feuers; sie selbst können von ihren nicht so weit tragenden Waffen noch keinen Gebrauch machen und sehen doch schon so manchen Kameraden zusammenbrechen. Das Gelände bietet Schwierigkeiten; dort sitzt der Feind hinter einem Eisenbahndamm, hier in Weingärten oder in Häusern. Nun beginnt das furchtbare Ringen. Gesicht und Hände sind bald geschwärzt von Pulverdampf, und noch immer steht der Feind. Ja er zwingt zum Zurückgehen. Endlich treffen Verstärkungen ein; nun ein neuer Vorstoß und dann endlich Sieg und Siegesjubel und zum Schluß etwa — die deutsche Gemütlichkeit, die sich nach hartem, blutigem Strauß ein Pfeifchen Tabak schmecken läßt — „riechts auch nach pfälzischem Land.“ Das alles tritt in diesen Liedern in unmittelbarster Anschaulichkeit vor unsere Augen. Besonders angenehm berührt es, daß die meisten Lieder durchaus fern sind von leerer Prahlerei; das Zagen vor der Schlacht, das auch den Mutigsten ergreift, wird nicht verdeckt, und auch die Tapferkeit des Feindes findet Anerkennung. Ja es durchzieht gerade die Schlachtenlieder vielfach ein tiefer Ernst; fast überall wird der schweren Opfer gedacht, die für den Sieg gebracht werden mußten, und das düstere Nachspiel jeder Schlacht, das sich auf den Verbandplätzen und bei dem Begraben der Gefallenen abspielt, findet oft in besonderen Liedern erschütternden Ausdruck. Und ich kann es mir nicht versagen, wenigstens eins derselben hier mitzuteilen; es stellt ein Nachspiel der Schlacht von Spichern dar:

Es reitet in der Sommernacht,
Da alles still geworden,
Ein Offizier durchs Feld der Schlacht,
Die Brust voll hoher Orden.

Da trifft er in dem Dämmerlicht
Am Wege nach Saarbrücken
Soldaten, die mit Kreuzen schlicht
Die Totenhügel schmücken.

Da hält der Reiter still im Thal
Und fragt die fleiß'gen Krieger.
„Hier ruht mein Chef, Herr General,“
Spricht ernst ein junger Sieger.

Da weint der greise Reitersmann,
Held Manstein, heiße Thränen,
Der Alsen einst im Sturm gewann
Im Kampfe mit den Dänen.

Ergriffen schau'n die Krieger all
Auf den berühmten Reiter,
„Auf, schaufelt fort den hohen Wall,
Flink, flink, ihr wackern Streiter!

Der gestern euch zum Sieg geführt,
Zum Heldentod erlesen,
Den ihr geliebt, wie sich's gebührt —
Er ist mein Sohn gewesen.“

Da schaufeln sie die Erde fort
Und legen bloß die Leiche.
Der Vater starrt dem Sohne dort
Ins Angesicht, ins bleiche.

Und als sie aus der Stadt ins Thal
Mit schlichtem Sarg gelangen,
Da küßt bewegt der General
Dem Sohn die bleichen Wangen.

Dann steigt er wieder still zu Roß,
Der Mond blitzt auf der Wehre.
Zur Heimat geht der Leichentroß,
Der Vater still zum Heere.

Selbstverständlich hat aber die muntere Laune in den Soldatenliedern auch ihre Stelle, wenn auch nicht, oder nur selten in den Schlachtenliedern. Es ist, als ob vor der Majestät des Schlachtendonners der Scherz verstummt wäre. Aber in den Beschwerden der ermüdenden Märsche und den Mühseligkeiten der langen Belagerungen erwachte er und half sie überwinden.

Einerseits fand man Muße zu Rückblicken, und da bot sich denn die Gestalt Napoleons als eine die Lachlust mächtig reizende dar, und übermütigster Spott ergießt sich nun über ihn und seinen vorzeitig zum Helden gemachten Sohn. Napoleon, „der alte Sünder und Europaschinder“ als preußischer „Prisonjeh“ in Wilhelmshöhe, Prinz

Lulu, der „beinah ein Held geworden“ und dennoch, „naß noch von der Feuertauf“, mit Muttern nach England flieht — so dankbare Vorwürfe konnten lustige Leute sich nicht entgehen lassen. Und wer wollte ihnen das verdenken? Mögen wir jetzt auch den kläglichen Zusammenbruch des napoleonischen Glanzes nur als das in der Weltgeschichte sich vollziehende Gottesgericht ansehen, so war doch der Gegensatz zwischen der prahlerischen Anmaßung und dem schmählichen Ende des Franzosenkaisers zu groß, als daß er nicht auch von der lächerlichen Seite hätte aufgefaßt werden müssen.

Aber noch gründlicher wurden jene Marsch- und Belagerungsbeschwerden dadurch überwunden, daß man sie selbst belachte. Auf Sedan folgten die Gewaltmärsche nach Paris — kein Spaß für den schwer belasteten Soldaten; aber ein braver Sechsundvierziger singt:

Und so strample ich auch wieder
Mit den 46ern,
Oft recht müde, matt und hungrig,
Aber immer froh und gern. —

Ganz besonders launig werden in mehreren Liedern die Nöte der Belagerungsheere von Metz und Paris dargestellt. Ein vor Paris liegender Fünfziger hört im Geist seine guten Bekannten in dem heimatlichen „Kretscham“ (Schenke) sehr weise Kriegsgespräche führen, in denen sich gelegentlich auch wohl etwas Neid gegen die im Felde Stehenden äußert, nicht nur wegen des heiß erkämpften Ruhmes, sondern fast mehr noch wegen des „Champagners“ und der andern herrlichen Weine, die das schöne Frankreich den deutschen Siegern bietet; solchen falschen Vorstellungen gegenüber giebt er nun ein trüb-lustiges Bild der Wirklichkeit: das glänzende Quartier ist „a Häusel Stroh, das heißt mehr Dreck, und drinnen Schlafkollegen“, die tägliche Speise Erbswurst mit Wasser angemacht,

Und oft, wenn scho de Suppe kocht,
Der Magen freudig knarret,
Wird allemiert, eh' man's gedocht,
Und Laufschritt über'n Berg gemacht
Uff a Franzos geharret;
Wenn der nu ni kümmt oagerückt,
Marschir'n wir uff de Seete;
A Stückl Broat wird dann verdrückt,
De Suppe ging halt pleete.

Dazu die Granatenungetiere, die Freuden des nächtlichen Postenstehens, der unaufhörliche Regen und darum der Schluß:

Ja besser, vielmoal besser is
Be Muttern scho derheeme.

Aber loslassen will man den belagerten Franzmann darum doch nicht, sondern ihm schon zeigen, wer es länger aushalten kann. Eine andersartige Schwierigkeit bot unsern Leuten die Verständigung mit den Einwohnern des Landes; aber sie wußten sich zu helfen. Ein Wasserpole des 23. Regiments schildert das in sehr lustiger Weise. Erst „beim Militär“ hat er vor 4 Jahren Deutsch gelernt. Da muß er nach Frankreich hinein und findet sich nun wieder einer fremden Sprache gegenüber — welche Pein!

Doch als ich sah, daß jedes Kind
Französ'sch hier spricht, dacht ich geschwind:
Die Sprache kann so schwer nicht sein,
Sie muß mir in den Kopf hinein!

Und bald gehts; im Quartier

Frag' ich den ersten citoyen:
„Sie! hat es hier wohl noch du pain?“

Wenn ich dabei den Finger steck'
In meinen Mund und kau frisch weg,
Schreit er gewiß: Aha! monsieur,
Voilà ici un boulanger.

Auch Wein und Speck weiß er bald zu bekommen; bei der Stiefelschmiere freilich muß der dem marchand unter die Nase gehaltene Stiefel zur Verständigung helfen. Nur ein Wort hat er nie gelernt und auch keiner seiner Kameraden; der letzte Vers sagt's uns:

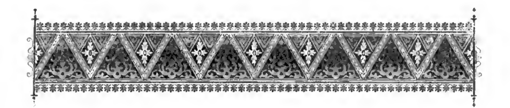
> Gar mancher fiel, fand leider hier
> In Feindesland sein letzt Quartier —
> Doch keiner hat, treu seinem Schwur,
> Gelernet hier was heißt: retour!

Es würde indessen etwas Wesentliches fehlen, wollte ich nicht schließlich noch mit wenigen Worten auf die religiöse Stimmung hinweisen, die in nicht wenigen dieser Lieder widerklingt. Der Lieben in der Heimat, der Qualen der Verwundeten, der Gefallenen und der durch ihren Tod Verwaisten wird nicht selten betend gedacht, und der Dank für die Bewahrung bei dem furchtbaren Mähen des Todes hat einigemale in besonderen Liedern seinen Ausdruck gefunden. Und wie beim Beginn der Schlacht das bange Gefühl, das auch den Tapfersten ergreift, überwunden wird durch einen Ausblick zu dem, in dessen Händen unser Geschick liegt, und inmitten des schweren Kampfes manch ein „Gott helf!" sich aus dem Herzen losringt, so tönen nach errungenem Siege Loblieder über das Schlachtfeld hin. Die Worte, mit denen König Wilhelm den Sieg von Sedan in die Heimat meldete: „Welch eine Wendung durch Gottes Fügung!" sind geschichtlich geworden. Aber sie geben ohne Zweifel nicht nur den Eindruck wieder, den er selbst bei diesem großen Erfolge empfand, sondern wie er so spürten wohl viele deutsche Soldaten darin das Walten der starken Gotteshand in der Geschichte der Völker. Gerade die Siege haben, wie viele Lieder bezeugen, den Blick aufwärts gelenkt. Und so singt der baierische Sänger der Sedanschlacht:

> Gott hat geholfen wunderbar,
> Gebt ihm allein die Ehr!
> Deutschland ist herrlich erstanden,
> Der Feind gemacht zu Schanden,
> Gestürzt in Staub sein Heer!

Der Stoff ist lange nicht erschöpft; nur einen kleinen Bruchteil der Soldatenlieder aus dem großen Kriege habe ich in dem Vorstehenden berührt, und gewiß wird noch manches Bemerkenswerte aus ihnen erhoben werden können. Aber auch schon auf Grund des Wenigen, was ich hier gegeben habe, wird, hoffe ich, der Wunsch als berechtigt erscheinen, daß wenn einstmals unser Volk wiederum sich fremder Uebergriffe zu erwehren haben sollte, es ebenso gesinnte und sangesfreudige Soldaten stellen möchte, wie sie 1870 im Felde standen, Männer, denen zu der äußeren Waffe die innere Ausrüstung der Kämpfer jener Zeit nicht fehle! Dann

> Lieb Vaterland, magst ruhig sein!
> Fest steht und treu die Wacht am Rhein.



Allerlei aus meinen Wanderjahren.

Von

Elisabeth.

„Die Wellen kosen mit einander um das Schiff; der Wind spielt mit den Segeln; der letzte Streifen Heimatland ist dem Blick entschwunden; das Meer wogt um mich und unter mir, und vor mir sitzt der fast regungslose Steuermann. — Die gute Gräfin, die so mütterlich gütig für mich ist, sah es nicht gern, daß ich, statt mich niederzulegen, wieder auf das Verdeck ging; aber frische Luft bedurft ich noch, oder vielmehr mich noch einen Augenblick völlig allein mit Dir zu fühlen, vor dem stillen Nachthimmel. Mit Dir, mein Gustav, den weder Land noch Meer, nicht Zeit, nicht Tod, nicht Grab von mir trennen kann. Alle Ewigkeiten — so war Dein Wort in der Stunde des Findens und Verstehens — werden wir vereint durchwandern. — Und trotz dieses Bewußtseins ist jetzt, wo ein kleiner Raum uns trennt, namenloses Weh in meiner Brust. — Vorgefühle und Ahnungen dürfen den nicht beeinflussen, der weiß, daß der allliebende und allweise Gott über ihm wacht, ihn führt — sagtest Du einmal —; Ihm und Seiner Führung sich, sorglos wie ein Kind, überlassen, das wollen wir — fügtest Du hinzu. — Und so wagt' ich Dir meine angstvollen Gedanken nicht zu sagen in der Stunde des Scheidens. Wars mir doch, als mußt' ich Zug für Zug Dein geliebtes Bild auf meine Seele drücken, um es treu festzuhalten bis zum großen Auferstehungsmorgen; — als läge ein Menschenleben der Trennung vor uns, und nicht — wie wir hoffen — nur wenige Wochen. Mein ganzes Sein gehört ja Dir, also auch die Gedanken und Gefühle, die Du tadeln wirst; aber ich fühle mich leichter, seit ich sie Dir gesagt."

Obige Zeilen schrieb die zweiundzwanzigjährige Elisabeth Bernay ihrem Verlobten am Tage nach der Trennung von ihm. Der Mond mit seinem Silberschein war ihre Lampe, und blickte — wie es schien — mit wehmütiger Teilnahme in das große seelenvolle Auge, das oft, vom Papier auf ihren Knieen, hinein schaute in den stillen Nachthimmel, als suche sie dort den Gegenstand ihrer Gedanken, ihrer Wünsche. Und wer die Sprache recht verstanden, die in diesem lebendigen Buche geschrieben, der hätte gar bald gefühlt, daß einige Worte ihres Briefes, die auf den ersten Blick überspannt schienen, wohl Wahrheit werden könnten. Ein mächtiges Verlangen nach dauerndem Glück war in ihrer Seele, als sie zum selbstbewußten Leben erwachte — und die Gewißheit, daß nichts in dieser Welt es völlig befriedigen könnte, stand daneben — blieb daneben stehen, als die Bruderseele zu ihr trat, und triumphierend die lang Gesuchte und nun Gefundene fest umschlang.



Kurz nach ihrer Verlobung starb, ebenso plötzlich als unerwartet, Elisabeths Vater, dessen jüngstes Kind sie war. Und nicht nur heimatlos wurde die junge Waise durch seinen Tod, sondern auch gezwungen, um ihr Brot zu arbeiten bis zu ihrer Verheiratung; da ihr Verlobter, selbst mittellos, nur nach Deutschland gegangen, um seine Studien zu vervollkommnen, ehe er sich in Lund, seiner Vaterstadt, als Arzt niederließ. Reiche Gaben waren Elisabeth vertraut, und verständige, treu sorgende Eltern hatten unermüdlich gestrebt, sie so zu nützen, daß sie ihr und andern ein Segen werden könnten. So wies sie nun mit Bestimmtheit alle großmütigen Anerbieten der verheirateten Schwestern und ihrer Freunde ab; sie wollte Anderer Gnade nicht verdanken, was sie leicht durch eigene Kraftanstrengung sich verschaffen konnte. Junge Mädchen unterrichten und lehren, in demselben Sinne, wie die auch heimgegangene Mutter sie selbst erzogen, das, meinte sie, sei einstweilen ihre Aufgabe. Natürlich aber wünschte Gustav Silberskőld, ihr Verlobter, sie möge in Schweden eine ihr zusagende Stelle finden, damit ihm nicht die Möglichkeit genommen werde, sie zuweilen zu sehen, bis er ihr ein eigenes Heim bieten könne. Und gerade, als er im Begriff war, eine alte Gräfin Nordsterna zu bitten, ihm dazu behülflich, auch bei dieser Gelegenheit mütterlich helfende Freundin zu sein, wie so beständig seit dem Tode seiner eigenen Mutter, bekam er einige Zeilen von ihr aus Ems, wo sie einen Teil des Sommers zugebracht, ihn einladend, einen Sonntag bei ihr zuzubringen. Seine Ueberraschung und Freude war gleich groß, als er nun erfuhr, sie suche eine Erzieherin für ihre junge Großtochter. Acht Tage später erklärte sie sich geneigt, Elisabeth als solche mit nach Schweden zu nehmen, und außerdem mütterlich für sie zu sorgen, bis sie Gustav den augenblicklich ihr vertrauten Schatz auf immer übergeben könnte. — Schon sechs Wochen später sollte Gustav selbst nach Schweden zurückkehren.

Jeder, der eine Nacht auf dem Meere zugebracht, begreift, daß Elisabeth nicht schlief. Sie horchte auf das Rauschen und Brausen der Wellen; dachte an den finstern Abgrund unter sich und an die leichte Wand, die sie davon trennte; sie dachte an die Tausende, die den Todesschlaf in den Tiefen des Meeres schliefen; — sie dachte — vor allem — an die Stunde der Trennung von ihrem höchsten irdischen Gute, und konnte ein namenloses Weh in der Brust nicht bemeistern. — Auch mit dem ersten Morgenstrahle verließ sie das harte, schmale Lager, hüllte sich fest in ihren warmen Mantel und eilte wieder auf das Verdeck. Auf der letzten Stufe der Treppe angelangt, blickte ihr Auge auf ihr Plätzchen vom vergangenen Abend und gewahrte, zu ihrem Erstaunen, daß von einigen Segelstangen und Segeltuch eine leichte Hütte an derselben Stelle aufgeführt war. Davor stand, mit der Cigarre zwischen den Lippen, den Blick unverwandt auf die Treppe gerichtet, einer der Mitreisenden, der ihr am Tage zuvor sehr dadurch mißfallen, daß er sie beständig zu beobachten schien. Er war ein Mann, den Fünfzigen nahe — eine stattliche Erscheinung, mit dunklem, lockigem Haar, hier und da mit einem schmalen Silberstreifen durchwoben. Seine Stirn war hoch, und zwei ungewöhnlich tiefe Furchen trennten die buschigen Augenbrauen, die sich breit und lang über ein paar tiefliegende Augen wölbten, deren Farbe und Ausdruck aber schwer zu erkennen, da die dunklen Wimpern sie völlig überschatteten. Die Nase war edel — und um den ziemlich großen Mund mit blassen, schmalen Lippen spielte fast beständig ein spöttischer Zug. Die Gesichtsfarbe war grau-gelb, wie von Menschen, die erst gegen Morgen Schlaf suchen und finden. — Unwillkürlich fast wich Elisabeth zurück, und wollte sich wenden, um wieder hinab zur Damenkajüte zu gehen. Rasch eilte der Fremde auf sie zu.

„Verderben Sie mir meine ganze Freude nicht,“ sagte er, sich vor ihr verbeugend, „indem Sie mein Werk der frühen Morgenstunde verachten. Gleich bei Ihrer Uebersiedlung in unser Land wünscht' ich Ihnen schwedische Gastfreundschaft zu zeigen, indem ich Ihnen das Plätzchen etwas behaglich machte, das Sie sich erkoren.“

„Aber,“ entgegnete Elisabeth verlegen, „ich habe niemand gesagt, daß dieser Platz mir lieb.“

„Ich habe es aber gesehen,“ erwiderte lächelnd der Fremde, „denn während Sie im Mondschein schrieben, sich allein glaubten mit Ihren Gedanken und dem ehrlichen, alten Steuermann am Ruder, lag ich da oben im Mastkorbe. Das ist mein Plätzchen auf der See! Denn unten in den engen Räumen erstickt man, und auf dem Verdeck könnte ein schlaftrunkener Matrose mich einmal für unnützen Ballast nehmen und aus Versehen über Bord werfen. Von meinem Wachtposten aus hab ich dann die Sterne betrachtet. Viele dort oben — einen hier unten.“

Abermals wich Elisabeth zurück, jetzt fest entschlossen, nicht länger bei dem zudringlichen Fremden zu weilen. — Er sah ihre Bewegung und schlug sich mit der Hand an die Stirn. „Verzeihen Sie,“ sagte er, eilig eine Karte aus seiner Brieftasche nehmend, die er Elisabeth mit einer Verbeugung reichte, „meine Mutter, die Gräfin Nordsterna, ist unsichtbar auf dem Meere, und so muß ich selbst mich vorstellen: Baron Nordsterna.“

Elisabeth blickte auf die Karte, und dann auf den Fremden, mit einem kalten, mißtrauischen Blicke. „Es wäre doch seltsam,“ erwiderte sie zögernd, „wenn die Gräfin, unter deren Schutz ich reise, mir nicht gesagt, daß ihr Sohn an Bord sei.“

„Ja, wenn sie es gewußt,“ war seine Antwort. „Da sie mich aber schon in Paris glaubt, — wo ich meine Winter meist zubringe, — und nur ein launiger Zufall mich, ohne meinen Willen, diese Reise machen läßt, so konnte es ihr nicht in den Sinn kommen, Ihnen gegenüber von mir zu reden.“

In demselben Augenblick sprang ein junger Mann die Treppe herauf, der unschlüssig stehen blieb, als er Elisabeth gewahrte.

„Gut, daß du kommst!“ rief Baron Nordsterna ihm entgegen. „Graf Odenheim, mein Neffe,“ stellte er den nun herantretenden jungen Mann vor, „dessen Hofmeister ich sieben Wochen in Karlsbad gewesen, und der nun — einer heftigen Erkältung wegen — acht Tage zu spät nach Upsala zurückkehrt,“ fügte er lächelnd hinzu.

Angenehm überrascht, als sie den Namen hörte, blickte Elisabeth auf und in zwei treue, blaue Augen, die sie fast kindlich und etwas verlegen anblickten. Und ohne Zaudern ergriff sie die Hand, die ihr zum „Willkommen“ geboten wurde.

„So sind Sie meines künftigen Zöglings Bruder,“ sagte sie vergnügt; „nur wußt' ich nicht, daß Sie mit uns reisen würden.“

„Ich auch nicht,“ war die Antwort. „Eine Erkältung zwang mich, meine Abreise zu verschieben — und mein gütiger Onkel wollte mich nicht allein lassen. Erst spät gestern Abend erfuhren wir zufällig, daß Sie, mit der Großmutter, auch auf dem Schiffe wären.“

„Wollen Sie nun Ihren kleinen Palast gütigst in Augenschein nehmen?“ fragte Baron Nordsterna lächelnd. „Sie sehen hoffentlich endlich, daß wir ehrliche Leute sind?“

Errötend sah Elisabeth ihn an und war im Begriff, ihm die Hand versöhnend entgegen zu strecken. Aber so unbehaglich fühlte sie sich unter seinem Blicke, der sie den ihrigen rasch senken machte, daß sie unwillkürlich ihre Hand rasch zurückzog, und meinte, viel zu thun, indem sie ein freundliches „danke für so viele Mühe für mich“ zögernd bot.

„Lassen Sie uns nun rasch das Zelt beschauen,“ sagte Elisabeth, „das ich ja schon aus Höflichkeit heute als mein angenehmes Gefängnis ansehen muß.“

Und einen Augenblick später saßen die beiden jungen Leute gemütlich auf einem Haufen von Schiffstauen und redeten mit einander wie alte Bekannte.

„Die Großmutter aber darf nicht wissen, daß ich wieder krank gewesen bin, und deshalb jetzt erst reise,“ sagte Graf Odenheim. „Ich bin nicht stark, und sie ängstigt sich leicht, besonders seit vorigem Winter, wo sie einen leichten Schlaganfall gehabt.

Auch muß ich, um sie nicht zu beunruhigen, mir die Freude versagen, sie in Kalmar zu begrüßen. Sie glauben kaum, wie gut sie ist, immer nur für andere lebend."

„Das hab ich schon in diesen vierundzwanzig Stunden erfahren," unterbrach ihn Elisabeth.

„Nur mein Schwesterchen versteht sie nicht," fuhr der junge Mann fort; „das aber ist die Schuld der Erzieherin, die sie bis jetzt gehabt. Die war falsch und hart — und klagte beständig über Ebbas Fehler bei der Großmutter und hätte sicher mit der Zeit ihren Charakter verdorben, wäre sie länger bei ihr geblieben. Glücklicherweise hat sie sich verheiratet und — verzeihen Sie," unterbrach er sich plötzlich, „ich langweile Sie; aber ich bin so froh, daß Sie nun Ebba erziehen und lieben werden."

Elisabeth war bewegt. Der so junge Bruder dachte also mit Herz und Kopf an das Wohl und Wehe der jungen Schwester! Und völlig vergaß sie nach und nach, daß der ihr so unheimliche Baron Nordsterna in geringer Entfernung, an einen Pfeiler gelehnt, stand, den Rauch einer Cigarre langsam in die Luft blasend, als sei alles andere ihm einerlei.

„Es ist eigentlich schade," fing Graf Odenheim nach einem Augenblick des Schweigens wieder an, „daß Sie nicht mit einem Schiffe von Lübeck aus gereist, da wären Sie der schwedischen Küste entlang gefahren, und mein Onkel hätte Ihnen endlose Legenden erzählen können. Lieben Sie Legenden?"

„O sehr!" war die Antwort.

Graf Odenheim sprang rasch auf und trat vor seinen Onkel mit der Bitte, die Sage von der bei Ystad versunkenen Stadt zu erzählen, die Fräulein Bernay nicht zu kennen scheine.

„Recht gern," erwiderte Baron Nordsterna, „wenn ich im Gefängnisse Einlaß finde?"

„Da ist Platz genug," war Elisabeths Erwiderung, indem sie in die Ecke des Zeltes rückte.

Baron Nordsterna bemerkte die rasche Bewegung; zog ein kleines, daliegendes Bündel vor das Zelt, setzte sich schweigend darauf — und begann nach einigen Augenblicken seine Erzählung.

„Sie wissen, daß die Phönizier schon in den ältesten Zeiten die Küsten der Ostsee befuhren; nicht nur, um den Bernstein dort aufzulesen, aus dem sie kostbaren Schmuck für die griechischen Schönen verfertigten, sondern vielmehr, um die Produkte ihrer Kolonieen am Mittelmeere gegen Erzeugnisse Skandinaviens zu vertauschen. Phönizische Münzen, die man hier aufgefunden, beweisen es.

„Das erste indes, das die Phönizier thaten, wenn ihnen ein Platz vorteilhaft für den Handel erschien, war, daß sie sich da anbauten und die Eingeborenen zu gewinnen suchten. Die Niederlassung auf einer Landzunge, die sich von der Stelle aus, wo Ystad heute liegt, weit ins Meer erstreckte, wurde bald eine prachtvolle Stadt, mit Palästen und Tempeln, in denen man glänzende Feste feierte zu Ehren von Bacchus und Venus, die pflichtschuldig ihre treuen Verehrer begleiteten, wohin diese auch wandern mochten. Da diese beiden Gottheiten sich indes ein Gefolge von allerlei Untugenden gebildet, so zog nicht nur Jubel und Reichtum mit ihnen ein, sondern auch Unfug, wie nur Sodom und Gomorrah ihn gekannt. Und Jahrhunderte hindurch, als das goldene Tyrus längst in Sack und Asche Buße gethan, dauerte das wüste, gottlose Treiben hier fort.

„Die Vickinger hatten lange schon die Phönizier aus den nordischen Meeren verdrängt; schifften von Ansiedlung zu Ansiedlung; raubten, plünderten und handelten, wie es ihnen gerade genehm schien.

„Gegen Ende des achten Jahrhunderts wurde das Christentum hier und da an den nordischen Küsten gepredigt, durch fromme Männer, die das Wort ihres Herrn und Meisters an sich gerichtet glaubten: Gehet hin und lehret alle Völker! Aber die Lehre vom Kreuz gefiel den Verehrern Wodins und Freias nicht, und ebensowenig denen, die

ihren Weihrauch vor Bacchus und Venus verbrannten. So war das Schicksal dieser für ihren Glauben zu jedem Opfer fähigen Männer gewöhnlich ein recht trauriges. Die meisten starben den Tod der Märtyrer.

„Gegen Ende des neunten Jahrhunderts lebte in einem Kloster in Osnabrück der durch seine Heiligkeit weitberühmte Bruder Stettinus. Seine Jugend hatte er in England verlebt und zuweilen reden hören von dem grausigen Leben der Bewohner unserer phönizischen Stadt. Sie zum Christentume zu bekehren war der heiße Wunsch seiner Tage und Nächte; aber in der Demut seines Herzens hielt er sich solch großer Aufgabe nicht gewachsen, bis zu der Stunde, in welcher der Apostel Petrus ihm, mit einem großen hölzernen Kreuz in der Hand, erschien und ihm befahl, hinüber zu fahren zu der Küste Skandinaviens und das Evangelium zu predigen in der alten Stadt der Phönizier.

„Schon am folgenden Morgen, nachdem der fromme Bruder seinen Traum dem Abte des Klosters mitgeteilt und um dessen Segen gebeten, ergriff er den Wanderstab und das große, schwere Kreuz, vor dem er seit Jahren seine inbrünstigen Gebete zum Himmel hinaufgesandt, und erreichte die Küste Norddeutschlands gerade, als ein Schiff segelfertig lag, das ihn hinüberführen konnte zu meinem Heimatlande. — Kaum aber hatte er dessen Boden betreten und versucht, sein Kreuz aufzupflanzen, als die gaffende und lachende Menge ihn selbst darauf band und ihn so auf einen Felsen am Ufer schleppte, um ihn von dort hinab ins Meer zu stürzen. „Wehe, wehe über euch Verblendete!" rief er aus, als man auf der Höhe angelangt. „Der Apostel Petrus sendet mich, und weil ihr die mir vertraute Botschaft nicht hören wollt, so wird es euch ergehen, wie denen von Sodom und Gomorrah. Ihr werdet versinken in die Tiefen des Meeres mit eurer goldenen Stadt und euren Schätzen, um dort bis zum jüngsten Tage zu büßen für eure grausige Verstocktheit. Wehe, wehe!" — In demselben Augenblicke erhob sich ein furchtbares Brausen aus der Tiefe des Meeres; die Wellen hoben sich zischend und heulend; die Erde bebte und erzitterte und der Felsen zerkrachte, auf dem die lachende Menge des Heiligen verhöhnt und verspottet.

„Und als am folgenden Morgen die Sonne herabschien auf die Stelle, wo die Stadt der Phönizier Jahrhunderten getrotzt, war nichts mehr von ihr zu sehen; sie spiegelte sich — vielleicht ein wenig verwundert — in tanzenden Wellen."

„Oh, das ist wohl unser von einem Dichter so schön besungenes Vineta?" sagte Elisabeth.

„Wahrscheinlich nicht," war die Antwort; denn Vineta soll auf der Insel Usedom gelegen haben. Ruht mehr als eine solche Stadt in den Tiefen des Meeres, oder hat meine liebe, alte Tante — deren ganzes Herz Sie bald gewinnen werden, wenn Sie ihren Erzählungen freundlich zuhören — sich geirrt, ich weiß es nicht. Ich habe getreulich berichtet, was ich durch sie, vor Jahren, davon vernommen. — Aber ich bin noch lange nicht zu Ende."

„Desto besser!" erwiderte Elisabeth.

„Seit jenem Tage nun," fuhr Baron Nordsterna fort, „wenn zufällig um mitternächtliche Stunde ein Schiffer über diese Stelle hinfährt, wo früher die goldene Stadt gestanden, so hört er plötzlich ein seltsames Klingen und Läuten, wie von fernen Kirchenglocken. Aber nicht der Wind trägt den geheimnisvollen Laut zu seinem Ohr, sondern die aus der Tiefe steigenden Wellen. Hinüber bückt sich dann der Schiffer über den Rand des Bootes, und ists gerade eine helle Sternennacht, so gewahrt er auf dem Grunde des Meeres die alte Phönizier-Stadt. Die langen Straßen sind gefüllt mit Menschen in längst vergeßner Tracht. Aber sie rennen und jagen nicht mehr, wie ehemals, nach Schätzen und Festen. Mit gesenkten Häuptern wandern sie langsam und traurig dahin — auf die geschlossenen Tempel zu, vor dessen Thoren zerbrochene Kreuze aufgepflanzt. Dort angekommen, wirft sich dann die unglückliche Menge auf die Knie. — Aber Venus und Bacchus sind für immer in ihren Olymp verbannt; und

der wahre Gott, den sie verhöhnt und verspottet, hat sich von ihnen gewandt bis zum Tage des Gerichts.

„Und nun meinen Sie vielleicht," fuhr er nach einem Augenblick des Schweigens fort, „meine Geschichte könne zu Ende sein! Dem ist indes nicht so! Unser mutiger Stettinus ist nicht ertrunken mit der frevelnden Menge; sein Kreuz hat ihn gerettet! Auf demselben fest gebunden, nahmen ihn die Wellen auf ihren Rücken und trugen ihn weit hinweg von der Unglücksstelle, in die Mitte des Meeres und in die Nähe eines Schiffes. Sobald man dort den auf so eigentümliche Art Reisenden erblickte, machte man Versuche, ihn zu retten. Und schließlich gelang es, sowie auch den anscheinend schon Toten ins Leben zurückzurufen. Sehr verwundert soll er umhergeblickt haben, als er endlich die Augen wieder öffnete und die Seeräuber, denen das Schiff gehörte, gewahrte.

„Gar bald erfuhr er, daß der Skorbut auch am Bord sei, und die Unglücklichen nur noch Rettung durch den Tod erwarteten. Wohl verstand es der gelehrte Stettinus, Tränke zu bereiten, die Linderung oder Heilung für die Kranken werden könnten. Aber woher die dazu nötigen Kräuter nehmen? — — Schon früher erwähnt' ich, wie die Vickinger nahmen und raubten, was sie konnten. So hatten sie auf einer der an schwedischer Küste liegenden Inseln ein junges Mädchen fortgeführt, die gerade beschäftigt war, heilende Kräuter für eine kranke Großmutter zu sammeln. Einen mit denselben angefüllten Sack hatte sie mit sich genommen und saß schon seit langen Tagen weinend und klagend darauf, die wilden Männer vergeblich anflehend, sie zurückzuführen zu der alten, verlassenen Frau. Stettinus suchte die Arme zu beruhigen und untersuchte dann den Inhalt des Sackes. Und groß war seine Freude, als er darin gerade das ihm Nötige fand. Mit Hülfe dieses jungen Mädchens und zwei anderer Frauen, die auch noch auf dem Schiffe waren, bereitete er dann Arznei und kühlenden Trank für die Kranken, von denen die meisten genasen. — Noch manchen langen Tag und noch längere Nächte schiffte unser Stettinus auf der Ostsee herum mit diesen Seeräubern, die ihm teilweise ihr Leben verdankten. Sie waren ihm natürlich nicht feindlich gesinnt, lauschten andächtig seinen Reden vom ewigen Heile und Heiland, und als sie endlich an der Stelle landeten, wo heute — Ihr Stettin liegt, Fräulein Bernah, — ließen alle sich taufen. Ein Teil der Mannschaft siedelte sich hier an und gab dieser Ansiedlung natürlich den Namen ihres „Heiligen", der sie zum Christentum bekehrt.

„Gotland!" erschallte es plötzlich, und unsere drei Reisenden sprangen auf, um den dunklen Punkt am Horizonte zu begrüßen.

„Wie schade," sagte Graf Odenheim, „daß wir uns da nur einige Stunden aufhalten! Tagelang könnte man in den alten zerfallenen Kirchen dort umherwandeln und würde nie genug gesehen haben. Ich war vor drei Jahren in Wisby, mit Tante Ellen im Seebade, und denke oft daran zurück."

„Die einzige Kirche, die man mit Ruhe wird sehen können," sagte Baron Nordsterna, „ist St. Maria, die Domkirche, durch Deutsche erbaut."

„Darf ich Ihr Führer sein, Fräulein Bernah?" fragte eifrig Graf Odenheim.

„Gern!" war die Antwort. „Nur muß ich erst hinunter zur Gräfin, um ihr zu sagen, daß ich schwedische Gesellschaft gefunden, mit der ich ans Land gehen werde. Denn obgleich sie so seekrank ist, daß sie mit geschlossenen Augen liegt und kein Wort spricht, so möchte ich doch das Schiff nicht verlassen ohne ihr Wissen."

„Nur verraten Sie mich nicht," bat Graf Odenheim.

Beide Männer blickten ihr nach. Der jüngere mit dem freudigen Lächeln, das sagen wollte: wie froh bin ich, eine so liebe Bekanntschaft gemacht zu haben! Der ältere mit finsterer Stirn und zornigem Blick. „Welches Zeichen ist denn meiner Stirn aufgedrückt," murmelte er vor sich hin, „daß dies junge Mädchen meine Nähe ängstlich

flieht, während sie dem Knaben so freundlich vertraut!" Und ein bitteres, spöttisches Lächeln verzerrte seinen Mund.

Nachdenklich und mit gemessenem Schritt ging er an das Ende des Schiffes, wohin soeben eine junge russische Dame durch zwei Kammerfrauen geführt war. Sie sah bleich und seekrank aus; dennoch hatte Baron Nordsterna nichts Eiligeres zu thun, als sich vorzustellen und eine Unterhaltung mit ihr zu versuchen, um völlig gleichgültig zu scheinen, als die beiden jungen Leute, ohne ihn, fröhlich ans Land gingen.

„Nun rasch nach St. Maria!" rief Graf Odenheim, als endlich das Schiff im Hafen angelangt. „Nur müssen Sie ihrem jungen Führer verzeihen, wenn er Ihnen seine Erinnerungen oft ohne Ordnung vorträgt! — Vor allem muß ich Ihnen sagen," fuhr er fort, „daß die Chroniken behaupten, Wisby verdanke seinen Namen der Amazone Wisna, die — wie Sie wissen, mein' ich — Wunder der Tapferkeit in der Schlacht bei Bravalla verrichtet. — Ihre Entstehung selbst aber verdankt die Stadt einer Menge Kolonisten, die von dem zerstörten Vineta gegen Ende des neunten Jahrhunderts hierher flüchteten, mit ihren Schätzen und ihrem Handel. Nun scheint es, daß, aus Dankbarkeit für ihre Rettung, sie ihren heidnischen Göttern viele Opfer brachten; und ein Opferplatz hieß Wi in ihrer Sprache. — Dann später verließ einer, namens Botair, Gotland, um mit seinen Waren weit in der Welt herumzusegeln. Er hatte so christliche Sitten und christliche Religion kennen gelernt und sich schließlich taufen lassen. Als er nach Gotland endlich zurückkam, baute er hier die erste christliche Kirche. — Aber nun sind wir in der sogenannten ‚Strandgata'" unterbrach Graf Odenheim sich selbst, als sie vor dem ersten alten, so eigentümlichen Hause angelangt. „Sehen Sie zu den Häusern hinauf mit ihren treppenförmigen Giebeln, in denen Nischen angebracht. Und zu ihren runden oder spitzbogigen Fenstern, in denen früher die schönsten Glasmalereien sich befanden. Acht dieser Häuser sind noch ganz erhalten in ihrer altertümlichen Form. — Das ist der rein alt-romanische Stil, in dem man damals in allen Hansestädten baute. Und seltsam ists, daß dort im Gymnasium, nur fünfhundert Fuß vom Strande entfernt, und fünfzig Fuß über dem Meeresspiegel, eine Quelle mit dem frischesten und gesundesten Wasser sich befindet. — Gotland ist überhaupt reich an gutem Wasser. — Wisby," fuhr er einige Augenblicke später fort, „ist auf einem Kalkberge gebaut, und seine Häuser natürlich mit diesem harten, spröden Steine, der sich nicht zu feinerer Arbeit eignet. Daher ist auch alles so einfach, und doch — mein' ich — gerade in seiner Einfachheit so großartig schön. Sie werden das auch finden, wenn Sie einmal länger in diesen Ruinen hier umherwandern, die mitten in Gärten liegen und allenthalben bewachsen sind mit Büschen und Bäumen; umrankt und eingefaßt von Epheu und Weinreben. — Beständig entdecken Sie, unter dem Rasen halb verborgen, Grabsteine mit heiligen Symbolen darauf; — und eingemauert in Wegen und Treppen zerbrochene Säulen und Kapitäler."

Sie traten nun in den eingeschlossenen Platz vor der Kirche, die am Fuße eines Hügels aufgebaut ist. Dieser von einer Mauer umgebene Kirchhof macht einen sehr friedlichen Eindruck, mit seinen deutschen, flandrischen, englischen, dänischen, russischen — altmodischen Familiengräbern, die durch Kastanien-, Buchen- und Lindenbäume beschattet sind.

Sehr enttäuscht aber blickte Elisabeth umher, als sie zuletzt in den Dom eingetreten waren. Da waren kahle, etwas schmutzig-weiße Wände, ohne Bilder, ohne Bildsäulen, ohne irgend eine Art von Verzierung. Graf Odenheim bemerkte ihren unbefriedigten Blick nicht und fuhr ruhig in seinen Erklärungen fort.

„Frühere Pracht und Schönheit," sagte er, „entdeckt man leider nicht mehr. Aber die Kirche ist — wie man behauptet — eines der schönsten, bedeutendsten schwedischen Gebäude des Mittelalters, und besser erhalten, als irgend eines derselben. Nur war früher alles anders hier im Innern. Die vielen Altäre mit ihren goldgestickten Decken, mit ihren Kreuzen und Kerzen, hat Luthers gewaltiger Geist hinweggeweht; Heiligen-

bilder und reichverzierte Beichtstühle ebenfalls. Und jetzt werden sie verborgen gehalten in den Sakristeien und Grabkellern. Selbst die herrlichen Glasmalereien sind herausgebrochen aus den Fensterrahmen und das Licht blickt jetzt durch die weißen Scheiben unbehaglich auf den weiten, öden Raum."

Elisabeth hörte den Mitteilungen Graf Odenheims aufmerksam zu; doch las er jetzt auf ihrer Stirn, daß sie unbefriedigt war durch das, was sie sah und hörte, und stieg schweigend mit ihr zur Galerie hinauf, von der man eine prachtvolle Aussicht auf das Land und das Meer hat.

„Ich sehe wohl," fing er nach einem Augenblick von neuem an, „daß ich ein langweiliger Führer bin — und das thut mir leid um Ihretwillen."

„O nein," erwiderte Elisabeth, „im Gegenteil, ich bin sehr dankbar für alles, was Sie erzählt. Aber da ich nicht Schwedin bin, so hätt' ich statt dieser öden Kirche lieber eine wirkliche Ruine gesehen. Da, dort am Hafen die zerfallene Kirche mit ihren hohlen Fensterrahmen zum Beispiel. Wie schade, daß wir wohl keine Zeit mehr dazu haben!"

„O längst!" war die Antwort. „Sie gehen sehr rasch, wie ich bemerkt, da sind wir bald dort."

Einen schmalen, mühevollen Weg stiegen die beiden bald hinan; und das Gebrause des Meeres, das sich ganz in ihrer Nähe gegen Felsen brach, war so mächtig, daß es die an solche Musik nicht gewöhnte Elisabeth fast betäubte. So wanderten sie stumm nebeneinander, bis sie um einen Felsvorsprung bogen und vor einer zerfallenen Kirchenmauer standen. Sie schritten durch eine Lücke derselben, und man sah an dem hier und da erhöhten Boden, daß auch hier früher ein Friedhof gewesen. Alles war öde, wüst und verlassen. Aber erst jetzt gewahrten sie, daß ein breiter, bequemer Weg, unmittelbar vom Strande, an der andern Seite des Hügels hinaufführte und zur Hauptthüre der Kirche. Sie gingen um diese herum, vor der ehemaligen Sakristei vorbei, hinter der, halb verborgen durch eine halb eingestürzte Mauer und im Schatten eines schönen Lindenbaumes, sich drei Gräber befanden, zwei große und ein kleines. Frische Blumen waren darauf gepflanzt, eine kleine Bank stand daneben.

„So ist also doch nicht alles verlassen hier," sagte Elisabeth, still stehend und auf die Gräber weisend; „denn ein trauerndes Menschenherz pflanzt und weint hier noch — — und ist vielleicht ganz allein zurückgeblieben," flüsterte sie nur für sich selbst hörbar hinzu, mit einem langen, schweren Seufzer. Sie suchte indes das Weh abzuschütteln, das sich plötzlich so schwer auf ihre Brust legte, und schritt rasch zu der nur leicht angelehnten Thür. Doch kaum hatte sie den Fuß über die Schwelle gesetzt, so blieb sie stehen, drehte den Kopf um nach Graf Odenheim und wies mit der Hand nach dem Altar. Dort, vor einer halb geöffneten Gruft, lag ein Mann auf den Knieen. Er war in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt; sein schneeweißes Haupt war vorgebeugt und ruhte auf den knöcherigen, gefalteten Händen.

„Gehen Sie ohne Scheu weiter," flüsterte Graf Odenheim; „es ist ein geisteskranker Pfarrer, der niemand etwas zu Leide thut, und sich um niemand in dieser Welt kümmert."

Langsam und leise schritten sie in die Kirche; und wirklich schien der Unglückliche ihre Gegenwart garnicht zu bemerken, denn er blieb unbeweglich in derselben Stellung bis zu dem Augenblicke, wo sie ihm ganz nahe getreten, und Elisabeth aus Versehen eine rasche Bewegung machte. Da schreckte er zusammen und schien plötzlich wie aus einem Traum zu erwachen. Er stand auf und betrachtete sie mit seinem fast erloschenen Blicke sehr aufmerksam. Dann stieß er einen Schrei des Entsetzens aus. „O mein Gott!" rief er, „er ists, er ists! Kommst du, um mich endlich auch zu vernichten? Was hast du mit der blassen Braut gemacht? Hast du sie auch erschossen? Fluch, Fluch, Fluch!" —

Und ehe Graf Odenheim es hindern konnte, hatte der Unglückliche ihn bei der

Hand gefaßt, und führte ihn dicht an die Gruft. „Da liegt er, der schöne Jüngling, den du gemordet!" sagte er unheimlich leise. „Ja, geschwiegen habe ich, denn ich hatte es geschworen! Aber ich habe es geschrieben, und das werden sie finden, ehe sie mich begraben. — Oder nimm es, denn es brennt mich," fügte er fast flüsternd hinzu. „Gott weiß es!" Und er zog eine gelbe Papierrolle aus der Tasche seines Mantels und zwang sie in die andere Hand von Graf Odenheim. „O, Allerbarmer, — erbarme — dich — mein — —." Er ließ die eben noch so krampfhaft gehaltene Hand Graf Odenheims los und wäre zu Boden gefallen, wäre Elisabeth nicht rasch herzugetreten, um ihn in ihren Armen aufzufangen. Aber sie selbst brach unter der Last zusammen und glitt unmittelbar auf den Rand der Gruft, indem sie den alten Mann fest umschlungen hielt.

Jetzt erst erwachte Graf Odenheim aus seiner Erstarrung. Er kniete neben Elisabeth nieder und legte die Hand auf das Herz des Unglücklichen. „Er ist hinüber," sagte er nach einem Augenblicke; „wohl ihm, er hat ausgelitten!" — „Würden Sie sich fürchten," setzte er, sich rasch besinnend, dann hinzu, „eine kleine Weile allein mit dem Toten zu bleiben? Ich eilte dann schnell, um Hülfe zu holen. Wir müssen fort! Schon hört' ich die erste Schiffsglocke!"

„O, ich fürchte mich durchaus nicht!" war Elisabeths Antwort. „Nur kommen Sie rasch zurück!"

Graf Odenheim stürzte zur Thür hinaus und Elisabeth blieb allein mit dem Toten. Da ergriff sie plötzlich ein nie gekanntes Grauen. Sie überlegte jetzt, wie unbedachtsam es gewesen, ganz allein an diesem unheimlichen, verlassenen Orte zu bleiben. Auf ihren Knieen ruhte der Kopf des greisen Mannes, dessen noch offene Augen sie seltsam anstarrten. Leise drückte sie dieselben zu und blickte nun erst um sich. O Entsetzen! In der halb geöffneten Gruft, auf deren Rande sie saß, gewahrte sie den Kopf eines Skeletts, dessen Schultern verhüllt waren durch einen Hermelin-Mantel, und dessen Knochenhand einen Spitzenschleier festhielt. Ein Strahl der Sonne blickte in diesem Augenblick durch halb gebrochene Fensterscheiben, glitt, über Elisabeths Stirn hin, auf die weißen Haare des eben Gestorbenen und von dort auf die offene Gruft.

Da wurde alles plötzlich lebendig um sie her. Fledermäuse kreisten dicht über ihrem Haupte, und Ratten und Mäuse huschten hinter dem halb zerfallenen Altare her. Selbst das Skelett schien lebendig zu werden, indem eine große Ratte aus der Gruft hervor und auf Elisabeth zusprang.

Nun war alle ruhige Besonnenheit zu Ende. Zitternd legte sie den Kopf des Toten auf den Boden und richtete sich auf, um dem Orte des Grauens zu entfliehen. Da gewahrte sie in der offenen Thür den ihr so unangenehmen Baron Nordsterna. Sie stieß einen Schrei aus und sank besinnungslos zu Boden.

Rasch eilte Baron Nordsterna herbei, hob die Ohnmächtige auf, trug sie hinaus, legte sie auf den Rasen nieder nnd wollte nun den Hügel hinab, um Wasser und Hülfe zu holen.

In diesem Augenblick kam Graf Odenheim zurück, von zwei Männern und einer alten Frau begleitet, und war entsetzt, als er Elisabeth regungslos da liegen sah. Noch war das Wasser nicht herbeigeschafft, als ihre Besinnung schon zurückkehrte. Und ruhig, obgleich etwas zitternd, erhob sie sich, um zum Schiffe zurückzukehren, da die dritte Glocke die zu lange am Lande Säumenden zum letztenmale zurückrief.

Höflich, aber bestimmt ablehnend, dankte Elisabeth für den ihr gebotenen Arm. Und während die drei stumm den Felsen hinabstiegen zum Hafen, trugen die beiden Inselbewohner den Toten in seine Wohnung zurück, gefolgt von der schluchzenden Alten, die seit langen Jahren die treue Pflegerin des Unglücklichen gewesen.

Ein so energisches Wesen, wie Elisabeth, hatte bald ihre ganze Fassung wiedergewonnen; und so brach auch sie zuerst das peinliche Schweigen.

„Wahrhaft kindisch war das plötzliche Grauen," sagte sie, „das mich erfaßte, als



auf einmal alles um mich sich zu regen anfing. Das Gewand im Sarge wurde umhergezogen von den unheimlichen Ratten — und da schien es mir plötzlich, als rege sich auch das Skelett. — Ich fürchte, Ihnen Last und Mühe gemacht zu haben," wandte sie sich an Baron Nordsterna, indem sie mit einem Schauder daran dachte, daß dieser Mann, der ihr so sehr zuwider war, sie wahrscheinlich doch ins Freie hinausgetragen.

„Fräulein Bernah," erwiderte dieser mit einer gewissen Bitterkeit im Tone, „ich habe diese beiden Worte nicht verdient."

„Können Sie mir je verzeihen," unterbrach Graf Odenheim, „Sie in solcher Gesellschaft allein gelassen zu haben! „Es war jugendliche Unbesonnenheit —"

„Die wir uns beide vorzuwerfen haben," sagte Elisabeth lächelnd. „Ich, daß ich dort allein blieb — Sie, daß Sie mich dort ließen. — Aber nun ists genug davon! Seltsam und schaurig ist, was ich dort gesehen und gehört. Sollte da nicht ein Verbrechen begangen sein, von dem der Unglückliche, wenn auch nicht Thäter, doch Zeuge gewesen?"

„Vielleicht — vielleicht auch nicht!" war Baron Nordsternas Erwiderung, indem sie, gerade noch zu rechter Zeit, den Fuß auf das Verdeck des Schiffes setzten. „Ueber den eben gestorbenen Alten könnt' ich einiges berichten, wenn Sie es wünschen, da ich vor dreißig Jahren schon zum erstenmale auf dieser Insel war, und der Unglückliche schon damals geisteskrank umherwanderte."

„Dafür werd' ich sehr dankbar sein," antwortete Elisabeth. „Erst aber muß ich hinunter gehen und meine Rückkehr melden. — Und dann durch eine Tasse Thee meine Lebensgeister auffrischen," fügte sie lächelnd hinzu, indem sie die Schiffstreppe hinabging.

Eine Stunde später saßen die drei, wie früh am Morgen, in dem kleinen Zelte.

„Am Ende vorigen Jahrhunderts," begann nun Baron Nordsterna, „kam der eben gestorbene Alte als Pfarrer nach Wisby — so erzählte mir damals ein junger Arzt, der das Ganze auch nur durch Hörensagen wußte. Wenige Jahre erst war er dort, als man die alte, baufällige Kirche auf dem Felsen durch eine neue in der Stadt ersetzte. Und sonderbarer Weise liebte der junge Mann den Neubau nicht und bedauerte, daß das alte Gebäude nicht wieder zusammengeflickt sei. Auch sah man ihn häufig den Abend dort hinaufwandern und lange aufs Meer hinabschauen. Ich meine jetzt, er liebte wohl nur die Stelle so, weil er seine junge Frau, die bald nach seiner Ankunft in Wisby starb, noch auf dem Kirchhof da oben begraben. Diesen letzteren Umstand erfuhr ich erst später — und gehört er eigentlich nicht in meine Erzählung hinein.

„Seine Mutter war auch mit von Schweden herübergekommen, und rührend soll er in seiner Sorge um sie und sein kleines Töchterchen gewesen sein. Jeder liebte ihn als Prediger und Seelsorger, und mit Treue und Eifer habe er seine Pflichten erfüllt. Auf einmal aber wurde alles anders, nach einer langen, schweren Krankheit. Er schien geistig und körperlich völlig gebrochen und war unfähig, seinem Amte ferner vorzustehen, so daß man gezwungen war, einen andern an seine Stelle zu berufen. Er schien das nicht einmal zu bemerken, so verdrießlich war er in seinen eigenen Gedanken. Aber tagelang, ja selbst Nächte brachte er in der verlassenen Kirche zu, wo man ihn zuweilen weinend wie ein Kind, knieend vor dem Altare fand. Nach und nach kümmerte man sich nicht mehr um ihn und ließ ihn gewähren, da er niemanden etwas zu Leide that. Auch hatte die Gemeinde ihn in dem alten Predigerhause am Fuße des Hügels gelassen und fuhr fort, das Nötige für ihn und die Seinen zu schaffen. Die alte Mutter war zuletzt noch die einzige, die sein Gehen und Kommen bewachte, und ihn zuweilen in später Nacht herabholte aus der einsamen Kirche.

„Nach zwei Jahren starb auch die Mutter und wurde, ihrem Wunsche gemäß, neben dem Grabe der jungen Frau und der kleinen Tochter — die auch plötzlich hinüber gegangen — begraben.

„So war der Unglückliche nun ganz verlassen und mag wohl vierzig Jahre in diesem trostlosen Zustande gelebt haben. Eine treue Dienerin war ihm indes von der

Gemeinde gegeben, die ihn sorglich verpflegte. Vielleicht dieselbe Alte, die wir eben gesehen. Können Sie noch denken, Fräulein Bernah, daß solch ein Mann ein Verbrechen begangen habe!"

„Armer, armer Mann!" war alles, was Elisabeth erwiderte, indem sie rasch eine Thräne wegwischte. — Aber, Graf Odenheim," setzte sie nach einigen Augenblicken stillen Sinnens hinzu, „was ist aus dem Papiere geworden, das doch vielleicht eine Art von Aufklärung geben könnte?"

Eilig zog der Angeredete es aus der Tasche, und indem er es von allen Seiten besichtigte, sagte er zu Baron Nordsterna: „Denken Sie nur, Onkel, der Unglückliche zwang mir dies in die Hand, weil er mich für den Mörder des Skeletts hielt, das in der Gruft lag, neben der er gestorben."

Rasch wurde das Papier nun aufgerollt, und enthielt in sehr leserlichen, obschon etwas vergilbten Zügen, folgende grausige Erzählung.

„Heute, wo mein Kopf einmal wieder klar ist, und ich das Geschehene durchdenken kann, will ich es niederschreiben in all seinen Einzelheiten. Vielleicht führt es dereinst zur Auffindung des Verbrechens. — Ja, schreiben muß ich — meine Lippen haben geschworen zu schweigen.

„Einige Monate sind jetzt seit der fürchterlichen Nacht verstrichen, wo ich bis um Mitternacht an meiner Predigt geschrieben. — Die Freudigkeit des Kindes Gottes am Tage des Gerichts wollt' ich meiner lieben Gemeinde begreiflich machen. — Und als ich fertig damit war, sann ich noch lange über das Diesseits und Jenseits nach — dachte an die schon Heimgegangenen — so daß ich alles um mich vergaß.

„Da schrak ich plötzlich auf, als ich ein leises Geräusch zu vernehmen meinte, wie das behutsame Oeffnen einer Thüre. Ich lauschte, aber alles war wieder still — es mußte eine Täuschung gewesen sein.

„Plötzlich wurde mir ein Tuch fest auf den Mund gehalten, und als ich den Kopf wandte, erblickt' ich zwei Männer mit Masken vor dem Gesicht. Der eine derselben hielt meine Arme fest, während der andere mir einen Knebel in den Mund zwang — und dann meinen Chorrock vom Nagel dort nahm, mich ebenfalls zwingend, ihn anzulegen.

„Um Hülfe rufen war also unmöglich, mich verteidigen auch — und so gehorchte ich ohne unnützes Widerstreben.

„Dann suchten sie in großer Hast auf meinem Schreibpulte und in den beiden Schubladen, bis sie zuletzt das Kirchensiegel fanden, das sie zu sich nahmen, und führten mich, mich immer haltend, hinaus ins Freie und hinauf zur alten Kirche. Mit Entsetzen gewahrt' ich, als wir uns ihr näherten, daß sie erleuchtet war. Durch die kleine Hinterpforte traten wir ein. Mir grauste! Bärtige Männer gewahrt' ich, die um den Altar herumstanden, auf dessen alte Leuchter man Kienfackeln gesteckt, die mit ihrem gelblichen Lichte die unheimliche Versammlung beleuchteten.

„Als ich vor dem Altare angelangt war, erblickt' ich ein Brautpaar, das meiner zu warten schien. Auch der Bräutigam trug eine Maske vor dem Gesicht, und die Braut war in einen so dichten Schleier gehüllt, daß an die Möglichkeit, den einen oder andern zu erkennen, nicht zu denken war. Noch immer fühlt' ich mich wie in einem gräßlichen Traume befangen, aus dem ich vergeblich zu erwachen suchte.

„Da trat mein Führer wieder dicht an mich und nahm mir den Knebel aus dem Munde, indem er mir in meiner eigenen Sprache — die indes fremdartig klang — befahl, dies Paar zu trauen.

„Da kehrte mir die Besinnung klar zurück. Rasch ergriff ich das Kreuz, das auf dem Altare stand, und rief laut in die Versammlung hinein, indem ich es hoch emporhielt: „seid ihr böse Geister, so flieht zur Hölle — weicht vor diesem!"

„Rasch hatte mein Führer, der neben mir stehen geblieben, das Kreuz meiner Hand entwunden und hielt mir einen gezückten Dolch auf die Brust.

„Traut dieses Paar!“ wiederholte er drohend und legte mir zwei Ringe in die Hand.

„Was blieb mir zu thun übrig?

„Die Braut war niedergekniet — der Bräutigam blieb stehen. Wie im Traume sprach ich die übliche Trauformel.

„Als es geschehen, trat mein Führer wieder dicht an mich und befahl mir, ein Papier zu unterzeichnen, das er auf den Altar legte, und dann das Kirchensiegel aufzudrücken, das er in der Hand hielt. Als es geschehen, ergriff er die alte Bibel, die auf dem Altare lag, und ließ mich darauf schwören, nie jemanden zu sagen, was hier geschehen. Nacht und Tag — fügte er drohend hinzu — werdet Ihr von jetzt an bewacht; jedes Eurer Worte wird belauscht, und sobald Euch eins entschlüpft, das das hier Geschehene verrät, so werdet Ihr selbst und die, die Ihr liebt, auf eine grauenvolle Art ums Leben gebracht. Schwört!

„Ich dachte an meine Mutter — an meine kleine Ada — und ich war feige genug, den Schwur nachzusprechen.

„In diesem Augenblick hörte man ein leises Pfeifen an der Hauptthüre. Man knebelte mich rasch und stieß mich so heftig zur Thüre hinaus, durch die ich gekommen, daß ich zu Boden stürzte und einen Augenblick wie betäubt war.

„Ein Schuß in der Kirche brachte mich wieder zur Besinnung — dann ein herzzerreißender Angstschrei und laute, heftige Reden.

„Ich raffte mich auf und wollte wieder zur Thüre hinein — sie war verriegelt! Dann wurde alles still — und von neuem verlor ich mein Bewußtsein.

„Die Sterne standen hell am Himmel, als ich — schaudernd vor Kälte — wieder zum Leben erwachte. Ich hatte einen grausigen Traum gehabt, das war mein erster Gedanke; und fast atemlos stürzte ich den Hügel hinab, in mein stilles Haus, wo die Lampe noch hell auf meinem Pulte brannte. Rasch löschte ich sie aus — verriegelte, zum erstenmale, die Thür, und fiel zitternd auf mein Bett. Einige Stunden tiefen Schlafes hatten mir meine klare Besinnung zurückgegeben. Unerhörtes — vielleicht ein Verbrechen — war diese Nacht geschehen! — — und mit meiner Hülfe! Der Gedanke jagte das Blut durch meine Adern!

„Eiligst kleidete ich mich von neuem an und lief — da es noch nicht völlig Tag war — schleunigst zur Kirche zurück, ohne jemanden zu begegnen. Ich ging um dieselbe herum und sah nun, von der großen Thüre zum Strande hinunter, eine Menge Fußtritte in dem am Tage zuvor gefallenen Schnee. Behutsam öffnete ich — behutsam trat ich ein. Alles war still wie das Grab. Aber, als ich an den Altar trat, fand ich die niedergebrannten Kienfackeln — sah — o Entsetzen! — das Kirchensiegel, an derselben Stelle, wo es die Nacht gelegen. Aengstlich blickte ich umher und gewahrte nun am Ende des Chores eines der alten Gräber halb geöffnet. Mit Angst und Schauder nahte ich demselben — der Deckel war nur darauf geworfen — wie in großer Eile — und ein Teil des Brautschleiers, den ich in der Nacht gesehen, hing heraus. Zitternd öffnete ich — o grauenvoller Anblick! — in der Gruft lag — der Kleidung nach — der junge Mann, den ich getraut! Es war ein so schönes, junges Gesicht! Die noch offenen Augen starrten mich grauenvoll an und schienen mir zu sagen: „Du bist mein Mörder!“ In der Hand hielt er den Brautschleier — und die Maske. —

„Wie lange ich geblickt — in wahnsinniger Verzweiflung geblickt — was weiß ich's!

„Zuletzt kehrte mir eine Art von Besinnung zurück — ich schlug den Deckel der Gruft zu und stürzte zur Kirche hinaus. Was weiter geschehen, ich weiß es nicht. — — —

„Eines Morgens erwachte ich wieder zum bewußten Leben in meinem Bette. Neben mir saß meine liebe Mutter — aber mit Thränen in den Augen und so entsetzlich gealtert! Was war das? war mein erster Gedanke. Was ist geschehen? war meine erste Frage.

„Rasch erhob sie sich, wischte ihr Thränen fort und legte liebkosend ihre Hand auf meine Stirn, wie es immer ihre Gewohnheit gewesen, wenn sie beruhigen wollte.

Du warst recht lange krank, sagte sie mit ruhiger Stimme. Suche zu schlafen, um wieder gesund zu werden, und für deine alte Mutter zu leben.

„Und Ada? fragte ich ängstlich, weil eine Art Erinnerung zurückkehrte — wo ist sie?

„Meine Mutter erbleichte. Jetzt keine Aufregung, war die Antwort — du sollst jetzt niemand sehen. Ada ist wohl — — sehr wohl. —

„Beruhigt schlief ich ein — schlief lange — den Schlaf, der zur Gesundheit des Körpers zurückführt.

„Bei meinem abermaligen Erwachen war es Nacht. Ein dunkles Lämpchen erhellte matt das Zimmer, und bei seinem Schein gewahrte ich bald meine Mutter, fest eingeschlafen in ihrem Lehnstuhle. Und Ada? war wieder mein Gedanke — ich muß das Kind sehen! Unnennbare Angst ergriff mich. Leise und zitternd stand ich auf und öffnete behutsam die zu ihrem Zimmerchen führende Thür. Ja, da lag der kleine Engel auf seinem Bette — ganz mit grünen Kränzen bedeckt — und zwei Kerzen brannten daneben. —

„Wochen sind seitdem verstrichen — mein Kind liegt in seinem Grabe neben dem seiner Mutter da oben, neben der Kirche, wo sein Vater zum Mörder geworden." — —
— —

Langsam faltete Baron Nordsterna das Papier und gab es schweigend seinem Neffen zurück.

„Seien Sie uns herzlich willkommen, Fräulein Bernah!" rief ein hübsches, junges Mädchen, indem Elisabeth den Fuß auf schwedischen Boden setzte, und reichte ihr zugleich beide Hände.

„Meine Cousine Wanda," stellte Graf Odenheim vor, der Elisabeth ans Land geführt, „und hier ist Ihr Zögling, Ebba, mein liebes Schwesterchen."

Nun war es an Elisabeth, zu grüßen und herzliche Worte zu sagen. Das ungefähr elfjährige Mädchen blickte sie verlegen, fast ängstlich, mit den großen braunen Augen an, gleich als fürchte sie die Neuangekommene.

„Hoffentlich wirst du mich bald wie eine ältere Schwester ansehen, Ebba," sagte Elisabeth, indem sie die Kleine an sich zog. „Ich habe ein Schwesterchen nötig, das fröhlich und glücklich ist und mich lieb hat." Fast verwundert blickte nun das Kind zu ihr auf, jetzt aber mit vor Freude glänzenden Augen. Hat es dem Kinde an Liebe gefehlt? war jetzt Elisabeths erster Gedanke.

„Ich muß fort," rief Graf Odenheim, „dort liegt das Schiff nach Upsala. Sagt der Großmutter nicht, daß Ihr mich gesehen, bis sie meinen Brief hat. Und dann erst erzählen Sie, Fräulein Bernah, gefälligst unsere Erlebnisse am Bord des Schiffes."

Verwundert blickte er sich noch um, als er Abschied genommen. „Ich begreife nicht," sagte er halblaut, „was aus meinem Onkel geworden?"

„Nun muß ich meinen Auftrag von der Gräfin Nordsterna ausrichten," sprach Elisabeth, als Graf Odenheim verschwunden. „Sie war sehr leidend während der Reise, steht jetzt erst auf, um sich wieder anzukleiden, und läßt Ihnen sagen, sie erst in zwei Stunden im Gasthofe zu erwarten. Auch mit dem Thee solle man nicht bis zu ihrem Kommen zögern."

„Dann handelt es sich erst um Sie, Fräulein Bernah," erwiderte Wanda. „Sind Sie angegriffen von der Seereise, so sollten Sie sich vielleicht eine Stunde niederlegen?"

„Auf keinen Fall," war die Antwort.

„Nun dann," sagte Wanda, „müssen Sie, wenn Sie wollen, unser altes Schloß sehen! Es sind die Trümmer früherer Herrlichkeit; aber so großartig durch ihre Erinnerungen — noch großartig in ihrer Zerfallenheit."

Und statt zum Gasthofe, wanderten nun die drei jungen Mädchen zu dem alten Schlosse, um es zu besichtigen.

Sehr enttäuscht blickte Elisabeth, als sie in dessen Nähe kamen. Einen großen

Flächenraum bedeckte es mit seinen Mauern und übrigen Festungswerken; aber da das Schloß selbst nicht hoch ist, so machte es durchaus nicht den großartigen Eindruck, den sie davon erwartet. Sie dachte an einige ihrer alten Burgen in Deutschland, deren schwindelnde Höhe sie so oft staunen gemacht, die in ihrer Zerfallenheit noch, wie sie beherrschend, auf die ganze Umgegend herabblicken und den Beschauer mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen.

Wanda bemerkte, daß Elisabeth nicht befriedigt aussah, und so wurde sie plötzlich ziemlich schweigsam; und statt, wie es vorher ihre Absicht, selbst zu führen und zu erklären, bat sie den Schloßwächter, ihnen das Innere, so viel es gestattet, zu zeigen. Ein Teil nämlich des Hauptgebäudes wurde als Gefängnis benutzt und folglich nicht für Fremde geöffnet.

Nun durchwanderten sie viele völlig zerfallene Räume und Zimmer. In Treppen und Gängen zeigte man ihnen verschiedene Steine, auf denen sich beinahe verwischte Grabinschriften, Kreuze, Engelsköpfe befanden, alle — wie ihr Führer erklärte — dorthin gebracht durch Gustav Wasa, aus zerstörten Kirchen und Klöstern, um das Schloß wieder auszubessern, nachdem die Dänen es so entsetzlich mitgenommen.

Der sogenannte Unionssaal, der ungefähr halb so breit wie lang ist, hat elf Fenster; alle waren — ein einziges ausgenommen — entweder zugemauert, oder mit hölzernen Läden versehen. Dadurch war der ungeheure Saal in ein geheimnisvolles Halbdunkel gehüllt, am besten geeignet für Räume, in denen das geistige Auge allein noch die frühere Pracht und Herrlichkeit sieht — und die außerdem noch entweiht werden durch einen — der Erinnerungen wegen — ihrer unwürdigen Gebrauch. Augenblicklich war dieser Saal ein Kornmagazin! Der Thür gegenüber, zwischen zwei Fenstern, soll der Thron gestanden haben, von dem herab die Semiramis des Nordens einst ihren Willen kundgethan — der mit prachtvollem Schnitzwerk verzierte Thron, der siebzehnhundertunddreißig für sechsunddreißig Schillinge an einen Olander Bauer verkauft wurde. — Die wundervoll gearbeitete Decke des Trabantensaals, da, wo sie nicht gänzlich zerfallen, sorgfältig unterstützt, war dann der Gegenstand ihrer Betrachtung. Nur konnte Elisabeth nicht umhin, ihr Bedauern auszudrücken, daß man hier doch wenig Sinn und Achtung habe für Kunstwerke, die noch Jahrhunderten getrotzt, den Beschauern noch so manchen herrlichen Genuß hätten bereiten können, wären sie nur ein klein wenig unterhalten.

„Sie haben vielleicht recht, sich darüber zu wundern," sagte Wanda sinnend. „Der Sinn für Kunst findet sich bei uns wohl eben so gut, wie in Deutschland, nur schlummert er noch bei der großen Masse. Und eben darum werden Sie häufig — im Anfange wenigstens — meinen: er sei garnicht da."

Nun wurde der Königin Margarethe Schlafzimmer besichtigt, das noch ziemlich erhalten war. Ein großes Bett von Eichenholz stand neben dem Fenster und hatte die herrlichsten Verzierungen von künstlich ausgeschnitzten Blättern und Früchten. Auch die Thür wurde bewundert, die von Erich dem Vierzehnten gearbeitet war — wie man behauptet; dann die schön gemalte Decke und die noch teilweise erhaltene Malerei auf den Wänden, die indes furchtbar beschädigt war durch tausende von Namen, die darauf eingeritzt.

Endlich ging es zum Gasthofe zurück, wo ein reichlich besetzter Theetisch die jungen Mädchen erwartete.

Jetzt erst hatte Elisabeth Muße, um die beiden jungen Mädchen unbemerkt zu beobachten.

Wanda mochte wohl neunzehn Jahre alt sein. Sie war von mittlerer Größe und hatte etwas sehr Anmutiges in jeder ihrer Bewegungen. Ihr Haar, braun und wellig, hing in dicken Locken um den Kopf, der, ohne schön geformt zu sein, auffallen und gefallen mußte durch seine Haltung. Die Stirn war nicht hoch, aber breit und etwas gewölbt, und unter ihr blitzten zwei Augen mit einem eigentümlich unruhigen Ausdrucke, der vielleicht durch die dunklen Flecke verursacht wurde, die sich auf der hellbraunen

Pupille befanden. In dem einen Augenblicke war ihr Blick lieblich und wohlthuend, in dem andern kalt und spöttisch. Die Nase war nicht hübsch, paßte aber zu dem Gesicht. Der Mund etwas groß, mit ein wenig aufgeworfenen Lippen, hinter denen sich zwei Reihen sehr schöner Zähne zeigten. Hand und Fuß waren wunderbar schön und klein; aber jede Bewegung derselben verriet, daß die Besitzerin es wußte und Wert darauf legte. Was Elisabeth besonders an Wanda auffiel, war der plötzliche Wechsel ihrer Stimme, die in einem Augenblicke weich und liebkosend, in dem nächsten stolz und herablassend, und in einem andern spöttisch oder schneidend kalt war. Sie schien ein Wesen, das klar die Wirkung dessen zu berechnen wußte, was sie blickte, sagte, that; die schon eine große Kenntnis der Welt besitzen mußte; die gefallen und herrschen wollte. Augenblicklich schien es ihr sehr angelegen, Elisabeth zu gewinnen, und sie war bezaubernd liebenswürdig gegen sie.

Ebba blieb schüchtern und still. Ihre großen braunen Augen blickten ernst umher, gewöhnlich mit einer gewissen Gleichgültigkeit, die man nur bei Kindern findet, für die niemand liebend sorgt, um die niemand sich angelegentlich kümmert.

Die Theestunde war fast beendet, als die alte Gräfin erschien. Sie war eine stattliche, ernste Erscheinung. Ihr eng anschließendes, schwarzes Seidenkleid verriet ihre fast skelettartige Magerkeit, die knöcherige, pergamentartige Hand, die sie den beiden Großtöchtern zum Gruße reichte, wurde aber freudig ergriffen und herzlich geküßt. Und ihre tief eingesunkenen grauen Augen, die unter sehr buschigen, grauen Brauen ruhten, blickten fröhlich lächelnd auf die Großkinder. Gerade, als sie darauf Elisabeth ein herzliches Wort sagte und sie auf die Stirn küßte, öffnete sich die Thür von neuem und der Elisabeth so verhaßte Onkel trat etwas verlegen ein.

„Ferdinand! du hier!“ rief die alte Gräfin aus, „du wolltest ja den Winter in Paris zubringen — hattest mir in Ems auf lange Lebewohl gesagt!“

„Im Augenblick der Abreise habe ich meine Pläne geändert,“ war die verlegene Antwort; „ich denke jetzt mein Gut selbst zu verwalten, statt meine Zeit im Auslande totzuschlagen; und die Abende werd' ich, mit deiner Erlaubnis, bei dir zubringen.“

Sinnend blickte die Gräfin erst vor sich hin und dann finster und forschend auf ihren Sohn, mit einer fast drohenden Bewegung des greisen Hauptes.

Spät am Abend, den folgenden Tag, fuhren zwei Reisewagen durch die lange Allee alter prachtvoller Linden vor das Schloß Breidablick; die Gräfin Nordsterna und ihr Sohn waren in dem ersten, die drei jungen Mädchen in dem zweiten.

Vor der festlich erleuchtet großen Halle standen, unruhig mit dem Schwanze wedelnd, zwei schöne Neufundländer, die sich mit Ungestüm an den Wagen stürzten, als Ebba sie bei Namen rief, und die ihre kleine Herrin fast umwarfen mit ihren Liebkosungen, als sie ausgestiegen war und ihnen die Hand auf das wollige Haupt legte. Alles andere schien das Kind zu vergessen, als ihre Lieblinge an ihr aufsprangen, und hörte erst den unzufriedenen Ruf der Großmutter, als diese ihn ungeduldig zum drittenmale wiederholte.

„Sie sehen, Fräulein Bernay,“ wandte sich dann die Gräfin an Elisabeth, „wie sehr Ebba strenger Aufsicht bedarf. Sie ist wie ein wilder Knabe, der eigentlich nur Hunde und Pferde liebt.“

„Schäme dich, Ebba,“ sprach die Gräfin zürnend wieder zu der Kleinen, „völlig bedeckt bist du nun wieder mit Schmutz und Sand! So kannst du nicht zum Thee kommen!“

Mit finsterem Blick gab Ebba einer hinter ihr stehenden Kammermagd einen Wink, ihr zu folgen und ging schweigend die breite, mit Blumen und Prachtpflanzen geschmückte Treppe hinauf. Doch plötzlich drehte sie den Kopf noch einmal zu ihren Lieblingen, und ein triumphierendes Lächeln glitt über des Kindes Züge, als sie ihnen durch eine

Handbewegung befahl, ihrer zu warten, aber die Schwelle nicht zu übertreten. Ruhig legten die Hunde sich nun nieder und zeigten damit, wie gut sie ihrer kleinen Herrin zu gehorchen wußten, wie sie dieselbe verstanden.

Elisabeth hatte dies alles sehr aufmerksam und schweigend beobachtet. Es war, wie sie gedacht, dem Kinde fehlte ein es wirklich liebendes Menschenherz, und darum suchte es Zuneigung bei Hunden und Pferden.

Eine Stunde später standen Wanda und Elisabeth noch in einem kleinen, behaglichen Zimmer an dem im großen Kamine verglimmenden Feuer. Mit schönen, duftenden Blumen war ein dazu bestimmtes Tischchen angefüllt — Lorbeer- und Myrtenbäumchen standen im Fenster, und Elisabeth, die Blumen und Wohlgerüche außerordentlich liebte, dankte Wanda mit herzlichen Worten, da sie ihr eben mitgeteilt: sie selbst habe alles so vor ihrer Abreise geordnet, damit Elisabeth sich gleich heimisch fühle in dem kalten Norden.

„Möchten Sie hier auch lernen," fügte Wanda bewegt hinzu, indem sie Elisabeths Hand ergriff, „mir Freundin zu werden, mich als Schwester zu lieben. Ich habe niemand in der weiten Welt, der sich wirklich um mein Wohl und Wehe kümmert."

Fast erschrocken blickte Elisabeth auf. „Sie sollen eine sehr liebenswürdige Mutter haben, einen vortrefflichen Vater, wie die Gräfin mir gesagt — scheinen mir also beneidenswert glücklich!"

„Meine Mutter hat mich nie wahrhaft geliebt," war die Antwort, „und haßt mich jetzt!" fügte sie fast flüsternd hinzu; „und mein Vater ist so völlig verwandelt, seit —" Sie schwieg plötzlich, setzte aber einen Augenblick später langsam und mit völlig verändertem Tone hinzu: „Verzeihen Sie, Fräulein Bernah, aber es ist mir zuweilen, als hätte ich Sie seit Jahren schon gekannt und geliebt. Aber nun gute Nacht! Sie bedürfen der Ruhe!" Und mit diesen Worten eilte sie zur Thür hinaus.

Elisabeth blickte wie erleichtert um sich, als sie sich endlich, endlich einmal allein sah in der künftigen Heimat. Ja, alles war hier traulich, behaglich — und ein Duft, der ihr junges Herz heftiger klopfen machte, schien sie von allen Seiten zu umhüllen. „Gustav," flüsterte sie, „Gott segne dich, mein Gustav!" Und ihr Auge blickte flehend zum Sternenhimmel auf, als sie langsam, mit gefalteten Händen, ans Fenster trat. Woher aber, dachte sie weiter, diese unerklärliche Angst in meiner Seele, hier in dem Hause der guten Gräfin, wo er selbst so glückliche Tage verlebt? Hier soll ich ja lernen, seine Heimat zu lieben, bis es ihm möglich ist, mich in sein Heim zu führen. In sechs Wochen sehen wir uns wieder, sagte er mir in der Stunde des Scheidens; warum scheinen diese sechs Wochen so schwarz und endlos, statt mit ungeduldiger Freude vorwärts zu schauen? Sie begriff sich selbst nicht mehr, zürnte sich ob dieses namenlosen Wehs in der Brust, das selbst dann nicht wich, als sie endlich das müde Haupt am Throne ihres Gottes niederlegte, wo sonst in jeder Angst stiller Frieden in die Seele zurückkehrt.

Am folgenden Tage kam Wandas Vater, Graf Hindrick, mit seiner Frau, um die heimgekehrte Mutter zu begrüßen. Er war der alten Gräfin in seiner äußeren Erscheinung sehr ähnlich. Groß und stattlich, mit stolzer Haltung und ernstem Blick aus den tiefen grauen Augen, ebenfalls unter auffallend buschigen Augenbrauen, die fast wie ein schützendes Dach hervorragten. Elisabeth hatte zufällig erfahren, daß er noch nicht fünfzig Jahre alt war und blickte deshalb überrascht, als sie ein schneeweißes, lockiges Haupt sah, während Schnurr- und Backenbart noch völlig blond waren. Er bemerkte diesen Blick und lächelte; kaum aber hatte er seine Mutter begrüßt, so ging er mit ausgestreckter Hand auf Elisabeth zu. „Seien Sie uns herzlich willkommen, Fräulein Bernah," sagte er, sich vor ihr verbeugend; „wir alle haben uns auf Ihr Kommen gefreut und werden, ein jeder auf seine Art, ein Scherflein dazu beitragen, Ihnen Ihre künftige Heimat lieb zu machen."

Dankbar blickte Elisabeth zu ihm auf, eine passende Antwort auf so freundlichen Empfang suchend, als Gräfin Hindrick, die neben ihren Gatten getreten, ihr jede Erwiederung unmöglich machte; herzlich nahm sie sie in ihre Arme mit einem „Gott segne Ihren Eintritt in dies Haus, mein liebes Kind."

Elisabeth war tief bewegt, und eine Thräne stahl sich in ihr Auge. Jetzt begriff sie die Anhänglichkeit ihres Verlobten für diese Familie; darum war er auch so froh, sie einstweilen da geborgen zu wissen.

Etwas später wanderte Elisabeth mit ihrem Zöglinge durch den Park, durch die großen Gärten und Treibhäuser und horchte mit Vergnügen auf die Erzählungen der Kleinen über ihre Beschäftigung in ihren Mußestunden. Natürlich waren die Hunde bei ihnen und Ebba versäumte keine Gelegenheit, um ihre Zufriedenheit über ihre Gegenwart an den Tag zu legen. Endlich erreichte man das Gärtchen, das ihrer alleinigen Bearbeitung überlassen war; „und all das gehört mir," sagte sie lächelnd, indem sie mit einem Stocke, den sie, als sei es ganz natürlich, immer mit sich trug, auf einen kleinen, mit Weidenruten eingeschlossenen Raum zeigte, der viele hübsche Blumenbeete enthielt, sorgfältig gepflegte Wege hatte und eine nette, selbst verfertigte Bank unter einem großen Apfelbaume.

„Und der Baum auch?" fragte Elisabeth.

„Gewiß," erwiderte die Kleine, „niemand darf daran rühren."

„Aber was machst du mit all den roten Aepfeln? Du kannst sie doch nicht alle allein essen?"

„Ich gebe sie meiner Karin," war die Antwort.

„Karin?" sagte Elisabeth verwundert.

Ebba lachte hell auf. „O, Sie denken an das alte Pferd," erwiderte sie, „das Sie mir versprachen, recht bald zu reiten, weil es nie jemanden abwirft. Ich meine aber meine frühere Jungfer, die vor zwei Jahren geheiratet hat — und," setzte sie leiser und mit gesenktem Haupte hinzu, „ihr Mann trinkt, deshalb haben sie kein Geld, um Aepfel zu kaufen." Sie sann einen Augenblick nach, indem sie mit ihrem Stocke den Hunden ihren Platz anwies, an dem sie zu warten hatten, während sie mit Elisabeth in ihr Gärtchen eintrat. Sie sagte dann ein wenig zögernd: „Möchten Sie zuweilen mit mir im Kurrewagen zu Karin fahren, um ihr allerlei zu bringen, das sie nicht kaufen kann? Die Großmama giebt mir gern für sie etwas; nur darf ich nicht allein dahin fahren."

„Gern werde ich mit dir fahren und gehen, wohin es dir Freude macht," war Elisabeths freundliche Erwiderung.

Also ein dankbares Herz für empfangene Dienste hat Ebba, dachte Elisabeth, als sie still auf der Bank unter dem Apfelbaume saß, während erstere ihr ein ganz kleines, aber allerliebstes Bouquet von selbst gepflanzten Blumen machte. Sie hat nicht nur Freude am Wohlthun, sondern auch Sinn dafür. Und es fehle dem Kinde ein Herz, behauptet die Gräfin, sie liebe nur Hunde und Pferde! Ja, kalt und gleichgültig ist sie gegen ihre Umgebung, weil diese ihr nicht warme Liebe entgegenträgt, weil niemand ihr ein wahres, liebendes Teilnehmen an ihrem Wohl und Wehe zeigt.

Als sie später wieder dem Schlosse zuschritten und in die Allee einbogen, sahen sie Wanda, die im gestreckten Galopp auf sie zuritt, und sobald sie bei ihnen angekommen war, vom Pferde heruntersprang und die Zügel dem ihr nur mit Mühe folgenden Reitknechte mit den Worten übergab: „Sattle den Rustan gleich ab! Aber erinnere dich, es geht niemand was an, daß ich ihn geritten."

Der Bursche murmelte etwas zwischen den Zähnen von „sich den Hals einmal brechen" und eilte dann den Ställen zu.

„Aber Wanda," sagte nun Ebba, „dein Vater hat dir doch verboten, den Rustan zu reiten."

„Du schweigst nun erst recht still," herrschte Wanda sie an; „kümmere dich um dich! — Sie sehen, Fräulein Bernah," wandte sie sich nun zu dieser, „welch ein kleiner Naseweis Ebba ist — sie wird Ihnen genug zu schaffen machen."

„Diesmal," erwiderte Elisabeth kalt, „hat Ebba nicht beleidigen wollen, indem sie an ein wohl von Ihnen vergessenes Verbot Ihres Vaters erinnert."

Wanda errötete, biß sich auf die Lippen und warf den Kopf unmutig zurück, als überlege sie, was sie zu antworten habe. Ebba riß sie aus der Verlegenheit mit den Worten: „Deine Eltern sind schon seit drei Uhr hier, du solltest dich deshalb rasch umkleiden."

Und ohne ein Wort der Erwiderung eilte Wanda fort. Mit einem schweren Seufzer trat Elisabeth in ihr Zimmer, um rasch ihre Toilette zu wechseln, denn man hatte schon zum Thee geläutet, und die Gräfin liebte nicht, daß man auf sich warten ließ. „Also Ungehorsam und Betrügen lehrt Wanda meiner kleinen Ebba," sagte sie traurig vor sich hin, indem sie die langen Locken wieder an den Schläfen feststeckte, die das rasche Gehen in Unordnung gebracht. Wie schwer, wie vielseitig erschienen ihr mit einemmale die Pflichten einer Erzieherin; alle Freudigkeit war aus ihrem Herzen gewichen. Und mit ernstem, fast zerstreutem Blick trat sie in den Eßsaal, wo die Familie schon versammelt war und sich gerade an den Theetisch setzte.

Am Nachmittage, als Elisabeth und Ebba umherwanderten, war die alte Gräfin mit Sohn und Schwiegertochter im großen Saale zurückgeblieben. Dieser Saal war der Versammlungsort der Familie und wurde, seiner Größe wegen, mit Recht ein Saal genannt. Vier Fenster, vier Flügelthüren, zwei ungeheure Oefen, zwei Kronleuchter, das spricht für ein großes Gemach. Mit rosa Damast waren die Möbel beschlagen; ein großer Wiener Flügel an einem Ende, ein ungeheurer eichener Schrank, mit prachtvollem Schnitzwerk verziert, an dem andern. In der Mitte des Zimmers stand ein riesiger Blumenkorb, der sich pyramidenförmig fast bis unter die Decke erhob und immer mit schönen Gewächsen angefüllt war. Hinter diesem Blumenkorbe, dem Eintretenden völlig verborgen durch die große Menge von Pflanzen, stand ein Diwan, der Lieblingssitz der Herrin, und auf diesem saß sie auch jetzt, vor sich, auf zwei kleinen Lehnstühlen, Graf und Gräfin Hindrick.

Lange hatten sie über alles geredet, das sich während der Abwesenheit der alten Gräfin zugetragen; und sie selbst hatte viel erzählt über ihre verschiedenen Badekuren in Deutschland; über alte Bekannte, die sie getroffen und dergleichen mehr. „Und wie gefällt euch nun Ebbas neue Erzieherin?" fragte sie schließlich; „nicht wahr, sie ist eine liebliche Erscheinung? Klar und wahr, wie ihr Blick, soll ihr Charakter sein. Sie ist sehr begabt, sehr gut unterrichtet, und wird hoffentlich auf Ebba einen segensreichen Einfluß ausüben. Uns allen wird sie außerdem eine Zugabe an Freude sein."

„Dem Gustav Silbersköld gönn' ich solche Braut von Herzen," warf Graf Hindrick ein.

„Sie ist uns einstweilen bestimmt," fuhr die Gräfin fort; „und ist sie wirklich, was sie sein soll und scheint, so soll auch hier bei mir ihre Hochzeit sein. Ich werde sie dann wie eine Mutter ihr Kind ausstatten und mütterlich auch später für sie sorgen. Es ist eigentümlich, wie so alles ohne mein Zuthun gekommen! Bald nach meiner Ankunft in Ems lud ich Gustav auf einen Tag zu mir ein. Er kam den nächsten Sonntag und erzählte natürlich viel von seiner Braut und seinen Plänen. In Lund will er sich schon im Herbst niederlassen, und hofft in zwei — spätestens in drei — Jahren heiraten zu können. Natürlich war sein heißer Wunsch, sie so bald wie möglich wenigstens hier im Lande zu haben, und wandte er sich nun an mich mit der Bitte, seiner Braut eine gute Stelle als Erzieherin zu schaffen. Ihr Vater war Professor in Göttingen und starb vor einigen Monaten an einem Herzschlage, bald nach dem Tode

seiner Frau. Diese Ehe muß in Wirklichkeit eine von denen gewesen sein, wie man sie wohl träumt als ganz junges Mädchen; denn er starb — noch in voller Kraft und Gesundheit bei ihrem Tode — buchstäblich an einem gebrochenen Herzen." Die Gräfin schwieg einen Augenblick, zerdrückte eine ihr unwillkommene Thräne im Auge, schluckte eine zweite rasch hinunter und fuhr dann fort: „Da der Vater gar kein Vermögen hinterlassen hatte, so ging unsere Elisabeth — so denk ich sie zu nennen — zu einer Schwester nach Gießen, die dort auch an einen Professor verheiratet ist, um zu überlegen, was nun zu thun sei, um sich selbst einstweilen ihren Unterhalt zu verdienen. Ich sage ‚einstweilen', da sie sich kurz vorher mit Gustav verlobt hatte. Sich sehen und lieben, scheint ‚eins' bei ihnen gewesen zu sein. Aber auch er ist ja, wie ihr wißt, unbemittelt, Waise wie sie; und welchen Plan sie nun zusammen entworfen, das habe ich eben gesagt. — Daß auch ich gerade eine Erzieherin für Ebba suchte, teilte ich ihm mit. Ob aber seine Braut passend dazu sei, das müsse ich mir erst überlegen. Kurz, ich versprach ihm in vierzehn Tagen eine bestimmte Antwort. — — Kaum war er fort, so machte auch ich mich wieder reisefertig und begab mich nach der Stadt, in der Elisabeth geboren und erzogen war, um Erkundigungen über sie und ihre Familie einzuziehen. An so kleinem Orte, begreift ihr, weiß jeder, was bei dem Nachbar geschieht; und so viel Gutes hört' ich von dem jungen Mädchen, daß ich nicht anstand, meine Reise fortzusetzen und selbst nach Gießen zu gehen. Wie sehr sie mir gleich gefiel, das hab' ich euch schon geschrieben. Und seltsam! Es ist etwas in ihrem Auftreten, in dem Tone ihrer Stimme, das mich beständig an Ebbas Mutter erinnert. Und darum ist sie wohl gleich meinem Herzen so nahe getreten. Längst hab' ich es, eben darum, Gustav Silberskföld vergeben, daß er eine deutsche Frau nimmt."

Unbemerkt hatten sie schon längere Zeit einen Zuhörer hinter dem Vorhange des Eingangs gehabt. Baron Ferdinand hatte gerade eintreten wollen, als er von Gustav Silberskföld in Verbindung mit Elisabeth reden hörte, und blieb nun neugierig, wie angefesselt, stehen. Und sein Blick war der des tödlichsten Hasses, als er so erfuhr, Elisabeth sei mit dem jungen Arzte verlobt, der auf Breidablick fast wie ein Sohn vom Hause geliebt war. Er allein hatte nie Freundschaft für den jungen Mann empfunden, weil dieser ihm offen gezeigt, er liebe ihn und sein Thun nicht. — Eine unwillkürlich heftige Bewegung, die er machte, berührte den Vorhang, verriet ihn, und er trat nun rasch ein, mit einem völlig geglätteten Gesichte, mit freundlichem Lächeln.

„Das nenn' ich nun eine Ueberraschung!" rief Gräfin Hindrick, „ich wähnte dich auf dem Wege nach Paris! Und was will unser ‚Don Juan' auf dem stillen, langweiligen Breidablick?" fragte sie lachend.

Ein mißbilligender Blick ihres Gatten traf sie; sie schien sich aber nichts daraus zu machen, und „nur einmal im Leben sei wahr," fügte sie hinzu, „sag' mir, warum du zurück bist?"

„Nur, um besser als je zu fühlen," war die lachende Antwort, „daß man mich bei meiner lieben Schwägerin verleumdet."

„Nein, nein!" fuhr sie fort, „du hast einen besonderen Grund, mein liebenswürdiger Schwager hat noch nie nur einen Schritt im Leben gethan, wenn er sich nicht einen Genuß dadurch verschaffen konnte! — Hast du vielleicht endlich," fügte sie hinzu, nachdem sie einen Augenblick nachgesonnen, „ein Wesen gefunden, das dir in seiner Vollkommenheit genügen könnte? das dich nun zu einem ruhigen Landmann macht, wie dein Bruder es ist?"

„Solch einen Gedanken hatt' ich einen Augenblick," war jetzt seine ernste Antwort; „ich wähnte, mein Ideal gefunden zu haben. Aber wie immer, ist es mir in derselben Stunde gezeigt und entrückt. — Sieh, Ellen," sagte er weiter, indem er sich neben sie setzte, „hättest du eine Schwester gehabt, dir ähnlich, die mich genommen, es wäre vielleicht ein anderer, ein glücklicher Mann aus mir geworden. Mit einer Frau, schön, gut, begabt, mit herrlichen Talenten und einem klaren Verstande wie du, ist Hindrick



ein beneidenswerter Mann. Die Leidenschaften, die in jedes Mannes Brust schlummern, haben nicht die Zeit gehabt, zum völligen Erwachen bei ihm zu kommen; denn in den Stunden der Muße fand er sich immer neben dem Wesen, das ihn über die elende, langweilige Alltäglichkeit des Lebens erhob, es verstand, ihn in eine ideale Welt einzuführen. Sieh, das Weib ist eben unser Segen oder unser Fluch, unser guter oder unser böser Engel; es zieht uns hinauf oder hinunter! — Ich aber," fügte er bitter hinzu, „muß mich betäuben, um das Leben nur zu ertragen."

Gräfin Hindrick hörte das alles — auch ihr Lob — ruhig an, als sei sie gewohnt, dergleichen zu hören; sah aber, als sie den Blick zu ihrem Manne erhob, eine so schwer bewölkte Stirn, daß sie rasch aufstand und ihren Arm liebkosend um seinen Hals legte.

Die alte Gräfin hatte, still sinnend, die ganze Zeit dagesessen; murmelte aber — den andern unhörbar — zwischen den Zähnen: „so hatt' ich mich nicht geirrt!" Plötzlich stand sie auf mit den Worten: „man hat schon zum zweitenmal geläutet, kommt zum Thee!"

Am Theetische im Nebenzimmer stand Wanda, den Thee bereitend, und plauderte dann mit Elisabeth so herzlich und liebenswürdig, als liege kein unangenehmer Augenblick zwischen ihnen. Unbegreiflich aber war es Elisabeth, als man sich zwei Stunden später trennte, und Wanda mit ihren Eltern fortfuhr, daß diese Mutter und diese Tochter sich nicht zu verstehen schienen, sich — wie Wanda ihr gesagt — nicht liebten. Nie hatte sie eine schönere, eine liebenswürdigere Frau gesehen, als die Gräfin Hindrick. Trotz ihrer vierzig Jahre war sie frisch und rosig wie ein junges Mädchen. Die großen braunen Augen hatten ein gütiges Lächeln für jeden; der wunderliebliche Mund fand immer das passende, das wohlwollende Wort. Ihr braunes welliges Haar kräuselte sich etwas auf der hohen Stirn, und lag, teilweise in zwei Locken, mit Kämmen gehalten, fest an den Schläfen, teilweise nachlässig am Hinterkopfe aufgesteckt. Sie war vielleicht etwas zu klein, zu rund, hatte aber so majestätischen Gang, so natürlich anmutige Bewegungen, daß sie buchstäblich durch ihre ganze Erscheinung bezauberte.

Gleich nach dem Thee ging sie zum Piano, um zu singen. Und eine reichere, ausgebildetere Stimme hatte Elisabeth nie gehört; sie, die als Deutsche ein verwöhntes Ohr mit sich gebracht hatte. „Willst du ein Duett mit mir singen, Wanda?" fragte sie, sich plötzlich unterbrechend.

„Ich bin nicht bei Stimme," war die trockene Antwort.

„So komm' und laß uns vierhändig spielen," hub die Gräfin wieder an.

„Heute lieber nicht," war die Erwiderung.

„Wanda, was soll das bedeuten?" fuhr Graf Hindrick heftig auf, „so antwortet man seiner Mutter nicht!"

Schweigend stand Wanda auf, nahm ein Notenheft und trat zum Piano, um mürrisch zu gehorchen, spielte indes mit Fertigkeit und erntete Beifall, wofür sie doch nicht gleichgültig zu sein schien.

„Meine Mutter singt und spielt so ausgezeichnet schön," sagte sie dann zu Elisabeth, als sie zu ihrem früheren Platze zurückgekehrt war, „daß es mich immer verdrießt, wenn man mich nach ihr dazu auffordert — das sollten die andern doch begreifen!" — Ob nun aber Bescheidenheit oder Eifersucht so sprach — das konnte sie selbst wohl nur bestimmen.

Am folgenden Morgen sollten Ebbas Stunden beginnen. Mit schwerem Herzen dachte Elisabeth gleich bei ihrem Erwachen daran. Hatte doch Ebba geäußert, als sie am Tage zuvor in den Pferdeställen ihre lebhafte Freude bei dem Anblicke ihrer Lieblingspferde gezeigt: reiten sei doch angenehmer als lernen — und sie arbeite eben nur, weil man sie dazu zwinge.

Ernsten Blickes trat daher Elisabeth ins Lernzimmer, wo Ebba, ihrer harrend, schon Bücher und Karten hervorgeholt.

„Liebe Ebba," begann Elisabeth, „ehe wir sehen, was du schon weißt, wollen wir einen Augenblick miteinander reden."

Sie setzte sich in den kleinen Lehnstuhl, der ihrer wartete, und zog Ebba neben sich auf einen Sessel.

„Ich bin hier zu dir gekommen," sagte sie dann, „um dich — mit Gottes Hülfe — zu erziehen und zu unterrichten. Beides aber ist mir unmöglich, wenn du selbst es nicht auch willst. Du hast mir gesagt, man habe dich zum Arbeiten gezwungen — und gestraft, wenn du deine Pflicht nicht gethan. Keins von beiden werde ich thun; nie werde ich dich zu etwas zwingen oder strafen."

Verwundert blickte Ebba sie an, und ein freudiges Lächeln glitt über ihre Stirn.

„Von deiner Großmutter weiß ich," fuhr sie nach einem Augenblicke ernsten Sinnens fort, „daß sie jeden Tag nach dem ersten Frühstück den Morgensegen mit dir liest; daß seit deinem zehnten Jahre der Herr Pfarrer zweimal die Woche kommt, um dir Religionsunterricht zu geben; daß sie dich jeden Sonntag mit zur Kirche nimmt oder dich dahin schickt. Warum geschieht das alles?"

„Damit ich," war die etwas zögernde Antwort, „meine Pflichten kennen lerne."

„Und gestern Abend, als ich an dein Bett kam, um dir noch eine ‚gute Nacht' zu wünschen, sagtest du mir auf meine Frage darum: du betetest morgens und abends ein Gebet, das die gute Karin dich gelehrt; — um was bittest du darin?"

„Um ein gehorsames Herz," antwortete Ebba leise.

„Du bittest Gott darum," erwiderte Elisabeth bewegt, „weil niemand — niemand ein gehorsames Herz hat, es sei ihm denn von Gott gegeben."

Wieder blickten die großen braunen Augen des Kindes sie ernst und fragend an.

„Hast du," fragte Elisabeth weiter, „nie von dem Herrn Pfarrer gehört, daß Gott ein freies Geschöpf erschaffen, als er den Menschen gemacht? Das will sagen: daß der Mensch auf eine gewisse Weise thun und lassen kann, was er will. Denn durch alle Strafen der Welt kann dich niemand, außer dir selbst, zu etwas zwingen. Damit aber der Mensch wisse, was recht und gut ist, was er thun, was lassen soll, um glücklich zu sein, so hat Gott selbst es in jedes Menschenherz geschrieben — und seine Stimme redet dabei laut und vernehmlich in der Menschenbrust. Aber wir müssen hören wollen, was Er sagt — und dann gehorchen, um glücklich zu sein."

„Ich wollte schon lernen und arbeiten," sagte nun Ebba, „wenn es nur nicht so entsetzlich langweilig wäre. Stundenlang oft Buchstaben nachmalen, und gerade und krumme Striche machen — Zahlen ausrechnen — und dann noch die unerträglichen Regeln der Grammatik."

Elisabeth sann einen Augenblick nach; denn auch sie hatte das fast unerträglich langweilig gefunden. „Gestern," hub sie wieder nach kurzem Schweigen an, „als du mich am Ende des Parks den alten Turm zu ersteigen veranlaßtest, der mitten in der Ruine eures Stammschlosses steht, mußte ich durch viel altes Geröll hindurch, über spitzige Steine hinweg, an Dornen und Diesteln vorbei, durch dichte Hecken von hohen Brennesseln. Es war ein langer, unangenehmer Weg. Und hättest du mir nicht wieder und wieder die prachtvollste Aussicht dort oben versprochen, ich wäre lieber umgekehrt. Du schrittest tapfer voran, warfst manchesmal einen zu spitzigen Stein zur Seite, riefst bald rechts, bald links, um mich leichter zu führen, und ermutigtest mich auf alle nur erdenkliche Art, als ich zuletzt über Müdigkeit klagte. Und wirklich war ich für meine Mühe belohnt, als wir endlich die alte, schmale Treppe hinaufgeklettert; ich dankte dir, daß du mich dahin geführt! — — Wollen wir beide nun versuchen, es so alle Tage zu machen in unsern Stunden? Nur, daß ich die Führerin sein werde! Verstehst du, was ich meine, liebe Ebba?"

O, recht gut," erwiderte diese, „ich soll das Langweilige und Unangenehme bereitwillig thun, um zuletzt Schönes zu wissen — und zu können," setzte sie leiser hinzu. Elisabeth zog das Kind an sich und flüsterte in ihrem Herzen ein „Gott segne dein Vornehmen."



Als nun am Ende der Stunden zum zweiten Frühstück geläutet wurde, eilte auch Elisabeth rasch und ungeduldig die Treppen hinunter zum Speisesaal. Der Briefträger wurde jeden Augenblick erwartet, und er sollte ihr ja den ersten Brief von ihrem Verlobten bringen. Kaum saß man am Tische, so erschien auch die erwünschte Posttasche. Zeitungen und dann Briefe zog die alte Gräfin in Menge heraus; zweimal sah sie dieselben durch und antwortete der atemlos harrenden Elisabeth auf ihre Frage: „Nichts für Sie, mein liebes Kind. Wahrscheinlich ist die Hamburger Post zu spät in Lübeck angekommen," fügte sie beruhigend hinzu, als sie Elisabeths blasses Gesicht sah; „Geduld bis zum nächsten Posttage! Geduldig sein muß man schon bei uns hier in den Wäldern lernen, da die Post nur zweimal wöchentlich kommt. Es ist wirklich kein Grund da, sich zu ängstigen."

Dennoch war die gute Gräfin in ihrem Innern ernst beunruhigt, da sie Gustav und seine grenzenlose Liebe zu Elisabeth kannte. Ohne sehr ernsten Grund hätte er die junge Braut, besonders in fremdem Lande, nicht ohne Nachricht gelassen.

Elisabeth eilte auf ihr Zimmer, sobald sie konnte, und kniete, bitterlich weinend, an ihrem Bette nieder, wie sie es von Kind auf gethan, wenn Trübsal oder Angst über sie gekommen. Wußte sie doch, daß das Vaterauge über ihr ihre Not sah, und daß das Vaterherz im Himmel hilft, wenn es gut für seine Menschen ist. Aber drei Tage und vier Nächte des Wartens sollte sie durchleben! Wie das ertragen! — Da gedachte sie plötzlich an Ebba — und ihre Pflichten. Sie sollte ja vor allem durch ihr Beispiel das Kind lehren, wie die Christin leben und dulden soll; sie durfte also die rotgeweinten Augen nicht sehen, nicht den trüben, verzagenden Blick. „Herr, steh mir bei!" rief sie, Hand und Herz zum Himmel erhebend, „hilf mir, ruhig zu sein!" Rasch eilte sie zum Waschtische und badete eifrig die roten Augen in frischem Wasser, bis die Jungfer eintrat, um ihr zu sagen: das Fräulein sei unten mit dem Wagen.

Elisabeth griff nach Hut und Tuch und eilte die Treppe hinunter.

Vor dem Schlosse hielt ein kleiner zweisitziger Wagen, mit einem Oeländer bespannt, und Ebba darin, eine lange Peitsche in der Hand. „Fürchten Sie sich nicht, Fräulein Bernah," rief sie etwas verlegen, „ich habe dem ‚Kurre' — so hieß ihr Pferd — keinen Zucker gegeben, und so wird er schon nicht umwerfen." Etwas ängstlich blickte Elisabeth sich um; da gewahrte sie das fröhlich lächelnde Gesicht der alten Gräfin am Fenster der Halle. „Ich sage wie Ebba," sprach sie, „fürchten Sie sich nicht, Ebba ist im ganzen ein guter, sicherer Kutscher, fährt mich recht oft, und wirft der Kurre einmal um, so fällt man nicht hoch, und er bleibt immer geduldig stehen und sieht zu, bis wieder alles in Ordnung ist. Grüßen Sie meine Schwester herzlich — denn zu ihr wünscht Ebba Sie zu führen. Und sagen Sie gefälligst, ich käme gegen Abend zu ihr."

Und so fuhren die beiden davon; erst an endlosen Stapelfeldern entlang, dann über den Hof der Meierei, wo Ebba ihr Pferdchen vor einem kleinen, rot angestrichenen Hause anhielt. „Margrit, Margrit!" rief sie und knallte mit der Peitsche. Eine sauber, aber sehr einfach gekleidete Frau trat aus der Thür und knixte tief, als sie ihr „nadig (gnädiges) Fröken" erblickte. Ebba zog einen großen Korb mit allerlei Obst unter der Wagenbank hervor und gab ihn der Frau mit den Worten: „Gieb es den Kindern nicht alles auf einmal, sonst werden sie wieder krank. Den Korb schicke morgen früh mit dem Milchmädchen zurück." Sie nickte freundlich und berührte ihren Kurre mit der Peitsche, um weiter zu traben.

„Die Großmama hat mir erlaubt, das Obst zu verschenken, das unter den Bäumen liegt," wandte sie sich um an Elisabeth; „da hab ichs rasch aufgelesen, ehe ich den Kurre satteln ließ. Hier, in Buna-Beoga, sollen keine Bäume gepflanzt werden; und die Leute haben eigentlich kein Geld, um Obst zu kaufen." Und dies Kind habe kein Herz für Menschen, sagen sie, dachte Elisabeth kopfschüttelnd.

Sie fuhren nun längs des tiefen, dunklen Flusses, der sich erst malerisch durch Wiesen schlängelte und dann, sich plötzlich wendend, am Rande eines Buchenwaldes hinter

haushohen Felsblöcken, die da chaotisch durcheinander geworfen eine ziemlich große Fläche bedeckten, zu verlieren schien. Ebba folgte Elisabeths erstauntem Blick und sagte dann, dahin weisend: „Es sind erratische Blöcke, die da seit Jahrhunderten liegen, hat mir mein Bruder gesagt."

Elisabeth lächelte zufrieden. „Also dein Bruder belehrt dich über das, was du hier siehst?" fragte sie.

„O, er erzählt mir immer viel, wenn wir reiten," war die Antwort. „Das ist immer eine fröhliche Zeit, wenn er hier ist — und er kümmert sich um mich," fügte sie etwas leiser hinzu.

Das Kind fühlte also sein „Alleinsein", litt darunter und schwieg, und niemand hatte es gesehen! „Wir wollen nun beide da unten herumfahren," hub Ebba vergnügt wieder an, „Sie können dann alles besser sehen!"

Und nun wurde ein schmaler, ziemlich holperiger Weg eingeschlagen, auf dem Elisabeth der vielen Stöße wegen auszusteigen wünschte; auch fürchtete sie mit Grund hier ein Umwerfen.

„O nein," bat Ebba, „wirds gefährlich, so spring ich rasch aus dem Wagen und halte ihn." Und so that sie schon im nächsten Augenblicke. „Hier können Sie garnicht gehen," fügte sie hinzu, „hätten Sie Stiefel mit dicken Sohlen, wie ich, die Thörnholm gemacht, so ginge es ganz gut, denn da fühlt man die Steine kaum."

„Aber wer ist Thörnholm?" fragte Elisabeth.

„Ein armer Schuster, der ganz nahe bei Breidablick wohnt," erwiederte Ebba. „Die Großmama," fügte sie etwas zögernd hinzu, „liebt es nicht sehr, daß ich bei ihm arbeiten lasse, da sie sagt: er sei ein roher Mensch, der trinkt. Aber seine alte Mutter, für die er doch sorgen muß, sagt: er thue es nur, wenn er keine Arbeit habe, und er sei immer gut mit ihr übrigens. Darum sag ich auch unsern Leuten, doch ihre Schuh bei ihm machen zu lassen."

„Ich werde auch ein Paar Schuh bei ihm bestellen," sagte Elisabeth, „damit ich die steinigen Wege nicht mehr zu fürchten habe."

Ebba blickte freudig zu ihr auf; und den Blick vergaß Elisabeth nie, denn eine tiefe, edle Herzenswelt erschloß sich ihr durch diesen Blick des Kindes, das dankbar war, weil man mit ihr Notleidenden helfen wollte. — „Wohnt dort die Großtante?" fragte einige Augenblicke später Elisabeth, indem sie ein großes weißes Gebäude am jenseitigen Ufer erblickte und dahin zeigte.

Ebba lachte. „O nein, die Großtante wohnt in einem kleinen roten Hause, das mitten in einem Garten liegt. Sie ist übrigens da gegenüber geboren und erzogen und die Großmama auch. Wir fahren an dem Gute dort vorbei und können hineingehen, wenn Sie wollen. Das Haus selbst steht leer; nur ein ganz alter Gärtner wohnt mit seiner Frau im Küchenflügel — und dort unten am Flusse unser Fischer in dem kleinen roten Häuschen, vor dem die Netze ausgespannt sind."

Und so plauderte Ebba fröhlich weiter, bis sie in eine ganz kurze Allee von alten Buchen einbogen, an deren Ende sie vor einem gegitterten Thore anhielten. Ebba sprang aus dem Wagen und band ihren Kurre mit dem Zügel am Thorpfosten fest. — Alles war hier fast unheimlich still: nur gelbe Blätter fielen leise auf den Boden neben ihnen und verursachten dadurch ein geheimnisvoll flüsterndes Geräusch, das allein die lauschige Einsamkeit etwas belebte. Ebba spähte umher, und da sie kein lebendes Wesen gewahrte, so öffnete sie mit einiger Mühe und Elisabeths Hülfe das fast eingerostete, ziemlich schwere Thor. Es krachte laut, als seine Angeln auseinander sprangen; und in demselben Augenblick stürzte ein schöner Neufundländer aus dem nahen Gebüsche hervor.

„Siljan, Siljan!" rief Ebba vergnügt; „kennst du deine alte Herrin nicht?" Und nun war es schwer zu sagen, wer am frohsten über diese unerwartete Begegnung war; ob das Kind, ob der Hund, dessen ungestümen Liebkosungen ersteres sich nur durch sein Zürnen zuletzt erwehren konnte.



Elisabeth hatte unterdessen Zeit, sich ruhig umzuschauen; und nie hatte sie eine ähnliche Verwilderung gesehen, als hier. Früher mochte wohl alles recht schön gewesen sein, als der Platz bewohnt war. Jetzt konnte man kaum die Wege von den großen und kleinen Rasenplätzen unterscheiden, denn Unkraut und Gestrüpp bedeckte die ehemaligen Blumenbeete und das Gebüsch. Durch Alter und durch den Wind umgestürzte Bäume erdrückten oder versteckten die noch lebenden; halb zerbrochene Blumenkörbe und vertrocknete Topfgewächse standen wie trauernd hier und da herum; und lange braune Zweige bewegten sich wie wehklagend über ihren Untergang, wenn leicht berührt durch einen unerwarteten Luftzug. — Die beiden kleinen Nebengebäude, die für Küche und Bedienung bestimmt, befanden sich hier, wie auf jeder größeren Besitzung in Schweden, auf beiden Seiten des Hauptgebäudes in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Schritt. Das Haus selbst sah recht stattlich aus. Vier breite steinerne Stufen führten zur Eingangsthür; und vier hohe Säulen vor derselben stützten einen schmalen Balken, von dem noch einige schmale Schlingpflanzen herunterhingen. Links gegen das Haus lehnte ein ungeheurer, wohl sehr alter Kastanienbaum, der an mehreren Stellen gestützt war und dessen Stamm durch einen dicken hölzernen Gürtel zusammengehalten wurde. Weiter im Hintergrunde sah man noch mehrere wüstliegende Anlagen und einen Teich, mit Pappeln und Hängebirken umgeben, einen kleinen, an den Rand gezogenen Kahn — aber nirgends ein lebendes Wesen.

„Wollen wir um das Haus herumgehen?“ fragte Ebba, zu Elisabeth tretend, als sie endlich den Hund beruhigt hatte, „vielleicht sieht es da anders aus.“

Als sie vor dem Hause standen, gewahrten sie, daß vor einem Fenster die Laden halb geöffnet waren und ein großes schwarzes Tuch wie eine Trauerfahne herausflatterte. Dennoch gingen sie ruhig weiter bis an die hintere Ecke, um den großen Kastanienbaum herum; doch wie angewurzelt blieben sie hier stehen. Da war auch ein großer Rasenplatz, wie an der Vorderseite des Hauses; aber so sorgfältig gepflegt, daß er einem grünen Teppich glich, kein Halm war am unrechten Platze. Der Weg, der ihn einfaßte, war frisch gemacht und nur hier und da lag ein gelbes Blatt, das der sorglose Herbstwind aus Leichtsinn oder Mutwillen im Vorbeifliegen eben dahin geworfen. Mehrere schöne Kastanienbäume standen zerstreut herum; aber in der Mitte des grünen Raumes unter einem dieser Bäume war ein Grabhügel, ganz mit Immergrün bedeckt. Eine Bank und ein Tischchen, aus Baumzweigen geflochten, standen daneben, und auf der Bank saß eine schwarze Gestalt in langen Trauerkleidern. Auch der Kopf war mit einem schwarzen Tuche bedeckt und vorgebückt, auf die Hände gestützt, das Gesicht aber von ihnen abgewandt. Und so unbeweglich saß diese Gestalt, daß man nicht hätte sagen können, ob sie lebe oder nur eine Statue sei. — Unbeweglich betrachteten auch Elisabeth und Ebba einen langen Augenblick diese sie so überraschende Scene; dann berührte erstere Ebbas Hand und zog sie leise und stumm mit sich fort, zur Eingangspforte zurück. Und erst, als sie wieder im Wagen saßen, im Begriff, davon zu fahren, sagte Elisabeth mit etwas unzufriedenem Tone: „Aber Ebba, das Haus ist dennoch bewohnt.“

„O nein,“ erwiderte Ebba ruhig, „die schwarze Frau ist ohne Zweifel die alte Dienerin der russischen Dame, die dort gestorben ist. Die Großeltern haben ihr erlaubt, da zu bleiben, um über das Grab ihrer Herrin zu wachen, und die Gärtnersleute müssen für sie sorgen und kommen oft nach Breidablick, um fehlende Sachen für sie zu holen. Ich hatte garnicht daran gedacht, als wir hierherkamen, freue mich aber, zu sehen, wie sie ihr Grab pflegt.“

Verwundert hörte Elisabeth zu, wagte indes nicht, irgend eine Frage darüber an Ebba zu richten.

Eine Viertelstunde später hielt Ebba vor einem großen, sorgfältig gepflegten Garten still, wo man, über den ihn umgebenden Zaun hinschauend, noch einige späte Rosen erblickte und eine Menge Blumenbeete mit Astern, Levkoyen und Topfgewächsen aller Art, welche die Luft mit Wolken von Wohlgerüchen erfüllten. — Solch ein Heim hat

ja mein Gustav mir versprochen! dachte Elisabeth, und ihr Herz klopfte schneller und freudiger. Ebba hatte nun die Glocke am Pförtchen gezogen, und eine freundliche Magd kam, sich tief verneigend, um zu öffnen. „Guten Tag, Christine," sagte Ebba, „geben Sie dem Kurre Brot, ich habe ihn schon festgebunden, aber noch kein Wasser, er ist sehr warm; das werde ich selbst später thun."

Das rote einstöckige Haus lag so recht behaglich in dem hübschen Garten. Ein alter Weinstock mit vielen Trauben bekleidete die ganze Vorderseite, und die Reben, die alle Fenster einrahmten, waren bis zum Dach hinaufgeklettert, einige sogar bis zum Schornstein, wo es ihnen so recht wohl zu sein schien in der warmen September-Sonne, denn sie tanzten lustig einen frohen Reigen, wenn der Wind sein Liedchen blies. Zwei hölzerne Tritte waren vor dem Eingange; und die Halle, in die man trat, war, wie allenthalben in Schweden auf dem Lande, mit den ganz kleinen Spitzen der Tannenzweige bestreut. Auch die Thüren im Innern waren mit roter Oelfarbe bemalt, die Wände hellgelb mit roten Streifen und Adern. Der Eßsaal, das erste Zimmer, in das sie traten, hatte ebenfalls auch gelbe Wände und einen mit dunklem und hellem Holze getäfelten Fußboden, drei weiße Tische, von denen der größte in der Mitte des Zimmers stand, zwölf Rohrstühle und einen ebenfalls weiß bemalten Geldschrank, der Porzellan und Gläser enthielt. „Diese Vorhänge," sagte Ebba, indem sie nach den Fenstern zeigte, „hat Christine gewebt, und die Großtante, die schon siebzig Jahr alt ist, hat das Garn dazu gesponnen. Sie arbeitet immer, deshalb langweilt sie sich nie in ihrer Einsamkeit."

Elisabeth sah Ebba an, und diese verstand den Blick. Sie errötete leicht und öffnete die Thür zu dem sogenannten Salon der alten Dame, der ungefähr ebenso einfach als das Eßzimmer eingerichtet war; nur hatte er ein langes Sopha und einen großen Lehnstuhl, neben dem auf einem Fußkissen eine weiße Katze behaglich schlummerte. Fast im letzten Zimmer, dem kleinen Gewächshause, fanden sie das gnädige Fräulein von Fredhof, so emsig mit ihren Blumen beschäftigt, daß sie die Eintretenden erst bemerkte, als diese sie begrüßend dicht neben ihr standen.

Kaum hatte Ebba die Bestellung gemacht, so bat sie um die Erlaubnis, in die Küche gehen zu dürfen, um sich von Johanna etwas „Gutes" geben zu lassen.

„Recht gern!" war die Antwort. „Nur wollen wir auch etwas haben — sage ihr das!"

Dies kleine Gewächshaus gefiel Elisabeth sehr. Die Wände waren von Birkenrinde und die Zierrate knorriges Geäst, aus dem man Blumentische und Blumenkörbe sehr künstlich gebildet. Die Sessel und ein kleiner Tisch waren auch aus Baumästen gemacht, und freundlich bot die alte Dame Elisabeth einen Sitz neben sich an. Sie war sehr klein und etwas verwachsen; aber solch wahre Herzensgüte, ein Gemüt im Frieden mit sich und der ganzen Welt, war jeder Falte ihres schrumpflichen Gesichts aufgedrückt, blickte aus den kleinen grünen Augen, spielte um den Mund, daß man sich gleich wohl mit ihr fühlen mußte. „So, also unserm Gustav Silbersköld haben Sie das Herz gestohlen," sagte sie ein wenig schelmisch; „nun, es wundert mich gerade nicht, obgleich wir im Anfange unzufrieden waren, daß er keine Schwedin gewählt. Seine Mutter war die Mutter unseres lieben Probstes, und so haben wir ihn von Kind auf viel gesehen. Recht oft habe ich den Kleinen auf meinem Knie gewiegt und mit ihm gespielt."

Elisabeth hatte Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken, als sie ihren großen, starken, herrlichen Gustav den „Kleinen" nennen hörte.

„Nun, und wohl recht lange Briefe sind heute Morgen angekommen? Es ist ja Posttag! Hoffentlich waren Grüße für uns alle dabei; denn der behält uns immer lieb!" setzte sie zuversichtlich hinzu.

Aber mit großem Schrecken gewahrte sie nun Thränen in Elisabeths Augen, die nur schwer die Worte herausbrachte: „Ich hatte keinen — die Gräfin meint, die Hamburger Post sei zu spät angekommen."



Ganz unglücklich sah nun die alte, gute Dame aus. Sie hatte Kummer durch ihre Frage bereitet — sie, die keiner Fliege an der Wand etwas zu leide thun mochte! Unruhig nahm sie ihre große Brille ab und putzte sie so eifrig wie möglich mit dem Taschentuche, obgleich kein Stäubchen darauf zu finden war. Sie sann hin und her, was sie nur sagen könne, um das junge, betrübte Wesen neben sich zu beruhigen. Da fiel ihr plötzlich Ebbas „Kutschertalent" ein. „Sind Sie auf der Landstraße gekommen," fragte sie rasch, „oder am Flusse entlang?"

Elisabeth berichtete nun über den Weg, den sie gefahren, und besonders über das, was ihre Verwunderung in „Fredhof" erregt.

„So, so," sagte die alte Dame kopfschüttelnd, „Ebba fängt an, sehr selbständig zu handeln, seit sie zwölf Jahre alt ist. Sie thut so ziemlich, was ihr beliebt. Sie hatte dort nichts zu thun!"

„Sie meinte," entschuldigte Elisabeth, „niemand wohne dort, als die Gärtnersleute!"

„Es ist jetzt ein unheimlicher Ort," fuhr die alte Dame fort, ohne Elisabeths Antwort scheinbar zu beachten. „Und ist die alte Dienerin tot, so will meine Schwester eine Zufluchtsstätte für arme kranke Frauen daraus machen; denn wohnen möchte niemand von der Familie dort, obgleich meine Schwester und ich, sowie unsere sechs Brüder da geboren und erzogen sind, und die Eltern dort gestorben. — Nach dem Tode meines Vaters," fuhr sie nach einigem Sinnen fort, „kaufte mein Schwager die Besitzung, die furchtbar verschuldet war und dachte erst alles umzubauen und später die Mitgift für Ebbas Mutter daraus zu machen. Diese aber war ein so zartes Kind, daß man lange Jahre fürchtete, sie werde nicht leben bleiben. So kümmerte man sich gar um die Gebäude dort nicht. Mein Schwager bat mich anfangs, in Fredhof zu bleiben; aber das wollte ich nicht, auch nicht nach Breidablick ziehen, wo es mich in den langen, unheimlichen Gängen immer fröstelt, und wo Spukgeschichten und Gespenster einen aus all den Winkeln angreifen."

Elisabeth lachte. „Ich habe doch noch keine gesehen und gehört!" warf sie ein.

Auch jetzt schien die gute Dame die Unterbrechung kaum zu gewahren, sondern fuhr ruhig in ihrer Erzählung fort. „Mein Schwager schenkte mir dann dies kleine Heim, wo ich so glücklich bin, und so dankbar, in Ruhe und Frieden hier leben zu können." Sie nahm wieder die Brille ab und blickte einen Augenblick vergnügt umher.

„Ach," fing sie dann von neuem an, „ich wollte Ihnen noch sagen, daß Ebbas Mutter immer in Breidablick blieb, auch nach ihrer Verheiratung, wo man ihnen den einen Flügel des Schlosses ganz überließ. — Graf Odenheim war, wie Sie wissen, denke ich, Militär und oft abwesend während des Dienstes. Er war natürlich ruhiger, wenn seine zarte Frau bei ihrer Mutter blieb, und nicht allein auf seiner einsamen Besitzung. Kurz vor Ebbas Geburt bekam er den Typhus in Einköping, wo er damals mit seinem Regimente lag. Die Posten kamen nur zweimal die Woche, und so erhielt seine Gattin die Nachricht von seiner Krankheit erst am vierten Tage. Augenblicklich reiste sie ab, um zu ihm zu eilen, begegnete aber auf halbem Wege der Nachricht von seinem Tode. Wir alle sahen die Folgen voraus: sie starb an Ebbas Geburt —"

Hier wurde sie durch die Magd unterbrochen, die Erfrischungen hereinbrachte. „Rufe Ebba!" sagte nun das gnädige Fräulein, nachdem Obst, Gebäck und erfrischendes Getränk auf das Tischchen neben sie gestellt waren.

„Lilla Fröken hat sich in der Speisekammer selbst geholt, was ihr gefiel," war die Antwort, „jetzt giebt sie ihrem Kurre Wasser."

Die alte Dame lächelte. „Ja, wenn das Kind nur nicht die Menschen über die Tiere einmal vergißt!" sagte sie halblaut.

Also niemand hier begreift das Kind, dachte Elisabeth. „Aber was ist es eigentlich mit dem Grabe," fragte Elisabeth nach einer kleinen Weile, „die Gräfin Odenheim ist doch wohl nicht da hineingelegt?"

„O gewiß nicht," war die Erwiderung, „die ist mit ihrem Gatten im Grabkeller

auf Breidablick beigesetzt. Es ist eine unheimliche Geschichte, die mit in jenes Grab versenkt ist, das Sie in Fredhof gesehen," fuhr sie nach kurzem Sinnen fort, „Ebba soll sie nicht wissen, sie ist zu jung, aber Ihnen kann ich sie schon erzählen. Nur reden Sie nicht darüber."

„Es ist nun lange, lange Jahre her," begann sie bald von neuem, „daß mein Schwager einmal allein zum Reichstage nach Stockholm gegangen war. Da schrieb er eines Tages, er habe Fredhof einstweilen auf unbestimmte Zeit verpachtet, da es ja doch nie von den Seinigen bewohnt sein würde. Ein polnischer Graf Orlanski wünsche dahin zu ziehen. Er werde demnächst einen Baumeister schicken, Handwerker und einen Gärtner, um das Ganze wieder bewohnbar zu machen. Besagter Herr sei sehr reich und habe eine geisteskranke Frau, mit der er jahrelang durch ganz Europa gereist, um Heilung zu suchen und zu versuchen. Alles aber sei vergeblich gewesen; und nun habe ein englischer Arzt ihm geraten, die unglückliche Frau in die frische Luft der nordischen Wälder zu führen, wo sie vielleicht in der völligen Ruhe und Abgeschiedenheit wieder gesunden werde. Als nun endlich alles bereit war, kamen eines Tages sechs Wagen und viel Dienerschaft nach dem lange so verlassenen Fredhof. Die kranke Dame — erzählte man — war mit ihrer alten Dienerin allein in einer festgeschlossenen Kutsche und wurde von dieser augenblicklich in die ihr bestimmten Zimmer geführt. Diese Zimmer verließ sie nur selten, von ihrer Dienerin geführt, immer schwarz gekleidet und tief verschleiert. Dann bei hellem, warmem Sonnenschein an schönen Sommertagen führte diese sie, sie sorgsam stützend, immer an die gleiche Stelle, unter den Kastanienbaum, wo jetzt ihr Grab ist, wo sie oft stundenlang unbeweglich in einem großen Lehnstuhle blieb, bis die Dienerin sie schweigend wieder fortführte.

„Niemand von der übrigen Dienerschaft durfte ihre Gemächer betreten. Alles Notwendige wurde in das große Vorzimmer gebracht, und das Ueberflüssige auch von dort wieder weggeholt.

„Eine Magd, kühner als die andern, hatte sich eines Abends bis in das Zimmer der Dienerin geschlichen, als diese bei ihrer Herrin war, und dann gesehen, daß ersterer Bett vor die zum Schlafzimmer führende Thür geschoben war, so daß man nur über dasselbe hinweg hineinkommen konnte.

„Und ein eigentümliches Leben müssen alle die dort Wohnenden geführt haben. Nie kam ein Besuch dahin. Still, wie im Kloster, war es in dem großen Hause, in dem weiten Park. Ganz im Anfange hatte mein Schwager natürlich einen Besuch gemacht. Der Graf sei auf der Jagd, hieß es. Und da der Besuch nicht erwidert wurde, so sah man das natürlich als ein Zeichen an, daß man niemand empfangen wollte.

„Womit sich der Graf all diese langen Jahre hindurch eigentlich beschäftigte, wie er eine solche Einsamkeit ertrug, begreift man nicht. Tagtäglich ging er indes auf die Jagd und ruderte zuweilen auf dem Flusse. Aber nicht sein Kammerdiener, sondern ein taubstummer junger Mann begleitete ihn allenthalben, bediente ihn auch — wie man sagte — bei Tische.

Nur einige wenige Male wurde diese unheimliche Stille im Herrenhause unterbrochen durch wildes, herzzerreißendes Geschrei, das aber nie lange dauerte. Eine neugierige Magd, die einmal gerade im Vorzimmer beschäftigt war, wagte es, bis in das Zimmer der Dienerin zu schleichen, und hatte nur gerade die Zeit, hinter einen Vorhang zu schlüpfen, als der Graf wütend und atemlos aus dem Gemache der Gräfin stürzte, gefolgt und wie verjagt von der alten Dienerin.

„Doch so wie die unglückliche Herrin ihre treue Dienerin, so hatte auch der Graf einen Kammerdiener, der seine rechte Hand zu sein schien, und zugleich Haushofmeister war. Alles ging und geschah durch ihn. Er war streng und hart, behaupteten die Leute, aber er bezahlte gut, und häufig mehr, als man forderte; deshalb blieb die mitgebrachte Dienerschaft die ganze Zeit, trotz des stillen, einsamen Lebens. Für die Gräfin



aber und ihre getreue Dienerin schien er eine Art Kerkermeister zu sein — immer in beider Nähe — aber nie in ihrem Wege.

„Da erfuhr man eines Tages, die Gräfin sei plötzlich, am frühen Morgen, gestorben.

„Spät am Abend desselben Tages wagten sich wieder zwei Mägde ins Zimmer der Dienerin. Die Thüren waren alle seltsamer Weise nur angelehnt, und so sahen sie die Tote durch eine Thürspalte, wie eine Braut gekleidet, auf ihrem Bette liegen. Zwölf Wachskerzen brannten am Kopfende, und die Dienerin lag, heftig schluchzend, auf ihren Knieen. Plötzlich hörten sie das leise Oeffnen einer Seitenthür, huschten hinter einen Vorhang am Fenster und sahen, daß der Graf ohne Schuhe an den Füßen zum Gemach der Toten schlich. Dennoch mußte die Dienerin sein Kommen bemerkt haben, denn sie stürzte wütend auf ihn zu, nachdem sie sich mit einem Stuhle bewaffnet, und trieb ihn hinaus, wie einen Verbrecher. Und er floh zu seinem Zimmer zurück.

„Am nächsten Morgen, als alles, auch in des Grafen Gemächern, still blieb, auch der Kammerdiener nicht — wie sonst immer — erschien, um seines Herrn Frühstück hinaufzutragen, geriet die Dienerschaft zuletzt in Unruhe. Der Taubstumme wurde hinaufgeschickt und fand die Thüren fest verschlossen. Niemand öffnete trotz alles Klopfens, und so brach man die Thüren auf.

„Der Graf lag tot in seinem Bette; ein Fläschchen mit Gift, fast geleert, stand auf seinem Tische. Der Schreibtisch war in der größten Unordnung — mehrere Schiebladen standen offen und waren leer. Eine Menge Papiere, teilweise zerrissen, lagen umhergeworfen auf dem Boden. Keine Spur von dem Kammerdiener.

„Man kam gleich zu meinem Schwager mit der Anzeige von dem Vorgefallenen. Der lag damals aber selbst schwer krank mit einem Anfall von Gicht. Sein Tod war später die Folge davon. Er ließ indes der Dienerschaft sagen, sich an das Gericht zu wenden. Wertpapiere fanden sich nirgends — überhaupt keine irgend wichtige Papiere. Ob sie zerstört, oder gestohlen — wer konnte es sagen! Ob der Graf sich selbst vergiftet; ob ein anderer ihm das Gift gegeben. Nie hat man es erfahren. Der Kammerdiener war für immer, trotz aller Nachforschungen, verschwunden.

„Gleich nach ihrem Tode hatte die alte Dienerin ihrer Herrin das Grab graben lassen, das Sie gesehen. Die übrige Dienerschaft hatte es natürlich gefunden, den Grafen in eine Gruft neben seine unglückliche Frau zu legen. Aber wieder geriet die Dienerin in eine wahnsinnige Wut und schrie wiederholt das Wort: Mörder! Weder Bitten noch Drohungen vermochten sie, mehr zu sagen; überhaupt spricht sie nie seitdem. So wurde der Graf an der Mauer des Kirchhofs begraben; und zu derselben Stunde führte man den Sarg der Frau, begleitet von der treuen Dienerin, zu seiner Ruhestätte unter den Kastanienbaum.

„Wie die treue Seele nun das Grab und seine nächste Umgebung pflegt, das haben Sie gesehen. Meine Schwester wünschte ihre Uebersiedlung in das Nebengebäude zu den Gärtnersleuten; sie schluchzte und jammerte aber so entsetzlich, bat mit so flehender Geberde, sie und ihr Bett zu lassen, wo es immer gewesen, daß man nachgegeben. Und gut verpflegt wird sie von den beiden Alten in Fredhof.

„Natürlich hatten die Gerichte die russische Gesandtschaft von dem Vorgefallenen unterrichtet. Es waren aber wieder Kriegszeiten in Rußland — und wozu hätten wohl überhaupt sorgfältige Nachforschungen hier genutzt! Ein Dunkel wird immer über dieser grausigen Geschichte ruhen! —

„Zwei Jahre später war mein Neffe, Graf Hindrick, in Stockholm und erfuhr von einem Russen, der beauftragt worden, Nachforschungen über die Sache anzustellen, ungefähr folgendes:

„Ende vorigen Jahrhunderts kam eine wunderschöne, sehr reiche livländische junge Fürstin mit einer alten Tante nach Petersburg und wurde natürlich von allen heiratsfähigen jungen Männern umschwärmt. Ein polnischer Graf Orlanski warb um sie und

holte sich einen Korb — wie man behauptete — weil er katholisch sei, und die junge Fürstin Lutheranerin.

„Sonderbarer Weise aber fuhr er fort, sich beständig in dem Schatten seiner Angebeteten zu zeigen, und wurde stets mit einem freundlichen Lächeln begrüßt. Man behauptete indes, dies Lächeln gelte nicht ihm, sondern seinem einige Jahre jüngeren Stiefbruder, der ihn stets begleitete.

„Eines Tages erfuhr man, daß die junge Fürstin vom Grafen Orlanski entführt sei. Die alte Tante setzte natürlich alles in Bewegung, um die Flüchtlinge aufzufinden; sie wandte sich an mächtige Freunde, an die Regierung. Und zuletzt wurde ihnen — hieß es — rasch ein Schiff nachgeschickt, das sie indes nicht gefunden. Ein Krieg folgte dem andern, und längst dachte man nicht mehr an diese Begebenheit, als eines Tages von Madrid aus Graf Orlanski das Vermögen seiner Frau forderte. Die Papiere, die vorgezeigt wurden, waren alle in Ordnung — er war mit der livländischen Fürstin verheiratet. Da sie aber völlig geisteskrank war, so wurden von den Verwandten nur die Interessen ausgezahlt. War der Graf auf Fredhof derselbe? was weiß ichs! Aber wahrscheinlich ists!"

In diesem Augenblick steckte Ebba ihren braunen Lockenkopf in die Thür, die Peitsche wieder in der Hand. „Wenn Sie wollen, so können wir nun fahren, Fräulein Bernah," sagte sie, „der Kurre ist ausgeruht."

Die alte Dame packte nun einen Korb voll Kuchen und gab ihn Ebba mit den Worten: „Der ist für euch beide."

Gerade als sie an der Gartenthür anlangten, fuhr die alte Gräfin vor. „Ach, das dacht ich doch," sagte sie zufrieden lächelnd, „daß Fräulein Bernah gleich meiner Schwester Herz erobern würde, weil sie das schöne Talent hat, zuzuhören, wenn man mit ihr spricht und auf Anderer Gedanken einzugehen."

Rascher, als Elisabeth gedacht, vergingen die nächsten drei Tage. Hatte sie doch ernste Pflichten bei Ebba übernommen; sollte sie ja vor allem das Kind lehren, ihre Pflicht zu lieben. Und das war eine schwere Aufgabe hier, die ihr am Tage nie die Zeit ließ, an sich selbst zu denken, und sie auch dann noch ernst beschäftigte, wenn sie am Abend den müden Kopf auf das Kissen legte. Außerdem kam auch Wanda jeden Nachmittag — meist zu Pferde —, um ihre deutsche Stunde zu nehmen und mit Elisabeth vierhändig zu spielen, während Ebba in ihrem Gärtchen arbeitete.

Und so natürlich, liebenswürdig und herzlich war Wanda, sobald sie mit Elisabeth allein war, zeigte auf alle mögliche Art ihre Freude, eine liebe Gefährtin ihres Alters gefunden zu haben, daß Elisabeth sich wohl mit ihr fühlen mußte und anfing, sie recht lieb zu haben.

Nur die Theestunde wurde Elisabeth immer verleidet durch die Gegenwart von Baron Ferdinand, der regelmäßig seine Abende im Schlosse zubrachte. Sie begriff selbst nicht recht, warum er ihr so zuwider war. Trotz seiner vierzig Jahre — oder noch darüber — war er ein sehr schöner Mann, gescheut und außerordentlich liebenswürdig. Seine Unterhaltung war im allgemeinen eine der anziehendsten, die sie je gehört. Er hatte ganz Europa durchreist, viel gesehen, viel gelesen und wußte durch seine beredten Erzählungen so zu fesseln, daß die zehnte Stunde — die des Aufbruchs — immer mit Blitzesschnelle da zu sein schien. In den Augenblicken, wo er sich indes ganz besonders an sie wandte und sie gezwungen war, zuweilen das Auge von ihrer Stickerei zu ihm zu erheben, begegnete sie jedesmal dem unheimlich stechenden Blick, vor dem sich rasch der ihrige wieder senkte, und der Zauber seiner Unterhaltung war für sie dahin.

An einem der Abende blieb Wanda zum Thee. Auch jetzt war sie nicht dieselbe, wie am Nachmittage. Statt wirklich an der Unterhaltung teilzunehmen, unterbrach sie häufig den Erzähler mit spöttischem Tone und scharfen Bemerkungen, was dieser indes kaum zu bemerken schien.

Die alte Gräfin saß anscheinend teilnahmlos in ihrem Lehnstuhle und strickte eine wollene Decke, die allein ihre ganze Aufmerksamkeit zu fesseln schien. Dem war indes nicht so; denn scharf beobachteten die kleinen grauen Augen über die große Brille hinweg alle und alles.

An diesem Abende erzählte er von einem Aufenthalte in den Pyrenäen, wo er in Folge einer Wette sechs Wochen in dem Häuschen eines „guerillero“ zugebracht. Dieser wohnte in einer hohen Felsschlucht mit seinem Sohne und dessen Familie, fern von aller andern menschlichen Gesellschaft. Und fast unmöglich war's, ein gleichgültiger Zuhörer zu bleiben, als er die hehre Einsamkeit dort oben beschrieb und die lauschige Stille, die nur zuweilen durch ein Glöckchen des eine Stunde niedriger liegenden Klosters unterbrochen wurde. Adler und Geier waren die einzigen Vögel, die dort auf schroffer Felsenspitze ihr Nest aufgebaut. Diese und seine eigene Seele waren seine Gesellschaft die langen, langen Tage hindurch; denn der alte „guerillero“ war ein finsterer Mann, mit sich und der Welt zerfallen, der jede Frage nur mit einem „nein“ oder „ja“ beantwortete. Und der Sohn arbeitete im Kloster um Brot für Frau und Kinder und hatte wohl kaum Gedanken, die über das Brot hinausgingen. „Da war ich einmal gezwungen,“ schloß Baron Ferdinand seine Erzählung, „mich mit meiner eigenen Seele in ein Zwiegespräch einzulassen, und ich gestehe —“

„Wann denkst du abzureisen, Ferdinand,“ unterbrach ihn plötzlich die alte Gräfin.

„Vielleicht bald — vielleicht garnicht — das hängt von Umständen ab, Mutter,“ war die Antwort.

„Aber, Onkel,“ nahm nun Wanda das Wort, „Sie wollen uns doch nicht glauben machen, daß Sie durchaus keine Gesellschaft mit dort hinauf genommen!“

„Allerdings hatte ich die,“ erwiderte er, „den Homer.“

Wanda lachte. „Und welche Gottheiten des hohen Olymps, in dem Sie dort oben gelebt zu haben scheinen, waren liebenswürdig genug, Ihnen aus Erbarmen die Langeweile zu vertreiben?“

„Wanda, Wanda,“ sagte die Gräfin unzufrieden, „was fällt dir ein!“

„Großmama,“ erwiderte sie mit dem kindlich unschuldigen Tone, der diese immer wieder zu versöhnen wußte, wenn sie ihr einen Verweis gegeben, „heute Mittag noch hat Onkel Ferdinand bei uns gesagt, das Paradies selbst würde ohne Licht und Farben für ihn sein, wenn er dort nicht in Gesellschaft holder Frauen leben könne. Wie kann ich also glauben, er sei so glücklich auf den Bergen gewesen, wo — wie er behauptet — seine tagtägliche Gesellschaft und Hauswirtin eine grausige kleine Hexe war, Mutter von sechs kleinen Kobolden — ferner ein alter Griesgram, ein etwas jüngerer Stoffel und endlich, um die ganze Menagerie zu nennen: Adler und Geier!“

„Da schlägt es zehn Uhr,“ war die Antwort der Gräfin, indem sie sich erhob.

Folgen wir nun jeder der hier versammelt gewesenen Personen einen Augenblick in ihr eigenes Zimmer. Die alte Gräfin ging, als die Thür hinter ihr geschlossen, anscheinend sehr erregt in dem ihrigen auf und nieder und setzte sich zuletzt sinnend auf einen Lehnsessel am Fenster nieder.

„Das kann nicht so weitergehen,“ flüsterte sie mehr, als sie es sprach. „Er muß durchaus fort! Das junge, unschuldige Wesen bemerkt nicht einmal, wie er sie zu umgarnen sucht! Sie ist mein höchster irdischer Schatz, sagte Gustav mit zitternder Stimme, als er sie mir nach Ems brachte; Ihrer mütterlichen Sorge vertraue ich sie ruhig bis zu dem Tage, wo ich sie unter meinem eigenen Dache bergen kann. — Nie hätt' ich sie hierher genommen, wenn Ferdinand mich nicht verlassen, um nach Paris zurückzukehren. Im Winter dort, im Sommer in den Bädern — so lebt mein Sohn seit achtzehn Jahren! Ein wüstes, nutzloses Dasein! Ihm das Unedle seiner Handlungsweise diesem jungen Mädchen gegenüber zum Bewußtsein zu bringen, wäre vergebliches Bemühen; aber ihm

den Zugang zu meiner Wohnung verbieten, das kann und will ich; denn hier bin ich Herrin!"

Langsam wandte sie dann den Kopf zur linken Seite, und ihr Blick erhob sich finster zu einem Bilde in natürlicher Größe, dessen Umrisse beim matten Scheine einer kleinen Ampel, die in der Mitte des großen Zimmers hing, nur ihr geistiges Auge klar sehen konnte.

„Ja, er ist dein Ebenbild, Hindrick, der Frau gegenüber," sagte sie düster vor sich hin. „Ein Spielzeug ist sie ihm, das man fortwirft, wenn man es zerbrochen!"

Sie erhob sich und trat dicht vor das Bild. „Ist es dir nicht gelungen," hub sie von neuem an, „mein junges unerfahrenes Herz mit bezaubernden Reden zu fangen, wie heute dein Sohn sie ersinnt, um diese junge Elisabeth wo möglich zu bethören! Und als du erreicht, was du gewollt, bin ich je mehr für dich gewesen, als die Herrin in den kalten Wänden deines Schlosses und wie zufällig die Mutter deiner Kinder! Eine Fremde in deinem Herzen — eine Fremde für all deine Gedanken! Und meinst du, ich habe je die Stunde vergessen, als ich es einst gewagt, weinend zu dir zu kommen, um dir die innersten Bedürfnisse meiner Seele zu erschließen — als ich dich angefleht, aus mir deine „Lebensgefährtin" zu machen in einem höheren Sinne. — — Mit einem halb spöttischen Lächeln hörtest du mich an — dann — ohne zu antworten — gingst du ans Fenster, brachst langsam und vorsichtig eine schöne Rose und entblättertest sie vor meinen Füßen. In der vollen gerechten Bitterkeit meines Herzens trocknete ich meine Thränen. Du hast mich seitdem nie weinen sehen — auch in deiner Todesstunde nicht!"

Unruhig schritt sie wieder im Zimmer umher. Plötzlich ergriff sie die kleine silberne Glocke, die auf dem Toilettentische stand, und mit dem Eintritt der Kammerfrau wurde sie wieder die stolze, wortkarge Herrin von Breidablick.

Und nun folgen wir Elisabeth in ihr kleines, behagliches Zimmer, das mit drei andern in einem Ausbau des Schlosses sich befand, zu dem man nur durch das Vorgemach der alten Gräfin gelangen konnte. Mit einiger Zufriedenheit blickte sie umher, als sie den kleinen krystallenen Kerzenstock auf ihrem Schreibtische niedergesetzt.

„Es ist wunderbar," sagte sie leise vor sich hin, „wie ich Gustavs Nähe hier ganz anders fühle, als an jedem andern Orte! Und das ist gewiß, etwas von seiner Seele ist in diesem Raume geblieben!"

Sie öffnete ihre Schreibmappe und nahm die Feder. Dann schrieb sie an einem angefangenen Briefe weiter: „Erst heute erfuhr ich, daß die Gräfin mir das Zimmer gegeben, in dem Du drei Wochen lang vor Deiner Abreise nach Deutschland gewohnt. Nie werde ich ihr diese zarte Aufmerksamkeit vergessen! Und so ganz zufällig erwähnte sie es nur, als sei es absichtslos geschehen. Sie thut aber nie etwas ohne Absicht oder Zweck! Gut und gütig sind all ihre Handlungen — nur das wohlthuende Wort scheint sie nicht zu kennen, und das bedarf ein armes Menschenherz doch oft mehr, als alle Schätze der Welt. — Nur möcht ich wissen, ob dieselben Möbel noch darin sind, die Du gehabt; denn nur dann erst wäre ich ganz heimisch hier. Aber wen wagte ich das zu fragen? Wanda weiß es gewiß, da sie vor meiner Ankunft die Blumen hier hereingetragen, sowie ein kleines Arbeitstischchen. Aber sieh! ich könnte nicht ohne Zittern der Stimme darum fragen, und das würde sie einen Blick in die Tiefe meiner Liebe zu Dir werfen lassen. Und das soll nicht sein! Zu heilig ist mir der Bund unserer Herzen, um mit jemand anders, als Gott, darüber zu reden."

Sie hielt plötzlich inne und blickte erschrocken zum Fenster. „Wieder das unheimliche Schreien der Käuzchen im Kastanienbaum," flüsterte sie vor sich hin. „Jede Nacht wehklagen sie bei meinem Fenster — wie kindisch ich einmal wieder bin, wie thöricht!" Und rasch nahm sie die niedergelegte Feder wieder auf.

„Seltsam ist es doch," schrieb sie weiter, „wie auf heute Abend, als ich in dies Zimmer trat, der Duft von Maiglöckchen mir entgegenkam! Du lachtest, als ich Dir

einmal sagte, wie von Kind auf ich immer gewisse Blumen und ihren Duft mit mir besonders lieben Menschen gepaart. Und glaub mir, dieser Duft ist keine Einbildung! Mit den Maiglöckchen und Dir, das geht ja nun mit ganz natürlichen Dingen zu; hielt ich doch ein Körbchen voll in der Hand, als meine Schwester Dich mir vorstellte. Wie emsig hatte ich sie am Nachmittage mit den Kindern im Holze gesammelt; und wie wenig ahnte mir, als ich sie pflückte, daß Du mir schon an demselben Abend einige stehlen würdest (wie Du es mir später gestanden). Kam ich eine Viertelstunde später heim, so hätt ich Dich nie gesehen, nie geliebt! Alles, was früher Traum war, ist jetzt Wirklichkeit durch diese Begegnung geworden, und meine Seele überflutet vor innerer Seligkeit."

Sie hielt wieder inne, um die dumpfen Schläge der alten Schloßglocke zu zählen. „Schon zwölf Uhr," sagte sie fast erschrocken, indem sie die Feder hinwarf, „und Gustav hat mir doch verboten, so spät zu schreiben! O Du mein einziger, mein ein und mein alles, der liebe Gott segne dich vieltausendmal!" fügte sie leise und die Hände faltend hinzu.

Und nun ists wohl Zeit, in Wandas reizendes Schlafgemach einzutreten, das der Reichtum ihrer gegen sie sehr gütigen Eltern ganz bezaubernd eingerichtet. Weißer Mull mit hellblauer Unterlage bedeckte die Wände; weißer Mull und blaue Seide umhingen das Bett, die Toilette und die Fenster; ein blauer Teppich bedeckte den Fußboden; eine blaue kleine Ampel hing über dem Tischchen in der Mitte des Zimmers, das mit Büchern und Arbeitskörbchen bedeckt war.

Und blickte man auf die junge Herrin dieses feenartigen Gemachs, die unbeweglich auf dem Rande ihres Bettes saß, so mußte man sich fragen: woran denkt sie eigentlich mit diesem finstern, unzufriedenen Blicke? Das aber war leicht zu fragen, und schwer zu beantworten, da sie selbst selten es hätte klar sagen können. Victor Hugo und Eugen Sue waren mit ihren eigenen Gedanken und Lebensansichten schon in dem sechzehnjährigen Kopfe untergebracht worden, und das hatte solch ein Chaos in dem jungen Gehirn erzeugt, daß sie schließlich selbst die eigenen Ideen von den fremden nicht mehr unterscheiden konnte. Unglücklicherweise war die Gräfin Hindrick nicht vorsichtig genug in der Wahl der Erzieherin für Wanda gewesen, hatte nicht ernst geprüft und beobachtet, ehe sie ihr blindlings vertraut. So wurde das zehnjährige sehr begabte Mädchen einer gut empfohlenen Hamburger Dame fast gänzlich überlassen, die ihr Stunden gab, weil sie dafür bezahlt wurde, aber nie daran dachte, daß sie außerdem noch ernstere, noch heiligere Pflichten zu erfüllen hatte. Der Gräfin Hindrick schwache Seiten aber hatte sie bald ausgefunden, und so verstand sie es, sich bei derselben sehr einzuschmeicheln, sie für sich gänzlich zu gewinnen, so daß man sie völlig gewähren ließ, ohne je nachzuforschen, ob ihr Einfluß ein Segen oder Fluch für Wanda sein würde.

Gescheut, wie Wanda war, hatte auch sie die Schwächen der Menschen, mit denen sie lebte, bald herausgefunden; wußte bald, daß sie häufig die unverdiente Strenge und Ungerechtigkeit ihrer Mutter den Aussagen ihrer Erzieherin verdankte. Außerdem bemerkte sie, wie dieselbe ängstlich Bücher verbarg, in denen sie unaufhörlich las, wenn die Stunden beendet. Auf ihre Frage um deren Inhalt bekam sie zur Antwort: es sei Philosophie, die ein junges Mädchen nicht verstehe. Warum versteckt sie dieselben? dachte nun Wanda mit Recht. Eines Tages entdeckte sie nun ganz zufällig, daß das Versteck dieser Bücher hoch im Bücherschrank hinter Chroniken und ähnlicher nicht mehr benutzter Gelehrsamkeit sich befand. Und schon in der nächsten Nacht suchte Wanda einzudringen in die „hohe Philosophie" des ewigen Juden von Eugen Sue. Erst um zwei Uhr morgens löschte sie ihre Kerze. Und sie wußte ihre Entdeckung gut geheim zu halten, um nun ungestört an dieser Quelle sinnverwirrenden Wassers schöpfen zu können.

Bis zum siebzehnten Jahre blieb Wanda unter der Leitung dieser „ausgezeichneten" Dame, die sich dann, sehr empfohlen, in eine andere Familie begab, um ihr Werk des „Verderbens" dort fortzusetzen. So ungefähr erzählte Wanda, als sie am zweiten Tage nach Elisabeths Ankunft den ersten Spaziergang allein mit ihr machte.

„Und seit den letzten zwei Jahren," fügte sie dann hinzu, „ist Ebbas Erzieherin

mir eine Art Freundin geworden. Ob sie recht oder unrecht gethan, ich weiß es nicht, aber infolge ihres Einflusses ist der Bruch zwischen mir und meiner Mutter unheilbar geworden."

„Sie hat unrecht gethan," war Elisabeths einzige Antwort. Und sie redeten von andern Dingen.

Ja, woran aber denkt Wanda jetzt? Beide Ellbogen auf die Knie gestützt und den Kopf auf den Händen ruhend.

„Sie ist doch ein eigentümliches Wesen, diese Fräulein Bernah," begann sie endlich halblaut. „Sie kommt, geht und redet mit einer Ruhe und Sicherheit, als sei sie in fürstlichen Räumen und unter hochadligen Menschen aufgewachsen und erzogen. Daß sie doch in einer Art von Abhängigkeit lebt, weil man sie bezahlt für ihre Leistungen, daran scheint sie noch nie gedacht zu haben! Dennoch — das leugne ich nicht — hat sie eine große Bescheidenheit. Sie mischt sich nie in die Unterhaltung, wenn sie nicht dazu aufgefordert wird; und nur mit Ebba und mir redet sie, als sei es ihr Recht, wenn sie es gut oder nötig findet. Und recht ernst, obgleich sehr höflich, hat sie mir schon mehrere Male ihre Meinung gesagt. Dennoch hab' ich sie wirklich gern, denn sie ist wahr mit allen Menschen."

Sie schwieg einen Augenblick, und ihre Stirn wurde noch düsterer, während ein etwas bitteres Lächeln um den Mund spielte.

„Nun, zu beklagen ist sie wirklich nicht," fuhr sie aufstehend fort. „Viele werden sie beneiden, wenn sie die Frau von Gustav Silberskföld wird! Er ist einer der schönsten Männer, die ich je gesehen, und sehr ausgezeichnet, sehr gescheut, so sagt jeder, der ihn kennt. Ich hatte nicht gedacht, daß er seine Jugendgespielin so schnell vergessen würde!" Sie blieb vor dem Toilettenspiegel stehen und warf mit einer anmutigen Handbewegung die vollen, langen braunen Locken zurück. „Ja, hätte er altadliges Blut in den Adern," murmelte sie mit etwas zitternder Lippe, „einen Stammbaum, der bis zu den ‚Volkungen' hinabreichte, wie der unsere, du, meine liebe Elisabeth, würdest nicht Frau Silberskföld! — Bah!" lachte sie einen Augenblick später, mit dem Lachen, das die Thränen gewaltig zurückdrängt, „kein Mann ists wert, daß man sich sein Herz um ihn bricht!"

Sie ging ans Fenster und blickte lange in die dunkle Nacht hinaus. Dann strich sie rasch mit der Hand über die Augen, als wolle sie etwas ihr Ungelegenes fortwischen, und kehrte zu ihrem ersten Platze zurück. „Ich möchte doch wissen," begann sie von neuem, als sie sich wieder gesetzt hatte, „welches Onkel Ferdinands Pläne in Bezug auf Elisabeth sind? Er ist doch wohl nicht Narr genug, um sich einzubilden, er könne Gustav Silberskölds Bild aus ihrem Herzen vertreiben? Und selbst gelänge es — was ich für unmöglich halte — so würde er doch wohl diese kleine Bürgerliche nicht heiraten wollen? Eines Lächelns konnte ich mich nicht enthalten, als ich heute Abend sah, mit wie stolzer Kopfbewegung sie sein „gute Nacht" erwiderte und that, als sähe sie gar die Hand nicht, die er ausstreckte, um die ihrige zu berühren. Meinem Vater gab sie dieselbe doch so freundlich heute Nachmittag, als verstehe es sich von selbst. Wo nur hat sie gelernt, mit so ruhigem Takt zu handeln — sie, die, wie sie sagt, nicht sechs Romane gelesen! sie, die immer in einer kleinen Stadt in engen Verhältnissen gelebt! Wieder die unheimlichen Käuzchen mit ihrer Wehklage!" unterbrach sie ihren Gedankengang. „Es ist einfältig, aber sie geben mir immer kalte Schauer, wie in der Nacht, als der Großvater gestorben!" Sie erhob sich und ging rasch zum Fenster, um es zu schließen. „So, da ist er wieder, der arme vielverliebte Narr," lächelte sie vor sich hin, „wenn es nicht sein Geist ist, der zu mitternächtlicher Stunde unter den Bäumen umherschleicht. Ich begreife nicht, daß meine Mutter es nicht sieht, mit welcher Anbetung der Magister bei Tisch zu mir herüberblickt! Recht gut aussehend, angenehm und gescheut ist er — ein vortrefflicher Lehrer für die Brüder, sagt mein Vater; aber verrückt ist er dennoch, daß er es wagt, sich in die junge Gräfin Wanda von Nordsterna zu verlieben!" Eilig schlug sie das Fenster zu und löschte ihre Kerze.

Und nun zu unserm letzten Besuche vor dem Schlafengehen der vier betreffenden Personen.

Wir treten mit dem Baron Ferdinand von Nordsterna in ein großes, schloßartig gebautes Haus, in dessen Treppe sein Schritt fast unheimlich wiederhallt. Eine Lampe erhellte nur schwach die weite, öde Vorhalle, in deren beiden Nischen die Statuen von Bacchus und Venus Wache zu halten und sich in dieser lautlosen Einsamkeit herzlich zu langweilen schienen. Der alte Diener hatte bei dem Erscheinen seines Herrn schweigend eine Kerze angezündet, mit der er ihm voranleuchtete; und dann öffnete er, sich verbeugend, die Thür zu einem geräumigen Zimmer, dessen Wände mit Bildern von Jagden, Pferden, Hunden bedeckt, sowie mit Flinten und Pistolen, mit alten Säbeln und Degen, mit Geweihen von Hirschen und Renntieren ausgestattet waren. Ein langer Diwan, mit Stoff von schwarzem Pferdehaar bedeckt, einige Sessel, ein Schreibtisch, der in seiner musterhaften Ordnung deutlich sagte, daß der Besitzer sein Dasein wohl kaum kenne, das waren die Möbel. Noch immer schweigend zündete der Alte die Armleuchter auf dem Ofengesims an und trat dann an die Thür zurück. Nach langem, vergeblichen Warten hustete er leise, um seinen langsam auf- und abgehenden Herrn an sein Dasein zu erinnern. „Ah, du bist noch da, Knut," sprach dieser, den Kopf zu ihm wendend; „du kannst gehen, ich brauche dich nicht mehr."

Kaum hatte der Diener die Thür hinter sich geschlossen, so murmelte er kopfschüttelnd vor sich hin: „Ich möchte wissen, welchem Wild der auf der Fährte ist, um so urplötzlich zurückzukommen!"

Baron Ferdinand schritt unterdes zum Fenster und setzte sich sinnend auf einen Sessel nieder.

„Ja, schwarz wie die Nacht da draußen," hub er endlich an, „liegt bald mein Leben vor mir. Noch wenige Jahre, und es ist zu Ende mit dem Sinnentraum, in dem ich bis jetzt gelebt. Die ersten Silberstreifen leuchten in den braunen Locken, und auf meiner Stirn stehen demnächst die fünfundvierzig Jahre aufgeschrieben. Ein seltsam Leben ist es, wenn man so mit dem großen Strome der Freude und Lust dahinschwimmt, und selbst fast unbewußt von einer glänzenden Welle zur andern getragen wird, auf deren Gipfel uns stets eine Sirene oder holde Wassernixe entgegenlacht. Da ist des fröhlichen Scherzens und Kosens kein Ende, und man denkt nicht an die grausige Tiefe darunter. Aber keine," lachte er unheimlich, „hat mich mit sich hinabgezogen! Den Todesstoß gab ich einer jeden! Liebt ich doch keine!"

Er stand unruhig auf und schaute von neuem hinaus in die dunkle Nacht, dann begann er wieder, aber jetzt heftig aufgeregt: „Geliebt hab ich nur dich, Isolde, du stolzes, himmlisch schönes Mädchen! Ja, heute ist wieder der Jahrestag, an dem ich vor dir vergeblich gekniet, wie ein Bettler um Liebe bettelnd! Stehen Sie auf, Baron, war deine Antwort, ich liebe Sie nicht, denn ich achte Sie nicht! Jedes Wort war ein Stachel in mein innerstes Leben — und jeder deines Geschlechtes, der ich begegnet, jeder hab ich diesen Stachel in das Herz gebohrt, und dennoch sticht und schmerzt er heute noch wie damals! Sie verachten mich? fragt ich zitternd wie ein Thor, und warum? — Sie meinen vielleicht, erwiderte sie, ihr stolzes Haupt noch stolzer zurückwerfend, es sei eine Ehre für mich, einen Mann zu heiraten, der nichts zu bieten hat, als seine Schönheit, seinen Reichtum und seinen hohen Adel! Ach, ich vergaß, fügte sie etwas spöttisch hinzu, Sie haben ein sehr weiches, schwärmerisches Herz, eine reiche Phantasie, Sie können reiten, fahren, tanzen und sehr angenehm erzählen! — Sie lachte bitter, wie jemand, der einen Angstschrei ausstoßen mochte und legte, als ob sie eine Stütze suche, die Hand fest auf die Lehne eines Sessels. — Und Sie dachten, fuhr sie nun ruhiger fort, solch einen Lebensgefährten begehre Isolde von Hohneck?! — Isolde, flehte ich, einen Schritt näher tretend, machen Sie mich nicht schlechter, als ich bin! Lust zur Arbeit, zum Studieren, ja, die hatt ich nie — was braucht ichs! Ich war so glücklich, wenn ich tagelang im Schatten der Eichen liegen konnte, und an Sie

denken und träumen! — Das ists ja gerade, unterbrach sie mich heftig, daß Sie ein so nutzloses, unthätiges Leben lieben, weshalb ich Sie nicht achte! Es ist nur ein Sprichwort, aber das wahrste, das ich kenne: Müßiggang ist aller Laster Anfang. Wie haben Sie die vier Jahre zugebracht, die sie studierenshalber in Upsala waren! So viele schöne Gaben hatte Gott Ihnen vertraut, um damit zu wuchern zum Segen für sich und andere — was haben Sie statt dessen gethan? Am Tage geschlafen und die Nacht getanzt, gespielt, gelacht! Ist der ein Mann, der so handelt! — Sehr genau, erwiderte ich, noch näher tretend, sind Sie meinem Treiben dennoch gefolgt, warum das, wenn ich Ihnen nichts bin? — Weil, weil, und zwei große Thränen perlten die Wangen hinab, die sie unwillig fortwischte, weil ich einst gehofft, Sie würden ein Mann werden, und ich könnte Sie dann lieben, fügte sie leiser hinzu. — Und wenn Sie es jetzt noch versuchten, fleht ich, vielleicht würd ich ein andrer, eben durch Ihre Liebe. — Nie, nie, stieß sie heftig heraus, der Mensch, der nicht aus Achtung für das eigene Ich ein Mann wird, wird es nie aus Liebe für ein anderes Wesen, sonst wären Sie es bis jetzt geworden, da Sie behaupten, mich geliebt zu haben. Zum letzten Male begegnen wir uns heute, Sie werden bleiben wie Sie sind bis ans Ende — und ich auch! schloß sie und verschwand im Nebenzimmer. — Drei Jahre später lag sie im Grabe! — Hab ich denn nie die gallige Bitterkeit des Bechers jener Stunde geleert!" rief er dann unmutig, sich wieder in den Sessel werfend. „Jedes Jahr kommt dieser Tag mit seiner quälenden Erinnerung und schreibt von neuem jedes damals gesprochene Wort in Flammenzügen auf mein Herz. So etwas nannte Isolde das Gewissen, die Stimme von Oben, die nie lügt — die Sprache der unsterblichen Seele, die uns an unsere Herkunft mahnt und an den Heimgang und an den Tag der Rechenschaft! Wunderbares Mädchen, sie glaubte das alles!"

Von neuem stand er auf und trat vor ein kleines Bild, das über seinem Schreibtische hing. „Und du auch, meine liebliche Schwester, du glaubtest so," fuhr er fort, „starbst so selig in diesem Glauben. Isolde glaubte, nachdem sie viel gedacht, dann verstanden und begriffen; du nur, meine Schwester, wie ein frommes Kind, weil unsere Mutter es dich gelehrt. Diese beiden Wesen hätten den Glauben an ein Jenseits in mir angezündet, wäre auch nur ein Atom von Fähigkeit dazu in mir gewesen. Bewußtlos, ohne es zu wollen, bin ich in die Welt gekommen — und wandere nun durch dieselbe hindurch, so angenehm, als ich kann. Wo ist das Unrecht, wenn ich so viel als möglich, so lange als möglich genieße? Ich schade niemandem dadurch. — All diese Ammenmärchen, die man in der Bibel erzählt, ich glaube sie nicht, weil ich sie nicht glauben kann. Sie streiten gegen meine Vernunft. Trotz meines anscheinend gedankenlosen Lebens hab' ich vielleicht mehr gedacht, als du meintest, Isolde. Völlige Vernichtung nach dem Tode, das eben ist nun meine unerschütterliche Ueberzeugung. Und kommt dann endlich eines Tages die Langeweile — das: ich habe genug —" er blickte auf die Wand ihm gegenüber, „so meine treue Pistole," fügte er mit unheimlichem Lächeln hinzu, „reden wir beide einen Augenblick miteinander — und alles ist zu Ende!"

Wieder ging er unruhig im Zimmer auf und ab. „Aber ich dreifacher Narr," begann er endlich von neuem, „warum in aller Welt bin ich eigentlich nach Schweden zurückgekommen? Nichts war ferner von meinen Plänen, als ich Henri bis an Bord des Schiffes begleitete. — Seltsam ists doch, wie der Anblick dieser Fräulein Bernay mich erschütterte, als ich sie einsam und unbeweglich an einen Pfeiler gelehnt sah, nichts von dem geschäftigen Treiben um sich nur beachtend, völlig vertieft in die innere Welt der eigenen Gedanken. Der Wind blies heftig genug, aber sie schien es garnicht zu bemerken, obschon die schlanke Gestalt, nur in einen leichten Mantel gehüllt, zuweilen schwankte wie ein junger Baum, der noch nicht fest gewurzelt. Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden, als ich Henri die Treppe hinab auf sein Lager führte. Und sie stand noch an derselben Stelle, als ich wieder herauskam; und nun, da ich zum zweitenmale an ihr vorüberging, gab sie endlich ein Lebenszeichen, indem sie mit einer heftigen

Handbewegung eine Thräne von der Wange wischte und einen dichten blauen Schleier vor's Gesicht zog, ohne übrigens ihre Stellung zu ändern. Doch hatte ich genug gesehen. Sie war recht jung, weiß wie eine Lilie, mit dicken, dunkelblonden Flechten, durch einen silbernen Pfeil im Nacken festgehalten. Wer war sie? Wohin ging sie? Einzig beschäftigt mit diesen Gedanken, nur von fern sie jetzt beobachtend, hört' ich nicht den Ruf der Abfahrt. Und erst, als wir in hoher See waren, erinnerte ich mich, daß ich, gegen meinen Willen, eine Fahrt nach Schweden machte. Erst lacht' ich — und dennoch machte es mich auf Augenblicke ernst, daß ich endlich einmal geführt im Leben sei, wie durch eine unsichtbare Gewalt. Zum erstenmale in meinem Leben ergriff mich der Gedanke: und wenn es dennoch wahr wäre, was Isolde glaubte, daß eine unsichtbare Macht den Menschen führt, wenn er sich nur führen lassen will. — Sollte dies junge Mädchen, das dort so unbeweglich stand, mich zu einem andern Menschen machen können? — Erst als das Land dem Blicke gänzlich entschwunden, ging sie langsam hinunter; und bald darauf erfuhr ich, daß meine Mutter am Bord war, und diese junge Dame mit ihr reise. — Und was nun? Sie ist Gustav Silberskölds Braut — und ich bin ein dreifacher Narr. Warum bleibe ich noch? Es ist nicht Liebe, die ich für sie habe, aber eine Verehrung, wie ich sie bei mir nicht für möglich gehalten, die — könnt' ich sagen — mich in ihrer Nähe zu einem andern Menschen macht. Sie hat das Hohe, das Unnahbare von Isolde, und die unbewußte Unschuld meiner Schwester. Gegen alle freundlich, herzlich, und gegen mich eine eisige Kälte — dies: komm mir nicht zu nahe — das mein Blut oft sieden macht. Sollte dies klare Auge in mich hineingesehen haben? — in mein wüstes Treiben? O ich Thor, ich dreifacher Thor!" Er löschte die Kerzen auf dem Ofengesimse und schritt langsam ins Nebenzimmer.

Und nun endlich ist wieder der so heißersehnte Posttag da! Recht früh am Morgen erwachte Elisabeth aus einem qualvollen Traume. Ihr Kopfkissen war naß von ihren Thränen, die noch jetzt unaufhaltsam flossen; und nur mit Mühe schüttelte sie den Schlaf völlig von den schweren Augenlidern mit den Worten: Gottlob, es war ja nur ein Traum!

Ihr hatte geträumt, sie war in einem großen Walde, der wie ein Friedhof, mit einer niedrigen Mauer umgeben war — große und kleine Grabhügel von allen Seiten, weiße und schwarze Kreuze in Menge. Ganz in der Mitte stand eine herrliche grüne Eiche, an der ein frischer Epheu sich hinaufgerankt. Da plötzlich zuckte aus dem blauen Himmel ein Blitz herab und zerschmetterte den Baum bis in die Wurzel. In demselben Augenblick flogen Raben herbei und gruben ein langes Grab, um dessen Rand sich langsam Elisabeths Geschwister, Verwandte und Freunde versammelten, alle in schwarzen Kleidern. Als die Gruft fertig, trat ihre jüngste Schwester an die gebrochene Eiche und machte behutsam den Epheu von dem Stamme los. Als dann endlich die Eiche eingesargt, der Hügel wieder durch die geschäftigen Raben darauf geworfen, pflanzten sie ein weißes Kreuz darauf und legten den Epheu darum herum, so daß es fast damit bedeckt wurde. Elisabeth machte nun eine heftige Bewegung, um den Namen zu lesen, der in goldenen Lettern auf dem Kreuze stand — und diese Bewegung machte sie erwachen. „Gottlob!" wiederholte sie, „es war nur ein Traum!" Sie stützte den Kopf in die Hand und ihre Thränen flossen von neuem. Plötzlich aber erhob sie ihn wieder und faltete still die Hände. Als ihr Gebet vollendet, glitt wieder ein frohes Lächeln über ihr Gesicht. „Still und rastlos thätig vorwärts," flüsterte sie vor sich hin, „so ist Gustavs Losungswort, — und freudig Gott vertraut — was hat man da zu fürchten!"

Eifrig gab sie später Ebba ihre erste Stunde und ging dann, fröhlich mit ihr plaudernd, zum Frühstück hinunter. Kaum war es beendet, so sagte die Gräfin zu Ebba, die gerade zur Thür ging: „Du könntest mal dem ‚Blomquist' sagen, gleich zur Post zu reiten, damit die Briefe, die so ungeduldig erwartet werden," sie blickte Elisabeth lächelnd an, „etwas früher kommen, als gewöhnlich."

Ebba wandte den Kopf zurück: „Großmama, ich schickte schon vor einer Stunde den Gärtnerjungen auf meinem Kurre dahin."

„Warum das, Kind?" fragte die Gräfin ein wenig ungehalten, „so etwas hast du ja noch nie gethan, wer gab dir den Auftrag?"

„Niemand," war Ebbas verlegene Antwort, „aber Fräulein Bernah war das letztemal so traurig, keine Briefe zu haben — verzeih, Großmama," und sie schlüpfte eilig zur Thüre hinaus.

Verwundert blickte die Gräfin dem Kinde nach, und dann Elisabeth die Hand auf die Schulter legend, sagte sie freundlich: „So, also der Kleinen Herz haben Sie auch erobert! Das macht mich froh! Das Kind bedurfte jemand, der ihr herzlich entgegenkam, wie es scheint. Gott segne Ihr Bemühen um das Kind, liebe Elisabeth."

Eine Viertelstunde später steckte Ebba ihren Lockenkopf durch die Thür in Elisabeths Zimmer und hielt vergnügt einen dicken Brief in die Höhe. Elisabeth eilte auf sie zu, nahm ihn dankend in Empfang, und Ebba verschwand wieder. Aber Totenblässe überzog Elisabeths Gesicht, als sie die Handschrift ihrer Schwester auf demselben erblickte. Zitternd zerriß sie den Umschlag, las atemlos die erste Seite und fiel dann mit dem Schrei: „o, mein Gott!" besinnungslos zu Boden.

Ebba kam nach einiger Zeit zurück, um ihre Stunde zu nehmen, und fand Elisabeth noch wie tot am Boden liegen. Sie eilte zum Glockenzuge und klingelte heftig, bis alle, die im Schlosse waren, herbeigeeilt, die alte Gräfin unter ihnen. Elisabeth wurde aufgenommen und auf ihr Bett getragen, und dann schleunigst Versuche angestellt, um sie zum Leben zurückzurufen. Alles schien vergeblich, und hätte man sie wirklich für tot halten können, wenn sie nicht krampfhaft den Brief in ihrer Hand gehalten.

„Daß Blomquist rasch zur Apotheke reite," befahl die alte Gräfin, „damit man von dort Belebungsmittel schicke — und dann zum Doktor, mit der Bitte, gleich zu kommen."

Eine angstvolle Stunde verging, da schlug Elisabeth die Augen auf und blickte, wie aus einem Traume erwachend, um sich. Die Gräfin stand gerade über sie gebeugt, die kalte Stirn mit Essig waschend. Ohne ein Wort zu sagen reichte Elisabeth ihr den Brief und fiel dann von neuem in eine tiefe Ohnmacht. Die Gräfin las die erste Seite des Briefes, wie Elisabeth gethan, und alles war gesagt. — Ihre Schwester schrieb: Gustav sei am Abend des Tages, an dem er Elisabeth nach Ems gebracht, noch spät zu ihnen gekommen, über heftige Kopfschmerzen klagend, und furchtbare Beängstigungen. „Ich bin angesteckt," hatte er gesagt, „es ist keine Einbildung. Ich konnte nicht zum Gasthofe gehen, um mit meinen fröhlichen Kameraden nach gewohnter Weise mein Abendbrot zu verzehren; dazu that der Gedanke, daß meine Elisabeth nun wirklich abgereist, mir zu weh! Und so begab ich mich zum Lazarett, um nach meinen Kranken vom Tage zuvor zu sehen. Auch kam ich zu rechter Zeit, einen armen Typhus-Kranken fand ich mit dem Tode ringend, ganz allein — und so konnt' ich ihm den letzten Kampf erleichtern. Ich aber bin angesteckt!"

Mein Mann wollte ihn nun zu Haus begleiten, aber er bat dringend, es nicht zu thun. Später ging er dennoch, fand Gustav schon mit heftigem Fieber im Bett und holte rasch einen Arzt.

Drei Tage und drei Nächte haben wir treu bei ihm gewacht. Er hatte keinen einzigen klaren Augenblick — man verstand kaum, was er sagte — nur „Elisabeth, meine weiße Rose" hörte man zuweilen. Kurz, ehe er entschlief, schien seine rechte Hand unruhig etwas zu suchen, zuletzt legte er sie auf die Linke und hielt seinen Verlobungsring, da wurde er ruhig — und alles war vorüber. Auch haben wir ihn mit seinem Ringe ins Grab gelegt. Ich meinte, das sei in deinem Sinne handeln, du traute Schwester.

Auch der alten Gräfin fiel der Brief aus der Hand, und eine heiße Thräne aus den Augen.

Viele Liebesworte, viel innige Teilnahme für den tiefen Schmerz der Schwester enthielt dieser Brief außerdem, und die dringende Bitte, zu ihnen zurückzukehren, mit ihnen zu leben.

Aber ein zweiter, offener, kurzer Brief lag noch in dem ersten, und das schien Elisabeth nicht bemerkt zu haben. Er war von Gustav selbst — geschrieben, ehe er sich niederlegte auf sein letztes Lager, und enthielt folgendes:

„Noch wenige Stunden, meine Elisabeth, und Du bist auf dem Meere, das Dich Deiner zukünftigen Heimat zuführt. So schwer ist mir der Abschied geworden, daß ich geweint habe wie ein Kind, als ich Dich nicht mehr sah. — In sechs Wochen — so Gott will! — halt' ich Dich wieder in meinen Armen! Und leicht konnt' ich Dich bis dahin keinem edleren Wesen anvertrauen, als der Gräfin Nordsterna, die seit dem Tode meiner eigenen Mutter eine treu sorgende Mutter für mich gewesen. Auch für Dich wird sie es sein! Ja, wenn ich Dich wiedersehe — dann ist alles gut! Aber soll ich Dir bekennen, daß Dein Gustav zum erstenmale in seinem Leben unter dem Einflusse einer herzzerreißenden Ahnung ist! Ich meine, diese irdischen Augen sollen Dich nicht wiedersehen; und fast ist es, als ertrag ich den Gedanken nicht. Ich fühle mich krank — recht krank — heute Abend —, ists besser morgen, so füg' ich frohere Zeilen hinzu.

„Es wäre vielleicht zu viel Glück für mich, sollt' ich mit Dir durchs Leben gehen! Was Du mir bist, meine Elisabeth, Du weißt es! Mein anderes Ich, mein Ein und mein Alles! Jedesmal, wenn ich, wie jetzt, an die Stunde zurückdenke, wo ich Dich zum erstenmale in meinen Armen hielt, zittert ein seliger Schauer durch mein Herz. Unsere unsterblichen Seelen wurden in jenem Augenblicke durch den ewigen Hohenpriester vereint und gesegnet zum ewigen Bunde. Ob nun der irdische Priester vereint und segnet, oder nicht: mein bist Du — mein bleibst Du in alle Ewigkeiten."

Diese Zeilen fand ich auf Gustavs Schreibtisch, hatte die Schwester hinzugefügt. Sie werden dir Kraft geben, zu leben; denn tiefer, wahrer, wie du, wurde so leicht kein Weib geliebt.

Beide Briefe legte die Gräfin in Elisabeths Gebetbuch und schloß es dann im Schreibtische ein. Endlich erwachte Elisabeth von neuem wie aus tiefem Schlafe, aber mit heftigem Fieber, das von Stunde zu Stunde zunahm. Der Arzt kam, hörte den traurigen Bericht und schüttelte bedenklich den Kopf.

Acht Tage und Nächte lag sie so hin in den ängstlichen Fieberphantasieen, und die Hoffnung auf Besserung schwand mehr und mehr in denen, die bei ihr wachten, sie verpflegten. Gräfin Hindrick und Wanda besonders waren unermüdlich bei der Kranken, und jeden Nachmittag bis spät in die Nacht saß letztere an Elisabeths Bett, ihrer wartend, als sei sie eine geliebte Schwester. Die Nacht aber, obgleich die treue Kammerfrau keinen Augenblick die Kranke verließ, überwachte die Gräfin selbst, was ihr das Notwendige erschien — sie wollte es bestimmt so. Sie kam ungerufen zur bestimmten Stunde, um Arznei zu geben und nachzusehen, ob nichts vernachlässigt sei.

„Es ist mir fast unbegreiflich," sagte eines Tages der Doktor, „daß sie noch lebt, sie ist eine so zart gebaute Gestalt."

„Ja, das wohl," erwiderte die Gräfin, „aber mit einer gesunden und kräftigen Seele, der die Kraft von Oben kommt. — Da kämpft sie, sich selbst unbewußt, gegen die Krankheit. Und eben darum hoffe ich, sie bleibt uns."

In der neunten Nacht stand die Gräfin auch einmal am Bett der Kranken, aufmerksam ihre Pulsschläge zählend und auf ihren Atem horchend. Da meinte sie ein leises Geräusch an der Thür zu hören, wandte den Kopf fragend und erblickte nun zu ihrem Erstaunen Ebba, die im Nachtkleide und mit bloßen Füßen dort ängstlich horchend stand. „Sie kommt jede Nacht so," flüsterte die Kammerfrau.

Die Gräfin ging nach der Thür, legte die Hand liebkosend auf den Kopf der Kleinen und sagte leise: „Sie ist besser, scheint's — geh wieder zu Bett, mein Kind!"

Eine große Thräne stand in Ebbas Augen, aber sie sagte nichts und verschwand

leise, wie sie gekommen. „Also dennoch der Mutter Herz," flüsterte die Gräfin vor sich hin, „wer hätte das geglaubt!" Und sinnend folgte ihr Blick der Kleinen. —

Und die alte Gräfin hatte nicht vergeblich auf Besserung gehofft; aber mit dem Bewußtsein kam eine namenlose Abgespanntheit über Elisabeth. Das freundlich dankende Lächeln war für jeden da; aber kein Wort kam über ihre Lippen. Sie lag still, als sei ihre Seele nicht mehr da.

„Dieser Zustand ist ängstlicher, als das Fieber," sagte der Doktor; „könnte man sie nur einmal weinen machen, so würde vielleicht Aenderung eintreten."

„Vielleicht weiß ich das Mittel," erwiderte die Gräfin, nachdem sie einen Augenblick nachgesonnen. Sie ging ins Nebenzimmer, öffnete Elisabeths Schreibtisch und nahm Gustavs Brief heraus, den sie dann offen in Elisabeths Hand legte. Diese erzitterte heftig, als sie die Handschrift erkannte, stieß einen leichten Schrei der Freude aus und schluchzte nun wie ein Kind. Die Gräfin ließ sie weinen, nahm sie aber in ihren Arm, während ihre eigenen Thränen sich mit denen Elisabeths mischten.

Als sie etwas beruhigt schien, schob sie ihr die Kissen stützend unter den Kopf und setzte sich dann in den Lehnstuhl, in dem sie nun seit vierzehn Tagen fast so manche Stunde ängstlich lauschend gewacht. Sie schloß die Augen, als wolle sie schlummern, um Elisabeth anscheinend allein zu lassen. Und wohl hätte der zweiundsiebzigjährige Körper der Ruhe bedurft nach so langer, anstrengender Ermüdung; aber die Seele war zu tief erregt, um nur an den Körper und seine Bedürfnisse zu denken. Hier sah sie zum ersten Male in der Wirklichkeit diese ideale Liebe, von der sie zuweilen in Gedicht und Roman gelesen. Diese Liebe, die nicht Tod, nicht Grab kennt; die fest an das bewußte Fortbestehen des gestorbenen Geliebten glaubt; die ihre Thränen trocknet mit dem Worte: er ist nur vorangegangen — er wartet mein!

Aber — fragte sie sich nun — könnte jedes Weib so lieben? Und ihre Antwort war: nein! Sie begriff, daß eine gewisse Befähigung zu solch idealer Liebe von Anfang an da sein mußte, um es einer treuen, klugen liebenden Mutter möglich zu machen, ein Wesen wie Elisabeth zu erziehen. Die Ahnung einer idealen Liebe, selbst das Bedürfnis darnach — sagte sie sich weiter — ist wohl wenigstens einen kurzen Augenblick in jeder denkenden Weibesseele; aber gerade zu der Stunde machen meist auch die Sinne mit ihrem berauschenden Blumendufte und blendend schillerndem Farbenspiele ihre Ansprüche geltend. Und sie sind es dann, die so häufig den Sieg davontragen über die leise, ernste Stimme der unsterblichen Seele, die will und bedarf, was ewig bleibt! — Die herzzerreißende Folge davon kennt jeder! Ein stetes Unbefriedigtsein, Täuschung auf Täuschung! Der Besitz des Vergänglichen, so heiß ersehnt vorher, giebt der unvergänglichen Seele keine Befriedigung; daher dann das Suchen und Haschen nach stets neuem, stets anderm, gefolgt von steter Enttäuschung. Denn wie die Atome des menschlichen Herzens sich stets erneuern, so auch eine stete Aenderung seiner Gefühle und Wünsche; und eben daher auch so selten eine Ehe, wie sie sein sollte. Zwei Herzen schlossen sie, und nicht zwei unsterbliche Seelen. Nur das Weib, das tagtäglich seine Liebe in die Himmelhelle der ewigen Liebe taucht, geht aus der Feueresse des Lebens hervor, als geläutertes Gold, vor dessen reinem Glanze des Mannes Sinn und Herz auch unmerklich eine andere Gestalt gewinnt. Indem ihre Bedürfnisse sich veredeln, vergeistigen, gehen dann zwei himmelan, statt sich zu berauschen in erniedrigendem Taumel der Sinne. Ja, es ist und bleibt wahr: von dem Weibe soll und muß die Veredelung des ganzen Menschengeschlechts ausgehen — von ihr, von der man behauptet, sie habe es herabgezogen von seiner ursprünglichen Höhe.

So sann und sann sie lange, die alte Frau, die zu spät fühlte: ihr Leben war ein verfehltes gewesen!

Endlich aber kehrte sie zur Wirklichkeit zurück, erhob sich leise aus dem Lehnstuhle, trat zu Elisabeths Bett und fand diese, mit himmlischem Lächeln auf der Stirn, ruhig

eingeschlafen, den Brief fest zwischen den gefalteten Händen haltend. Still betrachtete die Gräfin sie einen Augenblick, schlich dann zur Thür, winkte die Kammerfrau herein und ging zurück zu ihren eigenen Gemächern.

Mit raschem Schritt ging die alte Gräfin Nordsterna, als sie die Thür ihres eigenen Zimmers geschlossen, auf das schon früher erwähnte Bild ihres gestorbenen Gatten zu, und die Augen traurig zu ihm emporhebend, sagte sie mit leiser und zitternder Stimme: „Hindrick, vergieb mir! ich hätte anders sein müssen, um aus Dir einen andern, einen glücklichen Mann zu machen! Erst jetzt, wo es zu spät ist, begreife ich das!" Und die große Thräne, die langsam die blassen, tief gefurchten Wangen hinabglitt, fingen unsichtbare himmlische Boten auf und trugen sie zum Throne der ewig erbarmenden Liebe.

Eine durch und durch thatbedürftige und thatkräftige Natur, wie die der Gräfin, erlaubte sich nie ein zu langes Nachsinnen über Vergangenes und Unabänderliches. Auch jetzt schüttelte sie mit einer heftigen Bewegung des Kopfes all die wehmütigen Gedanken fort, schritt rasch zum Schreibtische und nahm die großen Rechnungsbücher zur Hand, die ein wenig vernachlässigt worden durch die unermüdliche Sorge um ihre Kranke. Indem sie die Feder ergriff, klopfte es leise an die Thür, und Baron Ferdinand trat etwas zögernd auf ihr „Herein" ins Zimmer. Verwundert blickte sie ihn an, denn nie war er zu dieser frühen Stunde gekommen. „Ich störe so früh, weil ich dir „Lebewohl" sagen will, Mutter," war die Antwort auf ihren fragenden Blick. Er setzte sich auf den Sessel neben dem Schreibtische und sah etwas verlegen umher, als sie ihn mit geschlossenen Lippen forschend betrachtete.

„Es ist nun einmal so," begann er endlich von neuem, „du weißt, die Landwirtschaft langweilt mich so, wie das ewige Einerlei hier; ich gehe nach Paris zurück."

Sie schwieg noch immer, aber ihre Lippen zitterten, wie wenn eine heftige Bewegung hinunter gekämpft wird. „Ich begreife," sagte sie zuletzt mit dem ruhig kalten Tone, in dem sie gewöhnlich sprach. „Darf ich aber einen kurzen Augenblick als deine Mutter zu dir reden, ehe wir, vielleicht für immer, scheiden?"

„Ich höre dich gern an, Mutter," erwiderte er, „nur," fügte er langsam hinzu, „ich flehe dich an, berühre nicht die ernsten Lebensansichten, die uns vor fünf Jahren eine so schmerzliche Stunde bereiteten. Meine unerschütterliche Ueberzeugung ist dieselbe, wie damals! Ich glaube an keinen Gott, an keine unsterbliche Seele, an kein Jenseits. Und eben deshalb mache ich mir die wenigen Jahre meines Daseins so angenehm wie möglich."

„Und bist du glücklich?" fragte sie traurig.

„Niemand ist es, der denkt," war die rasche Antwort, „du auch nicht, Mutter!"

„Ich könnte darauf," sagte sie, „ein Nein und ein Ja erwidern. Unglücklich bin ich nur dann, wenn ich all den Schmerz, all das Elend, all die auf Erden nicht zu heilenden Wunden betrachte, und dann meine Ohnmacht fühle neben dem namenlosen, nie zu stillenden Bedürfnisse nach Glück in der Menschenbrust. Glücklich aber, trotz allem, wenn ich still und mutig den mir durch meinen Schöpfer vorgeschriebenen Weg weiterschreite; wenn ich, für meine Pflicht mich opfernd, stets bereit bin zu der mir gewiesenen Arbeit — und wenn ich dann, ob auch alles mißlingt, alles um mich zusammenbricht, woran meine Seele hing, worauf mein Herz hoffte, doch mein müdes Haupt ruhig am ewigen Throne niederlege, wo einst des irdischen Lebens großes Rätsel mir gelöst wird."

Baron Ferdinand betrachtete sie mit ehrerbietiger Bewunderung. „Ja, Mutter," begann er endlich, „das ist seltsam groß, so zu denken, so zu handeln; aber das ist nicht jedem gegeben! Ich bedarf zu genießen — und wenn das zu Ende — —" er stockte plötzlich.

Die Gräfin blickte ihn ängstlich fragend an.

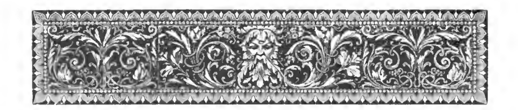
„Sorge nicht um mich, Mutter,“ war die Antwort auf diesen Blick.

„Und dennoch thu ichs Tag und Nacht,“ sagte sie traurig. „Ich habe es nicht verstanden, dich zu leiten, als du ein Kind warst. Und der Gedanke wird mich quälen bis in meine Todesstunde.“

Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand. „Klage dich nie an, Mutter,“ sagte er bewegt, „du bist eine der edelsten Frauen, die ich je gekannt; pflichttreu und dich stets opfernd für andere. Denk' an Hindrick, der ein so vortrefflicher, so ausgezeichneter Mann ist — denk' an meine Schwester — beide hast du auch erzogen! — Ich habe eben meine eigenen Wege gehen wollen, werd' es bis zum Ende thun. — Noch einmal: sorge nicht um mich; ich habe mein Leben genossen, wie wenige! Und nun, Lebewohl, Mutter,“ sprach er, rasch aufstehend, um jedes weitere Reden unmöglich zu machen.

Lange noch blickte die Gräfin ihm nach, als schon die Thüre wieder geschlossen. Dann sagte sie leise mit einem tiefen Seufzer: „Ja, pflichttreu war ich wohl — aber ohne Freudigkeit, mit heimlichem Seufzen — deshalb hat der Segen mein Thun so selten begleitet! — Die Reue kommt zu spät!“

(Fortsetzung folgt.)



Von den Gymnasien.

In der Gegenwart zeigt sich auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens Kampf und Streit: in den politischen Fragen stehen sich die Parteien leidenschaftlich gegenüber, auf dem Gebiete der Religion rüttelt man an den festgesetzten Grundlagen unseres Glaubens, legt sich nach dem Zeitgeschmack ein Christentum zurecht, das schwerlich den Beifall der Apostel finden würde; auch die Schule, die Stätte des Friedens, wird in den Kampf hereingezogen, namentlich wird an den Fundamenten der ehrwürdigen, zumeist von der Kirche gepflanzten und durch Jahrhunderte bewährten humanistischen Anstalten gerüttelt, sie werden als Schulen bezeichnet, welche dem Zeitbewußtsein gegenüber als Anomalien gelten müssen, in dem Betriebe ihres Unterrichts nähmen sie auf die gegenwärtigen Anforderungen des praktischen Lebens zu wenig Rücksicht, die alten Sprachen zu treiben, in den Geist und die Hervorbringungen des Altertums sich einzuleben, sei den Anforderungen der Praxis gegenüber völlig unnütz und entbehrlich, man müsse mehr naturwissenschaftlichen Unterrichtsstoff für die Bildung des heranwachsenden Geschlechts erwerben, denn gerade darin hätte die gegenwärtige Forschung so großes geleistet. Ja man geht so weit, zu behaupten, daß die klassische Bildung in hohem Grade ungerecht sei gegen jede andere Art von Bildung, daß sie dem Erwerbsstande höchst mangelhaft vorgebildete Elemente zuführe, daß sich viele in die Kreise dieser Bildung hineindrängten, nur um an den Vorrechten, welche dieselbe für die Beamtenlaufbahn biete, teilzunehmen, sie hemme, fährt man fort, eine gesunde Entwicklung und Organisation unseres Schulwesens, sie schade der Wahrhaftigkeit unseres Volkes, der Entwicklung der Kunst und Wissenschaft und hindere das Emporkommen und die richtige Entfaltung der ihr fern gebliebenen tüchtigen Urkraft.

Wären diese Vorwürfe begründet, so wäre es die heiligste Pflicht der Staatsregierung, sobald als möglich dafür zu sorgen, daß bei der Allgemeingefährlichkeit der Gymnasien, als des Herdes der klassischen Bildung, Wandel geschafft, andere Schulen eingerichtet werden müßten. Immerhin aber muß es bedenklich machen, diese Vorwürfe als begründet anzuerkennen, da gerade in Deutschland durch die Gymnasien und durch die Universitäten sich die Wissenschaften in einer bewundernswürdigen Weise entwickelt haben, so daß wir auf allen Gebieten der Forschung eine auch von andern Nationen anerkannte, bedeutungsvolle Stellung einnehmen. Nun ist es ja vorgekommen und kommt noch vor, daß glänzend beanlagte Naturen, auch ohne daß sie das Gymnasium durchlaufen und klassische Schriftsteller im Originale gelesen haben, in der Wissenschaft sich eine maßgebende Anerkennung errungen haben. Warum sollte z. B. nicht ein fähiger junger Mensch, der mit mäßiger Vorbildung den Beruf eines Apothekers gewählt und sich tüchtige Kenntnisse in der Arzneimittellehre

angeeignet, überhaupt etwas Tüchtiges in seinem Fache gelernt hat, später, wenn ihn die Neigung zur medizinischen Wissenschaft hintreibt, nicht etwas Bewundernswürdiges in der Wissenschaft, die er mit Liebe und Begeisterung ergriffen hat, leisten können? Viele Beispiele könnten namhaft gemacht werden, aus denen hervorgeht, daß geniale Männer auch ohne die Unterlage der klassischen Bildung, wie sie das Gymnasium giebt, doch hervorragende Bedeutung in der Spezialwissenschaft, der sie sich gewidmet, gewonnen haben. Auch das mag zugegeben werden, daß wohl hie und da die Art, wie junge Leute in den klassischen Sprachen unterrichtet werden, manches zu wünschen übrig gelassen hat. Wenn man, wie das vor Jahrzehnten geschehen, die Erklärung eines Liedes des Horaz über ein Vierteljahr hin ausdehnt, die Lesarten philologisch-kritisch durchmustert und des Weiteren bespricht, so kann bei den meisten Schülern nur Ueberdruß erzeugt werden. Denn es ist bei der Auslegung der alten Schriftsteller auf Gymnasien doch immer das festzuhalten, daß man es nicht mit jungen Leuten zu thun hat, welche sich ausschließlich dem Studium der Philologie widmen wollen. Es kommt vielmehr darauf an, daß neben dem sprachlichen Verständnis, das außerordentlich geistbildend ist, die Ideen, um welche es sich in den einzelnen Schriftstellern handelt, den Schülern nahe gebracht werden; die Worte sollen wirklich verstanden werden. Je höher die Klasse, in welche der Schüler aufsteigt, desto mehr kann er allmählich von dem Tiefsinn und der Feinheit, mit welcher die Sprache in ihren Bildungen zu Werke geht, eine Ahnung gewinnen; er kann lernen, wie die sinnliche Bedeutung des Wortes auf Geistiges übertragen und wie in manchen Gebilden der ursprüngliche Begriff des Wortes ganz zurückgetreten, ganz vergessen ist. Nun aber sind es nicht blos einzelne Worte, um die es sich handelt, nein historische Werke und ganze Dichtungen sollen verstanden, sollen in den Ideenkreis des Schülers übergehen, sollen ein Moment seiner Bildung werden. Die Biographien des Cornelius Nepos, einfach und klar geschrieben, wenn auch an kleinen historischen Irrtümern leidend, bieten den Quartanern des Interessanten genug. Die Gestalten eines Themistocles, Miltiades, Alcibiades, Hannibal, Cato rc. haben eine große Anziehungskraft, die Feldzüge des großen Cäsar in Gallien und Germanien, die Dichtungen des Ovidius, Vergilius, Horatius, die Werke des Cicero, Sallustius, Livius führen den Zögling in die poetisch-prosaische Darstellungs- und Anschauungsweise des für die Kultur der Menschheit so wichtigen römischen Volkes ein. Noch ganz anders als die auf Gymnasien behandelten römischen Schriftsteller ergreifen die empfänglichen Seelen die griechischen Dichter und Prosaiker. Die Dichtungen des Homer, des Euripides und Sophocles müssen, angemessen erklärt, einen tiefen Eindruck hervorbringen; griechische Redner und Geschichtschreiber dienen dazu, in das Verständnis des griechischen Altertums einzuführen und zugleich für die Formen moderner Darstellung ersprießliche Handhaben zu bieten. Könnten dem zukünftigen Redner bessere Vorbilder gegeben werden als Demosthenes und Lysias, dem zukünftigen Historiker wirksamere Beispiele für geschichtliche Darstellung als Herodot, Thucydides, Xenophon, Polybius und Tacitus? Es ist doch zweifellos, daß unsere ganze moderne Kultur auf der Antike ruht und daß wir unsere ganze geistige Entwicklung nicht mehr verstehen würden, wenn wir nicht im Zusammenhange blieben mit den Grundlagen unserer Kultur.

Vielleicht hat die alte Litteratur bei keinem Volk so tiefe Wurzeln in alle Bildungskreise hineingeschlagen, als bei dem deutschen. Der 1816 erschienene Normalplan für Gymnasien hat die Ziele der Gymnasialleitung dahin gekennzeichnet, daß sie es auf die Erziehung der Sinnes- und Empfindungsweise einer veredelten Menschheit abzusehen habe. Natürlich werden auch der deutsche, der geschichtliche, geographische und der mathematische Unterricht in dem Organismus des Gymnasiums ihre bedeutungsvolle Stellung behaupten und man wird auch in den oberen Klassen darauf aus sein, auf die künstlerischen Hervorbringungen der Griechen und Römer Rücksicht zu nehmen, um den Sinn für das Schöne zu pflegen und zu fördern. Die Vortrefflichkeit der antiken in edler Einfachheit und stiller Größe bestehenden Kunst ist ja eine so gewaltige, daß auch heute noch alle diejenigen,

welche ihre künstlerische Ausbildung zu einem verhältnismäßigen Abschluß führen wollen, nach Italien gehen, um in den Museen des herrlichen Landes römische und hellenische Kunstwerke zu studieren. Ja, die Griechen haben unerreichbare Kunstwerke geschaffen, Kunstwerke von solcher Bedeutung, daß Thorwaldsen, als er aufgefordert wurde, die Skulpturen des Parthenon wieder herzustellen, erklärte, „seine Kunst reiche nicht da hinauf.“ Durch gute Abbildungen, an denen unsere Zeit so reich ist, den Schülern der obersten Stufen ein Verständnis der Kunst zu vermitteln, ist auch eine Aufgabe des Gymnasiums. So drängt sich Bildungsstoff von allen Seiten heran, der verwertet und nutzbar gemacht werden kann. Namentlich aber ist in dem letzten Dezennium ein großer Fortschritt gemacht in der Art, wie der geographische Unterricht erteilt wird. Seitdem auf allen deutschen Universitäten Lehrstühle für Geographie errichtet worden sind, hat das geographische Wissen und die Methode des erdkundlichen Unterrichts in den Gymnasien einen wesentlichen Aufschwung genommen. Auf allen Gebieten gymnasialer Lehrweise sind außerordentliche Fortschritte gemacht, die Didaktik hat durch die immer weitere Lehrerkreise erobernde Herbartsche Pädagogik, durch Nägelsbachs Gymnasialpädagogik, durch Schraders treffliche Erziehungslehre, durch Riecks pädagogische Briefe, durch die trefflichen Lehrproben, die von O. Frick in Halle herausgegeben werden, in gewisser Beziehung die Methode des Unterrichts umgestaltet.

Diejenigen Gegner gymnasialer Bildung, welche aus Erinnerungen ihrer Jugend heute noch meinen, daß der Unterricht in den alten Sprachen auf grammatische Spitzfindigkeiten, auf Wort- und Formelkram hinauslaufe, kennen in der That die wirklichen Zustände nicht und wissen auch nicht, daß die Schulbehörden diesen Unfug nicht dulden dürfen. In den neuen Lehrplänen vom 31. März 1882 ist in einer sehr verständigen Weise Zweck und Ziel des Unterrichts für das Gymnasium festgestellt. Unsere Unterrichtsbehörde hat seit den Tagen W. v. Humboldts den höheren und niederen Schulen die größte Aufmerksamkeit zugewendet und durch Einrichtung der Direktorenkonferenzen dahin zu wirken gewußt, daß der Unterrichtsbetrieb ein zielbewußter, ein rationeller geworden ist.

So, kann man sagen, sind nach allen Seiten hin auf dem Gebiete des Unterrichts erhebliche Fortschritte zu verzeichnen. Es ist im allgemeinen auszusprechen, daß gegenwärtig eine größere Anzahl von Schülern durchgebildeter und angeregter das Gymnasium verläßt, als das vor einem Dezennium der Fall war. Von der antiken Kunst, von den verschiedenen Säulenordnungen, von den verschiedenen Baustilen wurde, trotzdem Asmus-Carsten, Thorwaldsen, Schinkel und andere begeistert waren von den Anregungen, die sie aus dem Studium der Antike geschöpft hatten, selten gesprochen. Freilich kann man niemandem mathematisch beweisen, dieses und jenes verdankst du der Beschäftigung mit den Schriftstellern der Griechen und Römer, der Einfluß, den sie geübt, ist eben incommensurabel. Gleichwohl steht fest, daß jedesmal wenn unser Volkstum sich in Beziehung zum Altertum setzte, unsere nationale Bildung einen neuen Aufschwung nahm. Das war im Mittelalter der Fall, als Karl der Große der Verbesserung der Schulen sein Augenmerk zuwendete, und Dom- und Klosterschulen eingerichtet wurden, in denen der lateinischen Sprache ein breiter Raum gegeben war, das zeigte sich in dem Zeitalter der Reformation, wo durch das Wiedererwachen des Studiums des Altertums eine Vertiefung des Studiums des neuen und alten Testamentes und der antiken Schriftsteller, überhaupt neue Gedanken angeregt und in Umlauf gesetzt wurden. Dies zeigte sich auch zur Zeit der neuen sogenannten Weimarischen Litteraturepoche, welche in einem wesentlichen Zusammenhange steht mit dem Aufschwunge, welchen die Altertumswissenschaft durch Heyne, Lessing, Winckelmann, J. H. Voß, Fr. A. Wolf, A. Böckh, J. Bekker, G. Hermann, C. Lachmann, M. Haupt, Friedr. Ritschl und andere genommen hatte. Goethe spricht es aus: „Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Altertum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höheren Kultur so nötigen Studien niemals rückgängig werden.“ Schiller bedauert es

lebhaft, daß seine Kenntnis des Griechischen so mangelhaft sei, und bittet seinen Freund W. v. Humboldt, ihm ein Lexikon und eine Grammatik zu nennen, aus denen er die griechische Sprache erlernen könne. Schiller schreibt den 9. November 1795 an seinen Freund W. v. Humboldt (Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt, S. 290): „Wir haben dieser Tage auch viel über griechische Litteratur und Kunst gesprochen und ich mich bei dieser Gelegenheit ernstlich zu etwas entschlossen, was mir längst schon im Sinn lag, nämlich das Griechische zu treiben. Da Sie selbst so sehr damit vertraut sind und auch mein Individuum kennen, so kann mir niemand so gut raten, als Sie, mein Lieber. Auf das, was ich allenfalls noch von dieser Sprache weiß, dürfen Sie weniger Rücksicht nehmen; dies besteht mehr in Kenntnis von Wörtern als von Regeln, die ich ziemlich alle vergessen habe. Ich wünschte vorzüglich außer einer guten Grammatik und einem solchen Wörterbuch eine Schrift in der Hand zu haben, worin auf die Methode bei diesem Studium und auf das Eigentümliche bei dieser Sprache hingewiesen wird. In Absicht auf die zu lesenden Autoren würde ich den Homer gleich vornehmen und damit etwa den Xenophon verbinden. Langsam freilich wird diese Arbeit gehen, da ich nur wenige Zeit darauf verwenden kann, aber ich will sie so wenig als möglich unterbrechen." Der Freund erwidert (S. 303): „Es ist ein schöner Entschluß, liebster Schiller, daß Sie griechisch lernen wollen, und es hat mich oft gerührt, zu sehen, mit wie vieler Mühe Sie aus Uebersetzungen schöpfen müssen, was andere, die unmittelbar an der Quelle sind, nicht zu fassen vermögen. Auch ist mir Ihr Vorsatz ein Beweis gewesen, wie gründlich Sie alles auffassen, womit Sie sich beschäftigen. Aber freilich werden Sie der Schwierigkeiten viele erfahren, und kaum weiß ich, ob ich Ihnen bei der Menge der Störungen, welche Ihre Kränklichkeit schon verursacht, noch raten soll, eine Sprache zu lernen, die an sich immer mühsam ist und immer erst später die Mühe und Zeit belohnt, die man ihr anfangs aufopfern muß. Es wird Ihnen viel Zeit kosten, und bei Ihnen, da Sie Ihre Zeit so trefflich nutzen können, ist das sehr viel. Nur eigentlich in dem Falle, daß Sie Ihre verlorenen Stunden, wo Sie ganz unbedeutende Dinge lesen, dazu gebrauchen können, scheint mir Ihr Plan ausführbar. Ich wünschte unendlich, daß Sie griechisch wüßten; ich bin auch überzeugt, daß Sie unglaublich schnell lernen werden. Allein ich kann es dennoch nicht über mich gewinnen, nicht die Stunden zu bedauern, die Sie beim ersten Anfang rein verlieren. Wäre ich jetzt in Jena, wie vorigen Winter, so wäre die Bedenklichkeit gehoben. Mit einem Andern lernt es sich leichter, und wir plauderten so immer einige Stunden. Vorausgesetzt indes, Sie bleiben Ihrem Plane getreu, so ist allerdings Homer der einzige schickliche Anfang. Zum Xenophon rate ich nicht zugleich. Wollten Sie ja etwas Anderes zugleich nehmen, so dächte ich, wäre es Herodot oder Hesiodus."

Wenn so unsere größten Dichter vom Altertum denken, wenn Geschichtschreiber wie Niebuhr, Ranke, Leo, wenn Philosophen wie Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer und andere die klassischen Studien als für unsere Bildung unerläßlich ansehen, so dürfen wir wohl fortfahren, die Beschäftigung mit den Dichtern und Schriftstellern des Altertums als die Grundlage gedeihlicher akademischer Studien zu betrachten.

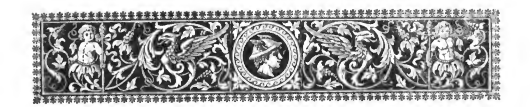
Schon im 4. Jahrhundert nach Christus traten Gegner der Lektüre alter Schriftsteller auf, weil sie meinten, die Beschäftigung mit heidnischen Hervorbringungen könnte der religiösen Entwicklung christlicher Jünglinge gefährlich werden, und auch in neuer Zeit ist ab und zu die Frage verhandelt worden, ob es nicht zweckmäßiger sei, in christlichen Schulen die Schriften der Kirchenväter an die Stelle der griechischen und römischen Schriftsteller zu setzen. Doch schon der berühmte Bischof Basilius hat eine Ansprache an ihm befreundete Jünglinge gehalten, in der er eindringlich auf die Lektüre der griechischen Schriftsteller als die notwendige Vorbereitungs- und Bildungsschule zur wahren christlichen Wissenschaft hinweist.

Heute kommen die Angriffe auf die klassischen Studien von anderer Seite, als zur Zeit des Bischofs von Cäsarea, heute sind es Männer exakter Wissenschaft, die andere

als die bisherigen Wege der Vorbildung eingeschlagen wissen wollen; es soll mehr bei der Vorbildung auf die praktischen Anforderungen des Lebens Rücksicht genommen werden, sie haben freilich kein Verständnis für das tiefsinnige Wort des Aristoteles πανταχοῦ χρήσιμον ζητεῖν ἀνελευθέρου, „überall das Nützliche zu suchen, ist das Zeichen eines unfreien Mannes," kein Verständnis dafür, daß es in der Entwicklung des Menschen eine Zeit geben muß, wo die Seele, unbekümmert um die Anforderungen des künftigen Broterwerbs, im Reiche der Ideen lebt und mit Gedanken ihre Seele in der Jugend nährt, die in der späteren Praxis des Lebens auch noch Frucht bringen und auf der Tafel der Erinnerungen an die herrlich durchlebte Jugendzeit nicht verschwinden. Soll die Jugend durch das Verständnis der einfacheren Verhältnisse nicht vorbereitet werden, die viel verschlungenen und zusammengesetzten Zustände der Gegenwart zu verstehen? Die Dichtungen des Homer, des Sophocles, Euripides, des Vergilius, Ovidius führen der Phantasie und dem Gemüte eben so reiche Nahrung zu, als die großen Prosaiker der Griechen und Römer. Vor hundert Jahren war Goethe in Italien, dort erlebte er im Anschauen der herrlichen Denkmäler des Altertums, welche in der einzigen Stadt überall sich finden, seine Wiedergeburt, wie er es nennt; dort im Studium der Antike empfing er die Richtschnur, mit der er seine Hervorbringungen messen sollte. So wollen wir auch fortfahren, uns mit den Grundlagen höherer Bildung, wie sie der Betrieb klassischer Studien bietet, innig zu befreunden und wollen uns von den Gegnern gymnasialer Bildung immer wieder mahnen lassen, unsere Methode des Unterrichts zu revidieren, um mit Verständnis und Geschick die Schätze des Altertums zu heben, welche für die geistige Entwicklung der Jugend von so großer Bedeutung sind.

Es soll uns auch der Hinweis der Gegner nicht irre machen, daß man heute nicht, wie ehemals, wenn man Schule und Universität hinter sich habe, zur Lektüre alter Dichter und Prosaiker die Hand ausstrecke. Unser Leben ist seit dem Jahre 1848 nach allen Richtungen hin mannigfaltiger geworden; die Politik, das Parteitreiben, das öffentliche Leben überhaupt nimmt heute die Seele und die Zeit der Menschen in ganz anderer Weise in Anspruch, als in den zwanziger und dreißiger Jahren. Es gehört doch mit zu den Eigenschaften eines gebildeten Mannes, in politischen, geschichtlichen und geographischen Dingen orientiert zu sein. Was ist unter diesen Umständen natürlicher, als daß man heute nach des Tages Arbeit nicht mehr so häufig wie früher zu den alten Schriftstellern greift, sondern daß man an der Hand moderner wissenschaftlicher Errungenschaften sich in dem vielgestaltig gewordenen Leben der Gegenwart zurecht zu finden sucht. Um aber dies mit Nachdruck und Nutzen thun zu können, muß man sich durch Kenntnisnahme der einfacheren Verhältnisse des Altertums für das Verständnis der verschlungeneren Aufgaben der Gegenwart fähig gemacht haben. Man wird auf der durch Studium der Antike gewonnenen Grundlage sich in den geistigen und politischen Bestrebungen der Gegenwart besser zurecht finden. Wir wollen aber unsere Jugend nicht schon auf der Schule in das Getriebe der Parteien hineinziehen, sondern mit rein menschlichen, idealen Dingen ihre Seele nähren, und wo wird eine einfachere bessere Kost gereicht für geistige und sittliche Ausbildung, als auf dem Gymnasium durch die Schriften der Alten? Also fahren wir fort, die Jugend an diese Quellen zu führen!

Halle a. S. G. Lothholz.



Erinnerungen an Rügen.

Von

Dr. Carl Schlemmer.

Tausende und aber Tausende besuchen alljährlich Rügen, Deutschlands größte und schönste Insel, um in längerem oder kürzerem Aufenthalt daselbst sich zu erfreuen an den großartigen Schönheiten der herrlichen Gottesnatur. Weithin berühmt ist das erfrischende Grün seiner Buchenwälder, das in prächtiger Weise sich eint mit dem blendenden Weiß der schroff und steil in die blaue See abfallenden Kreidefelsen. Wohl sind die Buchenwälder Seelands noch schöner als die unserer heimatlichen Insel, wohl treten die schimmernden Kreidewände der Insel Moen dem vorbeifahrenden Schiffer noch gewaltiger fast und großartiger vor Augen, als die steilen Küsten zwischen Saßnitz und Stubbenkammer, wohl umbranden die Meereswogen in viel gewaltigerem Ansturm den Fuß der Kreidefelsen bei Dover und Folkestone; aber keiner der genannten Punkte hält in Bezug auf landschaftliche Schönheit den Vergleich aus mit unserer schönen Insel, weil nirgends die Wechselwirkung vom dunkeln Grün der Wälder, vom blendenden Weiß der Uferwände, vom blaugrünen Schein der Meeresfläche auch nur annähernd erreicht wird, wie auf Jasmund, der nordöstlichen Halbinsel Rügens. Und noch einen weiteren Vorzug hat diese von der Natur so reich ausgestattete Stelle der Erde. Ueber den Wäldern der Stubnitz, um den kleinen dunkeln See, den sie umschließen, schwebt der Duft uralter Sage von einem geheimnisvollen Kultus, der in grauer Vorzeit hier seine Stätte gehabt haben soll.

Nicht weit vom Königstuhl, der Klippe, die schroff und steil hinaushängt in die unendliche See, liegt, von sanft ansteigenden dichtbewaldeten Höhen umgeben, der fast runde Herthasee, im Norden überragt von den gewaltigen Resten eines sicher durch Menschenhand höher getürmten und regelmäßiger gemachten Wallkranzes, des höchsten Punktes der ganzen Insel, einem großartigen Denkmal aus unbekannter Vorzeit, als der von ihm umschlossene, mit bemoosten Granitblöcken hier und da bedeckte innere Raum den von Feinden bedrohten Anwohnern eine sichere Zufluchtsstätte gewährte. Auf jeden Besucher wird der im tiefsten Waldesfrieden gelegene See einen eigentümlichen Reiz ausüben, auf dessen regungsloser Fläche in zahlloser Menge weiße und gelbe Mummeln schwimmen, an dessen Ufern der Hauch des Windes nur selten das hohe Schilf berührt, daß es sich leise flüsternd neigt zu den schönen Rosen des Wassers zu seinen Füßen. Aber willst du die volle Wirkung dieses sagenumschwebten Sees genießen, willst du dich ganz hingeben dem geheimnisvollen Zauber, der aus diesen stillen Wassern steigt, dann darfst du nicht im hellen Glanz der Sonne an seinen Ufern weilen, dann mußt

du hinabsteigen zu ihm, nachdem du von der Höhe des Burgwalles aus über das rings dich umgebende Waldesdunkel, über die Wipfel der Buchen hinweg die scheidende Sonne in die blaue See hast hinabsinken sehen. Wenn du dann den steilen Pfad hinunterklimmst, dahin, wo die Erlen ihre dunkeln Zweige weit über den schwarzen See ausbreiten, wenn die weißen Seerosen gespenstisch fast auf der dunkeln Wasserfläche schwimmen, aus denen weiße Nebel aufsteigen, um mit zartem, sanft hin und her wallendem Schleier die geheimnisvolle Stätte zu umhüllen, dann wird unwillkürlich und von selbst die Erinnerung wach an die heitern und zugleich schauerlichen Züge des Götterdienstes, dem unsere Vorfahren einst huldigten.

Ringsum herrscht tiefe heilige Stille. Der Priester, der im Schatten des Waldes an der heiligen Stätte den mit einer Decke umhüllten, geweihten Wagen behütet und bewacht, hat an den nur ihm bekannten Anzeichen bemerkt, daß die hohe Göttin Nerthus, die Mutter Erde, in ihrem Heiligtum anwesend ist. Er hat die heiligen Kühe vor den Wagen der Göttin spannen lassen und folgt diesem in höchster Ehrfurcht, auf dem die Göttin ihren feierlichen Umzug hält durch die Gaue der sieben Völker, um welche die Verehrung der Göttin das gemeinschaftliche Band schlingt. An jedem Ort, den sie ihres Besuchs und gastlichen Verweilens würdigt, werden frohe Feste gefeiert, und überall herrscht ungetrübte Freude. Aller Streit ist vergessen, nirgends hört man von Krieg und Kriegsgeschrei in diesen Freudentagen, alle Waffen, alles Eisen ist verschlossen, Friede, heiliger Gottesfriede herrscht im ganzen Lande, so lange die Gottheit selbst, wenn auch unsichtbar, unter den Menschen weilt. Aber auch diese frohe Zeit geht vorüber; die Göttin, gesättigt an dem Verkehr mit den Sterblichen, will zu ihrem Heiligtum, dem Allerheiligsten im Walde, zurück und hat diesen ihren Willen dem Priester kund gethan. Und siehe, da naht sich auch schon durch die Schatten der Bäume am jenseitigen Ufer der heilige Zug. Sklaven führen die heiligen Kühe und geleiten den Wagen, und außer ihnen folgt demselben nur der Priester. Nach seinen Anordnungen wird der Wagen, werden die Decken in den rätselhaften Fluten des Sees gewaschen; ja, „wenn du es glauben willst, die Gottheit selbst.“ Heiliger Schauer durchrieselt uns bei dem Gedanken; kein Sterblicher außer dem der Göttin geweihten Priester darf sie mit Augen schauen, und unheilige Neugier wird durch heilsame Furcht in Schranken gehalten. Plötzlich rauscht drüben am andern Ufer, wo wir eben den wundersamen Vorgang sich abspielen sahen, der See dumpf klagend halb und halb zornig auf, unsere Blicke suchen von neuem den Ort: schon fährt der Wagen in das Dunkel des Waldes zurück; aber allein der Priester ist bei demselben noch zu schauen, die dienenden Sklaven, die mit unheiligen Augen das Heiligste gesehen, hat der See verschlungen, andere treten aus dem Schatten des Waldes hervor an den Wagen und geleiten ihn zurück.

Auch wir verlassen unser heimliches Versteck und eilen durch die Waldesnacht vorbei an den riesigen Opfersteinen dem gastlichen Dache zu, ängstlich uns umspähend, ob nicht doch unsere Anwesenheit bemerkt, ob nicht plötzlich die Diener des Priesters hervorbrechen, um uns zu ergreifen und unser verbotenes Zuschauen zu bestrafen, indem sie auch uns, wie es eben den Sklaven geschehen, in den Fluten des Sees ein kühles Grab bereiten. —

Wer so in linder Sommernacht an den Ufern des Sees gesessen und geträumt hat, dem wird es schwer, der Wissenschaft beizupflichten, daß das, was er rückschauend im Geiste gesehen, sich nicht an dieser Stätte zugetragen hat. Und doch ist der fast in jeder Beziehung vollgültige Beweis längst erbracht, daß nicht Rügen der Sitz des geschilderten Kultus gewesen, und ebenso ist nachgewiesen, wann und auf welche Weise die Meinung entstanden, daß auf Jasmund der heilige Hain und der geheimnisvolle See zu suchen sei. Nur darüber hat unter den Forschern noch keine völlige Uebereinstimmung erzielt werden können, an welcher andern Stelle diese Oertlichkeiten zu finden sind. Aber mögen nun diejenigen Recht haben, welche meinen, daß Helgoland oder eine der dänischen Inseln der Schauplatz des Nerthus- oder Hertha-Kultus gewesen sei,

oder mag der Ort richtiger im östlichen Holstein, der Insel Fehmarn gegenüber, gefunden werden, immer bleibt bestehen, daß Herthasee und Herthaburg auf Rügen nicht der klassische Boden des altgermanischen Heiligtums ist. Gleichwohl wird die Sage, die hier auf künstliche Weise lokalisiert ist, auch fernerhin den Fremden anziehen, und jahraus jahrein wird manchen Sommerfrischler an dieser Stätte ein heimlicher Schauer überkommen im Gedenken an den uralten Gottesdienst germanischer Vorzeit.

Unmittelbar neben dem geheimnisvollen See erhebt sich der schon geschilderte Burgwall, ein stummer Zeuge aus der folgenden Zeit. Die großartigen Völkerstürme und -Wanderungen der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung haben die germanische Bevölkerung vom rügenschen Boden vertrieben, und wendische Völker sitzen auch auf unserer Insel in den Zeiten, aus denen sichere Kunde zu uns herüberdringt. Von ihnen sind die gewaltigen Erdwälle an den verschiedensten Punkten der Insel errichtet, an sie erinnern die in großer Anzahl über die Insel zerstreuten Hünengräber, soweit diese nicht noch älteren Zeiten entstammen. Das imposanteste Denkmal aber aus dieser wendischen Zeit ist Swantewits „ossianisch kahle, ins Meer abgestürzte Tempelfeste“ auf Arkonas Bergen. Auf einem der von der Hauptmasse losgelösten Kreidefelsen zeigt man dem Besucher einen alten Adlerhorst, von dem es dahinstehen mag, ob und wann er von den Adlern, die noch heute das Vorgebirge umkreisen, bewohnt worden ist oder noch wird. Einstmals aber, vor mehr als 7 Jahrhunderten, schwebte hier ein anderer Adler über der Bergesplatte, dessen Herrschaft sich über die ganze Insel und weit darüber hinaus erstreckte: der große Adler in der Stanitza, dem Feldzeichen des obersten Gottes der wendischen Rugianer, Swantewit, dessen Heiligtum sich hier befand. Innerhalb des noch heute den Nordostvorsprung abschließenden Erdwalles, des einzigen Ueberrestes der gewaltigen Tempelburg, erhob sich der zierlich aus Holz gezimmerte Tempel, in dessen Innerem die riesige Bildsäule des Gottes stand. Swantewit, der heilige Sieger, war der oberste der Götter sowohl als der segenspendende Licht- und Sonnengott, der durch seine erwärmende Kraft der Erde die Frucht entlockt zur Nahrung für Menschen und Tiere, als auch der seine Gegner, namentlich die Verehrer des Christengottes, zerschmetternde Kriegs- und Siegesgott. Als solcher bestieg er nachts das ihm geweihte lichtweiße Roß, um gegen seine Feinde zum siegreichen Kampfe auszureiten, und zum Beweise dafür fand man am andern Morgen das Roß schaum- und schweißbedeckt im Stalle stehen. Wie der vierköpfige Gott nach allen Richtungen ausschaute, so umfaßte sein Blick auch Vergangenheit und Zukunft, und vermittelst des heiligen Rosses erteilte er den von nah und fern herbeiströmenden Fragern bereitwillig Antwort. Unermeßlich waren die Schätze, die hier für den Gott aufgehäuft wurden; selbst aus dem Lande der Böhmen sandte Libussa ihre Gaben, und auch christliche Herrscher, wie der Dänenkönig, brachten dem Wendengotte Geschenke dar.

In räuberischen Beutezügen brandschatzten die Verehrer des Swantewit alle Küsten des baltischen Meeres in haarsträubender Weise, und mancher Rachezug der Dänen brachte Mord und Brand und Verwüstung über ihre Insel, von der alle bewegliche Beute weggeschleppt ward, soweit sie nicht hinter jenen Burgwällen sichern Schutz gefunden hatte. Drohend aber zog sich im 12. Jahrhundert ein Unwetter von allen Seiten um die Insel zusammen, das sich in einem furchtbaren Schlage über derselben entladen und eine Umwälzung hervorrufen sollte, die alle Verhältnisse von Grund aus umgestaltete. Der große Apostel der Pommern, Otto von Bamberg, hatte sein Bekehrungswerk rechts der Oder durch Gründung des Bistums Kamin sicher befestigt, und unaufhaltsam breitete sich das Christentum bei den Nachbarn der Rugianer aus, während der kühne und ehrgeizige Sachsenherzog, Heinrich der Löwe, durch die Unterwerfung Mecklenburgs das letzte Bollwerk des heidnischen Wendentums von Westen her bedrohte. Und als nun auch mit König Waldemar Dänemark wieder erstarkte, da bedurfte es kaum des Zusammengehens desselben mit dem Sachsenherzog, um den Fall Rügens unabwendbar zu machen.

In den Pfingsttagen 1168 landete das große dänisch-deutsche Heer auf Wittow, und die Belagerung der Hauptburg Arkona begann. Aber ehe es nach langen Vorbereitungen zum entscheidenden Sturme kam, führte ein Zufall die Eroberung der gefürchteten Feste herbei, indem angelegtes Feuer die hölzerne Umwallung derselben zerstörte und die Insassen zur Ergebung zwang. Tempel und Götterbild des Swantewit ward zerstört, und auf den Trümmern des Swantewitkultus begann die Einführung des Christentums, und das Volk, das sich am hartnäckigsten der neuen Lehre widersetzte, nahm dieselbe nun am leichtesten an und machte keine nennenswerten Versuche, das alte Heidentum wieder aufzurichten. Nur manche Sage berichtet noch von dem Widerstand, den der Böse der Ausbreitung der christlichen Lehre und dem Bau der Gotteshäuser entgegen setzte. Noch liegt beim Dorfe Vilmnitz, eine halbe Meile von Putbus, wo eine der ersten christlichen Kirchen erbaut wurde, der Riesenstein, welchen ein heidnischer Riese, nach Anderen der Teufel selbst, vom Putbusser Tannenberge mit großer Gewalt nach der neuen Kirche warf. Aber er hatte in seiner Bosheit allzu kräftig geworfen, so daß der Stein wohl eine Viertelmeile über die Kirche wegflog auf die Stelle hin, wo er jetzt noch liegt.

Ohne begeisterten Kampf also sank das rugianische Heidentum, um einer neuen Bildungsperiode Raum zu machen. In der alten Tempelfeste zu Arkona, sowie bei der wenige Tage nach jener gefallenen Königsburg bei Karenza, dem heutigen Garz, erhoben sich christliche Kirchen, und wenn auch Jahre vergingen, bis auch nur äußerlich das Christentum auf der Insel haftete, wo noch heute Opfersteine und Wendengräber und mancherlei Sagen an die heidnische Zeit erinnern, so half doch der Landesfürst Jarimar, der Bruder des Königs Tetzlaf, der, Christ geworden, selbst predigte und mit Energie das Heidentum auszurotten und an seine Stelle das Christentum einzuführen trachtete, rüstig an der Ausbreitung desselben, und schon 1193 erbaute er aus Dankbarkeit für seine Bekehrung und um den heiligen Namen Gottes zu verbreiten, auf seinem eigenen Grundstück eine Kirche und gründete daneben ein Nonnenkloster in Gora. Schon glaubte er der arbeitsamen eifrigen Mönche nicht mehr zu bedürfen und vertraute die Pflege und Befestigung des Christentums unter seinen Unterthanen den Gebeten frommer Jungfrauen an, die nach der Regel der Cisterzienser leben sollten. Um dies Kloster aber erwuchs auf dem Hügel, von dem herab man alle Buchten, Küsten und Binnengewässer der Insel wie auf einer Karte überschaut, die Stadt Bergen, die Hauptstadt von Rügen. Von ihr gilt recht eigentlich das Wort, es kann die Stadt, die auf einem Berge liegt, nicht verborgen bleiben: fast von allen Punkten der Insel erblickt man den hochragenden Turm ihrer Kirche und das Denkmal, das dicht bei der Stadt, inmitten des alten Burgwalles auf dem Rugard, einem der edelsten Söhne Rügens, dem Sänger der Freiheitskriege, E. M. Arndt, errichtet worden ist. Von hier aus verbreitete sich über die ganze Insel christliches Wesen und christliche Gesittung, die das Heidentum mehr und mehr zurückdrängten. Noch heute besteht das Kloster als adeliges Fräuleinstift, wenigstens dem Namen nach; die Sage aber berichtet, daß dasselbe eines Tages plötzlich in die Erde versunken sei und an seiner Stelle sich ein kleiner See gebildet habe, der Nonnensee bei Bergen. Am Pfingsttage kann man tief unten im Wasser die Glocken des Klosters noch läuten hören, und nächtlicher Weile ist es nicht geheuer an den Ufern des Sees, der auch alle Jahre noch sein Opfer fordert.

Nach etwa hundert Jahren entstand noch eine neue fromme Stiftung, indem Fürst Witzlav II. von Rügen das öde, nur spärlich bewohnte Eiland Hiddensöe, im Westen von Rügen, dem Kloster Neuen Kamp schenkte, damit dort zu Ehren des heiligen Nikolaus ein neues Kloster errichtet werde, welches neben der Bestimmung, geistliches Leben zu fördern und zu pflegen, vor allem auch den Zwecken der Schifffahrt dienen sollte. Um den regen Schiffsverkehr von Stralsund und Greifswald, der seinen Weg an Hiddensöe vorbei nahm, zu fördern, sollte das Kloster auf der Südspitze der sturmumtosten, einsamen Insel ein Leuchtfeuer unterhalten und auch bei Unglücksfällen den

Schiffbrüchigen thatkräftigen Beistand leisten. Heute stehen nur noch dürftige Reste der alten Grundmauern des Klosters; aber von der Höhe des Dornbusches, der höchsten Erhebung der Insel, strahlt allnächtlich das Feuer des Leuchtturmes über die wild bewegte See, den Schiffern warnend das nahe Land verkündend.

Es ist eine kahle und unfruchtbare Insel, das heutige Hiddensöe; von den damals auf derselben vorhandenen Waldungen sind nur spärliche Reste an den Abhängen des Dornbusches übrig geblieben, und nur der nördliche Teil der Insel trägt einiges Korn und Kartoffeln, während der langgestreckte schmale Süden kaum eine dürftige Nahrung bietet für wenige Schafe, die zum Schutz ihrer Wolle gegen den vom Winde getriebenen Sand bis auf Kopf und Beine in Leinewand eingenäht sind. Es ist ein entsagungsvolles Dasein, welches das Fischervölkchen hier führt, das aber sein „süßes Ländchen" nicht gegen aller Welt Herrlichkeit vertauschen würde, obwohl zu der Unwirtlichkeit und Abgeschiedenheit vom Verkehr noch die furchtbaren Gefahren sich gesellen, welche sein Ernährer, das Meer, wenn herbstliche Stürme es bis auf den Grund aufwühlen, dem Eilande bringt. Noch lebt im Gedächtnis der Bewohner von Hiddensöe die Erinnerung an die Angst und die Schrecken der entsetzlichen Sturmflut von 1872, als die empörten Fluten dicht neben den ärmlichen Fischerhütten die Insel durchbrachen, so daß nur mit ungeheurem Aufwand von Arbeit, Zeit und Kosten durch einen gewaltigen Steindamm der Riß wieder geheilt werden konnte. Aber die an die Küsten donnernden Wogen der grollenden See werfen auch manches Stück von den in ihrem Schoß begrabenen Schätzen ans Land, und neben dem kostbaren gelblichen Bernstein fand man nach jener Sturmnacht auch den herrlichen Goldschmuck, den einst eine nordische Königin in grauer Vorzeit getragen haben mag, dessen wunderbare Arbeit noch heute Staunen und Verwunderung erregt.

Aber nicht nur Christentum und christliche Gesittung fanden an den neuen Klöstern von Bergen und Hiddensöe, sowie an den eifrig der neuen Lehre zugethanen Landesfürsten einen mächtigen Halt, wir sehen in Anlehnung an diese geistlichen Stiftungen weiter ein neues Moment der Entwicklung unserer Insel Bedeutung und Ausbreitung gewinnen: das Deutschtum. Die furchtbaren Kämpfe, welche Jahrhunderte hindurch die Deutschen mit den Slaven gekämpft, hatten die Länder der letzteren grauenhaft verwüstet und entvölkert, während zugleich im westlichen Deutschland nicht nur ein Ueberschuß an Volkskraft vorhanden war, sondern auch vielfach die Lust sich regte, die alte Heimat zu verlassen und in der Ferne unter günstigen Bedingungen sich eine neue zu gründen. Denn viele von den zum Christentum bekehrten slavischen Fürsten, wie z. B. auch die von Rügen, fühlten sich nicht nur als Christen, sondern auch als Deutsche und zogen deutsche Ansiedler, deutsche Bauern und Beamte in Menge in ihr Land. Rügen freilich hatte durch jene Kämpfe weniger gelitten, da feindliche Heere nur vorübergehend die Insel besetzt hatten; aber doch fand auch hier eine massenhafte Einwanderung statt, indem die Fürsten mit großer Umsicht, aber unväterlicher Vertreibung der Slaven von ihren ererbten und angestammten Höfen, die Deutschen heranzogen, welche unter mancherlei Vergünstigungen, wie Befreiung von Abgaben und mit der Berechtigung, nur für den eigenen Herd die Waffen zu ergreifen, die Slaven mehr und mehr zurückdrängten. Woher aber diese Einwanderung gekommen, von der die Geschichte kaum etwas berichtet, deren Folgen wir aber noch heute vor Augen haben, kann nicht zweifelhaft sein. Neben den Fürsten waren die Pfleger des Deutschtums hauptsächlich die Klöster, und die Cisterzienser, die dieselben gegründet, waren meist aus dem nordwestlichen Deutschland gekommen, und von dorther kamen, ihnen folgend, bei weitem die meisten der neuen Ansiedler. Die Mönche von Eldena erwarben die nach ihnen Mönchgut genannte südöstliche Halbinsel von Rügen und besiedelten dieselbe wohl ganz mit sächsischen Bauern, wenngleich trotz der neuen deutschen Bevölkerung auch hier noch vielfach die alten slavischen Ortsnamen sich erhalten haben. Noch heute hören wir auf Rügen Anklänge an die alte sächsische Sprache, und nicht nur auf Mönchgut finden wir noch heute das alte sächsische Wohnhaus, das unter seinem gewaltigen Strohdach die Räume für

Menschen und Tiere und den Ertrag des Feldes birgt, alles unter den Schutz der zauberbannenden Pferdeköpfe stellend, die an den Giebeln, freilich oft in recht verkümmerter Gestalt, den First des Hauses überragen. Noch heute erinnert an die alte Heimat der hier eingewanderten Deutschen mancher unter dem Volke fortlebende Aberglaube des alten sächsischen Stammes, wie z. B. der von den zwölf heiligen Nächten nach Weihnachten, und in dem auf Rügen noch heute verbreiteten Fluche „Donner Sachsen" klingen noch die Namen der Sachsengötter Donar und Sachsnot nach. Und wie das Christentum, ohne ernsten Widerstand zu finden, in schnellem Siegeslaufe sich über die ganze Insel verbreitete, so geschah es mit dem zugleich mit ihm einziehenden Deutschtum: nach kaum zwei Jahrhunderten erlischt auf Rügen die slavische Sprache vollkommen. Und wenn wir den heutigen Typus der rügenschen Bevölkerung betrachten, so lassen die blauen Augen und die blonden Haare derselben ihn als einen hervorragend germanischen erkennen, und nicht nur diese äußeren Kennzeichen, auch Herz und Gesinnung der heutigen Rugianer sind rein deutsch und machen die Insel zu einem wertvollen Stein in der Krone der Hohenzollern.

Nur an wenigen Orten freilich tritt altdeutsches Wesen auch in Tracht und Sitte uns heute noch entgegen; am meisten noch immer auf dem vielfach gegliederten, zum größten Teil aus Sand und Haideflächen bestehenden Mönchgut, das, erst in jüngster Vergangenheit aus seiner isolierten Lage durch neue Verkehrswege herausgehoben, am längsten eine gewisse Ursprünglichkeit sich bewahrt hat. Aber auch hier schwinden infolge des jährlich größer werdenden Zuflusses von Fremden die von den Vorfahren überkommenen Gebräuche und Kleidertrachten. Die „blaue Schürze" der heiratslustigen Mönchguterin gehört schon jetzt nur noch der Dichtung an, und fast nur an Sonn- und Feiertagen noch sieht man die hohen Gestalten der Mönchguter einherschreiten in der mit zahlreichen Knöpfen besetzten und mit hohem Kragen versehenen Jacke, während die Beine bis zum Knie bekleidet sind von weiberrockähnlichen vielfaltigen weißen Hosen, die bis auf die hohen Stiefeln herabreichen. Dann erscheinen auch noch Frauen und Mädchen in ihrer kleidsamen Tracht mit schwarzem Rock und dem bunten Mieder und schneeweißen linnenen Aermeln, auf dem Kopfe die turmähnliche, mit langen breiten Bändern geschmückte Mütze, unter welcher die weiße Kappe zierlich hervorschaut. Noch herrscht hier die von slavischen und deutschen Voreltern gleichmäßig überkommene Sitte, daß der Mann den Unterhalt für die Seinen hauptsächlich dem Meere abringt; sei es, daß er in kleinem Boot dem beschwerlichen Handwerk des Fischfangs obliegt, oder als besonders tüchtiger Seemann auf stolzem Schiffe, fremde Meere durchkreuzend, die Wunder ferner Länder schaut, oder aber für die ahnungslos auf der See arbeitenden Fischer auf der hohen Warte des Vorgebirges Thiessow bei drohendem Unwetter die rettenden Zeichen der Sturmwarnungen aufzieht und als Lotse die von weiter Fahrt kommenden Schiffe sicher durch das vielfach gewundene und gefährliche Fahrwasser des Greifswalder Boddens geleitet. —

Aber selbst diese Beschäftigungen, wenngleich sie nie gänzlich verschwinden können, treten in neuester Zeit teilweise in den Hintergrund, seitdem in den Sommermonaten jedes Jahres eine wahre Völkerwanderung aus dem Binnenlande nach den kühleren, erfrischenden Gestaden der Ostsee entsteht, und Tausende und aber Tausende auch das noch vor zwei Jahrzehnten so einsame und abgeschiedene Mönchgut bevölkern. In Thiessow und namentlich in dem in der Nähe des schönen bewaldeten Vorgebirges Nordpehrd oder Göhrener Höwt gelegenen Göhren schwinden mit jedem Jahre mehr die kleinen Fischerhäuschen und machen stattlichen Hotels, freundlichen Villen und Logierhäusern Platz. Der reine Sandstrand, der wie kaum an einem anderen rügenschen Badeorte zum stärkenden Bade einladet, die freie Lage des Ortes, der entzückende Rundblick, den man vom höchsten Punkte des Nordpehrd nach allen Seiten genießt über das vielzackige Mönchgut im Süden, über die Waldungen der Granitz hinweg zu den weißschimmernden Häusern von Putbus, oder über die blaue See im Norden bis zu den

weißen Kreidefelsen von Jasmund, an deren Fuß die Häuser von Saßnitz den Strand umsäumen, und nach Osten zu der kleinen, steil aus der See emporsteigenden Insel, der Greifswalder Oie, von welcher nachts der Leuchtturm sein bald rot, bald weiß blinkendes Licht herüberwirft, die reizvollen Spaziergänge in den den Ort umgebenden Waldungen entschädigen die Sommergäste, die völlig zwanglos der Erholung und ihrem Vergnügen leben, reichlich dafür, daß hier die Einrichtungen und Vergnügungen großer Welt- und Luxusbäder noch fehlen und bedingen den immer größeren Zuzug, dessen der Ort sich erfreut. Und wenn ein Sonntagskind am Mittag des Johannistages auf den großen Steinblöcken sitzt, die das Höwt umsäumen, dann kann es wohl die Seejungfrauen aus der stillen Flut emportauchen, sich anfassen und im Kreise herumwirbeln sehen und hören, wie sie lachen und spielen und singen und voll Uebermut in die Hände klatschen.

Die witten Wiwer aber, die vormals auf dem Swantegard bei Groß Zicker gewohnt, de sünd hir utwist un sünd öwern Mönksgraben treckt. Dieser Mönchgraben scheidet noch heute zwischen den Dörfern Baabe und Sellin die Halbinsel Mönchgut von der Putbusser Herrschaft, welche in ihrer ganzen weiten Ausdehnung von gepflasterten Landstraßen durchschnitten wird, denen fast überall Reihen herrlicher Buchen und Eichen erfrischenden Schatten spenden.

Das Geschlecht der Fürsten von Putbus führt seinen Stammbaum hinauf bis in die oben geschilderte Zeit der Eroberung Arkonas und Rügens durch die Dänen. Damals war das in Garz residierende Fürstengeschlecht durch drei Brüder vertreten: Tetzlaff, Jarimar und Stoislaff, und von dem letzteren leiten die Herren zu Putbus ihren Ursprung ab. Als 1325 der letzte Fürst von Rügen starb, folgten nicht die Herren von Putbus, sondern infolge der auch von diesen anerkannten Verträge der Herzog Wratislav IV. von Pommern. Von den pommerschen Herzögen wurden den Herren von Putbus, als Nachkommen des alten Fürstengeschlechtes, die besonderen Vorrechte, welche sie von altersher besessen hatten, gewährleistet, so daß sie adelige Herren als Lehnsleute unter sich hatten und den dritten Teil der Insel besaßen. Nach dem Aussterben der pommerschen Herzöge kam Rügen mit Vorpommern an Schweden. Unter der Herrschaft der Schweden wurden die Herren von Putbus vom Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand und 1807 vom König Gustav IV. Adolf in den Fürstenstand erhoben, da „das gräflich putbussische Geschlecht, welches in den älteren Zeiten das Fürstentum Rügen beherrscht hat, seitdem durch patriotische Handlungen jeder Zeit sich des glänzenden Ursprungs würdig bewiesen hat.“

Urkundlich wird Putbus zuerst 1371 als Steinhaus genannt; der heutige Badeort Putbus aber entstammt einer viel späteren Zeit und ist die Schöpfung des ersten Fürsten von Putbus, Malte, des Großvaters des jetzigen Fürsten. Dieser hochbegabte, rastlos schaffende Fürst legte 1810 den ersten Grund zum Orte Putbus, indem eine Brauerei und einige Häuser für Handwerker gebaut wurden. Durch den phantastischen Grafen Hahn, der entzückt war über die schöne Lage von Putbus, ward in dem Fürsten der Gedanke angeregt, aus seiner herrlichen Besitzung ein Seebad, als Versammlungsort für die vornehme Welt, zu machen. Bald erhoben sich das jetzige Hotel Fürstenhof als Logierhaus, ein Kurhaus mit Speise-, Tanz- und Spielsaal, das geschmackvoll eingerichtete Theater und vor allem am Rande des Gora-Waldes das Friedrich Wilhelms-Bad mit seiner imposanten dorischen Säulenhalle, dessen gerade weiße Linien, von Putbus aus gesehen, auf dem dunkeln Hintergrund des waldigen Berges sich so malerisch abheben. Später ward nach den Plänen des Architekten Schinkel das Schloß neu ausgebaut, das leider 1865 mit seinen mannichfaltigen Kunstschätzen ein Raub der Flammen geworden ist, und an dessen Stelle sich der jetzige stolze Bau erhebt. Wenn auch Putbus als Badeort kaum noch gezählt wird, so lassen die Einrichtungen daselbst doch noch den Glanz früherer Zeiten erkennen, und unstreitig gehört es wegen seiner unvergleichlichen Lage zu den schönsten und herrlichsten Punkten, welche die Insel bietet. Der ausgedehnte Putbusser Park mit seinen prachtvollen Alleen von alten Linden und Kastanien, mit

seiner reichen Fülle alter und seltener Bäume, der wohlthuenden Abwechslung von saftig grünen Rasenplätzen und den durch gelungenste Farbenzusammenstellung entzückenden Bosketts, mit dem von Schwänen und wilden Enten bevölkerten Schloßteich und dem ausgedehnten Wildpark, in dem stattliche Rudel von Edel- und Damhirschen weiden, gehört zu den schönsten Anlagen dieser Art. Inmitten dieser wundervollen Parkanlagen steht das stolze und gerade durch seine gewaltige Einfachheit imponierende neue Schloß, zu dessen hoher Säulenhalle eine breite Rampe führt, während auf der anderen Seite breite, in entzückendster Weise mit Blumen und Schlingpflanzen ausgestattete Terrassen zu dem Schloßteich hinabführen. Die Aussicht, welche man von einzelnen Stellen des Parkes, besonders von dem Laubengange des sogenannten Küchengartens auf das Badehaus in der Gora, den Bodden, die kleine Insel Vilm und das vielzackige Mönchgut genießt, ist von unbeschreiblicher Schönheit und erinnert, wenn der helle Glanz der Sonne auf dem tiefdunkeln Wasser und dem herrlichen Grün der Waldungen liegt, oder wenn der Mond in linder Sommernacht sein silbernes Licht darüber ausgießt, an südliche Pracht, während zur Linken die wellige, mit kleinen Ortschaften und einzelnen Pachthöfen bedeckte Landschaft, die im Hintergrunde durch die höher ansteigenden Berge der Granitz mit dem hoch aus den Bäumen hervorragenden fürstlichen Jagdschloß abgeschlossen wird, ein liebliches Bild von nicht minder großartiger Schönheit bietet. Weithin schimmern über Land und See die hochragenden weißen Häuser des vornehmsten Teiles von Putbus, des kreisrunden Circus-Platzes, unter dessen Gebäuden der große Bau des ebenfalls vom ersten Fürsten gegründeten, jetzt königlichen Pädagogiums hervorragt, während ein schlanker Obelisk inmitten des Platzes das Andenken an die Gründung des Ortes durch Malte, Fürst Putbus, lebendig erhält, dessen schönes, von Drakes Meisterhand in Marmor dargestelltes Bildnis den Platz vor dem Schlosse ziert.

In der Umgegend von Putbus erinnern zwei hohe Denksäulen an die Zeiten, als Rügen, unter schwedischer Herrschaft stehend, zweimal von brandenburgischen und preußischen Truppen den Fremdlingen entrissen wurde, freilich, ohne daß dadurch der Anfall der Insel an die Hohenzollern, wie alte Verträge es bestimmten, erreicht wurde. Eine halbe Stunde von Putbus, bei dem Dorfe Neuenkamp, hat Friedrich Wilhelm IV., fünfzig Jahre nachdem Rügen an Preußen gekommen, seinem Vorfahren, dem großen Kurfürsten, auf einer sieben Meter hohen Säule, die aus einem auf Jasmund gefundenen Granitblock geschnitten ist, ein Standbild errichten lassen, wie er, den Degen in der Hand, eben das Boot, das ihn ans Land getragen, verläßt. Stolz ruht sein Blick auf der Stelle, wo unter seiner Führung der Hohenzollernaar nach dem Fluge über das Meer Fuß faßte auf der Insel, deren Besitz ihm aber als Siegespreis noch nicht beschieden war. Das zweite Denkmal steht seitab von dem Wege, der von Putbus nach dem Jagdschloß führt und erinnert an die Eroberung der Insel unter Friedrich Wilhelm I., die mit der Landung bei Stresow begann. Auf einem Unterbau, zu dem mehrere Treppenstufen hinaufführen, erhebt sich bis zur Höhe von zwölf Metern eine Granitsäule, auf welcher die schöne, aus Sandstein gearbeitete kolossale Bildsäule des Soldatenkönigs steht. Vom Fuße des Denkmals aus genießt der Beschauer eine herrliche Aussicht: Unter ihm, hart an einer halbkreisförmigen Bucht, liegt das kleine Fischerdorf Stresow, links erstreckt sich die Halbinsel Mönchgut nach Süden, während rechts der Vilm die Bucht abschließt, jenseits aber auf der pommerschen Küste die Türme von Greifswald sichtbar werden. Von dorther segelten am 15. November 1715 die Preußen heran, da unten bei Stresow gingen sie ans Land und hier, wo das Denkmal sich jetzt erhebt, schlugen sie die Angriffe des Schwedenkönigs heldenmütig zurück.

Von dieser historisch denkwürdigen Stelle erreicht man gar bald die ausgedehnten, hauptsächlich aus Buchen bestehenden Waldungen der Granitz. Das hügelige Terrain, das bis zu hundert Metern hier ansteigt, verleiht dem herrlichen Forst eine angenehme Abwechslung und bietet dem Besucher immer von neuem reizvolle Partien, mag er nun den, wie die Sage berichtet, unergründlich tiefen schwarzen See aufsuchen, oder von

Kieköwer aus die Aussicht genießen auf die tief unten brandende See und über die schaumgekrönten Wellen hinweg zum Strande von Jasmund, an dem das schöne Saßnitz sich aufbaut. Zum vollen Genuß der Granitz aber kommt nur Derjenige, der sie aufsucht, wenn im Frühjahr eben die frischen Blätter den braunroten Knospen entquillen und einen duftigen grünen Schleier von unbeschreiblicher Zartheit über die bewaldeten Hügel breiten, oder wenn der Herbst, bevor er mit rauher Hand den Bäumen ihren Blätterschmuck entreißt, sein buntes Kleid über den Wald ausbreitet, das er, in allen Farben prangend, dem entzückten Auge darbietet.

Auf dem höchsten Punkte der Granitz, dem Tempelberg, wo schon früher ein Aussichtsturm gestanden und ein „pläsierliches Jagdhaus“, hat Fürst Malte nach seinen und des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. Ideen und nach den Plänen von Schinkel das „himmelanstrebende“ Jagdschloß erbauen lassen. Steil führen die Wege von allen Seiten zu der Höhe hinauf, und erst, wenn man dicht vor dem Schlosse steht, sieht man die rötlichen Mauern desselben durch die Buchen schimmern. Es ist ein gewaltiger quadratischer Bau, dessen Ecken durch halbrunde Türme, dessen Rückseite durch einen, jenen entsprechenden Ausbau geziert ist. Das scheinbar aus großen Quadern aufgeführte, durch einen vorspringenden Zinnenkranz gekrönte Schloß würde einen fast festungsartigen Eindruck machen, wenn nicht die doppelten Reihen von Rundbogen-Fenstern den Beschauer anheimelten. In der Mitte erhebt sich ein vierzig Meter hoher runder Turm, an dessen innerer Wandung eine eiserne Wendeltreppe zur Plattform hinaufführt. Mächtige Elen- und Büffelköpfe, mittelalterliche Rüstungen und Waffen zieren die Vorhalle und den Rittersaal, während den großen Empfangsaal im Obergeschoß ein großer Kamin mit einer in Marmorrelief dargestellten Saujagd und große Wandgemälde, wichtige Episoden der rügenschen Geschichte darstellend, schmücken. Zahllose Hirschgeweihe aber sind, den Windungen der eisernen Treppe folgend, im Innern des gewaltigen Turmes angebracht, von dessen Zinnen herab man einen Rundblick genießt, der selbst den vom Arndtturm bei Bergen hinter sich läßt. Wie ein grünes Meer umrauschen rings die Wipfel der Buchen zu Füßen des Beschauers das Schloß, und darüber hinweg schweift das Auge auf die endlos sich dehnende blaue See über Mönchgut hin zur Greifswalder Oie und den Bergen von Usedom, über den Bodden bis zu den Türmen von Greifswald und Stralsund, zu den von Westen herüberleuchtenden weißen Häusern von Putbus, zu dem schlank aufragenden Kirchturm von Bergen und dem Denkmal auf dem Rugard und an diesem vorbei bis zu dem steil abfallenden Vorgebirge von Arkona.

Weniger umfassend, aber darum friedlicher und nicht weniger reizvoll ist der Blick von dem hölzernen Aussichtsturm Luisensicht. Umrahmt von dunkeln Tannenbergen und grünen Wiesen liegt der reizende Schmachtersee zu unsern Füßen, an dessen Ufern im rauschenden Schilf im Frühjahr ungezählte Scharen von Möven nisten. Kreisrund schneidet die Prorer Wyck in's rügensche Festland, umsäumt von weißschimmernden Uferstreifen, von dessen nordöstlichem Ende wiederum die Häuser von Saßnitz einladend zu uns herüberblicken.

Nicht nur von den zahlreichen Badeorten auf Rügen, sondern von allen Ostseebädern ist Saßnitz eines der besuchtesten. Wohl befremdet Manchen der steinige Badegrund daselbst, und Mancher vermißt den schönen breiten Sandstrand, auf dem Schaaren von fröhlichen Kindern sich tummeln; aber doch bietet Saßnitz dem Besucher Vorzüge, wie kein andrer Badeort an den deutschen Küsten sie aufzuweisen hat. Der regellose Ausbau der Logierhäuser und Villen hat freilich meist enge und winklige Straßen entstehen lassen, doch werden die Anlagen und Bauten aus neuerer Zeit den Anforderungen und dem Geschmack auch eines verwöhnten Publikums gerecht. Wie alle rügenschen Badeorte genießt auch Saßnitz den Vorzug eines völlig zwanglosen Badelebens, übertrifft aber alle durch seine Lage und die Fülle entzückender Spaziergänge. Der Blick vom Fahrenberge über den Ort hinweg auf die See, die eben von den letzten Strahlen der unter-

gehenden Sonne beleuchtet wird, und auf welcher zahllose Fischerboote sich schaukeln, ist von wunderbarer Wirkung. Am schönsten aber bietet der Ort sich dar, wenn man zu Schiffe sich ihm nähert: amphitheatralisch ziehen sich die Villen an dem steilen Ufer hinauf, umkränzt von den dunkeln Waldungen der Stubnitz, überragt von dem schlanken Turm der freundlichen Kirche, deren Glocken erst seit wenigen Jahren die Badegäste zum Besuch des Gotteshauses laden, während bis dahin im Schatten des herrlichsten Buchenwaldes, dessen Wipfel über der andächtigen Gemeinde zum schönsten Dom sich wölbten, die Gottesdienste abgehalten wurden.

Den Strand von Saßnitz schützen gewaltige Ufermauern vor dem zerstörenden Andrang der Wogen, und schöne Promenaden führen sowohl zu dem benachbarten Crampas, als vor allem an den höher und höher aufsteigenden Kreidewänden entlang, über denen Rügens herrlichster Wald, die Stubnitz, sich ausbreitet. Zahlreiche Wege und Stege führen vom Orte und von den Strandpromenaden aus in diese, erquickende Kühle vor den Strahlen der Sonne spendenden schattigen Hallen, vorbei an den versteckt im Waldesdunkel liegenden, bescheidenen Blockhäusern, welche der verstorbene Prinz Friedrich Karl aus Norwegen hierher versetzt hat, und in denen er alljährlich die Sommermonate so gern verbrachte, bis hin zu der freundlichen Waldhalle, die dem müden Wanderer Labung spendet. Tief im Waldesdickicht, auf dem Schloßberg bei Werder, erinnern gewaltige Erdumwallungen an frühere Zeiten, als die Dänen noch die kriegerischen Rugianer befehdeten. Die Sage verlegt hierher die Behausung des berüchtigten Seeräubers Claus Störtebecker, der mit seinen Genossen im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die Ostsee unsicher machte und ungezählte Schätze hier aufgehäuft haben soll, während Andere die Wohnung desselben zwischen den Kreidefelsen von Stubbenkammer suchen, wo freilich niemand die Höhle auffinden kann, in der sie, von der See aus hineinfahrend, ihren Raub bargen.

Die Wanderung von Saßnitz nach Stubbenkammer ist zwar beschwerlich, wenn man den Weg hoch oben am Rande der steil abfallenden Kreidefelsen wählt, aber der entzückendste und lohnendste Spaziergang, welchen die Umgegend von Saßnitz bietet. Bald führt der Weg im tiefsten Dunkel des Waldes dahin, der nur selten einen Durchblick nach der See gestattet, bald schreitet man unmittelbar am Rande der fast senkrecht abstürzenden Kreidefelsen entlang, an deren Fuß die brandenden Wogen an ungezählten Granitblöcken schäumend sich brechen. Dann steigt man auf abschüssigen Pfaden und steilen Treppen am Laufe eines Baches hinab fast bis zum Strande, um gleich darauf ebenso schwierige Steige emporzuklimmen zu noch höheren Höhen, als man so eben verlassen. Doch hat man schwindelnd sie erreicht — wer kann Worte finden, um die Aussicht zu schildern, die nun von Klein-Stubbenkammer dem Wanderer sich bietet!

Wilhelmsicht ist dieser Punkt genannt zum Andenken an die Anwesenheit König Wilhelms I. 1865 hierselbst. Wahrlich, ein königlicher Blick von dieser jäh und schroff hervorspringenden Klippe: vor uns, jenseits der in die Tiefe führenden bewaldeten Schlucht ragt in blendender Weiße in ganzer imposanter Schönheit der Königstuhl auf, dessen steile, vielfach zerklüftete, fast senkrechte Wand von prachtvollen Buchen gekrönt wird. Zur Seite der dunkel von den hellleuchtenden Kreidefelsen sich abhebende Wald, und tief unten die schäumende und brandende See, deren Rollen und Rauschen nur leise herauf an unser Ohr schlägt. Aehnlich und doch wieder anders ist die Aussicht von der dicht daneben gelegenen Viktoriasicht, deren Name an die Anwesenheit der Kaiserin Friedrich, damals Kronprinzessin Viktoria, erinnert. Am überraschendsten aber und großartigsten ist doch der Blick von dem Königstuhl selbst. Nach drei Seiten stürzt der Felsen jäh in die Tiefe, unwillkürlich tritt man schwindelnd zurück von der starken Barrière, welche die Plattform umgiebt. In ganzer Unbegrenztheit liegt die See vor uns, auf der in der Ferne die Schiffe ihre Bahnen ziehen, während kleine Fischerboote in der Nähe wie Nußschalen auf ihren Wellen sich schaukeln und die Menschen am Strande wie Zwerge erscheinen. Zur Rechten schweift der Blick nach Klein-Stubben-

kammer hinüber, zur Linken aber führt zwischen dem Königstuhl und einer jenseits hervorragenden Kreideklippe eine gähnende Schlucht hinab, aus welcher zwei spitze Kreidefelsen wie riesige Thorpfeiler heraufragen. Es ist ein Bild von bezaubernder Schönheit, welches die blaue See und der dunkle Wald auf den schneeweißen Kreidefelsen bietet. Und wenn die Schatten der Nacht sich herabsenken, wenn die weißen Uferwände gespenstisch fast aus dem sie umkränzenden Wald hervorleuchten, dann flammt drüben auf jener Kreideklippe ein mächtiges Holzfeuer auf, in dessen glutrotem Schein der Wald noch dunkler, die Felsenwände aber wie mit magischem Licht übergossen erscheinen. Weithin in die See leuchtet der flammende Holzstoß, und wenn er, sich selbst verzehrend, in sich zusammensinkt und die glühenden Kohlen in den schmalen Felsenspalt hinunter gestoßen werden, dann rinnen die Funken wie flüssiges Gold hinab in die schauerliche Tiefe, wie ein Abglanz der Schätze, die im Innern des Berges verborgen liegen sollen.

Noch gewaltiger fast erscheinen dem Auge die steilen Wände und Abhänge von Stubbenkammer, wenn man in der Schlucht an dem plätschernden Bach hinabgestiegen ist zum Strande des Meeres und nun den Blick nach oben wendet, oder wenn man von Saßnitz aus, den Wasserweg wählend, entlang fährt an den höher und höher allmählich sich auftürmenden Kreidewänden, zwischen denen wilde Schluchten hinaufführen zu dem die Höhen besäumenden Walde, vorbei an den von ihrer Umgebung losgelösten Pfeilern der schroff emporragenden Wissower Klinken, bis dann bei einer letzten Wendung des Schiffes Klein- und Groß-Stubbenkammer aus den Fluten aufsteigen.

Aber hüte dich, Wandersmann, von dem größten der gewaltigen Steine, die hier das Ufer umsäumen, von dem Waschstein aus, den Königstuhl in den Strahlen der aufgehenden Sonne rosig erglühen sehen zu wollen, daß nicht auch dir die Jungfrau erscheint

An Schönheit sondergleichen,
Wie nimmer Augen sah'n,
Mit gold'ner Kron' und reichen
Gewändern angethan.

Sie kniet auf Felsensteinen,
Umbrandet von der Flut,
Und wäscht mit vielem Weinen
Ein Tuch, befleckt mit Blut.

Umsonst ist ihr Beginnen,
Sie wäscht und wäscht mit Fleiß,
Der böse Fleck am Linnen
Erscheint doch nimmer weiß.

Hüte dich! Kannst du das sie erlösende Wort nicht sprechen, dann entschwindet sie dir, und du scheidest von dem schönen Rügen nicht mit fröhlichen Erinnerungen, dann mußt auch du singen:

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Beim Königstuhl auf Rügen,
Am Strand im Morgenrot.



Ein Briefwechsel.

Hohensalchow, den 20. Juni 1890.

Mein lieber Windhoff.

Du hast im vorigen Monat auf meinen Brief vom 19. Mai so ausführlich geantwortet, daß ich fast versucht wäre, Dich bei solcher Geläufigkeit der Feder die Kosten der Unterhaltung in unserm „Briefwechsel" allein tragen zu lassen. Man braucht nur zu „tippen", und sofort schnurrt Dein offenbar immer aufgezogenes Uhrwerk mit erfreulichster Geschwindigkeit ab. Sogar über Deinen Pfingstschnupfen weißt Du Deine Leser eine volle halbe Seite hindurch so angenehm zu unterhalten, daß man fast bedauert, sich nicht auch erkältet zu haben, um Dir Deine Gefühle nachfühlen zu können. Kurz und gut — nehme ich auch in Anspruch, von der Landwirtschaft mehr zu wissen, wie Du — neidlos muß ich zugestehen, daß Du mir im Stil „über" bist. Darum, wie gesagt, möchte ich am liebsten Dich allein reden lassen.

Aber gerade diesmal trifft es sich nun, daß ich auch etwas erlebt habe. Allerdings nicht in Hohensalchow. Wohl aber an anderen Orten. Ich bin nämlich verreist gewesen, und „wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen," sagt der Wandsbecker Bote Mathias Claudius.

Der gute Claudius! — Wenn er 1890 seinen Urian gedichtet hätte, würde er sicher nicht von „Einem" geredet haben, der als etwas besonderes eine Reise thut, sondern von „Einem", der **nicht** reist. Der Nichtreisende ist heute die Rarität! Wer reist denn nicht in der sogenannten „Reisezeit"? Jeder, der es irgend bezahlen kann, verläßt zeitweilig Haus und Herd. Der heimische schattige Spaziergang mit seiner frischen Luft wird für einige Wochen mit dem durchhitzten und durchqualmten Eisenbahn-Coupé, mit Staub und Kohlendunst vertauscht. An die Stelle des kühlen, behaglichen eigenen Zimmers tritt das laute, schlecht gelüftete, ungemütliche Hotel-Schlafzimmer, an die Stelle der gesunden Hausmannskost der magenüberladende Wirtstisch. So daß man schließlich, nachdem man alles glücklich überstanden, froh sein muß, wenn acht Tage genügen zur Erholung von der Erholungsreise.

Und nun erst die Kosten! Mehrere Wochen mit Familie in „Grand-Hotels" zu hausen — „sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, nur von der Rechnung sprich mir nicht!"

Und ich **will** auch nicht davon sprechen. Wer solche Rechnung nicht bezahlen will, braucht ja nicht hinzugehen. Aber über eine andere eng mit dem Reiseleben zusammenhängende Frage, die jetzt in der Reisezeit jedenfalls „Zeitfrage" ist, möchte ich aller-

dings ein paar Bemerkungen machen, nämlich über das Trinkgelder-Wesen oder Unwesen.

Ueber diese Frage ist ja wohl schon manches geschrieben. Wie mir ein Nachbar am Wirtstisch in Frankfurt versicherte, hat ein gelehrter Professor in Göttingen sogar ein ganzes Buch darüber verbrochen. Diese und andere Litteratur habe ich nun nicht gelesen. Aber die Sache selbst hat mir oft genug zu schaffen gemacht, obschon ich ein Menschenfreund bin, und, wenn ich unter Indianern geboren wäre, gewiß sehr bald den Beinamen „die offene Hand" bekommen haben würde. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Meinung ausspreche, daß das deutsche Trinkgelderunwesen für die große Zahl der Hotel-Bediensteten eine Quelle der Demoralisation, für das Publikum eine unablässig rieselnde Quelle von Widerwärtigkeiten und unangenehmen Emotionen ist. Die Frage ist nur, ob es irgend ein Mittel giebt, aus dem gegenwärtigen Mißstand zu besseren, amerikanischen Zuständen zu gelangen.

Meine Reise ging zunächst nach Berlin. Da habe ich früher längere Zeit meinen Wohnsitz gehabt und war deshalb über die Trinkgelderhöhe in den Restaurants „Unter den Linden" durchaus orientiert. In einem dieser Lokale mit Mittelpreisen ist die Skala etwa folgende für ein Mittagessen. Bei 10 Pfg. über den Betrag wird das einkassierte Geld vom Kellner längere Zeit in der flachen Hand schweigend und mit dem Ausdruck tiefster Verachtung betrachtet, den Paletot kann der Gast sich selbst anhelfen. Bei 20 Pfg. erfolgt nichts oder ein unartikulierter Laut, der ebensowohl als Ausdruck der Zustimmung wie des Abscheus gelten kann, bei 25 Pfg. erfolgt ein halblautes „danke", bei 30 Pfg. ein „danke sehr", bei 40 Pfg. ein „danke ergebenst" — der Kellner begleitet den Gast und öffnet ihm die Thür — bei 50 Pfg. ein „danke gehorsamst".

Hier also wußte ich mich mit einiger Sicherheit zu benehmen. Schwieriger wurde die Sache da, wo ich wohnte.

Ich war abgestiegen in einem der zahlreichen „Christlichen Hospize". Diese Hospize haben in anerkennenswerter Weise den Kampf mit dem Drachen des Trinkgelder-Unwesens aufgenommen. Aber die Erfahrungen, die ich gemacht habe, lassen mich fürchten, daß sie ihn nicht mit gleichem Erfolg, wie weiland St. Georg den seinigen, bestehen werden. Es wird verschieden verfahren. Hier werden kleine Beträge für Bedienung in Rechnung gestellt, dort Büchsen eingerichtet, in welche man nach Belieben und ohne Kontrolle — in Analogie des Reichstagswahlrechts eine Art geheimes Trinkgelderrecht — 10 Pfennig oder 10 Mark hineinstecken kann. Ueberall aber soll das persönliche Beschenken der Bediensteten aufhören. Und die Disziplin in den genannten Hospizen ist gut genug, daß kein Reisender direkt belästigt wird, der nichts giebt.

Dennoch glaube ich aus der Sprache der Blicke und Gebärden und aus dem „zufälligen" Sich-Einfinden aller „Beteiligten" bei der Abreise sehr deutlich erstens zu erkennen, daß ein Trinkgeld gewünscht, und zweitens, daß es auch oft gegeben wird. Und ich leugne nicht, daß ich mir meinerseits vorgenommen habe, bei etwaigem Wiederkommen mich auch gegen die Hausordnung zu versündigen und, wie überall, nicht unpersönlich, sondern persönlich zu schenken. Denn — überlegte ich mir auf der Fahrt zum Bahnhof — man begegnet sich im Leben wieder. Und wie sollen die Leute merken, daß man es gut mit ihnen gemeint hat, wenn ohne allen Zweifel beim Kassensturz aus der Generaltrinkgelderkasse am letzten Ende doch nur ein ganz kleiner Durchschnittsbetrag auf den reisenden Kopf herauskommt. Die unschuldigen Geber müssen dann mit den schuldigen Nichtgebern leiden. Daß aber der Betrag nicht groß, sondern klein sein wird, der herauskommt, halte ich für ausgemacht. Dazu habe ich früher, als ich noch nicht in Hohensalchow wohnte, zu viel mit „christlichen" Kassen zu thun gehabt und zu oft die Erfahrung gemacht, daß auch bei sehr braven Leuten in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört.

Und was wird jetzt — das ist sogar eine Missionsfrage — die Folge sein hinsichtlich Wertschätzung des christlichen Publikums in den Augen der Bediensteten? Werden

sie nicht mit Recht nach dem Durchschnitt urteilen, und da dieser klein sein wird, die Freude am Geben und ganz gewiß auch oft das Christentum im Durchschnitt gering taxieren? „Sie sind einer wie der andere“ — wird es heißen. Giebt dagegen jeder einzelne Reisende für sich, so bekommen sie das rechte Bild des Lebens, das sich überall wiederholt, daß nämlich Unkraut und Weizen überall vermengt sind, daß ein Teil der Gäste sich ungern von seinem Mammon trennt, ein anderer Teil aber es mit dem Grundsatz des Wandsbecker Boten hält: Kein Geld ist schlechter erspart, als was man armen Leuten am Trinkgeld abzieht.

Ich glaube also: so geht es nicht. Und auch das scheint mir ausgemacht: der Einzelne kann gegen das ganze Unwesen nichts ausrichten. Soll etwas erreicht werden, so müßten sich mindestens tausend oder mehr Gastwirte zusammenthun und sich über bestimmte in Rechnung zu setzende Sätze einigen, und die Kellner und Portiers müßten ihrerseits in corpore erklären, daß sie mit der Neuerung einverstanden sind. Denn wenn die letzteren nicht einverstanden sind, so wird aus der Sache doch nichts, da sie unzählige Mittel und Wege haben, den Reisenden zu schikanieren. Und namentlich Vergnügungs- und Badereisende werden lieber ein paar Mark springen lassen, als daß sie sich den kleinen Schikanen aussetzen, die, mehrmals am Tage empfunden, gerade ausreichen, um den Erfolg einer Brunnenkur gründlich zu beeinträchtigen.

Aber ich will jetzt nur aufhören, über Trinkgelder zu orakeln, obschon sich über die demoralisierende Wirkung auf das Personal auch viel sagen ließe. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Und der Lohn soll eben bedungener Lohn und nicht willkürliches Geschenk sein. Aber für heute mag es genug sein. Sonst könnte ich auch noch auf die Trinkgelder der Bankdirektoren bei „gemeinnützigen“ Gründungen und gar auf die „Douceurs“ der Zeitungen kommen, wenn sie schlechte ausländische Papiere empfehlen müssen und z. B. jetzt die deutschen Staatspapiere herunterreißen, damit die Regierung ein Einsehen hat und die armen notleidenden Rentiers mehr verdienen und uns armen Landleuten wieder den Zinsfuß verteuern läßt. Oder gar auf die Trinkgelder der Parlamentsmitglieder, damit sie „weise Gesetze“ machen. Darüber las ich gestern eine amüsante Anekdote, die natürlich nicht in Berlin, sondern in — Nordamerika spielt.

Eines Tages wurde die Postkutsche, welche aus den Vorbergen der Sierra Nevada nach Sacramento fuhr, von Räubern angehalten. Die Passagiere waren fast sämtlich neuerwählte Legislatur-Mitglieder, welche sich nach der Hauptstadt des Staates begaben, da dort die Sitzung der Gesetzgebung eröffnet werden sollte. Als die Räuber die Staatsmänner ausgeplündert hatten, ermittelten sie, daß es lauter Legislatur-Mitglieder seien. Darauf sprach der Anführer der Banditen:

„Jungens, gebt den Leuten Alles wieder zurück, was Ihr ihnen abgenommen habt! Diese Herren sind Legislatur-Mitglieder, und es muß Ehrlichkeit unter Dieben herrschen. Außerdem, meine Herren, sind Sie erst auf der Hinreise nach Sacramento. Wenn Sie in drei Monaten zurückkehren, werde ich Sie erwarten, und dann werden Sie nobel genug sein, Ihren Raub mit uns zu teilen. Leben Sie wohl bis dahin und machen Sie weise Gesetze.“

Lebe Du nun auch wohl, lieber Freund, und gieb bald weise Antwort auf meine vielleicht sehr unweisen Betrachtungen. Ein Narr giebts besser, als ers hat. Treulichst

Dein

Karl Schulz.

Schwerin, den 25. Juni 1890.

Lieber alter Freund.

Diesmal war ich stark in Versuchung, von Deiner früher gegebenen Erlaubnis Gebrauch zu machen und zum mindesten den Anfang Deines Briefes mit meinem Blaustift in nähere Berührung zu bringen. Ich lasse mich ja ganz gerne einmal loben;

warum auch nicht? allzu oft wird mir das Vergnügen nicht geboten, während es an Tadel und allerlei Ausstellungen nie fehlt.

Aber hast Du auch wohl bedacht, was Du mit Deinen gutgemeinten Ermutigungen unter Umständen bei unsern kritisch gerichteten Lesern anrichten kannst? In früheren Zeiten gab es Leute, die alles, was schwarz auf weiß gedruckt war, für bare Münze und unumstößliche Wahrheit nahmen; die sind längst ausgestorben oder fristen nur noch in ganz abgelegenen Dörfern der Lüneburger Heide oder Ostpreußens ein kümmerliches Dasein. Dafür giebt es aber jetzt eine andere Spezies, die indessen bei weitem nicht so erquicklich ist: das sind die Leute, die allem Gedruckten von vornherein mit Mißtrauen entgegenkommen; und wenn man einen Einblick gewonnen hat in die gegenwärtigen Preßverhältnisse und in die Art und Weise, „wie es gemacht wird", dann wird man das Verhalten dieser Leute wenigstens verstehen, wenn auch nicht gutheißen können.

Zu dieser Kategorie gehört sicher auch einer und der andere Leser der „Monatsschrift", der nie zu der Ueberzeugung zu bringen sein wird, daß hinter unserm „Briefwechsel" wirklich zwei ganz verschiedene Persönlichkeiten stehen, sondern der alles für bloße Mache hält, frei erfunden nach dem berühmten Müller-Schulze-Muster des „Kladderadatsch". Und nun stelle Dir vor, was ein solcher kritisch angelegter Mann von dem als eine Person gedachten Verfasser des Briefwechsels für einen Begriff bekommen muß, wenn er Deine mir gespendeten Komplimente liest. Im besten Falle wird er lächeln über den Verfasser, der sich selbst — nach seiner Meinung — die Schmeicheleien nur immer so ins Gesicht sagt; im ungünstigen aber, zumal wenn ihm außerdem das Essen oder die Mittagscigarre gerade nicht geschmeckt hat, wird er ärgerlich und wirft das Heft fort, ohne zu Ende gelesen zu haben, um bei der nächsten Gesellschaft, die er giebt, nicht zu verfehlen, diese „haarsträubende Geschichte" als neuesten Beitrag zur „litterarischen Verkommenheit" mit allerlei Nutzanwendungen über menschliche Bescheidenheit im allgemeinen und journalistische Unverfrorenheit im besondern aufzutischen.

Aber freilich, das fiel mir noch zur rechten Zeit ein, bevor ich den wörtermordenden Blaustift in Bewegung setzte: was haben wir denn auf solche Hyperkritiker, die man auch Kritikaster nennt, und die Deine Hohensalchower Tagelöhner wahrscheinlich mit „nägenklauk" bezeichnen würden, für Rücksicht zu nehmen? Ich bin höflich genug und besitze auch schon hinreichende Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse, daß ich die Zahl solcher Ueberklugen unter unsern Lesern höchst gering veranschlage; wer aber auf jeden kleinsten Bruchteil seines Publikums Rücksicht nehmen will, der mag Friseur und allenfalls Leihbibliothekar, nie aber Redakteur oder Schriftsteller werden — es müßte denn schon bei der „Norddeutschen Allgemeinen" sein. Und so, dachte ich weiter, werden unsere Leser gerade aus dem Anfang Deines Briefes endgültig davon überzeugt werden, daß Du eine wirklich existierende Persönlichkeit bist — die darum ja noch nicht gerade Karl Schulz zu heißen braucht; denn für so geschmacklos wird doch kein vernünftiger Mensch einen Mitarbeiter oder Redakteur der „Monatsschrift" halten, daß er sich vor sich selbst verbeugt. Deshalb habe ich meinen Blaustift auch diesmal wieder geschont und wünschte nur, ich brauchte alle Autoren, die mir ihre Manuskripte einsenden, so wenig „durchzubläuen", wie Dich mit Deinem monatlichen Briefmanuskript.

Ueber die Trinkgelderfrage hast Du ja schon ein recht hübsches Material zusammengestellt. Ich wollte auch gern etwas dazugeben und sitze zu diesem Zweck nun schon geschlagene zehn Minuten grübelnd vor meinem Schreibtisch — aber es fällt mir halt nichts Gescheites ein!

So will ich denn, ohne noch mehr schöne Zeit zu vergeuden, die doppelt wertvoll wird, je näher wir dem achtstündigen Arbeitstag rücken, kurz meine Ansicht über die Mittel der Abwehr sagen.

Ich glaube, es geht mit diesem Uebelstande ebenso, wie mit so vielen anderen auf

anderen Gebieten, z. B. dem überhandnehmenden Fest- und Vereinsschwindel oder dem Denkmalsetzen für berühmte Leute: sie sind großgezogen durch das Publikum selbst, und könnten auch nur durch ein gemeinsames Zusammenwirken desselben wieder verschwinden. Wenn alle, die durch Beruf oder Neigung darauf hingewiesen sind, in europäischen Gastwirtschaften und Hotels zu verkehren, unter einen Hut zu bringen wären — der dürfte dann freilich nicht klein sein, und würde man wohl am besten das vom sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten und Hutmacher Heine in einem Rundschreiben an die „Genossen" empfohlene Modell „Kongreß" dazu wählen, das weich und elastisch und dazu noch „sehr kleidsam" sein soll — und wenn diese dann einstimmig unter ihrem Hute den Kongreßbeschluß faßten, in Zukunft keine Trinkgelder mehr zu geben, und wenn sie endlich diesen Beschluß mit derselben Einmütigkeit durchführten, dann darf man die gute Zuversicht haben, daß auch das Trinkgeldernehmen ein Ende hat und damit die ganze Frage aus der Welt ist.

Warum ist in der Krugwirtschaft zu Hohensalchow das Trinkgeldnehmen noch eine brotlose und nicht erfundene Kunst, auch wenn an Stelle des Herrn Wirts der Heinrich, der sonst den keineswegs einträglichen Posten eines Schmiedelehrlings verwaltet, den labenden Trunk für die Gäste aus dem Keller holt? Weil es keinem Bauern oder Tagelöhner, geschweige denn einem „Reisenden" je in den Sinn gekommen ist, mehr zu zahlen, als er durchaus nötig hat. Und selbst in Deiner kleinen Kreisstadt L. wirst Du kaum einen Kellner finden, der von einem Trinkgeld von 50 Pf. in besonders glücklichen Nächten auch nur zu träumen sich erlaubt. Er hat es eben nie bekommen, und was man nicht kennt, das entbehrt man auch nicht.

So lange es aber Leute giebt, die in den herrlichen Jagdgründen von Dacotah sich den ehrenden Beinamen „die offene Hand" zuziehen würden, so lange werden auch Trinkgelder gegeben und genommen werden; denn selbst von einer Vereinigung der Wirte und Hoteliers einerseits und sämtlicher Kellner und Hausdiener andererseits, wenn sie möglich wäre, würde ich mir nicht mehr versprechen, als ein Aufhören des moralischen Druckes und des auch von Dir angedeuteten Erpressungsverfahrens.

Nun ist mir allerdings das Trinkgelderunwesen höchst ärgerlich, und besonders überkommt mich jedesmal eine gelinde Empörung, wenn ich so einen geleckten und glattgescheitelten „Herrn Oberkellner", hohlköpfig und blasiert, aber nicht im geringsten bekannt mit dem durchbohrenden Gefühle seines Nichts, vielmehr getragen von dem angenehmen Bewußtsein seiner Macht und Bedeutung, durch die Reihen seiner Gäste stolzieren sehe, dieselben im Geiste schon auf ihre Ertragsfähigkeit einschätzend. Und wenn es dann ans Bezahlen geht, und der Herr tritt mit lächelnder, aber stets selbstbewußter Miene an den Tisch und blickt von oben auf sein Schlachtopfer herab — ein eigentümlicher Blick, der soviel heißen soll als: „ich bin der Herr Oberkellner und fordere nur, was mir gebührt; Geld hat übrigens in meinen Augen fast gar keinen Wert!" — dann habe ich schon manchen Gast mit sichtlicher Nervosität in seiner Börse wühlen sehen, und ich selbst habe oft das brennende Verlangen gefühlt, einem solchen Herrn keinen roten Heller zu bewilligen, ohne freilich je im gegebenen Moment den Mut dazu gefunden zu haben. Nicht, um den schnöden Mammon zu sparen, dazu fehlt mir leider ebenfalls alle Anlage, obgleich ich eigentlich Grund dazu hätte, da ich nicht, wie Du, Besitzer von Hohensalchow bin. Aber dieser Zwang zu einer Handlung, die man als „Wohlthätigkeit" doch schwerlich noch bezeichnen kann, will mir als freiheitsliebendem Menschen nicht gefallen, um so weniger, da er von dem Empfänger der „Wohlthat" selbst ausgeübt wird.

Auf der andern Seite freilich stehe ich nicht an, zu bekennen: Wenn, wie oben wahrscheinlich gemacht, das Trinkgelderunwesen nur verschwinden wird unter gleichzeitigem Eingehen aller „Offenen Hände", dann will ich doch gerne auch in Zukunft mein Quäntchen Mißbehagen auf mich nehmen; denn was wäre das für eine Welt, wenn die ominöse Regel, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört, überall und ausnahmslos in die Menschenherzen Eingang gefunden hätte!

Zum Finanzminister darf man freilich nicht gerade Leute wie „die offene Hand" wählen; da braucht man eher Männer, die man an den Ufern des Mississippi mit Beinamen wie: „der zugeknöpfte Geldbeutel" oder „der zähe Büffel" belegen würde. Ich bin daher auch nur froh, daß die letzte Vakanz dieses Postens so schnell vorübergegangen ist, ohne daß man Dich in Vorschlag gebracht hat.

Nun ist mein „offenbar immer aufgezogenes Uhrwerk", wie Du sagst, in betreff der Trinkgelderfrage wohl abgelaufen. Genau genommen, war die Bemerkung übrigens nichts weniger als schmeichelhaft: denn ein Uhrwerk ist doch ein sehr mechanisches Ding, das nur die ein für allemal vorgeschriebenen Bewegungen leisten und immer wiederholen kann, gar nicht zu reden davon, wie leicht bei einem solchen Organismus auch einmal eine Schraube losgehen kann!

Daß Du den alten Claudius so fleißig citierst, hat mich gefreut; der Mann ist es noch wert, daß man ihn immer wieder einmal anführt. Wie „zeitgemäß" Du aber mit seiner Namensauffrischung gehandelt hast, dessen bist Du Dir wohl selbst kaum bewußt. Es fällt nämlich gerade in dieses Jahr nicht bloß, sondern auch so ziemlich in diese Zeit, nämlich auf den 15. August, die 150. Wiederkehr seines Geburtstages. Da es an guten Biographien des alten „Boten" nicht fehlt, und auch seine Werke in den billigsten Ausgaben jedem Freund der Litteratur zugänglich sind, so denke ich Abstand davon zu nehmen, diesen Fall durch einen besonderen Aufsatz in der „Konservativen Monatsschrift" zu berücksichtigen; dafür aber sei an dieser Stelle des kerndeutschen Mannes und seines Jubeltages ehrend gedacht.

Ich gehe nun dazu über, Dir nach meiner Gewohnheit einige Bemerkungen und Randglossen über diese und jene Kuriosa in der Presse mitzuteilen, die mir in der letzten Zeit gerade aufgestoßen sind, da ich weiß, daß Du für dergleichen Interesse hast. Freilich könnte ich Dir auch aus der Briefmappe der Redaktion manche interessante und außerdem wahre Anekdote mitteilen, die noch obendrein den Reiz der „Ungedrucktheit" besitzen würde. Doch das sind Redaktionsgeheimnisse, die nicht weiter ausgeplaudert werden dürfen.

Hübsch war beispielsweise die offizielle Weihnachtsreklame, die für den Ebersschen Roman „Josua" versandt wurde, und die mit den großartig zuversichtlichen Worten schloß: „Auch dieser Roman des verehrten Dichters und Gelehrten wird auf wenigen Weihnachtstischen fehlen." Allerdings muß eine recht kräftige Behauptung sehr oft einen schwachen Beweis ersetzen, der in diesem Falle nicht einmal in der schwächsten Potenz zu erbringen gewesen wäre, aber allzu grob darf man die Sache doch auch nicht anfangen. Oder liegt vielleicht ein Druckfehler vor, der etwa aus einem „liegen" ein „fehlen" gemacht hat? Dann wäre nichts gegen den Ausspruch einzuwenden.

Eine kurze Notiz, die durch die vermischten Rubriken der Zeitungen ging, gab mir neulich zu denken; ich habe nämlich noch immer die etwas altfränkisch gewordene Angewohnheit, über das, was ich lese, auch noch selbst nachzudenken — höchst unpraktisch in unserer vielgeschäftigen Zeit, wie ich leider zugeben muß. Da las ich also, daß irgendwo im deutschen Reiche — ich glaube in Wiesbaden — ein zehnfacher Millionär durch Selbstmord geendet hätte. Da sieht man einmal wieder, philosophierte ich, wie wenig der Besitz äußerer Glücksgüter, und wenn es zehn Millionen wären, innerlich glücklich und zufrieden machen kann — Du erkennst: meine Gedanken sind oft nichts weniger als original, sondern recht trivial und hausbacken. — Aber, las ich weiter, der Mann hatte ein unheilbares Herzleiden, und das ist ja eine bekannte Sache, daß die Gesundheit das höchste Gut ist, ohne welches wir an allen andern Gütern des Lebens keine rechte Freude und keinen Genuß haben können. — Dummheit! sagte ich jetzt — Du siehst, wenn Du es noch nicht wußtest: ich kann auch grob sein. Die Gesundheit ist wahrlich ein köstliches Gut, das weiß jeder, und am besten der, der sie nicht mehr besitzt, aber mit einem glücklichen Leben und innerer Zufriedenheit hat sie

denn doch rein gar nichts zu thun — vorausgesetzt natürlich, daß nur der Körper krank, der Geist aber gesund geblieben ist, wie das bei rein organischen Herzleiden doch der Fall zu sein pflegt.

Ich kannte einen jungen Mann — er ist nun schon einige Jahre tot, und zwar ohne Selbstmord —, der wurde zwar nicht durch den Besitz von Millionen gedrückt, aber in puncto Herzleiden konnte er es wohl mit jedem aufnehmen, da er nur durch den ständigen Gebrauch des Digitalisgiftes seine letzten Lebensjahre in großer körperlicher Mühseligkeit hinschleppte. Dieser Mensch war, wie gesagt, jung und dabei nichts weniger als reich; auch war er früher kerngesund gewesen und wußte daher die Höhe seines Verlustes sehr wohl zu taxieren. Trotzdem war er, wenn sein körperlicher Zustand nur irgend erträglich war, stets vergnügt und zufrieden, und als ich ihn einmal deswegen befragte, meinte er mit eigentümlichem Lächeln: erst seit er krank geworden und jeden Tag leidlichen Befindens als unverdientes Geschenk betrachten müsse, wisse er das Leben recht zu schätzen, zu genießen und auszunutzen.

Warum konnte der zehnfache Millionär in Wiesbaden nicht auch vergnügt sein? fragte ich mich, als die Erinnerung an jenen jungen Mann in mir aufstieg. Er faßte seine Tage offenbar nicht als ein Geschenk, für das er dankbar zu sein hatte, sondern als eine unerträgliche Plage auf; Freude und Glück bestanden für ihn nur in der Fülle des Genießens, und da ihm dies durch seinen Reichtum einerseits in hohem Grade ermöglicht, durch seine körperliche Gebrechlichkeit aber sehr beschränkt war, so entstand in seiner Seele ein Kontrast zwischen Wollen und Können, der ihn nicht zu einem verhältnismäßigen Glück und zum Genießen derjenigen Güter, die ihm doch noch geblieben waren, kommen ließ. Nur die Wirksamkeit eines höheren Moments hätte diesen Kontrast besänftigen, die Kluft überbrücken können; doch das ist freilich für Geld nicht zu haben.

Aber ich glaube, ich werde schon wieder ernster, als sich für eine Antwort auf Deinen heiteren Brief geziemt. Darum nur schnell zu etwas anderem, und da fällt mir gerade nichts besseres ein, als die jüngst wieder „hoffähig“ gewordenen Wadelstrümpfe. Ich sehe darin einen eklatanten Beweis für die alte Wahrheit, daß Welt und Moden sich um ihre eigene Axe drehen. Natürlich müssen sich die letzteren in etwas nach den Zeitverhältnissen modifizieren, und da ist es bei der größeren Empfindlichkeit unseres Geschlechts gegen die Einflüsse der Witterung sicher eine praktische Neuerung, daß jetzt für die Wadelstrümpfe Futterale in Aufnahme gekommen sind, die man erst in den Vorzimmern der jeweiligen Gesellschafts- und Empfangssalons abzulegen braucht. Diese Futterale bieten außerdem in der ersten Zeit, wo ein Wadelstrümpfler noch eine Aufsehen erregende Figur in der Oeffentlichkeit macht, den Vorteil, daß sie die betreffenden Körperteile des Trägers „gnädig bedecken mit Nacht und Grauen“, was unter Umständen sehr angenehm sein kann. Schon sollen einige Reporter, die zur Erblickung von Wadelstrümpfen den Potsdamer Bahnhof blokiert hatten, durch die neuen Futterale schmählich getäuscht worden sein.

Nähern wir uns so in unseren Trachten wieder mehr einer früheren Zeit, so könnte man aus einer Aeußerung des Professor Scholz auf dem „evangelisch-sozialen Kongreß“ zu Berlin fast die allerdings etwas zweideutige Hoffnung gewinnen, daß sich auch auf sozialem Gebiete noch einmal wieder ein antiker Zustand anbahnen könnte. Der genannte Herr Professor betonte nämlich nach einem mir vorliegenden Berichte, „daß die höheren Stände, die Geistlichen u. s. w., ihre Kinder nicht studieren, sondern lieber ein **Handwerk** lernen lassen sollten, damit die Gegensätze zwischen Reich und Arm sich auf diese Weise wieder ausgleichen könnten. Wenn man über das Gebiet der schönen Redensarten hinausgehen wolle, müsse man mit dem elterlichen Stolz brechen und den Mut haben, die Söhne in die Tiefe des Volkes herabsteigen zu lassen.“

Das ist gewiß sehr schön gesagt, doch darf ich wohl die leise Vermutung aussprechen, daß Herr Professor Scholz ohne männliche Nachkommenschaft ist. Das Streben der Eltern, ihre Kinder mindestens ebensoweit zu bringen, als **sie** selbst es mit Hülfe

ihrer Eltern gebracht haben, ist ein so natürliches und berechtigtes, daß man dasselbe im Prinzip niemals wird angreifen können. Im Einzelfalle, etwa bei nicht ausreichender Begabung, ist der obige Rat natürlich beherzigenswert, wird aber dann infolge der saeva necessitas schon ganz von selbst befolgt. Im Prinzip durchgeführt, müßte aber der erwähnte Ratschlag eine heillose Geschichte geben: die besser gestellten Handwerker lassen nach wie vor ihre Söhne studieren, und die studierten Berufe, vor allem die Geistlichen, versorgen das Handwerk aus ihren Familien mit den nötigen Lehrburschen. Freilich war der Apostel Paulus, der doch aus guter Familie stammte, auch nur ein Teppichmacher; aber er war daneben doch auch noch allerlei anderes, was zu werden einem einfachen Handwerker heutzutage nicht mehr möglich sein würde. Man könnte den Paulus allenfalls — mutatis mutandis — mit unsern Hohenzollernfürsten vergleichen, von denen auch jeder ein Handwerk gelernt hat, ohne daß in der Ausübung desselben seine wesentliche Thätigkeit besteht.

Ueber das Judentum und seinen Antipoden, den Antisemitismus, wäre mancher höchst lehrreiche Zeitungsausschnitt zu machen, und wir scheinen ja auch glücklicherweise jetzt dahin zu kommen, daß man über diese Sachen wenigstens überhaupt sprechen kann, ohne von allen Seiten als fanatischer Finsterling und unzurechnungsfähiges Ueberbleibsel aus dem 13. Jahrhundert angesehen zu werden. Nimmt doch jetzt sogar schon ein rein geschäftliches Unternehmen, wie die Wochenschrift „Das Echo", vom früher stets totgeschwiegenen Antisemitismus ziemlich objektiv Notiz. Leider sind auch in dieser ganzen Frage die beiden Extreme in Thätigkeit: auf der einen Seite eine beispiellose jüdische Arroganz und Nervosität, auf der andern eine zweck- und kritiklose Hep-hep-schreierei. Menschlich am begreiflichsten ist freilich die letztere, da sie erst eine Folge, nämlich eine Reaktion gegen die Uebergriffe des Judentums darstellt.

Ich will die schon hinlänglich besprochenen Kernpunkte der Frage hier nicht weiter berühren; sie sind Dir ja bekannt genug, und Du kannst sie täglich überall hier und da aufgetischt lesen. Nur ein paar einzelne Fälle will ich anführen, die mir die Sache in besonders grellem Lichte zu zeigen scheinen.

Welche unerträgliche Demütigung für jedes deutsch fühlende Gemüt liegt z. B. in dem bekannten Worte der Madame Rothschild: „Beruhigen Sie sich, es giebt keinen Krieg, mein Mann giebt kein Geld her!" Mag dasselbe nun s. Z. gesprochen sein, oder nicht — die thatsächlichen Verhältnisse sind trefflich damit gekennzeichnet.

Wer nun gar nicht bloß das Deutschtum hochhält — womit ja heutzutage in manchen Kreisen schon ein gewisser Sport getrieben wird — sondern daneben auch noch zum Christentum sich bekennt, mit welchen Gefühlen wird der ein langes „Eingesandt" eines Rabbiners Dr. Levi im „Gießener Anzeiger" gelesen haben, welches die Ueberschrift „Antisemit-Antichrist" trägt und die Identität der beiden Begriffe zu beweisen sucht, indem es den Semiten mit dem Christen dem Geiste nach für identisch erklärt! Ich will Dir nur folgenden Satz daraus mitteilen:

(Der semitische Geist) „ist der Geist, der den erhabenen Stifter des Christentums erfüllte, der Geist, der seine Apostel beseelte, der Geist, der die Evangelien schrieb; es ist der Geist, der die ersten Juden-Christen als Märtyrer ihren Glauben mit dem Tode besiegeln ließ; es ist der Geist, der die ganze Christenheit, die Kirchen, die Schulen und die Häuser der Christen durchweht — —"

Dieser letzte Ausspruch, daß der jüdische Geist vielfach die Häuser, ja selbst die Schulen der Christen durchweht, ist ja leider nicht ohne Wahrheit; aber gerade daraus erklärt und rechtfertigt sich der Antisemitismus, gegen den Herr Dr. Levi zu Felde ziehen will. Uebrigens ist diese litterarische Leistung seines Kollegen von der andern Fakultät selbst dem Theologieprofessor Dr. Gottschick zu stark gewesen, welcher derselben in eben jenem „Gießener Anzeiger" in energischer Weise entgegengetreten ist.

Einen langen Lobgesang auf die Vorzüge der jüdischen Rasse, den man vor kurzem in der „jungdeutschen" Zeitschrift „Die Gesellschaft" finden konnte, mag ich hier

nur andeutungsweise erwähnen. Der Verfasser, ein gewisser Held, vergißt keine der hervorstechenden Eigenschaften Israels, die er meisterhaft zu idealisieren versteht — und siehe da, sie sind alle sehr gut. Nur körperlich bedürfen die Juden allenfalls der Aufbesserung, und zu diesem Zwecke empfiehlt Held die Mischehe mit andern Völkern. Besonders die Vermischung des Judentums mit dem Germanentum giebt eine vorzügliche Rasse! — Wer will sich da noch wundern, wenn wir heute eine antisemitische Fraktion im deutschen Reichstage haben? Nur darüber könnte man allenfalls erstaunt sein, daß dieselbe bis jetzt noch so klein geblieben ist.

Das sind so kleine Splitter, wie sie die Presse, das Leben und der eigene Gehirnkasten überall bieten (die Metapher ist Dir hoffentlich nicht zu kühn!), wenn man ihnen nur auf den Dienst paßt. Nun will ich Dir zum Schluß noch von einer andern Art „Splitter" erzählen. So nennt sich nämlich eine in Berlin seit kurzem erscheinende Wochenschrift, von welcher der Prospekt mit Recht behauptet, daß sie „eigenartig und einzig dastehend" ist. Freilich beruht in dieser „Eigenartigkeit" auch ihr einziger Wert; es ist ein litterarisches Unikum, eine Preßungeheuerlichkeit, der man ein langes Leben wohl schwerlich wird prophezeien können. Für uns hat sie hier nur Interesse, insofern sie eine prächtige Illustration abgiebt für die geschäftliche Raffiniertheit, mit der in jetziger Zeit die Preßthätigkeit verfährt — und auch wohl verfahren muß, wenn sie einem neuen Unternehmen überhaupt noch Eingang verschaffen will. Die Ueberproduktion auf journalistischem Gebiete übersteigt ja alles Maß und alle Begriffe.

Die den „Splittern" zu Grunde liegende Idee ist einfach die, daß alle 16 Quartseiten einer jeden Nummer mit Beiträgen der Leser gefüllt werden. Dadurch wird zunächst dem Zuge mancher Menschen zur Druckerei Rechnung getragen. Damit aber die Lust sich steigert und auch etwas Rechtes zu Tage kommt, wird ein litterarischer Kampf ums Dasein insceniert: es werden allwöchentlich eine Reihe von Preisen verteilt, und zwar für das beste Gedicht 20 M., die beste Novellette 50 M., das beste Rätsel 10 M. und für die beste Beantwortung einer von der Redaktion gestellten Preisfrage ebenfalls 10 M. Endlich — um das Ungeheuerlichste zuletzt zu nennen — bringt jede Nummer 2 Spalten eines fortlaufenden Mosaikromans „Mit vereinten Kräften", für den ebenfalls jedesmal 20 M. ausgesetzt sind. Denke dir: ein Roman, von dem bald dieser, bald jener ein Stückchen liefert, ohne den Gedankengang seines Vorgängers zu kennen und natürlich auch, ohne ihn selbst weiter in Gedanken auszuspinnen, als bis zu dem Punkte, wo er seine 2 Spalten gefüllt und möglichst „interessant" abgebrochen hat — denn das letztere ist Vorschrift. Das ist deutsche „Schriftstellerei" der Gegenwart!

Eine gute Einrichtung ist es indessen, daß alle Einsendungen nur mit Namensnennung der Verfasser resp. -innen abgedruckt werden. Sonst würde der arme Redakteur sich vor Zuschriften auch wohl kaum retten können. — Geschäftlich ist die Sache übrigens gar nicht so ungeheuerlich, wie sie scheint. In der mir vorliegenden Nummer sind an „Preisen" im ganzen 110 M. verteilt, und das ist — nach dem Prospekt — für jede Nummer die Regel. Das ergiebt aber bei der getriebenen Raumverschwendung und infolge des Umstandes, daß von nicht preisgekrönten Einsendungen auch immer eine ganze Reihe veröffentlicht werden, für die Druckspalte durchschnittlich eine Ausgabe von 3½ M., ein keineswegs übertriebenes Honorar.

Der Geist, der in diesen Einsendungen weht, scheint durchweg harmlos, wie es sich für ein Geschäftsunternehmen, das möglichst allen zu gefallen bestrebt sein muß, schickt. Ein „Druckfehlerteufel", der aus Festjungfrauen Fettjungfrauen gemacht hat, gilt als ein witziger Kopf. Ein Herr Liebisch hat 20 M. erhalten für ein Originalgedicht, betitelt „Ideal der Jugend", das mit folgendem hochpathetischen Verse beginnt:

> Noch bin ich jung, noch pulst das Blut
> Kraftschäumend mir in Herz und Adern,
> Aufbäumt sich's wild, wie Meeresflut
> An eines Leuchtturms Riesenquadern.



Auf seinen glüh'nden Wellen wiegt
Die Yacht weltstürmender Gedanken.
Die sturmgefeit und unbesiegt
Das Schicksal fordert in die Schranken.

Derselbe Herr zeigt sich nachher höchst ritterlich und galant:

Ich liebe jede schöne Frau,
Die mir auf Erden je begegnet,
Mir ist, wenn ich ins Aug' ihr schau,
Als hätt ein Priester mich gesegnet!

Das ist ja der reine Minnedienst aus dem Mittelalter. Schade, daß der Dichter „noch jung", vielleicht sogar sehr jung ist. Später verliert sich so etwas wohl in der Regel. Davon weiß ein Herr La Cas ein Liedchen zu singen, der auf die von der Redaktion gestellte Preisfrage: „Was empfindet ein junger Dichter beim Herannahen des Frühlings?" folgende, als „launig" bezeichnete Antwort eingesandt hat, die zufällig in derselben Nummer steht:

„Da kann nur ein Berufener, ein junger Dichter, antworten. Meinen Sie nicht auch? Ich habe einen gefragt, der vom 17. Jahre an mit der verseklappernden morbus dichteritis behaftet ist; der sandte mir chronologisch geordnete Antworten. Da lesen Sie selbst:

17. Lebensjahr: Voller Hoffnung; Optimist; Verherrlichung von Liebe und Lenz. Schwungvolle Reime über „Frühlingswonne und Maiensonne"; Die Geliebte wird nur in der weichwonnigen Frühlingsnacht geküßt; nur Frühlingsfrost bringt Leid; Das Veilchen wird nur in Sonetten gerochen. Der Frühling dauert ein ganzes Jahr.

19. Lebensjahr: Viel Hoffnung; das erste „gedruckte" Gedicht im Intelligenzblatt, — natürlich Maigedicht; alles grün, voller Blüten, selbst der Musengott und sein lieder — liches Hausgesindel; Frühlingswehen ist Frühlingssturm geworden; höchster Paroxismus; die Geliebte thut überall mit.

21. Lebensjahr: Hoffnung. Die Vernunft streut die ersten Bohnen ins Phantasiebeet; der Mai erhält 15 Gedichte, alle glühend wie im Juni; der Frühling hat drei Monate; die Geliebte wird vernünftig und spricht vom Heiraten.

23. Lebensjahr: Philosophische Reflexionen; der Frühling hat auch einen wetterwendischen April; die Geliebte wird untreu — bah; der „Ernst" des Lebens schielt in der Ferne; noch 2 Frühlingsgedichte, harmlos.

25. Lebensjahr: Hoff—? nein; Schopenhauer; der Frühling kommt mit zu früh abgelegten Unterhosen und — Schnupfen; sonstiges Empfinden — nichts!"

Du wirst begreifen, inwiefern ich diese Einsendung als ein „Zeichen der Zeit" auffasse.

Und damit will ich heute schließen, wenn es auch ein pessimistisches „Zeichen" ist. Uns beiden wird ja der Pessimismus nichts anhaben — und unseren etwaigen Lesern hoffentlich auch nicht. Mit bestem Gruß Dein

Adam Windhoff.





Monatsschau.

Politik.

Parteiereignisse und parlamentarische Vorgänge beherrschten in **Deutschland** die erste Hälfte des verflossenen Juni, während in der andern ein Ereignis auf dem Gebiet der Kolonialpolitik in den Vordergrund trat.

Die konservative Partei hatte am 9. Juni einen schmerzlichen Verlust zu beklagen, an welchem Tage eines ihrer hervorragenden Mitglieder, der Reichs- und Landtagsabgeordnete von **Wedell-Malchow**, durch einen schnellen Tod im Alter von 67 Jahren abgerufen wurde. Der Verstorbene, der seit 1872 auch Vorsitzender des deutschen Landwirtschaftsrats war, war in land- und forstwirtschaftlichen Dingen, in Nationalökonomie und Finanz eine anerkannte Autorität und hat mit dieser seiner Sachkenntnis und einer scharfen Urteilskraft der konservativen Sache jederzeit zu dienen gesucht; sein Andenken wird in hohen Ehren bleiben.

Der große **Zwist im freisinnigen Lager**, dessen Entwicklung wir schon im letzten Heft brachten, schien diesmal wirklich größere Dimensionen anzunehmen und wurde mit solcher Erbitterung geführt, daß man allen Ernstes glauben konnte, nun endlich beim Schlußakt des Stückes angekommen zu sein; und zwar würde dies letztere, das nun bekanntlich schon seit vielen Jahren spielt, dann als eine Tragödie zu bezeichnen gewesen sein. Es war aber wieder nur ein Intermezzo, ein kleines Schauspiel im Schauspiel, und der Schluß des Ganzen ist noch nicht abzusehen. Recht hübsch und natürlich wurde übrigens das Stückchen gespielt, und von Coulissen war kaum die Rede; die Verwandlungen gingen fast alle bei offener Scene vor sich und gewährten dem unbeteiligten Zuschauer einen interessanten Einblick in die Technik der freisinnigen Parteibühne, und erst zum Schluß, als die nötigen Umarmungen im Zuge waren, senkte sich langsam der Vorhang. — **Eugen Richter** hat wieder — darüber ist kein Zweifel — den Sieg davongetragen; großes hat sein Leiborgan wochenlang in der Zusammenstellung aller möglichen Preßstimmen und Resolutionen freisinniger Versammlungen aus allen Teilen des Reiches geleistet, und da man, von einigen Abtrünnigen abgesehen, fast überall seine Schuldigkeit that, so machte die Sache in der That Eindruck, selbst auf Herrn **Schrader**, den Vorsitzenden der „Treuhand"-Aktiengesellschaft. Das ad hoc zusammenberufene Centralkomité der „Deutschfreisinnigen" übernahm daher wohl oder übel die Rolle des „Klügsten", und Herr Richter war wieder, wonach sein Herz sich gesehnt: Vorsitzender des Siebenerausschusses, sein Stellvertreter und seine „treue Hand" aber wurde — Herr Schrader, der Obmann der „Wadelstrümpfe", der die „Wasserstiefel" hatte verdrängen sollen. Es liegt eine Komik in dem ganzen Vorgange, der es wert wäre, einen Molière zu finden. Diese Erbitterung auf beiden Seiten, dieser geradezu sittliche Ernst, der gelegentlich entwickelt wird, und den man in **dieser** Presse nur mit einem Lächeln lesen kann — und dann die frohe Erklärung: „Der Deutschfreisinn bleibt

einig; die Herren, die sich schon darauf gespitzt, die teilweise Erbschaft der Fraktion anzutreten, sind um ihren Lohn gekommen, und das Land hat den Beweis erhalten, daß wahre Selbstlosigkeit und wohlverstandene Vaterlandsliebe in den Reihen der Deutschfreisinnigen ihr Heim aufgeschlagen haben." — Nun muß sich alles, alles wenden!

In Friedrichsruh ist noch immer nicht die Stille eingetreten, die man im Interesse aller Beteiligten wohl wünschen möchte, aber eine kleine Wendung zu erfreulicheren Verhältnissen macht sich dort in letzter Zeit doch bemerkbar. Ob dazu das Rundschreiben der deutschen Regierung an ihre auswärtigen Vertreter beigetragen, welches die letzteren anwies, den Regierungen, bei denen sie beglaubigt seien, keinen Zweifel darüber zu lassen, daß Bismarcks Aeußerungen, wo und wie immer sie gethan würden, lediglich als die eines Privatmannes aufzufassen seien, oder ob auch hier die Zeit ihren lindernden Einfluß geltend macht, in den letzten 8 bis 14 Tagen sind die „sensationellen" Nachrichten über Reporterbesuche in Friedrichsruh so ziemlich zum Schweigen gekommen, und damit wird ganz besonders den früheren Freunden des Fürsten gedient sein. Ob die vielverbreitete Nachricht, Fürst Bismarck erstrebe ein Reichstagsmandat, richtig ist, oder nicht, wird sich nun zeigen können, da, wie es heißt, im erledigten Pfälzer Wahlkreise Kaiserslautern-Kirchheimbolanden die Mittelparteien, die bisher das Mandat inne hatten, eine Kandidatur Bismarck als das einzige Mittel ansehen, den Wahlkreis für das „Kartell", die eigenste Idee des vormaligen Kanzlers, zu retten und zu erhalten. — Uebrigens ist die konservative Partei im Juni um eins ihrer Mandate ärmer geworden, da im Kreise Niederbarnim an Stelle des bisherigen Abgeordneten v. Bethmann-Hollweg, dessen Wahl von der Prüfungskommission bei gleichzeitiger Verzichtleistung des Gewählten selbst kassiert war, der freisinnige Oberlehrer Dr. Althaus gewählt worden ist. Die neue Militärvorlage scheint hier nicht ohne Einfluß gewesen zu sein.

Im preußischen Abgeordnetenhause führte die erneute Verhandlung der Sperrgeldervorlage zu allerlei unerquicklichen Debatten, welche zum Teil lebhaft an die Zeiten des Kulturkampfes erinnerten. Die Regierungsvorlage, welche den Zinsenbetrag des angesammelten Kapitals in Gestalt einer jährlichen Rente für katholische Kultuszwecke verabfolgen wollte, war in der Kommission bekanntlich abgelehnt, weil Herr Windthorst noch etwas mehr dabei herauszuschlagen hoffte. Auch im Plenum blieb der Centrumsführer bei der einmal begonnenen Taktik; er erklärte das Gesetz, das den Katholiken eine jährliche Rente von mehr als 600,000 Mark sichern sollte, kurzweg für ein „sozialdemokratisches", da es beliebig über Privateigentum verfüge, und schloß unter dem Beifall seiner Freunde mit den vielsagenden Worten, aus denen man die Drohung deutlich heraushört: „Wir werden nach der Behandlung, die wir jetzt erfahren, unsere allgemeine Stellungnahme einrichten. Wir wollen den Frieden, denn wir brauchen ihn. Die Lage ist ungeheuer ernst, denken Sie an den Reichstag. Wir lehnen das Gesetz ab, schlechter kann es uns nicht mehr gehen."

Wenn es doch allen Leuten nicht schlechter ginge, als daß man ihnen ein Geschenk von einigen Hunderttausenden anbietet! — Natürlich hatten Konservative und Nationalliberale keine Lust, dem katholischen Klerus Deutschlands gegen dessen Willen eine Dotation aufzudringen — und so hat denn der Sperrgelderfonds Zeit, noch weiterhin Zinsen zu tragen. Leider unterließ man es, den Fonds sofort einem bestimmten gemeinnützigen Zweck oder der Staatskasse zu überweisen. Daher es sehr zweifelhaft bleibt, ob nicht doch Herr Windthorst schließlich recht behalten wird, wenn er spekulierte: sie versagen es uns jetzt, aber sie haben gewiß nicht den Mut, es uns ganz zu nehmen. Kommt Zeit, kommt Geld. — Wir können leider nicht finden, daß die Aussichten schlecht für Herrn Windthorst stehen, am allerwenigsten unter gegenwärtigen politischen Umständen, wo es fast immer noch einziger Grundsatz ist, nichts grundsätzlich, sondern alles opportunistisch zu behandeln.

Nur die Freisinnigen wollten auch jetzt das Geld den Katholiken nutzbar gemacht



wissen. Es sind nämlich sehr konsequente Herren, die „Deutschfreisinnigen"; das dürfte sich auch demnächst wieder beweisen, wenn es sich um die Ablösung der Stolgebühren in der evangelischen Landeskirche Preußens handeln wird. Dann wird man auf dieser Seite des Hauses sicherlich mit energischem „nein!" stimmen, besteht doch die ganze „Konsequenz" zunächst wesentlich in der Opposition gegen jedes Votum der Rechten.

Außer der Sperrgeldervorlage beriet das Abgeordnetenhaus noch das Rentengutgesetz, das endgültig angenommen wurde. Freilich ist fast auf allen Seiten zugegeben, daß eine große praktische Bedeutung demselben nicht beizumessen ist, und auch in konservativen Kreisen wurde ihm zu Gunsten der „Heimstätten" vielfach bis zuletzt Opposition gemacht. Man wird nun die praktischen Ergebnisse der zu bildenden Rentengüter abzuwarten haben.

Im Reichstage standen mehrere wichtige Vorlagen zur Erledigung: die Novelle zum Arbeiterschutz, welche die Einsetzung von Gewerbegerichten bestimmt, wurde mit einigen Aenderungen, wobei auch zum Teil sozialdemokratische Amendements Berücksichtigung fanden, nach längeren Beratungen angenommen. Dasselbe war mit der Militärvorlage der Fall, welche unter den parlamentarischen Vorlagen dieser Session unstreitig das größte Interesse und die meiste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nach langen, aufregenden Debatten, in denen besonders der Freisinn eine außerordentlich energische Thätigkeit gegen die Regierungsforderung entwickelte, während das Centrum sich schwankend zeigte, wurde schließlich in der Kommission die Vorlage mit 16 gegen 12 Stimmen angenommen, zugleich aber auch vier Windthorstsche Resolutionen, deren Annahme derselbe als für ihn bei der Gesamtabstimmung maßgebend erklärt hatte. Von diesen Resolutionen fordert die erste die Regierung auf, von ihren Plänen hinsichtlich der Heranziehung aller waffenfähigen Mannschaften abzustehen, die zweite wünscht die Aufhebung des Septennats, die dritte bittet, die Rekrutenvakanz zu verlängern und die Dispositionsurlauber zu vermehren und die vierte wünscht thunlichste Hinarbeitung auf die zweijährige Dienstzeit. Auch von konservativer Seite wurde diesen Resolutionen vereinzelt zugestimmt, zum Teil aus Ueberzeugung — unserer Meinung nach mit Recht —, zum Teil freilich auch nur aus Taktik, weil Windthorst andernfalls die ganze Vorlage abzulehnen drohte. Trotzdem schien das Gesetz im Plenum eine Zeit lang noch gar nicht gesichert, da im Centrum eine bedeutende Spaltung eingetreten war, und die Deutschhannoveraner geschlossen dagegen eintraten. Die Regierung zeigte sich indessen — abweichend von früheren Usancen — sehr entgegenkommend; sie erklärte zwar die 2jährige Dienstzeit nach wie vor für unannehmbar, bewilligte aber entsprechend der dritten Windthorstschen Resolution ein Mehr von 6000 Dispositionsurlaubern; und so ist das Gesetz denn schließlich noch recht gut unter Dach und Fach gekommen. Deutschland wird 18000 Mann ausgebildeter Soldaten mehr haben und damit dem französischen Präsenzstand wieder an die Seite treten können. Die Kosten werden freilich auch entsprechend steigen. — Die dem Reichstage zugegangene Vorlage, welche die Aufbesserung der Reichsbeamten-Gehälter fordert, wurde an eine Kommission verwiesen. Es waren zum allgemeinen Erstaunen im letzten Augenblick zu den geforderten Summen noch über 4 Millionen für Offiziergehälter hinzugekommen, die aber mit einigen anderen vorgeschlagenen Aufbesserungen höherer Beamtenklassen in der Kommission abgelehnt wurden. So erstrecken sich die Erhöhungen wesentlich auf die Besoldungen der Unterbeamten und bleiben — was durchaus notwendig war — so ziemlich in demselben Rahmen, der kürzlich im Abgeordnetenhause für preußische Beamtengehälter festgesetzt worden war.

Das Budget für Ostafrika hat der Reichstag diesmal ohne die sonst übliche, lange Kolonialdebatte genehmigt. Doch damit hatte es seine eigene Bewandtnis. Am 17. Juni veröffentlichte der „Reichsanzeiger" einen Vertrag zwischen Deuschland und England der das Geschick der afrikanischen Besitzungen beider Länder in Zukunft voraussichtlich bestimmen wird. Die Hauptpunkte des Vertrages sind folgende:

Zwischen dem Nyassa-See und dem Kongostaate, zwischen Nyassa-See und Tanganyka-See, auf dem Tanganyka-See und zwischen dem letzteren und der nördlichen Grenze der

beiderseitigen Interessensphären wird der Verkehr für die Unterthanen und die Güter beider Nationen von allen Abgaben frei bleiben. In den beiderseitigen Interessensphären wird den Missionen beider Staaten Kultus- und Unterrichtsfreiheit gewährt. Die Unterthanen des einen Staates sollen in der Interessensphäre des anderen bezüglich der Niederlassung und des Handels die gleichen Rechte genießen, wie die Unterthanen des Staates, welchem die Interessensphäre angehört. Deutschland überträgt England seine Schutzherrschaft über Witu und Somaliland im Norden der englischen Interessensphäre und giebt seine Zustimmung, daß England über das Sultanat Sansibar mit Ausnahme des der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verpachteten Küstenstrichs das Protektorat übernimmt. England wird seinen ganzen Einfluß aufbieten, um den Sultan von Sansibar zur Abtretung des von ihm der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft verpachteten Küstenstrichs an Deutschland zu bewegen. Für diesen Fall wird deutscherseits dem Sultan eine billige Entschädigung für die ihm entgehende Zolleinnahme gewährt werden. Außerdem tritt England vorbehaltlich der Ermächtigung des Parlaments an den Deutschen Kaiser die Insel Helgoland ab. Für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und der deutschen Zollgesetzgebung in Helgoland wird eine Frist vereinbart werden, auch soll den dermaligen Bewohnern während eines bestimmten Zeitraums das Recht, für die englische Nationalität zu optieren, gewährt sein.

Die Aufnahme dieses Abkommens war sehr verschieden, nicht nur je nach dem Lande und der Parteistellung, von der aus es beurteilt wurde, sondern auch nach der Zeit. Unmittelbar nach dem Abschluß schien man allgemein zufrieden; in Deutschland hatte man wohl zunächst den Zuwachs Helgolands im Auge, den einzigen Punkt des Vertrages, der in England hier und da etwas zu verstimmen schien. Das wurde aber bald anders. Freilich, auf deutschfreisinniger Seite war und blieb man sehr befriedigt. Eugen Richter hatte sogar den guten Gedanken, „vielleicht gäbe es in Europa irgendwo noch ein ähnliches kleines Inselchen wie Helgoland, für dessen Abtretung wir weitere Stücke der ostafrikanischen Herrlichkeit mit Anstand los werden könnten. Je mehr sich Deutschland aus Ostafrika zurückziehe, desto besser sei es für unsere deutschen Interessen." — Auch höheren Orts mußte man wohl zufrieden sein, denn der Reichskanzler v. Caprivi erhielt unmittelbar nach Abschluß des Vertrages den Schwarzen Adlerorden. Seitdem aber sind viele andere Stimmen laut geworden, denen man sein Ohr schlechterdings nicht verschließen kann. Daß die Gewinnung Helgolands, das örtlich zur deutschen Küste gehört, sehr erfreulich ist, wird nirgends bestritten. Wenn dafür aber, wie Kenner behaupten, die Zukunft Deutsch-Ostafrikas verscherzt sein sollte, so wäre die Insel doch zu teuer erkauft, umsomehr, als sie eine militärische Bedeutung für Deutschland nicht haben kann. Wohl war es auch nötig, daß der Küstenstrich Deutsch-Ostafrikas endgültig in den Besitz der Gesellschaft überging; wenn dafür aber die vorliegenden Inseln, vor allem Sansibar, das bisher den ganzen Handel in jenen Gegenden beherrscht hat, aus dem Zustande der Neutralität in den der Abhängigkeit von England gelangen, dann darf man billig fragen, ob der Küstenstrich unter diesen Umständen noch konkurrenzfähig sein wird. Auch hätte man in Südwestafrika bei dieser Gelegenheit wohl den einzigen Hafen, die Walfischbai, die ganz von deutschem Schutzgebiet umschlossen wird, letzterem überweisen können. Immerhin kann das Verhalten unseres Auswärtigen Amts nur beurteilt werden im Hinblick auf die politische Gesamtlage, die ohne Zweifel eine bedenkliche ist. Hätte man die strittigen Fragen in Afrika offen gelassen zwischen Deutschland und England, so würde zunächst die Herstellung gesicherter Zustände dort noch länger hinausgeschoben sein. Und dann würden wir sicher in dem über kurz oder lang doch zu erwartenden europäischen Kriege weit größere Gebiete verloren haben, als wir jetzt auf vertragsmäßigem Wege darangegeben haben.

Daß aber wirklich die Lage in Europa eine recht gespannte ist, dafür liegen aus dem letzten Monat zahlreiche Anzeichen vor. Das französisch-russische Einvernehmen wird offenbar immer intimer, je dichter Rußland seine militärischen Machtmittel an der Grenze



konzentriert. Und andererseits hat die Tendenz der Dreibunds-Kabinette, den Frieden zu erhalten, sichtlich abgenommen. Bulgarien namentlich benimmt sich neuerdings so keck, daß man nur auf eine Ermächtigung zu Provokationen durch Deutschland und seine Bundesgenossen schließen kann.

Von sonstigen Ereignissen des Monats ist noch von größerer Bedeutung die Entlassung des Finanzministers von Scholz, der wegen eines Augenübels schon länger zu gehen beabsichtigte. An seine Stelle ist der Oberbürgermeister von Frankfurt, Miquel, getreten, schon längst als „der kommende Mann" bekannt, der auch vom Kaiser in letzter Zeit wiederholt ausgezeichnet wurde. Seine Aufgabe wird zunächst darin bestehen, die nötigen Mittel flüssig zu machen, damit die vom Reichstage beschlossenen, nicht unerheblichen Mehrausgaben gedeckt und das Budget in der Schwebe gehalten werden kann. Die gemäßigte Linke knüpft zum Teil auch politische Hoffnungen an Miquels Eintritt in das Ministerium, derselbe möchte, wie Herr Eugen Richter sagt, als „Sprengpatrone" im konservativen Ministerium dienen. Wir können hier unsererseits weder Hoffnungen noch Befürchtungen hegen. So „konservativ" wie die Herren Scholz, Herrfurth, von Goßler ist Herr Miquel auch, und er könnte noch sehr viel weiter links stehen, ohne Anstoß bei diesen Herren zu erregen.

Kirche.

Der Bericht beginnt heute mit der Angelegenheit, mit der der vorige schloß. Thatsächlich ist zu der Klage gegen Pastor Bartels im Osnabrückschen zu berichtigen, daß nicht der Feldprobst D. Richter, sondern das Kriegsministerium wegen der Schmähungen einer Feldpredigt des letzteren in der „Brunonia" geklagt hat. Aber auch unser Urteil über die ganze Angelegenheit bedarf nach näherer Kenntnisnahme einer Modifizierung. Da die Rede nicht öffentlich in Druck gegeben ist, so waren wir lediglich auf die Mitteilungen angewiesen, welche in verschiedenen Zeitungen darüber gemacht waren. Und dort war nur der von uns wiedergegebene Abschnitt mitgeteilt, welcher allerdings keinen anderen Eindruck machen konnte, als daß die Stelle aus Luc. 10, 24 einfach und direkt auf die Gründung des deutschen Reiches angewandt worden sei. Inzwischen ist uns die „als Manuskript gedruckte" Predigt: „Gott Dein Weg ist heilig, Predigt, gehalten bei dem Feldgottesdienst am 15. September 1889 auf dem Waterlooplatze in Hannover" — gütigst zur Einsicht überlassen, und wir geben ihr gern das Zeugnis, daß ein christlich entschiedener Geist in ihr weht, und daß sie — besonders an einigen Stellen — auf der Höhe der Situation steht, in der sie gehalten ist. „Gott Dein Weg ist heilig" — daran werden vorgeführt die Wunder der Barmherzigkeit Gottes, „die Großthaten der Erlösung über einer ganzen verlorenen Menschheit, die granitnen Säulen unseres allerheiligsten Glaubens, die viel fester stehen und viel gewaltiger reden, als diese Säule: Bethlehem und Golgatha, Krippe und Kreuz, Gott und die Menschheit in Einem vereinet, und über dem Allen nur die eine Ueberschrift, von der Hand der ewigen Liebe selbst gesetzt: Gott Dein Weg ist heilig, Du bist der Gott, der Wunder thut u. s. w." — Im Verlauf kommt die Predigt auf das, was Gott am deutschen Volke gethan, woran die Waterloosäule erinnert, die Zerstörung der Napoleonischen Macht, und endlich auch die Erfüllung der Hoffnungen auf eine Einigung des Vaterlandes. Es folgen dann ernste Mahnungen und Gelübde: „Du hast Dein Volk erlöst gewaltiglich, Du treuer Gott; Du kannst und wirst es auch weiter erlösen gewaltiglich von allem Bann, der noch auf uns liegt. Das ist auch ein Befreiungskrieg ohne Gleichen, auch ein heiliger Krieg fürs heilige Vaterland, und den sollen wir alle kämpfen, das ganze Volk in allen seinen Ständen und Schichten und Konfessionen, voran die Armee, die große Erziehungsschule der Nation."

Wir glaubten es unseren Lesern schuldig zu sein, nach dem harten Urteil über die Rede, die wir lediglich nach den uns bekannten Stellen ansahen, weitere Mitteilungen zu geben, die sie in den Stand setzen, sich ein anderes Urteil zu bilden. Auch die mitgeteilte Stelle, die so peinlich berührt hat, läßt sich im Zusammenhange der Gedanken so deuten, daß es sich handele um die Sehnsucht, den HErrn selbst zu sehen in den Wunderwegen Gottes mit unserem Volke. Die Erwähnung des hochseligen Kaisers Wilhelm, die gleich darauf folgt, „über dessen Leben stand: ich bin vor vielen wie ein Wunder, aber Du bist meine starke Zuversicht" — legt diese Gedankenverbindung nahe.

Immerhin können wir uns mit einer auch so modifizierten Anwendung des göttlichen Wortes vom homiletischen Standpunkte aus nicht befreunden. Es war früher allgemeine Sitte, messianische Stellen auf den eigenen Landesfürsten und politische Verhältnisse anzuwenden. Der Territorialismus mit all seinen Auswüchsen hat von Constantin und von Chlodwig an stets alttestamentlich-messianische Belege gesucht und benutzt. Allein es ist dabei nicht zu vermeiden, daß der eine die Triumphlieder Davids da anwendet, wo der politische Gegner seine Seele in die Klagelieder Jeremiä stimmt. In der Gegenwart hat sich der Geschmack in der evangelischen Kirche geändert. Und es dürfte die Behauptung unwiderlegt bleiben, daß unter den homiletischen Theoretikern heute kein einziger mehr eine derartige Anwendung des Wortes Gottes anders als mit ernster Zurückweisung behandelt. Und die behandelte Feldpredigt hat nach unserm Eindruck den Schein einer ähnlichen Verwendung nicht vermieden.*)

Das kirchliche Interesse hat sich in den letzten Wochen wesentlich um den evangelisch-sozialen Kongreß in Berlin gedreht und um den Eindruck, den er auf den verschiedenen Seiten gemacht hat. Und er verdient es in der That, auch auf kirchlichem Gebiete als ein ganz hervorragendes Ereignis angesehen zu werden.

Bei fast allen kirchlichen Richtungen finden wir Befriedigung über den Verlauf der Tage und die Hoffnung, daß weiter Gutes daraus entstehen werde. Auch die „Lutherische Kirchenzeitung" Luthardts spricht sich in diesem Sinne aus, wundert sich aber über den geringen Besuch der Versammlung und führt diesen Umstand mit auf die Art der Einladungen zurück. Jedoch wir können bei einer solchen Versammlung nicht nach den 30 Millionen Evangelischer fragen, welche daselbst vertreten sein sollen, sondern nach den Zahlen, die auf anderen Kongressen erscheinen. Und da muß man doch sagen, daß fast 800 eingeschriebene Kongreßmitglieder Alles sind, was man bei der Neuheit der Sache und der Schwierigkeit des Unternehmens nur erwarten konnte. Die Leipziger Kirchenzeitung bemängelt es, daß nicht mehr außerpreußische Lutheraner dabei gewesen wären, oder, wie sie sich ausdrückt, eingeladen wären. Aber unter der ersten vertraulichen Aufforderung stand schon der Name des lutherischen Vereinsgeistlichen P. Seidel in Dresden, der auch dem Vorstande des Kongresses angehörte. Unter den Namen der Männer, die noch außerdem dem Vorstande als Aktionscomité beizuordnen vorgeschlagen wurde (und zwar durch einen Vertreter der linken Seite des Kongresses, P. von Soden), befand sich in erster Linie Abt D. Uhlhorn. Und wir würden, wie gewiß alle Teilnehmer des Kongresses, sehr erfreut sein, wenn bald neben Seidel und Uhlhorn noch andere Männer aus den außerpreußischen Lutheranern ein solches Interesse an den sozialen Aufgaben der Kirche bethätigten, daß man auf ihre Mitarbeit auch am Kongreß rechnen darf. Die „Lutherische Kirchenzeitung" weiß doch gewiß, wie viel Unlust zu den neuen Wegen, auf welche die Kirche durch diese Aufgaben getrieben wird, gerade in den Kreisen der außerpreußischen Lutheraner vielfach bisher vorhanden war. Auch heute noch weiß z. B. das „Mecklenburgische Kirchen- und Zeitblatt" von dem Kongreß nichts zu sagen, als daß „bei der breiten Basis der Konferenz nicht viel von ihr zu hoffen sei", und fährt fort: „Ein Zusammengehen so verschiedener Elemente ist kaum in technischen, noch

*) Von Feldprobst D. Richter ist früher erschienen eine Predigtsammlung: „Wir sahen seine Herrlichkeit." Es sind 20 Predigten über Texte aus dem Evangelium Johannis, in besonders schöner Sprache und von warmem evangelischen Geiste getragen.



weniger aber in prinzipiellen Fragen auf die Dauer möglich. Daß wir die in den letzten (Stöckerschen) Thesen der Kirche zugewiesene Aufgabe der öffentlichen Mission nicht billigen können, haben wir schon wiederholt bemerkt." — Wir setzen das Wichtigste aus diesen trefflichen Thesen 12 und 13 gleich hier neben: „Als ihre besondere Mission soll die Kirche ein Vereinsleben hervorrufen, das die öffentlichen Angelegenheiten, die kirchlichen, wie die vaterländischen und sozialen, in dem Licht des Wortes Gottes behandelt und neben der christlichen Gottesanschauung auch die christliche Weltanschauung zur festen Ueberzeugung bringt . . . . (es soll) der Versuch gemacht werden, regelmäßig oder bei gegebenen Gelegenheiten die Männer der Gemeinde zu Versammlungen zu berufen und an Familien-Abenden eine edle christliche Geselligkeit zu pflegen . . . Indem die Kirche so durch ihre amtlichen Organe und Thätigkeit, wie durch ihre freien Vereine und Arbeiten einen Einfluß auf das soziale Leben erstrebt, . . . besinnt sie sich auf eine lange vergessene, in der Gegenwart unerläßliche Aufgabe, die als ihre öffentliche Mission bezeichnet werden kann." — Die in diesen Sätzen ausgesprochene Erkenntnis ist es, welche Hofprediger Stöcker in seiner ganzen Wirkung geleitet hat, welche vor, mit und nach ihm zahlreiche andere Männer zu Versuchen aller Art bestimmt hat, und welche auf dem evangelischen Kongreß siegreich zum Durchbruch gekommen ist. Diese öffentliche Mission wurde früher von lutherisch-konfessioneller Seite, nicht bloß außerhalb Preußens, allgemein verworfen. Berichterstatter erinnert sich noch sehr wohl, wie seine besten Freunde den Kopf schüttelten, als er im Jahre 1874 begann, „bei Tabak und Bier", wie man verächtlich sagte, Fragen mit kirchlichem Interesse öffentlich zu behandeln. Daß Gefahren damit verbunden sind — wer wollte es leugnen? Am meisten für denjenigen selbst, der „öffentliche Mission" treibt. Aber das Evangelium zu predigen, ist unter allen Umständen eine Sache, die stete Wachsamkeit und Nüchternheit verlangt und jedenfalls alle Trägheit und allen Doktrinarismus ausschließt. Und heutzutage wird darum jeder, der dem letzteren nicht unrettbar verfallen ist, an den maßvollen Forderungen des Kongresses nach dieser Seite hin seine Freude haben.

Von der anderen Seite erhebt Beyschlag Protest gegen die „öffentliche Mission". Er hatte kurz vor dem Kongreß in dem „Deutschen Wochenblatt" einen Artikel gegen Stöcker und seine Thätigkeit veröffentlicht, der auch als besondere Broschüre erschienen ist und leider ganz den alten, im hohen Grade bitteren Ton anschlägt („geistlicher Charlatan" u. dgl.). Mit diesem Artikel beschäftigt, hatte er die Aufforderung erhalten, sich am Kongreß zu beteiligen und sie abgelehnt. Um so anerkennenswerter ist die Art und Weise, wie er in seinen „Deutsch-evangelischen Blättern" über den Verlauf desselben berichtet, wo es an Worten freundlicher Zustimmung nicht fehlt; und wenn auch die Bedenken nicht geschwunden seien, erklärt er am Schluß, so wünsche er doch guten weiteren Erfolg. Möchte es gelingen, auch die von Beyschlag vertretenen kirchlichen Kreise mit in die Arbeit des Kongresses hineinzuziehen. Vielleicht daß durch ein Zusammenarbeiten auch die auf dieser Seite unbegreiflichen Urteile über die — von demselben Stöcker vertretenen — „hierarchischen" Selbständigkeitsbestrebungen des Hammersteinschen Antrages eine Aenderung erfahren.

Auf kein Zusammengehen wird dagegen zu rechnen sein mit den Männern des Protestantenvereins, wenigstens soweit sie bisher in der „Protestantischen Kirchen-Zeitung" zu Worte gekommen sind. Dieselbe druckte vor dem Kongreß einen Artikel Harnacks aus den „Preußischen Jahrbüchern" ab, in welchem derselbe seine vorsichtige Reserve gegenüber dem Kongreß ausführt. Allein der Verlauf der Maitage in Berlin scheint die Erwartungen der „Protestantischen Kirchen-Zeitung" sehr enttäuscht zu haben. Sie bringt nur einen kurzen Bericht, der sich wundert, daß Harnack und seine Freunde in der Weise mitgemacht hätten, wie es geschehen, und der überall die ganze Feindschaft gegen Stöcker offenbart, welche die hauptsächlich durch seinen Einfluß in Berlin zurückgedrängte kirchliche Partei beseelt. Daß innerhalb der Protestantenvereins-Theologen in der letzten Zeit schon Differenzen entstanden waren über die kirchliche Arbeit, ist früher von uns

erwähnt. Der Pastor Sulze in Dresden, der sich durch eine sehr energische Vertretung des kirchlichen Gemeindegedankens hervorgethan hat, ist mit unter den Namen genannt, die für das Aktionskomité zu gewinnen sein würden.

Die geordneten kirchlichen Organe zu heben und zu beleben, darauf richtete ja nun der Kongreß in dem ersten Verhandlungsthema sein Augenmerk: „Die Kirchengemeinde in ihrer sozialen Bedeutung." Die „Christliche Welt" glaubt zwei Strömungen unterscheiden zu sollen, die an der Stellung zu dieser Frage auseinandergingen. Während sie selbst und die mehr von links kommenden Teilnehmer (von Soden, der Referent für das erste Thema, u. a.) mehr darauf den Ton legten, daß die geordneten kirchlichen Organe in lebhaftere Aktion gesetzt würden, um mit dem sittlichen Gehalt des Christentums das Leben der Gemeinde mehr zu durchdringen (worin sie sich mit der äußersten Rechten, den konfessionellen Lutheranern, eins wüßten), — gäbe es eine andere Richtung, die dort die „Christlich-Sozialen" genannt werden, zu denen Wagner, Stöcker, Weber und die Mehrzahl der Kongreßteilnehmer gehörten, welche meinten, durch besondere Veranstaltungen und durch direktes Eingreifen der amtlichen Kirchendiener, der Geistlichen, in die sozialen Bewegungen eine „Gegenwirkung gegen die dämonische Sozialdemokratie" erzielen zu können. Gewiß sind diese Strömungen vorhanden. Jedoch glauben wir ganz im Sinne jener genannten „Christlich-Sozialen" zu reden, wenn wir sagen: Wir sehen in den beiden Idealen keinen Gegensatz. Es bleibt unser aller Streben, die Kirchengemeinden zu organisieren, ihre Organe zu beleben, sie belebungsfähig auch äußerlich zu gestalten, — aber erstlich würde es gefährlich sein, so lange wir andere Mittel noch nicht haben, mit der Vereinsthätigkeit zu warten, denn Zeit darf bei der Gegenwirkung nicht verloren werden, und zweitens sehen wir in einer lebendigen Vereinsthätigkeit das beste Mittel, um den Gemeindegedanken zu beleben. Daß das Vereinswesen eine den Kirchengedanken schädigende Form annehmen kann, daß unsere Innere Mission eine Zeit lang in der größten Gefahr war, eine Neben- und Konkurrenzkirche zu organisieren, und daß diese Gefahr auch immer noch ihren Hintergrund hat, das ist es, was gerade wir stets geltend gemacht und dadurch nicht selten den Zorn der Großen in der Inneren Mission erregt haben. Erst noch im letzten Bericht haben wir eine dahin zielende Warnung ausgesprochen. Aber wenn wir die wirklichen Verhältnisse ansehen und fragen: wodurch ist denn in Berlin der Gemeindegedanke angeregt und gefördert? wer zieht denn die Laien heran und organisiert ihre Thätigkeit? wer sammelt die Zerstreuten und gliedert sie kirchlicher Thätigkeit ein? — doch eben die von Stöcker geleitete Stadtmission. Die Vereinsthätigkeit ist heute überall, bis auf sektiererisch gerichtete Kreise, gut kirchlich, und will und soll den Gemeindegedanken fördern. Auch wir bekennen uns von ganzem Herzen zu den von Pastor von Soden in seinen Thesen ausgesprochenen Gedanken über die Bedeutung der kirchlichen Gemeinde als eines Werkzeuges in der Lösung sozialer Fragen.

Daneben bleibt freilich noch der gewisse Gegensatz über die mehr direkte oder mehr indirekte Geltendmachung christlicher Ideen für die Verhältnisse, in denen sich die soziale Bewegung abspielt. Hierüber möchten wir uns nicht von neuem verbreiten. Es wird hier eine Verständigung ganz allein von der praktischen Arbeit bedingt sein, in der man sehr bald lernen wird, wie tief die in der Politik und Sozialpolitik zur Verhandlung stehenden Fragen christliche Lebensinteressen berühren.

Einzelheiten vom Kongreß übergehen wir. Sie sind durch die Berichte in den Zeitungen bekannt und werden durch die gedruckten Verhandlungen noch zugänglicher werden. Es war auch nach der Seite der persönlichen Eindrücke, der Spannung gewisser Momente eine interessante Versammlung, der wir darin nur etwa die Oktoberversammlung von 1871 an die Seite setzen möchten. Bei der letzteren wurden gleichfalls die Gegensätze scharf und deutlich ausgesprochen, nur hatte die Aussprache keinen anderen Erfolg, als daß die Minorität niedergeschrieen wurde, und kein einziger Schritt der Annäherung erfolgte. Und das war das Wohlthuende am evangelisch-sozialen Kongreß,



daß doch die Auseinandersetzungen auch über differente Punkte zumeist einen befriedigenden Schluß erhielten, sei es durch Nachgeben, sei es durch Verständigung. Wir wollen nun hoffen und den HErrn bitten, daß er dem Aktionskomité für weitere Anregungen Weisheit und Kraft geben wolle, und dürfen auch der Hoffnung Ausdruck geben, daß die „Monatsschrift“ nicht zum letztenmal über einen evangelisch-sozialen Kongreß berichtet haben wird.

Am Tage vor dem Kongreß hatten in Berlin die Lehrer ihren Versammlungstag. Von kirchlicher Bedeutung ist derselbe nur als Zeichen der Zeit, an dem man die Riesenaufgabe erkennt, welche der Kirche in der Ueberwindung der dem Evangelium abgewandten Kräfte gestellt ist.

Gleichzeitig mit dem Kongreß hatten sich in Gnadau die Freunde der Evangelisation versammelt, die sich um den Evangelisten Schrenk scharen. Es war schade, daß nicht manche tüchtige Kraft, die auch aus diesen Kreisen an der evangelisch-sozialen Aufgabe arbeitet, mit in Berlin war. In Gnadau wurde besonders der Heimgang des sel. Christlieb betrauert; es wurde über Laienthätigkeit gesprochen und viel Erfreuliches berichtet über allerlei Regen und Bewegen im Vaterlande. Möchte es so sein und immer mehr so werden. Ohne neues Leben werden auch alle neuen Formen und neuen Mittel nicht helfen.

Für und wider.

(Diese Rubrik soll dazu dienen, einen Meinungsaustausch der Leser über Fragen, die in der „Monatsschrift“ zur Besprechung gelangt sind, möglich zu machen. Sie steht allen Gesinnungsgenossen für kürzere, sachliche Einsendungen offen.)

— In dem Aufsatz „Inner-Afrika“ (Märzheft 1890, S. 264 ff.) ist die Bemerkung enthalten, daß die „Kölnische Zeitung“ den Handel mit Menschenfleisch zu rechtfertigen versucht habe. Herr Pastor Dr. Hasenclever in Braunschweig hat die Redaktion der „Monatsschrift“ ersucht, den Verfasser jenes Aufsatzes aufzufordern, die Nummer der „Kölnischen Zeitung“ anzugeben, in welcher jene Rechtfertigung des Handels mit Menschenfleisch enthalten sei. Ob die gleichzeitig mitgeteilte Thatsache, daß er „seit 15 Jahren die ‚Kölnische Zeitung‘ hält und liest“, schon genügte, Herrn Pastor Hasenclever als Vertreter der „Kölnerin“ zu legitimieren, dürfte zweifelhaft sein; gleichwohl soll ihm folgendes mitgeteilt werden:

1) Der Verf. jenes Aufsatzes hat aus der Erinnerung an einen Artikel des 1889er „Reichsboten“ citiert.

2) Der Verf. hat sich zu Gunsten der „Kölnerin“ insofern geirrt, als nicht der Handel mit Menschenfleisch oder der Sklavenhandel zu rechtfertigen versucht wird, sondern die Menschenfresserei!

3) Die „Kölnerin“ hat (mit der Hand des Reisenden Dr. Zöllner im Feuilleton) folgendes geschrieben:

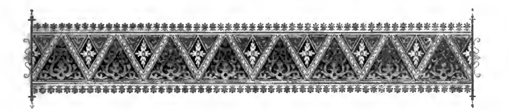
„Der Menschenfraß, — — blüht zur Zeit noch immer im Bismarck- und im Salomo-Archipel. — — Uebrigens ist die Sache, wenn man sie näher erwägt, doch wohl nichts so besonders Schlimmes. Von meinen farbigen Begleitern auf der Finisterre-Expedition, die aus einer der berüchtigtsten Gegenden von Neupommern stammten, hatte mancher daheim in der schönen kannibalischen Heimat Menschenfleisch genossen. Aber um dessentwillen sind sie nicht minder treu, brav und zuverlässig gewesen. Im Gegenteil. Kannibalische Völker sind gewöhnlich kräftig, schneidig und hochbegabt. Sie sind ein hartes Holz, aus dem etwas Tüchtiges gemacht werden kann.“

4) Herr Hasenclever muß dieses scheußliche Feuilleton übersehen haben, andernfalls würde er mit Ablauf des 4. Quartals 1889 das Halten der „Kölnerin“ als Mensch, als Christ und als Geistlicher ohne allen Zweifel aufgegeben haben. Dann wäre ihm auch nicht in den Sinn gekommen, als Anwalt der „Kölnerin“ aufzutreten.

5) Mit Angabe der Nummer des „Reichsboten“ und der „Kölnerin“ wird nach dem Mitgeteilten Herrn Hasenclever nun nicht mehr gedient sein. Ohne Zweifel wird er von jetzt an die „Kölnerin“ nicht mehr halten. O. K.

— Im Maiheft der „Konserv. Monatsschrift“ heißt es im kirchlichen Bericht auf Seite 544: „Aus dem Mittelalter ist der tiefe Eindruck bekannt, den das religiöse Schauspiel der Dominikaner in Eisenach gemacht hat (‚ein Seel zu Gottes Füßen lag‘).“ Es kann hier offenbar nur jene opera seria, welche als das Spiel von den 10 Jungfrauen bekannt ist, gemeint sein, gegeben zu Eisenach anno 1322. (Dasselbe ist von mir nach den beiden vorhandenen und sich ergänzenden Texten 1870 behandelt und bei Naumann-Leipzig erschienen.) Ich erlaube mir diese Berichtigung des betr. Artikels, dem ich voll beistimme.

Oberl. Dr. Freybe-Parchim.



Neue Schriften.

1. Politik.

— **Der Atheismus und die Sozialdemokratie.** Zeitgemäße Betrachtungen über einen Vortrag des Professor Dr. Fricke in Leipzig. Dritte Auflage. (Leipzig, J. G. Findel.) 1890. 32 S. 50 Pf.

Worin das „Zeitgemäße“ dieser Betrachtungen steckt, habe ich vergeblich zu ergründen versucht: nur der Titel und allenfalls die Jahreszahl 1890 können auf dies Prädikat Anspruch machen. Es wäre auch vergebliche Mühe, eine fortlaufende, klare Entwicklung in dem kleinen Schriftchen zu suchen: eine solche wird man in freimaurerischen Schriften nie finden, sobald es sich um spezifisch religiöse Fragen handelt, wohl aber kann man bei solchen Gelegenheiten ganz hübscher dicta habhaft werden. So auch hier. Die 30 auch noch sehr mangelhaft ausgenutzten Seiten bestehen zum großen Teil aus zusammengetragenen Citaten; davon hat der „Theologe“ Dr. Kalthoff allein 6 Seiten hergeben müssen, andere Beiträge liefert ein Dr. Dulk, sehr oft muß Feuerbach aufmarschieren, und um dann das Gleichgewicht herzustellen, kommt auch einmal der Apostel Paulus und ein Vers von Schiller zu Worte. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“, dachte wohl der Verfasser; trotzdem wird er mich nicht überzeugen, daß die Bezeichnung: „Dritte Auflage“, welche dem Heft aufgedruckt ist, auch einen großen Leserkreis voraussetzt.

Eine Probe der im Schriftchen umgehenden Logik zu geben, ist für die Leser der „Monatsschrift“ vielleicht interessant, zumal sie für freimaurerische Litteratur — Ausnahmen abgerechnet — typisch ist. „Ein **lebendiger** Gott ist dem vernünftigen Denken nicht annehmbar.“ (S. 5.) Ganz im Einklang damit wird dann auch S. 26 der Buddhismus, die Religion des Nirvana, gepriesen. Die Kirche — ob evangelisch oder katholisch, gilt dem Verfasser offenbar gleich — ist es, die mit ihrem allmächtigen Wundergott einen „Rückfall ins Heidentum“ gemacht hat, ja sie sucht noch fortwährend „ihre Gottesauffassung, der philosophischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnis zum Trotz, dem fortgeschrittenen Geiste des 19. Jahrhunderts aufzudringen, ohne damit etwas anderes zu erreichen, als die Gebildeten wie die Massen mehr und mehr **Gott zu entfremden.**“ Was mag das für ein Gott sein, den der Verfasser hier plötzlich wieder substituiert? Ein **lebendiger** ja nicht, so wenig wie ein allmächtiger; also wohl ein toter und ohnmächtiger. Ist es aber ehrlich oder auch nur logisch, für einen solchen Begriff das Wort „Gott“ beizubehalten? — Eine solche Spiegelfechterei und Umschmelzung fest gewerteter Begriffe zeigt sich übrigens fast auf jeder Seite. Ihren Höhepunkt erreicht die Verschwommenheit, wenn der Verfasser sich zur Fixierung seines Gottesbegriffs auf das Wort Christi beruft: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten,“ und dies Wort folgendermaßen in sein maurerisches Deutsch übersetzt: „d. h. **geistig verehren** durch Liebe zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit und zu den Menschen.“ Einen **toten** Gott anbeten hat ja auch am Ende keinen Zweck; ob aber das „geistig Verehren“ eines Schemens finnreicher ist? — Daß die **Sozialdemokraten** für einen in Religionssachen so genügsamen Mann höchst religiöse Leute sind, zum mindesten weit religiöser als viele „Vertreter kirchlicher Rechtgläubigkeit,“ unter denen es „mehr als genug unbewußte Atheisten giebt“, das kann hiernach nicht Wunder nehmen. Man kann „getrost behaupten, daß dieselben Sozialdemokraten, welche Gott theoretisch leugnen, durch die That ihn bekennen und verehren. Sie lieben vielfach von ganzer Seele die Wahrheit, und wissen nur nicht, daß sie Gott (?) lieben, der die Wahrheit selber ist. Sie preisen und üben Liebe zu den Menschen und wissen nur nicht, daß sie Gott (??) verehren, der die Liebe ist. Sie haben einen stark ausgeprägten und lebendigen Sinn für Gerechtigkeit und wissen nur nicht, daß

sie in der Gerechtigkeit Gott (???) dienen." So schließt denn auch der Verfasser seine Ausführungen mit dem (logisch wieder höchst bemerkbaren) Satze: „Die Siege der Sozialdemokraten bei den letzten Reichstagswahlen sollen uns gesegnet sein, wenn sie die doppelt gute Frucht zeitigen, auf der einen Seite innerhalb des Bürgertums das Gewissen zu wecken und zur Einkehr zu mahnen, und auf der anderen die Sozialdemokraten vor Uebermut zu bewahren und ihr Verantwortlichkeitsgefühl zu schärfen." — Einem kurzen Satze auf S. 10 kann ich jedoch voll beipflichten. Er lautet: „Der Menschen Herz ist oft besser als ihr Verstand." A. W.

2. Kirche.

— Dürfen wir bei unserm alten Glaubensbekenntnis bleiben? Ein Wort zu Prof. Kaftans „Glaube und Dogma" von Ulrich Behm, Pastor zu Ivenack. (Güstrow, Opitz & Co.) 38 S. 60 Pf.

Giebt es irgend eine Frage, welche das kirchliche Leben unserer Tage bewegt, so ist es die Frage nach dem Bekenntnis, nach der doctrina publica in den evangelischen Kirchen. Fast überall in Deutschland bietet sich dasselbe Bild, daß nämlich die Kirchenregimente nicht mehr die Energie haben, ihre Geistlichen wirklich als auf das Bekenntnis verpflichtet anzusehen und Abweichungen von demselben als einen Umstand zu achten, der die Bekleidung des Lehramts in der Kirche unmöglich macht. Wir sehen die große preußische Landeskirche der alten Provinzen grundsätzlich im Regiment uniert und infolgedessen natürlich geringen oder gar keinen Wert auf den Unterschied zwischen reformiert und lutherisch legen. Im übrigen hängt das Maß der Lehrzucht von den persönlichen Ansichten des jeweiligen Konsistorial-Präsidenten ab. Einige derselben gehen noch gegen offene Protestantenvereinler vor; andere lassen auch die arianischen Geistlichen in Ruh, wenn sie nur nicht gerade öffentlich Lärm machen. Auf den Universitäten herrscht thatsächlich absolute Lehr-Willkür; die weitaus größte Zahl der Professoren kümmert sich gar nicht um die Bekenntnisse. Kommt ein ungläubiger Gelehrter auf einer Universität nicht an, so thut ihm eine andere, vielleicht grade um seines Unglaubens willen, die Thüren und Lehrstühle auf. Dem gegenüber erheben sich nun konfessionelle Stimmen, welche die eingerissene Indifferenz ausschließlich der Union zuschreiben und bestimmte Konfession verlangen. Ihnen aber wird dann sofort entgegnet: „Die Konfession thuts auch nicht; wir haben in Deutschland Landeskirchen, in denen lutherisches Bekenntnis zu Recht besteht; trotzdem ist auch in diese der Protestantenverein eingedrungen, und die Lehrwillkür ist größer, als in der Union. Den Anhängern des Protestantenvereins ist auch gar nicht zu wehren. Sie bedienen sich in jeder Hinsicht der kirchlichen Terminologie, aber sie legen den Worten einen anderen, selbstgewählten Sinn unter." — Die Möglichkeit solcher Täuschung muß bei der heutigen rein formalen Prüfung der jungen Theologen zugegeben werden, und ebenso wird kaum zu bestreiten sein, daß unter denjenigen Gebildeten, welche sich vom Inhalt der Bekenntnisschriften Rechenschaft geben und selbständig über kirchliche Fragen nachdenken, nur wenige sich finden werden, die wirklich in allen Punkten, sei es mit der Augustana, sei es mit dem Heidelberger Katechismus oder mit der Lehre irgend einer anderen Kirche oder Sekte bis auf das Tüttelchen über dem i übereinstimmen. Und es wird gewiß auch manche geben, welche den einen Lehrpunkt bei den Reformierten, den anderen bei den Lutheranern, einen dritten gar bei den Katholiken richtiger ausgeprägt finden, von den Fragen ganz abgesehen, welche rein auf dem Gebiet der Scholastik oder Spekulation liegen, und daher ewig unentschieden bleiben werden, wie z. B. die Frage, welchen Sinn man nach der Absicht des Heilandes bei den Worten: „Das ist mein Leib" — in das Wörtchen „ist" hineinzulegen hat. Alles, was darüber vorgebracht werden kann, ist subjektive Meinung; es fehlt an der Instanz, welche das letzte Wort sprechen könnte.

Wie ist also die Lage? Einerseits drängt die gegenwärtige kirchliche Lage die Ueberzeugung auf: der Weg der alten Konfessionalisten war insofern falsch, als dieselben für möglich hielten, durch eine unanfechtbare Formulierung der christlichen Wahrheit zur una sancta gelangen zu können. Grade die äußersten Vertreter dieses Standpunkts enden in Separation und voller Zersplitterung; sie verlieren die Einheit, statt sie zu gewinnen. Andererseits ist klar, daß, wenn eine christliche Gemeinde, sei es in kleinerem oder größerem Umfange, zusammentritt, irgend eine Glaubensregel da sein muß, auf welche die Gemeinde ein Recht hat, und nach welcher namentlich die Unterweisung der Jugend stattzufinden hat.

Wie nun aus diesem Zwiespalt herauskommen? Professor Kaftan fordert, wie mehrfach erwähnt, ein neues Dogma, und zwar ein solches, welches möglichst zwischen Glauben und Wissen scheidet und ausschließlich die Sprache des Glaubens redet. Der Verfasser unserer Broschüre tritt nun in einer außerordentlich klar und sachlich geschriebenen Ausführung dem Berliner Gelehrten entgegen. Er sagt mit Recht, daß eine Neuformulierung des Dogmas gefährlich ist, wenn sie der kritischen Theologie Zugeständnisse macht, daß es aber andererseits unmöglich ist, für die Kirche, die nicht auf Formeln, sondern auf historischen Thatsachen ruht, ein Bekenntnis zu finden, welches wirklich nur die Sprache des Glaubens redet. Verfasser schließt also, daß wir bei unserm alten Glaubensbekenntnis bleiben dürfen und bleiben müssen. Wir stimmen dem zu cum grano salis. Die historischen Bekenntnisse werden bleiben, so oder so. Nicht auf ihre Beseitigung oder Modifizierung kommt es an, sondern lediglich darauf, daß sie kirchenregimentlich richtig gehandhabt werden, und zwar nicht als unfehlbare Formulierung der christlichen Wahrheit, sondern als die geschichtliche Arbeit, zu einem festen Besitz zu gelangen. Wie weit sie verbindlich sein müssen, läßt sich scholastisch

nicht ausdrücken, sondern nur von lebendigen Menschen in concreto beurteilen. Darum gehört zur rechten Verbindung von Zucht und Freiheit nicht bureaukratisches, sondern bischöfliches, ja, wenn alles wäre, wie es sein sollte, apostolisches Kirchenregiment, welches vielleicht auch Prüfungskommissionen einsetzt, vor allem aber doch in heiliger Erleuchtung die Geister scheidet. W. P.

— Kirchengeschichte im Grundriß. Von Rudolph Sohm, Prof. der Rechtswissenschaft in Leipzig. 5. verm. Aufl. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1890. 215 S. 2,80 M., eleg. geb. 3,80 M.

Einer Reklame bedarf dies Buch, von dem in wenig mehr als zwei Jahren vier Auflagen vergriffen sind, nicht mehr; sein Titel wenigstens ist in allen in Betracht kommenden Kreisen bekannt genug. Da aber die „Allgem. Kons. Monatsschr." naturgemäß ein besonderes Interesse an seinem Ergehen nimmt, weil in ihr zuerst diese kirchengeschichtlichen Betrachtungen der Oeffentlichkeit übergeben wurden, so kann sie es sich nicht versagen, auch die jetzt vorliegende fünfte Auflage noch einmal wieder willkommen zu heißen. — Der Sohmsche „Grundriß" sucht und findet seinen Schwerpunkt nicht in den kirchengeschichtlichen Thatsachen, sondern in der Beurteilung derselben, in ihrem Zusammenfassen zu einem übersichtlichen Gesamtbilde. Wer daher Kirchengeschichte erst lernen will, der wird nicht zum „Sohm" greifen; wer aber aus anderen Darstellungen, deren es ja genug giebt, sich die Kenntnis des äußeren Materials angeeignet hat, dem giebt das Studium des Sohmschen kleinen Werkes die Möglichkeit, sein gewonnenes Einzelwissen zu vertiefen nicht nur, sondern eigentlich erst zu einem wirklich wertvollen Besitz zu machen. Denn nicht die Kenntnisnahme von einzelnen Thatsachen, sondern ihre Einreihung in das Gesamtbild der Geschichte erweitert den geistigen Horizont des Menschen. — Auch diese neue Auflage hat wieder einige Ergänzungen und kleine Ueberarbeitungen einzelner Teile erfahren. A. W.

— Evangelium in den Episteln. Ein Jahrgang Predigten nach der Textwahl von Thomasius und nach der Schriftauslegung v. Hofmanns. Von Detlev Zahn, evangelisch-lutherischer Pastor in Köslin. (Gotha, Schloeßmann.) 1890. 597 S. 6 M.

Wieder eine neue Predigtsammlung, die aber ihre schon durch den Titel angedeutete Eigenart nicht verleugnet. Die Texte des Thomasius, unter denen auch die Offenbarung Johannis eine nicht unbedeutende Rolle spielt, sind nicht jedermanns Ding, noch weniger die Hofmannsche Exegese. Wer nun gar eine blumen- und bilderreiche Sprache, Beziehungen auf außerkirchliche Verhältnisse der Gegenwart, kurz gesagt, etwas Aesthetik mit Realistik gepaart, auch in der Predigt verlangt, und sich z. B. an der Weise eines Ahlfeldt und Gerok zu erbauen gewohnt ist, dem dürften diese etwas schablonisierten, durchweg rein lehrhaften und darum mitunter etwas trockenen Predigten kaum viel Geschmack abgewinnen. Aber es giebt glücklicherweise auch unter den Interessenten der Predigtlitteratur die verschiedenartigsten Kostgänger, auch solche, welche alle äußeren ästhetischen Mittel wie überhaupt das Hineinragen der Außenwelt bei ihrer Erbauungslektüre perhorreszieren, denen es vielmehr nur auf die Darstellung eines möglichst reinen und faßbaren Lehrbegriffs ankommt. Solchen mag die vorliegende Sammlung empfohlen werden, die sich zudem durch Kürze und Klarheit der einzelnen Gaben auszeichnet. Jede Predigt enthält außer Textwort und Einleitung nur 2 Teile und ist durchschnittlich 10 Seiten lang. A. W.

— Die Bibliothek theologischer Klassiker im Perthesschen Verlage hat ihre Sammlung in neuester Zeit um drei Bände vermehrt. Handelt es sich bei derselben auch um ältere Werke, die eigentlich nicht mehr einer Kritik unterstehen, — denn die Aufnahme in die Bibliothek schließt ja schon ein festes Urteil in sich, — so knüpft sich an die Anzeige doch leicht eine kurze Besprechung, die manchem willkommen sein mag. Der XXIV. Band enthält die vier Bücher von der Nachfolge Christi nach gereinigtem Texte, neu übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Dr. E. Fromm, Bibliothekar der Stadt Aachen. Gewiß hatte die imitatio Christi ein Recht, in diesen hochansehnlichen Kreis aufgenommen zu werden. Dies Recht giebt ihr die Bedeutung, welche sie in der ganzen Christenheit gewonnen hat, trotzdem sie noch heute eine anonyme Schrift ist. Die Namen Gerson und Gersen sind von ihr zurückgetreten, und der alte Thomas von Kempen hat sie nicht mit unumstößlicher Gewißheit als sein Eigentum gewinnen können. Aber das schadet ihrem Wert nicht. Die Einleitung beschäftigt sich eingehend mit der Frage des Verfassers. Aber sie bringt dieselbe nur zu dem Ergebnis: Wir kennen ihn nicht. Die Uebersetzung beruht auf einer Verbindung der besten Handschriften. Sie stellt eine neue sinngemäße Einteilung her und bemüht sich, in unserer Sprache zu reden, ohne doch die Eigentümlichkeiten der Sprache des Buches zu verwischen. Sie hat etliche Kapitel ausgelassen, die nach der Ansicht des Herausgebers weniger glücklich sind: diese Kapitel sind in der Inhaltsangabe mit Sternen bezeichnet. Ich hätte gewünscht, daß hier auch der Frage nahe getreten wäre, wie und ob das Buch zur Erbauung eines evangelisch-lutherischen Christen zweckdienlich erscheint. Es walten da ernste Bedenken ob, die sich durch die Ausscheidung einzelner Abschnitte schwerlich erledigen. Bleiben die vier Bücher immer eins der edelsten und schönsten Erzeugnisse des mittelalterlich-christlichen Geisteslebens, bleiben sie gleichsam eine Verheißung von der Schwelle her auf die große innerliche Wende im Leben der Christenheit, die das 16. Jahrhundert gebracht hat, sie können es nicht verleugnen, daß sie auf fremdem Boden gewachsen sind. Und da nicht Alle erkennen und unterscheiden können, wie dieser fremde Ursprung doch das Evangelische im Buche trübt und dadurch den Leser in falsche Bahnen

führt, wäre es vielleicht gut gewesen, wenn der Herausgeber hier ein Richtmaß dargeboten hätte. Allerdings ist ja die Bibliothek in erster Stelle für Theologen bestimmt. Und diese sollten die Unterscheidung der Geister zu üben verstehen.

Der XXV. Band bringt uns Spitta's Psalter und Harfe mit einer Einleitung von Ludwig Spitta, die im Anschluß an Münkel ein Lebensbild des Sängers giebt. Von diesem Buch ist nicht viel zu sagen, weil es dessen nicht bedarf. Spitta ist der norddeutsche Gerok. Mag er auch nicht überall die höchste Formvollendung erreicht haben, welche unsere Zeit vom Dichter fordert, diese Mängel treten zurück gegen die tiefe Innigkeit der Empfindung, die feste, klare Ueberzeugung des Glaubens und den herzgewinnenden Wohllaut der Sprache. Wie manches von diesen Liedern besitzt eine solche lyrische Unmittelbarkeit, daß es sich gleich beim ersten Lesen dem Herzen einprägt. Wir freuen uns herzlich, daß Psalter und Harfe in die Bibliothek Aufnahme gefunden haben und heißen das Buch als einen edlen Gast darin willkommen.

Der XXVI. Band eröffnet die Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel von August Neander. Die Forschung der letzten Jahrzehnte gerade auf dem Gebiet der apostolischen und nachapostolischen Zeit hat für uns vielfach ein anderes Bild geschaffen, als Neander es dargiebt. Dies neue Bild enthält viele schwankende, unsichere Züge. Die Kritik hat verwüstet und gebaut, beides oft mit großem Unrecht. Aber die Neandersche Darstellung ist veraltet, sofern es sich um Erfassung der apostolischen Zeit handelt. Und ob das, was sie besitzt, was ihr unveräußerliches, wertvolles Eigentum ist und immer bleiben wird, der Geist der Liebe, der durch das ganze Werk hindurch geht, einer Liebe, die aber auch die Geißel des Zorns zu schwingen weiß gegenüber den Schändern des Heiligtums, ob das nun genügte, dem Buche eine Stelle zu geben in dieser Bibliothek, das möchte ich bezweifeln. Aber es werden wohl immer einzelne Schriften vorkommen, denen diese Berechtigung bestritten wird. Bisher bewegt sich die Auswahl fast ausschließlich in der Mittellinie positiv gläubiger Unionstheologie. Ob sie nicht auch die Confession, die kirchliche Richtung mehr berücksichtigen sollte, als das durch den einzigen Luther geschieht? Es fehlt doch auch da nicht an Klassikern. D.

3. Geschichte.

— Zeit- und Lebensbilder von Johannes Janssen. Zweiter Band, vierte vermehrte Auflage. (Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.) 1889. 380 S.

Was wir von dem ersten Band der Zeit- und Lebensbilder und ihrer Tendenz gesagt haben, gilt in gleichem Maße auch von dem zweiten.

Mit großem Interesse werden die überall zerstreuten feinsinnigen Verehrer Stifters den wertvollen Aufsatz über seine Anschauungen hinsichtlich des Lebens, der Litteratur und Kunst lesen. Das für Janssen wichtige Resultat dieser Betrachtungen ist dahin zusammenzufassen, daß Stifter „in keiner seiner Dichtungen eine konfessionell katholische Fahne schwingt", daß aber „der Gesamteindruck ein durchaus katholischer ist". Dem gegenüber ist doch zu bemerken, daß so unzweifelhaft „durchaus katholisch" der Eindruck, den Stifters Schriften dem evangelischen Leser hinterlassen, nicht immer ist, daß man sogar genötigt wäre, „nach einzelnen Stellen zu suchen", die Stifters Katholizität beweisen, und daß das gar nicht einmal so leicht sein würde, wie H. Keiter (Katholische Erzähler der Neuzeit) annimmt. Wenn man überhaupt genötigt ist, die religiöse Stellung eines Schriftstellers erst noch zu beweisen, dann muß sie doch so durchaus klar nicht sein. Soviel steht fest, bei aller Bewunderung, die Janssen Stifter zu teil werden läßt: in dem Sinne, wie Janssen den Katholizismus auffaßt, war Stifter nicht katholisch.

Eine Aeußerung Stifters über Hebbel ist der Mitteilung wert, weil sie uns ahnen läßt, was Stifter wohl über die neueste litterarische Schule gesagt haben würde: „Sie bringen ihr naturwidriges Gezerre und ihre seltsamlichen ungetümlichen Auswüchse zu Markte, erwischen statt des Tragischen immer nur das Widerwärtige, weil sie unsittlich sind, daher nicht wissen, daß ungeheures Unglück nur poetisch verklärt erscheint durch die Größe des Herzens, auf das es stößt, und daß das Schauderhafte an und für sich allein, das sie immer in ausgesuchter Schlechtigkeit und Raffinerie bringen, nichts weiter als eine Fleischbank ist. — Aber es thut nichts, solche Dinge sind immer gewesen und immer vergangen. Das durch Schlamm verunreinigte Wasser verfließt, die reinen Quellen sprudeln ewig."

Gleichfalls höchst interessant sind die Mitteilungen aus dem Leben des russischen Dichters Joukoffsky nach der von Carl von Seidlitz veröffentlichten Biographie, an der Janssen nur „mancherlei unerquickliche konfessionelle Ausfälle" tadelt, wie sie ihm und seinen Mitstreitern natürlich nie in die Feder kommen. Wir lernen einen edlen Menschen daraus kennen, den Sohn eines russischen Gutsbesitzers und einer Türkin, der im Jahre 1783 in der Nähe von Moskau geboren wurde, sich dann an den Bestrebungen des damaligen litterarischen Jung-Rußland beteiligte, Redacteur des „Europäischen Boten" wurde, von Kaiser Alexander einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 4000 Rubeln erhielt für seine poetischen Verdienste und Erzieher der kaiserlichen Prinzen wurde. Dabei war er ein Dichter, dessen Poesien in Rußland gelesen wurden, gleichwie Goethes und Schillers Werke in Deutschland, und „mehr als das, der edelste reinste Mensch, dessen ganzes Wesen die höchste Humanität atmete, frei von jenem kleinlichen Ehrgeize, der besonders an Höfen alles innere Leben erstickt." Wir können unsere Bewunderung einem Manne nicht versagen, der an den Großfürsten schreibt: „Nichts nehmen wir in jenes Leben mit als unsere Seele; das übrige, Zarenkrone wie Bettlerslumpen — sind Staub. Der Unterschied ist nur der, daß ein auf hoher gesellschaftlicher

Stufe Geborener im Leben dem allgemeinen Urteile ausgesetzt ist, nach dem Tode aber nicht bloß dem Gerichte Gottes, sondern auch dem Gerichte der Historie überantwortet wird, welch letztere seinem Andenken das Siegel der Schande oder den Kranz des Ruhmes aufsetzt. Denken Sie darüber ernstlich nach!"

Im Jahre 1841 heiratete Jonkoffsky die Tochter eines protestantischen Freundes, des Malers Gerhard von Rentern, mit der er in Düsseldorf und Frankfurt a. M. lebte, mit einer Uebersetzung von Nal und Damajanti und der Odyssee beschäftigt. Sein letztes großes Gedicht, Ahasverus, welches Fürst Wansemsky für „vielleicht das beste der ganzen russischen Poesie" erklärte, blieb unvollendet. Jonkoffsky starb 1852 zu Baden-Baden.

Der dritte Aufsatz handelt von den politischen und kirchlichen Ansichten der preußischen Diplomaten von Nagler und von Rochow. Nagler, ein dürrer Bureaukrat, war Generalpostmeister, Bundestagsgesandter von 1835—46 und Minister. Er begünstigt das Denunziantentum und wird von Denunzianten düpiert. Treue im Dienst und äußerster Fleiß sind ihm nicht abzusprechen. In seinem 71. Jahre schreibt er: „Fürst Wittgenstein ist kräftiger als ich; ich möchte alle sechs bis acht Stunden eine Viertelstunde faulenzen." (Damit vergleiche man den achtstündigen Arbeitstag!) Ueber Rothschild spricht er sich mit Richtigkeit dahin aus: „Jud bleibt Jud — lebenslang." „Amschelchen ist ein Narr, daß er sich um vornehme Diners mühet!" (Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Amsel Rothschild suchte durch kleine Gefälligkeiten die Einladung zu einem Gesandtenessen zu ergattern; sein Nachkomme in Frankfurt empfing vor einigen Wochen erst wieder nach dem Landgrafen von Hessen den Besuch der Kaiserin Friedrich und der Prinzessinnen-Töchter. Amschel war doch kein Narr.) Janssen weist nach, daß kaum irgend jemals ein Staatsmann über die großen kirchlichen und politischen Fragen der Zeit mit so niedriger Gesinnung sich geäußert, wie Nagler, und erklärt sich den Herausgebern der Korrespondenz für Dank verpflichtet, denn „wir müssen aus der Nähe die Männer kennen lernen, welche Schuld getragen haben an den traurigen Geschicken unseres Volkes." „Uebrigens," sagt Janssen S. 92, „erscheint Naglers ganze ‚Aktion' nur als eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was wir an bureaukratischen Willkürmaßregeln und Gewaltthaten gegen die Kirche Gottes in den siebenziger Jahren erlebt haben."

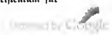
Rochus von Rochow, erst General, dann Gesandter in der Schweiz, Württemberg, Frankfurt und Petersburg, wo er 1854 starb, war ein „Ehrenmann und echter Legitimist, während Nagler nur Utilitäts-Politiker war." Er gehörte „jenem jetzt ziemlich veralteten Geschlecht von Diplomaten an," wie Janssen mit leicht verständlichem Seitenhiebe sagt, „welche noch an Recht und Gerechtigkeit festhielten und, zum Nutzen Preußens und Deutschlands, mit der Revolution, welche ihre eigenen Kinder verschlingt, nicht gemeinsame Sache machen wollten."

Die nun folgenden Aufsätze beschäftigen sich fast alle mehr oder weniger mit Friedrich Wilhelm IV.: Dahlmann und sein Briefwechsel mit Friedrich Wilhelm, Bunsens Verhältnis zum König, Friedrich Wilhelms politische und religiöse Gesichtspunkte und nur zum Schluß Gervinus über Deutschland und seine Zukunft.

Dahlmann wird von Janssen persönlich hochgeschätzt: „Seine edle Unparteilichkeit gegen alle Studierenden ohne Unterschied der Konfessionen war allgemein bekannt. Wir selbst haben wiederholt erfahren, wie gern der wortkarge, mürrische Mann mit Rat und That auch denen zu helfen bereit war, welche er nicht zu den Anhängern seiner Lehren zählte." Ein gutes Teil der „baierischen Unbegreiflichkeiten auf kirchenpolitischem Gebiete" wird nach einem Citate bei Janssen durch die Thatsache erklärt, daß König Max seine Sympathien dem protestantischen Kultus offen zuwandte und nur durch Dahlmann von einem Glaubenswechsel zurückgehalten wurde. „Es ist wirklich ein eigener Anblick," schreibt Dahlmann, „einen künftigen katholischen König zu sehen, der bei einem protestantischen Professor die Geschichte der deutschen Reformation hört, die ich ihm natürlich ohne ein Haar abzulassen vortrage." Ob das heute auch noch möglich wäre? Hätte Dahlmann länger gelebt, „so würde er mit der ‚liberalen' Partei immer entschiedener zerfallen sein; denn bei allem Liberalismus war er ein abgesagter Feind der modernen Staatsallmacht, der cäsaropapistischen Vergewaltigung aller bestehenden Rechte der Kirche, der Familie, der Genossenschaft. Bessere Einsicht, so lautete sein Grundsatz, verbietet uns die Seelenverkäuferei an den Staat."

Wie herrlich weit wir es mit unserem Liberalismus allerdings gebracht haben, das kann einem klar werden, wenn man das, was der liberale Dahlmann über Juden-Emanzipation sagt, mit dem vergleicht, was die Juden faktisch in kurzer Zeit durchgesetzt haben: „Wir werden nicht leicht durch einen Sprung dahin kommen, diejenigen ganz als unseres gleichen zu betrachten, welche eine ganz andere Vorzeit haben, ganz verschiedene Lebensweise, ganz verschiedenen Unterricht, wenigstens der Mehrzahl nach (damals waren die Gymnasien noch nirgends verjudet!) und bei denen, um auch das nicht zu verhehlen, das was wir Standesehre nennen, sich im allgemeinen noch gar nicht findet. Sie müssen uns notwendig Garantien geben, daß sie nicht den Vorteil allein für sich nehmen, den Verbindlichkeiten aber sich entziehen. — Und ist denn auch nicht die religiöse Ueberzeugung der Christen zu ehren, die sich dagegen sträubt, einen Eid in die Hände eines israelitischen Richters abzulegen? — Es ist nicht zuzulassen, daß der Israelit nur Land kaufe, um es als Ware wieder zu verkaufen, er muß an Jahre des Besitzes gebunden werden, an eigene Bearbeitung auch, soweit thunlich, durch Mitglieder seines Stammes!" — Das sollte eine schöne Wirtschaft geben!

Daß an Bunsen, „einem der kirchenfeindlichsten und revolutionärsten Wühler," von Janssen kein gutes Haar gelassen werden kann, ist wohl selbstverständlich. Schon die Ueberschriften sind vielverheißend: Bunsen erklärt das Christentum für



abgenutzt — schreckliche Pläne der Jesuiten — Bunsen täuscht König Friedrich Wilhelm III. — schwingt den Donnerkeil gegen Rom — Teufel und Papst — Rom wird gewürgt — Pfaffenränke — erklärt ein Jesuiteninstitut für eine privilegierte Räuberhöhle — Papst und Teufel (vorher umgekehrt!) — über die theologische Narrenzeit rc. Der Nachweis, wie Bunsen durch Selbsttäuschung oft zu den größten Irrtümern verleitet wurde, war Janssen ja allerdings leicht gemacht, und ebenso wird die verkehrte Art, in der er seine Arbeiten immer als Lebenswerke preist, mit Recht getadelt. Von Verdiensten, die Bunsen trotz all seiner Fehler doch auch hatte, weiß Janssen natürlich nichts.

In der Darstellung von Friedrich Wilhelms religiösen Anschauungen sind die Worte eines Promemorias von Ludwig von Gerlach aus dem Jahre 1841, dessen Originalkonzept Janssen als Geschenk des Verfassers besitzt, von hoher Bedeutung gerade für unsere Tage. Es heißt darin unter anderem S. 337: „In Berlin fehlt es in einem himmelschreienden Grade an Kirchen und Pfarreien. Ein immermehr versinkender Pöbel, ohne Sonntag, ohne Kirche, ohne Ehe nimmt in einem selbst politisch beunruhigenden Maße überhand. — Der allmähliche Untergang des Sonntags ist eine der tiefsten Wunden, die der Kirche geschlagen werden können. — Niemand aber bricht bei uns wohl den Sonntag mehr, als der Staat selbst." Wahrlich mannhafte, beherzigenswerte Worte auch noch nach 50 Jahren!

Wie sorgenvoll Janssen die Zukunft Deutschlands ansieht, möge aus den Schlußworten zu seinem Referate über Gervinus' „Denkschrift zum Frieden an das preußische Königshaus" klar werden. Nachdem er den Vorschlag von Gervinus mitgeteilt, „Deutschland wieder zu einem wahren Bundesstaat zu machen, der seine Kriegsordnung nur für seine Verteidigung bemesse, dem es ein Fest sein wird, eine Friedensära einzuleiten, die der schrecklichen Wucht der Militärlasten in Wahrheit ein Ende macht," fährt Janssen fort: „Alle diese Lasten sind von Jahr zu Jahr größer geworden. — Der herrschende Militarismus wird allem Anscheine nach trotz aller wohlgemeinten Friedensbemühungen zu einem europäischen Kriege führen — — es wird eine konfessionelle Erbitterung gegen die Katholiken entzündet, wie seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden war. — Unzählige wollen das tausendjährige christlich-kirchliche Erbgut Deutschlands ersetzen durch eine bloß humanistische Kultur. Frankreich besaß vor hundert Jahren eine solche Kultur ohne Christentum, aber sie wurde unter grauenhaften Leiden des Volkes ertränkt im Blutbade der großen Revolution. Gott schütze Deutschland!"

Durch alle in diesen zwei Bänden veröffentlichten Aufsätze Janssens zieht sich in ununterbrochener Kette der Gedanke von der Schlechtigkeit des Protestantismus, der Mittelmäßigkeit des deutschen Reichs und der Herrlichkeit der katholischen Kirche. Wer seine Augen aufthut, kann auch bei dieser Art Geschichtsbetrachtung mancherlei lernen.

Sch.-K.

4. Biographisches.

— Briefwechsel zwischen Moritz von Schwind und Eduard Möricke. Mitgeteilt von J. Baechtold. (Leipzig 1890. Verlag des Litterarischen Jahresberichts. Arthur Seemann.) 108 S. 2 M.

Der Maler Moritz von Schwind und der Dichter Eduard Möricke sind befreundet gewesen und haben eine größere Anzahl von Briefen gewechselt. Wenn aber der Herausgeber auf den Titel dieses Buches das Wort „Briefwechsel" gesetzt hat, so entspricht das doch kaum ganz dem Inhalt. Denn das Buch enthält fast ausschließlich Briefe von Schwind und nur sehr vereinzelte von Möricke. Wer aber Briefe liest von Männern, in deren Leben doch verhältnismäßig nur wenige so zu Hause sind, daß sie gleich wissen könnten, um was es sich handelt, der will denn doch auch gerne entweder die Antwort lesen, die ein Brief mit allen möglichen Anregungen, Fragen, Aufträgen, Bitten und was dergleichen mehr ist, gefunden hat, oder eine Mitteilung des Herausgebers, welche die fehlende Antwort ersetzt. Das fehlt. Die bezeichnete Lücke wird das Buch auf einen engeren Kreis beschränken, als ihn sonst die Sympathie ziehen würde, die man zwei so bedeutenden Männern, wie es Schwind und Möricke waren, gerne entgegenbringt.

5. Kunst.

— Richard Wagner-Studien. Sieben Essays über Richard Wagners Kunst und seine Bedeutung im modernen Leben von Alois John. (Bayreuth, Kommissionsverlag von Carl Gießel.) 1889. 79 S.

Wer eine Schrift über Wagner anzeigt, muß wohl oder übel zunächst selbst Farbe bekennen. Ich gehöre zu der wohl nicht gerade seltenen Kategorie der Musikinteressenten, die an Wagnerscher Musik, besonders der früheren, hohe Freude und Genuß haben, ohne darum dem Meister in allen Bahnen, die er namentlich in späterer Zeit eingeschlagen hat, folgen zu können. Man kann dem Holländer, Lohengrin und Tannhäuser mit voller Begeisterung lauschen und auch für die unstreitig großen Schönheiten der nibelungischen Tetralogie ein liebevolles Verständnis besitzen, und kann darum doch diese letztere nicht für den Höhepunkt, sondern schon für einen Niedergang, mindestens für eine Ausartung des Wagnerschen Genius halten. — Darüber mag man denken, wie man will, die John'schen Studien sind für jeden Freund Wagnerscher Musik erfreulich zu lesen, denn sie sind wirklich, für was sie sich in der Vorrede ausgeben: „ein Buch der Ueberzeugung, der Begeisterung", und Begeisterung ist nicht nur „keine Heringsware", sie ist auch heutzutage nicht mehr so wohlfeil wie Brombeeren, daß man an ihr sich nicht erfreuen und erfrischen sollte, wo immer man sie findet. Der Inhalt des Buches ist sachlich nicht streng geordnet: es sind eben „Essays", zwanglos aneinander gefügt, ohne Rücksicht auf eine Gesamtdisposition. „Richard

Wagner und die deutsch-nationale Idee — Sonnencult und Jahresmythus bei den Indogermanen — Siegfried — das Elementare — Briefwechsel Wagner-Liszt — der Wagnerkultus der Gegenwart — „Bayreuth" lauten die sieben Kapitelüberschriften, und aus ihnen geht so ziemlich der Inhalt des Ganzen hervor. Natürlich kann Referent — bei seinem oben gekennzeichneten Standpunkt — dem Verfasser, der Wagnerianer sans phrase ist, bei vielen seiner Behauptungen nicht folgen; aber darüber zu streiten wäre müßig, denn der Grund ist eine verschiedene Prinzipienstellung, und über Prinzipien läßt sich nicht streiten. Nur einige kleine Bemerkungen seien hier gemacht: Der Vergleich Christi, seines Todes und Auferstehens mit dem altgermanischen Balder paßt nicht, beweist wenigstens nicht das, was er (S. 16) beweisen soll, da Christus eine geschichtliche, Balder aber eine rein mythische Gestalt ist. — S. 60 sagt der Verfasser: „Der Wagnerianer von heute ist nicht mehr der vielbelächelte, verzückte Anbeter, der in schwülstigem Kunststil schreibt, sondern der überzeugte, ernste und wahrhafte Forscher 2c." Er hat darin wohl zum großen Teil Recht; aber sollte er im letzten Essay, wo er in aphoristischer Weise seine Teilnahme an den Bayreuther Festspielen von 1888 schildert, nicht selbst zuweilen gegen diesen Satz verstoßen haben? Wenn schon die Lokomotive seines Zuges beim Insichtkommen der Festspielstadt einen „jauchzenden Pfiff" ausstößt, so macht das doch einen etwas „verzückten" Eindruck, und man wird es begreiflich finden, daß jemand gutmütig darüber „lächelt." Auch die Ausdrucksweise Johns wird hier fast zu begeistert, zuweilen etwas „gewagt" wagnerisch: „Das Weib bei Wagner? Ein unsagbarer Zauber umgiebt sie alle, es fließt um ihre weißen Gewande wie Poesie, Wonne durchrieselt den Helden, wenn ihr Auge glänzt und sie das Methhorn (aha!) reicht, staunend starrt er der hinschwebenden Gestalt nach." Und etwas Uebertreibung ist auch wohl dabei, wenn der Verfasser ein Urteil fällt, wie das auf Seite 76: „Wer in Bayreuth nichts wird, ist verloren; wer da stumpf bleibt, wem die Seele nicht aufgeht, die Brust sich nicht weitet, wer da nicht froh, selig, heiter und göttlich sich fühlt — der ist für die Kunst als eine erlösende, befreiende Macht tot." A. W.

6. Poesie.

— Des Jungherrn Ottmann Minnefahrt. Ein Sang von Hermann Falkenhagen. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 293 S.

Ein neuer Dichter, der im Lieben noch nicht viel, im Trinken schon mehr Erfahrung hat, übrigens aber seinen Berufsgenossen darin vollständig gleicht, daß er seine Bemühungen im Versemachen für ganz außerordentlich erheblich hält. — Die Verse Falkenhagens lesen sich leicht, denn es ist versifizierte Prosa, was er dem geduldigen Leser darbietet. Das poetische Talent des jungen Mannes ist gleich Null. Als Verseschmied ist er noch Lehrling. Hören wir zur Erheiterung einige Proben:

> Der Zwerge König Alberich
> Kämpft um die Tarnenkappe
> Mit dem gehörnten Siegesfried,
> Vor Drachen bäumt der Rappe.

So heißt es im ersten Stück, das vom „Sagenkreis" handelt. Doch

> Die Sage fliehet matt und bleich,
> Geschichtlich wird die Handlung.

Und das ist wahr:

> Die starken Kaiser starben aus,
> Ein Kind gelangt zum Throne,
> Es wankt das alte Königshaus,
> Des vierten Heinrichs Krone.

Also elftes Jahrhundert. Jungherr Ottmann von Torgen wird vom Rat zu Wormse an dem Rheine nach Köllen an dem Rheine geschickt, um für den bedrängten Kaiser die Städte zu einem Bündnis zu vereinigen. Unterwegs besiegt der junge, aber riesenstarke, nachmals einen wirklichen Riesen mit ganz geringer Kraftanstrengung überwindende Ottmann den „Ritter Kunibert von Lorch":

> Er hebt den Ritter hoch empor
> Mit lächelnder Geberde,
> Und legt ihn sanft mit seiner Hand
> Hinunter auf die Erde.

Diesem heiteren Ausgang ist aber ein langer heftiger Kampf vorausgegangen. Ein Echo hören wir aus den Worten des Berichtes über die Versöhnung der Kämpfenden:

> Sie trinken scharf, sie trinken lang,
> Wie beide sie gestritten;
> Zuletzt sind dann vergnügt und froh
> Von 'nander sie geritten.

Wer einmal Lorcher getrunken hat, kann sich hier jedes Zweifels entschlagen.

In Köln macht der als „feiner Diplomate" rasch zum Ziele kommende „Jungherr" die Bekanntschaft des Ratsherrn Gimmich und seiner Tochter Hiltrude, welche er, nach der Versicherung des Dichters ebenfalls „diplomatisch" gewinnt, sehr zum Verdrusse des Ritters Hans von Wolfenstein, eines Heuchlers und Wüstlings:

> Haß im Herzen, auf den Lippen
> Liebe, treue Huldigung —
> Unkraut wächst aus solchen Saaten
> Teuflischer Verschuldigung.

Mitten in den Liebesrausch fällt ein Brief vom Ratsherrn und Onkel Heribaß in Wormse, der ihm drei Becher zutrinkt, einen von wegen des Straußes mit dem Lorcher, den zweiten wegen Erledigung des „Bundesauftrags" und den dritten „selbstverständlich" auf eine zu gewinnende holde Jungfrau. Ein zweiter Brief vom Rat zu Wormse befiehlt dem Jungherrn, zu Kaiser Heinrich ins Sachsenland zu reiten und dort Meldung vom Städtebund zu machen. Ehe Ottmann Köln verläßt, überwindet er noch rasch den welfisch-ultramontan gesinnten Erzbischof, verscheucht den bösen Wolfenstein und beteiligt sich an einem Trinkgelage:



Das war ein Zechen wie noch keins,
Sie konnten trinken seine
Die „alten Deutschen stets noch eins",
Zumal in Köln am Rheine.

Durch den Westerwald zieht der Jungherr nach Gießen. Er hat stets die Augen offen gehabt. Und das war gut, denn andernfalls hätte ihn der böse Wolfenstein meuchlings ermordet. Den unten im Thal reitenden Ottmann wollte der Böse oben vom Abhang aus ums Leben bringen. Wie das?

In langen Reihen lagen die
Gewaltge Felsenstücke,
Hoch aufgeschichtet an dem Rand,
So recht der Bosheit Tücke.

Ottmann erkennt aber rechtzeitig „das teuflische Gebräue" und drückt sich an die unten etwas gehöhlte Felswand; er hat nicht umsonst, wie zu vermuten steht, Billard gelernt, denn

Der Stein, der hoch vom Felsen stürzt
Und hat den Weg getroffen,
Der muß im Winkel prallen ab,
Das ist ganz klar zu hoffen.

Der Wolfenstein aber machte es wie später der Seumesche Kanadier, er schlug sich seitwärts in die Büsche. Der weitere Reisebericht schildert dann dem beglückten Leser das Vergnügen der hohen Jagd. Auerochs, Elch, Bär, Wolf, Edelhirsch, Eber, Luchs, Wildkatze sind zu jagen. „Jung Ottmann" begnügt sich mit einem Bären, welchem er mit seinem „Nibelunge" genannten Schwert erst die Schnauze entzweischlägt und dann im Ringkampf tief ins Herz stößt. An dieser Stelle klingen die Reime herrlich:

Da ist der Bär hervorgestürzt,
Er packt ihn mit den Tatzen;
Das ist ein Ringen furchtbar schwer,
Ein Drücken und ein Kratzen.

Auf die Arbeit folgt der Lohn:

Ein Feuer prasselt lustig auf,
Des Bären fette Tatzen,
Am Bratspieß werden sie geschmort,
Das ist ein feines Atzen.

Bei Gießen, „der Stadt so schön und feine", wie der Dichter mit poetischer Ausgelassenheit singt, kommt unser Held ins Lager der zu Kaiser Heinrich Haltenden. Außer dem Würfelspiel treibt man „sonst auch irgend welchen Sport", wie Bolzenschießen, Gießener Bier trinken, mit der Marketenderin schäkern u. s. w. — Ehe der Dichter weiter geht, macht er sich in einer Art Selbstgespräch klar, was es doch eigentlich mit dem Dichten auf sich hat. Es ist nicht so leicht, als es sich ansieht, und wenn man zu Ende gekommen, ist es einfach ein Akt der Klugheit, sich „alle Rechte vorzubehalten". Die Stelle ist zu vortrefflich, als daß ich sie unterdrücken könnte.

Und so ließ' sich noch Vieles malen;
Die Farben dazu wären schon
Noch da; allein bei allen Qualen,
Stets knetest du den alten Thon,
Die besten Bilder sicherlich,
Die sehn verteufelt ähnlich sich.

Der Dichtung Reich, wie weit es scheint,
Ist überall zu sehr beackert,
Genie und Kunst sind abgejackert
Und Alles ist schon eingezäunt.
Wählst du ein Flecken freier Erde
Im Walde aus und möchtest bleiben:
Es sitzt schon Einer da zum Schreiben.
Die Poesie macht nur Beschwerde. — —
Man fürchtet stets, das kleinste Wort
Steh' schon an einem andern Ort,
Es fällt uns grade nur nicht ein.
Es ist schier um davon zu laufen,
Man möchte sich die Haare raufen.

Der liebenswürdig-aufrichtige Dichter thut aber weder das eine, noch das andere, er dichtet mit mehr oder weniger Humor weiter von Saufgelagen, „Braten backen", von des Kaisers Lager in Fulda, wo Ottmann „allzumal" schreitet in des Kaisers Saal, seine Meldung macht und dem Wunsche Ausdruck verleiht, daß alle gleißnerischen Domherrn „kalt gestellt" werden möchten. Dann wird weiter gedichtet von der Schlacht bei Wolksheim, in welche der Kaiser „vergnügt und heiter" geht, während der besiegte Baiernherzog „barhaupt und ohne Schwert und Hut" die Schlacht verläßt. Jung Ottmann leistet Außerordentliches, er sticht den Gegenkaiser Rudolf vom Pferd. Dafür verleiht ihm Heinrich die Markgrafschaft Baden. Auch bei dieser Gelegenheit giebt es ein Trinkgelage, an dem sich der Jungherr beteiligt:

Und wie er schaut die Zecher froh
Und denkt der Liebe seine,
Da summt es leis im Ohr, ihm fällt
Ein altes Liedlein eine.

Im 21. Abschnitt ruft Herr Falkenhagen die Muse an und bittet sie, von Sachsen, wo bekanntlich die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen, trotz diesem Reichtum an den Rhein zu fliegen oder poetischer ausgedrückt „aus dem Allgemeinen (Sachsens) zu dem Einzelnen (in Köln) sich emporzuschwingen." „Eine Liebe darfst du hegen, aber lasse das „zu viel'." — Heinrichs Streiter ziehen nach Haus; „jeder hat zu Haus ein Etwas, was mit Sehnsucht ihn umspannt", und wären es in Ermangelung naher Verwandten auch nur „Kindheitsträume" oder „die Scholle Sand." Der Jungherr kommt auf dem Weg nach dem Rhein durch Würzburg. Auch hier läßt sich der Dichter die Gelegenheit nicht entgehen, ein arges Trinkgelage zu schildern. Dieselbe Gelegenheit bietet sich dann im Rathauskeller zu Wormse, wo der Kaiser bald festlichen Einzug hält:

Es werden Säulen aufgestellt
Zu hohen Ehrenpforten,
Inschriften glänzen überall
Mit dichterischen Worten.

Die Empfangs-„Kommission" ergiebt sich Tag für Tag anhaltendem Trunke. — Mittlerweile ist Hiltrude Gimmich von dem bösen Wolfenstein geraubt und in ein Kloster gebracht worden. Der Bräutigam erfährt aber nicht, in welches Kloster. Was thun? Er verkleidet sich (100 Jahre zu früh) als Minnesänger, erfährt auf des Räubers Burg

im Siebengebirg, daß Wolfenstein sich nach seinem im Edergebiet liegenden, seinen Dienern seltsamer Weise mit Namen nicht bekannten Jagdschloß begeben und geht „an einen vorbenannten Ort", wo ihn seine Knappen erwarten, die ihm für einige hundert Knechte zur Fehde mit Wolfenstein sorgen müssen. Von heftigem Regen überrascht, verlangt er Unterschlupf bei einem riesigen Einsiedler. Da dieser Mann von Gastfreundschaft nichts wissen will, kommt es zum Zweikampf.

Er hebt den Riesen hoch empor,
Setzt sanft ihn auf die Erde,
Und hebt ihn nochmals in die Höh
Mit lächelnder Geberde.

Dieselbe Schilderung, wie bei Besiegung des Lorchers. Um nicht immerfort bei anderen Anleihen zu machen, kopiert der Dichter sich selbst. Selbstverständlich erstreckt sich diese Kopie auch auf den Versöhnungstrunk. — Im Nonnenkloster, in welchem Hiltrude gefangen ist, wohnt ein Turmwächter, ein Thorwart und zwölf Knechte; es hat also nichts auf sich, den Minnesänger zur Nacht einzulassen. Kaum ist dies geschehen, so packt er vier Knechte auf einmal und stößt sie so nachdrücklich auf die acht andern, daß sie vor Schrecken „kaum noch schnaufen können". Nachdem die Knechte von den rechtzeitig eintreffenden „Reitern" Ottmanns gebunden worden sind, ist dieser Herr der Situation, erstürmt die ungenannte Burg des bösen Wolfenstein und erklärt diesem:

„Ihr habt Hiltrude mir geraubt,
Jetzt seid Ihr selbst im Sumpfe.
Er schwingt das Schwert und trennt das Haupt
Mit einem Hieb vom Rumpfe.
Das ist der Tragik großer Schluß,
Die Lehre der Geschichte,
Es macht das Schicksal wunderbar
Der Bosheit Plan zu nichte.

Mit der befreiten Braut zieht der neue Markgraf von Baden nach dem Rhein,

„Freude herrscht in Köln, besonders
In des Ratsherrn Gimmich Haus."

Am nachdrücklichsten werden auch jetzt wieder verschiedene Zechgelage geschildert. Zuletzt kommt die Hochzeit und der übliche genealogische Blick in die Zukunft. — Wir sind mit unseren 293 Seiten zu Ende. „Die fliegenden Blätter" und **Wilhelm Busch**, unseres Dichters Vorbilder im Reim, in allen Ehren, aber was sie erreicht haben, will nichts bedeuten gegen Hermann Falkenhagens Erfolge. Jene hatten die Absicht, Lachen und Heiterkeit zu erregen, und sie haben bloß ihre Absicht erreicht. Falkenhagen ist der größere Poet, unbewußt und ohne Absicht macht er mitten aus seiner tragisch-romantischen Novelle in Versen heraus den erheiterndsten, unablässig zum Lachen reizenden Eindruck. Das macht ihm nicht jeder nach. Quam me delectat poetiila! O. K.

— **Sonnenwende**. Neue Dichtungen von Carl Weitbrecht. (Stuttgart, Bonz.) 251 S.

Ein schönes poetisches Talent ist dem Dichter nicht abzusprechen. Aber leider ist auch er, wie so viele seiner Zeitgenossen, dem Pessimismus verfallen, der heute ebenso epidemisch auftritt, wie vor 100 Jahren der Optimismus. Damals lebte man in der „besten der Welten", man kämpfte gegen das Dogma von der Erbsünde, die Menschen waren ungeheuer gut; schlecht nur der, der nicht an ihre Güte glaubte. Heute ist man ein Lump, bis man das Gegenteil bewiesen. Und wenn die Kritik bei den Menschen stehen bliebe, ginge es noch. Ueberall aber drängt sich der Hader mit Gott in den Vordergrund, daß Welt und Erdenleben nicht besser und nicht so gut von dem Allmächtigen eingerichtet sind, wie die Pessimisten sie nun ein Mal haben möchten. Von Christus singt der Dichter:

Von deinem Haupte sank die Strahlenkrone,
Die dich gekrönt zum ewigen Gottessohne,
Der unerschaffen ob der Welten thront;
Das Auge, das dich sucht durch alle Sterne,
Umsonst durchirrt es jene leere Ferne,
Darin das tote Dreimalheil'ge wohnt.

Ein geradezu verzweifeltes Gedicht „Aus der Tiefe" schließt mit den Worten:

Ich kann nicht sterben und ich kann nicht leben,
Ich ringe wie ein Schwimmer am Ertrinken —
Wann wirst du, Gott, den letzten Stoß mir geben,
Den Stoß, daran ich jauchzend mag versinken!

Manche Gedichte wieder zeigen tiefes Gemüt und selbst fromme Worte, die dann freilich mit anderen Stellen lebhaft genug kontrastieren. Vortrefflich sind eine Reihe der epigrammatischen Sprüche am Schluß. Z. B.

Erst satteln, dann reiten!
Doch ist zu Zeiten
Verloren der Mann,
Der ohne Sattel nicht reiten kann.

Oder:

Warum nach Höhen und Fernen
Immer wieder strebst du?
Sterben sollst Du lernen,
Dafür lebst du!

Den Schluß des Bändchens bildet ein altdeutsches Heroendrama, in welchem viel Blut fließt. Es handelt sich um den Gegensatz römerfreundlicher und altkonservativer Germanen, zu welch' letzteren in erster Linie eine heldenmütige Jungfrau gehört.

Man möchte dem Dichter wünschen, daß er zu einer in sich befriedigten, harmonischen Persönlichkeit ausreifen, und daß dann auch Frieden und Harmonie statt des unerfreulichen Weltschmerzes in seinen Poesieen zum Ausdruck kommen möchten.

7. Litteraturwissenschaft.

· — **Ein Gralbuch**. Von **Gerhard Gietmann** S. J. (Freiburg i. B., Herder.) LV u. 648 S. 6 M., geb. 8 M.

„Ein Gralbuch" ist der dritte Band des von Gietmann herausgegebenen Werkes „Klassische Dichter und Dichtungen". — Hauptinhalt ist die Uebersetzung der altfranzösischen, von Potwin 1866



herausgegebenen namenlosen „Perceval le Gallois“ vom Herausgeber, „Der große Parzival-Roman“ vom Uebersetzer genannten Prosa-Erzählung S. 1 bis 386. Hieran schließen sich die sehr ausführlichen Abhandlungen „Auslegung und Würdigung“ (S. 387—492), „die Gralsage und ihre innere Entwicklung (S. 493—625) und „die Gralsage im Lichte der Geschichte und Ueberlieferung“. „So nennen wir denn mit Recht diese unsere Arbeit ein Gralbuch, wenn auch der Kern derselben nur eine Einzeldarstellung der herrlichen Sage bildet. Zunächst nicht für die Fachgelehrten, sondern „für einen weiteren Kreis gebildeter Leser“ hat der gelehrte Verf. sein fleißiges Werk bestimmt. Ob sich viele Leser finden werden, welche sich durch den an Abenteuern und Wiederholungen überreichen Roman durcharbeiten werden? Ist es doch schon keine geringe Arbeit, welche zur Bewältigung von Wolframs Parzival erforderlich ist. — Nach Gietmann ist das Original in Großbritannien von einem Geistlichen um die Zeit des ersten Kreuzzugs gedichtet worden. O. K.

— Der Kampf ums Dasein der Litteratur von Karl Bleibtreu. 2. Auflage. (Leipzig, Friedrich.)

Im Suff. Naturalistische Spital-Katastrophe in zwei Vorgängen und einem Nachgang von Conrad Alberti. (Berlin, 1890. Cassirer & Danziger.)

Sonnenaufgang! Die Zukunftsbahnen der Neuen Dichtung. Von Alexander Lauenstein und Karl Grottewitz. (Leipzig, 1890. Carl Reißner.)

Traurig, daß man solches Zeug, wie diese drei Bücher enthalten, ernsthaft vom litterarischen Standpunkt aus zu behandeln hat, während im ganzen die Sittenpolizei sehr viel mehr Anlaß hat, sich mit dem „realistischen“ Unfug zu befassen, als der Kritiker.

Bleibtreu zunächst ist ein Talent, aber ein gründlich verdarbenes. Er glaubt mit seinen mittelmäßigen und unreifen Leistungen die Bewunderung der Welt in so hohem Maße verdient zu haben, daß nunmehr, wo die undankbare Welt nicht ganz nach Wunsch Beifall spendet, sein „zorniger Größenwahn“, wie mit Recht schon ein Kritiker sagte, „fürchterlich zum Himmel schreit“. Das genannte Buch ist nichts als elende Schimpferei von Anfang bis zu Ende. Und wenn unter Umständen geniales Schimpfen, wie es z. B. der alte Scherr trefflich verstand, angenehm wirken kann, zumal wenn Humor und Originalität dabei sind, so ist hier entfernt nichts Wohlthuendes zu finden. Nur das geistlose Schimpfen des dünkelhaften Berliner Litteraten, der sich jede Kritik verbittet! Wer ihn nicht lobt, unterläßt das, nach Meinung des Autors, stets nur aus persönlicher Feindschaft. An einer Stelle teilt Herr Bleibtreu „wohlgemeinte Fußtritte“ aus, an einer anderen „gediegene Ohrfeigen“ u. s. f. Charakteristisch in gleicher Weise für die Selbsteinschätzung und den moralischen Standpunkt ist folgende Stelle, welche sich auf den bekannten Gerhart Hauptmann bezieht und auf dessen talentloses Machwerk „Vor Sonnenaufgang“, an dem nichts bemerkenswert ist, als die Widerwärtigkeit des Grundgedankens — dramatischer Nerv ist der erbliche Alkoholismus — und die cynische Roheit gewisser Scenen. „Solche Entdeckung eines frischen Talents“ — meint Bleibtreu — „gereicht der freien Bühne nicht zur Unehre, und ich würde als Vorstandsmitglied unbedingt für die Aufführung gestimmt haben. Freilich mit dem besonderen Vorbehalt, daß man nicht damit den Reigen eröffne“ — sondern zuerst nach dem Recht der Anciennität „diejenigen berücksichtigte“, die schon vor Hauptmann auf dem Platz waren, d. h. vor allen Dingen Bleibtreu selbst.

Das ganze 116 Seiten lange Buch ist ebenso häßlich, als wertlos, eine jedes Gefühl verletzende Reklame des Autors für sich selbst. Der pathetische Schluß von der Monarchie, welche die Litteratur retten soll, ist Unsinn schlechtweg.

Erfreulich ist es, daß gegen die Realistiker eine Reaktion sich geltend macht, und zwar nicht nur die stets vorhanden gewesene und selbstverständliche der anständig und reinlich denkenden Menschen, sondern auch eine solche aus Kreisen, die nichts weniger als bereit sind, die Autorität der christlichen Moral anzuerkennen. Die Schrift „Im Suff“ ist eine Parodie des Hauptmannschen Sonnenaufgangs. Leider findet die Parodierung derart statt, daß die Roheiten des Originals durch vollendeten Cynismus noch überboten werden. Was das heißt, kann man sich denken. Proben sind unmöglich. Zum Genuß solcher „Komik“ gehören Nerven, die gegen jedes sittliche Gefühl abgestumpft sind. Allerdings ruft Alberti am Schluß den Männern der „Freien Bühne“ ernste Wahrheiten zu:

Ihr und Natur! Geht! aus dem Kindbettwinseln
Eurer Gebärenden heult nicht Natur,
Heult Eure eigne Kläglichkeit allein! . . .
— — — — — — — — — — — — — —
Ihr — Dichter? Kündiger des Menschenherzens?
Ein Haufen lauter Schreier seid ihr, lüstern
Nach Rauch und Schaum des eitlen Tagesruhms
u. s. w.

Das ist ja alles sehr schön und richtig. Wer aber zunächst die „naturalistische Spital-Katastrophe“ gelesen hat und dann diese pathetischen Verse findet, wird stark verwundert sein, daß aus derselben Feder, die mit breitem Behagen den Unrat behandelt hat, nun plötzlich die sittliche Entrüstung quillt. Was Herr Conrad Alberti leistet, ist litterarischer Mühlendamm. Er macht in Schriftstellerei. Alles ist bei dem vielseitigen Geschäftsmann zu haben, der sittliche Unrat und die sittliche Entrüstung!

Etwas ernsthafter ist die Reaktion gegen den Realismus, die sich in der Schrift „Sonnenaufgang“ ausspricht. Sie trägt an der Stirn den Leitspruch: „Der ‚Realismus‘ ist nun alt. Es wird höchste Zeit, etwas neues zu bringen, das über die Gegenwart hinausführt, die Alten noch älter, und die Jungen alt erscheinen läßt.“ Die beiden Verfasser erkennen dem Realismus insofern ein objektives Recht zu, als er Auflehnung war „gegen die atavistische Sittlichkeit des Kirchentums“

und somit „der erste Schritt nach dem Lande der neuen Sittlichkeit". Diese neue Sittlichkeit ist eine aus der darwinistischen Entwicklungstheorie hergeleitete. Für „die Beurteilung der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit eines geschlechtlichen Verhältnisses" kommt es nicht darauf an, „ob geaicht, oder nicht geaicht," sondern darauf, ob es auf „persönlicher Liebe" ruht oder nicht. Die Verfasser sagen leider nicht, was sie unter „persönlicher Liebe" verstanden wissen wollen, dagegen wollen sie — tolle „Reaktion"! — dem Staat ein „Recht" zugestehen, „diese folgenschweren Verhältnisse zu überwachen."

Das Hauptstück des Heftes bildet ein Essay: Was kann das deutsche Volk von seinen Dichtern verlangen? Demselben folgt ein Aufsatz über „die Weiterentwicklung der Sprache". In dem letzteren sind manche Gedanken enthalten, über die sich reden läßt. Der erstere ist eine wahre Fundgrube für kühne Behauptungen. Hier verfährt der Verfasser ganz nach dem Rezept der von ihm bekämpften Realisten. Étonner l'imbécile ist die Parole. Er sucht um jeden Preis „durch Paradoxen zu verblüffen" und „mit dröhnendem Wortgetümmel in dem zaghaft gewordenen Leser jeden Versuch eines Nachdenkens im Keime zu ersticken". Zum Beispiel: „Das Altertum kannte keine Hochhaltung der Persönlichkeit. In Indien und Judäa war sie gleichfalls unbekannt. Das Christentum weiß ebensowenig von ihr, und erst in der modernen Welt ist sie entstanden." Folgt dann die Behauptung, daß bis zum Mittelalter einschließlich die Ehe in der Litteratur nichts gegolten habe. Einzige Ausnahme Odysseus und Penelope. „Erst am Eingang in die Neuzeit beginnen gleichzeitig mit dem Erwachen der Abendländer zur Persönlichkeit die unglücklichen Ehen." Danach hätten also der alte Sokrates und seine brave Xanthippe im besten Einvernehmen gelebt!

Den Schluß des Heftes bildet ein „Litterarisches Maskenfest" im Bierlokal „Zum brutalen Schmierfinken". Die dort vereinte Gesellschaft begiebt sich allerdings dann ins Freie, aber merkwürdiger Weise erscheinen in derselben auch unsere Autoren selbst als „Unbekannte freie Geister". Wir erwähnen das nicht, weil wir meinten, diese Geister paßten nicht zu den Realisten, sondern nur, weil uns scheint, daß dieser Punkt vom Autorenstandpunkt aus nicht recht überlegt ist. Was man übrigens von diesen „freien Geistern" erfährt, ist nicht viel. Aber viel war von den „unbekannten" auch wohl nicht zu sagen. „Wir haben Kraft und Stärkebehagen" — singen sie — „und wonnige Lust, über die Welt zu herrschen. Wir wollen ein neues Leben beginnen, frei von den ererbten Dogmen, auferbaut auf den Geist der Entwicklungszeit." — Die Moral des Darwinismus als Weltbeherrscherin — gesetzt den Fall, es käme dazu — könnte doch nur die tiefste Tiefe des sittlichen Verfalls, etwa das Rom der Kaiserzeit bedeuten. Es wäre der Aufgang derjenigen Sonne, welche (vermutlich ebenso unbedacht, wie die Teilnahme an der Fête im „Schmierfinken") nicht hell, sondern dunkel auf dem Titelblatt dargestellt ist, weit dunkler als die Welt, die von ihr beschienen wird. Der Zeichner mußte es ja wissen. Von Realisten und Darwinisten ist nichts zu erwarten als Finsternis. Die wahre Sonne der Welt soll nicht erst in unseren Tagen aufgehen. Sie ist in Bethlehem der Menschheit aufgegangen und wird scheinen bis ans Ende der Dinge, „den Juden ein Aergernis, den Griechen eine Thorheit."

8. Unterhaltungslitteratur.

— Die Wiederkehr des Elias. Eine religiöse Erzählung. Preisschrift der August Jenny-Stiftung von Dr. Paul Goldscheider. (Weimar 1889. Jüngst & Co.) 85 S. 1 M. 50 Pf., geb. 2 Mk.

Richtiger hieße das kleine Buch „eine biblische Erzählung", denn was die heilige Schrift über Johannes den Täufer berichtet, wird meist wörtlich in die Erzählung verflochten. Nach einem Buchhändlerbericht hat die August Jenny-Stiftung ein Preisausschreiben erlassen, „welches die dichterische Behandlung der von Lessing in der ‚Erziehung des Menschengeschlechtes' ausgesprochenen Idee der Wiedergeburt verlangte." Nach einem anderen Buchhändlerbericht hat sich jene Stiftung zur Aufgabe gesetzt: „den Gedanken der Wiederverkörperung volkstümlich zu veranschaulichen und zu verbreiten." Unter „Wiederverkörperung" hat man wohl die Auferstehung des Fleisches zu verstehen; um diese handelt es sich aber im vorliegenden Falle nicht, denn Johannes der Täufer war nicht der aus dem Jenseits zurückgekehrte Elias, sondern ein zweiter Elias. — Warum werden solche biblische Erzählungen geschrieben? Einen vernünftigen Grund giebt es nicht. Alle Zuthat zur Bibel ist Wasser, das zu edlem Wein gegossen wird. Wem hat bisher das von der Bibel über Johannes den Täufer Berichtete nicht genügt? Und welchem Ungenügsamen wird eine Erzählung genügen, welche wie „die Wiederkehr des Elias" in novellistischen Kleinkram ausartet? Die Erzählung beginnt mit dem im Hause seiner Mutter, der „Frau Elisabeth", die heiligen Schriften studierenden jungen Johannes. „Herr" Zacharias ist nicht mehr am Leben. Geistlicher Führer des Jünglings ist der Rabbi Gamaliel, ein „kleiner, alter, stets vergnügter Herr", dem es „eigentlich zum Totlachen ist, wenn man bedenkt, zu was all' für unheiligen Dingen das heilige Gesetz Jehovas seine Bekräftigung geben muß." Gamaliel belegt diesen Satz mit den „Verhältnissen" der Herodias. Geflissentlich hält er den jugendlichen Johannes von seinem Studium ab: „Komm', laß das Grübeln und weide deine Augen — an dem schönen Weibe." Die Herodias, von zahllosem Volk umdrängt, läßt sich in einer Sänfte durch Jerusalems Straßen tragen. „Herr Gamaliel wurde von der Volksmenge zurückgewirbelt; aber der mächtige Johannes erhielt einen Platz unmittelbar vor dem hochgezogenen Teppich." Mit dem vernichtenden Blick des großen Elias sah ersterer — auf die verschleierte Buhlerin; als diese sich aber entschleiert hatte, brach sein stolzer Sinn, willenlos folgte er dem Winken der Ehebrecherin, ließ sich von ihr am Arm fassen, zur Erteilung

von Religionsunterricht auffordern und zum Abschied mit einem Ring beschenken. „Sein Kopf brannte, seine Phantasie war berauscht. Das schöne Weib schwebte vor seinen Augen; vergebens schien er den Geist des alten Propheten herauf zu beschwören, um diesen Unhold zu bannen." — In Machärus sagt Herodias nach Jahren dem eingekerkerten Täufer: „Ich habe dich geliebt," und sie erhält auf ihre Frage: „Nahmst du den Ring, weil du mich liebtest?" die tonlose Antwort: „Ja, du fluchwürdiges Weib." Der Bußprediger vom Jordan soll sich in das Scheusal Herodias verliebt haben! Mehr hat man eigentlich nicht nötig, um die vorliegende Erzählung zu be. d. h. zu verurteilen. Um aber zu zeigen, wie platt der Erzähler im übrigen ist, teile ich noch mit, daß er den albernen, spaßhaften Gamaliel als ein „gebücktes graues Männlein, auf Krücken gelehnt" eines Tages in die Zelle des gefangenen Johannes mit den Worten eintreten läßt: „Armer Johannes, unvermutete Freude, was?" Kann man sich wohl leutnantmäßiger ausdrücken? Wer hiernach noch Mut hat, weiter zu lesen, der mag es im übrigen wagen. Jene Frage findet sich auf S. 73, zwölf Seiten weiter ist alles vorbei! — In christlichen Häusern wird man der „Wiederkehr des Elias" wohl kein Gastrecht gönnen. Mit solchen Erzählungen mögen sich Diejenigen begnügen, welche nie in der Bibel lesen. — Ich füge noch eine rein subjektive Bemerkung hinzu. Beim Lesen der „Wiederkehr des Elias" dachte ich fortwährend an Tizians herrliches Bild in der Akademie zu Venedig. Wer die Augen des von Tizian gemalten Täufers gesehen hat, kann diesen Eindruck nie vergessen. Ich bin fest überzeugt, wenn Dr. Goldscheider dieses Bild gesehen hätte, würde er nie den Mut gehabt haben, einen Mann wie Johannes, „der auch mehr ist, denn ein Prophet", wie einen Fant des quartier latin in eine berüchtigte Ehebrecherin und Buhlerin sich verlieben zu lassen. — Schon dieser eine Umstand hätte es unmöglich machen müssen, „die Wiederkehr des Elias" mit einem Preise zu krönen.

O. K.

— **Eva in allerlei Gestalten.** Novellen von **Moritz von Reichenbach**. (Leipzig, Carl Reißner). 1890. 253 S.

Die Schriftstellerin, die sich „Moritz von Reichenbach" nennt, zeichnet sich durch gewandte Schreibweise, interessante Charakterschilderung und — was bei Damen sehr in Betracht kommt — oft stark romantisch gewählte Motive aus. Sie ist daher an den besseren deutschen Familienblättern seit Jahren eine sehr geschätzte Mitarbeiterin. Die Herausgabe einzelner besonders gelungener Novellen, sowie das Zusammenfassen mehrerer zu einer Sammlung ergiebt sich dann von selbst, und es ist ja auch nur dankenswert, wenn unsere bessere Belletristik aus der periodischen Eintagslitteratur herausgerettet und wenigstens für einige Jahre nutzbar gemacht wird. — Die vorliegende Sammlung, die 6 Beiträge umfaßt, enthält übrigens nicht das Bedeutendste, was „Moritz v. Reichenbach" geschrieben, sondern zum Teil auch sehr minderwertige Ware. Das hat wohl zum großen Teil seinen Grund in der sehr skizzenhaften Art und Weise, die allen diesen Erzählungen anhaftet, die die Verfasserin nicht dazu kommen läßt, ihre Hauptstärke, die Schilderung interessanter Persönlichkeiten und Charaktere, zu entfalten. Die längste, „Lenz im Herbst", ist zugleich auch die beste, denn neben dem ganz interessanten Problem bietet sie auch zwei ziemlich ausgeführte Charaktere; aber gegen Ende macht auch hier die aphoristische Erzählungsweise sich störend bemerkbar. Als Eisenbahnlektüre, wenn man auch räumlich von einem Punkte zum andern fliegt, an das Fliegen also gewöhnt ist, dürften sich diese sonst interessanten Erzählungen sehr empfehlen.

Daß die „Eva", die der ganzen Sammlung den Titel gegeben hat, allemal ein höchst rätselhaftes, oft sogar mehr launenhaftes — mit Respekt zu sagen — Geschöpf ist, versteht sich für den, der den Reichenbachschen Frauentypus (z. B. aus der „Prinzeßin") kennt, von selbst. — Den Knoten mit dem Motiv des Selbstmordes zu zerhauen, wie in der ersten und genau genommen auch in der fünften Novelle geschieht, ist sonst nicht die Art der Verfasserin. Sie sollte das billige Auskunftsmittel auch lieber Andern überlassen, die nicht so reich an Erfindungsgabe sind wie sie; sie selbst pflegt ja sonst in den verwickeltsten Fällen um ein Auflösungsmotiv nicht verlegen zu sein.

A. W.

— **Glaucia, die griechische Sklavin.** Frei nach dem Englischen von **A. Steen**. Bevorwortet von **G. Chr. Dieffenbach**. Dritte verbesserte Auflage. Mit 20 Illustrationen. (Bremen, M. Heinsius Nachfolger.)

Ein Buch, das Dieffenbach bevorwortet, das bereits in dritter Auflage erschienen ist, bedarf kein Wort der Empfehlung. „Die große Zeit der ersten Ausbreitung des Christentums, in welche die einfache und liebliche Geschichte verlegt ist, wird uns in schöner Weise vor das Auge gestellt; überall finden sich Anknüpfungen an die uns von Jugend an bekannten und geläufigen Berichte der heiligen Schrift über die Wirksamkeit des Apostels Paulus in Athen, Corinth und Rom. Das Wesen des edleren Heidentums wird uns in verschiedenen Charakteren treffend geschildert und in seiner Nichtigkeit dargestellt, und so gezeigt, wie nur im Christentum volle Befriedigung für suchende Seelen zu finden ist," so urteilt Dieffenbach mit Recht. Zweierlei haben wir aber auszusetzen. Der Apostel Paulus selbst wird einmal in die Geschichte eingeführt. Es geschieht dies aber so nebensächlich, der Apostel tritt dabei so wenig hervor, daß es wünschenswert gewesen wäre, diese Episode, die uns des Apostels nicht würdig zu sein scheint, wegzulassen. Sodann werden viele Heiden zum Christentum bekehrt, aber nicht einer wird getauft. Das Sakrament der Taufe wird in der ganzen Erzählung auch nicht ein einziges Mal erwähnt. Man muß wohl annehmen, daß dies nicht auf einem Versehen oder Zufall beruht,

sondern in einer besonderen Stellung des englischen Verfassers zu diesem Sakrament seinen Grund hat.

— Im Dämmerschein. Vier Erzählungen von Karl Berkow. (Berlin, O. Janke.) 224 S. 1 M. 50 Pf.

Verfasserin dieser vier gewandt geschriebenen Erzählungen ist Elise von Wolfersdorff, eine Schriftstellerin, deren Romane mehrfach aufgelegt worden sind. Von den vier Erzählungen spielt die erste „Ihr ewig Heil" in Sevilla. Eine heißliebende Andalusierin, vom eifersüchtigen Geliebten tödlich verwundet, schwört sterbend auf das Kruzifix den Meineid, daß der Geliebte ihr nichts zu leide gethan habe. Sie tröstet sich aber mit dem uralten Trost „der Zweck heiligt die Mittel"; Dios me perdonarà. — Die zweite Erzählung „Gefallene Würfel" ist höchst widerwärtigen Inhalts. Eine schöne, unglücklich verheiratete Frau verliebt sich in einen acht Jahre jüngeren Mann und wird von diesem „in Entsagung und Treue" (!) so lange geliebt, bis der Ehemann sich scheiden läßt. Nachdem die Scheidung endlich erfolgt ist, hat sich des Geliebten Glut verkühlt, er liebt die mittlerweile herangewachsene Tochter. Darüber grämt sich die Geschiedene so sehr, daß sie sich vergiftet. Nun wird auch aus der Verlobung der Tochter nichts. Der geschiedene Ehegatte weiß zwar zwischen Trennung und Scheidung der Ehegatten zu unterscheiden, dem Verf. scheint dieser Unterschied aber nicht klar geworden zu sein. — Die beste von den vier Erzählungen ist die dritte „Meine Schwiegermutter! Tagebuchblätter einer jungen Frau." Selbstverständlich ist hier die Schwiegermutter eine vortreffliche Frau und die junge Frau eine Thörin. — „Die Tochter des Mennoniten" ist eine ganz traurige Geschichte. — In drei Erzählungen wird mit bedeutendem Erfolg gelauscht, ein bequemes Mittel zur Entwicklung einer Geschichte. Wie es möglich sein soll, den bläulichen Ringeln beim Cigarrenrauchen kunstgerechte Formen zu geben, verstehe ich nicht. Die Ringel sind ja die einzige „kunstgerechte Form", welche beim Rauchen möglich ist. — Es war ein selten glücklicher Fall, als Elly in die felsige Tiefe eines Abhanges stürzte und dabei so geschickt fiel, daß der herbeieilende Geliebte von weitem schon die leblos daliegende für unverletzt halten mußte. Auch das kommt nicht alle Tage vor, daß das Glas einer im Freien eingedrückten Fensterscheibe herausfällt und nicht ins Haus. — Es ist nicht zu leugnen, daß die Verf. ein schönes Talent besitzt. Sie sollte aber ihre Erzählungen mehr vertiefen und von dem Vorwurf der Oberflächlichkeit frei zu halten suchen. Da und dort geht durch die Geschichten ein christlicher Hauch, dieser Hauch hätte sich der innerlich die Ehe brechenden Frau der zweiten Erzählung gegenüber zu einem Sturm der Entrüstung verstärken sollen. Dann würde sie auch nicht gewagt haben, von der Ehescheidung so leicht und obenhin zu sagen: „Die notwendigen Schritte wurden eingeleitet; ehe Werner zurückkehrte, mußte alles Erforderliche beendet sein."

O. K.

— Unter dem Purpur. Roman von Alexander Römer. (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.) 299 S. 3 M.

Den thatsächlichen Hintergrund des hier gebotenen Romans, so weit man überhaupt von einem solchen reden kann, hat ein kleiner deutscher Hof geliefert. Indessen ist so viel frei erfunden und fabuliert, daß sehr viel mehr Dichtung als Wahrheit geboten wird. Für die litterarische Würdigung kommen diese Dinge natürlich nicht in Betracht. Wären die erfundenen Dinge, die mit den wahren ineinander gearbeitet sind, nur gut erfunden und verarbeitet, und glaubwürdig dargestellt, so würden wir mit unserem Lobe nicht zurückhalten. Leider aber häufen sich in dem Roman nicht nur die thatsächlichen Unwahrscheinlichkeiten, sondern auch Gespräche und Unterhaltungen kommen vor, bei denen man die Empfindung hat, daß sie in dieser oder auch nur ähnlicher Form niemals geführt sein können. Um nur eins anzuführen: ist es wohl denkbar, daß ein junger Lieutenant aus vornehmer Familie und ein junger Kandidat, zur Zeit Rektor in einer Kleinstadt, sich wie folgt unterhalten? Der Lieutenant sagt:

„Muß ein verteufelt langweiliges Geschäft sein, sich Tag aus, Tag ein mit den dummen Schulbuben herumzuplagen, um ein bischen notwendige Grütze in die Köpfe zu bringen, he?"

Der Kandidat antwortet in etwas pathetischer Weise und schließt mit den Worten:

„Ich hoffe, überall mit ganzer lebendiger Seele zu stehn, und da langweilt man sich nie."

Der Lieutenant: „Ja, ja, chacun à son goût. Wie gut, daß die Liebhabereien verschieden sind."

Der Kandidat: „Freilich, ich hörte unter Ihren Herren Kameraden wohl schon klagen über die Eintönigkeit und geisttötende Langweiligkeit des Gamaschendienstes, und ich kann mir allerdings vorstellen, wie schwer es Ihnen sein mag, jahrelang die Rolle eines glänzenden Paradeschmuckes zu spielen."

„Es ist selbstverständlich," schnarrte der Lieutenant, „daß Sie von Ihrem Standpunkt aus sich gar nicht in die Gefühle eines Kavaliers hineindenken können."

Der Schluß des Gespräches ist, daß der Lieutenant sich gelangweilt umdreht und vor sich hinmurmelt: „Diese schwerfällige Bourgeoisie!"

Wer solche Unterhaltung erfindet, beweist damit, daß er in den Kreisen, die er schildert, niemals selbst verkehrt hat. Daß solche Grobheiten nicht nur ausgesprochen, sondern eingesteckt werden, kommt ebensowenig vor, wie die blütenreichen Tiraden, die der Fürst, die Hauptperson des Buches, auf Schritt und Tritt von sich giebt. Wir bedauern mithin, nicht viel loben zu können an dem Büchlein, das schwerlich verdiente, aus der Zeitschrift, in der es zuerst erschien, noch einmal ausgegraben zu werden.

— Die Numidierin. Novelle aus dem altrömischen Afrika. Von Ernst Eckstein. (Leipzig, C. Reißner.) 165 S.

Der archäologische Roman treibt immer noch

Blüten. Aber auch ein Talent, wie das Ernst Ecksteins kann die längst verschwundene Welt der römischen Kaiserzeit nur in Gestalten vorführen, welche aus altem Heidentum und moderner Religionslosigkeit zusammengesetzt sind. Ein junger Tuchfabrikant, von Meuchelmördern überfallen und verwundet, wird von Jurta, der verwaisten Tochter eines Löwenjägers, sorglich gepflegt. Heiße, leidenschaftliche Liebe zu dem vornehmen Römer zieht in ihr Herz ein, aber diese Liebe wird nicht erwidert. Aulus Pacuvius verlobt sich mit der reizenden einzigen Tochter eines Konkurrenten. Die Numidierin wird von ihrem „afrikanischen Naturell“ und der Gottheit des „grauen Sturmgeistes“ getrieben, die kaum vermählte Gattin des Geliebten zu töten. Sie lauert ihrem Opfer auf. Schon ist sie im Begriff, den vergifteten Pfeil abzudrücken, da erscheint ein Panther zwischen beiden, blitzartig giebt Jurta die Mordgedanken auf, tötet den Panther und stürzt sich in den Abgrund. — Früher hieß es: „Heiter ist die Kunst“, heutzutage heißt es: „Pessimistisch ist die Kunst.“ O. K.

— Eigene Geschichten. Vier Novellen von Paul von Szczepanski. (Leipzig, C. Reißner.) 212 S.

Der Name des die Novellen und Romane anderer beurteilenden Verfassers ist mir zuerst aus den vortrefflichen Bücherbesprechungen Szczepanskis in „Velhagen & Klasings Monatsheften“ bekannt geworden. Von den vier Geschichten ist die dritte „das wächserne Herz“ die interessanteste. Die erste „die Todesbrüder“ bietet am meisten Ueberraschung. Auch die zweite „der kleine Prinz“ überrascht durch einen nicht erwarteten, in den höchsten Kreisen aber nicht selten vorkommenden Ausgang. Die vierte Geschichte „der Verführer“ ist nicht so schlimm, als ihr Titel klingt. Doch muß ich das Publikum in Schutz nehmen. Wenn man auf dem Tisch eines unverheirateten Mannes eine Reihe von photographierten weiblichen Schönheiten erblickt und unter denselben „im kurzen Balletröckchen und mit der Schellenkappe auf den krausen Locken“ eine Pariser Choristin, und wenn man vom Verfasser hört, daß der Besitzer dieser bedenklichen Schönheitsgalerie in Paris eine „Periode unüberlegten Lebensgenusses, wie sie fast jeder junge Mann durchzumachen hat“, hinter sich hat, so ist man doch nicht unberechtigt, dem Galeriebesitzer eine liederliche Vergangenheit beizumessen. Und der Freund des „Roué“ genannten Ehelosen hat durchaus nicht das Recht, mit dem Tone gekränkter Unschuld zu sagen: „und so etwas ist im stande, einen anständigen Menschen (was soll das heißen: anständig?) in einer vernünftigen Gesellschaft (was soll das heißen: vernünftig?) zu kompromittieren.“ Der Verf. hätte das bischen moralische haut goût weglassen können, ohne seiner Novelle zu schaden. Es ist keine Stärke, sondern Nachgiebigkeit gegen den „Pikantes“ liebenden Geschmack, wenn ein so tüchtiger, formgewandter, gesund-realistischer Dichter wie Szczepanski Zweideutigkeiten einzuflechten für gut hält. O. K.

— Aus den französischen Kasernen. Unteroffiziere. (Sous-Officiers.) Roman von Lucien Descaves. Uebersetzt von L. Wechsler. (Buda-Pest, G. Grimm.)

Dies Buch hat in Frankreich ein ungeheures Aufsehen erregt. Es zog mit erbarmungsloser Hand den Vorhang weg vor einer unbekannten Welt, vor dem Charakter, Leben und Treiben eines Standes, der für die französische Armee wie für jede Armee von größter Bedeutung ist, es brachte Enthüllungen, die geradezu entsetzlich waren. Man war verwirrt, erschreckt, bestürzt. Man konnte nicht sagen: Das ist nicht wahr! Man hatte höchstens den Trost: Das ist übertrieben, das ist zu sehr schwarz in schwarz gemalt! Wäre nur nicht der Verfasser selber hinter dem Vorhange gewesen und hätte als ein Realist, wie er sein muß, seine Feder in einen Pinsel verwandelt und nun die Wirklichkeit schonungslos nackt abgepinselt, daß man bei allem Ekel doch immer wieder das Gefühl hat: So ist es! Ich glaube, selbst den Herren von der jüngstdeutschen Schule würde bange werden vor dieser Bestialität! Der deutsche Unteroffizier, wir idealisieren ihn nicht. Er hat große Schwächen und Gebrechen, er hat starke Schatten, und der Stand als Stand treibt noch seine besonderen Sünden heraus. Der deutsche Unteroffizier kann auch hart und roh sein und seine Uebergewalt gegen seine Untergebenen mißbrauchen, er kann auch leichtsinnig sein, einen Lebensgenuß suchen, der über seinen Stand hinausgeht, sich in Schulden setzen und dann unerlaubte Hülfsmittel erwählen, er kann den Leidenschaften des Trunks, des Spiels, der geschlechtlichen Sünden verfallen, — aber: das sind einzelne Fälle, und sie werden auf die Länge nicht geduldet, sondern enden meist mit raschem Sturz, die Zucht der Regimenter stößt solche verkommenden und verderbenden Elemente bald aus. In den französischen Regimentern scheint es anders zu sein, wenn man den Schilderungen dieses Buches Glauben schenken darf. Danach wäre der Sous-Offizier als Stand das, was bei uns die Auswüchse am Stande sind. Und es ist nur eine natürliche, notwendige Folge, daß der Stand die Sünde mächtig steigert. Man watet in diesem Buch von Anfang bis zu Ende in einem Schmutz, der sich gar nicht sagen läßt, in einem Schmutz, der es nicht einmal versucht, sich auszuschmücken, sich zu verschönen, sich zu idealisieren, sondern der gerade das thut, sich mit Behagen wälzen im Unflat. Die ganze Rotte setzt sich zusammen aus Unzucht, Betrug, Erpressung, Plünderung, Bedrückung, Sünden und Schanden aller Art. Wer nicht gerade eine Verpflichtung hat, auch einmal ein solches Buch zu lesen, der bleibe lieber davon, denn es erzeugt einen Ekel, der nahezu physisch wird. Von sittlich wirkenden Einflüssen der Offiziere auf die Sous-Offiziere ist keine Rede, im Gegenteil! Daß Kirche und Christentum solche Einflüsse nicht ausüben, versteht sich ja in Frankreich von selber. Die Uebersetzung ist so elend wie das Buch. Oder ists der Drucker, der all die Fehler verschuldet hat? D.

9. Jugendschriften.

— Märchen vom Baum des Lebens. 6 Märchen von Therese Lichtenberg. Mit Originalzeichnungen. (Braunschweig, Grüneberg.) 193 S. 3 M.

Die vorliegenden Märchen sind frisch geschrieben, mit lebhafter Phantasie; doch sind eben die Erzeugnisse solcher Phantasie für Kinder nicht allemal die beste Kost. Uns will scheinen, als ob des Grausigen und Bösen gar zu reichlich für das Kindergemüt in dem Buch enthalten wäre. Andernteils sind auch wieder so anmutige Schilderungen und Bilder in den Märchen zu finden, daß das Buch Erwachsenen, um es mit Auswahl zu verwenden, sehr wohl zu empfehlen ist.

— Aus der Jugend — für die Jugend. Märchen von Friedrich Polack. Mit Zeichnungen von Raneillio. (Wittenberg, Herrosé.) 234 S.

Der Verfasser bringt uns eine Sammlung von 16 Märchen, die wohl geeignet sind, ein Kindergemüt mit Spannung und Interesse zu erfüllen, wenn auch unseres Erachtens der Stoff bisweilen Gebiete streift, deren Bekanntschaft für ein Kind nicht ersprießlich, so das häufige Auftreten des Bösen in Person. Auch die Erzählungen von schlechten Eltern und braven Kindern können verwirrend wirken. Andererseits sind aber auch wieder allerliebste Schilderungen in dem Büchlein zu finden, voll Poesie und Lebendigkeit, verflochten mit guten Gedanken und Lehren, die sich den kleinen Herzen leicht und spielend einprägen werden. Eine Mutter wird das Buch trefflich benutzen können.

10. Verschiedenes.

— Gesammelte Aufsätze von Karl Steffensen. Mit einem Vorwort von Rudolf Eucken, Prof. der Philosophie in Jena. (Basel, C. Detloff.) VII und 332 S. 5 M.

Steffensens Philosophie, an Schelling sich anschließend, war „in erster Stelle Religions- und Geschichtsphilosophie; das Verhältnis zu Gott, die Entfernung und die Wiedergewinnung der Menschheit wurde zum Kerngehalt alles Geschehens; bei diesem Problem das Denken auf die Höhe weltumfassender Thatsachen zu führen und zugleich diese Thatsachen zur vollen Wirkung für das Menschheitsleben zu bringen, das ward der Angelpunkt der Aufgabe." So der Herausgeber.

Von hervorragenden Männern werden Franz von Baader, Meister Eckhart, M. Baumgarten, Schleiermacher und Sokrates besprochen. — Die übrigen Aufsätze handeln von der Religion, Philosophie und Politik in nächster Zukunft (1850), von dem menschlichen Herzen und der Philosophie (1854), von dem providentiellen Ernst der Reformation und ihrer Folgen (1856), von dem Zufälligen (1861). — Nur wer philosophisch geschult ist, wird diese gediegenen Arbeiten recht zu würdigen wissen. Ein einziges Stück wird den philosophisch Ungeschulten geboten: „Aus einem römischen Tagebuche (1852)." Das Bildnis Steffensens in vortrefflicher Photogravüre ist dem Buche beigegeben. O. K.

— Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit von Waldemar Sonntag. Dritte Sammlung. (Halle, Otto Hendel.) VIII u. 384 S. 3 M.

Der Verfasser hat seiner Zeit in Halle Theologie studiert. Nachmals hat er die Theologie an den Nagel gehängt und den Mantel der Vernunft-Religion angezogen, durch dessen Löcher allerlei Thorheiten sichtbar werden. Die Bekehrung des Saulus wird ihm in der „Bildersprache des Wunders" berichtet. Die Schöpfungsgeschichte ist ihm die „Schöpfungsdichtung." Dieses und jenes Wunder wird ihm durch ein Werkzeug verrichtet, wobei der kurzsichtige Rationalist den von seinen blöden Augen wahrgenommenen Zauberstab mit der Allmacht Gottes verwechselt, die sich nach uns völlig unbekannten oder nur halbbekannten Naturgesetzen richtet, nicht aber nach der kurzbeinigen Wissenschaft aller Rationalisten. Daß Jehovah seiner Feinde lacht und spottet, ist dem Verfasser „urwüchsiges Heidentum." Die Lehre vom Teufel ist nach ihm eine Erfindung der Kirche. Die 10 Gebote hat Moses auf eigene Faust zusammengestellt. Hiernach scheint der Verfasser neben der Theologie auch das Lesen der Bibel an den Nagel gehängt zu haben. Johannes der Täufer soll „thörichterweise" den Beruf eines Bußpredigers mit dem eines Hofpredigers verbunden haben. In dem Abschnitt „Streber" werden die Donnersöhne ohne weiteres „Streber" genannt. Der Verfasser scheint keine Ahnung von der Plattheit dieser Bemerkung zu haben. Auch davon scheint er nichts zu wissen, daß die Weihnachtsprediger, welche die ganze deutsche Weihnachtssitte in unmittelbare Verbindung mit Bethlehem bringen oder gar den Herrn Christus als Standesgenossen begrüßen, nur im Mond zu Hause sein können. — Nach dem Verfasser wird der Pfingstgeist von der Ueberlieferung der heilige Geist genannt. Hier verwechselt der Verfasser die Schrift mit der Tradition. Ja, es ist nicht zu bezweifeln, der ehemalige Hallenser Student der Theologie „Waldemar Sonntag" hat die Theologie vor einer langen Reihe von Jahren an den Nagel gehängt, er ist theologischer Laie geworden. Was die Kirche, was die Offenbarung ist, davon hat er kaum noch eine Ahnung. Es ist schade drum, denn an sich, vom Standpunkte bürgerlicher, auf christlichem Boden ruhender Lebensweisheit betrachtet, weiß der Verfasser, was in der Welt vorgeht, sorgfältig, nüchtern zu beobachten und seine Beobachtungen in klarem, schönem Deutsch zum besten zu geben. Ich habe, von wenigen schwachen Stücken abgesehen, sein Buch mit Vergnügen gelesen und kann zur Empfehlung desselben auf eine ganze Reihe guter Abschnitte hinweisen. Das Sprichwort „Schiedlich — friedlich" behandelt er in Nr. 9: „Liebe deinen Nachbar, aber — reiß den Zaun nicht ein!" Der 16. Abschnitt ist „Durch die Nase" überschrieben; mit Recht wird die Nase ein „unübertrefflicher Leiter der Erinnerung" genannt.

Nr. 23 „Wohl dem Manne, welcher der Stadt entfloh" berührt sich inhaltlich mehrfach mit Nr. 55 „Das Stadtkind auf dem Lande." Vortrefflich ist Nr. 43 „Was man am Feiertag verthut, das muß man am Werktag missen." Den Alexandrinern unter den Litterarhistorikern und den gesinnungslosen, feilen Recensenten wird in Nr. 47 und 54 zu Leibe gegangen. — Ganz vorzüglich sind die Predigten für die Altwerdenden in Nr. 57 „Eine unwillkommene Erinnerung" und in Nr. 67 „Herbstspinnfäden." Auch die Abschnitte 62 „Riker Lüe Krankheit un armer Lüe Pannkoken de rükt wid" und 70 „Das tägliche Brot des Geistes", womit die Zeitungen gemeint sind, verdienen alles Lob. Dem fahrigen, zerstreuten, gedankenscheuen Treiben der Zeitgenossen möchte der Verfasser mit seinem Buche zur verlorenen Gabe der „Beschaulichkeit" verhelfen, gewiß eine lobenswerte Aufgabe.

O. K.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Die Sonntagsruhe und die Kirche. Eine Untersuchung auf Grund des Lebens, der Bibel und der Geschichte. Von Bernh. Rische, Pastor. (Leipzig, Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1.50 M.

Augusta, Kaiserin-Königin. Ein Lebensbild, gezeichnet von Ludovica Hesekiel. Aus ihrem Nachlasse herausgegeben und ergänzt von Wilh. Johnsen. (Leipzig, Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1.80 M., gebd. 2.50 M.

Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur zur Zeit der karolingischen und sächsischen Könige. Von Heinrich Gerdes. Erste Lieferung. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1890. 64 S. 1 M.

Der Schulfreund. Eine Quartalzeitschrift zur Förderung des Volksschulwesens und der Jugenderziehung. Begründet von Dr. H. Schmitz, fortgesetzt von Dr. L. Kellner. 46. Jahrgang. 1. Heft. (Trier, Lintzsche Buchhandlung.) 1890.

Die Kolportage christlicher Schriften. Wie ist sie zu betreiben, wenn sie ihren Zweck erfüllen soll? Referat, erstattet im Verein von Verlegern christlicher Litteratur von K. J. Müller, Buchhändler in Berlin. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1890. 16 S. 20 Pf.

Musterkatalog für Vereins-, Volks- und Schulbibliotheken. Nebst einer Anleitung zur Errichtung von Bibliotheken mit Formularen. Bearbeitet auf Grund des gelieferten Materials von etwa 900 Zweigvereinen der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. 3. Aufl. (Hannover-Linden, Karl Manz.) 1890. 124 S. 1 M.

Die moderne Volksschule vom Standpunkte des realen Lebens. Von A. Schindler. (Basel, Adolf Geering.) 1890. 36 S.

Federzeichnungen aus der Umgebung von Stuttgart Von Adolf Zahn. 3. verm. Aufl. Mit einem Anhang von Gedichten. (Stuttgart, J. Fink.) 1890. 88 S.

1. Petri 2 V. 17. Volkspredigt, gehalten am 27. April 1890 in der St. Michaeliskirche zu Lüneburg. Zweites Tausend. (Lüneburg, F. Delbanco.) 1890. 14 S.

Encyklopädie der evangelischen Kirchenmusik. Bearbeitet und herausgegeben von S. Kümmerle. In 3 Bänden. 18.—21. Lieferung. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1890. S. 481—640. 8 M.

Der evangelische Geistliche und der evangelische Volksschullehrer. Von Pfarrer Kohlrausch. (Magdeburg, Albert Rathke.) 16 S.

Was lehrt Luther von der Inspiration der heiligen Schrift? Mit des Reformators eigenen Aussprüchen dargelegt von W. Rohnert, Pastor. (Leipzig, G. Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1890. 28 S. 25 Pf.

Die Praxis der Erziehungsschule von Karl Just. (Altenburg, Pierer.) 3. Heft. 1890.

Goethes Egmont. Von Professor E. R. Gast. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 103 S. 1.20 M.

Neue Erscheinungen aus dem Verlag von C. F. Spittler in Basel:

Samuel Barth. Die Mägde in der Bibel. Zehn Betrachtungen. 96 S. 50 Pf.

Paul Christ. Gehe hin mein Volk in deine Kammer! oder: Was hat uns Gott mit der Influenza zu sagen. Predigt, gehalten den 12. Januar 1890 in Thal, Kanton St. Gallen. 16 S. 20 Pf.

Th. Jellinghaus. Der erste Brief des Johannes. Für gläubige Bibelforscher aus allen Ständen ausgelegt. 152 S. 1.20 M.

Jugendgabe. Erzählungen für die Kinderwelt. Zwei neue Hefte XII und XIII. Jedes 32 Seiten. 20 Pf.

Hesba Stretton. Ein Dornenpfad. 3. Auflage. 128 S. mit Bildern. 70 Pf.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Allerlei aus meinen Wanderjahren.

Von

Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Elisabeth erholte sich nun wirklich wunderbar schnell. Sie wurde wieder für ihre Umgebung, was sie vor ihrer Krankheit gewesen; weit herzlicher aber war sie, denn es bewegte sie tief, von Fremden in der Fremde so viel aufrichtige Teilnahme zu erfahren, so gütig verpflegt zu werden. Nie aber redete sie zu ihnen über die Ursache ihrer Krankheit — über ihren Verlust selbst. Und als man sah, daß nur die leiseste Andeutung sie heftig zu erschüttern schien, vermied man sorgfältig, darauf zurück zu kommen. Von Kind auf hatte Elisabeth die tiefsten Bedürfnisse und Wünsche ihres Herzens zwischen sich und ihrem Gott behalten. Zu Ihm hatte sie jeden Schmerz, jede Angst, jede Trübsal getragen, weil sie früh begriff, nur Er könne sie wirklich verstehen, nur Er sie wirklich kräftigen zum ernsten Lebenskampfe. Offen und wahr mit Allen, blieb ihrer Seele eigenstes Leben immer ihrer Umgebung fremd. Nur zu Gustav hatte sie wie zu ihrem andern Ich gesprochen; mit ihm, wie sie ihm einmal sagte, laut gedacht. Wie ein kurzer, seliger Traum war das nun vorüber. Allein mußte sie jetzt durchs Leben gehen — so bestimmte es ihr Gott und Vater. Nur für Andere zu leben, nur ihrer Pflicht, das schien ihr jetzt ihre Aufgabe. Und, um sie zu lösen, mußte das Ich nach und nach völlig zum Schweigen gebracht werden. Aber das war nicht leicht! Und sie sah klar die ernsten Kämpfe, die sie mit dem eigenen Herzen zu bestehen haben würde; denn dies Herz, so jung, so liebebedürftig, so leidenschaftlich Glück begehrend, würde nicht leicht lernen, sich dem Willen der Allweisheit still und demütig zu unterwerfen. Aber es mußte gehen, weil ihr Gott es wollte. Und Er mußte ihr dazu helfen, denn Er hatte sich selbst „den Erbarmer" genannt.

All' diese ernsten Lebensfragen waren an dem Tage besonders klar in ihrer Seele, als sie, zum erstenmale wieder, in das früher von Gustav bewohnte Zimmer trat. Kein Lächeln glitt heute wie sonst hier über die Stirn, indem sie sich am Schreibtische niedersetzte, um ihren angefangenen Brief mit einigen Andenken aus der schönsten Zeit ihres Lebens in ein kleines Kästchen zu legen, das Gustav ihr auch gegeben.

Kaum war es geschehen, so trat Ebba bei ihr ein mit der Frage, ob der Herr Pfarrer, der ihr eben die Religionsstunde gegeben, ihr einen kleinen Besuch machen dürfe.

Mit herzlichen Worten in etwas gebrochenem Deutsch sprach er einige Augenblicke später zu ihr, und Elisabeth dankte ihm warm und bewegt für seine Teilnahme, hoffte aber, er würde sich nun entfernen. Das war indes nicht seine Absicht! Er legte den Hut auf einen in seiner Nähe stehenden Stuhl, bewegte sich ein wenig unruhig auf seinem

Sessel und sagte dann mit salbungsreicher Stimme, als bereite er sich zu einer Predigt: „Sie erlauben mir wohl, zu Ihnen als Seelsorger bei dieser Gelegenheit zu reden?" Elisabeth schwieg und sah etwas ungeduldig vor sich nieder.

„Haben Sie sich wohl gesagt," begann er nach kurzem Husten, „daß Gott den besonders liebt, den Er züchtigt, und daß, wenn wir die Züchtigung erdulden nach Seinem Willen, Er sich uns als Vater erweist?"

Elisabeth erhob den Kopf unmutig und sah den Pfarrer kalt und ernst an. Sie kämpfte um ruhige Fassung, um eine ruhige Antwort. „Herr Pfarrer," brachte sie endlich langsam heraus, „ich bin Ihnen herzlich dankbar für ihre gütige Teilnahme; aber da ich nicht gesündigt, indem ich den vortrefflichen Mann liebte, den ich beweine, so verdiente ich keine Züchtigung von Gott. Seine Allweisheit fand den Schmerz, der mich getroffen, als ein Erziehungsmittel für mich nötig — mein' ich — und als solches werd' ich ihn zu tragen suchen. Aber Gott allein vertrau' ich die Sorge um meine Seele — und kein — Mensch —" sie zitterte so heftig vor Aufregung, daß sie nicht weiter reden konnte, und gerade jetzt öffnete sich hastig die Thür, und die alte Gräfin trat ein, gefolgt von Ebba.

„Ich fürchte, Sie ermüden unsere liebe Elisabeth," sagte sie, zu dieser tretend und ihr die Hand auf die Stirn legend; „sie ist noch recht schwach. Und Sie wissen schon aus langer Erfahrung, Herr Pfarrer, ich bin eine schlimme Krankenwärterin. — Dank, herzlichen Dank," fügte sie hinzu, indem sie ihm, der nun aufgestanden und den Hut wieder genommen, freundlich die Hand reichte. „Und nicht wahr, wir dürfen morgen Mittag auf sie rechnen — Sie wissen, Graf Hindrick kommt auch."

Der Pfarrer verbeugte sich und Ebba begleitete ihn höflich durch die langen, dunklen Gänge bis zum Ausgange.

„Er meint es so gut, unser lieber, alter Pfarrer," wandte sich nun die Gräfin wieder zu Elisabeth, „nur der Takt fehlt immer! — Es ist so schönes Wetter," setzte sie rasch hinzu, „und da hab' ich meiner Schwester versprochen, Sie ihr zum Frühstück zu schicken, und Ebba ist Kutscher. Nur warm jetzt angekleidet, und vor Sonnenuntergang wieder hier — das sind meine strengen Vorschriften!"

Elisabeth küßte schweigend die Hand, die sich noch einmal wie liebkosend auf ihre Stirn gelegt, und ging bald hinunter, um mit Ebba, die freudestrahlend blickte, fortzufahren.

„Aber, liebe Ebba," sagte sie lächelnd, als diese sie, indem sie sich in den Wagen setzte, bis über die Knie in eine große wollene Decke hüllte, „wir reisen doch nicht nach Lappland?"

„Das wohl nicht," war die Antwort; „die Großmama hat mir gesagt, Sie dürften sich nicht erkälten, ich solle dafür sorgen." Und sie fuhr eifrig fort, sie einzuwickeln, als sei sie eine Puppe. „Sie brauchen auch nicht an Umwerfen heute zu denken, denn wir bleiben auf dem großen Wege." Sie nahm ihre Peitsche, sprang wie eine Feder auf ihren Platz und fuhr davon.

In kurzer Entfernung kamen sie an drei sehr hohen Granitblöcken vorbei, die sehr eigentümlich gestaltet, auf einem Rasenplatze mitten in einem Stoppelfelde lagen. Ebba wies mit der Peitsche dahin. „Das ist eine unheimliche Stelle," sagte sie, „dort liegen die Mädchensteine. Karin hat mir einmal die Geschichte erzählt; aber ich habe sie fast vergessen. Die Großtante, die wird sie schon wissen, da sie immer von jedem Steine, jedem Baume etwas zu erzählen hat." — So plauderte sie bald mit Elisabeth, bald mit ihrem Kurre, der immer hinten ausschlug, wenn ihn die Fliegen plagten, oder endlich mit den sie begleitenden Hunden, und rasch kamen sie bei der Großtante an, die sie mit herzlicher Freude empfing, und ihrer schon an einem reich besetzten Frühstückstische wartete.

Die gute alte Dame küßte Elisabeth auf die Stirn und freute sich, sie wieder wohl zu sehen. Uebrigens erwähnte sie mit keinem Worte weder Elisabeths Krankheit, noch

den Grund derselben, und mit tiefer Dankbarkeit erkannte diese noch darin der Gräfin Thun. „Ich schrieb meiner Schwester einige Worte heute Morgen,“ hatte sie ihnen beim Abfahren nachgerufen, „damit Sie dort nicht ermüdet werden.“

Als Ebba sich alles Mögliche hatte gut schmecken lassen, dann gesorgt, daß Elisabeth außerhalb der Zugluft saß und ein warmes Kissen unter den Füßen hatte, beurlaubte sie sich, um im Garten und im Hühnerhofe umherzuwandern — für ihre Hunde und ihren Kurre zu sorgen — und endlich, um von der alten Johanne zu hören, wie viel Obst geerntet und getrocknet — wie viel, und was eingemacht sei und dergleichen mehr. In der Thür aber wandte sie sich noch einmal um mit den Worten: „Großtante, Fräulein Vernah hörte gern die Geschichte von den ‚Mädchensteinen‘.“

„Ah!“ sagte Fräulein von Fredhof, „Sie mögen also, wie ich, gern die Geschichten von dem Ursprunge eigentümlicher Dinge kennen, die Legenden und Sagen, denen doch immer eine Wahrheit zu Grunde liegt, obschon sie häufig nicht mehr erkennbar, nachdem sie, Jahrhunderte hindurch, von Mund zu Mund überliefert sind. Nun, das freut mich, denn nach und nach kann ich Ihnen alles erzählen, was ich über die Umgegend weiß,“ fügte sie mit einem zufriedenen Lächeln hinzu. Sie lehnte sich dann etwas in den Sessel zurück, putzte ihre Brille, setzte sie dann wieder auf die Nase, fühlte nach, ob die kleinen Haken derselben ihre kurzen, weißen Locken nicht in Unordnung gebracht, strich einigemale mit der kleinen, etwas zitternden Hand über die Fallen ihres schwarzseidenen Kleides, obgleich sie alle regelrecht lagen, und begann:

„Sie wissen doch, daß Breidablick auf der Stelle gebaut ist, wo zwei Jahrhunderte hindurch ein Frauenkloster gestanden?“

„Nein, das wußt' ich nicht!“ war die Erwiderung.

„Nun, so hat man es Ihnen vielleicht verschwiegen, damit Sie sich nicht ängstigen, wenns im Schlosse spukt,“ sagte die alte Dame nachdenklich. „Fürchten Sie dergleichen?“

„Durchaus nicht!“ war die Antwort.

„Nun, desto besser! Sie haben recht! Da kann ich ja ruhig weiter erzählen!“

„Also,“ begann sie von neuem, „zur Zeit, wo dort ein Kloster stand, mitten in den prachtvollen Waldungen, an deren Rande sich der Fluß hinschlängelte, gerade wie ein stählerner Gürtel mit seinem dunklen Wasser, waren natürlich all' die tiefliegenden Wiesen auch nicht ausgetrocknet, wie heute. Sie standen einen großen Teil des Jahres unter Wasser, das in der heißen Zeit seine faulen Dünste in die reine Luft hinaufsandte. In der Dunkelheit der Nacht — das wissen Sie, — gleichen dann diese Dünste häufig kleinen Feuerzungen, die laufen und umherspringen wie winzige Kobolde und abergläubische Menschen erschrecken und ängstigen. Es sind noch heute solche Sümpfe in der Nähe der großen Wandersteine, nicht gar fern von Fredhof, und mehr als einmal hab' ich in heißen Nächten diese Irrlichter — wie man sie nennt — gesehen!“ Sie schwieg plötzlich, und ihre Gedanken schienen auf einmal in längst vergessene Zeiten zurückzukehren, denn der eben noch fast erloschene Blick glänzte hell und klar, als sähe er den Himmel erschlossen vor sich; die Lippen zitterten leise, als hauchten sie einen geliebten Namen, und ein seliges Lächeln glitt über die runzlige Stirn. Elisabeth sah bewegt die Greisin an; sie begriff dies plötzliche Verstummen und senkte dann den Blick in das eigene, nun einsame Herz.

„Aber ich vergesse ja meine Geschichte,“ unterbrach auf einmal Fräulein von Fredhof das Schweigen. „So geht's, wenn die Alten erzählen. Da kommen Erinnerungen, die doch garnicht dazu gehören, auch immer wieder aus den Gräbern hervor. Und man hat zuweilen Mühe, sie wieder an ihren Ruheplatz zu legen. Wo blieb ich nur?“ fragte sie sich selbst sinnend. „Ah —, in einer heißen Sommernacht, ich weiß nicht einmal, in welchem der zwei hundert Jahre, wo hier ein Kloster stand; doch das thut nichts zur Sache! — Kurz, die Priorin konnte einmal nicht schlafen. Unruhig warf sie sich auf ihrem harten Lager hin und her und dachte mit Sorge an die ihr vertrauten Lämmer. Seit zwanzig Jahren war sie unumschränkte Herrin hier, und nie hatte irgend eine Unordnung

stattgefunden; alles war ein friedliches, ewiges Einerlei gewesen: man betete und sang und verträumte das ganze schöne Leben in den kalten, düstern Mauern, wo nie ein Sonnenstrahl der Freude in die armen, langsam vertrocknenden Herzen glitt. — Vor wenigen Monaten waren abermals drei junge Nonnen eingekleidet, und mit ihnen schien plötzlich ein neuer, beunruhigender Geist eingezogen. Sonderbare Blicke hatte die Priorin unter den Schwestern wechseln sehen; ein Flüstern zuweilen vernommen, wo früher ein ununterbrochenes Schweigen geherrscht; eine gewisse Zerstreutheit auf der Stirn der Betenden entdeckt — sogar einmal ein flüchtiges Lächeln! — Was konnte all das bedeuten? Gewiß, der Böse war mit den drei Fremdlingen hier eingekehrt! In der Hoffnung, Ruhe für ihr armes, geängstigtes Herz vor dem stillen Nachthimmel zu finden, erhob sie sich zuletzt von ihrem Lager und trat ans Fenster. Aber Entsetzen! Tausend und aber tausend bläuliche Flämmchen tanzten in kurzer Entfernung vom Kloster, an der Stelle, wo heute die Mädchensteine stehen. Und wenn zuweilen der laue Nachtwind sie auseinandertrieb, so gewahrte sie eine bunte Gesellschaft von Herren und Damen, die sich im Kreise zu drehen schienen nach dem Klange einer grausig schönen Musik, deren Töne die stille Luft zu ihr hinübertrug. Lange stand sie staunend, wie angebannt, als umhülle auch sie der höllische Zauber. Dann aber machte sie plötzlich das Zeichen des Kreuzes, und die Besinnung kehrte ihr zurück. Sie eilte zur Thür und die langen, düstern Gänge hinunter bis an die Pforte. Es wurde ihr endlich klar, der Erzfeind der Menschheit war mit seinen Engeln dort an dem unheimlichen, seltsam erleuchteten Platze! Wie leicht konnte er die unschuldigen, keine Gefahr ahnenden Nonnen berücken, wenn es ihm möglich war, in ihre Nähe zu gelangen. Sorgfältig untersuchte sie Schloß und Riegel. Alles war am Platze — alles war in Ordnung! Sie machte dreimal das Zeichen des Kreuzes; nun konnte er da nicht hinein! — Leise trat sie dann in die Zelle der alten Pförtnerin; die schlief den friedlichen Schlaf des ruhigen Gewissens, ihre Schlüssel am ledernen Gürtel befestigt. Auch über diese fromme Seele machte sie das Zeichen des Kreuzes und schlich nun weiter zu den Zellen ihrer Nonnen. Aber was sah sie hier?! Der kalte Angstschweiß perlte auf ihrer Stirn, und ein Schrei der Verzweiflung entrang sich ihrer Brust, als sie, von Zelle zu Zelle gehend, alle leer fand! Wie waren sie nur hinausgekommen? Gewiß, sie waren dort bei dem Feste der höllischen Geister! — Einen kurzen Augenblick nur war sie ratlos. Dann eilte sie zurück zu ihrem Gemache, kleidete sich in ihr langes, schwarzes Gewand, warf den schwarzen Schleier über ihr Haupt und nahm das große Kreuz, das neben ihrem Lager stand, das sie nur bei großen Festen und feierlichen Umzügen vor sich her zu tragen pflegte. Dann ging sie zurück zur Zelle der Pförtnerin, die erschrocken von ihrem Lager aufsprang, als sie die finster blickende Priorin erblickte. Diese wies stumm auf die Schlüssel und dann auf das Thor, das ihr alsobald geöffnet und auf ein anderes Zeichen von ihr wieder hinter ihr geschlossen wurde.

„Langsam, aber mit festem Schritt, das hohe Kreuz vor sich haltend, schritt die Priorin die lange Baumallee hinunter, die vom Kloster zu den Vorwerken führte. Hinter einer hohen, alten Linde, ganz in der Nähe des Festplatzes, machte sie Halt und gewahrte nun ihre Nonnen, — wohl in Ordenstracht —, aber ohne Schleier, ohne Kreuz, mit schönen, jungen Rittern sich wie Bacchantinnen im Kreise herumdrehend nach einer Sinne betäubenden, höllisch schönen Musik, die aus dem Feuermeer, das sie alle umgab, hervorkam.

„Plötzlich standen alle still und zogen sich dann eilig an den äußersten Rand des Platzes zurück, in dessen Mitte darauf der Boden sich mit Donnern und Blitzen öffnete. Langsam stieg, wie von unsichtbaren Händen getragen, eine prachtvoll besetzte Tafel hervor, auf der es glänzte von goldenen und silbernen Schüsseln und von Bechern, gefüllt mit schäumendem Wein.

„Die ganze Gesellschaft saß wenige Minuten später lachend und singend an dieser Festtafel. „Laßt uns essen, trinken und fröhlich sein!“ schien das Losungswort. Jetzt schritt die Priorin leise und unbemerkt aus ihrem Versteck hervor und näherte sich dem

„Höllenmahle". Gerade als sie am unteren Ende der Tafel angelangt war, erhob sie hoch das weiße Kreuz mit den ernst feierlichen Worten: „Der dreieinige Gott segne dies Mahl!"

„Grausiges Brausen, Krachen und Zischen entstand, als solle die Welt untergehen. Aber ruhigen Schrittes, ohne sich umzuschauen, wanderte die Priorin zum Kloster zurück, dessen Pforte ihr rasch beim ersten Klopfen geöffnet wurde. Noch einmal öffnete sie die Zellen — nur drei waren leer — in allen andern fand sie die Nonnen anscheinend ruhig schlafend auf ihren Lagern.

„Aber früh am nächsten Morgen erschallte die große Klosterglocke, die die erschrockenen Schwestern nicht in die Kapelle, sondern in den Speisesaal rief, wo, wie alle wußten, nun Gericht gehalten werden sollte. Zitternd und zagend eilten sie herbei und fanden die Priorin schon ihrer wartend, abermals das große Kreuz in der Hand. Alle warfen sich auf die Knie mit Schluchzen und Händeringen und flehten um Gnade und Barmherzigkeit. Nur ein offenes Bekenntnis mache dies möglich! — war die Antwort.

„Und nun bekannten die armen Geschöpfe, daß die drei neu Angekommenen sie verführt, ihnen die Freudlosigkeit ihres jetzigen Daseins recht ausgemalt, sowie die Herrlichkeiten eines Lebens ohne Gott. Später, wenn man alt und satt des lustigen Treibens, könne man noch genug die fröhlichen Thorheiten früherer Zeit abbüßen. Sie kennten — hatten sie ferner behauptet — die Zauberformeln, durch die sie sich Freuden und Genüsse verschaffen könnten, nach denen ihre jungen Herzen sich sehnten; denn fremder Wille, nicht der ihre, habe sie in die Mauern des Klosters gesteckt. — Bald nach ihrer Ankunft hatten sie die Thür zu einem unterirdischen Gange entdeckt, die sich hinter dem Altare der Kapelle befinde. Durch ihn gelangten sie zu dem verrufenen Platze, an dem in heidnischen Zeiten Odin und Freia Opfer gebracht wurden, und wo in vergangener Nacht das Festmahl gehalten. Auch noch weiter führe dieser Gang bis zum Ufer des Flusses, wo prächtig geflaggte Barken gelegen, die die Ritter herbeigeführt. Oft schon seien jene drei in der Nacht durch diesen Ausweg verschwunden und hätten es nun endlich erreicht, sie alle mit sich fortzureißen.

„Aber wo sind die drei Unglücklichen? fragte nun die Priorin.

„Verschwunden mit den Rittern in dem grausigen Feuerpfuhle, der sich unter uns öffnete beim Erscheinen des Kreuzes. Wir machten das Zeichen des Kreuzes bei Eurem Erscheinen, ehrwürdige Mutter, und so hat uns die heilige Jungfrau gerettet.

„Alle — die Priorin voran — wanderten nun im Büßergewande mit bloßen Füßen zu der verrufenen Stelle, wo drei Steine standen und noch heute stehen, an der die armen Sünderinnen, mit ihren Freunden aus der Hölle, verschwunden waren."

„Gottlob!" sagte dann Fräulein von Fredhof, nachdem sie ihre Brille wieder zurecht geschoben, „dem heidnischen Treiben der katholischen Religion ist auch beinahe ein Ende gemacht in unserm glücklichen Lande, durch unsern ruhmreichen König Gu— — —"

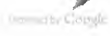
Sie schwieg plötzlich und sah sich ängstlich nach allen Seiten um, als suche sie etwas. Elisabeth blickte sie verwundert an und erriet zuletzt den Grund des Schweigens. Die gute, gute Seele da vor ihr wollte den Namen Gustav nicht aussprechen, weil sie fürchtete, Elisabeth wehe zu thun und suchte nun vergeblich ein Ende für ihren Satz.

Elisabeth nahm all ihren Mut zu Hülfe und sagte so ruhig wie möglich: „Sie meinen Ihren großen König Gustav Wasa."

„Ja, den meint' ich," rief die alte Dame froh, als sei ihr eine Felsenlast vom Herzen genommen. Dennoch war sie so außer Fassung gebracht, daß sie nichts fand, um es hinzuzufügen, saß im Gegenteil traurig und zerstreut da, sie, die eben noch so froh beredt gewesen.

Nun war es an Elisabeth, die sie heftig bewegenden Gefühle zurückzudrängen, und sie gedachte des Wortes, das die verständige Mutter ihr öfter zugerufen, wenn sie — ein Kind noch — sich zu sehr durch ihre Gefühle beherrschen ließ. „Halte dich in Ordnung" oder „beherrsche dich selbst."

So begann sie bald von neuem über die Klöster und ihre Bewohner zu sprechen.



über deren Thun und Treiben. „Nun ja,“ sagte endlich Fräulein von Fredhof in Erwiderung auf eine Bemerkung Elisabeths, „diese armen, irregeleiteten Wesen führten ein trauriges, nutzloses Leben. Aber giebt es unter uns, denen man die Bibel mit ihren so klaren Gesetzen und Befehlen schon früh in die Hand legt, nicht eine Menge von Geschöpfen, die ein ebenso unthätiges, nutzloses Leben führen? Zu jedem ist ja das Wort gesprochen: du sollst arbeiten und nicht müde werden, Gutes zu thun; sonst stiehlst du dem lieben Gott die Zeit, die Er dir geliehen, um sie zu verwerten.“

Sie stand auf und öffnete einen Schrank, in dem sie Elisabeth eine Menge von Kinderhäubchen, Jäckchen, Windeln und dergleichen mehr zeigte, die da sorgfältig in verschiedenen Häufchen aufgestapelt lagen. „Das ist das Werk meiner armen Kleinen,“ sagte sie lächelnd.

Ebba war geräuschlos, wie immer, eingetreten und die beiden Ellbogen auf den großen Lehnstuhl stützend, blickte sie vergnügt all die Sächelchen an und hörte aufmerksam zu.

„Als mein Vater gestorben, es ist lange Jahre her,“ begann die alte Dame wieder, „da hatt' ich niemand mehr in der Welt, der meiner bedurfte: also war ich völlig unnütz, wie es mir schien. Mein Schwager — das heißt eigentlich meine Schwester, denn sie gab ihm immer alle guten Gedanken ein — hatte mir dies kleine Heim geschenkt, mir außerdem Johanne und Christine zur Bedienung gegeben. Wozu soll ich nun meine Zeit verwenden? das war eigentlich mein erster Gedanke, als ich hier eingezogen — ich, die Tag und Nacht keine Ruhe gekannt, weil ich fünfzehn Jahre lang die Krankenpflegerin der Eltern gewesen war.

„Da sah ich eines Tages eine arme Nachbarin, die klagte, daß sie ihr zehnjähriges Mädchen nicht recht zu beschäftigen wisse. Stricken wollte sie nicht immer, das sei langweilig, und so triebe sie oft dumme Dinge.

„Ich sann nach und ließ dann die Kleine zwei Nachmittage in der Woche zu mir kommen, um sie andere Beschäftigungen als Stricken zu lehren. Bald fand ich noch einige andere Mädchen ihres Alters dazu. Für die Puppe sind sie dann gewöhnlich zu groß; aber nicht, um für lebendige Puppen zu arbeiten. — Sie begreifen, ich meine die kleinen Kinder. Das hab ich nun all diese Jahre fortgesetzt. Bis zum vierzehnten Jahre behalt' ich sie, aber nie länger. Und damit sie bei der Arbeit nützliche Gedanken haben, so lehre ich sie nach und nach die Geschichte und Geographie ihres Vaterlandes kennen, verlange aber immer das folgende Mal, daß sie mir alles wiedererzählen, was sie meist mit rechtem Eifer thun. — Und hören wir dann von einem neuen, kleinen Ankömmling in einer armen Hütte, so werden — je nach Bedarf — eine Menge von Sächelchen, die sie verfertigt haben, in einen Korb gepackt, und Johanne trägt sie, begleitet von der fröhlichen, jungen Schar, dorthin.“

Mit einiger Ehrfurcht blickte Elisabeth zu der alten Dame auf, die so geräuschlos, gerade als verstände es sich von selbst, so viel Gutes für Andere gethan hatte und that. Ihr ganzes Leben war ja eine Kette von Liebeswerken gewesen! Und daher dieser Gottesfrieden auf dem kleinen, schrumpfligen Gesichte — darum diese frische Fröhlichkeit der verlassenen, so einsamen Greisin!

„Nicht wahr, die Großtante ist gut!“ unterbrach Ebba plötzlich das augenblickliche Schweigen, „aber sie hat es auch gut! Sie braucht Niemandem zu gehorchen, kann thun, was sie will — sogar die Hunde in ihr Zimmer nehmen, wenn sie Lust dazu hat. Ich will auch immer ein junges Mädchen bleiben! Aber nun muß ich Kurre wieder anspannen!“ Damit eilte sie zum Zimmer hinaus. Die alte Dame sah ihr lächelnd nach; als aber Ebba hinausgegangen war, wurde ihre Stirn plötzlich sehr ernst.

„Ja, herzig ist das Kind,“ sagte sie dann, sich wieder zu Elisabeth wendend, „aber schwer zu erziehen wird sie sein.“

„Vielleicht!“ war die Antwort. „Ich glaube, man muß erst suchen, sie recht zu verstehen, ehe man an das Erziehen geht. Und dann — meine ich,“ fügte sie etwas zögernd hinzu, „Ebba muß vor allem lernen sich selbst erziehen.“

„Sich selbst!“ rief Fräulein von Fredhof erschrocken und die Hände zusammenschlagend, „ist das vielleicht eine neue Methode, von der ich hier nichts gehört habe?“

„Das nun wohl eben nicht,“ erwiderte Elisabeth, „aber mein jüngster Schwager schreibt viel über Erziehung und behauptet, man wolle den Kindern zu viel Fremdartiges anerziehen, statt zu versuchen, sie denken zu lehren, indem man sie lehre, allein zu essen. Da würden die Kleinen früh gewahr, wieviel herrliche Kräfte und Anlagen in ihnen niedergelegt seien; hätten selbst ihre Freude daran, sie aus sich heraus zu ziehen, sie zu nützen; lernten folglich nach und nach, unter kluger, liebender Leitung sich selbst erziehen.“

Aufmerksam folgte die alte Dame ihren Worten, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte endlich langsam und sinnend: „Ja, das ist allerdings eine ganz neue Methode; ich werde ernstlich darüber nachdenken. Sie mögen ja recht haben, obgleich das heißt: alle alten Ansichten über Kindererziehung über den Haufen werfen, wo das erste Gesetz ist: gehorche blindlings Eltern und Lehrern, bis du selbst denken gelernt — und dazu gehören lange, lange Jahre.

Früh am folgenden Morgen, lange vor der Stunde, wo sie Ebba erwartete, war Elisabeth im Lernzimmer, um sich dort wieder für ihre Pflichten zu sammeln und zu bereiten. Hier in diesem Zimmer waren vor wenigen Wochen all ihre Hoffnungen auf Erdenglück zusammengebrochen; hier in diesem Zimmer sah sie jetzt langen Jahren von rastloser Thätigkeit entgegen, denn nur von ihr hing es ab — war es so ihres Gottes Wille — Ebbas Erziehung völlig zu beenden.

Aber alles, alles war und wurde jetzt anders für sie. Empfangen war sie in diesem Hause mehr als ein lieber Gast, als Ebbas Erzieherin, eben weil sie Gustavs Braut war, der hier fast wie Sohn und Bruder wert gehalten wurde. Und das war ja auch die Ursache gewesen ihres sichern und freudigen Auftretens in den ganz neuen Verhältnissen; das ja auch hatte ihr von vornherein ihre Stellung gegeben in dieser liebenswürdigen Familie. Aber von heute an mußte sie sich ihre Stellung selbst machen durch ihr Wissen, ihr Können — ihre Leistungen.

Mehr wie genügend wären ihre Kenntnisse und Talente für Ebba während zwei kurzer Jahre gewesen. Jetzt hieß es aber unermüdlich eigenes Wissen und Können mehren, um bis zum Ende zu genügen; denn nie würde sie ein angefangenes Werk einem andern zur Vollendung übergeben, dagegen empörte sich jede Fiber der in ihr wohnenden Kraft und des Bewußtseins ihrer Fähigkeit. Ja, arbeiten wollte sie, treu mit ihrem Gott, bis Er endlich sagen würde: es sei genug — bis Er endlich, endlich sie wieder mit ihrem Gustav vereinigte.

Aber lang war der Weg bis dahin! Allein sollte sie ihn ja gehen, ganz allein; und oft vielleicht durch heiße, sandige Wüsten; allein durch Sturm und Unwetter! Und das liebebedürftige Herz brach zusammen, indem es in die Leere vor sich blickte.

Da gedachte sie plötzlich der Stunde, in der die fromme Mutter ihr zuerst das Warum des irdischen Daseins klar zu machen gesucht, wo sie ihr gesagt, daß es für jeden eine Fahrt auf einem bewegten Meere sei, auf dem nur der sicher und freudig dem Hafen zusteuere, dessen Schiffchen das „excelsior“ an seinen Kiel geschrieben, und der es dann dem himmlischen Steuermann ohne Sorge vertraute. „Allein und verlassen,“ hatte sie hinzugefügt, „ist nur der, der Gott unsern Vater nicht kennt, nicht liebt.“ Unwillkürlich faltete sie die Hände: „Herr, hilf mir!“ rief sie aus und hob den thränenschweren Blick zum Himmel. Aber erschrocken und fast heftig trocknete sie die Augen, denn Ebba stand neben ihr mit einem reizenden Blumenstrauße und sah sie ängstlich fragend an. Elisabeth erhob sich, küßte das Kind auf die Stirn und sagte ein wenig verlegen: „Ich dachte eben an die Vergangenheit, liebe Ebba, und werde



künftig versuchen, nur an dich und meine Pflichten bei dir zu denken; dann werden wir beide immer recht froh sein, wenn auch du die deinigen recht freudig erfüllst."

Ebba blickte sie ernst mit den tiefen dunklen Augen an und legte dann schweigend die Blumen in Elisabeths Hand.

Tag nach Tag, Woche nach Woche arbeiteten die beiden nun fröhlich miteinander — und pfeilschnell ging die Zeit vorüber.

Fast jeden Nachmittag kam auch Wanda, um ihre deutsche Stunde zu nehmen; und immer inniger schloß sie sich an Elisabeth an, bewies ihr auf alle nur mögliche Art, wie lieb sie ihr war. Sehr rasch kam das vertrauliche „Du" zwischen den beiden, statt des fremden „Sie"; „und jetzt erst mein' ich, du seiest mir eine Schwester," sagte Wanda an dem Abende, wo sie es zuerst austauschten.

Fast lauschige Stille herrschte während der Woche in dem großen, düstern Schlosse; und mehr als einmal dachte Elisabeth an die unheimlichen Geschichten, die sich hier in früheren Jahrhunderten zugetragen, wenn sie allein in der Dämmerung durch den langen, finstern Gang schritt, der zu dem Flügel führte, den sie mit der Gräfin und Ebba bewohnte. Elisabeth hatte ja dem Fräulein von Fredhof gesagt: „sie fürchte sich nicht"; und so erzählte diese ihr jeden Mittwoch Nachmittag, den sie bei der alten Dame zubrachten, irgend eine Spukgeschichte, die zu später Abendstunde neben ihr herzuschleichen schien. Unwillkürlich beschleunigte sie dann ihren Schritt, sah sich auch wohl ängstlich um, wenn eine Fledermaus, die auch zu den Bewohnern der langen Gänge gehörte, neben und über ihr herschwirrte, weil das Lichtchen, das sie trug, sie anzog. „Wie würd' ich mich schämen, sähe Ebba mich," sagte sie sich häufig, „wie schäm' ich mich vor mir selbst!" Aber unendlich schwer wurde es ihr, dies einfältige Grauen zu bemeistern.

Nur am Sonntage war Bewegung und Unruhe genug im Schlosse — ein stetes Gehen und Kommen. Alle die hohen Armleuchter wurden dann in den Gängen und bewohnten Zimmern angezündet, wenn der Abend hereinbrach.

Regelmäßig jeden Sonntag fuhr die große Kutsche vor das Schloß, Kutscher und Diener in reich gestickter Livree, um die Gräfin zur Kirche zu fahren, wohin Elisabeth und Ebba sie natürlich begleiteten. Da Elisabeth noch kein Schwedisch verstand, so war sie, besonders das erstemal, mehr zerstreut durch das, was sie sah, als erbaut durch den Gottesdienst.

Die sehr große Kirche, ganz von Granit, hatte gotische Fenster mit sehr schöner Glasmalerei. Die Altardecke war reich gestickt und zwar — wie Elisabeth zufällig erfahren — von der Gräfin eigenen Händen. Ueber dem Altare war ein herrliches Gemälde: Christus aus der Gruft hervorgehend. Vor diesem Altare — sagte sich Elisabeth plötzlich — sollte ich ja mit Gustav getraut werden — hier, wo er getauft und konfirmiert war! Und sie träumte einmal wieder über das kurze, nun begrabene Glück, das ihr Sonnenblick auf der Erde gewesen; so daß Gebet und Gesang, kurz alles um sie her, verschwand, bis zu dem Augenblicke, wo der Prediger ein lautes, feierliches „Amen!" am Schlusse seiner Predigt sprach. Sie blickte auf und gewahrte jetzt erst, daß an der Kanzel, die dem erhöhten Sitze der gräflichen Familie gegenüber war, sechs messingene Kronen hingen, mit Blumen und bunten Bändern verziert.

Nach dem Gebete vor dem Altare schritt dann ein ziemlich ärmlich gekleideter Mann, begleitet von dem jüngeren Prediger, bis zu den Stufen desselben und blieb dort mit gesenktem Haupte stehen. Der alte Propst sagte dann einige Worte, wie im Tone der Ermahnung, reichte dann dem Manne die Hand und sprach den Segen über ihn und die Gemeinde.

Kaum wieder im Wagen, erhielt Elisabeth Aufschluß über alles, was ihre Verwunderung erregt. Man hatte aus alten Zeiten den schönen Gebrauch bewahrt, jeden Unglücklichen, der aus dem Zuchthause oder Gefängnisse entlassen, auf diese Art wieder

in den Schoß der Gemeinde aufzunehmen. Sobald er in der Kirche wieder mit eingesegnet nach kurzer, ernster Ermahnung vom Prediger, mied ihn niemand mehr, wie das leider sonst so viel der Fall ist. Die Gemeinde machte es gerade wie ein guter und gerechter Vater, wenn das Kind seine verdiente Strafe von ihm erhalten: man gedachte des Vergehens nicht länger.

„Und diese Kronen, die so Ihre Verwunderung erregt," erklärte die Gräfin weiter, „sind Brautkronen — und wehe der Braut, die ohne dieselbe zur Kirche gehen muß. Zur Zeit der Königin Christine war, wie man behauptet, die Sittenlosigkeit sehr groß im Lande, und sie hoffte derselben wenigstens einen Zaum anzulegen, indem sie hunderte von Kronen verfertigen ließ, in der Art, wie die eben gesehenen, sie an die Hauptkirchen des Landes schenkte und zugleich eine Verordnung erließ, daß nur Bräute, die gelebt, wie es sich für ein braves Mädchen geziemt, eine solche an ihrem Hochzeitstage über dem Myrtenkranze tragen dürften. Häufig wird dieselbe auch von Myrtenzweigen geflochten — aber fehlen darf sie natürlich nicht, soll die Hochzeit eine fröhliche sein! — Bis vier Uhr," fügte sie einige Minuten später hinzu, indem der Wagen vor dem Schlosse hielt, „können wir unsere Sonntagsruhe genießen, liebe Elisabeth, wie es uns beliebt; dann aber müssen wir versuchen, liebenswürdig zu sein, bis zehn Uhr abends. Jeden Sonntag nämlich — Ebba wird es Ihnen wohl gesagt haben? — sehen wir, wenn wir alle gesund sind, die eine oder andere der benachbarten Familien, so wie die meines Sohnes, als Gäste — und jeder ist gezwungen, sein Scherflein zur Unterhaltung hinzuzutragen."

So kurz vor vier Uhr sehen wir Elisabeth und Wanda in dem letzten Fenster des großen, früher beschriebenen Saales stehen, den Augenblick erwartend, wo man den Branntweins-Tisch hereintrug, der Elisabeths Staunen und Verwunderung schon am ersten Tage erregte. Eine Flasche mit sehr feinem Branntwein, kleine Gläser, Käse, Sardellen, Hering, Kaviar, Butter, Brotkuchen dünn wie Papier, standen auf dem mit einer weißen Serviette bedeckten Tischchen, dem die Herren sehr eilig zuwanderten, um ihre Magen vorzubereiten für die gleich darauf folgende Mahlzeit im Eßzimmer. Die Damen näherten sich demselben nur selten und erwarteten geduldig an ihrem Platze den Arm, der sie später zur Tafel führte. Mit dem eben genannten „Tischchen" zugleich erschien heute noch ein Besucher, der Elisabeths ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war ein kleiner verwachsener Herr mit schneeweißem Haar, der einen prachtvollen Blumenstrauß in der Hand hielt. Er war in untadelhaftem Gesellschaftsanzuge: weiße Weste, weiße Halsbinde, breite, über den Rockärmel zurückgeschlagene Manschetten, aus denen eine sehr kleine Hand mit hellgrauen Handschuhen hervorblickte. Graf Hindrick eilte ihm freundlich grüßend entgegen und schob dann, vor der alten Gräfin angekommen mit dem Gaste, rasch einen bequemen Lehnsessel hinter ihn. Doch ehe er sich setzte, küßte der kleine Herr die ihm von der Gräfin entgegengestreckte Hand und überreichte seine Blumen.

„Wie prachtvoll!" rief die Gräfin aus, „wie wunderschön!"

„Nie schön genug für Sie, verehrte Cousine," war die Antwort des Herrn, indem er, leicht errötend, sich niedersetzte.

„Komm' ins Nebenzimmer," flüsterte Wanda Elisabeth zu, „ich habe gerade noch die Zeit, deine Neugierde zu befriedigen über jenen Herrn." Und die beiden jungen Mädchen verschwanden leise hinter den Vorhängen der Thür.

„Dieser Herr," begann Wanda rasch, „ist ein Baron Trollbacken, und gehört unserm ältesten Adel an; denn die Trollbacken behaupten, von dem Könige der ersten Bewohner unseres Landes, den Trollen, Dvarger, Zwergen abzustammen. Sie besitzen aber keine Reichtümer mehr, wie ihre Vorfahren. Ein sehr verfallenes Schloß, von dem ein einziger, niedriger Flügel noch bewohnbar, einige Ländereien, einige Waldungen ist all ihr Hab und Gut. Dieser Herr ist ihr letzter Sprößling und wird wohl bis

an sein Lebensende ein ihm genügendes Obdach in seiner Ruine für seinen schönen, klugen Kopf finden. Er ist ein Verwandter der Großmama, gerade ebenso alt wie sie, und da die Besitzungen beider Familien sich nahe lagen, fast mit ihr auferzogen. Geliebt hat er sie wohl von dem Augenblicke an, wo er begriffen, daß er ein Herz hatte, es ihr aber nie gesagt, als durch die Blumen, die er ihr seit seiner Kindheit als einen ihr gebührenden Tribut dargebracht. Leider hatte er einen ältern Bruder, der ein sehr schöner Mann gewesen sein soll, und der ebenfalls die Großmama liebte, aber kein Hehl daraus machte. Noch sehr jung trat er in Seedienst, wo er sich früh auszeichnete. Die Großmama war erst fünfzehn Jahre alt, als er ihr zum erstenmale von seiner ernsten, tiefen Liebe sprach, worüber diese indes gelacht, wie mir die Großtante erzählte. Wenige Tage darauf war der Urlaub des jungen Seemanns zu Ende, und ehe er ging, brachte er der Großmama ein ganz kleines goldenes Kreuz, das er nach dem Tode seiner Mutter in deren Bibel gefunden. Dies Kreuz — hatte er dann gesagt — bewahre mir zum Andenken, bis ich als Kapitän zurückkomme, und dann wirst du meine Frau. — Aber ich liebe dich nicht mehr wie deinen Bruder Axel — war die Erwiderung — und will weder dich, noch ihn heiraten. — Da hat er sie fest in seine Arme genommen und ihr gesagt: ich sterbe an dem Tage, wo du einen andern Mann heiratest. — So dumm wirst du doch nicht sein, antwortete sie. Und darauf reiste er ab. — Du hast wohl nie der Großmama Bild gesehen, das wenige Wochen vor ihrer Hochzeit gemacht ist?" fuhr Wanda nach kurzem Sinnen fort, „es hängt im Ahnensaal, und der wird jetzt nur noch geöffnet bei einem Begräbnisse. Sie muß damals bezaubernd schön gewesen sein; man kann sich das kaum vorstellen, wenn man nur das tief gefurchte Gesicht von heute kennt, mit seinen eingesunkenen Augen, seinem schmerzlichen Zuge um den kleinen Mund. — — Doch laß mich zum Schlusse eilen. Drei Jahre später, in denen nie irgend eine Nachricht von dem Seemann gekommen, warb mein Großvater um ihre Hand. Sie liebte den stattlichen, liebenswürdigen Mann seit ihrer ersten Begegnung und gab glückselig ihr Jawort. Wenige Monate darauf war die Hochzeit, und der Segen über das junge Paar wurde hier in der Schloßkapelle gesprochen, wie es bis dahin immer der Brauch in meiner Familie gewesen. Vom Altare gings in den Ballsaal; und bis spät am Abend wurde getanzt. Die Braut, während des Abends dreimal — wie es Brauch — den im Schloßhofe versammelten Leuten vom Balkon gezeigt, wurde zuletzt von den Brautjungfern bis an die Thür des Brautzimmers geführt, wo schon der junge Eheherr ihrer harrte.

„Am andern Morgen, als mein Großvater in sein Toilettenzimmer trat, fand er dort den seiner wartenden Kammerdiener zitternd und totenbleich. Er erfuhr dann auch bald auf sein Befragen, daß zwei der Hausmägde früh schon in die Kapelle gegangen, um alles wieder in Ordnung zu bringen, aber erschrocken mit der Nachricht ins Gesindezimmer zurückgekommen, daß ein Mann bewegungslos vor den Stufen des Altares liege. Alle eilten natürlich in die Kapelle und fanden zu ihrem Entsetzen den älteren Baron Trollbacken tot am Boden, den Kopf auf dem Kissen, auf dem die Großmutter am Tage zuvor bei der Trauung gekniet, die Pistole noch in der Hand, mit der er sich erschossen. Auch mein Großvater begab sich dahin und ließ dann Gerichtspersonen holen, um den Toten hinwegzuschaffen.

„Als dies geschehen, begab er sich zurück zur Großmama. Was da vorgefallen, da gesagt — niemand weiß es, als sie selbst. Der Großvater war streng, finster und kalt — so habe ich ihn wenigstens immer gekannt — die Großmutter immer gut und gütig, wie sie heute ist, nie aber sah ich sie fröhlich oder mit heiterer Stirn."

„Arme Gräfin!" sagte Elisabeth.

„Warum beklagst du sie?" brach Wanda etwas heftig hervor. „Reich, angesehen, hoch geehrt — was hat ihr gefehlt?"

„Liebe, meine ich," war die Antwort.

Wanda lachte mit dem bitteren Lachen, das man wohl nur selten von einem

jungen Wesen hört; und überhaupt nur von den Unglücklichen, deren Leben eine Kette von Enttäuschungen war, und in deren Herzen die heilige Flamme wirklicher Liebe nie angezündet. — Fast erschrocken blickte Elisabeth sie an, und Wandas Stirn wurde rasch wieder klar. „Liebe Elisabeth," sagte sie dann, indem sie ihren Arm um ihre Schulter legte, „du hast immer in einer seltsam idealen Welt gelebt, wie ich häufig aus mancher deiner Aeußerungen sehe. Das wirkliche Leben ist dir fremd geblieben mit all seiner kalt berechnenden Selbstsucht, mit seiner Eitelkeit, mit seinem Streben nach hohem glänzenden Schein. — Doch! da wird ja schon zum Essen gerufen!" Sie schob ihren Arm in den Elisabeths und folgte mit ihr schweigend den Uebrigen die Treppe hinunter in den hell erleuchteten Eßsaal.

Die Theestunde war früher vorüber, als die anderer Tage; drei Spieltische standen in dem großen und bekannten Saale; und plaudernd über dies und jenes wurden die Karten von den Spielenden gemischt, gegeben und genommen. Ebba saß, vergnügt über den ihr sehr lieben Besuch der beiden Vettern, mit ihnen an einem runden Tischchen, wo sie „schwarzen Peter" und Aehnliches spielten. Graf Hindrick stand an dem Feuer einer der Kamine, in ernster Unterhaltung mit seinem ersten Verwalter, den er sehr schätzte, und der bei keinem Familienessen fehlte.

Wanda und der Magister Halmlund, der Lehrer der beiden jungen Grafen, musizierten zusammen, denn letzterer blies die Flöte ausgezeichnet gut, und erstere begleitete ihn oft und gern auf dem Piano. Elisabeth saß ganz in der Nähe, hörte zu und träumte. Eben hatten die beiden Spielenden „Du bist die Ruh", eins der Lieder von Schubert, vorgetragen, und meisterhaft! Wanda hatte das so seelenvoll geblasene Lied fast nur wie ein leises Säuseln begleitet, und als sie geendet, sah sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln den Magister an, indem sie halb zögernd sagte: „Ich meine, Sie haben diesmal nicht an ein ideales Wesen, sondern an das Mädchen Ihres Herzens gedacht, denn nie hört' ich so entzückende Töne aus Ihrer Flöte hervorkommen!"

Einen Augenblick sah er errötend in ihre wunderbar glänzenden Augen, neigte dann ein wenig sein Haupt und sagte fast flüsternd einige schwedische Worte.

Heftig und stolz warf Wanda den Kopf zurück, indem sie rasch aufstand, und erwiderte schneidend kalt auf Deutsch: „Sie vergessen, Herr Magister, daß Sie zu der jungen Gräfin von Nordsterna reden — und außerdem muß ich Sie bitten, die schuldige Höflichkeit Fräulein Vernah gegenüber zu beachten, indem Sie deutsch reden, weil sie noch kein Schwedisch versteht."

Mit einer leichten, ziemlich herablassenden Kopfbewegung wandte sie ihm dann einfach den Rücken und trat zu Elisabeth. Diese sah die tödliche Bläſſe, die einen kurzen Augenblick über das Gesicht des jungen Mannes glitt. Dann steckte er anscheinend ruhig und gleichgültig seine Flöte wieder in ihr Futteral, ging festen, langsamen Schrittes an einen der Tische, wo nur drei Personen spielten, setzte sich auf den vierten Stuhl und schien bald ganz vertieft in seine Karten.

Sehr peinlich berührt durch das, was sie eben gesehen und gehört, folgte Elisabeth sichtbar zerstreut Wandas Aufforderung, mit ihr zu Graf Hindrick zu gehen, der jetzt allein und in Gedanken vertieft in einem großen Lehnstuhle nicht weit vom Kamin saß.

„Wir kommen, um dir Gesellschaft zu leisten," sagte Wanda, indem sie sich mit Elisabeth auf einen kleinen Divan ihrem Vater gegenüber setzte, „oder stören wir dich in deinen Gedanken?"

„Im Gegenteil," war die freundliche Antwort. „Ich habe Eurem Spiele mit Vergnügen zugehört und dachte eben, daß der Magister Halmlund uns Allen fehlen wird, wenn er uns verlassen wird. Er ist einer der gescheutesten und angenehmsten jungen Männer, die ich je gekannt; und sein Einfluß auf Ferdinand ist ein segensreicher gewesen.



So kann ich ihm denn nicht dankbar genug sein für das Opfer, das er mir und den Kleinen gebracht."

„Welches Opfer?" fragte Wanda ermuntert.

„Nun, du weißt doch, daß es eigentlich ein Freundschaftsdienst seines Vaters ist! Der junge Mann," wandte Graf Hindrick sich nun an Elisabeth, „war gerade im Begriff, nach vollendeten Studien hier im Lande noch ein Jahr auf eine deutsche Universität zu gehen, ehe er sich um eine Anstellung in Upsala bewarb, als ich seinem Vater schrieb, um ihn zu bitten, mir einen künftigen Lehrer für meinen ältesten Sohn zu schaffen, den ich damals noch nicht aufs Gymnasium zu schicken wagte, seiner sehr zarten Gesundheit wegen. Ich war nämlich während meiner Studienjahre in Upsala befreundet in der Familie des Vaters, der dort Professor ist; und er vermochte seinen Sohn zu veranlassen, die Reise auf zwei Jahre aufzuschieben, um sie meinem Sohne zu widmen."

„Nun, er wird aber sehr gut dafür bezahlt, vermut' ich," warf Wanda ein.

„Wanda," sagte Graf Hindrick mit erzürntem Tone, „kann das durch Geld bezahlt werden, wenn uns jemand sein Wissen, seine Geistes- und Herzenskräfte widmet? Wenn er außerdem seine Freiheit gewissermaßen gefangen giebt in einem oft sehr beschränkten Kreise, in dem die Luft vielleicht eine für seinen Geist beengende ist, ihn niederwärts statt aufwärts zieht?"

„Die Mutter des Magisters Halmlund ist eine Deutsche," wandte er sich nun wieder zu Elisabeth, „wir Studenten nannten sie unter uns nie anders als das „deutsche Vergißmeinnicht", so lieblich und schön war sie! Eine geborene Gräfin Einsam, aber Waise und arm, verlebte sie ihre Jugend bei einer alten, reichen, geizigen Verwandten, wo sie natürlich unglücklich war. Von seiner Mutter hat der junge Mann das feine Wesen, den angenehmen Ton in der Unterhaltung; und sein Vater, durch und durch ein Gelehrter, wäre wohl verhungert und zuweilen im Schlafrocke spazieren gegangen, wenn seine Frau nicht so liebend gesorgt und gewacht. Es war und ist aber eine recht glückliche Ehe; und das ist hauptsächlich das Verdienst der Frau."

„Gewöhnlich bist du indes gegen die Heiraten zwischen Menschen aus verschiedenen geselligen Verhältnissen; du hast häufig behauptet, sie seien selten glücklich," sagte Wanda.

„Im allgemeinen ist das meine Ansicht," war die Erwiderung. „Man atmet die Luft, in der man geboren und erzogen, und nimmt, ohne es zu wissen, die Gewohnheiten seiner Umgebung an, wie viele ihrer Ansichten über das Leben und ihre Ansprüche an dasselbe. Wird man dann plötzlich in eine andere Sphäre versetzt, so ist die Luft gewöhnlich eine zu dünne oder zu dichte für Kopf und Augen, das Gleichgewicht wird gestört, und Kopf und Herz müssen recht gesund sein, recht kräftig, recht klar, um es wieder zu finden, um auch in der neuen Atmosphäre behaglich zu atmen, zu leben. Aber wie wenige Menschen sind durch und durch solche gesunde Naturen!"

Eine Pause entstand, und Elisabeth blickte hinüber zu dem Tische, an dem der junge Magister anscheinend ganz vergnügt mit seiner Nachbarin plauderte, während er die Karten mischte.

„Spielen Sie nie?" wandte sie sich an Graf Hindrick.

„Seit meinem fünfundzwanzigsten Jahre nicht mehr," gab er zur Antwort. „Den Karten danke ich die so frühen weißen Haare, Fräulein Bernah, die Sie bei unserer ersten Begegnung mit ein wenig Verwunderung anblickten."

„Nun ja," erwiderte sie ein wenig verlegen, „Sie schienen mir noch zu jung für den ganz weißen Kopf."

„Den ich seit meinem fünfundzwanzigsten Jahre mit mir herumtrage," sagte Graf Hindrick ernst.

„Wir rechnen Sie so zur Familie gehörend," nahm er nach einigen Augenblicken wieder das Wort, „daß ich Ihnen gerne erzähle, wie sich das zugetragen. Wir leben auf eine gewisse Art etwas außerhalb Europa, obgleich dazu gehörend, und so schickt jeder irgend vermögende schwedische Vater gern seinen Sohn für einige Zeit ins Ausland,

damit sein geistiger Horizont sich ausdehne und er reiche Schätze sammle von Nützlichem und Schönen, die dann in der Heimat verwertet werden sollen zu eigenem und Anderer Besten. So meinte auch mein Vater, es sei hohe Zeit, daß ich reise, als meine Studien in Upsala vollendet waren. Da meine beiden Großmütter geborene Deutsche waren, so hatte das deutsche Prinzip nach und nach die Oberherrschaft an sich gerissen. Damit nun das französische, so notwendig hier am Hofe, auch sein Recht bekomme, so sollte ich vor allem acht Monate nach Paris gehen, um die Sprache und Litteratur des Landes gründlich kennen zu lernen mit Hülfe eines tüchtigen Lehrers. Die Abende würden dann dem Theater und der Gesellschaft gehören. Dies war der Wunsch meines Vaters — ich sage: Wunsch, da er im hohen Grade die Freiheit seiner Kinder respektierte, und eben daher kam es wohl, daß man so gern auf seine Ansichten einging.

„Erfreulich war es außerdem für mich, die Reise mit vier von meinen Universitätsfreunden zu machen, die für den Augenblick wenigstens den meinen ähnliche Pläne hatten. In Paris angekommen, sah ich bald, wie die Summe, über die mein Vater mir erlaubt, jeden Monat zu verfügen, für das Leben dort eine sehr unbedeutende war. — Er könne mir nicht mehr geben, hatte er gesagt. — Sein ältester Bruder, der Majoratsherr, lebte nämlich noch, und war dieser außerdem noch sehr reich geworden durch das, was er von seiner Frau geerbt, die kinderlos gestorben. Aber mein Onkel war geizig und mein Vater zu stolz, um je mehr, als sein Recht von ihm zu verlangen.

„Manches mußt' ich mir nun versagen, was meine reichen Freunde sich erlaubten; und eines Abends, als der eine derselben, der schon in Upsala die halben Nächte durchspielte, mir vorschlug, auch einmal mein Glück zu versuchen, betrat ich mit ihm eine sogenannte Spielhölle, nachdem ich mein Gewissen zum Schweigen gebracht. Anfangs schaute ich nur zu; dann aber setzte ich ein Geldstück ein, das mir bald zwanzig andere verschaffte. Meine Gewinnlust mehrte sich durch den Gewinn; und nicht nur verlor ich wieder das eben Gewonnene, sondern auch alles, was mir noch vierzehn Tage zu einem Unterhalte hätte genügen sollen. Fast in Verzweiflung ging ich zu meiner Wohnung zurück, hin und her sinnend, wie ich mich aus der Verlegenheit ziehen könne. Dazu gab es nur ein Mittel, dacht ich: meinem Vater die Wahrheit sagen, aber nur die halbe; daß nämlich die mir ausgesetzte Summe sehr gering sei, daß ich aus Unerfahrenheit unbesonnen gewesen und ihn bitte, mir nur dies einzige Mal aus der Not zu helfen — ich wolle künftig sparsamer leben.

„Mit umgehender Post erhielt ich eine Anweisung auf eine zweite Summe, der indes ernste, väterliche Ratschläge, wie ein Ehrenmann sie giebt, hinzugefügt waren.

„Wie eine Felsenlast war von meinem Herzen genommen, als ich das Geld in der Tasche hatte, und die allervernünftigsten Vorsätze waren eben von mir gefaßt, als ich, um eine Straßenecke biegend, meinem sogenannten Freunde, dem Spieler, begegne. Er war ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter und wußte immer auf eine eigentümliche Art die Menschen an sich zu ziehen, ihr Vertrauen zu erwecken und sie häufig in sein wildes, gewissenloses Treiben mit hineinzuziehen, ehe sie es nur merkten. Auch jetzt bewog er mich, mit ihm zur Oper zu gehen; und dann, als ich zu meiner Wohnung zurückkehren wollte, noch einmal zum Spielhause. Er lachte mich aus, als ich dies ernst weigerte und erreichte zuletzt, was er gewollt. Eine Stunde später eilte ich fast besinnungslos durch die leeren Straßen und in mein Zimmer, wo ich die Thür zitternd hinter mir schloß. Nicht nur die ganze, eben erhaltene Summe hatte ich verspielt, sondern auch meine Uhr. — Was nun anfangen? wie Geld bekommen? Das war mein erster Gedanke! Mein zweiter: was würde mein Vater denken, wenn er es erführe? Mein dritter: was hatte ich von mir selbst zu denken! — So lag ich die ganze Nacht, gequält und geängstet, wie wohl selten ein Mensch es gewesen.

„Als endlich der Morgen graute, fing ich an, unruhig in meinem Zimmer umherzuwandern. Plötzlich blieb ich vor dem Spiegel stehen und schrak vor mir selbst zurück. War dies bleiche zerstörte Gesicht das meine? Und fast Entsetzen ergriff mich, als ich

gewahrte, daß mein blondes Haar ergraut war in einer einzigen Nacht. Ich blickte noch einmal, weil ich hoffte, mich getäuscht zu haben: Aber es war so: ergraut in einer Nacht! Das nun brachte mich wieder zur Besinnung. So fort leben konnte ich nicht! Ich eilte zu meinem Schreibtische, nahm Papier und Feder und schrieb alles, was ich gethan, gefühlt, gedacht an meinen Vater.

„Als ich den Brief zur Post getragen, schloß ich mich wieder bei mir ein und öffnete lange Tage meine Thür nur für meine Wirtin, die mich krank glaubte.

„Endlich erhielt ich als einzige Antwort: hier eine Anweisung auf eine Summe, gleich groß wie die verspielte, von deinem namenlos betrübten Vater.

„Diese Antwort wirkte besser, als alle Predigten der Welt; nie rührt' ich seit dem Tage eine Karte an, um zu spielen — und so — — ah, meine Mutter verläßt den Spieltisch! Nun heißt's rasch „gute Nacht für Jeden!"

Herzlich reichte er Elisabeth die Hand zum Abschiede, und bald war alles wieder lauschig still in dem großen, finstern Schlosse.

Am folgenden Abend beim Thee nahm Elisabeth „Aftonbladet", eine schwedische Zeitung, um zu versuchen, daraus vorzulesen. — Sie selbst wolle Elisabeth schwedisch lesen lehren, hatte die alte Gräfin gesagt, ungefähr wie Ebba es als sechsjähriges Kind gelernt. Die Kleine habe damals gemeint, es müßten sehr schöne Geschichten darin stehen, weil jeder es lese, und die möchte sie auch kennen. „Du kannst ja versuchen, ob sie dir gefallen," war die Antwort der Großmutter gewesen. Und seitdem kam sie mehrere Male täglich mit der Zeitung, fand aber zuletzt, als sie schwedisch lesen konnte, daß die Geschichten darin garnicht schön seien und rührte das Blatt nicht mehr an. — Sie wurden indes bald unterbrochen durch ein heftiges Läuten an der großen Pforte. Ein wenig unruhig horchte die Gräfin auf, und einige Augenblicke später trat Graf Hindrick rasch ins Zimmer.

„Verzeih, Mutter," sagte er, indem er sie begrüßte, „daß ich so spät noch störe. Ich bin nämlich in großer Sorge um den Magister Halmlund, der auf die Jagd gegangen und noch nicht zurückgekehrt ist. Nun muß ich die große Schloßglocke läuten lassen, damit die auf unsern Besitzungen wohnenden Bauern von hier aus die Gegend in allen Richtungen durchstreifen, bis wir ihn gefunden. — Gott gebe, daß er nicht verunglückt ist!" Und schon tönte die große Glocke unheimlich durch die stille dunkle Nacht. „Leider muß ich dann noch einmal deine Nachtruhe stören, wenn er gefunden," fügte er fortgehend hinzu, „um die dann noch unnütz Suchenden wieder heim zu rufen."

„Zugleich sende mir dann Botschaft," rief die Gräfin ihm nach, „wie er gefunden. Ich schlafe doch nicht, bis ich das weiß."

An Vorlesen wurde natürlich nicht mehr gedacht, und die Gräfin trat mit Elisabeth in eins der hohen Bogenfenster. „Auch ich bin in großer Sorge um den vortrefflichen, so braven, jungen Mann," sagte sie nach kurzem Sinnen. „Nur begreife ich nicht recht, wie er dazu gekommen ist, heute auf die Jagd zu gehen — und ganz allein! Den ganzen Tag hatten wir einen düsteren, bleiernen Himmel über uns, und der Schnee fiel ja unaufhörlich in dicken Flocken. Bei solchem Wetter bleibt doch eigentlich jeder gern zu Hause."

Als die letzten Töne der Glocke verhallten, gewahrten sie eine Menge Lichter, die sich rasch dem Schlosse näherten. „So, das ist gut," fing die Gräfin wieder an, „sie haben Kienfackeln. Das leuchtet doch immer etwas, bis der Mond aufgeht, was recht bald sein muß, und der wird doch hoffentlich den Himmel etwas aufklären."

Am Fenster blieben sie beobachtend, in welcher Richtung die Lichter wieder verschwanden, bis die Glocke zehn schlug.

„Wir können niemand nützen durch unser längeres Aufbleiben," hub dann die Gräfin von neuem an, „sondern nur uns selbst schaden; denn der Ruhe ist unser Körper

bedürftig, wenn wir auch keinen Schlaf finden, bis wir eine Nachricht über den Erfolg erhalten. — Darum gute Nacht, liebe Elisabeth!"

Gegen ein Uhr morgens erscholl von neuem die Schloßglocke, und gleich nachher klopfte die Kammerfrau an Elisabeths Thür, um ihr zu sagen, der Magister sei unverletzt und lebendig gefunden und habe sich in der Dunkelheit nur verirrt gehabt.

Lange indes lag Elisabeth noch wach, um dem Vorgefallenen nachzusinnen. Stand dieser ungewöhnliche Spaziergang, fragte sie sich, nicht in irgend einer Verbindung mit dem, was sie am Sonntag Abend so unangenehm am Piano berührt? Liebte dieser junge Mann Wanda? Hatte er es ihr gesagt? Und hatte dann die herzlose, so beleidigende Antwort, die diese ihm gegeben, ihn so außer Fassung gebracht, daß er es bedurfte, mit sich allein zu sein — daß er frische Luft und heftige Bewegung gebraucht, um wieder zur Besinnung zu kommen? Und hatte er sich dann nur verirrt, weil er zerstreut war? So ist's aller Wahrscheinlichkeit nach! dachte sie schließlich, ehe sie einschlief.

„Tante Ellen hat sich zum zweiten Frühstück angemeldet," berichtete Ebba, als sie am folgenden Morgen ins Lernzimmer trat. Und einige Stunden später erfuhren sie durch diese etwa Folgendes:

Montag, also am Tage zuvor, habe der Magister seinen Zöglingen nach dem Frühstück verschiedene Aufgaben gegeben und gesagt, er bedürfe Luft, ein heftiger Kopfschmerz hindere ihn, seine Stunden zu geben. Dann habe er die Flinte genommen und sei fortgegangen.

„Allein auf die Jagd!" unterbrach sie die alte Gräfin.

„Die Flinte nahm er wohl nur zum Schein!" fuhr Gräfin Ellen fort. „Erst bei Tische, weil er fehlte, hörten wir von seinem Ausgehen und erschraken, daß er noch nicht zurück war. Es war ja so dunkle Nacht, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte! Der Schnee fiel in immer dickeren Flocken, und der Mond ginge erst gegen neun Uhr auf, sagte Hindrick. Wo ihn suchen? Oder vielmehr wie ihn finden in solcher Finsternis! Unruhig ging mein Mann im Zimmer umher, statt zu essen, und ließ zuletzt den Verwalter bitten, gleich zu ihm zu kommen. Er selbst ging dann mit diesem hinaus und schickte ebenfalls alle Diener fort, um in der Nähe zu suchen, zu fragen, ob ihn jemand gesehen. Alle aber kamen zurück, ohne nur irgend die Richtung erforscht zu haben, wo man suchen müsse. So blieb kein anderes Mittel, als auch dich zu beunruhigen, Mutter."

„Das war ja natürlich," sagte diese, „daß man jedes nur mögliche Mittel anwandte, um ihn zu finden. Wo aber fand man ihn?"

„Erst muß ich dir erzählen," fuhr Gräfin Ellen fort, „wie groß noch der Aberglaube unter den Leuten ist, trotz allem, was doch geschieht, um sie aufzuklären. Wirst du es für möglich halten, daß sie noch an den Geist der Wälder glauben und an seine Diener, die Kobolde?"

„Ich bitte dich, Ellen, bleib bei der Sache," sagte die alte Gräfin ein wenig ungeduldig.

„Dies gehört gerade dazu, Mutter," war die Erwiderung, „du wirst das gleich sehen. Als nämlich Hindrick drei von den Leuten beauftragte, erst nach Fredhof zu gehen, und wenn auch da keine Spur zu finden, Trollskögen" (das heißt Kobolds-Wald, wandte sie sich, das Wort übersetzend, zu Elisabeth) „zu durchsuchen. Diese drei Männer aber sahen schweigend einander an, statt zu gehen, und als Hindrick sie um den Grund ihres Zögerns befragte, antwortete Erichson von Bonberge: verzeihen der Herr Graf, aber niemand geht in so dunkler Nacht da hinein — die Trollen treiben dann ihr Wesen, und wir könnten alle verunglücken."

„So, so! — sagte Hindrick erzürnt, — schämt ihr euch nicht ob solches Aberglaubens! Schon gut! Geht heim, legt euch zu Bett! Ich werde selbst und zwar



allein dorthin gehen! — Damit wandte er ihnen den Rücken und ging in der Richtung von Fredhof, hörte aber wenige Minuten später, wie die drei Leute ihm folgten. Und bald war einer derselben an seiner Seite, bat um Entschuldigung und meinte, wenn der Herr Graf selbst sich hineinwagte, so könnten sie es auch thun.

„Die ersten Fußspuren entdeckten sie dann beim Scheine des Mondes — der indes gestern Nacht eine gar schlechte Laterne war — am Eingange von Trollskögen, und zwar in solcher Menge, nach rechts sowohl, als nach links, daß Hindrick einen Augenblick still stand, um zu überlegen. Dann folgte er mit einem der Männer den Fußspuren rechts und befahl den beiden andern, links zu gehen. So gelangten sie sehr bald zu der Stelle, wo der Runenstein steht, und fanden den Magister fast erstarrt und besinnungslos auf einem umgefallenen Baumstamme sitzend. Glücklicherweise kamen die beiden andern auch, und einer derselben hatte eine Branntweinflasche in seiner Tasche. Man brachte ihn nach und nach damit wieder etwas zu sich, war aber gezwungen — glaub' ich — ihn zu tragen, da er nicht gehen konnte und wie im Traume redete. Erst ganz in der Nähe des Hauses wurde er plötzlich wach und verlangte zu gehen.

„Mein Mann war sehr besorgt; als man ihn zu Bett gelegt, blieb er bei ihm bis gegen Morgen, wo er endlich in einen ruhigen, festen Schlaf verfiel. Gegen zehn Uhr erwachte er und war bei vollem Bewußtsein, als Hindrick wieder zu ihm kam. Er war sehr verlegen, als er erfuhr, wie man ihn gesucht, und es schien ihm sehr peinlich, all diese Unruhe verursacht zu haben. Auch hat er bestimmt erklärt, schon morgen nach Upsala zurückkehren zu wollen, und sei es ihm unmöglich, irgend jemand von der Familie jetzt wiederzusehen. Ferdinand sei außerdem völlig vorbereitet für das Gymnasium, und er wäre überzeugt, daß sein Examen zur Befriedigung ausfallen würde.

„Sonderbar," sagte sie noch nach einem Augenblicke Sinnens, „ist sein Ausgehen von gestern. Und doch ists unmöglich, nur zu ahnen, was ihn dazu bewogen. Es muß etwas vorgefallen sein, das ihn ernst verdrossen, um ihn so zerstreut zu machen, daß er seinen Weg verfehlt, er, der die Umgegend fast so gut kennt wie wir. Wir alle haben so wahre Freundschaft für ihn, so tiefe Achtung, daß es ja ganz unmöglich ist, daß jemand von uns ihn beleidigt hat! — Nur Wanda," fügte sie, wie zu sich selbst redend hinzu, „wäre dessen fähig — aber warum?"

Die alte Gräfin hob rasch den Kopf und sah ihre Schwiegertochter forschend an. „Du meinst," sagte sie langsam, „daß Wanda vielleicht unhöflich gegen ihn gewesen?"

„O nein!" war die rasche Antwort. „Im Gegenteil, sie war immer sehr artig und freundlich mit ihm und behandelte ihn ganz, als sei er ihr ebenbürtig."

„Und worin wäre er das nicht?" fuhr die alte Gräfin etwas heftig auf. „Seine Erziehung, was das äußere Auftreten betrifft, ist ebenso gut gewesen, als die Wandas; und hinsichtlich seines Wissens und Könnens steht er hoch über ihr!"

„Das mein' ich ja auch," erwiderte Gräfin Ellen leicht errötend, „nur wollt' ich sagen, daß er doch einmal in andern geselligen Verhältnissen geboren und erzogen ist. Und du würdest doch nie denken, daß er wagen könnte, um Wandas Gunst zu werben; es versuchen, ein tieferes Interesse in ihr zu erregen; er würde doch nie daran denken, daß sie seine Frau werden könnte!"

„Und warum nicht, Ellen, wenn Wanda ihn liebte, und Kopf und Herz genug hätte, um sich in seine Verhältnisse hineinzuleben!"

„Nun, die Verhältnisse sind einmal so ganz anders," war die etwas gereizte Antwort, „daß Wanda das nie könnte und möchte, oder thun würde."

„Daß Wanda nicht dafür paßte, liebe Ellen, das weiß ich ja," erwiderte die alte Gräfin ruhig. „Aber sieh, es ist mir häufig aufgefallen, daß sie den Ahnen-Hochmut hat, den lächerlichsten von allen! Ist sie etwa besser, weil ihre Vorfahren in zinnernen Särgen in der düstern Gruft unter dem Schlosse vermodern, statt daß andere, die kein Schloß besitzen, auf dem Friedhofe unter Gottes schönem Himmel schlafen?"

„Ich bin ja ganz deiner Ansicht, Mutter; nur mein' ich, es ist am besten für alle

Teile, wenn man nicht aus der Sphäre herausheiratet, in der man immer gelebt. Nun muß ich aber von andern Dingen reden, die mir sehr am Herzen liegen. Du begreifst, daß ich doch meinen kleinen Otto nicht auf die Schule schicken will, ehe er neun Jahre alt ist. Wir wissen aber nicht recht, wie wir es machen sollen, um ihm den bis dahin nötigen Unterricht werden zu lassen. Der Schullehrer genügt natürlich für Lesen, Schreiben, Rechnen; — ich behalte ihn für die französische Sprache, bin aber nicht im stande, ihn Geographie, Geschichte und Naturwissenschaften zu lehren, und damit müßte doch notwendig ein erster Anfang gemacht werden."

Elisabeth blickte fragend die alte Gräfin an. Diese erwiderte den Blick sehr freundlich, und „thun Sie ganz wie Sie wollen, liebe Elisabeth," sagte sie dann.

„Nun, so meine ich," nahm diese das Wort, „der kleine Otto könnte einstweilen diese Stunden mit Ebba nehmen, wenn es Ihnen so recht ist. Für Ebba wäre es sogar gut, zuweilen einen Kameraden zu haben."

Gräfin Ellen sprang auf und küßte Elisabeth herzlich auf die Stirn. „Wie gütig, Fräulein Bernah," sagte sie, „mein Mann wird so froh und dankbar sein! Und mein kleiner Otto auch. Morgen, nicht wahr, kommen Sie und frühstücken bei uns mit Ebba, statt bei der Tante? da Sie ja einmal keinen andern Nachmittag hergeben wollen, als den Mittwoch. Ich fahre von hier zu ihr, um sie davon zu benachrichtigen."

Elisabeth mußte schon „ja" zu allem sagen, obgleich die Mittwoch-Nachmittage bei Fräulein Fredhof für ihr Herz die wohlthuendsten in der ganzen Woche waren.

Erst als das Frühstück beendet am folgenden Tage, befand Elisabeth sich mit Wanda allein in dem reizenden kleinen blauen Zimmer, das in einem frühern Kapitel beschrieben ist.

„So, nun fang nur gleich deine Strafpredigt an," begann Wanda, „denn deine Stirn ist so gewitterschwer, daß sie sich entladen muß, ehe es wieder klarer Himmel für mich wird; aber ich bitte dich, mach's kurz!"

„O, Wanda," erwiderte Elisabeth ernst, „wie kannst du so leicht über das Unheil sprechen, das du angerichtet durch deine herzlose Koketterie, durch deine hochmütigen Worte."

„Meinst du, ich habe mich nicht genug geängstet Montag Nacht," war die Antwort, „als der arme Thor so spurlos verschwunden war? Aber jetzt, da er weder krank noch tot, bin ich völlig beruhigt!"

„Auch vor deinem eigenen Gewissen?" fragte Elisabeth.

„Eigentlich ja!" war die Erwiderung. „Ich kann es dir nicht genug wiederholen, Elisabeth, du siehst einmal alles von einem höhern Standpunkte an, als andere Menschen. Das ist nun sehr schön für dich selbst; aber andere arme Sterbliche kommen oft schlimm dabei weg — meine ich — denn du begreifst das Leben, so wie es wirklich ist, nicht genug. Sieh um dich, und allenthalben erblickst du gebrochene Frauenherzen, weil der Leichtsinn der Männer mit dem heiligsten Gefühle in der Menschenbrust so oft ein Spiel treibt, wenn es seinen Sinnen behagt. Er macht es wie der Sturm, der, nachdem er eine Rose geknickt, lachend zu einer andern eilt. Nun ists nicht mehr als recht, wenn den Männern zuweilen von den Frauen ein Gleiches geschieht! Und übrigens giebt es nur einige Romanhelden, die dumm genug sind, um sich das Herz darüber brechen zu lassen; die andern trösten sich schnell genug!"

„Es ist ja möglich, Wanda, daß es häufig so ist," sagte Elisabeth sinnend, „weil, meine ich, so wenige Menschen daran denken, daß sie eine unsterbliche Seele haben, die doch einmal Rechenschaft geben muß, sie mag wollen oder nicht. Daß du aber Gefallen an einem deiner so unwürdigen Spiele hast, das betrübt mich tief! Und wenn du nun wirklich einmal solchem Romanhelden, wie du sie nennst, begegnetest, dessen Tod du verschuldet — was dann?"

Wanda blickte einen Augenblick schweigend nieder; „dann," sagte sie, den Kopf erhebend, „thut es mir leid, aber ich kann's nicht ändern! Nun ist's aber genug von dieser

langweiligen Geschichte! Niemand hier ahnt nur, daß der arme Thor in mich verliebt war, daß ich zuweilen recht freundlich mit ihm war, nur, weil er mich dauerte, daß es mir aber nie in den Sinn gekommen, er würde so verrückt sein, mir seine Liebe zu gestehen. Und er hat schon Eitelkeit genug, um darüber zu schweigen. Wir beiden, Elisabeth, werden nie derselben Meinung über gewisse Dinge sein; aber lieb habe ich dich von ganzer Seele und bedarf deiner Freundschaft und — Nachsicht," fügte sie leiser hinzu, indem sie rasch eine Thräne aus dem Auge wischte.

Am nächsten Mittwoch finden wir Ebba eifrig beschäftigt, in Fredhof einen gewaltigen Schneemann mit Johannens Hülfe zu verfertigen, der Wache halten sollte vor dem Hühnerstalle, wo ein ungebetener Marder häufige Besuche machte, um sich Leckerbissen zu holen.

Die ganze Geschichte über den Magister Halmlund war noch einmal besprochen, denn Fräulein von Fredhof wußte immer, was sich zehn Meilen im Umkreise zutrug durch Johanne, die zweimal wöchentlich nach dem nahen Marktflecken ging, um das für den Haushalt Nötige einzukaufen. Auf die Art hatte sie auch erfahren, daß zwei der Bauern, die „Trollstögen" hatten durchsuchen müssen, am folgenden Tage dahin zurückgekehrt waren, um zu zählen, wie oft der Magister Halmlund in demselben Kreise herumgegangen. Nur neun Mal, hatten sie beruhigt gesagt, und darum ist er mit dem Leben davongekommen.

„Was meinen Sie damit?" fragte Elisabeth verwundert.

„Nun, Sie wissen ja," antwortete Fräulein von Fredhof, „wie abergläubisch die Leute oft noch sind, trotz allem, was man thut, um sie aufzuklären. Sie glauben nämlich steif und fest, daß der alte Geist der Wälder, erschaffen mit der Erde zugleich, nicht untergehen kann vor der Zerstörung derselben; aber daß er durch das Christentum gebannt ist in seinen kristallnen Palast, der sich auf dem Grunde eines tiefen Sees befindet. Nur in solch grausigen Nächten, wo der Sturm dermaßen die Wellen peitscht, daß sie die ehernen Pforten des Kristall-Palastes durch ihre wiederholten Stöße öffnen, kann er dann zuweilen entkommen, und kehrt frohlockend zurück in seine lieben Waldungen, aber voll Bitterkeit gegen die, die ihn mitleidslos in die Tiefen gebannt, sinnt er dann auf Rache, und so wehe dem verirrten Wanderer, der ihm begegnet! Gelingt es dem Geiste, ihn zwölf Mal im Kreise herumzujagen, so verfällt der Unglückliche seinem Verfolger, der ihn dann mit sich hinabnimmt in seinen Palast, wo er ihn peinigt mit seinen Kobolden bis zur Zerstörung der Welt. Nun begreifen Sie," fügte die alte Dame nach einigem Sinnen hinzu, „warum die Leute nachgesehen, wie oft der Magister Halmlund im Kreise herumgejagt."

Elisabeth sah still vor sich hin, als träume sie; und ein wenig verwundert blickte Fräulein von Fredhof sie an.

„Darf ich wissen," unterbrach sie indes bald das Schweigen, „woran Sie denken?"

„Gewiß!" war die Antwort. „Ich sagte mir gerade, daß trotz der sorgfältigen Erziehung, die ich genossen, trotzdem, daß ich jeden Aberglauben unverständlich und unchristlich finde, ich doch zuweilen ein einfältiges Grauen habe, wenn ich in tiefer Dämmerung allein durch die düstern Gänge des Schlosses gehe — oder schaudere, wenn die Eulen und Käuzchen so traurig in später Nacht an meinem Fenster wehklagen, oder so unheimlich lachen."

Die alte Dame lächelte. „Nun, das Grauen hat allein seinen Grund in Ihrer lebhaften Einbildungskraft," sagte sie dann, „und wird sich schon in einigen Jahren von selbst geben, wenn Ihr klarer Verstand völlig der Herr geworden, und Ihr so gottergebenes Herz, noch klarer wie jetzt, die beständige Nähe unseres himmlischen Vaters fühlt. Und was nun die Wehklage und das grausige Gelächter der Käuzchen und Eulen betrifft, so ist es vielleicht die Erinnerung an die finnische Sage, die Sie bewegt, wenn

Sie in der lauschigen Stille der Nacht diese so unmelodischen Töne in ihrer nächsten Nähe hören."

„Aber ich kenne die Sage garnicht," war die Antwort.

„O, desto besser!" sagte die alte Dame vergnügt, indem sie ihre Brille abnahm und eifrig die blanken Gläser rieb; „dann kann ich Ihnen ja wieder etwas erzählen! Das thu' ich nun gar gern, denn Sie hören immer so aufmerksam zu, wie die Kinder, wenn man ihnen Märchen erzählt, die ihnen nie zu lang erscheinen."

Endlich schienen die Brillengläser hinlänglich geputzt, und die Sage in all ihren Einzelnheiten aus der großen Vorratskammer des Gedächtnisses hervorgeholt, und Fräulein von Fredhof begann folgendermaßen:

„Zur Zeit, als unser Land noch die Götter der alten Edda anbetete und an all den Spuk und Unsinn glaubte, den wir heute Aberglauben nennen, sah es natürlich bei den Finnländern auch nicht besser aus, denn noch ferner als wir sind sie dem übrigen Europa. Da hörte einst ein junger Priester des Sachsenlandes — also Ihrer Heimat, Fräulein Bernah — von Kaufleuten, die im hohen Norden gewesen, um Pelze zu kaufen, über die Finnen und ihre Irrtümer reden. Diese armen Seelen zu retten, erschien ihm nun plötzlich seine Lebensaufgabe; und bald verließ er Vaterland, Familie, Freunde, kurz alles, woran seine Seele bis dahin gehangen, um für seinen Herrn und Heiland in Not, Gefahr und selbst in den Tod zu gehen, wenn es sein mußte. In irgend einer kleinen Hafenstadt Skandinaviens erlernte er erst die nordische Sprache, machte sich mehr noch bekannt mit den Irrtümern, die er bekämpfen wollte, und schritt dann mutig hinein in die endlosen Wälder, die Bibel in der einen Hand, das Kreuz in der andern. Lange Tage war er so gewandert, ohne ein Plätzchen zu finden, das ihm geeignet schien, um sich da niederzulassen. Todmüde erreichte er eines Abends ein einsames, verlassenes Häuschen am Rande eines großen Waldes, das ihm Schutz und Obdach für die Nacht verlieh. Und so freudig, so erfrischt fühlte er sich am nächsten Morgen, daß er sich sagte: hier sei das Ende seiner einstweiligen Wanderungen; von hier aus wolle er sein Bekehrungswerk anfangen. Und wirklich entdeckte er in nicht großer Entfernung eine ziemlich bewohnte Gegend, wo nach und nach mancher dem jungen, freundlichen Manne aufmerksam zuhörte, wenn er von dem ihnen unbekannten Gotte redete, ohne daß sie indes den bis dahin gedienten Göttern entsagen wollten. — Da eines Tages gelang es ihm endlich, eine Seele zum Herrn zu bekehren; entschlafen war sie unter seinen brünstigen Gebeten, um nun einzugehen als Christin in die ewige Heimat. Und froh und dankbar kehrte der junge Priester zurück zu seiner einsamen Hütte. Ganz in ihrer Nähe angekommen, hört er plötzlich einen ängstlichen Schrei in einem nicht fernen, dichten Gebüsche. Er steht still und lauscht, ein zweiter schwächerer Schrei dringt an sein Ohr, und ohne sich zu besinnen, eilt er nun dahin. Hier findet er, durchbohrt durch einen Pfeil, ein junges Renntier, das ihn so bittend mit seinen großen Augen ansieht, daß sein Herz erzittert. Eilig zieht er den Pfeil aus der Wunde, trägt das Tier zu einem nahen Flusse und badet es dort, bis das Blut aufgehört zu fließen. Soll er nun das schwach daliegende Tier, das so dankbar zu ihm aufblickt, allein hier zurücklassen? — er kann es nicht! Er ladet es auf seine Schultern und trägt es heim auf sein eigenes Lager von Moos. Ueber demselben hing ein kleines Bild der Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben, und sobald der in diesem Raume seltsam umherwandernde Blick des kranken Tieres dasselbe angesehen, verwandelte es sich in ein schönes, junges Mädchen. Entsetzt fällt der junge Priester auf eine neben dem Lager stehende Bank. — Ich bin Goulenda, die Tochter der Riesin Gigour — spricht nun das liebliche Wesen, indem sie sich neben ihn setzt und um seine widerstandslose Hand ihre langen, blonden Locken wickelt. Meine Mutter hat mich fortgeschickt aus unserm Walde Jarnvidour, um dich zu quälen, so zu ängstigen durch meine Zauberkünste, daß du wieder fortziehst mit deinem fremden Gotte, denn Er will unserer Herrschaft hier ein Ende machen. Als ich dir aber in die Augen geblickt, da war mein Sinn verändert, und als ich zur Mutter

deines Gottes aufgeblickt, da mußt ich zu ihr beten, ich mochte wollen oder nicht. — Sieh, da bin ich plötzlich verwandelt und nun mach mit mir, was du willst; treib mich wieder fort von hier, wenn du's vermagst! Aber das konnte sein junges Herz nicht! Er kniete nieder mit ihr vor dem ewigen, alleinigen Gott, um ihm zu danken für das Wunder, das hier geschehen. Und eifriger, als der junge Priester selbst, wollte Goulenda nun die neue Lehre verbreiten, seine treue Gehülfin sein durch gute und böse Tage, hatte sie doch seinetwegen alles verlassen und aufgegeben, was bis jetzt ihr Alles gewesen.

„Und ein seliges Jahr verlebten nun die beiden in der kleinen, einsamen Hütte, aus der der junge Priester sich nur entfernte, um dem himmlischen Hirten neue Schafe zuzuführen.

„Aber die Stunden waren lang, die Goulenda so in der einsamen Hütte allein zubringen mußte; und die Langeweile, eine üble Beraterin für jeden, hielt ihr dann Gesellschaft und ließ sie zurückdenken an die Zeiten, wo Bären und Füchse, Eulen und Käuzchen ihre lustigen Gefährten waren und immer neue Kurzweil ersannen. — Und Gigour, durch ihre Boten benachrichtigt über das, was geschehen, jammert um ihren Liebling; nimmt dann die seltsamsten Formen an, unter denen sie ihr in ihrer Einsamkeit erscheint und flüstert Tag und Nacht die alten trauten Liebesworte, die nur ein Mutterherz ersinnen kann. Endlich, endlich ist es ihr gelungen, während einer ungewöhnlich langen Abwesenheit des jungen Priesters ihre Tochter wieder zu entführen. Freudig, obwohl müde kehrt dieser eines Abends heim und findet seine Hütte leer. Anfangs ist seine Verzweiflung fast namenlos; denn er ahnt, was geschehen, begreift jetzt die in letzter Zeit so traurigen Blicke Goulendas. Da aber erinnert er sich auch, was sie über ihre früheren Spiele, über ihre sonderbaren Gefährten zuweilen erzählt, und findet endlich den Weg bis in die Mitte des Waldes Jarvidour. Hier steht er still um mitternächtlicher Stunde am Rande eines großen, tiefen Sees und ruft Goulenda. Er bittet, er fleht, er befiehlt, sie solle zu ihm zurückkehren. Aber menschliche Leidenschaft spricht aus seinen Worten — menschliche Leidenschaft beherrscht ihn in diesem Augenblick einzig und allein, und so vergißt er, daß er sie nur zu ihm zurückführen könnte, wenn er sie darum im Namen des dreieinigen Gottes anflehte! — Ein Hohngelächter ist die Antwort, die ihm wird; und da der Mond in diesem Augenblicke die Wolken zerreißt, die bis jetzt alles in Finsternis gehüllt, so erblickt er vor sich auf dem Zweige eines Fichtenbaumes eine ungeheure Eule, die ihn grausig anglotzt mit ihren starren Augen. War's Gigour? war's Goulenda? Wer weiß es! Und wenn seitdem zu mitternächtlicher Stunde ein einsamer Wanderer sich in dem großen Walde verloren, so hörte er zuweilen das Hohngelächter der Eulen und die flehende Klage des Priesters."

„Nun wird es mir künftig noch viel unheimlicher zu Sinne sein," sagte Elisabeth, „wenn ich Eulen und Käuzchen jammern höre."

„Nicht wahr," nahm Fräulein von Fredhof wieder das Wort, „diese Sage ist ein gutes Bild von dem Kampfe zwischen Heidentum und Christentum. Aber," fügte sie nach einem Augenblicke des Schweigens sinnend hinzu, „wer von uns Christen, der wahr mit sich selbst ist, kennt nicht die Stunden, in denen er auf die Einflüsterungen einer Gigour horcht und ihr auch wohl folgt zu den Altären der falschen Götter. Aber Gottlob!" fügte sie leiser hinzu, fast wie zu sich selbst redend, „der himmlische Hirt geht seinen verirrten Schafen unermüdlich nach, bis er sie wiedergefunden und trägt sie dann freudig heim!" Und eine große Thräne schlich über die gefurchte Wange der Sprecherin. Elisabeth bemerkte sie und blickte bewegt auf dies alte, fromme Gesicht, über dem schon ein Abglanz des Himmelsfriedens lag.

Plötzlich schüttelte Fräulein von Fredhof ein wenig den Kopf, wie es ihre Gewohnheit, wenn sie irgend einen Gedanken entfernen wollte, und lächelnd sagte sie dann: „Ich könnte Ihnen eine recht lustige Geschichte erzählen über die Eulen, wenn Sie mich noch anhören wollen. Sie kennen doch den alten Nilson?"

„Sie meinen den, der jeden Sonntag mit den Leuten im Schlosse zu Mittag ißt?“ fragte Elisabeth.

„Ja, denselben,“ war die Antwort. „Er ist der Vater von unserer braven Karin Mann. Letzterer ist indessen ein Taugenichts und Dachdecker zugleich. Der alte Nilson aber, ein sehr fleißiger, ehrlicher Mann, war Schneider in früheren Jahren und verdiente das Nötige für sich und seine Familie durch seiner Hände Arbeit oft bis in die späte Nacht hinein. Aber das zu viele Stillsitzen taugt für niemand, und so litt er furchtbar an Kopfgicht und verlor nach und nach all sein Haar. Da brachte ihm einst mein Neffe Hindrick eine Perücke mit von Stockholm, damit er sich nicht immer den armen Kopf erkälte. Unglücklicherweise war diese Perücke zu groß und schob sich häufig etwas zur Seite. Das konnte aber unser Nilson nicht leiden, und wenn es geschah, während er draußen war, so lüftete er rasch den Hut, um sie wieder zurecht zu schieben. Er wohnte in der Nähe des Kirchhofes und ging, weil der Weg kürzer war, gewöhnlich über denselben heim; selbst wenn er bis Mitternacht bei dem einen oder andern der Bauern gearbeitet hatte, um einen Rock oder eine Weste noch fertig zu machen. — So verschob sich seine Perücke auch einmal auf dem Kirchhofe in sehr dunkler Nacht, als es gerade zwölf Uhr vom Turme herab schlug. Er hebt wie gewöhnlich seinen Hut, und in demselben Augenblicke wird ihm die Perücke leise vom Kopfe gehoben! Er sieht sich erschrocken um, er sucht auf der Erde, er ruft: wer da? Alles ist vergeblich! Sie findet sich auch am folgenden Tage nicht wieder! Nun behauptete unser armer Nilson, daß ein Geist sie ihm vom Kopfe genommen habe, um ihm einen bösen Streich zu spielen. — Auch Graf Hindrick erfuhr von ihm selbst die Geschichte und ließ ihm eine andere, etwas kleinere Perücke kommen, um ihn zu beruhigen und zu trösten. — Einige Monate darauf war sein Taugenichts von Sohn mit andern Dachdeckern neben der großen Glocke des Kirchturms beschäftigt, um das Dach auszubessern. Da entdeckten sie ein Eulennest ganz unter der höchsten Spitze desselben und zwei junge Eulchen, die ganz behaglich auf der alten Perücke unseres Nilson schliefen. Die Eulen-Mutter also war der Geist gewesen und wahrscheinlich gerade herumgeflogen, um etwas zu suchen, das ein warmes Bettchen für ihre erwarteten Kleinen werden könne.“

„Nun ist mein Schneemann fertig,“ sagte Ebba eintretend, „und den Schmied habe ich holen lassen, Großtante, um dem Kurre seine Eisen zu schärfen, da die Wege ziemlich glatt geworden sind. Es thaut etwas, seit wir hier sind, und Fräulein fürchtet sich immer, wenn der Kurre nur ganz wenig ausgleitet.“

Es war am Tage vor Weihnachten, und Elisabeth war beschäftigt, rasch eine kleine Arbeit zu vollenden, die sie der alten Gräfin zum Geschenk bestimmte. Da kam Ebba fast atemlos mit geröteten Wangen ins Zimmer gesprungen. „Er kommt! er kommt!“ rief sie. „Ich war zum Glockenturm hinaufgestiegen, und da hab ich eben gesehen, wie der Schlitten über Tingeboö fuhr! Darf ich ihm entgegen?“

„Gewiß, wenn du dich erst warm einhüllst,“ erhielt sie zur Antwort, und fröhlich eilte sie davon.

Mit einem zufriedenen Lächeln blickte Elisabeth ihr nach. „Gottlob! Herz und Kopf sind gesund bei dem Kinde,“ sagte sie halb laut vor sich hin.

Bald darauf hörte sie Ebba mit dem Bruder zur Großmutter gehen (denn Graf Odenheim war zum Weihnachtsfeste gekommen) und wenige Minuten später klopften sie auch bei ihr an.

„Wie freu' ich mich, Sie wieder zu sehen, Fräulein Bernay,“ sagte Graf Odenheim eintretend und ihr beide Hände begrüßend entgegenstreckend. „Und,“ setzte er bewegt hinzu, „ich kann Ihnen nie genug danken für das, was Sie für mein Schwesterchen thun!“ Er bückte sich dann auf Elisabeths Hand und küßte sie, ehe er sie los ließ.

„Es ist ja so natürlich,“ war Elisabeths Erwiderung, „daß ich meine Pflicht zu erfüllen suche; und Ebba macht es mir nicht schwer.“



„Nun aber," begann Graf Odenheim von neuem, „komme ich mit der Bitte von der Großmama, daß Sie Ebba Ferien geben bis zum vierten Januar. Niemand hier im Lande thut eigentlich etwas bis zum Tage der drei Könige."

„Da kann ich wohl nicht anders, als mich nach des Landes Brauch richten," war die Antwort, „und wir wollen feiern wie die andern."

„Nun muß ich rasch noch etwas Toilette machen," sagte Graf Odenheim, zur Thür zurückgehend, „denn gleich nach dem Frühstück muß ich nach Rudalund fahren zu Onkel Hindrick. Sie glauben kaum," fügte er plötzlich stehen bleibend hinzu, „wie gütig der für mich ist, ganz wie ein Vater sorgt er immer, und außerdem bin ich stolz darauf, sein Neffe zu sein!"

„Er muß in der That ein sehr ausgezeichneter Mann sein," erwiderte Elisabeth, „nach allem, was ich über ihn gehört und gesehen."

„Und so gut!" setzte Graf Odenheim hinausgehend hinzu.

„Hätten Sie vielleicht Lust, Fräulein Bernah," fragte dann Ebba, „mit mir zu Karin zu fahren? Die Großmama hat mir einen großen Korb voll Sachen für sie gegeben, und sie wird sich noch viel mehr darüber freuen, wenn wir selbst es ihr bringen, statt es zu schicken, wie es die Großmama meinte."

„Nun, Zeit haben wir ja genug," sagte Elisabeth lächelnd, „und Lust habe ich immer, um dir und andern eine Freude zu machen. Also gleich nach dem Frühstück, nicht wahr?" — — —

Gegen fünf Uhr, als die beiden von ihrem Besuche bei Karin zurückkamen, fanden sie Graf Odenheim vor dem Schlosse hin und her gehend und auf sie wartend. „Ich dachte eben, als ich heimkam," sagte er, „es mache Ihnen vielleicht Freude, Fräulein Bernah, meiner Eltern Zimmer zu sehen, und" — er befreite sie rasch von dem Pelzfußsacke, in den Ebba sie sorgfältig gewickelt — „da wir noch eine Stunde auf das Essen zu warten haben, so wäre hinlänglich Zeit dazu."

„Gewiß sähe ich sie gern," war Elisabeths Erwiderung, „nur weiß ich nicht, ob die Gräfin es wünscht, da sie mir nie davon gesprochen; da ich überhaupt nur durch Wanda weiß, welchen Flügel des Schlosses Ihre Eltern bewohnt haben."

„Wenn sie nie mit Ihnen davon gesprochen und die Zimmer nicht gezeigt," sagte Graf Odenheim, „so ist das nur, weil sie mit niemanden so über den Tod meiner Eltern redet. Das ist, wie es scheint, eine Wunde, die immer gleich blutet! — Erst voriges Jahr," fügte er hinzu, während sie nun langsam die Treppe hinaufstiegen, „als ich mein Examen in Upsala gut bestanden, sagte sie bei meiner Ankunft hier: ‚Ich meine, es wird dir lieb sein, künftig deines Vaters Zimmer zu bewohnen. Nanna,' Sie wissen, ihre Kammerfrau, die nun dreißig Jahre in ihrem Dienste ist, ‚hat alles in Ordnung gebracht. Sie und der alte Wunt,' meines Vaters früherer Kammerdiener, ‚werden dich da bedienen.' — Die gute, gute Großmama hatte kurz vor meiner Ankunft einen Schlaganfall gehabt und meinte, er werde vielleicht sich bald wiederholen, und ich solle mich nun noch einmal recht heimisch in den Räumen fühlen, in denen ich geboren. Denn wenn sie nicht mehr da ist" — er öffnete die Thür zu dem von ihm bewohnten Flügel —, „sollen alle Sachen, die meinen Eltern gehört, nach meines Vaters Besitzung in Smaland gebracht werden."

Sie traten nun in einen ziemlich breiten Gang, welcher durch ein mächtiges Holzscheit, das im Kamin brannte, erhellt war. „Hier," sagte er weiter, indem er bei der ersten Fenstervertiefung stehen blieb, „ist mein Wiegenpferd; und ich erinnere mich sehr gut, als mein Vater mich zuerst darauf gesetzt, und wie meine Mutter daneben stand und ganz leise einen Zipfel meines Rockes nahm, damit sie mich halten könne, wenn ich herunterfiele."

Ebba setzte sich schweigend auf das Pferd und bewegte es leise, folgte aber aufmerksam mit den großen, tiefen Augen jeder Bewegung des Bruders und horchte sinnend dem, was er sagte.

„Ja, das war mein erster Tummelplatz," nahm er nach einigen Augenblicken wieder das Wort, als sie langsam bis zu dem Kamin gegangen, auf dessen Gesimse eine alte Uhr stand, die mit ihrem Tick-Tack: Jetzt und sonst — sonst und jetzt — zu sagen schien, während die Funken, die die helle Flamme aussprühte, lustig vor ihr her tanzten, als lachten sie über die alte, ernste Mahnerin.

„Und in diesem zweiten Fenster war meiner Mutter Lieblingsplatz," sagte dann Graf Odenheim, an dasselbe tretend, „hier in diesem Sessel saß sie oft; da liegt noch ihre letzte Arbeit auf dem Körbchen, das ich ihr zuweilen aus dem andern Zimmer holen mußte; und an diesem Tische hat sie mich lesen gelehrt. Es ist mir immer, als sähe ich sie noch vor mir, als hörte ich sie fröhlich lachen, wenn ich ihr die Geschichten wieder erzählen mußte, die sie mir vorgelesen. Und hier" — er öffnete eine andere Thür — „war meiner Mutter Wohnzimmer."

Er trat zum Kamin und zündete einen darauf stehenden Armleuchter an. Von dunkelroter Seide waren hier Tapeten und Vorhänge, mit gleichem Stoffe waren hier die Möbeln bedeckt. Und allenthalben an den Wänden und auf den Tischen waren die hunderterlei Kleinigkeiten zu sehen, die das Gemach einer Frau so behaglich machen. Nur die Blumentische und Blumenkörbe waren leer. — Leisen Schrittes gingen sie dann weiter, nachdem Graf Odenheim den Armleuchter genommen, um das nächste Zimmer zu beleuchten, das seiner Mutter Schlafkammer gewesen. Weiße Mull-Umhänge hüllten hier das Bett wie in einen dichten Schleier, weiße Mull-Umhänge bedeckten die Toilette, hingen vor den Fenstern.

„Und hier," sagte Graf Odenheim, indem er den Armleuchter auf einen runden Tisch mitten im Zimmer stellte und auf zwei große Gemälde, dem Bett gegenüber, wies, „sind meiner Eltern Bilder."

„Wie ähnlich Sie Ihrer Mutter sehen!" sagte Elisabeth.

„Und Ebba meinem Vater, nicht wahr?" fragte Graf Odenheim.

„Meinen Sie?" war die Erwiderung. „Sie hat seinen tiefen Blick, sonst finde ich keine Aehnlichkeit."

In diesem Augenblick schob Ebba, die ihnen still gefolgt war und anscheinend gleichgültig umhersah, ihren Arm unter den von Elisabeth, sagte aber kein Wort, obgleich ihre Lippen sich wie zum Sprechen bewegten. Fragend blickte Elisabeth sie an, schwieg aber, als ihr Blick keine Antwort erhielt. Was denkt das Kind jetzt? sann sie — noch konnte sie nicht immer klar in diesem ernsten, tiefen Kinderherzen lesen, das gewohnt gewesen, all seine Gedanken für sich zu behalten. „Bis zu vorigem Jahre," fuhr Graf Odenheim fort, „führte uns die Großmama immer nur an unserer Eltern Geburtstage hier herein, nachdem sie den Morgensegen mit uns gelesen. Auch Nanna kam mit und hing dann frische Kränze um die Bilder. Die Großmama aber sagte kein Wort; stumm und ernst saß sie in dem Lehnstuhle am Fußende des Bettes. Und wenn der letzte Kranz aufgehängt, so ging sie eben so schweigend zu ihrem Zimmer zurück. Erst in den letzten Jahren habe ich begriffen, daß Nanna hier immer ein- und ausgehen muß, um alles so frisch zu erhalten."

Hier berührte Ebba leicht den Arm des Bruders und sagte mit einer gewissen Ungeduld im Tone, wie sie ihn oft hatte, wenn sie etwas langweilte: „Komm nun endlich in dein Zimmer, Henry!"

Verwundert, etwas unzufrieden sah dieser Ebba an. — Er begreift nicht, dachte Elisabeth, daß diese Bilder für Ebba nicht mehr Wert haben können, als die der andern Vorfahren, die im Grabkeller schlafen. Dann streifte Graf Odenheims Blick noch einmal die Bilder der Eltern, er nahm den Armleuchter und schritt zu einer andern Thür, die er mit den Worten öffnete: „Dies war meines Vaters Zimmer."

Wände und Fußboden waren hier getäfelt und alle Möbel von Eichenholz und künstlerisch geschnitzt, die Sitze von Sofa und Stühlen mit Rohrgeflecht. Ein großes Feuer brannte lustig im Kamin und erhellte mit seinem Schein eine Menge kostbarer



Waffen und ein Schild mit dem Wappen der Odenheims. „Diese Möbel," sagte Graf Henri, „sollen fast so alt wie das Schloß sein und immer hier gestanden haben. Nur der große Schreibtisch," fügte er hinzu, indem er den Armleuchter auf denselben niedersetzte, „kommt von Fredhof. Es war das einzige, für unsere Familie wertvolle Gerät dort, da es von meinem Urgroßvater herstammt, der diesen Tisch — ich weiß nicht, wo? — einmal gekauft, und von dem man behauptete, daß der unglückliche Erich der Vierzehnte ihn während seiner Gefangenschaft selbst geschnitzt. Es war gleich nach dem Tode des Grafen Orlanski, daß mein Großvater ihn hierher bringen ließ. Ich vermute, die Großtante hat Ihnen diese sonderbare Geschichte erzählt?"

„Allerdings," war Elisabeths Antwort, „gleich bei meinem ersten Besuche dort, da Ebba mir Fredhof gezeigt hatte, und ich sehr verwundert über etwas war, das ich dort gesehen."

„Welche Menge von geheimen Fächern und Schiebladen dieser Tisch enthält," fuhr dann Graf Henri fort, „davon kann niemand einen Begriff haben, als der sie gesehen. Im Anfange durchsuchte ich alles, um wo möglich noch irgend verborgene Urkunden und Aehnliches zu entdecken. Fand indes nichts!"

Ebba hatte währenddem einige Schiebladen geöffnet und wieder zugestoßen; zog dann etwas heftig an einer derselben, die ihr Widerstand leistete, und fiel zuletzt — sie in der Hand haltend — zu Boden. Ein wenig verlegen sprang sie rasch wieder auf, noch ehe ihr Bruder ihr dazu behülflich sein konnte. Er bückte sich aber, um die widerspenstige Schieblade aufzunehmen, die sie ärgerlich von sich geworfen, und sie dann an ihren vorigen Platz zurückzutragen.

„Hier ist ein doppelter Boden, meine ich," sagte er dann, sie von allen Seiten aufmerksam betrachtend. Und gar bald entdeckte er eine kleine eiserne Feder, die durch einen leichten Druck der Hand sich öffnete und ein ganz vergilbtes Papier zum Vorschein brachte. Rasch setzte er die Schieblade nieder, entfaltete das ziemlich große Papier, dem ein Siegel aufgedrückt war, und fing an zu lesen.

Er wurde blaß und rot und gab dann das Papier an Elisabeth mit den Worten: „so war der Alte in Wisby nicht wahnsinnig, indem er die schreckliche Geschichte schrieb! Und — der Orlansky — war — der Mörder!"

Elisabeth legte rasch die Hand auf Graf Henris Arm mit einem Blick auf Ebba.

Er schwieg und ging nun erregt im Zimmer auf und nieder, während Elisabeth das Blatt überflog.

Ebba hatte noch immer, aber vorsichtiger, die verschiedenen Schiebladen geöffnet, sah indes, als sie das Wort „Mörder" hörte, erschrocken und fragend zu ihrem Bruder auf.

Elisabeth bemerkte den Blick und sagte, sich zu Ebba wendend: „Es ist auf diesem Blatte von einer traurigen Geschichte die Rede, die wir in Wisby gehört, und die wir damals kaum glauben konnten. Freude hättest du nicht daran, wenn du sie hörtest, liebe Ebba; und nützen oder schaden kann sie niemand mehr, darum — mein' ich, Graf Henri," fügte sie hinzu, „wir thäten am besten, dies Papier zu verbrennen."

Schweigend nahm letzterer das Blatt, das der Trauschein des Grafen Orlanski mit einer livländischen Fürstin war, durchlas ihn noch einmal sehr aufmerksam und warf ihn dann in das Feuer. Als er verbrannt war, wandte er sich wieder zu Elisabeth. „Sie haben recht, Fräulein Bernay," sagte er nachdenklich, „der Verbrecher hat schon längst dort oben Rechnung ablegen müssen; und am besten ists, zu versuchen, die grausige Geschichte zu vergessen."

„Da ist die Ankleideglocke, komm rasch, Ebba!" rief Elisabeth, indem sie zu dem von ihr bewohnten Flügel zurückeilte. Graf Odenheim sah, als er hinter ihr und der Schwester die Thür geschlossen, noch einen Augenblick sinnend vor sich hin. Dann sagte er halblaut, indem der Blick sich wie nach etwas unsichtbar Nahem erhob: „Es ist wunderbar, wie diese frische, weiche Stimme mich an dich erinnert, Mutter! Und dabei

hat sie diesen graden, so eigentümlichen Blick, der in unserm tiefsten Innern zu lesen scheint. Kaum kenn' ich sie, und doch scheints mir, als könnt' und möcht' ich ihr all meine Gedanken sagen!"

Am folgenden Morgen, als Elisabeth in Ebbas Zimmer trat, fand sie dieselbe an einem Tische stehen, der mit einer Menge der verschiedenartigsten kleinen Gegenstände bedeckt war. Kurze Tabakspfeifen, Schnupftabaksdosen, Päckchen mit Tabak, kleine Trompeten, eine Kindertrommel, Messer, Fingerhüte, bunte Bänder — alles lag durcheinander, und Ebba schien zu ordnen, sah aber etwas verstimmt auf ihren Reichtum nieder.

„Das sind deine Weihnachtsgeschenke für einige der Diener und ihre Kinder, vermute ich," sagte Elisabeth; „aber du siehst nicht froh aus."

„Ich bin es auch nicht," erwiderte Ebba etwas zögernd; „ich möchte so gern mehr geben, hatte aber nicht viel Geld, obgleich ich doch das ganze Jahr alles zurückgelegt und es dann kürzlich an Henri geschickt, damit er mir diese Sachen in Upsala kaufe. Sie wissen, hier kann man nicht viel haben, und alles ist hier so teuer."

„Es ist schade," sagte Elisabeth nach einem Augenblicke des Sinnens, „daß du durchaus keine Handarbeiten machen willst. Die Großmama gäbe dir gern Zeug und Garn, und du hättest eine Menge Sachen für die Frauen und Kinder arbeiten können, die ihnen Freude gemacht."

Ebba errötete. „Ich werde ja Handarbeiten machen, wenn Sie es befehlen, Fräulein Bernay. Aber ich hasse es!" fuhr sie ein wenig heftig heraus.

„Du weißt, Ebba, ich werde dir nie etwas befehlen," war Elisabeths Erwiderung.

Sie setzte sich schweigend nieder, sah anscheinend Ebba zu, die Zettelchen mit Namen an ihre Geschenke steckte; ihre Gedanken aber kehrten zu der Stunde zurück, in der sie mit der alten Gräfin über Ebbas Widerwillen gegen jede Art weiblicher Handarbeiten gesprochen. Diese habe ihr damals erwidert, auch sie habe nur gezwungen genäht, gestrickt und gesponnen, als sie Kind und junges Mädchen gewesen; nie aber habe sie eine Nadel in die Hand genommen seit ihrer Verheiratung. Erst vor einem Jahre, als der Schlaganfall ihre Augen geschwächt, habe ihre Schwester sie gelehrt das Deckchen stricken, das noch nicht beendet; es beruhige sie aber, wenigstens eine Arbeit in der Hand zu halten, wenn sie nicht lesen könne. — Und Ebba," hatte sie dann hinzugefügt, „soll mir ja in jeder Hinsicht ähnlich sein — wie Baron Trollbacken behauptet — also plagen wir sie nicht damit, mein' ich."

„Dieser Tabak ist für den Gärtner," unterbrach Ebba plötzlich das Schweigen, indem sie eins der kleinen Säckchen bezettelte. „Die Kinder kosten ihm viel Geld, und so raucht er gewöhnlich nur Kirschblätter, die er ja natürlich im Garten pflücken kann, und trocknen für den Winter. Und diese Pfeife soll er auch haben," fuhr sie fort, „nur begreif ich nicht recht," setzte sie etwas zögernd hinzu, „warum man es ganz natürlich findet, wenn die Männer rauchen in ihren Mußestunden, während die Frauen dann noch nähen und stricken sollen, gerade als bedürften sie des Ausruhens nicht."

„Ihre Beschäftigungen sind doch gewöhnlich so verschiedener Art, liebe Ebba," war die Antwort, „daß ich meine, das Ausruhen ist eben deshalb auch verschiedener Art, und stricken und nähen, geschieht es nicht mit einem übertriebenen Eifer, ist mehr ein Vergnügen, als eine ermüdende Arbeit."

„Vielleicht!" war die Erwiderung, „wenn man es kann und liebt! Aber," setzte sie nachdenklich hinzu, „Sie finden es doch nicht unrecht, wenn eine Frau raucht?"

„Ebba!" rief Elisabeth erschrocken, „du wirst doch nicht gar rauchen wollen?"

„Ich habe es schon öfter gethan," sagte sie errötend, „und thu' es gern! Unrecht ists ja doch nicht!"

„Aber unweiblich, Ebba! Du verstehst das Wort jetzt noch nicht genug; später, wenn du es einmal ganz begreifst, wirst du fühlen, ich habe recht gehabt, dich recht ernst zu bitten, es nicht mehr zu thun!"



Ebba ging zu ihrem Schreibtische, öffnete eine kleine Schieblade und zog ein Päckchen mit Damencigarren heraus. „Henri hat es mir in Upsala gekauft," sagte sie, es etwas verlegen um und um drehend.

„Für dein oder sein Geld?" war Elisabeths Frage.

„Für das meinige," erwiderte sie leise.

Elisabeth schwieg, sah aber nachdenklich von einem kleinen Gegenstande zu dem andern auf dem Tische neben sich — und blickte dann Ebba an.

Diese verstand den Blick! Ebba hatte ihr geklagt, nur so wenig geben zu können aus Mangel an Geld. Sie hatte doch von diesem wenigen Gelde noch genommen, um sich selbst einen Genuß zu bereiten! Auch sagte sie jetzt etwas zögernd, indem sie die Cigarren auf den Tisch legte: „ich werde sie heute Abend an Vetter Ferdinand geben, ich hatte doch noch nichts für ihn."

„Ich danke dir, Ebba," sagte Elisabeth aufstehend und die Hand liebkosend auf deren Schulter legend, „mir gesagt zu haben, daß du geraucht — und daß du nun die Versuchung dazu dir aus dem Wege räumst."

Ebba seufzte schwer. „Wär' ich doch ein Mann und keine Frau," sagte sie ein wenig ungeduldig.

„Die Zeit wird kommen, mein Kind," erwiderte Elisabeth ernst, „wo du Gott danken wirst eine Frau zu sein; denn ihre Aufgabe hier auf Erden ist eine weit schönere, eine weit beglückendere als die des Mannes, wenn sie ihre Pflichten begreift. Lieben und sich aufopfern, das ist unsere uns von Gott gegebene Aufgabe. Das echte Weib, Ebba, hat schon auf Erden den Himmel in der Brust."

Sinnend blickte Ebba sie an mit den tiefen, dunklen Augen, und küßte dann schweigend Elisabeths Hand.

„Bis zu Tische, wo wir auch Graf Hindrick und seine Familie haben werden," sagte die alte Gräfin nach dem zweiten Frühstück zu Elisabeth, „überlassen Sie mir Ebba, bitte ich. Seit ihrem fünften Jahre habe ich sie gewöhnt, mir immer zu helfen bei der Austeilung an die Armen und Alten der Umgegend, eben, um sie früh die Pflicht zu lehren und das Glück, zu geben und zu erfreuen. Es ist damit, mein' ich, wie mit so manchen andern Pflichten, deren Erfüllung gar bald keine Mühe mehr ist, sondern ein wahres Bedürfnis, weil sie eine Gewohnheit geworden. Und eine rechte Freude ist es für mich, das glückselige Gesicht des Kindes zu sehen, wenn sie geben kann, — und wie es längst ein Bedürfnis für sie geworden; denn sie, die zu stolz ist, um je nur für sich selbst das Geringste zu fordern, kann mich buchstäblich plagen mit ihren Bitten, bis ich für Bedürftige oder Kranke so viel gegeben, als sie verlangt."

„Also hat sie ein warm liebendes Herz," sagte nun Elisabeth, „obgleich es ihr von allen hier doch eigentlich abgesprochen wird."

„Ja, in einem Sinne," war die Erwiderung, „sie möchte aller Not abhelfen! Aber Liebkosungen hat sie für niemand, als für ihre Hunde und Pferde."

„Ihr sind vielleicht auch keine geworden," sagte Elisabeth etwas zögernd.

„Sie können recht haben," antwortete die Gräfin langsam und sinnend, „und vielleicht ists besser so! Sie gleicht mir!" fügte sie plötzlich finster werdend hinzu. „Vielleicht wird auch ihr später die Liebe versagt, da wo sie gehofft, ein Recht daran zu haben. Sie wird dann nicht leiden, wie ich es gethan — ein ganzes langes Leben hindurch." Und eine schwere Thräne schlich langsam über die gefurchte Wange, als die Gräfin sich wandte und zur Thür schritt.

„Und dennoch hat die gute Gräfin unrecht, meine ich," sagte Elisabeth zu sich selbst; „denn die Erinnerung an die Liebkosung, die uns geworden, bleibt. Und diese Erinnerung erwärmt wie ein schöner Sonnenstahl, wenn wir uns allein und verlassen fühlen." Und sie preßte einen Ring, dem eine kleine Rosenknospe eingraviert, und den sie an der linken Hand trug, fest an ihre Lippen.

„Die Bescherung müßte nun doch bald ihren Anfang nehmen," sagte die alte Gräfin, sich, gegen sieben Uhr abends, vom Tische erhebend.

In demselben Augenblicke trat der alte Wunt mit den Worten ein: „Die Bäume sind angezündet."

So rasch wie möglich begaben sich alle nun zu dem uns bekannten Saale, blieben aber, geblendet von dem Lichtermeere, das ihnen daraus entgegenströmte, erst still an der Thür stehen. Sechs hohe Tannenbäume, die vom Boden bis an die Decke reichten, waren überfüllt mit hunderten von Lichtern, und dazwischen hing so viel Zuckerwerk, daß die Zweige sich unter seiner Last senkten.

Dann schritt die alte Gräfin zu ihrem gewöhnlichen Platze und zog den kleinen Otto an ihre Seite. „Nun komm, mein Kind," sagte sie, „und erzähle uns die Geschichte von der Geburt des Heilandes."

Er sah mit den großen blauen Augen erst still vor sich hin und fing dann an, zu erzählen, was man ihn gelehrt. Und wo sein Gedächtnis fehlte, da half die Großmutter ein und ergänzte. „Du hasts gut gemacht," schloß sie und legte liebkosend ihre Hand auf den blonden Lockenkopf. „Nun aber," fuhr sie fort, „spielt und singt uns Wanda erst: Vom Himmel hoch, da komm ich her, und bring' euch frohe gute Mär!"

Diese gehorchte, während die andern das schöne Weihnachtslied wohl in ihrem Herzen nachsangen. Als sie geendet, wandte die alte Gräfin sich zu Wunt, der die ganze Zeit mit gefaltenen Händen an der Thür gestanden, mit den Worten: „Nun bringen Sie mir den Korb mit den Geschenken."

Ein ungeheurer Wäschekorb wurde angetragen und neben sie gesetzt. Der kleine Otto nahm dann ein Packet nach dem andern heraus, wenn man ihn dazu aufforderte, und Ebba las die Adresse und händigte die Packete herum.

So war zehn Uhr schnell herangekommen, und es wurde aufgebrochen, nachdem die Jugend noch, jeder und jede, ihren Baum seines süßen Ballastes entleert.

„Morgen also, Mutter," sagte Gräfin Ellen beim Abschiede, „treffen wir uns nach der Kirche bei der Großtante zur Bescherung und zum zweiten Frühstück — und morgen Abend bei uns, wenn es dir so recht ist."

Als auch Elisabeth nun der alten Gräfin eine gute Nacht wünschte, um sich mit den übrigen zu entfernen, hielt diese ihre Hand fest und sagte halblaut: „Bleiben Sie noch einen Augenblick."

Als die Thür hinter den Weggehenden geschlossen, setzte sich die Gräfin auf den ihr am nächsten stehenden Divan und zog Elisabeth an ihre Seite. Sie schwieg erst ziemlich lange und begann dann langsam, als spreche sie nur mit Mühe: „Ich möchte noch mit einer großen Bitte zu Ihnen kommen, liebe Elisabeth, ehe sie mich heute Abend verlassen." Wieder stockte ihre Stimme, als sei sie übermüdet und sammle schwer ihre Gedanken.

„Eben ich weiß nicht, w a n n mein Gott mich heimruft," fuhr sie dann fort. „Ich kann ja noch länger hier auf Erden bleiben; es ist indes nicht unmöglich, daß ich einmal p l ö t z l i c h hinübergehen muß, und da ist es ja natürlich, daß meiner kleinen Ebba Erziehung eine große Sorge für mich ist. Wie ein liebes Kind werden mein Sohn und seine Frau sie bei sich aufnehmen und treu für sie sorgen — das ist aber nicht genug! Meine Schwiegertochter ist eben so liebenswürdig, wie gescheut, talentvoll wie wenige Frauen, reich begabt, und hat ein warmes Herz; aber von der Kindererziehung, hauptsächlich der eines jungen Mädchens, versteht sie nichts! Ihr Sinn ist zu sehr mit dem A e u ß e r n beschäftigt, um ein inneres Seelenleben, von dem doch eigentlich allein das Glück oder Unglück eines Menschen abhängt, zu verstehen. Außerdem ist sie leider, wie Sie wissen, Katholikin — und so kann von einem religiösen Einflusse gar die Rede nicht sein, da wir ja alle Lutheraner sind. Nun hängt aber Ebbas ganze Zukunft davon ab, daß ihre Erziehung durch ein geschultes, verständiges, einfach frommes und wirklich liebendes Wesen geleitet wird, das zugleich die Energie besitzt, in ernsten Augenblicken



bestimmt ihre Rechte als Erzieherin geltend zu machen, sollte Gräfin Ellen sich mit ihren Ansichten einmischen wollen. Seit vier Monaten habe ich nun Sie, liebe Elisabeth, unablässig beobachtet und Gott gedankt, daß er Sie zu meiner kleinen Ebba geführt. Wollen Sie mir jetzt versprechen, bei ihr zu bleiben, bis sie achtzehn Jahre alt ist; es möge kommen, was wolle?"

Elisabeth schwieg und blickte angstvoll vor sich nieder.

„Außerdem," fuhr dann die Gräfin fort, „werden Graf und Gräfin Hindrick alles thun, um Ihr Leben freundlich und angenehm zu machen, Ihnen Ihre Pflichten zu erleichtern. Versprechen Sie, liebe Elisabeth!" bat sie dringend.

Da hob diese wieder die Blicke und reichte der Gräfin die Hand mit den Worten: „Ich verspreche es."

„Nun, das Wort lohne Ihnen Gott, mein Kind," war die Erwiderung. Die Gräfin legte wie segnend ihre Hand einen Augenblick auf Elisabeths Haupt, nahm dann ihren Kerzenstock und verließ den Saal, ohne ein Wort hinzuzufügen.

„Es ist schade, daß ich immer noch so erkältet bin," hatte Wanda am heiligen Abend zu Elisabeth gesagt, „sonst wäre ich morgen zum Frühgottesdienste um sechs Uhr schon gefahren und hätte dich abgeholt. Ich war voriges Jahr zum erstenmale dort, und es schien mir, als sei das die schönste Feier des ganzen Festes gewesen. Ein hoher Baum, mit hunderten von Lichtern wie übersäet, stand vor dem Altare; und die Kirche war gedrängt voll Menschen, und jeder hatte eine große Kerze vor sich angezündet, um die Gesänge lesen zu können. Die Posaunen erschallten mit dem ersten Tone der Orgel zugleich, die den schönen Gesang anstimmte: dies ist der Tag, den Gott gemacht —, der, wie viele andere deutsche, fromme Lieder, in unsere Sprache übersetzt ist. Du kannst indes das Geläut der Frühglocken sehr gut in deinem Zimmer hören, da die Luft so klar jetzt ist, wenn du nicht zu müde bist, um dein Fenster um sechs Uhr zu öffnen."

Elisabeth war zu aufgeregt nach dem am Abend zuvor Durchlebten und Durchdachten, um ruhig schlafen zu können, und so war sie recht früh schon am offenen Fenster, wo sie, in einen warmen Schlafrock gehüllt, den ersten Ton der Glocken erwartete, und als sie nun ihr feierliches Geläute begannen, ihnen andächtig zuhörte.

Wie viele schöne Kinder-Erinnerungen — Erinnerungen auch aus frühen Jugendjahren rief jeder Ton der Glocken wieder in ihrem Herzen wach! Und nun dies letzte Jahr mit seinem kurzen, namenlosen Glück; dann dies immer wache Weh, das fortan ihr Begleiter durchs Leben sein würde. — So saß sie lange und vergaß Ort und Stunde, bis ein leises Klopfen an der Thür sie aus ihrem Sinnen aufschreckte. Sie eilte hin zu öffnen, und Nanna trat bleich und zitternd in das Zimmer. Anfangs unfähig zu sprechen, sagte sie zuletzt, zwischen jedem Worte nach Atem schöpfend: „Bitte, kommen Sie — zur — Gräfin."

Elisabeth folgte nun, selbst vor Angst keines Wortes fähig. Leise schritt dann die alte Dienerin mit ihr zu dem großen Himmelbette der Gräfin und beleuchtete mit dem kleinen Kerzenstocke, den sie in der Hand hielt, das bleiche Gesicht derselben. Die Augen waren weit geöffnet, aber der Blick war mit der Seele entflohen.

Bitterlich weinend sank Elisabeth auf ihre Knie. Nun war ihre letzte irdische Stütze zusammengebrochen, nun war sie ganz allein auf der weiten Erde. „Mein Gott! mein Gott!" schluchzte sie, „erbarm dich mein!" Da hob die alte Dame sie sanft vom Boden empor. „Unser Gott lebt ja noch, Fräulein Bernah!" sagte sie, „gönnen Sie der alten Frau ihre Ruhe!"

Elisabeth ermannte sich, trocknete ihre Thränen, schloß sanft die Augen der Gräfin und sagte dann leise zu Nanna: „Schicken Sie vor allem jemand zu Graf Hindrick. Ebba werde ich selbst später die Nachricht bringen, wenn Sie hier zurück sind, denn so lange bleibe ich."

Die alte treue Dienerin eilte davon, und Elisabeth blieb allein mit der Toten.

Ein tiefer, tiefer Schmerz war in ihrer Brust, als sie wieder zu dem Bette trat und die starren, bleichen Züge der Heimgegangenen betrachtete, die regungslose Hand, die am Abend zuvor noch sich segnend auf ihr Haupt gelegt; aber der Sturm in der Seele war zum Schweigen gebracht durch das Wort der alten Dienerin: Unser Gott lebt ja noch!

Und meine kleine Ebba! — dachte sie dann plötzlich — noch wird sie nicht ganz begreifen, wie sie jetzt doppelt Waise ist! „O, mein Gott," betete sie, die Hände faltend, „hilf du mir sie lehren, zu leben und zu lieben, wie es Dein heiliger Wille; sei mächtig in mir, Schwachen!" Und so vertieft war sie in ihre Gedanken über die ernsten Pflichten, die fortan ihr Teil sein würden, daß sie Nannas Rückkehr erst bemerkte, als diese ihren Arm leicht mit der Hand berührte. Rasch wandte sie sich nun zum Gehen, denn ihre Pflicht war nicht hier, sondern bei dem ihr vertrauten Kinde.

Kaum hatte sie sich fertig angekleidet, als sie leise bei Ebba eintrat, die sie zu ihrer Verwunderung nicht nur wach, sondern auch außer dem Bette fand, dicht neben Johanne stehend, die das Feuer im Ofen anzündete.

„O, es ist gut, daß Sie kommen, Fräulein Bernay," rief Ebba, indem sie ihr einen „guten Morgen" wünschte. „Ihnen wird Johanne doch sagen, warum sie so bitterlich weint; denn mir antwortet sie nur, es sei ihr verboten."

Bei diesen Worten sah das Kind zu Elisabeth auf, und erschrocken fügte sie dann hinzu: „Auch Sie haben geweint! Was ists? Ist die Großmama vielleicht wieder so krank, wie voriges Jahr, wo alle dachten, sie — würde sterben? — oder ist sie —" Die Stimme versagte hier.

Elisabeth schlang beide Arme um das Kind und sagte, nach Fassung kämpfend, um ruhig sprechen zu können: „Der Großmama ist wohl, liebe Ebba — sehr wohl, sie ist beim lieben Gott!"

Große Thränen rannen langsam die Wangen der Kleinen hinab, während sie fast krampfhaft Elisabeths Hand festhielt. Plötzlich trocknete sie die Augen mit einem Zipfel ihres Nachtkleides und sagte anscheinend ruhig: „Ich sähe sie gern noch einmal — aber mit Ihnen," fügte sie leiser hinzu.

Elisabeth nahm einen warmen Schlafrock, hüllte Ebba in denselben ein und ging, sie immer an der Hand haltend, in der Großmutter Schlafzimmer, wo Nanna indes schon vieles verändert hatte. Zwei große silberne Armleuchter hatte sie zum Kopfende des Bettes getragen und alle Kerzen angezündet, deren Schein nun das so ruhig schlafende Antlitz ihrer geliebten Herrin hell beleuchtete. Augenblicklich war sie beschäftigt, weiße Leintücher über Spiegel, Bilder und die Fenster zu hängen, wie es Gebrauch ist in Schweden, in dem Zimmer, wo ein Toter liegt.

Vor dem Bette angekommen, blickte Ebba lange sinnend auf das starre Gesicht; dann beugte sie, immer Elisabeths Hand festhaltend, sich nieder auf die gefaltenen Hände der Großmutter und küßte dieselben, wie morgens und abends es ihr Brauch gewesen. Darauf wandte sie sich und kehrte ruhigen Schrittes zur Thür zurück.

„Waren Sie bei ihr, als sie starb, Fräulein Bernay?" fragte Ebba mit unsicherer Stimme, als dränge sie mit Gewalt die Thränen zurück, indem sie den langen Gang betraten, der zu ihren Zimmern führte.

„Nur der liebe Gott war bei ihr," erwiderte Elisabeth. „Nanna, die ja immer ihre Thür während der Nacht geöffnet hatte, sagt: sie habe ruhig wie sonst geschlafen und müsse wohl schlafend hinübergegangen sein. Als sie zur gewohnten Stunde leise hinging, um das Feuer anzuzünden, fiel es ihr auf, sie nicht wie gewöhnlich atmen zu hören. Sie näherte sich behutsam dem Bette — und aller Wahrscheinlichkeit nach sei erst kurz vorher ihre Seele zum lieben Gott gegangen, da ihre Stirn noch warm gewesen. Dann rief sie mich in der Angst ihres Herzens, und bald darauf habe ich einen Boten nach Budalund geschickt."



„Ich möchte gern gleich zu Henri gehen, damit er es nicht durch Wnut erfährt," fing Ebba wieder an, als sie gerade vor ihrer Zimmerthür stand.

„Du hast recht," war die Erwiderung Elisabeths, und sie blieb in der offenen Thür stehen, der Kleinen nachblickend, bis sie hörte, daß die Thür des anderen Ganges ihr geöffnet wurde. — „Wunderbar stark ist des Kindes Herz," sagte sie zu sich selbst, als sie in ihr eigenes Zimmer trat, „und wunderbar rasch weiß sie immer, was sie thun muß, wenn es sich um ein Liebeswerk handelt; denn sie fühlt, daß die Trauerbotschaft aus ihrem Munde weniger erschrecken wird, als wenn der Diener sie bringt. Wie haben sie alle das Kinderherz verkannt!"

Und hell und glänzend blickte bald die Sonne eines schönen Wintertages durch die Fenster des mit so tiefer Trauer erfüllten, alten Schlosses; aber auf bleiche Gesichter und rot geweinte Augen fiel ihr Schein, denn von allen wurde die alte Gräfin tief und wahr betrauert. Streng und ernst, unermüdlich thätig hatte sie hier fünfundfünfzig Jahre als gerechte und immer gütig sorgende Herrin gewaltet, und schwer war es für ihre Nachfolgerin, ihren Platz demnächst auszufüllen. Menschen, die, wie die Heimgegangene, immer alles ihrer Pflicht geopfert, lassen eine empfindliche Lücke in dem Kreise, den sie verlassen, zurück. Ein sorglos frohes Lächeln hatte man seit fünfundfünfzig Jahren nie auf ihrer Stirn gesehen; aber der Blick inniger Teilnahme war für jeden da, der litt; die Hand war immer zum Geben und Helfen bereit, wenn ein rechtschaffener Notleidender um Brot, Arbeit oder irgend eine Hülfe bei ihr anklopfte.

Auch war es den ganzen Weihnachtstag ein unruhiges Gehen und Kommen im Schlosse; denn arm und reich, jung und alt kam von nah und fern, um zu erfahren, ob die Trauerbotschaft wahr, und um aufrichtige Teilnahme zu bezeugen. Und eine seltene Geistes- und Körperkraft entfaltete Gräfin Ellen bei dieser Gelegenheit, deren man die kleine, zarte Frau kaum fähig gehalten hätte. Sie betrauerte den Tod ihrer Schwiegermutter wahr und aufrichtig; aber statt nun, wie die andern, ihrem Schmerze nachzusinnen, hatte sie für jeden ein gutes oder richtiges Wort und sorgte für alle und alles, damit das Notwendige ordentlich und zu rechter Zeit geschehe. Sie ließ den Ahnensaal, die Kapelle und den Grabkeller öffnen, um Staub und Spinnengewebe daraus zu entfernen und dann den Boden in den drei genannten Räumen mit ganz kleinen, frischen Tannenzweigen bestreuen, wie es die Sitte des Landes bei solchen Gelegenheiten erheischte. Außerdem wurden die drei Zimmer, die ihr Schwiegervater früher bewohnt, rasch für sie selbst und Wanda etwas in Ordnung gebracht; denn da wollte sie einstweilen bleiben, bis der Flügel, der von jeher von der Schloßherrin bewohnt, neu gemalt und neu eingerichtet sei.

Erst bei Tische sah Elisabeth Graf Hindrick. Er reichte ihr, als er eintrat, stumm die Hand und küßte dann Ebba auf die Stirn mit den Worten: „Nun bist du unser liebes Töchterchen."

„Und wie nahm die Tante die Nachricht auf?" fragte Gräfin Ellen.

„Wie ich von ihrem frommen Herzen erwartet," erwiderte Graf Hindrick. „Ihr ist wohl, sagte sie mit etwas zitternder Stimme — sie ist ja endlich in der Heimat angekommen nach langem Kampfe! Auch will sie sie nicht hier wiedersehen, sondern erst dort oben — und der Tag ist ja nicht mehr fern, sagte sie mir beim Abschiede. — Wollten Sie vielleicht morgen zu ihr fahren, Fräulein Bernah?" wandte er sich dann an diese; „sie hat darum gebeten — ich sagte ihr, daß Sie meiner Mutter die Augen geschlossen." Er schluckte einen Augenblick heftig, um die Aufregung hinunter zu zwingen.

„Und Baron Trollbacken," fragte dann Gräfin Ellen weiter, „wie nahm er die Trauerkunde?"

„Er wurde noch bleicher als gewöhnlich," war die Antwort. „Er hörte mich anscheinend ruhig an, war aber unfähig ein Wort zu sprechen, bis zu dem Augenblicke, wo ich aufstand und mich verabschiedete. Also morgen — brachte er dann mit Mühe

hervor — wird sie in den Ahnensaal getragen, und übermorgen beigesetzt. Ich bin ihr nächster Verwandter, nach Ihnen und Ihrer Familie, werde mir also erlauben, die letzte Nacht mit Ihnen zu wachen."

Graf Hindrick trat dann ruhig hinter seinen Stuhl und faltete die Hände zum Tischgebet, das nun Gräfin Ellen zum erstenmale an dieser Stelle sprach. Als er darauf indes auf den leeren Armsessel blickte, den Gräfin Ellen aus Taktgefühl nicht von seinem Platze am oberen Ende des Tisches hatte entfernen lassen, da war seine Fassung zu Ende, und das Taschentuch vor den Augen verließ er das Eßzimmer.

„Selten wohl," sagte Gräfin Ellen nach einigen Augenblicken des Schweigens zu Elisabeth, „hat ein Sohn seine Mutter geliebt und verehrt, wie mein Mann die seinige. Und wohl hätt' ich zuweilen eifersüchtig sein können, hätt' auch ich sie nicht so aufrichtig verehrt. Sie verdient, daß man sie betrauert."

Nachdem die Mahlzeit still und rascher als sonst beendet, nahm Gräfin Ellen Elisabeths Arm und setzte sich mit ihr auf einen kleinen Divan neben das hell brennende Feuer im Kamin, während die andern zu ihren eigenen Zimmern zurückkehrten.

„Ich bin recht, recht müde," sagte dann Gräfin Ellen, „möchte aber gern noch einen Augenblick mit Ihnen reden, um Ihnen meine Pläne für die nächste Zukunft mitzuteilen. Sie wissen, daß wir die Absicht hatten, erst gegen das Frühjahr nach Kopenhagen zu gehen, um meine Schwiegermutter den ganzen Winter über nicht so allein zu lassen. Ich meine aber, jetzt ists besser für uns alle, wir reisen bald; denn es wird anfangs recht öde und traurig hier sein. Und dann meine eigene Mutter, die ja schon seit mehreren Jahren gelähmt ist, verlangt sehr nach unserm Kommen. — Ferner müssen wir doch ernst daran denken, Wanda in die Welt zu führen, damit sie die Gelegenheit hat, Bekanntschaften zu machen — und demnächst eine passende Partie. Es ist Zeit, sie zu verheiraten. — Ich freue mich," fuhr sie nach einem Augenblicke des Schweigens fort, „daß Sie ihr Freundin sind, obgleich ich zuweilen eifersüchtig bin. Wanda hat mir nie wirkliches Vertrauen gezeigt — ist nicht einmal wahr mit mir. Daran ist Ebbas Erzieherin viel schuld. Ich weiß nicht, wie es ihr gelungen, Wandas Herz völlig von mir abzuwenden. — — Ueberhaupt ist Wanda ein eigentümliches Wesen — — vor drei Jahren hätte sie mein ganzes Lebensglück für immer zerstören können, wenn — —."
In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und Graf Hindrick trat rasch ein, ein Papier in der Hand haltend.

„Dies geht Sie besonders an, Fräulein Bernay," sagte er dann, auf diese zutretend, „uns beiden indes auch. Es ist das letzte, was meine Mutter geschrieben, gestern Abend spät, nachdem wir sie verlassen. Nanna berichtete mir eben, sie sei noch, nachdem sie schon ausgekleidet, an ihren Schreibtisch gegangen und habe — obgleich sehr müde und angegriffen — da erst lange gesessen und dann Feder und Papier genommen. Und als sie fertig geschrieben, habe sie zu Nanna gesagt: dies Papier muß nicht angerührt werden, es ist für Graf Hindrick. — Es ist doch sonderbar," fuhr er nach einem Augenblicke stillen Sinnens fort, „sie muß ein Vorgefühl von ihrem Tode gehabt haben. — — Ich ging sogleich in ihr Schreibzimmer und fand dies Blatt.

„Fräulein Bernay," las er nun mit bewegter Stimme, „hat mir soeben versprochen, bei Ebba zu bleiben bis zu deren achtzehnten Jahre, weil es, nachdem ich sie nun vier Monate beobachtet und kennen und schätzen gelernt, mein ernster Wunsch ist, daß sie Ebbas Erziehung vollendet. Mein bestimmter Wille ist außerdem, daß man ihr völlig freie Hand lasse. Ihr klarer Verstand und ihr Herzenstakt werden sie in schwierigen Augenblicken bei der Erfüllung ihrer Pflicht leiten. Und ich bin gewiß, daß meine lieben Kinder Hindrick und Ellen ihr mit Rat und That behülflich sein werden, sobald sie darum bittet; sonst lasse man sie frei gewähren.

„Täuscht meine Ahnung mich, so füge ich selbst dies Blatt morgen meinem letzten Willen noch hinzu; sonst sollen meine Kinder, nachdem sie es gelesen, es unserer lieben Elisabeth einhändigen, als letzten Beweis meiner Achtung und des hohen Vertrauens,



das ich in sie setze." — (Darunter war der Name der alten Gräfin — Datum und Jahreszahl.)

Elisabeth hatte häufig die Farbe gewechselt, während Graf Hindrick obiges Blatt vorlas, und blickte starr vor sich hin, wie es ihre Art, wenn sie heftig erregt war.

„Nur begreife ich nicht recht," sagte Gräfin Ellen ein wenig heftig, „warum unsere liebe Mutter schriftlich eine letzte Willensäußerung über eine Sache hinterläßt, die wir ja natürlich ebenso wie sie wünschen müssen. Sie wußte ja, wie sehr wir Fräulein Bernah lieben und achten — und nie könnten wir ja daran denken, ihr je etwas in den Weg zu legen, das ihre ernsten Pflichten erschwerte. Durch diese Zeilen ist Ebba eigentlich Fräulein Bernah übergeben, nicht uns," setzte sie mit einem leichten Hauch von Gereiztheit im Tone hinzu.

„Du mißverstehst meine Mutter, Ellen," sagte Graf Hindrick ein wenig ungeduldig. „Wir konnten allerdings nur wünschen, daß Fräulein Bernah Ebbas Erziehung vollende; sie aber konnte andere Absichten haben — — und ist nun durch ihr gegebenes Versprechen, das dies Blatt uns mitteilt, gebunden." — Darauf Elisabeth das Papier einhändigend, fügte er bewegt hinzu: „Es ist der höchste Beweis von Achtung, den eine der edelsten Frauen, die je gelebt, Ihnen hierdurch gegeben; einer ihrer letzten Gedanken war ein Segensgedanke für Sie; der wird sich bewahrheiten! Und treue und wahre Freunde werden Sie in uns finden." Er reichte Elisabeth die Hand und verließ das Zimmer.

„Ich bin ja in allem derselben Meinung," sagte Gräfin Ellen noch immer gereizt, „ich hatte nur gehofft, Ebba solle jetzt meine liebe Tochter werden — und nun bin ich ihr nichts!"

„Oh, Frau Gräfin," nahm Elisabeth nun das Wort, „Sie können nicht meinen, was Sie sagen! Bedarf Ebba Ihre sorgende, mütterliche Liebe weniger, weil mir ihre Erziehung und ihr Unterricht vertraut, und damit eine Verantwortlichkeit auf meine jungen Schultern gelegt ist, die mich mehr ängstet, als ichs sagen kann? Und weiter, wenn nach ungefähr sieben Jahren, in denen es meine Pflicht ist, Ebba all' meine Geistes- und Körperkräfte zu widmen, diese geworden, was wir hoffen und wünschen: eine echte Frau, die ihren Platz in der Welt mit Ehren ausfüllt, dann wird ihrer Pflegemutter die Ehre und der Ruhm werden, und der Erzieherin höchstens der Dank in Ebbas Herzen!"

„Und der unsere, immer und immer!" rief nun Gräfin Ellen, indem sie herzlich beide Arme um Elisabeth schlang. „Ich hatte unrecht! verzeihen Sie mir!"

Es wäre immer Brauch in der Familie gewesen — berichtete Wanda Elisabeth am Abende desselben Tages — daß, wenn einer der Ehegatten auf Breidablick starb, gleich zwei Särge gemacht wurden. Der des Ueberlebenden fand dann einstweilen seinen Platz hinter dem Altare der kleinen Schloßkapelle. Von dort wurde also auch der der alten Gräfin hervorgeholt, rasch aufgeputzt und darauf in das Schlafzimmer der Verstorbenen getragen.

Früh am folgenden Morgen, als die andern Schloßbewohner noch schliefen, trug Graf Hindrick die geliebte Mutter mit Hülfe der treuen Nanna in ihr letztes, schmales Bett, küßte sie noch einmal auf die kalte Stirn und bedeckte dann mit einem Schleier von grauer Silbergaze, den die alte Dienerin in ihren vor innerer Erregung zitternden Händen gehalten, das Gesicht der Entschlafenen. „Niemand soll ihn wieder aufheben, Nanna," sagte er dann, „ihre Züge sind schon völlig entstellt."

Er ging darauf, um den alten Wunt zu rufen, mit dessen Hülfe er den Sarg in den Ahnensaal tragen wollte. Als er hinausgegangen, legte Nanna sorgfältig die Falten des schwarzen Atlaskleides, das sie ihrer Herrin angezogen, wieder zurecht, wie sie es so manches Jahr gethan, wenn sie dieselbe zu einem Feste schmückte, zog noch hie und da an der Spitzenhalskrause, die sie ihr umgelegt, schob die Spitzen an den Handgelenken wieder in Ordnung und legte ihr endlich ihr schönes Brauttaschentuch in die gefalteten Hände.

Graf Hindrick, der unbemerkt von ihr gleich wieder eingetreten mit Wunt, der seines Rufes im Vorzimmer gewartet, folgte jeder der Bewegungen der alten Nanna und sagte dann, als es schien, sie habe geendet: „Du gute, treue Seele, Gott lohne dir all deine sorgende Liebe für deine heimgegangene Herrin."

Auch jetzt ließ Nanna sie nicht allein mit dem Sarge gehen; einen Armleuchter in der Hand, folgte sie ihnen bis in den Ahnensaal, in dem Wunt das Leichengerüst aufgestellt, und um dessen Oberende er zwölf hohe Kerzen angezündet. Und als nun der Sarg an seinem Platze stand, sah sie noch einmal nach, ob die Umhüllung ihrer Herrin nicht in Unordnung geraten; dann sagte sie, sich zu Graf Hindrick wendend: „Sie thäten gut, gnädiger Herr, einige Stunden zu ruhen; ich bleibe hier, bis Sie zurückkehren."

„Du gute, treue Seele!" wiederholte dieser noch einmal, indem er den Saal verließ mit der Absicht, ihrem wohlgemeinten Rate Folge zu leisten. Es war aber vergebens, daß er versuchte zu schlafen; er war zu erregt durch alles, was er in den letzten vierundzwanzig Stunden gesehen und gedacht und gefühlt. Jetzt erst begriff er ganz, was seine Mutter für ihn gewesen mit ihrem klaren, ruhigen Verstande, ihrem so tief blickenden Herzen, das, wenn es auch nie Liebkosungen gegeben, doch immer nur erfüllt war mit Liebesgedanken, die dann zu Liebeswerken wurden für alle, die ihrer Obhut vertraut. Er liebte seine Frau innig und wahr; aber die Gefährtin seiner Seele hatte sie ihm nie werden können trotz ihres liebenden Herzens, trotz ihrer geistreichen und liebenswürdigen Unterhaltung, trotz ihrer glänzenden Talente; denn ein inneres Seelenleben, das mehr wünscht und zu begreifen sucht, als was die äußere Sinnenwelt giebt, verstand sie nicht. Außerdem war sie mit sich, mit allem, was sie dachte, sagte und that, immer sehr zufrieden, wünschte hauptsächlich allen und jedem zu gefallen, in der großen Welt zu glänzen, immer die Gefeiertste allenthalben zu sein. Letzteres hatte Graf Hindrick manche bittere, angstvolle Stunde bereitet, obgleich er sehr gut wußte, daß seine Frau nie ihre Pflichten als Gattin vergessen würde. Nur zu seiner Mutter trug er in solchen Stunden ohne Rückhalt alle seine Gedanken, alle seine Gefühle, wenn das Herz ihm zu schwer war, weil so vieles sich anders gestaltet, als er im Anfange seiner Ehe gehofft. Sie mißverstand ihn niemals und warnte ihn dann ernst, nicht an das zu denken, was ihm fehle, sondern an all den Segen, der ihm trotz seiner Klagen geworden; „denn sonst," setzte sie jedesmal hinzu, „wird man ungerecht und undankbar!" — „Zu wem soll ich nun mit meinen Sorgen gehen?" fragte er sich unter heißen Thränen; „wer wird mich nun noch verstehen, wenn meine Seele sich einsam fühlt? Mutter, Mutter!" rief er, „welch ein Segen warst du für mich!"

Er stand von seinem Lager wieder auf und eilte zurück zum Ahnensaale, um bis zum letzten Augenblick wenigstens bei ihrer irdischen Hülle zu wachen.

Am Abend desselben Tages trugen Wanda und Elisabeth einen langen Kranz, den sie von Myrten und Lorbeer gewunden, in den Ahnensaal, den Elisabeth zum erstenmale betrat. Dieser Saal war eine längliche, ziemlich große Halle, durch die man in die kleine Schloßkapelle gelangte. Ueber der Thür, die da hineinführte, war das Wappen der Grafen von Nordsterna. Rechts und links, in den beiden Ecken derselben Wand, standen in sie eingemauert zwei ungeheure Oefen, die bestimmt waren, wenn nötig zu gleicher Zeit die Kapelle zu erwärmen. Der Fußboden der Halle war getäfelt, sowie die Wände, die übrigens fast völlig verdeckt waren durch die Bilder der Vorfahren, die Herren auf Breidablick gewesen. Schwarz gepolsterte Bänke in den Fensternischen waren die einzigen Möbel in dem weiten Gemache, in dessen Mitte nun das Trauergerüst mit dem Sarge der Gestorbenen aufgestellt. Der alte Wunt saß in der Vorhalle dicht neben dem großen Ofen, wo er, des langen Wachens nicht mehr fähig, ruhig eingeschlafen war, den müden Kopf an die Wand gestützt. Leise, um ihn nicht zu wecken, waren die beiden jungen Mädchen an ihm vorüber geschlichen, ehe sie, eben so leise, in die Ahnenhalle

traten, wo Graf Hindrick ihnen entgegenkam. Schweigend beobachtete er sie, während sie den Kranz rund um den Sarg befestigten. Als es geschehen, rührte Wanda an dem Schleier, der das Gesicht der Großmutter bedeckte, wahrscheinlich, um sie noch einmal zu sehen. Da zog Graf Hindrick rasch ihre Hand zurück mit den Worten: „Ich sagte ihr ein letztes Lebewohl von uns allen — erst dort oben sehen wir sie wieder!"

Langsam wandten die jungen Mädchen sich wieder zur Thür, aber noch ehe sie dieselbe erreichten, gewahrten sie plötzlich Baron Trollbacken, unbeweglich in einer Fenstervertiefung sitzend, und einem Toten so ähnlich durch seine Blässe und den starren Blick, daß Elisabeth ganz erschrocken Wandas Arm berührte. Einen Augenblick streiften auch ihre Augen den so tief Trauernden mit inniger Teilnahme, und geräuschlos, wie sie gekommen, verließen sie die Halle. „Hast du bemerkt," fragte Wanda, als sie die Treppen wieder hinaufstiegen, „daß nur noch Raum für drei Bilder im Ahnensaale ist?"

„Ich achtete nicht darauf," war die Antwort, „aber warum beschäftigt dich das?"

„Ich fürchte, unser Geschlecht stirbt aus," erwiderte Wanda. „Mein ältester Bruder starb schon als kleines Kind. Ferdinands Gesundheit beunruhigt meine Mutter tagtäglich, seit seiner Geburt schon, du glaubst kaum, wie zart er ist."

„Und der kräftige, prächtige Otto!" unterbrach sie Elisabeth.

„Nun, der sieht meinem ältesten Bruder so ähnlich, daß er vielleicht ebenso sonderbar stirbt," sagte Wanda.

Verwundert blickte Elisabeth sie an bei den Worten: „Ich meine, es ist sonderbar, daß nie jemand von ihm spricht."

„Sein Tod war ebenso unerwartet, wie erschütternd," erwiderte Wanda. „Mein Vater ist tagelang stumm, wenn man seiner nur erwähnt; und deshalb — vermute ich — vermeidet meine Mutter, über ihn zu sprechen."

Bei diesen letzten Worten traten sie in Wandas Zimmer, wo sie zu ihrer Verwunderung Gräfin Ellen in einem Lehnstuhle vor dem Kamine fanden.

„Worüber vermeidet deine Mutter zu sprechen?" fragte diese, Wanda scharf anblickend.

Diese trat zu ihr und antwortete, sie auf die Stirn küssend: „Ueber den Tod meines Bruders. Ich wußte dich nicht hier, sonst hätte ich es nicht gesagt. Verzeih!"

„Ja, das war ein eigentümlicher Tod," sagte Gräfin Ellen dann halblaut, fast wie zu sich selbst redend; „die Trauer um das Kind ist immer dieselbe; aber ich that Recht; das ist meine einzige Beruhigung. — Es ist jetzt fünfzehn Jahre her," wandte sie sich dann an Elisabeth, die sich mit Wanda in ihre Nähe ans Feuer gesetzt, „Sie wissen, mein Mann war damals Kammerherr der Königin und hatte als solcher einmal im Jahre vier Wochen lang seinen Dienst bei derselben zu verrichten. Früher hatte er mich und die Kinder immer mitgenommen; ich war aber gerade etwas leidend, und er fürchtete für mich die Ermüdung der langen Reise, besonders der großen Hitze wegen, die wir im August dieses Jahres hatten. So ließ er mich mit Wanda und ihrem Bruder in Radalund zurück.

„Eines Nachmittags, kaum war er eine Woche fort, spielten die Kinder wie gewöhnlich auf dem großen Rasenplatze vor dem Hause. Ich saß mit einer Arbeit am offenen Fenster, um sie zu bewachen. Da sah ich einen kleinen Bettelknaben aus dem Küchenflügel kommen, dem man dort zu essen gegeben. Statt nun den gewöhnlichen Weg zu nehmen, den er gekommen, zog er es vor, zu der für die Leute verbotenen Pforte zu gehen, dicht an dem Spielplatze der Kinder vorbei. Das verdroß meinen kleinen Hindrick, der, damals sechs Jahre alt, ein sehr lebendiges Kind war, und er sagte dem armen Knaben einige heftige Worte, die ich nicht verstand. Als aber der Betteljunge, sie nicht beachtend, ruhig weiter schritt, schlug er ihn mit einer Gerte, die er gerade in der Hand hielt, dreimal über den Rücken. Erzürnt warf ich meine Arbeit fort und eilte zu den Kindern. Mein kleiner Hindrick sah erschrocken nieder, als ich mit finsterem Blick auf ihn zutrat. — Mein Sohn hat ein hartes Herz, sagte ich dann, er schlägt einen Armen, der ihm nichts zuleide gethan. Ich nahm ihm die Gerte, mit der er

gesündigt, aus der Hand, gab ihm damit ebenfalls drei Schläge über den Rücken und zerbrach sie dann in mehrere Stücke, die ich vor ihm auf den Boden warf. Er sagte kein Wort und setzte sich auf eine Bank unter dem großen Lindenbaum, ganz nahe dem Spielplatze. Dort blieb er wohl eine Stunde sitzen, während Wanda fortfuhr, ihr Heu auf ihren kleinen Wagen zu laden. Dann aber kam sie zu mir ins Haus und sagte, Hindrick klage über heftigen Kopfschmerz. Ich eilte zu ihm und fand ihn eingeschlafen, den Kopf an den Baumstamm gelehnt. Die Stirn war brennend heiß, und er sah mich verwirrt an, als ich ihn berührte. — Wir kleideten ihn aus und legten ihn zu Bett. Auf meine Fragen erhielt ich keine Antwort, und sein sonderbar verschleierter Blick sagte mir, daß er nicht wußte, was um ihn vorging. Meine Angst war grenzenlos. Ich schickte sogleich zum Arzte; aber unglücklicherweise wohnte der in einer Entfernung von ungefähr vier Stunden — und meine Schwiegermutter war auch für zwei Tage abwesend. So konnte auch die bis zur Ankunft des Doktors mir keinen Rat geben, was zu thun sei. Um zwei Uhr morgens hielt ich mein Kind tot in den Armen." Die Gräfin schwieg und blickte finster in das helle Kaminfeuer.

„Es thut mir so weh," sagte nun Elisabeth, „daß Sie meinetwegen die traurige Vergangenheit wieder wachrufen. Diese Tage haben schon der Trauer genug!"

„Im Gegenteil, liebe Elisabeth," erwiderte Gräfin Ellen, „es thut mir gut, einmal darüber sprechen zu können. Kein Tag vergeht, an dem ich nicht daran denke. Aber mein Mann sieht tagelang verstört aus, wenn man ihn nur durch die leiseste Andeutung daran erinnert. Und so schweige ich jetzt ganz gegen ihn darüber und — —"

In diesem Augenblicke steckte der kleine Otto sein blondes Lockenköpfchen in die Thür mit den Worten: „Wanda, der Papa sagt, du sollst in das Eßzimmer kommen, um Thee zu machen. Es sind Herren angekommen von Karlskrona."

„O, die Vettern, denk' ich," sagte Gräfin Ellen, „die diese letzte Nacht Ehrenwache bei der Toten halten wollen." Und Wanda verschwand mit dem kleinen Bruder.

„Der Arzt kam erst gegen vier Uhr morgens," nahm bald darauf Gräfin Ellen wieder das Wort. „Dieser plötzliche Tod des so gesund scheinenden Knaben gab auch ihm viel zu denken. Ich erzählte ihm alles, was vorgefallen, und er sagte, es sei unmöglich, daß meine Züchtigung, die kaum ein Körperschmerz für das Kind gewesen (Sie begreifen, ich schlug nicht hart), solche entsetzliche Folgen gehabt. Vielleicht aber habe er irgend Giftiges gegessen oder getrunken.

„Meine Schwiegermutter kam schon vor Mittag zurück, ließ schnell noch einen andern Arzt holen und dann die Autopsie des Kindes vornehmen; das sei eine Pflicht gegen alle Teile, sagte sie. Da erwies sich denn, daß mein kleiner Hindrick einen Polypen gehabt, der sein Herz, ausgenommen an einer einzigen Stelle, völlig umschlungen. Allerdings könne die Aufregung über die ungewohnte Züchtigung sein Ende etwas beschleunigt haben, behaupteten beide Aerzte; aber in wenigen Tagen vielleicht sei er auch ohne dieselbe unrettbar verloren gewesen. — Das war eine Art von Beruhigung für alle andern; denn ich selbst, ich gestehe es offen, wäre ruhig in Bezug auf diese Züchtigung in allen Fällen gewesen: ich hatte meine Pflicht als Mutter gethan und mir nichts vorzuwerfen, obschon mein Herz blutete."

„Arme Mutter!" unterbrach sie Elisabeth, „ich begreife, wie Sie dennoch litten!"

„Ja, aber am meisten, wenn ich an meinen Mann dachte. Und bei dem hatte sich Sonderbares zugetragen, das wir auf Erden nie verstehen werden.

„In der Nacht, in der unser Kind starb," fuhr sie dann fort, „hatte mein Mann im Vorzimmer der Königin zu wachen. Gegen ein Uhr morgens wurde er sehr müde; er legte ein Buch, das er gelesen, nieder und schlief gegen seinen Willen fest ein. Da gewahrte er plötzlich im Traume unsern kleinen Hindrick, der sich über ihn beugte, ihn auf die Stirn küßte und dann in Gestalt eines Engels sich in die Luft erhob, mit der Hand gen Himmel weisend. Erschrocken fuhr mein Mann auf und nun ergriff ihn eine namenlose Angst. Es mußte sich zu Haus ein Unglück zugetragen haben, sagte er sich,

indem er unruhig im Zimmer auf- und niederging. Dann, um sechs Uhr morgens, ging er zu dem andern Kammerherrn, der mit ihm zugleich Dienst gehabt, aber diese Nacht geschlafen hatte. Ihm erzählte er seinen Traum und fragte ihn, ob er wohl seinen Dienst mit verrichten wolle, im Fall die Königin ihm gestatte, rasch zu Haus zu reisen. Dieser willigte natürlich ein, und eine Stunde später verließ mein Mann Stockholm.

„Auf der Hälfte des Weges begegnete er dem Eilboten, den ich ihm geschickt." (Thränen erstickten ihre Stimme; sie schwieg einen Augenblick, dann aber fuhr sie ruhig fort.) „Glücklicherweise empfing ihn meine Schwiegermutter bei seiner Ankunft hier; und sie, die immer einen so seltsamen Einfluß auf meinen Mann ausgeübt, erzählte ihm alles, was sich zugetragen. Erst als er alles wußte, kam er zu mir. Ich lag mit Fieber zu Bett und man fürchtete ernst für mich, denn ich hatte noch keine Thräne weinen können, obgleich das Weh in der Brust mich fast erstickte. Als mein Mann mich aber in seinen Arm nahm mit den Worten: arme Ellen, du thatest deine Pflicht, da wurde mein Herz wie von einer Felsenlast befreit, und meine Thränen, die nun lange unaufhaltsam flossen, gaben mir meine Gesundheit zurück. Zwei Monate später wurde unser Ferdinand geboren; aber zart, wie ers vom ersten Tage an gewesen, ist er noch jetzt — wird es wohl immer bleiben. Erst neun Jahre später gab Gott uns den kräftigen Otto, ganz das Ebenbild seines Vaters. Unserm kleinen Hindrick sieht er wunderbar ähnlich."

„Ellen," sagte Graf Hindrick eintretend, „ich bitte euch, geht ins Eßzimmer. Wanda kann doch nicht gut ganz allein mit all den Herren dort bleiben. Auch bringt man gleich das Abendessen — du begreifst, sie sind hungrig nach der langen Fahrt. Ich selbst werde nicht wieder heraufkommen, aber Henri und Ferdinand schicke ich sogleich. Ich ließ sie bis jetzt unten, weil ich fürchtete Baron Trollbacken allein zu lassen. Ich meine, er überlebt die Nacht nicht Ich bitte dich, die Herren gegen elf Uhr spätestens zu uns herunter zu schicken — und dann Ferdinand gleich ins Bett." Er trat darauf dicht zu Gräfin Ellen und küßte sie auf die Stirn. „Du hast geweint!" fügte er dann mit bewegter Stimme hinzu, „unsere Mutter verdiente das um uns!"

„Ich konnte meinen Mann nicht enttäuschen," sagte Gräfin Ellen zu Elisabeth, als die beiden einige Minuten später zum Eßsaale gingen. „Den Tod meiner Schwiegermutter betrauere ich aufrichtig; aber ich meine, wir sollten ihr die Ruhe gönnen nach der langen, langen Wanderung. Und sie hat ein reiches Leben gehabt; reich durch das viele Gute, das sie gethan, reich durch die Liebe und Verehrung, die ihr in so hohem Maße geworden. Aber mein Mann wird es nie verschmerzen, daß sie hinübergegangen — ich glaube, er hätte die Hälfte seines noch übrigen Lebens gegeben, hätte er sie dadurch hier zurückhalten können."

Trüb und grau war der folgende Morgen, und schwarze Gestalten schlichen schweigend durch die langen, düstern Gänge des Schlosses. Ein Schlitten nach dem andern hielt vor der großen Pforte, aber kein fröhlicher Schellenklang kündete sie an, wie es sonst der Brauch — und ernst und in schwarzen Gewändern schritten die Ankommenden die Schloßtreppe hinauf und dann zum Ahnensaal, in dem all die brennenden Kerzen einen geisterartigen Schein verbreiteten. Graf und Gräfin Hindrick standen, umgeben von ihrer Familie, am Kopfende des Sarges und reichten jedem der Eintretenden die Hand, mit einem trüben Blicke den stummen Gruß erwidernd. Als all die Erwarteten angekommen, schritt der alte Prediger zum Sarge, und der alte Wunt öffnete die Thür zur Vorhalle, wo die Dienerschaft des Schlosses versammelt war, und darauf diejenige, die zur Kapelle führte. Die nächsten Verwandten hoben den Sarg auf, um ihn vor den Altar zu tragen, wo der Trauergottesdienst statthaben sollte, und stellten ihn an dieselbe Stelle, wo vor langen Jahren die Gestorbene als glückselige junge Braut gekniet, um dem Manne, den sie damals so grenzenlos liebte, angetraut zu werden; — an dieselbe Stelle, wo am folgenden Morgen der ältere Baron Trollbacken sich aus Verzweiflung

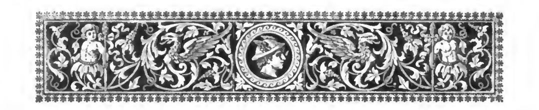
das Leben genommen. — Und eine herrliche Rede hielt der alte Probst, der seit fast zwanzig Jahren Seelsorger hier gewesen und so die Verstorbene besser gekannt in ihrem Wirken und Wollen, als irgend jemand. „Selig sind die Toten," sagte er, „die in dem Herrn sterben, von nun an — ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach." Und alle, die die Entschlafene gekannt und verehrt, stimmten aus voller Seele mit ein in diese Worte. Elisabeth verstand natürlich nur noch wenig von dem, was er übrigens sagte, und ihre Gedanken waren außerdem mehr mit Ebba beschäftigt als mit der, die jetzt selig war im himmlischen Vaterhause. An Elisabeths Hand war Ebba eingetreten in den Ahnensaal, und diese Hand hielt das Kind krampfhaft fest, als begriffe es, daß diese jetzt sie leiten solle und ihre Stütze sein. Dabei war das kleine Gesicht so blaß, und der Blick so namenlos traurig auf den Sarg gerichtet, daß man sah, wie tief sie den Verlust der Großmutter fühlte, obgleich ihr Auge thränenlos blieb. Als der Segen gesprochen, schob Graf Hindrick mit zitternder Hand den Deckel auch über das Gesicht der Verstorbenen, das man bis jetzt unbedeckt gelassen, und reichte dann, indem er den Griff am Kopfende des Sarges erfaßte, die daneben angebrachte Quaste an Baron Trollbacken, der immer neben ihm gestanden. Dieser aber sank, indem er sie ergriff, in die Knie, und wäre ganz zu Boden gestürzt, hätte Graf Hindrick ihn nicht rasch mit seinen Armen umfaßt. Ein Blick in das bleiche Gesicht genügte diesem: das Herz des edlen Mannes war gebrochen.

Einige der Umstehenden eilten herbei und trugen den von einer Ohnmacht Befallenen — wie sie wähnten — in ein Zimmer des oberen Stockes, wohin der Arzt ihnen folgte, der als langjähriger Hausfreund der Beisetzung der Verstorbenen hatte beiwohnen wollen.

Alle Widerbelebungsversuche blieben natürlich fruchtlos. Auch der letzte Baron Trollbacken hatte seine Wallfahrt auf Erden vollendet.

(Schluß folgt.)





Die Kampfvorschriften der deutschen, österreichischen und französischen Infanterie.

„Neue Waffen, neue Taktik.“ Dies in den siebenziger Jahren so vielfach bestrittene und verfochtene Schlagwort hat durch Veröffentlichung des Exerzierreglements für die preußische Infanterie eine neue Bestätigung erfahren. Die Taktik des Magazingewehres muß eine andere wie die der Steinschloßflinte des großen Königs sein. Das Reglement, mit welchem unsere Infanterie die Feldzüge von 1864, 1866 und 1870 durchfochten hat, wurde am 25. Februar 1847 der Armee übergeben und durch zahlreiche Nachträge und Aenderungen, welche zu zwei Malen einen Neuabdruck erforderlich machten, auf der Höhe der Zeit gehalten. In dieser Zeit hat die österreichische Infanterie 8, die französische 7 Reglements besessen.

Freiheit in der Anwendung der Formen bildet zweifelsohne einen Hauptgrundzug des erst erwähnten preußischen Reglements. Doch enthielt dasselbe eine Anzahl Formen, welche auf dem Schlachtfelde nicht mehr verwendbar waren, stand in Verwendung der Hauptleute als Zugführer im Widerspruch mit der Taktik, welche den Kompagnieführern einen so hervorragenden selbständigen Platz anwies. In den ersten Jahren nach dem Kriege 1870/71 hatte das Reglement vielfache Anfeindungen zu erfahren, doch können wir es jetzt nur als weise Mäßigung bezeichnen, daß damals dem Drängen dieser Reglementsstürmer nicht Raum gegeben wurde. Die Zeit war für ein neues Reglement noch nicht reif, die Erfahrungen noch nicht genügend gesichtet, die Ansichten noch nicht hinreichend geklärt, um schon damals die Einführung eines neuen Reglements gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Nach einer Zeit der verschiedenartigsten Versuche trat äußerlich ein Stillstand ein. Höheren Orts verhielt man sich gegenüber einer Neuabfassung des Reglements noch ablehnend, wenn man auch anerkannte, wie wünschenswert es für die Infanterie sein müsse, wiederum wie zur Zeit des großen Königs den normalmäßigen Standpunkt der Ausbildung zu erreichen, nämlich nicht anders zu exerzieren und zu manövrieren als sie sich auch zu schlagen gedenke, um die auf dem Uebungsplatze erlernten Formen auch auf das Gefechtsfeld übertragen zu können. „Denn die Infanterie muß an ihr Reglement glauben, das muß ihr gelten wie ein Zeichen: In diesem wirst du siegen!“ Im Jahre 1887 wurde die Armee mit dem Magazingewehr bewaffnet, welches unsere taktischen Anschauungen erheblich änderte; der Einführung einer verbesserten Waffe und verbesserter Ausrüstung, der Herausgabe der Felddienstordnung und der neuen Schießvorschrift schließt sich als Schlußstein aller taktischen Neuerungen dieser Zeit das neue Reglement an. Die Anregung zur Veröffentlichung war wenige Wochen nach seinem Regierungsantritt vom Kaiser Friedrich ausgegangen. Als Gesichtspunkte

bei Bearbeitung der neuen Vorschrift waren bezeichnet, „daß das wiederholt zeitgemäß veränderte Reglement sich in seinen Grundsätzen durchaus bewährt habe, aber bei den Ansprüchen, welche die fortgeschrittene Technik der Feuerwaffen jetzt an den Soldaten stelle, einer Vereinfachung bedürfe, um Zeit und Raum zu schaffen für eine noch gründlichere Einzelausbildung und für eine einheitlichere und strengere Erziehung in der Feuer- und Gefechtsdisziplin." Ferner war es die Zusammensetzung unserer Feldarmeen, die Heranziehung von zum Teil nur mangelhaft ausgebildeten Elementen, welche dringend eine Vereinfachung forderte. Das neue, durchweg einheitlich redigierte Reglement trägt in vollem Umfang der Gefechtsausbildung bei sorgfältigster Schulung des einzelnen Mannes Rechnung, gestattet den Führern aller Grade die denkbar größte Selbständigkeit, verhindert von vornherein das Erlassen von Kommentaren zum Reglement und fordert vor allem, daß die Ausbildung das ganze Jahr hindurch in allen ihren Teilen gleichmäßig gefördert werden solle. Nicht uninteressant ist es, über dieses Reglement die Urteile des Auslandes kennen zu lernen. Spectateur militaire, eine der hervorragendsten französischen Militärzeitschriften, sagt: „Die herrschenden Eigenschaften dieses neuen Werkes des preußischen Generalstabes sind Kürze und Klarheit. Wie bei allen früheren Reglements hat man nur eine kriegsgemäße Ausbildung im Auge." In Frankreich wird alles durch das Reglement genau bestimmt, daß der Initiative der einzelnen Chargen der geringst mögliche Spielraum bleibt, das Reglement ist daher bis auf etwa 800 Seiten angeschwollen. — Army and Navy Gazette, Hauptorgan des englischen Heeres: „Die Deutschen haben uns manch gutes Beispiel gegeben, dieser letzte Entwicklungsschritt bezeichnet eine Epoche in der Geschichte der Armeen." Das österreichische Organ des militärwissenschaftlichen Vereins: „Das Reglement ist in all seinen Teilen so konsequent, so folgerichtig und aus einem Guſſe, und was das Wesentlichste ist, so wahr, daß es verschlechtert würde, wollte man etwas hinzu setzen, was nicht schon darin enthalten wäre. Was an demselben vor allem anerkannt werden muß, ist die Höhe der Auffassung, die Kühnheit, jedem in seiner Sphäre die volle und uneingeschränkte Freiheit zu lassen, namentlich aber die Zuversicht, daß die große Mehrheit in der Armee für dieses Reglement reif und der hohen ihr gestellten Aufgabe gewachsen sein wird."

Der verstorbene General der Infanterie von Peucker bezeichnete das Reglement als den Niederschlag der taktischen Anschauungen einer Zeit. Erkennt man die Richtigkeit der Schlüsse an, welche im deutschen Reglement aus den Erfahrungen auf den französischen Schlachtfeldern und den Kämpfen am Balkan gezogen wurden, so mußten naturgemäß die Reglements anderer Staaten, welche nach dem Erscheinen der deutschen Vorschrift es für gut fanden, auch ihrerseits Aenderungen vorzunehmen, sich mehr oder weniger eng an die deutsche Vorschrift anschließen. Das noch vor diesem veröffentlichte schweizer Reglement zeigt die gleichen Grundsätze, Holland und Oesterreich haben sich eng an Deutschland angeschlossen, während auch die französische Vorschrift eine Beeinflussung deutlich erkennen läßt. Interessant ist es, der Entwicklung des österreichischen und französischen Reglements nachzugehen, und wählen wir als Ausgangspunkt das Jahr 1859.

Die österreichische Infanterie war 1857 mit gezogenen Gewehren ausgerüstet und glaubte die Eigenart der besseren Bewaffnung vor allem in der Verteidigung ausnutzen zu können, ohne aber von vornherein genügende Kraft auf das Feuergefecht in erster Linie zu verwenden; so besitzt denn die „Plänklerkette nicht genügende Widerstandskraft, um dem ungestümen Anprall des in Schützenschwärmen aufgelösten ersten Treffens der Franzosen Stand halten zu können. Napoleon riet seiner Infanterie an, nahe an die Oesterreicher heranzugehen, um so die Ueberlegenheit in der Bewaffnung der Oesterreicher auszugleichen: „Nur auf den großen Entfernungen sind die neuen Waffen gefährlich." Die Defensive hatte zu Niederlagen geführt, und so sprang man von der reinen Defensive zur reinen Offensive, zur brutalen Stoßtaktik über. Das Schema vom Jahre 1862 vernachlässigte das Feuergefecht und suchte im Angriff geschlossener Massen einzig und



allein das Mittel zum Erfolge. Den Dänen gegenüber konnte solch eine Taktik vorübergehend zum Siege führen, anders aber der preußischen Infanterie 1866, welche im Zündnadelgewehr eine treffliche Waffe besaß und in geschickter Weise Abwehr und Angriff zu vereinen verstand. Die Stoßtaktik war meist die Ursache zu ungeheuren Verlusten Bei Trautenau verlor das Füsilierbataillon des preußischen Regiments 43 nur einen Offizier 77 Mann, das erste Bataillon 6 Offiziere 238 Mann; diese Bataillone schlugen den Angriff dreier österreichischer Brigaden blutig ab, die Brigade Wimpfen ließ allein 60 Offiziere und 1200 Mann auf dem Platze. Die trüben Erfahrungen des Krieges 1866 drängten zu Neuerungen: man nahm den Hinterlader, die Kompagnie-Einteilung, das zerstreute Gefecht des Gegners an, vermochte aber dennoch nicht alle Folgen der neuen Taktik zu ziehen. Die Schützenlinie sollte das Feuergefecht, die geschlossenen Abteilungen den Stoß führen; in welcher Ferne dieses zu geschehen hatte, darüber sagte das Reglement nichts, kennzeichnend ist das Streben nach Umfassung, die Scheu vor offenem Gelände. Das Reglement begünstigt den Detachementskrieg, läßt aber die Verhältnisse der großen Schlacht unberücksichtigt.

Auch in Frankreich hatte sich mit Einführung des Chassepotgewehres ein Umschwung vollzogen, in Ueberschätzung der vortrefflichen ballistischen Eigenschaften dieser Waffe bevorzugte man die dem Nationalcharakter der Franzosen so wenig zusagende Defensive und opferte so der Waffe zuliebe Vorzüge, die auf allen Schlachtfeldern wesentlich zum Erfolg beigetragen hatten. Die Schlachten der Armee des Kaiserreichs 1870 sind Defensivschlachten. „Schon die kriegsministeriellen Regulative von 1867 und 68 hatten die Defensive als die Regel hingestellt und gestatteten das angriffsweise Vorgehen erst dann, wenn durch die Länge des Kampfes der Feind erschüttert sei. In der Verteidigung wurde der ausgedehnteste Gebrauch von Schützengräben empfohlen, durch welche allerdings die Verluste bei Einleitung des Kampfes, freilich auch die Freiheit der Bewegung in den folgenden Stadien stark gemindert wurden. Die Defensive wurde ausdrücklich als die stärkere Kampfesform bezeichnet."

„Das französische Reglement von 1869," sagt das Werk des preußischen Generalstabes, „lehnt sich vollständig, mit den bisher üblichen Gefechtsformen brechend, in auffallender Weise an das preußische an; aber es wußte den Geist desselben nicht in sich aufzunehmen. Die sorgfältige Detailausbildung wurde ignoriert, höchstens etwas mehr Wert auf das Schießen gelegt, dieses aber immer noch sehr summarisch betrieben. Jenes Bindemittel der preußischen Disziplin, welches in der eingehenden Beschäftigung des Vorgesetzten mit dem gemeinen Mann, in der straffen Ausbildung jedes, auch des unbedeutendsten Dienstes besteht, Gehorsam zur sicheren Gewohnheit macht und ohne Strafregister eine hohe Disziplin erreichen läßt, wurde in seinem Werte vollständig verkannt." Das Unzulängliche der bestehenden Vorschriften erkennend, behalf man sich bei ausbrechendem Kriege durch ergänzende Instruktionen („Instructions tactiques pour l'armée du Rhin"), welche in vielen Beziehungen die gewohnte Offensivtaktik, zumal die gerühmte „furia francese" ganz und gar verleugnen. „Die Vorzüglichkeit des französischen Infanteriegewehrs," sagt das Generalstabswerk ferner, „verleitete dazu, auf die der Feuerwirkung allerdings günstige Defensive einen vorzugsweisen Wert zu legen, welcher dem französischen Élan wenig entspricht."

Unter dem Eindruck der großen Verluste wäre es gefährlich gewesen, gleich nach dem Feldzuge mit Neuabfassung eines Reglements deutscherseits vorzugehen, man würde wie in Oesterreich 1874, in Frankreich 1875 dahin gekommen sein, die Defensive zu bevorzugen, der Truppe eine gewisse Scheu vor Verlusten beizubringen, schließlich wäre man dann wie in beiden Staaten gezwungen gewesen, schon nach wenigen Jahren wieder ein neues Reglement einzuführen. Deutscherseits hat man geschickt diese Klippe umschifft und auch in dieser Zeit die Worte des großen Königs befolgt: „Attaquez donc toujours" und „die ganze Force unserer Truppen besteht im Attaquieren und wir würden thöricht handeln, wenn wir ohne Ursache darauf renonciren wollten."

Das österreichische Reglement vom Jahre 1874 kennzeichnet sich durch eine gewisse Vorsichtigkeit, läßt die Notwendigkeit des Sturmes in den Hintergrund treten und war entschieden auf dem besten Wege, die österreichische Armee in ganz falsche Bahnen zu lenken; eine wesentliche Aenderung zeigen die 2. Auflage 1880 und die durch Einführung des Mannlicher-Gewehres notwendig gewordenen Abänderungen vom Jahre 1887, man räumt dem Angriff sein altes Recht ein, trägt aber der feindlichen Feuerwirkung gebührend Rechnung und regelt die Bestimmungen über den Gebrauch des Gewehres und den Munitionsersatz. Noch entschiedener ist dies der Fall in dem Reglement vom Jahre 1889, hier heißt es: „Nur in der Offensive liegt der Erfolg." Man hat diese Vorschrift merkwürdigerweise als dritte Auflage des Reglements vom Jahre 1874 bezeichnet, doch hat es mit diesem nicht einmal im Aeußeren Aehnlichkeit. Voll und ganz hat man die Eigentümlichkeit der österreichischen Armee gewahrt, sich aber so eng an das neue deutsche Reglement angeschlossen, daß die Verwendung preußischer und österreichischer Truppen in ein und demselben Verbande keine Schwierigkeiten bereiten würde, das Kommandowort mag hier und da anders sein, der Geist ist in beiden Reglements der gleiche. Die engen Beziehungen beider Staaten können in der That keinen schöneren Ausdruck als in der Gleichheit ihrer Kampfesvorschriften finden. Gewiß ist mit dem neuen deutschen Reglement eine neue Entwicklungsreihe begonnen. Nicht uninteressant ist es, zu sehen, was über diesen Gegenstand das Organ des militärwissenschaftlichen Vereins sagt: „Das Bedürfnis, die Lehre vom Gefecht in einheitlicher Form zum Hauptgegenstande des Buches zu machen, war durch den Umstand bedingt, daß die Reglements bisher diesen wichtigen Teil des Taktischen in einem unzusammenhängenden, nicht leicht zu übersehenden, auch von Widersprüchen nicht freien, zu breiten Formalismus gebracht hatten, ohne die Grundprinzipien der Gefechtsführung instruktiv hervortreten zu lassen, und besonders ohne das psychologische Element, dem mehr als je der Löwenanteil um Sieg und Niederlage in Zukunft zuzuschreiben sein wird, zur Geltung zu bringen." — „Dabei halten wir an der Ansicht fest, daß jedes Reglement in jeder Armee eine autonome Schöpfung ist, welche mit tausend Fäden in staatlichen und nationalen Eigentümlichkeiten wurzelt, die im Laufe der Zeit zu inkommensurablen moralischen Potenzen sich ausgebildet haben und bei Verfassung und Veränderung öffentlicher Einrichtungen sehr zu berücksichtigen sind. Aus demselben Grunde bietet auch kein Reglement, und sei es das beste der Welt, eine Garantie für den Erfolg. Eine solche kann nur im Zusammenwirken aller materiellen und moralischen Faktoren des Staates gesucht werden. Das Reglement ist, um mit Schopenhauer zu sprechen — „nicht das Ding an sich." Dieses liegt im Herzen, in den Gesinnungen und im Willen des Volkes und seiner Führer, doch wird jedes Heer mit Hülfe eines guten Reglements leichter und mit einem geringeren Aufwande an Menschen und Material zum Siege gelangen können, als im Gebrauche eines den Forderungen der Zeit nicht genügenden Reglements, und von diesem Gesichtspunkt aus will das Reglement überhaupt betrachtet sein."

Wir hatten die französische Infanterie im Jahre 1870 verlassen, das Reglement vom Jahre 1869 hatte in keiner Weise den Erwartungen entsprochen.

Nach dem Feldzuge versuchten mehrere Corps-Kommandanten, wie Ducrot und Bourbaki, durch Herausgabe von Gesichtspunkten für die Ausbildung und Gefechtsvorschriften den Forderungen der neuen Zeit, dem Einflusse der Hinterlader gerecht zu werden; eine tiefgreifende Umgestaltung war dem Exerzier-Reglement vom 12. Juni 1875 vorbehalten, welches durch Schematisierung und Reglementarisierung der mit dem heutigen Gefecht verbundenen Unordnung und Zersetzung vorzubeugen, durch vermehrte Tiefengliederung die Verluste zu mindern und die Herrschaft der Führung über die Truppe zu wahren und durch Ersatz des Massenfeuers durch Fernfeuer einzelner Schützen, eine Munitionsverschwendung zu hindern, bestrebt war. Gestand das Reglement auch die Ueberlegenheit der Offensive zu, so sah dasselbe doch in der geschickten Verbindung beider Kampfformen, in der aktiven Verteidigung, eine wesentliche Gewährleistung des Erfolges.

Im Angriffe zeigt das Bataillon eine Tiefengliederung von 1000 m, in der Verteidigung von 600 m, wenn sich auch fraglos durch große Treffenabstände die Verluste in hohem Maße verminderten, so war aber durch die Entfernung der einzelnen Glieder von einander die Führung wesentlich erschwert, die einzelnen Staffeln zu schwach, um einem energischen Anprall kräftigen Widerstand entgegenstellen zu können, und konnte somit ein Werfen und Ueberrennen der vorderen Staffeln erfolgen, ehe noch die Reserven einzugreifen vermochten. In seiner Tiefengliederung zeigt der französische Normalangriff vom Jahre 1875 unverkennbare Aehnlichkeit mit der Gruppierung der österreichischen Infanterie im italienischen Feldzuge. Die dem Reglement auf dem Fuße folgenden Zusätze und Abänderungen: Verminderung der Tiefe des Bataillons von 1000 m auf 500 m, Wegfallen der renforts und der Einführung der Pelotonkolonnenlinie, machten einen Neudruck dringend notwendig; derselbe erhielt am 29. Juli 1884 die ministerielle Genehmigung.

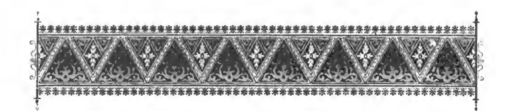
Derselbe änderte an den Grundlagen des vorigen nur wenig, stellte auch die Mängel desselben nicht ab; Schematisieren des ganzen Angriffsverfahrens bis auf die einzelnen Züge herab (während doch jede Bewegung beim Feinde das Schema umstoßen mußte). Einschränkung der einzelnen Chargen. (Der Regimentskommandeur bestimmte täglich für seine 12 bis 16 Kompagnien Dauer und die Art der Uebungen und hatte diese Uebungsprogramme nachträglich wöchentlich seinem nächsten Vorgesetzten zur Begutachtung vorzulegen.) Aber wir wollen auch die thatsächlichen Fortschritte, die in diesem Reglement gemacht wurden, nicht verkennen: straffere Feuerdisziplin und Versuch, den Angriffsbewegungen mehr Zusammenhang zu geben. Den denkbar schärfsten Ausdruck fand die Vorliebe für das Schema bei gleichzeitiger bis auf die äußerste Spitze getriebener Betonung der Offensive in der Instruction pour le combat vom Jahre 1887 des ehemaligen Kriegsministers Boulanger. Die Gefechtsvorschrift predigt die Offensive in rücksichtsloser Form: „Die Offensive kann einzig und allein entscheidende Resultate erringen. In der Infanterie müssen Vorliebe und Geschick für den Offensivkampf in jeder Weise gepflegt werden. Nur die Offensive kann entscheidende Resultate geben und den Sieg sichern, sie wird vorbereitet und befestigt durch überlegene Feuerentwicklung und entschlossenes Vorgehen.“ „Eine gut und energisch geführte Infanterie kann unter dem heftigsten Feuer des Feindes vorgehen, selbst gegen gut verteidigte Schützengräben, und sich derselben bemächtigen.“

Die Einführung des Magazingewehrs M 84/85 machte einen Neuabdruck im Jahre 1887 erforderlich, dessen Mängel aber bei den Herbstübungen in so auffälliger Form zu Tage traten, daß man im Frühjahr 1888 von neuem die bessernde Hand an das Reglement legte. Vorsichtigerweise wurde das Reglement vom Jahre 1888 als ein provisorisches bezeichnet, und Spectateur militair kennzeichnete es gar als ein totgebornes Kind. Die Einführung des Lebelgewehres, das Erscheinen des deutschen Reglements, welches nach seinem Erscheinen ins Französische übertragen wurde, in der französischen Presse eingehend besprochen und durchweg als Musterleistung an Gediegenheit des Inhalts, Klarheit und Kürze anerkannt wurde, bestimmte die obere Heeresleitung, sich wiederum an die Bearbeitung eines Reglements zu machen.

Man hatte vor allem die Kürze des deutschen Reglements hervorgehoben, welches jeder bequem in der Tasche bei sich führen könne, das neue französische Reglement zählt in 5 Heften 498 Seiten (früher gar 759) gegenüber von nur 208 Seiten der deutschen Vorschrift. Und was hat man nicht wiederum alles zu reglementarisieren für gut befunden, wie viele Widersprüche sind in den 5 Heften bestehen geblieben. Aber dennoch wäre es ungerecht, nicht auch Fortschritte verzeichnen zu wollen, denn auch diese sind gemacht. Man suchte die körperliche Gewandtheit, Findigkeit des einzelnen Mannes, die Geschicklichkeit in Ausnutzung des Geländes zu steigern, ihn in jeder Weise durch anhaltende Laufübungen für die Anstrengungen des Offensivkampfes zu schulen, denn dieser ist es wieder, den man suchen wird. „Der Angriff allein gewährt entscheidende Erfolge, dieser Grundsatz muß der militärischen Ausbildung zu Grunde liegen und ist

maßgebend für alle Uebungen und Manöver." Aber auch hier hat man sich nicht vom Schema lossagen können; das Reglement bestimmt z. B., daß bis auf 1000 und 800 m die Abteilungen geschlossen vorgehen, daß sie von 800 m ab ausschwärmen und auf 700 m das Feuer eröffnen sollen; für den Uebungsplatz gewiß sehr schön, im Felde wird aber das feindliche Feuer oft genug zwingen, von diesen Regeln abzuweichen, jede feindliche Bewegung stößt das Kartenhaus des französischen Schulangriffs über den Haufen und dann ist es sehr fraglich, ob es den Führern jedesmal gelingt, das Zweckentsprechende zu improvisieren. Aber auch auf eine Unnatürlichkeit möchten wir hier hinweisen. Das deutsche Reglement lehrt auf Grund zahlreicher, blutiger Erfahrungen des letzten Krieges, daß es für den Soldaten nichts Gefährlicheres giebt, als dem Feind den Rücken zuwenden, da der Gegner dann ungestört seine ganze Feuerkraft entfalten könne, daß ein abgeschlagener Angriff gleichlautend mit Vernichtung sei; das französische Reglement fordert von einer geschlagenen Truppe das Unmögliche, ohne das Eintreffen frischer Kräfte abzuwarten, den Angriff unverzüglich wieder zu erneuern. Das Ergebnis eines solchen Versuches ist uns nicht zweifelhaft; wenn es überhaupt möglich sein wird, die stark gelichtete Truppe noch einmal vorzuführen, so wird sie sicherlich zum zweiten Male und mit noch größeren Verlusten zurückgewiesen werden.

Die neue Vorschrift bedeutet zweifelsohne einen Fortschritt auf reglementarischem Gebiet. Das Vorbild des deutschen Reglements ist mit mehr oder weniger Geschick nachgebildet, zahlreiche Formationen und Kommandos sind als überflüssig ausgeschieden, die Gefechtsvorschriften dem neuen Standpunkte der Taktik angepaßt, und schließlich müssen wir den Hauptvorzug erwähnen, daß die Hauptleute endlich die ihnen gebührende taktische Selbständigkeit erhalten haben. Den Erwartungen der eigenen Armee hat man in diesem Reglement aber nicht entsprochen, es bezeichnet keinen Abschnitt in der Entwicklung, keine Ruhepause, in welcher die neuen taktischen Anschauungen sich einleben und zum geistigen Eigentum der Armee werden könnten. Spectateur militaire weiß sich eins mit der Mehrzahl aller Infanterie-Offiziere, wenn er auch diesem Reglement kein längeres Dasein glaubt in Aussicht stellen zu können. Bekanntermaßen wechseln in Frankreich in jüngster Zeit mit den Kriegsministern die Reglements, die taktischen Anschauungen. Trotz aller Vorzüge der neuen französischen Armee, trotz allen Strebens liegt in der Unbeständigkeit ihrer Einrichtungen und Anschauungen ihre Schwäche. Das neue Reglement hat auch den Kampf der Geister nicht beschwichtigt, sondern eher neu geschürt; so kann denn das neue französische Reglement kaum als der Niederschlag der taktischen Anschauungen eines Heeres gelten.



Klopstocks Cidli.

Eine biographische Skizze

von

Carl Wilhelm Geißler.

Die Frage: Soll der Künstler heiraten, oder soll er es bleiben lassen? Bedeutet eine Ehefrau einen Gewinn, etwas zu gesteigerter Thätigkeit Anspornendes für ihn, oder das Gegenteil? ist schon des öfteren in dem einen oder andern Sinne beantwortet worden. Alphonse Daudet hat ein bekanntes Buch darüber geschrieben, das er „Künstlerehen" betitelt, und dessen schließliche Moral man ohne Bedenken in ein: Bleibt ledig, Künstler! zusammenfassen kann. Zu diesem von ihm offenbar erwünschten Resultate konnte der geistreiche Franzose freilich nur gelangen, indem er in einer sehr einseitigen Weise den meisten der in seiner Sammlung behandelten Künstler derartig jämmerliche Frauen aufbürdet, daß man von vornherein, wenn man liest, daß ein bedeutender Maler eine Ladenmamsell, oder ein Dichter von Ruf ein römisches Fischermädchen heiratet, überzeugt ist, ein derartiger Ehebund werde unmöglich ein glücklicher, für den betreffenden Künstler segenbringender sein können. Daudet entwirft fast durchgängig Nachtbilder, er weiß nichts von Licht und Sonnenschein in Künstlerehen. Möglich, daß derartige Lichtbilder in Frankreich zu den Seltenheiten gehören: in Deutschland dagegen halten sie den Nachtbildern Daudet'scher Erfindung zum mindesten die Wage. Man könnte getrost einen „Antidaudet" schreiben — „deutsche Künstlerehen" — man brauchte nicht zu erfinden, sondern einfach von den Blättern der Litteratur- und Kunstgeschichte abzulesen, wie viele bedeutende Künstler unseres Vaterlandes verheiratet, glücklich verheiratet gewesen sind, in wie zahlreichen Fällen gerade ihre Ehefrauen sie auf neue, zu ruhmreichsten Zielen führende Bahnen geleitet haben. Extravagante Künstler, die Ladenmädchen und Bauerndirnen heiraten, fehlen selbstverständlich auch bei uns nicht, aber im allgemeinen kann man wohl sagen, daß sich der deutsche Künstler nicht eher zu verheiraten pflegt, als bis er sich die Frage: Wird sie mich verstehen? mit bestem Gewissen bejahen kann. So wählen unsere Dichter und Schriftsteller sich in der Regel solche Frauen, von denen sie überzeugt sind, daß sie, ohne deshalb selbst Schriftstellerinnen zu sein, über eigene Gedanken verfügen und die Fähigkeit haben, diese Gedanken in einer ansprechenden Form von sich zu geben, daß sie Enthusiastinnen für den Beruf des Mannes sind, alles im Hause stehen und liegen lassen, nur um eine seiner Arbeiten hören und bewundern zu dürfen. Der deutsche Künstler nimmt lieber eine unpraktische, unwirtschaftliche Frau, als eine, die vor lauter Wirtschaftssorgen nicht zu wissen scheint, daß es außer Waschfaß,

Besen, Plätteisen und ähnlichen Dingen überhaupt noch etwas auf der Welt giebt: er will lieber unbehaglich als unglücklich leben, er entschließt sich eher, eine reine, gemütliche Stube zu entbehren, als das reine, gemütstiefe Auge eines geliebten Weibes, dem er alles ist.

Unsere deutschen Künstlerfrauen verstehen es indessen vielfach — man kann wohl: glücklicherweise! sagen — Künstlerfrauen und Hausfrauen zugleich zu sein. Deshalb der eigentümliche Zauber des Familienlebens in einem derartigen Künstlerheime, der etwas Beruhigendes und Erfrischendes zugleich hat, und den man außerdem nur gelegentlich in unseren protestantischen Landpfarrhäusern anzutreffen Gelegenheit findet.

Im folgenden gedenke ich dem Leser eine deutsche Dichtergattin vorzuführen, seit deren Tode zwar schon über hundert Jahre verflossen sind, die es aber, wie ich glaube, aus mehr als einem Grunde verdient, dem deutschen Publikum bekannter zu werden, als sie es gegenwärtig in der That ist: Klopstocks Cidli.

Klopstock lernte seine nachmalige Gattin Margaretha (Meta) Moller (geboren am 16. März 1728) aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1752 kennen. Zum mindesten verfaßte er in diesem Jahre vier Oden, die seinen Liebesfrühling mit Meta, oder „Cidli“, wie er sie kosend zu nennen pflegte, schildern, und die zu dem besten gehören, was der Dichter auf rein lyrischem Gebiete geschaffen hat.

Unerforschter, als sonst etwas den Forscher täuscht,
Ist ein Herz, das die Lieb' empfand,
Sie, die wirklicher Wert, nicht der vergängliche
Unsres dichtenden Traums gebar.
Jene trunkene Lust, wenn die erweinete,
Fast zu selige Stunde kommt,
Die dem Liebenden sagt, daß er geliebt wird!
Und zwei bessere Seelen nun
Ganz, das erstemal ganz, fühlen, wie sehr sie sind!
Und wie glücklich! wie ähnlich sich!
(An Cidli.)

— — — — — — — — — — — — — — —

Engel sandten dich mir —
Auf den Flügeln der Ruh', in Morgendüften,
Hell vom Thaue des Tags, der höher lächelt,
Mit dem ewigen Frühling
Kommst du vom Himmel herab. (An Sie.)

Mit diesen und ähnlichen Worten feiert Klopstock die Geliebte, die ihn über den Verlust der seine Liebe verschmähenden Fanny trösten, ihm diesen Verlust tausendfach ersetzen sollte.

Und in Wahrheit: diese Liebe hatte wirklicher Wert des geliebten Wesens, nicht der vergängliche eines dichtenden Traumes (wie bei Fanny) geboren. Es war kein dithyrambischer Rausch, auf den — wie so oft! — eine Ernüchterung katzenjämmerlichster Art in der Ehe gefolgt wäre. Wenn jemals, so hatten sich hier zwei gleichgestimmte Seelen gefunden, zwei Seelen, die von Anbeginn für einander vorbestimmt waren, und die nun, nach der am 10. Juni 1754 erfolgten Vermählung, in vollen Zügen die Seligkeit genossen, ein Glück gefunden zu haben, wonach andere im Ungewissen irrlichterirrende Seelen nur zu oft vergebens suchen.

Cidli vereinigte alles in sich, um einen Dichter glücklich zu machen: hingebendste Liebe für den Gemahl, glühendste Begeisterung für den Dichter und seine Schöpfungen, ein ungewöhnlich hoher Grad von geistiger Frische und Regsamkeit, verbunden mit einer lebhaften Einbildungs- und Urteilskraft — fürwahr, ich wüßte nicht, was ein Künstler noch mehr von seinem Weibe verlangen könnte! Ihr Enthusiasmus für den Geliebten ging so weit, daß sie sich im ersten Jahre ihres Ehestandes allen Ernstes vornahm, die Biographin ihres Gatten zu werden. Ich lasse einiges aus der von Klopstock mitgeteilten

„Einleitung“ hier folgen, da es mir ein wertvoller Beitrag zur Charakterisierung der liebenswürdigen Frau zu sein scheint.

„Alles, was Klopstock angeht und alles, was er thut, ist mir so wichtig, daß ich dem Einfalle nicht länger widerstehen kann, was ich an ihm bemerkt, und was mir bemerkenswürdig scheint, aufzuschreiben. Meine Absicht ist eigentlich nur, mich bei dem, was seinen Charakter betrifft und was einige Verbindung mit dem Messias hat, aufzuhalten. Aber da ich ihn so liebe, wie ich ihn liebe, so werden wohl vielerlei Kleinigkeiten, welche unsere Liebe, unsere Ehe und mich betreffen, mit vorkommen. Daß ich keine Zeitordnung beobachten werde, das versteht sich. Was mein Herz jetzt eben fühlt, was ich jetzt eben bemerke, oder was ich schon oft bemerkt habe und woran ich jetzt eben wieder erinnert werde, werde ich aufschreiben.“

Es ist zu bedauern, daß von diesem biographischen Tagebuche, als welches sich die Aufzeichnungen wohl dargestellt haben mögen, nichts, oder doch nur ganz Vereinzeltes erhalten worden ist. Der Dichter des Uebersinnlichen wäre dadurch in eine menschlichere Sphäre gebracht, dem Publikum späterer Zeiten näher gerückt worden; sein gegenwärtig schon unbestrittenes Loos, gänzlicher Vergessenheit anheimgefallen zu sein und nur noch in der Litteraturgeschichte ein Scheindasein zu führen, wäre auf diese Weise vielleicht um einige Zeit hinausgeschoben worden.

Cidli arbeitete mit Klopstock. Alles Neugeschaffene, und wenn es auch nur wenige Verse waren, versäumte der Dichter nicht, ihr sofort vorzulesen und ihrem Urteile zu unterbreiten, ein Urteil, das er selbst nicht hoch genug rühmen kann:

„Wie völlig ausgebildet war ihr Geschmack, und von welcher lebhaften Feinheit ihre Empfindung! Sie bemerkte alles sogleich bis auf die kleinste Wendung des Gedankens. Ich durfte sie nur ansehen, so konnte ich jede Silbe, die ihr gefiel oder mißfiel, in ihrem Gesichte entdecken. Und wenn ich sie zum Beweise ihrer Anmerkungen veranlaßte, so konnte kein Beweis wahrer und richtiger sein, oder mehr zur Sache gehören, als der ihrige. Doch wir machten das gewöhnlich nur sehr kurz, denn wir verstanden einander, wenn wir kaum angefangen hatten, uns zu erklären.“

Es kann nach dem Gesagten nicht wunder nehmen, wenn eine geistig so hoch veranlagte Frau ihrerseits selbst zuweilen zur Feder griff, um den oder jenen Gedanken für später festzuhalten. Sie that das gewöhnlich heimlich, in Abwesenheit des Dichters, der uns erzählt, wie sie immer rot und angst geworden sei, wenn er sie bei derartigen Versuchen antraf und sie ihm das Niedergeschriebene vorlesen mußte. Ich wüßte mir kein reizenderes Genrebildchen aus einer Dichterehe vorzustellen, als dieses: Der heimkehrende Dichter findet sein Weibchen am Schreibtisch — sie verbirgt ein Blatt — ihre Hände zittern, fliegende Röte bedeckt ihr Gesicht; sie schämt sich ihres Unwerts. Unter Liebkosungen gelingt es dem Gatten, ihr das Blatt zu entwenden — ein Gedicht! — er lächelt, liest und lächelt wieder, lobt, muntert auf, feilt wohl hie und da, denn was das liebe Kind da geschrieben hat, ist ja Geist von seinem Geiste, ist ein Beweis treuester Liebe, wie er sich keinen besseren wünschen kann!

Klopstock hat verschiedene schriftstellerische Arbeiten seiner Frau in die Gesamtausgabe seiner eigenen Werke (XI. Band der Göschen'schen Ausgabe) aufgenommen. Es dürfte sich wohl verlohnen, im folgenden auf diese Versuche etwas näher einzugehen, um so mehr, als sie wie nichts sonst geeignet sind, uns Einblicke in das Seelenleben der Dichtersgattin thun zu lassen.

An erster Stelle veröffentlicht sind die „Briefe von Verstorbenen an Lebendige“, ganz im Geschmacke der damaligen Zeit gehaltene sog. „moralische Episteln“, die sich aber von anderen zeitgenössischen Erzeugnissen derselben Gattung durch eine gewisse

gedankliche Tiefe, durch merkwürdig lebendiges Erfassen der Situation und durch einen mitunter etwas gefühlsseligen, aber im Grunde doch außerordentlich warmen, zu Herzen gehenden fromm-christlichen Ton, wie er von der Gattin des Dichters der Messiade nicht anders erwartet werden kann, vorteilhaft auszeichnen. Ein kleines Kabinettstück — inhaltlich, wie vom rein formalen Standpunkte aus betrachtet — ist der zweite dieser Briefe, in welchem ein Kind der hinterlassenen Mutter seine letzten irdischen Augenblicke, sein Absterben, seine Wanderung zum Kinderhimmel an der Hand eines Engels, wo es der höchsten Seligkeit, Gott selber zu schauen entgegenreist, mit dramatischer Lebendigkeit schildert. Ich lasse einige Zeilen daraus als Probe für die Darstellungsweise der Verfasserin hier folgen:

— Ich sehe Dich noch immer, wie Du mich auf Deinem Schoße liegen hattest, da ich starb. Ich wußte nicht, was es war: sterben! Ich fühlte nur Schmerzen, wie ich sie nie gefühlt hatte, und ich sah Dich weinen. — Ich wollte „Meine Mutter!" sagen, und ich konnte nicht mehr sprechen. Ich schlang meine beiden Arme zitternd um Dich. Du wirst es wohl noch wissen, denn Du weintest darauf heftiger. Nun ward's mir dunkel, und ich konnte Dich nicht mehr sehen — Du betetest für mich zu meinem Erlöser. — — Nun drückte es mich mit einem Male aufs Herz, und nun konnte ich wieder sehen. Aber mir war doch so ganz anders, als vorher. Ich lief auf Dich zu und umarmte Deine Knie, aber Du merktest es nicht. Ich sagte: Beste Mutter! aber Du hörtest es nicht. Mir war so leicht — u. s. w.

Der folgende Brief einer Mutter an ihre Tochter, die im Begriffe steht, sich mit einem herz- und gemütlosen Manne zu verheiraten, dürfte auch für die Mütter und Töchter unserer Zeit noch manches Beherzigenswerte enthalten:

Die Ehe bestimmt Dein Schicksal, meine Tochter. Dein ganzes voriges Leben ist nur eine Bereitung zu diesem längeren, wichtigeren. Deine ganze zeitliche Glückseligkeit hängt von der Wahl Deines Mannes ab, und wie genau ist die ewige mit ihr verknüpft! —

Welch eine Glückseligkeit kannst Du mit einem Manne haben, der nicht denkt? der glaubt, er mache Dich glücklich, wenn er Dich in Gesellschaft schleppt? mit dem Du nicht von Gott, von der Ewigkeit, von der Ruhe, der Zufriedenheit, der Freundschaft, der Ausbildung eurer unschuldigen Kinder und tausend solchen Entzückungen sprechen darfst?

Die folgenden Briefe haben in der Hauptsache den Zweck, in Unglauben, Wollust, Gottentfremdung dahinlebende Angehörige und Freunde auf die Gefahr, in der ihre Seele schwebt, eindringlich hinzuweisen und sie zur Umkehr zu ermahnen. Erschütternd ist die Schilderung, die ein Lissaboner Wüstling (7. Brief) von seinem jähen, durch das Erdbeben herbeigeführten Tode entwirft, und wie er nun von dem Orte der Qual aus Ausbrüche wildester Verzweiflung und trostlosester Selbstanklagen an seinen Gesellen richtet. Nicht minder fesselnd und für die Gegenwart von Interesse ist der Brief (8.) eines im Zweikampf gefallenen Jünglings an seinen Mörder:

„Um ein Wort starb ich in der Blüte, und Du, mein Freund, warst mein grausamer Mörder! So leichtsinnig, wie wir gelebt hatten, gingen wir auch zum Tode. Die Gesetze unseres Standes befahlen es so! Nie gegebene Gesetze, nicht einmal von Menschen, eingebildete Gesetze, euch gehorchten wir!

Das Werk der Phantasie, die Ehre! ist allein, was die meisten unseres Standes empfinden, die machen sie zum Abgott! Die wahre Ehre, Gott gehorchen, unsterblich sein, die verkennen sie, um die bekümmern sie sich nicht einmal!"

Die beiden letzten Briefe zeigen uns die Dichterin als die empfindsame Dame ihrer Zeit. Oder gäbe es jetzt noch eine Frau, die, im Vollgenusse irdischer Glückseligkeit,

wenige Tage vor ihrem Geburtstage sich in den Zustand tiefsten Leides, namenlosesten Wehs förmlich hineinentzückt, ihren Gatten gestorben sein und einen Brief an sie richten läßt, worin er sie tröstet und zu standhaftem, gottergebenen Ausharren vermahnt? ein Brief, den sie am Tage nach ihrem Geburtsfeste in einer Weise beantwortet, die uns zwar aufs Vollkommenste von der Liebe und Hingebung überzeugt, womit sie am Dichter gehangen hat, die aber gegenwärtig doch mindestens wunderlich anmutet. Daß Cidli hier ihren bevorstehenden Tod geahnt habe, ist wohl kaum zu vermuten, da sie ja dann mit leichter Mühe die Rollen hätte tauschen können. Trotz alledem fehlt es auch in diesen Briefen nicht an allerhand Schönem, das man nicht ohne Rührung wird lesen können. Eine rechte, zur Nachachtung wohl zu empfehlende Witwenregel ist z. B. die folgende Klopstock in den Mund gelegte Stelle:

„Weinen ist jetzt Dein Vergnügen, und Du glaubst, Du habest genug gethan, wenn Du nur stille weinst. Aber das ist nicht genug. Du mußt Dich von Deinem Weinen erheitern und aus Deiner Einsamkeit Dich losreißen. Du mußt teil an der Schöpfung und an dem schönsten Geschöpfe, dem Menschen, nehmen. So lange Du in der Welt bist, hört Deine Pflicht zu nützen nicht auf. Meinst Du jetzt, da ich tot bin, und da Gott uns die große Freude der Ehe, die Glückseligkeit der Erde, nicht gegeben, weil er uns ohne Kinder gelassen, Deine Verbindung mit der Welt habe jetzt aufgehört? Geh, suche Dir Kinder, suche Dir Freunde! Laß alle, die Du lehren kannst, den Unendlichen lieben, Dir Mann und Kinder sein!"

Wie tief empfunden sind ferner die folgenden Stellen des nämlichen Briefes:

„O, Du Einzige, wie oft habe ich Dich in Deinen Umarmungen die Augen gen Himmel heben und die volle Andacht Deines Herzens darin gesehen! —

So liebe ich Dich, daß sogar im Himmel mein Herz sich nach Dir sehnt! u. s. w."

Auch auf dramatischem Gebiete hat sich unsre Cidli versucht, freilich mit nicht mehr Glück, als ihr Gatte und Lehrmeister selbst. Ihr Trauerspiel „Der Tod Abels" (übrigens nur fragmentarisch) erweist sich als eine einfache Nachbildung von Klopstocks „Der Tod Adams", und wir brauchen nicht zu befürchten, der Verfasserin Unrecht zu thun, wenn wir ihr jede dramatische Begabung schlechthin absprechen. Nicht viel höher stehen die an dritter Stelle veröffentlichten zwei geistlichen Gesänge „Das vergangene Jahr" und „Die Liebe Gottes", außerordentlich trockene, gedankenarme und noch dazu ziemlich schwerfällige und unbeholfene Versuche, wenn man schon auch hier die tiefinnerliche Frömmigkeit, aus der heraus die Gedichte geschrieben sind, anerkennen muß. Interessant ist es übrigens, zu bemerken, wie Cidli, die doch sonst ihren Gatten auf das Eifrigste nachzuahmen bestrebt ist, anstatt der strengen Klopstockschen antiken Versmaße für ihre Gedichte freie Rhythmen wählt, die sich beim Lesen von einer etwas steifen Prosa nicht im mindesten unterscheiden — interessant insofern, als man daraus erkennt, daß die Verfasserin nicht Lust hatte, bei ihren schriftstellerischen Arbeiten allzuviel Zeit zu verlieren, die sie für ihren Gatten und zur Erfüllung häuslicher Pflichten vielleicht nötiger brauchte. —

Auf die beiden Gedichte folgt das Fragment eines Gespräches über die Frage: Ist die Unsterblichkeit des Nachruhms eine Chimäre des Stolzes, oder verdient sie, daß sich der Vernünftige und der Rechtschaffene bemühe, sie zu erlangen?

Dieses Gespräch, bei dem man nicht genau feststellen kann, wer die Frage aufwirft und Einwürfe macht, und wer sie beantwortet und die Einwürfe widerlegt — ob Klopstock, ob Cidli — verdankt seine Entstehung einer Anregung des Dichters, der sich von derartigen niedergeschriebenen Unterredungen eine nachhaltige Wirkung versprechen zu können glaubte. Klopstock beklagt es auf das Lebhafteste, nicht einige von ihren ernsthaften Unterredungen mit ihm so zu wissen, daß er sie aufschreiben könnte. „Denn,"

ruft der Dichter aus, „welch' ein Herz hatte sie, und was für einen schnellen und zugleich richtigen Verstand!“ —

Von einer ganz anderen Seite lernen wir unsere Cidli kennen in einem von ihr verfaßten und in dem in Kopenhagen erscheinenden „Nordischen Aufseher“ (I. Band 45. Stück) zuerst abgedruckten „Brief über die Moden“. Hier behandelt sie einen alltäglichen Vorwurf mit einer für die damalige Zeit überraschenden feuilletonistischen Leichtigkeit, die auch den modernen Leser, vornehmlich unsere Damen anmuten dürfte.

Sie versichert den Herausgeber der Zeitung im Eingange des Briefes in einer sehr drolligen Weise, daß sie so ziemlich ein Greis, und durch eine vortreffliche Frau, die ihm leider vor einigen Jahren gestorben, in den Umgang der Frauenzimmer aufgenommen worden sei. Der Greis (sonst Cidli) preist sodann mit allerhand Lobeserhebungen seine abgeschiedene bessere Hälfte, deren gebildete Seele ihm gezeigt habe, daß zwischen der Seele eines Frauenzimmers und der einer Mannsperson schlechterdings kein Unterschied sei. Außerordentlich humoristisch wirken darnach nun die ohne jeden Uebergang folgenden Worte:

> Ach, mein Herr Aufseher, ich schäme mich's zu sagen, daß wir fast an allen Fehlern der Frauenzimmer selbst schuld sind! Wir haben einmal das Regiment in der Republik. Warum richten wir die Erziehung der Töchter nicht besser ein? Die meisten Väter überlassen ebenso leichtsinnig die Erziehung der Töchter ihren Müttern oder wohl gar den noch schlechteren Französinnen, als sie sonst die Mütter gewählt haben. Ich will davon schweigen, daß wir selbst die Frauenzimmer mit allen ihren Fehlern so sehr bewundern, daß sie entweder glauben, es sind keine Fehler, oder, sie dürften sie nur dreist behalten, weil sie uns dennoch so sehr gefallen.

Hierauf kommt unsere Feuilletonplaudertasche auf die Moden zu sprechen. Eine Dame hat einen Schoßhund, dem zu Liebe sie alles andere hintansetzt. Aber sie liebt im Grunde nicht den Schoßhund, sondern die Mode der Schoßhunde —

> „Wenn es doch auch einmal Mode würde, die Männer zu lieben! Wie vielen Männern würde ihr Leben erträglicher dadurch werden! Alle Moden sind möglich. Unsere Damen lachen über die Pantins ihrer verstorbenen Tanten, unsere Töchter sehen den Potpourri ihrer Mütter schon mit Verachtung an. Die Schoßhunde scheinen sich zwar durch alle Jahrhunderte behaupten zu wollen, doch ist es möglich, daß sie einmal von den Männern vertrieben werden, so wie die Locken den Pudel (will wohl die Frisur à la Titus besagen!), der Chignon die Locken und die Flechten den Chignon vertrieben haben.“ — —

Satirisch-scharf wird die Verfasserin, wenn sie von der Modesucht der Frauen, die auch die Tugenden zu Moden machen, spricht; sie wünscht, daß das Mitleid einer hypersentimentalen Modedame, die über die Tötung einer Mücke, einer Spinne Zeter schreit, lieber ihrem Gesinde zugute kommen möchte, das die nämliche Dame mit wenig sentimentalen Maulschellen regaliert. Die Mode, sich auf Handarbeiten und Wirtschaftsführung zu verlegen, fange an zu veralten, dafür lege man sich auf Sentiments und Wissenschaften —

> Jetzt lernt die ganze Stadt englisch, ohne daß ein Buch in dieser nützlichen Sprache gelesen wird. Es möchte denn sein, daß ein Frauenzimmer zur Zeit, wenn die Passage am stärksten ist, sich mit einem englischen Buche in die Gartenthüre setzte.

Nachdem hierauf noch über die Mode, sich zu dekolletieren resp. sich zu verhüllen, einige treffende Bemerkungen gemacht worden sind, erläutert die Verfasserin an einigen in der Hauptsache glücklich gewählten Beispielen den schon oben von ihr aufgestellten

Satz, daß auch die Tugenden, als eheliche Zärtlichkeit, Liebe zu Kindern, Freundschaft u. s. w. Modesache seien, spricht dann von der Mode, krank zu sein, wobei sie ausruft:

„O, daß doch die Mode, gesund zu sein, wieder einmal aufkäme!"

und fährt folgendermaßen fort:

„Eine Mode muß ich noch erwähnen. Mit der Mode, witzig (so viel als geistreich!) und gelehrt zu sein, hat sich eine gewisse Zuversichtlichkeit eingeschlichen, ich hätte bald Frechheit gesagt, von allen Dingen zu sprechen, ohne etwas davon zu verstehen. Sie können ganz sicher sein, daß hier in *** kein Frauenzimmer mehr weiß, als sie Ihnen in der ersten Visite erzählt. Sie entscheiden Alles, wie eine Universität. Mit der Mode, zu erröten, hat sich überhaupt die ganze Mode der Bescheidenheit verloren. Man spricht von Monaden, von vorherbestimmter Harmonie so, wie von einer italienischen Arie oder von einem französischen Chanson. Man versteht von der Arie so viel, als von der Harmonie; aber man spricht von beiden. Zeit, Ort, Nation, Helden und Dichter, alles wird verwechselt; aber man schweigt doch nicht. — Neulich verwechselte ein Frauenzimmer Alexander Magnus und Eduard Young. Man lächelte; aber sie erzählte uns dennoch den andern Tag von dem dreißigjährigen punischen Religionskriege."

Die Verfasserin empfiehlt zum Schlusse den Damen, die folgenden Verse Youngs auswendig zu lernen, oder wenigstens in ihre Schreibtafel zu schreiben:

Naked in nothing should a woman be,
But veil her very wit with modesty.
Let man discover, let not her display,
But yield her charms of mind with sweet delay.

Soviel von den schriftstellerischen Versuchen unserer Meta Moller! Man wird durch die im Vorhergehenden gegebenen Proben zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß die liebenswürdige Dichtergattin sich zwar keiner elementaren, ureignen, genialen Veranlagung rühmen konnte, daß sie aber wohl imstande war, Nachempfundenes mit einer unleugbaren Frische und Gewandtheit wiederzugeben, und man wird deshalb ihren Arbeiten das gebührende Maß von Anerkennung um so weniger versagen können, wenn man außer Anderem den Umstand in Erwägung zieht, daß sie von einer Sechsund- zwanzig- bis Dreißigjährigen geschrieben worden sind.

Daß Klopstock mit einem solchen Weibe die glücklichste Ehe von der Welt durchleben mußte, bedarf wohl kaum noch eines Beweises. Sollte ihn trotzdem noch jemand von mir verlangen, so würde ich ihm die Lektüre einer Anzahl von Briefen anempfehlen, die die beiden Ehegatten während einer zweimonatlichen Reise Klopstocks nach Dänemark (im August und September 1758) mit einander wechselten. Es war das erste Mal, daß sie genötigt waren, getrennt von einander zu leben. Die betreffenden Briefe sind von einer geradezu rührenden Zärtlichkeit, aus allen spricht die innigste Sehnsucht nach baldiger Wiedervereinigung.

„Ich möchte jede Nacht aufstehen und Dir schreiben, daß Du wieder zurückkommen müßtest!"

schreibt Cidli am 4. August, oder in einem Briefe vom 10. August:

„Diese Nacht, es war eine sehr finstere Nacht, habe ich mich der Sorgen um Dich nicht erwehren können. Aber es war keine solche Sorge, die Undankbarkeit bei meiner so großen Glückseligkeit gewesen wäre. Es war Zärtlichkeit, die mich nicht verlassen kann. — — Ich habe Dich unaussprechlich, zärtlich lieb. Es ist schwer, schwer ohne Dich zu leben, wenn man mit Dir gelebt hat!"

Oder an einer andern Stelle:

„Ich kriegte Deinen Brief bei Tische, ich aß nicht mehr, das versteht sich. Ich ward halb außer mir, die Thränen stürzten mir aus den Augen. Ich ging in meine Kammer. Ich konnte Gott nicht anders als mit Thränen danken." —

„Du lieber, süßer, häßlicher Hals*), laß meinen Klopstock doch reisen, ich will dich auch so viel küssen!"

Zwei Monate nach Klopstocks Rückkehr, am 28. November 1758**) starb Cidli während der Geburt ihres ersten Kindes in den Armen ihres Gatten mit aller Standhaftigkeit und Ergebung einer christlichen Dulderin. Klopstocks Schmerz über ihren Verlust war grenzenlos. Seine Freunde versuchten ihn zu trösten. So schreibt Funke aus Kopenhagen:

„Sie war reif zu ihrer Geburt ins Leben der Engel. Schon längst suchte sie ihre ganze Glückseligkeit in Liebe und Erkenntnis, den einzigen Quellen, woraus Engel ihre Wonne schöpfen. — Wie glücklich war sie nicht in den letzten Jahren ihres Lebens und fast bis an die Stunde ihrer Verklärung! Ihr einziger, bester, liebster Freund, ihr Schutzengel auf der Erde, wie ihn ihr von der zärtlichsten Liebe gegen ihn überfließendes Herz noch in ihren letzten Augenblicken nannte, war ihr Alles, was sie hier wünschte. Er (Klopstock) empfand es und machte sie glücklich. Und ihr Andenken wird seine größte irdische Glückseligkeit sein, so lange er noch hinter ihr zurückbleibt." —

Auf ihren Sarg hatte sich die Verblichene die Worte des verstorbenen Schächers aus dem XI. Gesange der Messiade gewünscht:

Was ist der Tod? O sanfte,
Schnelle Trennung, wie soll ich dich nennen? Tod nicht! es heiße
Tod dein Name nicht mehr! Und du, du selbst, der Verwesung
Fürchterlicher Gedanke, wie schnell bist du Freude geworden!
Schlummre denn, mein Gefährte des ersten Lebens, verwese,
Saat von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen! —

Auf dem Kirchhofe zu Ottensen liegt Meta mit dem Dichter begraben.

Es ist bekannt, daß sich Klopstock im Jahre 1791 aufs neue, und zwar mit einer Frau v. Winthem verheiratete, wohl ausschließlich aus dem Grunde, um eine treue Pflegerin seines Alters zu haben. Wie er gleichwohl bis zuletzt der Erinnerung an die heimgegangene Einzige lebte, beweist die schöne Ode („das Wiedersehen"), die er 1796, also wenige Jahre vor seinem Tode dichtete, und die den Beschluß dieser biographischen Skizze bilden soll:

Der Weltenraum fernt mich weit von Dir,
So fernt mich nicht die Zeit.
Wer überlebt das Siebzigste
Schon hat, ist nah bei Dir.

Lang' sah ich, Meta, schon Dein Grab,
Und seine Linde weh'n;
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum' auch mir.

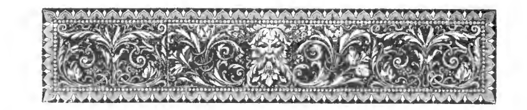
Nicht mir! Das ist mein Schatten nur,
Worauf die Blüte sinkt,
So wie es nur Dein Schatten war,
Worauf sie oft schon sank.

Dann kenn' ich auch die höh're Welt,
In der Du lange warst;
Dann seh'n wir froh die Linde weh'n,
Die unsre Gräber kühlt.

Dann — aber ach, ich weiß ja nicht,
Was Du schon lange weißt;
Nur daß es hell von Ahnungen
Mir um die Seele schwebt!

Mit wonnevollen Hoffnungen
Die Abendröte kommt:
Mit frohem tiefen Vorgefühl
Die Sonnen aufersteh'n!

*) Klopstock litt an einem Halsübel, das ihm zu Zeiten viel zu schaffen gemacht haben muß.
**) Nach der Angabe des Epitaphs; merkwürdigerweise bezeichnet aber Klopstock in einem Briefe an Cramer den 5. Dezember als seiner Meta Todestag.



Vom Passionsspiel zum Münsterfest.

Reisebrief aus Süddeutschland

von

R. Julius Hartmann.

München mit seinen herrlichen Kunstschätzen lag hinter uns. Wir konnten sie diesmal nur flüchtig genießen; nicht weiter reichte die Zeit, als eben dazu, etliche alte liebe Bekannte unter den Meisterwerken der Malerei wieder zu begrüßen und in ihrem Anschauen reinen geistigen Genuß zu finden. Oberammergau, das alte Passionsdorf, war das Wanderziel. Wer uns freilich in München in den Salzburger Zug hätte einsteigen sehen, der mochte wohl meinen, — sofern er von unserer Absicht Kenntnis besessen, — wir hätten den Zug verfehlt; denn der Salzburger Zug führte uns zunächst noch weiter ab vom Ammergau. Doch thaten wir's mit voller Absicht und aus gutem Grunde. Nichts ist ungemütlicher, als mit dem großen Schwarm der Touristen zu reisen, vollends wenn sie sich gleich zu Tausenden in wenigen Stunden auf einen einzigen Schienenweg, auf eine einzige Fahrstraße zusammendrängen, mit fliegender Hast dem einen Ziel sich zuwälzen, wenn dann unterwegs das eine und dasselbe aus dem Munde von Hunderten verhandelt wird, die meistens — um eine von einem katholischen Amtsbruder einmal vernommene Steigerung zu gebrauchen — „wenig oder gar nichts oder sehr wenig" davon verstehen. Dem wollten wir entrinnen, um uns nicht von vorn herein die Stimmung verderben zu lassen.

So fuhren wir dem Chiemsee zu, dessen Ufer die Vorberge der bayrischen Alpen so lieblich umgrenzen, dessen Wasser das allzeit in gleicher Lieblichkeit verbleibende Frauenwörth umspülen, die idyllische Fischer- und Malerinsel, die mit all' ihrer Einfachheit schönere Erinnerungen hinterläßt, als das stolze Herrenwörth mit seinem von wahnsinniger Pracht und dem noch wahnsinnigeren Kultus zweier französischen Despoten erfüllten Königsschlosse. Tiefer hinein ging's in die Berge; wir waren eifrig bemüht, den Vorrat von Rauchkraut unter freundlicher Beihülfe dankbarer Schaffner so weit zu mindern, daß wir mit gutem Gewissen in Kufstein die Zollgrenze passieren konnten. Trutziglich schaute die malerische Bergveste in's Thal herab, das sie einst sperrte und nun der friedliche, länderverbindende Schienenweg durchläuft. Ein treues Gedenken dem unglücklichen schwäbischen Landsmann, der drüben auf dem Friedhof in Kufstein sein Grab gefunden, dem Bahnbrecher des Dampfrosses in deutschen Landen, dem glühenden Patrioten, „Deutschlands Friedrich List" — wie seine Grabschrift ihn nennt! Dann weiter nach Innsbruck.

Von hier aus führen die schönsten Wege in die bayrischen Berge, zwischen denen das Passionsspieldorf gebettet ist. Wer mehr Zeit zur Verfügung hat, wählt den Weg von Telfs, etliche Stationen weiter an der Arlbergbahn, über den Fernpaß nach Garmisch; wir mußten uns für die kürzere Strecke entscheiden, die freilich auch noch reich genug ist an Naturschönheiten aller Art, von Zirl über Seefeld, Scharnitz durch die Porta Claudia zunächst nach Mittenwald; ein vielumkämpfter Boden, zuletzt der Schauplatz heldenmütiger Kämpfe gegen die Franzosen anno 1805. Herrliche Blicke von der rasch erklommenen Bergeshöhe herab ins Innthal, dann bald auf das in seiner starren Majestät aufsteigende Wettersteingebirge machen den Weg, den um diese Jahreszeit an manchen Stellen die liebliche Alpenrose schmückt, zu einem ununterbrochenen Genuß. Johannisfeuer, die am Vorabend vor Johannes des Täufers Tag allenthalben auf den Bergen aufleuchteten, ehe wir Mittenwald erreichten, mahnten uns daran, daß wir in einem Lande wanderten, darin die alten Volksbräuche treulich bewahrt bleiben. Es ist dasselbe treue Festhalten am Altüberlieferten, das uns zwei Tage darauf das Passionsspiel, das Erzeugnis christlicher Volkspoesie, den Niederschlag des religiösen Lebens der Alten, das Erbe frommer Väter bereiten sollte.

Noch trennte uns ein starker Wandertag von Oberammergau. Doch wer ermüdet in solcher Natur! Frühmorgens entzückte uns die Leutaschklamm, deren brausender Wasserfall eben um diese Zeit den wundersamen Anblick bot, daß sein Wasserstaub, in den die tosenden Gewässer der Leutasch bei ihrem Sturz in die finstere Klamm sich wandeln, von der Morgensonne beschienen im siebenfarbigen Lichte des Regenbogens erstrahlte; den Tag über boten die Zacken des Karwendelgebirges, dann die gewaltigen Bergwände des Wettersteins, an dessen Abstürzen der Fußsteig sich hinzieht, endlich das glänzende Schneehaupt der Zugspitze herrlichen Anblick. Um den Mittag stiegen wir hinunter in die Partnachklamm und hinein auf schmalem Triftweg in die tiefe finstere Schlucht, um die Schauer der von weißem Gischt durchrauschten Felsspalte zu genießen. Dann über Partenkirchen nach Oberau, dem Endpunkt der von München ans Gebirge eilenden Bahn.

Da konnten wir freilich unserem Schicksal nicht mehr entgehen: mitten hinein gerieten wir in das Gedränge der Passionsreisenden, die der Bahnzug von München in Scharen brachte. In allen Sprachen und Mundarten wurden die Hunderte von Fahrzeugen bestellt, von ihren Lenkern eifrig ausgeboten. Stolz wanderten wir durch die Menge der Einspänner, der Landauer und Stellwagen, welche den Platz und die Straße am Bahnhof versperrten. Wir fürchteten den Ettaler Berg nicht, den seit einem Jahr eine schöne Kunststraße umgeht. Sie sei den armen Gäulen herzlich vergönnt!

Trotz des tüchtigen Tagmarsches tauchte schon nach ³/₄ Stunden die Kuppel vom Ettaler Kloster auf, zwischen grünen Bäumen lieblich geborgen. Da standen wir schon auf dem Boden, auf dem das Passionsspiel erwachsen ist. Wie auch die Ergebnisse der gelehrten Forschung über die Quellen des in Oberammergau aufgeführten Passionsspieles lauten werden, sicher ist, daß die Benediktinermönche von Ettal an der ersten Textbearbeitung für die nachbarliche Gemeinde, wie an den Textgestaltungen im Lauf der Zeit mitgewirkt haben.

Immer deutlicher kündete sich die Nähe des Passionsdorfes an. Vor uns lag der mit mächtigem Kreuz bekrönte Kofel, der seltsam geformte Berg, an dessen Fuß Oberammergau liegt, und schon begegneten uns auf der Straße, die zwischen dem Kofel und dem Labergebirge sich hinzieht, Kinder, deren langwallendes Haar uns andeutete, daß Groß und Klein „beim Passion“ mitzuwirken hat. Ein aufgewecktes Völkchen, diese kleinen Passionsspieler, die mit leuchtenden Augen dem Frager Auskunft geben, daß das eine in der Familie des Adam — eines der anmutigsten lebenden Bilder —, die anderen beim Einzug Christi mitthun dürfen. Immer zahlreicher rasseln die Wagen an uns vorbei, immer dichter wird das Gedränge, unter dem da und dort ein Männerkopf mit langem Haare sich bemerklich macht. Wir sind in Oberammergau.

Rasch werden auf dem Rathause die vorausbestellten Karten in Empfang genommen; die „Maria" des Passionsspiels, des Bürgermeisters Tochter, ist die eifrige Helferin bei diesem Zweig der Geschäftsführung; der Quartiermann, ein rotbärtiger „Pharisäer", der uns schon in der Ratsstube erwartete, führte uns in das vorausbestellte Quartier.

Doch lange konnte uns das freundliche Zimmer nicht halten, trotz des anstrengenden Marschtages, den wir glücklich hinter uns hatten. Das Wogen und Treiben der Menge auf den Gassen und Straßen, auf denen sich die englische Sprache merkwürdig hervorthat, bald auch das Oberammergauer Musikkorps, das frische Marschweisen blasend das Dorf durchzog — es lockte uns hinunter unter die Gäste und unter das Volk. Es ist in der That eine festliche Stimmung, die allenthalben sich offenbart und unwillkürlich jeden mitreißt. Erst am späten Abend kamen für uns und tausend andere die Stunden der Ruhe.

Böllerschüsse hallen wieder von den Felswänden, die Musik bläst die Tagwache; der Spieltag war angebrochen. Merkwürdig, wie die Oberammergauer es fertig bringen, so oft er wiederkehrt, dem Spieltag den Charakter eines Festtags zu geben. Oder ist das Täuschung? ist es nur das Treiben der zahllosen Fremden, die erwartungsvoll dem Passionsspiel entgegensehen und frühe schon in Scharen dem Spielhause zuströmen? Als beati possidentes eilte es uns nicht so sehr. Wir kamen bald genug in den summenden Haufen der Tausende, die den Anfang des Spiels mit sichtlicher Spannung erwarteten. Andere lasen noch im eben erworbenen Textbuch die Geschichte des Passionsspiels, ließen sich berichten, wie im Jahr 1633 die Pest, die in Baiern und Schwaben seit zwei Jahren gewütet, auch in den benachbarten Bergdörfern ihr schreckliches Verheerungswerk begonnen habe. Auch nach Oberammergau sei sie eingeschleppt worden, und zahlreich seien die Opfer gewesen, die sie gefordert. In solchem Jammer habe die Gemeinde das feierliche Gelöbnis gethan, die Passion alle zehn Jahre zu halten, und von Stund an sei niemand mehr an der Pest gestorben. 1634 wurde alsdann zum erstenmal die Leidensgeschichte des Herrn aufgeführt. Also der Bericht der Chronik.

Wir erfreuten uns indessen an dem schönen Anblick der Schaubühne, welche dies Jahr zum erstenmal so stattlich und prächtig aufgeführt war. In der That ein einzigartiges Bild, die stilvollen Bauten zu beiden Seiten des Bühnenhauses, der Blick in die beiden Gassen von Jerusalem, über die sich, wie einst im heiligen Lande, Gottes Himmel wölbte, im Hintergrund die Berge, wie sie Gott erschaffen, im Baierlande wie in Canaan; „um Jerusalem her sind Berge" — dies Psalmwort war hier durch das Zusammenwirken von Kunst und Natur lieblich und schön illustriert. Freilich mußte auch der Anblick dieses Prachtbaues, die vollendete Kunst der Dekorationsmalerei, welche uns in plastisch wirkender Perspektive die Gassen Jerusalems vorzaubert, dem, der die Geschichte des Passionsspiels kennt, alsbald ad oculos demonstrieren, wie weit sich dieses von der ursprünglichen Einfalt entfernt hat, wie sehr es aus einem Volksspiel zu einer Kunstdarstellung geworden ist. Einstens wurde das Passionsspiel auf dem Gottesacker neben der Kirche aufgeführt, zum letztenmal auf diesem an die ernste Veranlassung des Gelöbnisses gemahnenden Schauplatz im Jahre 1820. Nun hat einer der bedeutendsten Bühnentechniker, Obermaschinenmeister Lautenschläger in München, dem Spiel ein Haus erbaut und ausgerüstet mit allen Errungenschaften moderner Bühnentechnik. Unwillkürlich erwartet man von einer solchen Schaubühne Kunstleistungen; und in der That, als der Vorhang sich öffnete, um die ersten lebenden Bilder zu zeigen, da waren es Kunstleistungen ersten Ranges. In der Komposition wie in der Ausführung derselben hat sich der künstlerische Leiter, Zeichenlehrer Lang, als ein Meister bewährt und es verstanden, die lebenden Bilder zu Höhepunkten des Passionsspiels zu gestalten. Je größer die Schwierigkeiten, die sich z. B. erheben, wenn bei der Spendung des Manna über 400 Personen jeglichen Alters zum lebenden Bild gestellt werden sollen, desto glänzender der Erfolg. Einzelne derselben werden sich jedem verständnisvollen Beschauer unauslöschlich einprägen. Wir verzichten darauf, die lebenden Bilder alle aufzuzählen, die

von den Gesängen des Chors oder einzelner Sänger begleitet, den einzelnen Handlungen vorangehen, um auf dieselben durch Vorführung eines alttestamentlichen Vorbildes vorzubereiten. Auch die einzelnen Scenen der Handlung wollen wir nicht beschreiben. Viele sind schön durchgeführt, am schönsten wohl die erste, Christi Einzug in Jerusalem, der sich mit seinem Gewoge von Kindern und Erwachsenen jeglichen Standes geradezu meisterhaft entwickelt, mit einer scenischen Wirkung, wie sie von den bedeutendsten Bühnen nicht übertroffen werden kann. Am ergreifendsten aber wirken die Scenen, in welchen Maria mit ihrem Sohn zusammentrifft, durch das wunderbare Spiel der Bürgermeisterstochter Rosa Lang, die trotz ihrer 22 Jahre in Mienen und Geberden ebenso wie im Wohllaut der von ihr rührend und erhaben zugleich gesprochenen Worte eine ideale Verkörperung der Maria darstellt und mehr noch als das Spiel des Christusdarstellers Josef Maier diese Scenen weit über das Maß gewöhnlicher Bühnenleistungen hinaushebt, unterstützt durch das innige Spiel des „Johannes", des jugendlichen, fast mädchenhaften Schnitzers Peter Rendl, den die Volksstimme allgemein als künftigen Christus nennt. Der Abschied auf dem Weg nach Jerusalem, die Begegnung mit dem unter der Kreuzeslast erliegenden Heilande, die Stunde unter dem Kreuz und bei der Kreuzabnahme — das alles sind Scenen, welche durch wahrhaft erhabene Darstellung des tiefsten Schmerzes eines Mutterherzens rühren und erschüttern. Schade, daß der Eindruck solcher Darstellungen durch allerlei Zuthaten gestört wird, z. B. durch Geschmacklosigkeiten des Textes. Wie kann man nur dazu kommen, dem Heiland in der Stunde des Abschieds von seiner Mutter die trivialen Worte in den Mund zu legen, deren Fassung dem Neujahrsbrief eines besseren Schülers kaum mehr anstehen würde: „Mutter, für die zarte Liebe und mütterliche Sorgfalt, die du mir in den 33 Jahren meines Lebens erwiesen hast, empfange den heißesten Dank deines Sohnes." Solche Worte wirken auf die Stimmung wie ein kalter Wasserstrahl, nicht minder die Rücksichtslosigkeit von Hunderten, welche nach einem Augenblick weihevollster Darstellung nicht etwa nur ihren Thränen freien Lauf lassen, das könnte noch rührend wirken, sondern — man verzeihe den Ausdruck — in allen Tonarten, Trompetenstößen gleich — schnäuzen, daß man buchstäblich kein Wort und keinen Ton mehr hört. Das wirkt nicht nur störend, — häßlich, lächerlich.

Ueber Josef Maiers Spiel ist schon viel geschrieben worden! Er muß vor 10 oder 20 Jahren den Christus in jeder Beziehung schön dargestellt haben, sonst hätten seine Landsleute den 47jährigen nicht zum drittenmal für die bedeutendste Rolle gewählt. Ob es eine glückliche Wahl gewesen, möchte ich bezweifeln. Sein Spiel, jede Bewegung, jeder Schritt ist vornehm, edel — die Fußwaschung, die Reichung des hl. Abendmahls in dieser Beziehung unübertrefflich, — das stumme Spiel in den Schmerzensstunden, im Todeskampf ergreifend, erschütternd wahr; aber redet er, so ist nicht nur der Mangel eines weich, warm und voll tönenden Organs störend, sondern auch die unschöne Mundbewegung. Daß Maier zu alt geworden ist für einen Christusdarsteller und darum keine ideale Darstellung mehr geben kann, wenn er sie früher gegeben hat, wird hier peinlicher Weise offenbar, und mehr als es für einen Gesammteindruck dienlich ist, bemerkt man die weißen Fäden, die sich durch das lange fast schwarze Haar ziehen, die Falten, welche die zunehmenden Jahre in das Gesicht gegraben haben. So kann ich mir Christus eben nicht denken.

Da taucht eben die Klippe auf, die für jede scenische Darstellung der heiligen Geschichte, in welcher die „Rolle" des Herrn Christus gespielt werden muß, äußerst gefährlich ist, die alte Frage: kann Christus auf der Bühne dargestellt werden?, eine Frage, welche darum mit der andern: darf Christus auf der Bühne dargestellt werden?, zusammenfällt, weil nur eine in jeder Beziehung würdige, mit allen Vorzügen ausgestattete ideale Darstellung einigermaßen das Recht giebt, Christum redend und handelnd auf die Bühne zu bringen, selbstverständlich nur auf die Bühne eines keinem weltlichen Theaterstück offen stehenden Spielhauses. Kann er so dargestellt werden, so darf es geschehen,

und unser religiöses Gefühl nimmt keinen Anstoß daran. Mir will fast scheinen, als ob auch das Oberammergauer Passionsspiel bei all' seinen Vorzügen nicht im Stande sei, die Frage zu Gunsten der Möglichkeit und der darauf beruhenden Erlaubtheit zu entscheiden.

Man redet so viel von dem tiefen Eindruck, dem kein Besucher des Passionsspiels, auch der weltlichst gesinnte nicht, sich entziehen könne. Ein in letzter Zeit vielgenannter Roman baut sich auf dieser psychologischen Voraussetzung auf. Ich habe als unbefangener, für Eindrücke leicht empfänglicher Zuschauer und Zuhörer immer auf das Eintreten dieses Gesamteindrucks gewartet, und schließlich war aus Morgen und Abend ein Tag geworden, und das Spiel zu Ende gegangen, und ein Gesamteindruck, den ich als bleibenden hätte mitnehmen können, hatte sich nicht eingestellt, und vielen anderen, mit denen ich darüber redete, ist es auch so gegangen. Wohl, einzelne Bilder, einzelne Züge wirkten unmittelbar, wirkten tief; aber eine Gesamtwirkung hatte sich nicht gestaltet. Immer wieder mußte ich daran denken, wie eine ungekünstelte, schöne Vorlesung der Leidensgeschichte, wie sie z. B. in Württemberg nach den vier Evangelien für die Lektionen in der Passionszeit zusammengestellt ist, in der schlichten, göttlich einfachen und eben in ihrer Einfachheit so ergreifenden Darstellung der Evangelisten viel eindrucksvoller ist, wie auch ein einziger Passionschoral viel ergreifender ist, als all' der Singsang, der einen den ganzen Tag verfolgt. Man mag ja immerhin die Pietät der Oberammergauer für die Musik ihres Schulmeisters Rochus Dendler, der 1815 diese Chöre schrieb, begreifen und ehren; aber daß sie nun auch für ihre Gäste erbaulich oder nur erquicklich oder auch nur genießbar ist, das ist eben damit keineswegs gesichert. Immer derselbe Singsang, ohne daß die Musik auch nur den Versuch machte, auf die Stimmung des einzelnen Bildes, der einzelnen Handlung einzugehen, — mit einer Ausnahme: vor der „Kreuztragung" ertönt endlich einmal eine getragene, choralähnliche Melodie; aber nur, um sogleich vor der nächsten Handlung in die alte Leier zu verfallen, und diese Handlung ist — die Kreuzigung. Wie erbaulich würde hier ein Choral wirken! Ich glaube, es liegt ganz besonders an den Chorgesängen (die zudem so oft in zu hohen Tonlagen sich bewegen) die Schuld, daß kein Gesamteindruck sich ausprägt. Hat man einen Eindruck gewonnen, so wird er durch das darauf folgende Gesinge wieder zerstört, während dessen uns stets eine Anwandlung der Langweile beschleicht, ein Gefühl der Gleichgültigkeit gegen das, was dort von den Sängern, die seltsamerweise „Schutzgeister" genannt sind, von der Bühne herab gesungen wurde. So sind es immer wieder einzelne Stimmungen, einzelne Eindrücke, aber kein Gesamteindruck, keine Gesamtstimmung.

Störend wirken auch neben manchen Geschmacklosigkeiten und Trivialitäten des Textes, von denen oben eine Probe gegeben ist, biblische Ungenauigkeiten, so z. B. daß als die Schwester des Lazarus und der Martha, Magdalena erscheint, oder wenn der mit dem nun gestifteten Neuen Testament zu Ende gekommene Alte Bund von dem Christus des Passionsspiels selbst erklärt wird als der, den Gott mit Abraham geschlossen, anstatt als den Gesetzesbund. Verbesserungen, mit zarter, liebevoller Hand ausgeführt, mit verständnisvollem Eingehen auf die Eigenartigkeit des alten, aus dem Geist des frommen deutschen Volkstums herausgewachsenen Spieles würden die Wirkung des Ganzen nur erhöhen.

Mit solchen Gedanken verließen wir, vom Strom der eilenden Menge erfaßt, das Schauspielhaus. Anstatt in fliegender Hast dem Passionsdorf den Rücken zu kehren auf irgend einem der Fahrzeuge, die gleich am Spielhaus angeboten und voll beladen werden, gingen wir dahin und dorthin, wo Passionsspieler wie andere Menschenkinder auch sich an einer Maß Bier erquickten. Mit Judas und Petrus führte uns das Schicksal zusammen und ließ uns besonders im ersteren, dem Johannes von 1880, einen liebenswürdigen Menschen kennen lernen; später gerieten wir in den hohen Rat, und als wir anderen Tags Hohenschwangau zuwanderten, gesellten sich auf der Marienbrücke

welche vor Neuschwanstein die Pöllatschlucht in einem kühnen Bogen überspannt, der Apostel Thomas und Pontius Pilatus zu uns, die zur Erholung über die Berge wanderten, um die Herrlichkeiten des Königsschlosses Neuschwanstein zu beschauen. Verwundert schauten wir auf den einfachen, in die schlichteste, viel getragene Joppe gekleideten Mann mit dem ausdrucksvollen energischen Kopf, verwundert, wie solch ein schlichter Dorfbewohner den vornehmen Römer in wahrhaft klassischer Weise zu spielen versteht, — jeder Zoll der stolze Römer!

Es interessierte uns, zu erfahren, ob der vielgenannte, heiß verschlungene „Passionsroman" von Wilhelmine von Hillern*) den beiden bekannt sei, und wie er von ihnen beurteilt werde, wobei wir unser Urteil darüber nicht zurückhielten und meinten, die Oberammergauer würden ihr wohl wenig Dank wissen. Um so zurückhaltender waren unsere beiden Passionsspieler. Auf weiteres Anbohren erklärte „Thomas" zu unserer nicht geringen Ueberraschung, er könne sich nicht weiter darüber aussprechen, er sei ein naher Verwandter der Frau von Hillern, deren Tochter vom Bruder seiner Frau heimgeführt worden sei. „Pilatus" schwieg ganz, er war der Hausmeister der Schriftstellerin, wie ich nachher aus meinem Textbuch ersah. So kann es einem ergehen.

Es war unsere letzte Berührung mit den biederen Leuten von Oberammergau, welche dem Gelöbnis der Väter getreu eine Reliquie mittelalterlicher Poesie in unser Jahrhundert, in unsere moderne Zeit hinübergerettet haben, die bei allen Schwächen, die ihr anhaften, doch als ein merkwürdiges Stück Kulturgeschichte, als ein ehrwürdiger Rest des alten deutschen Volksgeistes, als ein beredtes Zeugnis uralter Religiosität geschätzt werden darf.

Mittelalterliche Kunst, eine Reliquie mittelalterlicher Frömmigkeit, ein Erbe der Väter, deren Gelöbnis das Geschlecht von heute treulich erfüllte, sollte auch dort vor unsere Augen sich stellen, wohin nun — wiederum mit Scharen von Festgästen — unser Weg uns führte. Zehntausende waren es, deren Reiseziel Ulm war, um dort aufzuschauen zu dem vollendeten Dome und Zeugen zu sein, wie die Bürger der ehemaligen Reichsstadt den Ausbau ihres Münsters feiern, des größten protestantischen Gotteshauses, des höchsten Domes der Welt. Erfreulich, daß auch in unserer Zeit der ideale Sinn und die Opferwilligkeit sich findet, ein Gotteshaus zu vollenden, das, großartig geplant in jener Zeit der höchsten Blüte mittelalterlicher Baukunst, hoch hinauf geführt in der rastlosen Bauarbeit eines Jahrhunderts, dann durch fast vier Jahrhunderte als ein Riesentorso dagestanden und nun, herrlich vollendet, als die großartigste Blüte der Spätgotik jeden Beschauer entzückt.

Wie trat seine Gestalt, der Reichtum seiner Formen, das Himmelanstrebende seiner Türme, die gewaltige, all' die aufstrebenden Linien harmonisch in sich zusammenfassende Kreuzblume, das von der Kunst verklärte Sinnbild des Christenglaubens, vor unsere Augen, als am Vorabend des Festes das Münster wie aus Glut geformt, wie von Geist belebt vom dunkeln Nachthimmel sich abhob, während das Geläute der altehrwürdigen Münsterglocken den Festtag einläutete und die Bürgerschaft zu Tausenden ihr Lob dem Allerhöchsten sang im Liede: Nun danket Alle Gott! Das gab, noch mehr als die Böllerschüsse und Marschweisen in Oberammergau, Feststimmung in die Herzen hinein, obgleich der Wolkenhimmel, dicht umzogen, unfreundlich dem Feste sich zeigte.

Wenn die Gründer des Baues hätten hereinsehen können in die begeisterte Freude der späten Enkel, die den Bau zu Ende gebracht, zu welchem vor 513 Jahren die Alten an jenem Junimorgen, dem 30. Juni des Jahres 1377, den Grundstein gelegt! In den Gestalten des glänzenden historischen Festzuges, des wirkungsvollen, in manchen Bildern ergreifend schönen Festspieles sind sie vor unseren Augen leibhaftig vorübergezogen, der Bürgermeister Kraft, der die Erstlingsgabe von 100 Goldgulden auf den Grundstein

*) S. die Besprechung des Romans „Am Kreuz" in diesem Heft. Die Red.

legte, der Altbürgermeister Ehingen, genannt Habfast, der tapfere Stadthauptmann Besserer, der Gesandte des Abts vom Kloster Reichenau, dem das Patronat über die alte Pfarrkirche zu Unserer lieben Frau zugestanden, die draußen, vor dem Thore stehend, so herrlichen Ersatz inmitten der Stadt finden sollte. Und hätten die ersten Meister den fertigen Bau so erglühen sehen in wundersamer Beleuchtung, wie von Geisterhänden in diese finstere Welt hereingestellt, herrlicher haben sie ihn in ihren Träumen nicht schauen können, die beiden Meister Heinrich, die als die ersten daran gebaut, Ulrich von Ensingen, der große Baukünstler, der dem Bau endgültig seine Maße gewiesen und seine Kraft ein Jahrzehnt lang ihm geweiht, ehe Straßburg zum Ausbau seines Turmes ihn gewann, die anderen Ensinger, die fast ein Jahrhundert lang den Bau geleitet, Sohn und Enkel des großen Meisters, und Mathäus Böblinger, der den Turm auf die Höhe gefördert am Ende des 15. Jahrhunderts, wie er in unsere Tage gekommen, und den Plan gezeichnet, wie er im üppigsten Formenreichtum bis zu seiner höchsten Spitze vollführt werden sollte, bis hoch hinauf von Wimpergkränzen, Kronen gleich, umgeben. Damals stellten sie den Bau ein, sie fürchteten, weder der Grund noch das Gewölbe trage die Last des Achtecks und des Helmes, und sie hatten Recht, auch nachdem Meister Burkhard Engelberg die Turmgewölbe unterfahren, die zu bersten drohten.

Und nun ist doch der alte Plan ausgeführt, der Chor belebt mit zwei Türmen, die Meister Schen gebaut, so hoch, wie einst den Hauptturm Böblinger, die Seiten umsponnen von kühnen Strebebögen und schlanken Fialen, der Hauptturm höher noch, als die Alten es geplant, aufstrebend, mit seinen 161 Metern, selbst den Dom am Rhein noch überragend, — das Werk des Münsterbaumeisters Professor August Beyer, der Fundament und Gewölbe verstärkte, daß sie Achteck und Pyramide trügen, des genialen Vollenders, dem auch die Tage des Festes alle Ehren brachten, den Adelsstand durch seines Königs Huld, nachdem den schlichten, aus dem Steinmetzstand herausgewachsenen Meister längst seine Kunst geadelt hatte, die Ehrenzeichen des Kaisers und der Fürsten, den Doktorhut der vaterländischen Hochschule, den wohlverdienten Lorbeer aus der Kunstgenossen Hand.

So regnete es Ehrungen auf den Meister des Baues. Anders, leider fast noch gründlicher, regnete es auf die Festteilnehmer, und die Ungunst des Wetters brachte den großen Fehler des Festplanes erst recht zur Geltung, daß die kirchliche Feier dieser Kirchweihe doch allzusehr in den Winkel geschoben worden, daß zunächst einmal der Sonntag nicht, wie es sich bei der Feier der Vollendung eines Gotteshauses ziemte, in seinem Hauptteil und als des Festes Höhepunkt dem Gottesdienste geweiht blieb, sondern weltlicher Festveranstaltung, die der Regen unmöglich machte. Wir hätten uns auch, wenn's draußen in Strömen regnete, in den hohen Hallen des Münsters im Gottesdienst erbaut. Der war auf Montag früh 8 Uhr verlegt, und auch da vermochte er keinen recht festlichen Eindruck zu machen trotz des Glanzes, den fürstliche Gäste mit sich brachten, trotz der Zehntausende, welche die Hallen füllten. Die Ankunft des Königs drängte zu sichtlicher Eile.

Um so erhebender war am Abend zuvor das Oratorium, Mendelssohns „Elias.“ Wir haben uns darin im Innersten erbaut, trotz des Urteils eines jungen Mädchenprofessors, der auf der Fahrt zum Münsterfest meinte, dahin zu gehen, sei nicht der Mühe wert, ja, wenn es nicht „Mendelssohn“ wäre. Es muß auch solche Käuze geben. Mich wird's immer erbauen, das von Gottvertrauen gesättigte Quartett zu hören: „Wirf dein Anliegen auf den Herrn!“ oder die innigen Töne der Arie: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn“ (sie haben manch einen der andächtig lauschenden Hörer zu Thränen gerührt) oder den herrlichen Chor: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Alle Lande sind seiner Ehre voll“, auch wenn sie nicht so vollendet schön gesungen werden, wie wir sie im Münster von Kräften ersten Ranges, von einem Chor von über 300 einheimischen Sängern hörten, begleitet von einem trefflichen Orchester, darein die

wunderbare Münsterorgel ihre weihevollen Klänge mischte. Das zu hören, ermüdet nicht, weil Geist und Leben in solcher Musik ist; sie rührt und ergreift, sie erhebt und erbaut.

Das kühne Gottvertrauen, das der Komponist in seinem „Elias“ zu musikalischem Ausdruck brachte, — es ist dasselbe, das einst das Münster gegründet; die Mahnung, die er in Töne kleidet: „wohlan alle, die ihr durstig seid, kommet her zum Wasser, kommet her zu mir!“ ruft das vollendete Gotteshaus der Stadt zu, die es erbaut hat; dem Lobgesang, zu dem in den Chören des „Elias“ so gewaltig die Stimmen sich vereinigen, dem soll das Münster allzeit eine würdige Stätte sein.

Das waren die Gedanken, mit denen wir die Münsterhallen verließen. Als wir heraustraten auf den weiten Münsterplatz, da leuchteten die Sterne durch das wandernde Gewölk und der Mond warf seinen milden Schein über das gewaltige Bauwerk, die riesenhaften Formen ins Unermeßliche steigernd. Wohl brachte der kommende Tag den Glanz des Festzugs, dessen ausgesuchte Pracht und unübertreffliche Lebenswahrheit in seinen Bildern aus 5 Jahrhunderten das Auge entzückte, das Herz hatte seine Erquickung schon gefunden; und hätte das Fest auch sonst nichts mehr zu bieten gehabt, wir hätten getrost, im Innersten befriedigt, die Münsterstadt verlassen können mit dankbarem Gedenken an das, was sie in einmütigem Zusammenwirken ihrer Bürgerschaft den Gästen geboten, die mit ihr des Turmbaues Vollendung gefeiert.



Litterarische Kuriosa.

Alfred Meißner — Franz Hedrich, ein Streit um die Autorschaft.

Von **A. W.**

Ein Streit um die Autorschaft eines litterarischen Werkes soll ein Kuriosum sein? Das kann doch nur einer behaupten, der mit Weltgeschichte und Litteratur so unbekannt ist, daß er nie vom alten Homer gehört hat und seinen zweifellos nur mangelhaft beglaubigten Vaterrechten an der Ilias und der Odyssee; auch mit Bibelkritik scheint sich der Mann nicht beschäftigt zu haben, denn sonst würde er wissen, daß fast der Verfasser eines jeden biblischen Buches irgendwie und irgendwo bezweifelt und angefochten wird. Und wenn im Mittelalter — um zahlreiche andere Fälle zu übergehen — das Buch „De tribus impostoribus“ dem aufgeklärten Kaiser Friedrich II., oder die „Imitatio Christi“ dem braven Thomas von Kempten zugeschrieben wurden, beiden jedenfalls ohne ihre Schuld bezw. Verdienst, so sind das doch auch gewissermaßen Illustrationen zu obigem Titel. Gar nicht zu reden von anonymen politischen Broschüren der Gegenwart, um deren Autorschaft sich oft in der Presse ein sehr lebhafter Streit erhebt.

Was aber den Fall, den wir hier im Auge haben, von allen andern absondert, was ihn zu einem einzig dastehenden, einem wirklichen Kuriosum macht, das ist der Umstand, daß hier nicht, wie sonst, das Publikum der streitende Teil ist, sondern daß ein noch lebender Autor den Kampf aufnimmt gegen einen jüngst verstorbenen, um diesem den größten Teil seiner litterarischen Werke streitig zu machen und selbst die Autorschaft derselben in Anspruch zu nehmen. Wir sprechen vom Fall Meißner-Hedrich, einem litterarischen Skandal, der seit Jahresfrist die Presse und das Publikum beschäftigt hat, ohne bis jetzt anscheinend einen Abschluß gefunden zu haben.

Der Thatbestand dieses in jeder Beziehung höchst unerquicklichen Handels ist wohl den meisten Lesern schon oberflächlich zur Kenntnis gekommen. Er muß indessen in seinen Hauptsachen hier wiedergegeben werden, wenn wir auf die eigentliche Frage eingehen wollen, wer nämlich in diesem Streite das größte objektive Recht auf seiner Seite hat; daß keine der beiden Parteien die volle Wahrheit für sich beanspruchen darf, das leuchtet auch dem oberflächlichen Beurteiler bald ein.

Im Jahre 1885 starb in Bregenz der österreichische Dichter und Schriftsteller Alfred Meißner, nachdem er einige Tage vorher einen Selbstmordversuch gemacht hatte und darauf, in zeitweise Geistesgestörtheit und Trübsinn verfallen, von seinem Schwager, dem Rittmeister Bayer (als Schriftsteller unter dem Namen „Robert Byr“ bekannt), einer Irrenanstalt zur Heilung übergeben werden sollte. Alfred Meißner verdankte seinen schriftstellerischen Ruhm hauptsächlich seinen im Jahre 1845 erschienenen Gedichten und

dem ein Jahr darauf veröffentlichten revolutionären Epos „Ziska", von welchen beiden Büchern im Jahre 1881 die 12. Auflage erschien. Dann wandte er sich mit weniger Glück dem Drama zu, und vom Jahre 1854 an erschienen unter seinem Namen eine Reihe zum Teil vielbändiger Romane, welche große Beachtung im Publikum fanden, meistens mehrere Auflagen und teilweise auch Uebersetzung ins Französische erlebten und dem angegebenen Verfasser einen bekannten Namen und reichen pekuniären Ertrag einbrachten.

Schon zu Lebzeiten Meißners tauchten zeitweilig Gerüchte auf, als ob Meißner nicht der alleinige Urheber aller der Sachen sei, die unter seinem Namen erschienen, dieselben verstummten aber immer wieder, da niemand sich meldete, der vom Schatz der Meißner'schen Werke etwas für sich in Anspruch nahm. Erst nach Meißners Tode trat ein Mann auf, der seit dem Jahre 1847 — mit einigen Unterbrechungen — aufs engste mit ihm verkehrt, für seinen intimsten Freund gegolten hatte, Franz Hedrich, von Geburt ein Czeche; einen Monat nach Meißners Tode wandte er sich brieflich an den oben genannten Rittmeister Bayer, den Vormund der Meißner'schen Erben, und „erklärte und enthüllte sich als den alleinigen und ausschließlichen Autor" der meisten und bedeutendsten Romane, die unter dem Namen Meißners erschienen waren. „Seine (Meißners) Reputation als Romanschriftsteller wird jetzt zusammenbrechen und läßt sich durch keinen Kampf aufrechterhalten, ich wünsche jedoch, an mein Ziel zu gelangen, ohne irgend welche in Meißners Privatleben einschneidenden Verhältnisse zu berühren, und ohne sein Andenken der Skandallust preiszugeben."

Als Bayer hierauf kurz abweisend antwortete, Hedrichs Behauptung, der alleinige Autor jener Romane zu sein, „klinge so paradox, daß sie — um nicht Schlimmeres anzunehmen — geradezu einer starken Nervenüberreizung entsprungen scheine", ließ Hedrich sich gleichwohl herbei, in einem abermaligen entgegenkommenden Schreiben seine Beweismittel, bestehend in Briefen Meißners, Resten von Urmanuskripten und einigen andern Sachen, aufzuzählen und ihre Wucht und Bedeutung ins rechte Licht zu setzen. Er hofft, daß dieser Brief auf Bayer Eindruck macht. „Dann ließe sich vielleicht ein Vorschlag ausfindig machen, mit welchem der Konflikt friedlich beigelegt und meinen Autorrechten Genüge gethan werden könnte. An meinem Entgegenkommen sollte es nicht fehlen."

Hierauf erwiderte Bayer abermals sehr kurz, daß seine skeptische Stellung zu der Hedrichschen Autorschaft sich nicht geändert habe, eine Aenderung darin auch nur möglich sei nach Kenntnisnahme wenigstens einiger der Hauptbeweismittel, die Hedrich in Händen zu haben behaupte. Und auch darauf willfahrte Hedrich, indem er die Abschrift von 15 Briefen Alfred Meißners an ihn, die für seine Sache die beweiskräftigsten schienen, an Bayer einsendete und die wortgetreue Uebereinstimmung derselben mit einem Eide bekräftigte. Wie im ersten Briefe seine Behauptung der ausschließlichen Autorschaft und im zweiten die des Besitzes von „hundert und hundert" kompromittierenden Briefen Meißners an ihn, so tragen auch die Prätensionen dieses Briefes einen stark übertriebenen Charakter; man sieht, daß es ihm bis jetzt noch immer um Einschüchterung des Meißnerschen Sachwalters und um ein friedliches Arrangement zu thun ist. „Ich habe," schreibt er, „seine (Meißners) ganze litterarische Existenz über dreißig Jahre getragen, ihm einen der ersten Namen als Romandichter gemacht, ihn alle daraus entspringenden Ehren und Vorteile genießen lassen und bin mit unerschöpflicher Selbstaufopferung verkannt im Hintergrunde geblieben, so zwar und so lange, daß ich von den Leuten wie ein Thor angesehen werden muß, sogar auch noch dann, wenn die Welt erfährt, wie und durch welche mitunter verzweifelte Druckmittel es Meißner gelungen ist, meinen oft wiederholten Reklamationen auszuweichen und eine neue Galgenfrist zu gewinnen."

Da aber Bayer von seinem unglücklichen Schwager in dessen letzten Lebenstagen umfassende Erklärungen über sein Verhältnis zu Hedrich erhalten hatte, die wesentlich



anders lauteten als die Hedrichsche Darstellung (danach sollte Hedrichs Mitarbeiterschaft unbedeutend, sein Streben aber seit Jahren wesentlich auf Gelderpressung gerichtet sein), so konnten ihn auch die 15 Briefe nicht von einem andersartigen Sachverhalt überzeugen, er sandte sie daher kurz abweisend zurück.

Das war Ende April 1886.

Nun hätte sich Hedrich, um seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen, an das Gericht wenden müssen. Er hatte auch die Absicht, dies zu thun, und übergab die Sache einem Rechtsanwalt, der aber nach einigen Monaten starb. Ob Hedrich während dieser Zwischenzeit in Schottland, woher seine Frau stammte und wo er selbst sich jetzt aufhielt, seine Schwiegermutter zu täuschen und zu Geldopfern willig zu machen versucht hat durch die Vorspiegelung, er habe seinen Prozeß gegen Meißner gewonnen und „sein Ruhm laufe durch Deutschland", wie seine beiden englischen Schwäger behaupten, muß dahingestellt bleiben, obgleich es in Anbetracht seines in dem ganzen Handel zu Tage tretenden Charakters und seiner fortwährenden Geldverlegenheiten nicht unwahrscheinlich klingt. Aber er selbst bezeichnet in seiner „Replik" jene Behauptungen als pure „Erfindungen und Ehrenbeleidigungen" seiner mißgünstigen Herren Schwäger, und es ist bis auf weiteres nicht möglich, in diesem kleinen Familienskandal, der neben dem größeren litterarischen einträchtig und ihm ebenbürtig einherläuft, ein abschließendes Urteil zu fällen.

Ein zweiter zu Rate gezogener Rechtsanwalt belehrte Hedrich, daß nach österreichischer Gerichtspraxis der Erfolg seiner Sache, wenn sie anhängig gemacht würde, ganz von dem Urteil zweier vom Gericht zu ernennenden Sachverständigen abhängen würde, und da er zu einem solchen Verfahren wohl mit Recht wenig Lust hatte, so blieb ihm, wie er selbst sagt, „keine andere Wahl übrig, als mit einer Schrift an die öffentliche Meinung zu appellieren, welche, wie das Geschworenengericht, von juridischen Beweisdefinitionen uneingeengt, das Urteil nach ihrer inneren Ueberzeugung fällt; und damit war mein Prozeß nicht zweien, sondern tausenden von Sachverständigen zur Entscheidung übergeben."

So erschien denn bei Otto Janke in Berlin, in demselben Verlage, in dem früher die meisten der in Frage kommenden Meißnerschen Romane herausgekommen waren, ein Buch, betitelt „Alfred Meißner — Franz Hedrich", in dem Hedrich an der Hand Meißnerscher Briefe und sonstiger Beweismittel nachzuweisen sucht, daß nicht Meißner, sondern er der „alleinige Erfinder und Verfasser" jener Romane sei, und daß er auch sonst an den meisten prosaischen, sowie auch einigen dramatischen Werken, die unter Meißners Namen erschienen seien, einen wesentlichen Anteil habe.

Diese Enthüllung rief in der litterarischen Welt begreiflicherweise ein gewaltiges Aufsehen hervor, und wenn auch von vornherein klar war, wie es auch die mitgeteilten Briefe Meißners selbst bestätigten, daß von einer alleinigen Autorschaft Hedrichs keine Rede sein konnte, so ging doch andererseits aus denselben Briefen unwiderleglich hervor, daß Hedrich einen großen, in vielen Fällen jedenfalls den wesentlichsten Anteil an der Abfassung der bis dahin Meißner zugeschriebenen Romane gehabt hatte.

Damit würde nun freilich Meißners Dichterruhm nur wenig eingebüßt haben, denn derselbe beruhte, wie erwähnt, wesentlich auf seinem „Ziska" und seinen Gedichten, und diese beiden Werke nahm auch selbst Hedrich nicht einmal für sich in Anspruch, konnte es nicht, da er zur Zeit ihrer Veröffentlichung noch gar nicht die persönliche Bekanntschaft des Autors gemacht hatte. Aber auf den Charakter Alfred Meißners mußte durch das Bekanntwerden seiner Handlungsweise mit allen näheren Umständen notwendig ein häßlicher Schatten fallen, und der ist darauf gefallen und wird darauf bleiben, so vielseitig auch die Bemühungen seiner Freunde und Verehrer gewesen sind und noch sind, denselben unsichtbar zu machen. Daß der Hedrichsche Schatten noch dunkler erscheint, thut dabei gar nichts zur Sache; Hedrich war ein unbekannter Mann, dem man nicht einmal im größten Konversationslexikon begegnete, und daß es dunkle Ehren-

männer in allen Ständen und an allen Orten giebt, hat jeder gewußt; es kann also eigentlich niemanden interessieren. Daß aber der bekannte Alfred Meißner, zu dem mancher bewundernd aufgeschaut, auch unter diesen traurigen Propheten ist, das ist das betrübende und für das größere Publikum allein bedeutungsvolle Endergebnis des ganzen Handels.

An diesem Resultat hat auch die Gegenschrift Bayers nichts ändern können, welche unter dem Titel „Die Antwort Alfred Meißners“ in demselben Jahre 1889 bei G. Franz in München erschien. Wohl weist sie auf manche Dunkelheiten der Hedrichschen Beweisführung hin; aber die Hauptthatsachen zu entkräften, ist sie nicht im Stande. Vielmehr liefert Bayer direkt Wasser auf Hedrichs Mühle, indem er den bisher sorgsam verheimlichten Selbstmordversuch Meißners erzählt; denn die daran sich anschließenden Geständnisse des letzteren über sein Verhältnis zu Hedrich machen nicht überall den Eindruck der Wahrscheinlichkeit, zumal die nervöse Ueberreizung des Confessors in jenen Tagen erschwerend in die Wagschale fällt, und andererseits spricht schon der Selbstmordversuch selbst für ein sehr hohes vorhandenes Schuldbewußtsein, wenigstens nicht für die Ueberzeugung von der Unantastbarkeit seiner Sache.

Wenn Hedrich daher in seiner soeben bei Danz in Leipzig erschienenen Replik, die er abermals „Alfred Meißner — Franz Hedrich“ genannt hat, gewissermaßen triumphierend ausruft, daß „die dokumentarischen Beweise, auf welche sich seine Autoransprüche stützen, in keinem einzigen Punkte eine Widerlegung gefunden haben, weil sie eben unwiderlegbar sind“, so läßt sich dem kaum wirklich widersprechen; denn der Umstand, daß Meißner „unvorsichtiger Weise“ fast seinen ganzen früheren Briefwechsel mit Hedrich selbst vernichtet hat und also von Hedrichschen Briefen nichts nennenswertes ins Gefecht führen kann, ist auch nicht dazu angethan, seine Sache stärker zu machen, wird vielmehr von Hedrich so ausgelegt, daß diese Briefe nur deshalb vernichtet sind, weil sie sonst für ihn, Hedrich, ein unwiderlegliches Zeugnis abgelegt haben würden.

So steht also das Resultat fest: Der ehemals berühmte Dichter Alfred Meißner hat, anscheinend um pekuniärer Vorteile und eigener allzugroßer Bequemlichkeit willen einen großen Teil der unter seinem Namen veröffentlichten Romane in Gemeinschaft mit Franz Hedrich entworfen und geschrieben, so zwar, daß dem letzteren in den meisten Fällen der Löwenanteil an der Arbeit zufiel.

Wir gehen nun über zu untersuchen, wie Charakter, Stellung und Verhältnis der beiden Partner zu einander thatsächlich gewesen sein müssen, wollen dabei aber nicht den einzelnen Winkelzügen, die offenbar auf beiden Seiten vielfach gemacht worden, folgen, weil das für den in die Einzelheiten der Sache nicht eingeweihten Leser ein unklares Bild abgeben würde, sondern wir wollen einfach den Eindruck wiedergeben, den wir aus einem rein objektiven Studium der drei in Frage kommenden Publikationen gewonnen haben. Ob derselbe in allen Fällen der richtige sein wird, läßt sich ja nicht entscheiden, oder wenigstens könnte nur Franz Hedrich darüber endgültigen Aufschluß geben, der aber seine unbedingte Glaubwürdigkeit leider schon verwirkt hat. Daß aber eine gänzlich objektive Prüfung von unserem Standpunkte diesmal sehr leicht war, ist offenbar. Denn ist uns auch Franz Hedrich als Urheber des traurigen Skandals von vornherein höchst unsympathisch, so vermögen wir uns doch auch andererseits für den revolutionären Dichter Alfred Meißner weder als Menschen noch als Schriftsteller irgendwie zu erwärmen, und teilen bekanntlich auch nicht die landläufige Ansicht, daß er durch sein tragisches Lebensende das Unrecht seines früheren Lebens „gesühnt“ und ausgeglichen habe.

Alfred Meißners Charakter ist leicht skizziert. Er war, wie ihn Hedrich nennt, „der sorglose, lustige Lebemann,“ liebenswürdig in Gesellschaft und ernsterer Anstrengung abhold. Ein dichterisches Gestaltungstalent wird ihm nicht abzusprechen sein; aber seine Bequemlichkeit ließ ihn nicht zur rechten Ausnutzung desselben kommen. Gleichwohl hielt er sehr große Stücke auf seinen litterarischen Ruhm und nur die Sorge, möglichst



viel Geld zu verdienen, war ihm noch wichtiger. Im Briefverkehr zeigt er sich von übertriebener Bescheidenheit: sich selbst und seine Verdienste setzt er herab, während er diejenigen des Adressaten in bombastischer Weise verherrlicht. Das ist ein keineswegs unwichtiger Umstand, weil von diesem Gesichtspunkte aus seine ganze Korrespondenz mit Hedrich zu beurteilen und demnach den oft überschwenglichen Ausdrücken ein weit bedeutungsloserer Sinn beizulegen ist. „Wer ihn kannte," schreibt sein Schwager Bayer, „wer mit ihm länger umgegangen war, der weiß auch, welch' schwunghafte Art der Anerkennung ihm eigen war. Er lobte nur im Superlativ. Ein paar Bände, ja schon ein paar Kapitel bezeichnete er scherzweise für eine ‚Riesenarbeit'; wer einen klugen Einfall hatte, war ein ‚genialer Kopf', wer etwas einfach gut machte, ein ‚Meister', wer ihm einen zweckmäßigen Rat erteilte, ‚ein Großmeister, ein Gott' sogar. Seine bewundernden Lobsprüche fanden keine Grenzen. Die Hyperbel war der unmittelbare Ausfluß seines enthusiastischen, heiteren Naturells."

Wie es bei solchen leichtlebigen Naturen die Regel ist, fehlte auch Alfred Meißner der starke Wille, der feste Charakter. Er lebte für die Gegenwart und sah der Zukunft mit dem, was sie etwa Unangenehmes bringen könnte, nicht gern ins Gesicht; während er im Augenblick einer plötzlichen Entscheidung oft schnell und skrupellos zu handeln vermochte, stand er jedem Gespenst der Zukunft schwach und feige gegenüber. So erklärt sich auch sein Selbstmordversuch, der doch nur als eine That des Kleinmuts aufzufassen ist.

Ungefähr das Gegenteil dieser Eigenschaften scheint Franz Hedrich zu besitzen. Wenn auch das Bild übertrieben sein wird, das Meißner in seinen letzten Lebenstagen von ihm gemalt, wonach er die Gestalt eines kaltherzigen, egoistischen Teufels annehmen würde, dem es nur um Geld und Geldeswert zu thun ist und der einen Menschen, der ihm nur Gutes gethan hat, unbarmherzig verfolgt und in den Tod hetzt — das wird an Meißners Beurteilung zutreffend sein: „er ist ein unheimlicher Mensch, der seine Absichten mit eisernem Willen durchzusetzen gewohnt ist." Mit diesem kräftigen Willen paart sich ein durchdringender Verstand; er ist durchaus nicht, wie Meißner einmal inkonsequent genug meint, „ein Gemütsmensch", sondern das gerade Gegenteil davon, und darüber ist er sich selbst sehr wohl im Klaren: „Ich könnte hoch hinauf kommen, besonders, da ich von Natur ein Bischen Verstand und Teufelei empfangen habe," schreibt er schon 1856. Im übrigen ist freilich auf seine Selbstzeugnisse nicht viel zu geben; man braucht nur das folgende zu lesen, das er in einem Briefe an einen seiner mißtrauischen Schwäger in England entwirft: „Mein ganzes Leben war untadelig; ich verbrachte es in Studien und der Ausführung gar vieler Werke, die von keinem meiner Zeitgenossen übertroffen worden sind und die Aufmerksamkeit der Welt länger als ein Vierteljahrhundert auf sich gezogen haben." Hedrichs Schulbildung war nicht bedeutend, da er über die Mittelklassen des Gymnasiums nicht hinaus kam. Dies hatte Meißner in seinen letzten Geständnissen hervorgehoben, auch zugleich seine Unbelesenheit in jeder Litteratur geltend gemacht, beides als Gründe, daß Hedrichs Mitarbeiterschaft nur höchst unbedeutend und von geringem Wert sein konnte. Daß der Beweis wenig stichhaltig ist, leuchtet ein; doch darauf kommt es uns hier nicht an. Wir geben die folgende Aussage Hedrichs über sich selbst aus seiner neuesten „Replik" in erster Linie zur Skizzierung seiner durchaus selbstbewußten Persönlichkeit: „Keine der Wissenschaften," sagt er, „die den besonderen Stolz unserer Zeit bilden, ist mir fremd. Sowohl in der neueren Geschichte, als im klassischen Altertum bin ich wie zu Hause. Alle Kenntnisse, die einem Schriftsteller auf dem weiten, beinahe unbegrenzbaren Gebiet seiner Berufs-Thätigkeit irgendwie zu statten kommen können, habe ich mir in unermüdlichem Studium anzueignen gestrebt und vermag meine Gedanken in sechs Sprachen mündlich und schriftlich auszudrücken. Meißner hat alles das am besten gewußt und bei unzähligen Gelegenheiten Nutzen daraus gezogen."

Das ist Franz Hedrich. Sein großes Selbstbewußtsein gewinnt ihm die Sympathie nicht wieder, die er als Hauptbeteiligter des litterarischen Skandals verscherzt hat.



Aber wie kamen zwei so ganz verschieden geartete Charaktere zusammen? Und ferner: in welcher Weise wurde das litterarische Kompagnie-Geschäft, das nur die Firma Meißner trug, in der Regel gehandhabt?

Beide Fragen lassen sich mit vollkommener Gewißheit nicht beantworten, da oft Aussage gegen Aussage steht; aber in allen Hauptzügen läßt sich das Wahrscheinliche wohl schon jetzt derartig herausschälen, daß es von der thatsächlichen Wahrheit nicht mehr wesentlich verschieden sein dürfte.

Als Alfred Meißner seine Gedichte und seinen „Ziska" herausgegeben hatte und schon anfing, einen kleinen Namen zu bekommen, lernte er — zu seinem Unglück, wie man jetzt sagen muß — Franz Hedrich kennen. Ein von diesem geschriebenes Drama „Lady Stanhope" lenkte zuerst Meißners Aufmerksamkeit auf ihn, er erkannte die ungewöhnliche Gestaltungskraft des Mannes, der freilich die Leichtigkeit und Anmut abging, und es steht fest, daß Meißner damals dem in drückenden pekuniären Verhältnissen befindlichen Hedrich oft helfend unter die Arme gegriffen hat. Dafür nur eine Briefstelle aus dem Jahre 1852: „Ich wollte Sie irgendwo vom Tode retten, um die Abtragung meiner Verpflichtungen gegen Sie damit anzufangen," schreibt Hedrich damals. Gegendienste, die wohl in der Durcharbeitung Meißnerscher Dramen bestanden, hat er freilich auch schon damals geleistet. Er ist sich dessen auch sehr wohl bewußt, und spricht es — bezeichnend für ihn — auch einmal offen gegen Meißner aus. Der Brief, der aus demselben Jahre 1852 stammt, ist auch besonders deshalb interessant, weil er unglücklicherweise von Bayer als Rechtfertigungsmaterial für Meißner herangezogen war. Er lautet:

„Sie sind glücklich, wenn es Ihnen immer, wie bei mir, gelingt, das Hochherzige mit dem Vorteilhaften zu verbinden und zu erreichen. Ist Pylades berühmt, weil er dem Orest auf alle Hofbälle und Jagdpartien folgte? Wer, außer einem Thoren, wird über einen Säemann lachen, weil er den Samen auf die Erde streue, statt zu mahlen und verbacken? Daß dieser doppelte Gesichtspunkt der Leitstern Ihres Benehmens ist, das wissen Sie ohnehin, aber es ist an mir, zu bezeugen, daß ich es erkenne." In seiner „Replik" übersetzt Hedrich diesen seinen Brief selbst so in die „gemeine Umgangssprache": „Sie erweisen mir immer nur da Dienste, wo Sie einen Profit mit dabei haben. Sie wissen das wohl, aber auch ich muß einmal heraussagen, daß ich es durchschaue."

Im Jahre 1854 scheint die Kompagniearbeit begonnen zu haben. Ob Hedrich wirklich, wie er behauptet, der alleinige Verfasser des in diesem Jahre entstandenen ersten „Meißnerschen" Romans „Zwischen Fürst und Volk" ist, müssen wir dahingestellt lassen. Jeder der beiden Aspiranten hat seine eigene Lesart für die Entstehungsgeschichte dieses Romans, doch muß zugegeben werden, daß die Hedrichsche die wahrscheinlichere, wenigstens die bestimmtere ist. Danach empfing der letztere den ersten Anstoß dazu durch eine Begebenheit zur Zeit der Märzrevolution in einem kleinen deutschen Fürstentume, welche er während seines Aufenthalts in Weimar 1852 von seiner Hausfrau, der Gattin des Juweliers Weiß, an einem Winterabende hörte; dazu kam noch als zweiter Stoff eine vom Komponisten Franz Liszt bezogene merkwürdige Hofgeschichte. Beide Geschichten will Hedrich Meißner erzählt haben, der dann später aufs höchste erstaunt gewesen sein soll, als er sie zu einem packenden Roman verarbeitet, eben jenem „Zwischen Fürst und Volk", bei Hedrich wiedersah.

Diesen verblüffend specifizierten Angaben gegenüber drückt sich Meißner in der „Geschichte meines Lebens" sehr unbestimmt aus: „Ein Aufenthalt in Thüringen hatte mich mit den merkwürdigen Schicksalen eines Märzministers bekannt gemacht, der unlängst eines rätselhaften Todes gestorben war; aus Eindrücken, den diese Geschichte in mir wachgerufen, erwuchs ein dreibändiger Roman „Zwischen Fürst und Volk", an welchem die Arbeit das ganze Jahr 1854 ausfüllte." Nimmt man diese Aeußerung streng wörtlich, so ist sie sogar mit der Hedrichschen Lesart zu vereinen: Durch Hedrichs zwei Geschichten

wurde Meißner mit den Schicksalen des Märzministers bekannt, er gab möglicherweise eigene Eindrücke hinzu, und so „erwuchs“ (unter Hedrichs Händen) der Roman, mit dem auch Hedrich das Jahr 1854 ziemlich ausgefüllt haben will.

So kann es gewesen sein. Im übrigen liegt nichts daran, ob von den etwa 10 größeren Romanen, die Hedrich für sich in Anspruch nimmt, einer oder der andere nicht auf sein Konto kommt; wenn er seine maßgebende Thätigkeit nur an den Hauptwerken nachweist, so ist das zur Fällung des Urteils über beide Beteiligte vollkommen genügend.

Dieser Beweis ist aber als erbracht anzusehen. Zu Anfang 1856 erschien der Roman „Hostiwin“, welcher später den ersten Theil des 1858 vollendeten vierbändigen Romans „Sansara“ bildete. Am „Hostiwin“ muß Hedrich wesentlich mitbeteiligt sein, wo er nicht der alleinige Verfasser ist. Sonst könnte Meißner — kurze Zeit nach Herausgabe desselben — unmöglich so an ihn schreiben:

„Wenn ich Ihnen in meinem vorigen Briefe vorzüglich ein Stück zu schreiben riet, ist es die Beachtung des Geldpunktes. Statt Hostiwin hätten in der halben Zeit zwei Stücke geschrieben werden können, und daß dabei mehr Geld und Renommee heraussieht, ist klar.“

Vom 3. Band der „Sansara“ besitzt Hedrich als Beweismittel seiner Autorschaft noch 36 Schreibseiten seines Urmanuskripts, die ihm durch einen besonderen Zufall später von Meißner wieder zugegangen sind. Zwei kleine Einschaltungen von Meißners Hand finden sich in demselben, die auch im Buche mitabgedruckt sind; ferner ist darunter eine ganze von Meißner geschriebene Seite, ein Kapitelanfang, von Hedrich durchkorrigiert und mit Zusätzen versehen, der, wie der letztere behauptet, für Meißners „Mitarbeiterschafts-Versuche“ typisch ist. „Meißner hat hier ein ihm zugeteiltes Kapitel angefangen, ist aber über die erste Seite nicht hinausgekommen, und selbst dieses Stückchen wäre nicht zu brauchen gewesen, wenn ich nicht das Wesen der Sache, um die es sich einzig und allein handelt, hineingemalt hätte, wie die Zuthaten zeigen, welche ich teils an den Rand, teils auf die Rückseite geschrieben habe.“

Das mag sein, wie es will, jedenfalls ist die ganz wesentliche Mitwirkung Hedrichs an dem Roman, der seiner Zeit sehr großes Aufsehen machte und auch ins Französische übersetzt wurde, unwiderlegbar.

Ebenso steht es, um kleinere Sachen, die inzwischen erschienen und auch von Hedrich beansprucht werden, zu übergehen, mit dem „Neuen Adel“, der im Jahre 1860 in drei Bänden — vier waren eigentlich projektiert — unter Meißners Namen erschien. Hedrich muß denselben ziemlich selbständig — vielleicht nach voraufgegangener Besprechung des Planes mit Meißner — in Partenkirchen geschrieben haben, während Meißner in Karlsbad weilte, gelegentlich Feuilletons für die „Presse“ schrieb und die Abschrift des ihm von Hedrich in Zwischenräumen übersandten Manuskripts, sowie die Verhandlungen mit dem Verleger Grunow in Leipzig besorgte. Daß er dabei auch noch eine Ueberarbeitung der Hedrichschen Sendungen vorgenommen, ist zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht wahrscheinlich, da er sich stets außerordentlich zufrieden über das Erhaltene äußert. Nur wenige Hauptstellen aus seinen Briefen an Hedrich:

Juli 1860: „Alles richtig da, gestern Kapitel IV. Famos! Famos! — — Ich habe noch nicht (an Grunow) abgeschickt. Warte noch. Warum auf so feinem Papier? Es verdirbt Ihre Augen. Sie wissen, daß Packete ebensogut gehen. — — Adieu, Liebster! Die Frist wird Ihnen lieb sein. Riesenarbeit! —“

August 1860: (Es) „wird von zwei Seiten wünschenswert, daß man mit dem Roman fertig werde. — — Ich bin doch bei „Neuer Adel“ geblieben. Schön wäre es, wenn ein paar Stellen diesen Titel rechtfertigen. Thun Sie, was da möglich. Ich bin besorgt um Sie. Ich stelle mir vor, daß Sie krank und ermüdet sind. Wäre es doch nicht so! Fänden Sie noch die nötigen Kräfte! Auf der Reise, Einer beim Andern, den Säckel voll Geld, werden Sie sich rasch erholen. Ich habe ein paar Feuilletons für die „Presse“ geschrieben, die Aufsehen gemacht haben. — — Das

III. Buch (vom „Neuen Adel") hat 18 Druckbogen. Das Interesse wächst gegen den Schluß zu außerordentlich. Könnte ich doch mithelfen! Meinen Sie, daß es besser wäre, wenn ich Ihnen zuflöge? Ich fürchte, Sie sind schon ganz müde. Sie haben viel, viel gethan — — O, schriebe man schon das Ende des IV. Bandes! —"

September 1860: „Der IV. Band ist ganz außerordentlich; diese Komplikation, diese unheimlichen Schatten, zuletzt dieser Leidenschaftsausbruch! Ich war tief ergriffen. Möge es möglich sein, vor Ende September zu schließen —".

Man wird gegen diese Zeugnisse Meißners selbst nicht viel einwenden können, um den „Neuen Adel" für diesen zu retten. Seine Mitarbeiterschaft ist freilich, obwohl von Hedrich geleugnet, auch hier wohl anzunehmen, wie schon oben ausgeführt; sonst würde er z. B. schwerlich so selbständig über den Titel verfügt haben.

An dem mehrbändigen Romane „Schwarzgelb", der im Jahre 1861 entstand und seiner Zeit zu den bekanntesten „Schöpfungen" Meißners zählte, ist Meißners Anteil gut beglaubigt, nicht minder gut aber auch der Hedrichs: es ist richtige Kompagniearbeit. Meißner sendet im Mai an Hedrich, wie er sagt, „einen Teil der Vorarbeiten. Möchten wir um alle Klippen herumkommen! Betrachten Sie das alles nur als kleine Bausteine und denken Sie über etwas Großes und Umfassendes nach. Diesmal will ich an Fleiß Ihnen nicht nachstehen. Entwerfen Sie, Michelangelo; ich will arbeiten, wie zehn Schüler!"

Eine solche Schreibweise von dem berühmten Dichter Alfred Meißner an den unbekannten Franz Hedrich wäre unmöglich — auch wenn man die Meißnersche Ueberschwänglichkeit voll in Rechnung zieht — wenn der letztere an seinen früheren Arbeiten nicht den allerwesentlichsten Anteil hätte.

Hedrich sendet dann im August des Jahres den ersten Teil des Romans, zu dem er von obigen „Bausteinen" benutzt hatte, an Meißner vollendet ein. Wie er das Meißnersche Manuskript benutzt, sehen wir aus dessen Rückäußerung:

„— — Nur drei Kapitel waren mir neu, zwei darunter sah ich in einer freilich unendlich verbesserten Gestalt wieder. Ich sehe den Meister an der Verteilung des Stoffes, Stellung von Schatten und Licht, einen großen Verstand im Baue. — — Selbst manches gewiß nicht Schlechte in jenen früher vorhandenen zwei Kapiteln (von Meißner) hat der Meister weggeworfen, um die strenge Linie einzuhalten. — — Und nun, warum nicht mehr diesmal? Doch es ist wahr, Sie brauchen es, und ich hoffe, es kommt bald etwas nach. Mit diesem ist der Kopist in 6—7 Tagen leicht fertig. O, möchten Sie Kraft, Lust und Stimmung behalten! Der Lohn wird süß schmecken und die Erholung. — — Senden Sie bald wenigstens ein paar Kapitelandeutungen des II. Bandes. Ich möchte die Kabinette beginnen, doch möchte ich wissen, wie Haldenried sich dazu verhält. Ich brenne vor Begierde, Ihnen zu Hülfe zu kommen! Heute ist ein großes Feuilleton von mir in der „Presse" über Karlsbad erschienen. Um wie viel lieber schriebe ich, was zur Sache gehört, also: le programme! —"

Auch im Fortgange dieses Romans ist offenbar derselbe Modus beibehalten: Meißner sendet einzelne mehr oder weniger ausgearbeitete Stücke ein, wie das der ganzen Art seiner Produktion entsprach; er arbeitet bald hier, bald da, je nach augenblicklicher Neigung, und dazwischen läßt er Lücken, die Hedrich ausfüllt, der alles zu einem Ganzen zusammenschweißt und auch den Hauptplan des Romans angiebt, wie z. B. schon aus obiger Bitte Meißners um „le programme" erhellt. Aehnlich schreibt er im Dezember 1861: „Nur fünf Zeilen zur Orientierung, dann liefere ich gewiß rasch etwas, worin doch manches Gute."

Manchen dieser Meißnerschen „Bausteine" wird Hedrich ausgeschieden oder seinem Plane zuliebe umgeändert haben; das ergab schon der oben im Auszuge mitgeteilte Brief Meißners im August 1861. Auch ist der letztere nicht immer ganz zufrieden damit, obwohl seine gefällige und bescheidene Ausdrucksweise ihn das nur zwischen den Zeilen sagen läßt. So im November des Jahres: „Von heute in acht Tagen kann ich

eine bedeutende Manuskriptsendung an Sie abgehen lassen; möge mindestens hie und da eine Mauer stehen bleiben können." Trotzdem scheint Hedrich nicht sehr rücksichtsvoll damit verfahren zu sein, denn bald darauf schreibt Meißner an ihn, offenbar unwillig: „Fast wäre es besser, Sie ließen die Kapitellücken, das wäre viel praktischer!"

Beim V. und VI. Bande desselben Romans „Schwarzgelb" ist Meißner auch am Entwerfen des Planes nachweisbar mitbeteiligt. Es ist, wie schon gesagt, dieser Roman in jeder Beziehung das Produkt der zusammenwirkenden Fähigkeiten und Kräfte der beiden Schriftsteller, so daß man schlechterdings nicht in der Lage ist, einem von ihnen den Hauptanteil an der Autorschaft zuzuweisen. Meißner schreibt zu Ende 1862 an Hedrich:

„Mich drängt es ungeheuer, mit dem V. und VI. Bande fertig zu werden. — — Leider habe ich noch nichts vom V. Bande arbeiten können. Sie fragen, wie ich mir die weitere Handlung denke. Ja, darüber bin ich schrecklich im Unklaren. In rohen Umrissen dächte ich mir die Sache so: (folgt eine Skizzierung der Hauptpersonen und Haupthandlungen nach Meißnerschem Entwurf.) — — Soviel über V. und VI. Band. Lassen Sie mich bald wissen, worin Sie beistimmen und was Sie verwerfen. Ueber den Schluß habe ich vorerst nur die Idee, daß es reiner Hohn sein soll. Sapienti sat! —"

Auch wir wollen weise sein und uns an diesen gegebenen Beispielen Meißner-Hedrichscher Produktion genügen lassen; daß und in welcher Art eine Zusammenarbeit beider stattfand, geht aus ihnen hinlänglich hervor.

Nun erhebt sich aber von selbst die Frage: Wenn Hedrich ein so bedeutendes Talent ist, wie er vorgiebt, weshalb ließ er dann nicht seine Romane, wenigstens die, welche er angeblich ganz allein verfaßt, auch unter seinem Namen erscheinen? Er hätte dann für seine Erstlingswerke allerdings mit einem geringeren pekuniären Ertrage vorlieb nehmen müssen, als wenn sie unter dem Namen des schon berühmt gewordenen Meißner erschienen; aber das hätte sich doch sicherlich bald wieder ausgeglichen und Ruhm und Geld wären schon damals ihm ungeteilt zugeflossen. Es ist doch etwas viel Selbstverleugnung, die Hedrich mit seiner Erzählung in Anspruch nimmt: „Dreißig Jahre habe ich Meißners Schicksal in der Hand gehabt und meine höchsten Lebensinteressen den seinigen untergeordnet. Einen solchen Freund hat es wohl selten in der Welt gegeben — —" (Replik S. 32). Und das Schlimmste ist, daß man Hedrich diese Tugend der Selbstverleugnung im Hinblick auf sein jetziges Auftreten absolut nicht zutraut!

Und andererseits frägt man sich: Wie kam Meißner, der doch schon bewiesen hatte, daß er allein etwas Tüchtiges leisten konnte, dazu, die Mitarbeit seines „Freundes" in so ausgedehntem Maße anzunehmen, so daß er schließlich ganze Werke oder Teile von Werken unter seinem Namen veröffentlichte, von denen er doch wenig oder nichts geschrieben hatte?

Den Schlüssel zu beiden Fragen bildet auch hier das Geld, der nervus omnium rerum. Mögen noch andere Umstände und Kleinigkeiten mitwirkend gewesen sein, die Hauptsache für beide Beteiligte war ohne allen Zweifel die Geldfrage, das Streben, die litterarischen Fähigkeiten beider möglichst schnell und möglichst ergiebig in klingende Münze umzusetzen. Deshalb geht der als Dichter schon bekannte Alfred Meißner darauf ein, die ersten Werke des unbekannten Hedrich, z. B. den „Hostiwin", an dessen Abfassung er selbst, wie oben gezeigt, so gut wie gar nicht beteiligt war, unter seiner Flagge erscheinen zu lassen und dafür das Honorar in Empfang zu nehmen, natürlich nicht, ohne seinem Mitarbeiter davon abzugeben; deshalb ist auch Hedrich einstweilen noch sehr zufrieden mit diesem modus vivendi und scribendi, der ihm sicherlich noch immer einen reicheren Ertrag liefert, als wenn er als unbekannter Autor mit seinen Werken aufgetreten wäre.

Dies Verhältnis änderte sich aber von dem Augenblicke an, als die Romane Furore zu machen begannen und nicht bloß Geld, sondern auch Ehre und Ansehen eintrugen. Von dem ersteren hat Hedrich jedesmal sein redlich Teil erhalten, das ist unbezweifelt und ergiebt sich aus den veröffentlichten Briefen. Das zweite aber ließ sich nicht teilen, ohne daß der ganze Handel der doppelten Autorschaft vor der Oeffentlichkeit ausgebreitet

wurde. Dies letztere forderte Hedrich, wenigstens bestand er darauf, daß der Herausgabe der „Sansara“ (im Jahre 1860) eine Erklärung Meißners hinzugefügt würde, in der seine (Hedrichs) Mitarbeiterschaft an dem Werke mitgeteilt würde.

Wer will es Meißner verdenken, daß ihm, nachdem „Hostiwin“, der erste Teil der „Sansara“, unter seinem Namen in aller Händen war, ein solches öffentliches Geständnis, daß er sich die Verfasserschaft desselben eigentlich nur angemaßt habe, unsäglich schwer wurde? Daß er sich schließlich doch nicht dazu entschließen konnte und — ganz nach Art leichtherziger Naturen, die nur an den nächsten Augenblick denken — den IV. Band der „Sansara“, weil der Verleger drängte, und Hedrich nicht senden wollte, in kurzer Zeit allein „zusammenhackte und zusammenhudelte“? Zwar ist Hedrich die alleinige Quelle für diese Darstellung, aber ihre Richtigkeit bezw. Wahrscheinlichkeit läßt sich noch aus der 1. Auflage der „Sansara“ konstatieren, wo der Schlußband eine ganz andere, kurz abgebrochene Gestalt hat, als in den späteren Auflagen, in denen Hedrich denselben neu bearbeitet haben will.

Natürlich war Hedrich sehr erbittert, daß ein Roman, an dessen drei ersten Bänden ihm der wesentlichste Arbeitsanteil zugefallen war, von Meißner in aller Stille beendet und unter dessen Namen herausgegeben war, aber auch hier wird wohl der Klang des Geldes seine Entrüstung gemildert haben; kurz, die beiden Inhaber der Firma Meißner versöhnten sich wieder und kamen überein, das Geschäft in alter Weise fortzuführen. Hedrich verzichtete auf Anbringung seines Namens auf dem Firmenschilde so lange, bis Meißners Vater gestorben sei, der, wenn er den Thatbestand erfahren hätte, möglicherweise einen Familieneklat hätte herbeiführen können. Mit diesem Verzicht erging es Hedrich übrigens schlecht, und seine Klage darüber klingt fast drollig:

„Welches Riesenopfer ich da gebracht habe, hat mir erst die Zukunft enthüllt, denn die Tage des 74jährigen Mannes, der mit einem schweren, chronischen Leiden behaftet war, schienen gezählt; aber wenn damals anzunehmen gewesen wäre, daß er noch volle zehn Jahre leben werde, so hätte ich das Opfer gewiß nicht gebracht.“

Als dann im Jahre 1868 der alte Herr endlich gestorben war, hätte Hedrichs Mitarbeiterschaft programmäßig proklamiert werden müssen. Das war aber, je länger es hinausgeschoben war, für Meißner natürlich um so schwieriger und fataler geworden. Zudem war der letztere gerade damals heimlich verlobt und schob dies abermals als Grund vor, um die Bekanntgabe der Erklärung von Hedrichs Autorrechten abermals zu vertagen.

Ueber die folgende Zeit des Verhältnisses der beiden Schriftsteller schwebt ein geheimnisvolles Dunkel; sicher ist nur soviel, daß Hedrich hier nicht die ganze Wahrheit sagt. Er hat vom „Gartenlauben-Keil“ lohnende Anerbietungen erhalten und ist auch willens, darauf einzugehen, hat sich mit Meißner im Jahre 1870 gründlich überworfen und unabänderlich beschlossen, seine Autorrechte geltend zu machen. „Meine Abneigung,“ schreibt er, „ihm noch ferner mein Gehirn zu leihen, war so groß, daß ich gar so manchem höchst verlockenden, verführerischen Antrag (von Meißner) widerstand und lieber alle Opfer brachte, als daß ich das alte Verhältnis wieder erneuert hätte.“ Trotzdem läßt er sein Verhältnis zur „Gartenlaube“ einschlafen und unternimmt noch zehn Jahre lang, nämlich von 1870 bis 1880, nichts zur Geltendmachung seiner Autorschaft, vielmehr sehen wir auch in dieser Zeit, wie durch Briefe beglaubigt ist, ihn fortwährend an den Meißnerschen Arbeiten mitbeschäftigt. Wie reimt sich das? Wenn er selbst sein Verhalten damit erklärt, daß er „eine gewisse Censur ausüben und oft mit nachhelfender Hand hätte eingreifen müssen, um Meißners Namen, der ihm mit angehörte, womöglich auf seiner Höhe zu halten und nicht sinken zu lassen,“ so ist diese Erklärung zwar selbstbewußt genug, aber doch recht unwahrscheinlich.

Das Dunkel scheint sich indessen bei unbefangener Betrachtung zu lichten: Es wird auch hier wieder das Geld der Ausschlag gebende Faktor gewesen sein. Diesmal aber nur noch für Hedrich. Meißner hat es gewiß längst bereut gehabt, sich so weit mit

seinem „Freunde", dessen wahre Gestalt er allmählich besser kennen lernte, eingelassen zu haben. Was sollte er aber machen? Das Eingeständnis seines litterarischen Kompagniegeschäfts dünkte ihn die Vernichtung seiner Existenz; lieber gab er dem Hedrich bedeutende Geldabfindungen — und damit war diesem auch wohl am meisten gedient. Im Jahre 1865 schon soll die Teilung aller Honorare zwischen den beiden verabredet sein; auch was aus Neuauflagen des „Ziska" und der Meißnerschen Gedichte einkam, wurde zu gleichen Teilen geteilt. Es begreift sich, daß dies vorteilhafte Arrangement, das er vielleicht schon damals durch gelegentliche Drohung mit der Geltendmachung seiner Rechte noch ergiebiger zu machen verstand, Hedrich immer wieder beschwichtigte; war es doch die beste Geldquelle, die er sich nur wünschen konnte.

Vom Jahre 1880 an wurde das anders; da beginnt Hedrich eine Handlungsweise, die man durch das Prädikat heuchlerisch nicht zu sehr brandmarken, mit ehrenhaft aber keineswegs mehr bezeichnen kann. Er will in diesem Jahre seine Frau in das Geheimnis seiner Autorschaft an Meißnerschen Romanen eingeweiht haben, und es ist nicht unmöglich, daß ihm von dieser Seite ein wirksamer Antrieb gekommen ist. Möglich auch, daß seinen Geldbedürfnissen von Meißner nicht mehr so willig Folge geleistet ist — wenn wir nämlich annehmen, daß er schon in den letzten zehn Jahren in dieser Beziehung einen Druck auf Meißner ausgeübt hat.

Genug, in diesem Jahre 1880 erschien er in Bregenz, wo Meißner bei seinem Schwager Bayer sich aufhielt, und „bei dieser Zusammenkunft flackerte das alte litterarische Verhältnis (das übrigens nie ganz geruht hatte) wieder auf." Hedrich geht jetzt darauf aus, seinem Mitarbeiter Fallen zu stellen, um ihn dadurch ganz in seine Hand zu bekommen und — so dürfen wir wohl annehmen — einen wirksameren Druck zur Gelderlangung auf ihn ausüben zu können.

Ahnungslos geht Meißner in die nun gestellten Fallen seines „Freundes", der seiner ehemaligen Selbstkritik, daß er „von Natur ein bischen Verstand und Teufelei empfangen habe," jetzt alle Ehre macht. Hedrich entwirft — wohl in alter Weise mit Meißner zusammen — den Roman „Die Prinzessin von Portugal" und gestaltet den Anfang des letzten Kapitels so, daß sich, wenn man die Anfangsbuchstaben der einzelnen, durch irgend eine Interpunktion getrennten Satzteile zusammensetzt, die Worte „Autor Hedrich" ergeben. Eine ähnliche Manipulation macht er in dem bald darauf unter Meißners Namen erscheinenden Roman „Norbert Norson", wo er noch außerdem gegen Ende eine neue Person einführt, die er „Chiuderato" nennt, ein Anagramm, das durch Permutation ebenfalls die Worte „Autor Hedric" ergiebt.

Endlich, um das Maß voll zu machen, schrieb er selbst ganz allein einen Roman „Die Schätze vom Sennwald" und vermochte Meißner dazu — nachdem er das Urmanuskript sorgfältig bei sich zurückbehalten hatte — diese Arbeit unter seinem (Meißners) Namen den Redaktionen verschiedener Blätter anzubieten. Nun war Meißner verloren und wäre es noch mehr gewesen, wenn das Manuskript irgendwo angenommen und gedruckt wäre, was aber nicht geschah.

Welche Macht Hedrich schon vorher über Meißner gewonnen hatte, erhellt u. a. daraus, daß der letztere für „Die Schätze vom Sennwald" im voraus 8000 Gulden zahlen mußte, die Hedrich, der in Monaco weilte und dort das Vermögen seiner Frau verspielt haben soll, wohl gerade dringend nötig hatte. Als nun Meißner aber — wohl infolge eines abermaligen Erpressungsversuchs von Seiten Hedrichs — die Augen aufgingen und er erkannte, in was für eine Falle er gegangen war, daß er entweder durch die unaufhörlichen Geldforderungen Hedrichs sich selbst zu Grunde richten, oder der Skandallust des Publikums preisgegeben und einen Teil seines „Ruhmes" verlustig gehen würde, da fehlte dem leichtherzigen Manne die moralische Kraft, der Zukunft fest ins Auge zu sehen; er verfiel des öfteren in Trübsinn, machte in einem solchen Anfalle einen Selbstmordversuch und starb bald darauf in Bregenz in den Armen seines Schwagers Bayer. Er selbst ist somit dem Ausbruch des Skandals entgangen.

Was nun weiter geschah, wie Hedrich mit Bayer verhandelte, von diesem abgewiesen, das Gericht in Anspruch nehmen wollte und zuletzt den ganzen Handel vor dem „deutschen Lesepublikum" ausbreitete, ist schon eingangs erzählt.

Dabei erhebt sich zum Schluß noch die auf die Zukunft bezügliche Frage: Was beabsichtigt Hedrich mit dieser seiner Publikation? Ist es ihm wirklich, wie er behauptet, nur darum zu thun, die Nachwelt über den wahren Verfasser der Meißnerschen Romane nicht im Zweifel zu lassen?

Man wird das nicht annehmen können, wenn man bedenkt, in welches Licht Hedrich durch diese Publikation selbst gestellt wird. Lieber doch ein ganz unbekannter, nie genannter Mann sein, und sollte man auch Schultze oder Müller oder gar Kulicke heißen, als den Namen Franz Hedrich tragen! Irren wir nicht, so verwahrte sich bald nach Bekanntwerden des Skandals ein anderer „Hedrich" öffentlich in den Zeitungen davor, der „Meißnersche" zu sein.

Wir dürften nicht fehlgehen, wenn wir hier zum drittenmal als Hauptmotiv der Hedrichschen Handlungsweise das Streben annehmen, um jeden Preis Geld zu machen. Zwar an den Meißnerschen Werken wird kaum noch etwas verdient, die buchhändlerische Abrechnung weist seit dem Tode Alfred Meißners nur eine Einnahme von 285 Mark 50 Pfennigen auf („Und darum Räuber und Mörder!" schließt K. Frenzel drastisch eine Kritik der Angelegenheit in der „Nationalzeitung"). Zudem würde Hedrich ohne gerichtliches Urteil keinen Anspruch an diese Erträge mehr haben. Da somit seine Geldquelle mit dem Tode Meißners versiegt wäre, so hat er zunächst offenbar auch Bayer einschüchtern und ihn auf friedlichem Wege zu pekuniären Abfindungen vermögen wollen.

Als dies aber nicht glückte, da war freilich ein Prozeß ein riskantes Unternehmen, das im schlimmsten Falle sogar viel Geld kosten, nie aber viel einbringen konnte. So blieb nur die Inscenierung eines öffentlichen Skandals, die dem Namen Hedrich eine wenn auch noch so traurige Berühmtheit verschaffen und sowohl den die Enthüllung bewerkstelligenden beiden Büchern, als auch den Werken, die nun in Zukunft von Franz Hedrich voraussichtlich noch erscheinen werden, vor allen Dingen den ominösen „Schätzen vom Sennwald", einen Verleger und einen Leserkreis sichern würden.

Daß diese Insinuation keine bloß untergeschobene ist, beweist eine Stelle in Hedrichs „Replik", wo er ausdrücklich auf die Zukunft verweist. Sie lautet so:

„Damit habe ich alles erschöpft, was nötig gewesen ist, um mein Verhältnis zu Meißner in das rechte Licht zu stellen, und überlasse fortan alles Uebrige der alles vermittelnden Zeit und der Wirkung meiner neuen Werke."

Nach einem Verleger für die „Schätze vom Sennwald" dürfte Hedrich jetzt kaum noch zu suchen haben. Hat doch auch Janke in Berlin seine erste Enthüllung „Alfred Meißner — Franz Hedrich" verlegt, offenbar mit Freuden, um den bei ihm zum Teil erschienenen „Meißnerschen" Romanen durch die Erregung der allgemeinen Aufmerksamkeit auf das Thema Meißner wieder etwas frischen Absatz zu schaffen. Leider beansprucht bis jetzt, wie es scheint, der Rittmeister Bayer das Recht auf das Manuskript der „Schätze", da Meißner für dasselbe bekanntlich schon 8000 Gulden im voraus bezahlt hatte.

Wann demnach Franz Hedrich die Firma Meißner in unveränderter Weise (so behauptet er), jedoch unter seinem eigenen Namen fortführen wird, ist noch nicht abzusehen; wir sind auch nicht neugierig darauf.

Alfred Meißner ist dahin. Sein Name wird in der deutschen Litteraturgeschichte überliefert bleiben, soweit er für dieselbe von Bedeutung war, daran hat Hedrich nichts ändern können; seine Persönlichkeit freilich hat durch Hedrichs Auftreten wesentlich verloren, daran wird alles Deuteln und Beschönigen seiner Verehrer und Kritiker nichts ändern können.

Auch Franz Hedrichs Name wird der Nachwelt erhalten bleiben. Wir gönnen ihr denselben lieber als uns!





Kaiserreisen im Mittelalter.

Von

Dr. Eberhard Schalden.

Die wiederholten Reisen, die Kaiser Wilhelm II. nach Antritt seiner Regierung in rascher Aufeinanderfolge unternommen, legen den Gedanken nahe, einmal die Frage zu erörtern, wie die großen deutschen Kaiser früherer Jahrhunderte in dieser Hinsicht zu verfahren pflegten, ob auch sie sich nicht nur dem Volke ihres Stammes zeigten, sondern auch Fahrten in ferne Gegenden nicht scheuten, um mit Land und Leuten aus eigener Anschauung bekannt zu werden, mit anderen Herrschern in günstige Verbindungen zu treten und Gaben der Freundschaft zu wechseln.

So viel auch sonst schon geschrieben ist über die ältere Geschichte der Kaiser, so fehlt es doch gerade über die hier in Betracht kommende Seite ihres Lebens an irgend welcher zusammenfassenden Darstellung, und dieser Umstand mag den Versuch entschuldigen, aus den zerstreuten Bemerkungen in den Werken von Grimm, Waitz, Schultz, Weinhold, Gasner und anderen Forschern ein Bild zu geben von den Kaiserreisen im Mittelalter.

Wie die junge Frau den Herd umschritt zum Zeichen dafür, daß sie von nun an des Hausfrauenamtes waltete, wie durch Umgehen oder Umreiten Land in Besitz genommen wurde, so war es von altersher das erste Geschäft des neuen Herrschers, sein Reich zu umreiten, es gleichsam dadurch, wie der Erwerber eines Grundstückes, in förmlichen Besitz zu nehmen. Kaum ist Konrad der Salier gewählt, so reist er, wie Wippo, sein Lebensbeschreiber berichtet, durch das Reich. Erst nach Aachen, dann nach Sachsen, dann nach Baiern und Ostfranken, darauf nach Allemannien. Auf diesen Reisen zeigte sich der Fürst seinen Unterthanen und festigte ihnen hergebrachtes oder verbrieftes Recht, wofür sie ihm huldigten. In ältester Zeit wurden dabei weder Eide noch Gelübde abgelegt. In der Schilderhebung und dem jubelnden Zuruf der Menge war die Huldigung begriffen. Mit Ausbildung des Lehnsrechts jedoch, seitdem auch die Fürsten ihrem Oberherrn eidlich sich verpflichten mußten, forderten sie auch von ihren Unterthanen Handgelübde und Schwur. An Stelle der Freiheit war der Zwang getreten. —

Nach alter Sitte wurden dem Könige, wenn er das Reich durchzog, die Mittel des Unterhalts geboten und reiche Geschenke dargebracht. Es fehlte dafür nicht an Gelegenheiten, wo die Großen des Reichs sich durch Gaben gewinnen oder für geleistete Dienste belohnen ließen. Als Konrad II. nach Italien, nach Burgund kam, suchte er

sich auch durch eine Freigebigkeit günstige Aufnahme zu verschaffen, die, wie sein Biograph rühmt, nicht ihresgleichen gehabt hatte. Heinrich II. spendete auf seinen Reisen besonders den Kirchen und Klöstern reiche Gaben. Dafür war die Kirche nicht unerkenntlich. So leistete der Bischof von Metz den schuldigen Dienst „nach der alten Gewohnheit der Franken". Besonders kamen die bedeutenderen geistlichen Stifte, Bistümer und Abteien hierfür in Betracht, in deren Händen sich königliche Güter und Rechte befanden. Höfe, die für den eigenen Gebrauch und Dienst des Königs vorbehalten waren, werden mitunter in alter Weise als Herrenhöfe bezeichnet oder man sagt genauer, daß sie für die Tafel des Königs bestimmt waren. Ein Verzeichnis späterer Zeit nennt ihrer 20 in Sachsen, 21 in Lothringen und Rheinfranken, 12 in Baiern und Ostfranken. Doch auch sie sind nicht immer im Besitz des Königs verblieben, bald wurde ein Teil der Einkünfte verschenkt, bald der Besitz selbst in fremde Hände gegeben.

Welche Summen waren aber auch für eine Hofhaltung nötig! Unter Otto I. wurden täglich 1000 Schweine und Schafe, 10 Fuder Wein, ebensoviel Bier, 1000 Malter Getreide, 5 Ochsen gebraucht, außer dem, was an Ferkeln, Hühnern, Wildpret, Eiern, Gemüsen u. a. zur Verwendung kam. Wenn nun auch auf der Reise die Anforderungen geringer waren, so war doch, zumal für ärmere Gegenden, die Last der Bewirtung oft drückend. Während daher die Karolinger noch häufig an einem und demselben Orte zu verweilen pflegten, hielten die späteren deutschen Könige nicht so oft an bestimmten Orten längere Zeit Hof. Es scheint das eben damit zusammenzuhängen, daß, wie der Wechsel des Aufenthalts auf der einen Seite Gelegenheit zur Ausbeutung des Rechts auf Unterhalt bot, so dadurch andrerseits die Leistung besser verteilt werden sollte. Denn es wird leicht als Last empfunden, wenn der König längere Zeit in derselben Provinz verweilte, wie es z. B. unter Heinrich IV. in Sachsen der Fall war, das deshalb „die Küche des Königs" genannt wird. Auch sonst ertönen Klagen. So legt ein Abt die Stelle nieder, weil er nicht länger die Forderungen des Königs befriedigen will. Ein anderer verpfändet ein Gut, da ihn „die durch den königlichen Dienst herbeigeführte Nothlage" dazu zwingt. Rather schreibt, daß die Anwesenheit König Otto's I. alles aufgezehrt habe, was er besessen. Der Bischof von Eichstädt erschrak nicht wenig, als er erfuhr, was alles Heinrich II. als Dienst in Anspruch nahm.

Doch gaben auch manche freiwillig mehr als nötig. Der Erzbischof von Mailand bot Konrad II. mehr als zwei Monate lang in reichlicher Weise Unterhalt, der Bischof von Bamberg nicht nur dem Könige, sondern teilweise auch den Teilnehmern der in seiner Stadt gehaltenen Versammlung. Sogar die Pferde des königlichen Zuges finden freie Unterkunft, wie das Straßburger Stadtrecht ausdrücklich bezeugt. „Das Königsfutter" wird in dem Abgabeverzeichnis eines Klosters als eigener Posten erwähnt.

Späterhin, als auch hier Zwang die alte Freiheit verdrängt hatte, als freie Gabe sich ganz allgemein in erzwungene Abgabe verwandelt hatte, pflegte das Volk doch noch bei feierlichem Anlasse gern Geschenke darzubringen. Die Bürger beschenkten, wie es in einem Liede heißt, den König mit so reichen Kleinodien, daß er wohl zufrieden sein konnte. Auf Schilden trugen sie vor ihm frisch geprägte Münzen in seine Schatzkammer. Und, wie es im Nibelungenliede schon heißt, wurde manches reiche Goldgefäß in Händen getragen, worin man den Gästen auf die Straße Wein brachte und sie willkommen hieß.

Nicht nur die Könige wurden jedoch aufs feierlichste aufgenommen, auch die in ihrem Namen und Auftrag erscheinenden Boten wurden mit hohen Ehren empfangen. Die Weistümer schildern das Einreiten der Herrschaft oder ihres Abgesandten mit merkwürdigen Umständen, die von hohem Alter zeugen. In dem Jülicher Waldweistum heißt es z. B.: „Item, so sall der markgreve van Gulich uf einem einoigich weisz pert sitzen, dat sall haven einen stochen sadel und einen lindenzoim und he sall haven zwein hagedorn sporen und einen weiszen staf."



„Ein vogt, wenn der mit eime probst zue handeln hette", sagt das Frankfurter Frohnhofsrecht von 1485, „soll er kommen mit zwölfthalb pferden, nemlich mit 11 pferden und einem mule (Maulesel); sol haben einen habich und darbei einen einaugichten hund; seinen pferden soll man futer geben bis über die naslöcher und strohe bis an den bauch, dem habich ein stangen oder rick hinder den pferden machen, und sollen die hunde bei dem habich hinder den pferden liegen. Dem vogt soll man decken einen tisch mit einem weiszen tuch und darauf ein semmelbrot und ein weiszen becher mit wein setzen, wil er dabei einen fürters haben, sol er es selbst bestellen. Dem vogt soll man ein bett bestellen, ob er über nacht bleiben wolte, mit brechendem leilachen, darbei ein feur one rauch bereiten." — In dem Büdinger Waldweistum von 1380 sind die Pflichten des Forstmeisters festgesetzt, die er auszuüben hat, wenn der Kaiser sich auf der Burg zu Gelnhausen befindet und jagen will. „— wan ein riche in der burg zu Geilinhusen lige, so sol ein forstmeister, der von alder gehorn darzu si, von recht dem riche halten einen wiszen bracken in der burg zu Geilinhusen mit betrauften oren und sol ligen uf einer siden koltern und uf eime siden kussin und sin leiteseil siden und daz halsbant silbern und uberguldet . . . unde wer iz, daz ein keiser und daz riche wolde ubir berg und iz den forstmeister manete, und so sulde he ime dienen mit eime wiszen rosse uf des riches kost und schaden. Und domite hette he sine lehen virdinet." J. Grimm hebt hervor, daß die Schilderung des kostbaren Jagdgeräts — die Armbrust, die in Gelnhausen dem Kaiser zur Verfügung steht, ist gleichfalls von höchster Pracht — die Erwähnung des Habichts neben den Hunden in die Ritterzeit des 12. und 13. Jahrhunderts hinaufgeht und einiges ihm noch altertümlicher scheint.

Fand nun gar bei Zusammenkünften mit fremden Fürsten oder deren Abgesandten Austausch von Geschenken statt, so wurden keine Kosten gescheut, um alles aufs herrlichste auszurichten. Goldene und silberne Gefäße, kostbare Gewänder empfing Knud von Dänemark und England, da er mit Konrad II. zusammentraf. Als Heinrich II. und Robert von Frankreich eine Zusammenkunft hatten, soll dieser, außer großen Beträgen an Gold, Silber und Edelsteinen, 100 Rosse mit Rüstungen, Heinrich dagegen 100 Pfund Gold als Geschenk dargebracht, beide aber so große Geschenke abgelehnt und nur ein einzelnes Stück angenommen haben, während dann die Begleiter reichliche Gaben erhielten. Mancherlei Kostbarkeiten schickte Otto I. nach Constantinopel und empfing reiche Erwiderung, als die Kaisertochter zur Vermählung mit dem Sohne nach Italien kam. Auch später bot der Verkehr mit dem griechischen Reich wie mit anderen entfernten Königen zu solchem Austausch Gelegenheit. Fortwährend kamen Gesandte mit Geschenken nach Deutschland und wurden ebenso entlassen.

So war durch altes Herkommen und Recht dafür gesorgt, daß des Fürsten überall wo er hinzog ein seiner würdiger, freundlicher Empfang wartete. Vergegenwärtigen wir uns nun nach den vorhandenen Nachrichten in kurzen Zügen den Hergang eines Königszugs in den älteren Zeiten der deutschen Geschichte.

Vor allem war es nötig, um das Fortkommen der Reisenden zu ermöglichen, die Wege in gangbaren Zustand zu versetzen. In der Nähe der Königsburg selbst waren die Straßen gut. Im „Beowulf" wird schon eine Straße erwähnt, die mit bunten Steinen gepflastert ist und an den Königshof führt. Weiter draußen im Reich war der Zustand der Wege jedoch oft trostlos. Die größeren Wege, die Staatsstraßen, wenn man sie so nennen will, laufen später meistens unter dem Namen Königsstraße. Oft sind es noch Abschnitte alter, verwahrloster Römerstraßen. Im bayrischen Volksrecht wird dieselbe Weggattung als der Weg bezeichnet, wo der Fürst geht. Auf ihm steht doppelte Sühne für das Vergehen des Sperrens. Der Sachsenspiegel giebt die Breite der Straße an: „des koninges strate sal sin also breit, dat en wage deme anderen gerumen moge." Das Münchener Salbuch von 1278 hat die Bestimmung: „ez sol auch der purkgraf vor dem herzogen reiten alle estrasze, die er wil, und sol ein

recht gemezzen sper fur sich in den sattel legen und als weit sol man im umb und umb die straze raumen." König Sigismund befahl, daß die Kuppler- und Frevelbußen zur Ausbesserung der Wege verwendet werden sollten, damit das Sündengeld „zu gute gebracht würde". Nicht immer konnten die Wünsche hoher Reisender erfüllt werden. König Ruprecht z. B. verlangt auf seiner Reise nach Italien 1401 von Venedig die Herstellung einer Brücke über die Piave, was ihm aber genügend guter Furten wegen abgeschlagen wird.

Das Ceremoniell bei derartigen Reisen war vorher Gegenstand eingehender Erwägungen. Karl IV., der seine Jugend in Paris verbracht hatte, reiste als 62jähriger, von der Gicht geplagter Mann nach Frankreich, um, wie er erklärte, zum heiligen Marcus zu wallfahren und den französischen König, seinen Schwiegersohn, wie dessen Familie noch einmal zu sehen. Anfang November 1377 verließ Karl Tangermünde, überschritt bei Cambray die Grenze seines Reichs und hielt am 22. Dezember daselbst seinen feierlichen Einzug, überall ehrerbietig begrüßt. Jede Gelegenheit jedoch, bei der Karl seine kaiserliche Würde hätte entfalten können, wurde sorgsam vermieden. Man sollte sehen, daß der Besuch nur freundschaftlichen Charakter trage, und daß der Kaiser in Frankreich keine Rechte besitze, die nur dem Landesherrn zukamen. Deshalb wurde dem Kaiser bei seinem Einzug in Paris ein Rappe entgegengesandt, weil er in die Städte seines Reichs auf einem weißen Pferde einzureiten pflegte. Mit peinlicher Sorgfalt wurde alles Ceremonielle behandelt, damit es nicht scheine, als ob dem kaiserlichen Gaste zu große Ehre angethan und damit dem französischen Stolze etwas vergeben würde. Als Gastgeschenke brachte der Kaiser reichen Schmuck der Pariser Goldschmiede, Reliquien und kostbare Bücher, unter letzteren eine Uebersetzung des Titus Livius von Peter Berchenr, „ein wahrhaft königliches Buch", nach Deutschland zurück.

Eine Handschrift der Bibliothek des Arsenals zu Paris enthält eine in Stackes Geschichte nachgebildete Miniatur, worauf die Begrüßung der beiden Herrscher dargestellt ist. Der französische König im Hermelin schüttelt mit abgenommener Krone seinem Gaste die Hand. Beide sitzen auf schabrackenbedeckten Pferden. Im Hintergrunde sieht man Bäume, die Mauern der Stadt und eine Windmühle. Die ganze Darstellung ist so genau, daß sie von einem Augenzeugen herrühren könnte.

Schon unterwegs offenbart sich die heilbringende Wirkung des königlichen Erscheinens. Eine leider nur aus späterer Zeit bewahrte Nachricht erzählt von einem sehr alten Gebrauch, nach dem Verwiesene ins Land zurückkehren dürfen, wenn sie sich an den feierlich einziehenden Fürstenwagen hängen. Auch im Norden mußte der neugewählte König, auf der Erikstraße einziehend, jeder Landschaft drei flüchtige Missethäter freigeben und in Frieden stellen. Eine Analogie zu dieser Sitte fand sich in dem Brauche fränkischer Könige, bei der Geburt eines Sohnes Gefangene ledig zu lassen.

Wo der Landesfürst erschien, sollte sein Nahen Freude verkünden. Kam er bei Nacht, so ward die Nacht dem Tage gleich gemacht. Schon in den ältesten Zeiten ließ man dem König einen kuhbespannten Fackelwagen folgen und denselben, wenn er beim Geleite an eine bestimmte Stelle gelangt war, anzünden und die Tiere weggehen. Als Johanna, Tochter Heinrichs II. von England, 1177 nach Palermo kam, um dort den König Wilhelm von Sicilien zu heiraten, und nachts anlangte, jubelte ihnen die ganze Stadt zu, „und so viele und so große Lichter wurden angezündet, daß man hätte glauben können, ein großer Brand wüte in der Stadt, und daß der Sterne Strahlen gegen den Glanz so großer Lichter gar nicht zur Geltung kommen konnten." Beim Einzug Kaiser Karls IV. in Lübeck wird erzählt, daß des Nachts aus allen Häusern Leuchten brannten, „und es war so hell in der Nacht, wie am Tage."

Den Bürgern der Stadt, in die der Fürst einreitet, wird zunächst befohlen, die Straßen und Plätze von Schmutz zu säubern und in guten Zustand zu versetzen. Wie nötig ein solches Gebot war, davon können wir uns heutzutage kaum noch einen Begriff machen. Noch im 16. Jahrhundert liefen in den größten Städten die Schweine Tag

und Nacht in den Straßen umher. Die Nürnberger Polizeiordnungen des 15. Jahrhunderts setzen zwar schon fest, daß die Schweine nicht mehr auf dem Pflaster laufen sollten, weil nicht nur Einwohner, sondern auch fremde Gäste und Fürsten diesen Brauch mißbilligt hätten, aber noch 1553 befiehlt der Frankfurter Rat dem Rentmeister wegen der Menge der auf der Straße sich umhertreibenden Schweine, welche viel Gestank machen, den Hundeschläger zu unterstützen, Hunde und Schweine totzuschlagen. Auf eifriges Bemühen des Reichsmarschalls werden 1562 aus Anlaß der Krönung Maximilians II. einige Straßen der Neustadt in Frankfurt a. M. und in Sachsenhausen vom Dünger gereinigt.

Die Ordnung des Zugs war in der Regel folgende. Was auf der Reise Bequemlichkeit schaffen konnte, wurde mitgeführt, Mundvorräte, Geräte aller Art, Betten und Zelte. Auf Saumtiere wurden Kisten und Kasten, Säcke mit Kleidern, Waffen und Geschenke aufgeladen. Der Troß zog voraus, ebenso die Köche und Knappen, dann folgten die Herrschaften mit ihren Rittern und Damen. Gewöhnlich ritten sie zu zweien, immer eine Dame und ein Ritter nebeneinander; der Ritter hatte die Pflicht, seiner Dame alle Kavaliersdienste zu erweisen. Aelteren Damen oder hochgeborenen Fürstinnen führte wohl auch ein Ritter ihr Pferd am Zaume. Ein solcher Zug dehnte sich, zumal wenn der ganze Hof auf die Reise sich begab, ziemlich lang aus. Musik durfte dabei nicht fehlen: Posaunen erschallten, daß Berg und Thal wiederhallten.

Wo Fürsten und Herren unterwegs ihr Quartier aufschlugen, da wurden ihre Banner aufgesteckt, so daß jeder sie leicht finden konnte, eine Sitte, die bekanntlich unser Kaiser für die Manöver wieder aufgenommen hat.

In ihren besten Feierkleidern zogen nun die Bewohner der Stadt den Ankommenden entgegen. Auf reich geschmückten Rossen reitend, begrüßten sie dieselben schon vor der Stadt. Die Straßen und Häuser sind mit Laub und Blumen und reichen Prachtstoffen aufs köstlichste geschmückt. Bunte Wandteppiche hängen von den Fenstern.

Ehrenpforten wurden erbaut, von einem Hause zum gegenüberliegenden waren Stricke gezogen, mit Laub und Lorbeer bewunden, mit kostbaren Seidenstoffen, ja mit goldenen und silbernen, edelsteinbesetzten Schmucksachen behängt. Räucherpfannen verbreiten köstlichen Duft, die Straßen sind mit Laub und Blumen bestreut, alle Glocken läuten. An dem Stadtthore entstand leicht ein solches Gedränge, daß mancher schwer verletzt wurde. —

Im Jahre 1331, als Ludwig der Baier nach Parma zurückkehrte, gingen ihm alle zu Fuß und zu Pferde entgegen, Männer und Weiber, Greise und Kinder, mit allen Bannern und Fahnen der Gemeinde, der Gewerke, der Dienstleute und Bauern der Stadt Parma. Knaben und Jünglinge, mit Baumzweigen und Kränzen geschmückt, tanzten und riefen: „er lebe, er lebe, Frieden, Frieden!“ — Ueber dem Fürsten wurde ein Baldachin getragen, sein Roß wurde am Zügel geführt, Edelleute hielten seine Steigbügel, und alle Glocken läuteten.

Kaiser Karl IV. zogen bei seiner Ankunft in Dortmund die Jungfrauen des Klosters zu St. Katharina, deren jede ein Stück Heiligtum trug, entgegen, ebenso die Predigermönche und Minoriten, die Kleriker und die Schüler der Reinoldsschule mit wohlriechenden grünen Kränzen im Haar und mit grünen Zweigen in den Händen. — König Sigmund kam 1414 gen Bern, „do ging man jm entgegen mit dem crütz, allen schulern und dem heiltumb. — do warend geordnet bî 500 knaben, unter 16 jaren alt, denen hat man zubereitet des rîchs panner, das trug ein michler knab, und die anderen knaben hat jeklicher des rîchs adler, ûff papier in einem schild gemalet, in einem schäpeli ûff sinem houpt. Das gefiel jm ser wol und sprach zu den herren, die mit jm rittend: ‚da wachst uns ein nüwe welt!‘“

Zuweilen wurden zu Ehren des zu Feiernden ganz neue Vorrichtungen ersonnen. Matthäus Paris berichtet von nie gesehenen Veranstaltungen. Graf Richard von Poitiers, der Schwager Kaiser Friedrich II., wird 1241 bei seiner Rückkehr vom Kreuzzuge in

Cremona auf Befehl des Kaisers festlich empfangen. Die Bürger der Stadt führen ihm den Elefanten des Kaisers entgegen, auf dessen Rücken ein Kastell aufgebaut ist, in dem Spielleute sitzen.

Isabella, die Schwester Heinrichs III. von England, landet als Braut Kaiser Friedrichs II. in Antwerpen. „Es kommen ihr auch alle Priester und Geistlichen aus den umliegenden Gegenden entgegen in feierlicher Procession, mit kostbaren Ornaten bekleidet, brennende Kerzen in schön geordneten Zügen tragend, unter Glockengeläute und Lieder der Freude singend. Unter ihnen fanden sich ein alle Künstler und Meister jeglicher Art von Musik mit ihren Instrumenten, welche die Kaiserin mit aller Hochzeitsfreudigkeit auf der fünftägigen Reise bis Köln geleiteten. Als dort ihre Ankunft bekannt wurde, zogen, mit Blumen und Putz geschmückt, in Festkleidern gegen zehntausend Bürger aus der Stadt ihr entgegen, die auf kostbaren Pferden ritten und Ritterspiele wie bei einem Turnier aufführten. Es kamen ihr auch Schiffe entgegen, die gleichsam auf dem Trocknen gerudert, aber durch Pferde gezogen wurden, welche versteckt, mit seidenen Decken behängt waren. In diesen Schiffen waren Geistliche, die mit wohlklingenden Orgeln eine sanfte Musik machten und den Zuhörern niegehörte Melodien zu deren Staunen ertönen ließen. Der Zug geht durch die Hauptstraßen Kölns, und damit die Damen auf den Söllern sie besser sehen können, nimmt die Kaiserin Hut und Mantel ab. Sie wird im erzbischöflichen Palast gastlich aufgenommen; die ganze Nacht singen und musicieren junge Mädchen, unter die die Braut selbst sich mischt." — Am 20. Juli heiratet sie der Kaiser zu Worms.

War mit dem Einreiten des Landesfürsten und der Huldigung zugleich die Besitzergreifung des Landes verbunden, so wurden dabei zum Teil höchst seltsame Gebräuche beobachtet. Die Herrschaft ritt auf Grund und Boden und ließ sich, nachdem sie vom Pferde gestiegen war, von Mann zu Mann huldigen, wahrscheinlich durch bloßes Geben der Hand. „Tretet herbei, ihr Männer, und greifet den Herren an!" heißt es in Zeugenaussagen von 1554. In vielen Gegenden, so in Holstein, Lauenburg, Braunschweig, Pommern, herrschte, wenn Belehnung dabei stattfand, folgender Gebrauch. Bei der Erb- und Landhuldigung treten die einzelnen Glieder der lehntragenden Familien der Reihe nach vor und greifen an einen Hut, den einer des Geschlechts dem Lehnsherrn reicht, oder auch an den Hut des Lehnsherrn selbst „und werden also belehnet". Der Hut ist von altersher Symbol der Übertragung von Gut und Lehen. Der feierlichste Hergang dieser Art fand noch im 13. und 14. Jahrhundert zu Kärnthen statt.

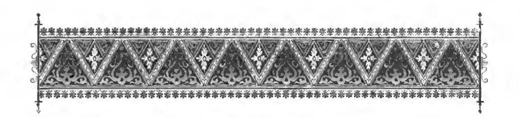
Es wird dabei angenommen, der neue Herzog müsse Land und Recht von dem Volke und durch dessen Stellvertreter, einen freien Bauersmann, käuflich empfangen. Dieser Herzogbauer, der Herzog in Kärnthen genannt, sitzt auf dem marmelsteinernen Herzogsstuhl in Zollfeld, um ihn das unzählbare Volk, des neuen Herzogs gewärtig. Dieser legt einen Graurock an mit rotem Gürtel und rauher Jägertasche, an den Füßen trägt er Bundschuhe mit roten Schleifen, auf dem Haupt einen grauen windischen Hut, über den Schultern einen grauen Mantel, einen Hirtenstab in der Hand. Geleitet von zwei Landherren naht er dem Stuhle, ihm zur Seite ein schwarzer Stier und ein mageres Bauernpferd, hinter ihm Adel und Ritterschaft in Feierkleid und höchstem Prunk, mit dem Panier und den Fahnen des Herzogtums. Sobald der Zug bei dem Marmelstein anlangt und der Bauer den Fürsten erblickt, ruft der Bauer in windischer Sprache: „Wer ist, der so stolz einherzieht?" „Der Fürst des Landes," antwortet die Menge. Darauf der Bauer: „Ist er ein gerechter Richter? Liegt ihm des Landes Wohl am Herzen? Ist er frei und christlich geboren?" „Er ist's und wird's sein," erschallt einstimmiger Ruf. — Für sechzig Pfennige, für Stier und Pferd, die Kleider des Herzogs und Freiheit von allen Abgaben verkauft nun der Bauer seinen Sitz auf dem Herzogstuhle, giebt dem neuen Fürsten einen leichten Backenstreich, ermahnt ihn zur Gerechtigkeit und steigt vom Stuhle. Alsobald setzt sich der neue Herzog darauf, schwingt das entblößte Schwert nach allen Seiten und gelobt dem Volke Recht und Gerechtigkeit. Zum

Zeichen seiner Mäßigkeit thut er einen Trunk frischen Wassers aus seinem Hute. Dann geht der Zug nach der in der Nähe auf einem Hügel liegenden St. Peterskirche zum Gottesdienst. Der Herzog legt darauf die Bauernkleider ab, schmückt sich fürstlich und hält mit Adel und Ritterschaft ein prächtiges Mahl. Am Mittage nimmt er sodann die Belehnungen vor. Den Ursprung der ganzen Sitte setzt der Predigermönch von Leoben in die Zeit Kaiser Karls um das Jahr 790 unter Herzog Ingo, der sich zum Christentume bekehren ließ. —

Wie verschiedene Gebräuche wir auch gewahrt sahen bei dem Erscheinen der Fürsten, Gebräuche, die im Grunde mit mythologischen Anschauungen zusammenhingen, und Gebräuche, die uns wie solche aus unseren Tagen anmuten, immer war es dasselbe Gefühl der Freude und Dankbarkeit, dem das Volk in mannigfacher Weise Ausdruck verlieh. Es folgte dabei dem Zug seines treuen Herzens, das sich leicht für Liebe und Größe begeistert, die ihm als Ausfluß göttlicher Majestät erscheinen.

Nach altem Heidenglauben zog alljährlich Fro, der Gott des Friedens und der Liebe, in Königs Weise durch die Länder, segenspendend, wo sein Fuß hintrat. Das Volk strömt dann seinem Wagen entgegen und bringt reiche Opfer. Dann hellt sich das Wetter auf und alle hoffen ein fruchtbares, friedliches Jahr. —

Unser Kaiser Wilhelm II. hat die uralte Sitte seines Volkes wieder aufgenommen. Er hat seine Länder bereist, mit fremden Fürsten Bündnisse geschlossen und reiche Geschenke getauscht. Wie vieles auch heute anders geworden ist, das eine ist geblieben: Der Glaube an die Zukunft unseres Volkes, die Liebe zu unserem Kaiser und seinem Hause und — trotz aller Stürme — die Hoffnung auf ein Weltalter des Friedens. —



Die Berliner Kunstausstellung.

Von

Hans Eisenträger.

Die diesjährige Berliner akademische Kunstausstellung bedeutet in dem zwischen München und der Reichshauptstadt entbrannten künstlerischen Wettstreit eine Niederlage. Das ist das allgemeine Urteil, und wer nur einen flüchtigen Rundgang durch die Räume des Ausstellungspalastes unternommen, muß es achselzuckend bestätigen. Die Ausländer fehlen gänzlich; der zweite Münchener Salon mag wohl auf sie eine größere Anziehungskraft ausgeübt haben, als die zwar kaufkräftige, aber im Punkt des Bilderkaufens allzu zurückhaltende Bevölkerung Berlins. Von einer größeren Kunstausstellung verlangt man mit Recht, daß sie entweder ein annähernd übersichtliches Bild vom Stand des Kunstlebens der Gegenwart, oder doch wenigstens von dem eines engeren Kreises, hier also der Berliner Kunst, geben soll. Beides ist nicht der Fall. Viele der ersten Namen deutscher Meister sind gar nicht vertreten, vor allem aber fehlen selbst die Berliner, auf einer Berliner Ausstellung gewiß doch ein allzu auffälliger Mangel. Die Ausstellung hat weder einen Menzel noch einen Gussow, weder einen Geselschap noch einen Fritz Werner aufzuweisen. Nur Altmeister Knaus ist mit einem mit bekannter Meisterschaft gemalten „Meraner Bauer" vertreten, und Anton v. Werner sandte noch in zwölfter Stunde ein Bild, das nicht einmal mehr im Katalog Erwähnung finden konnte. Von Nichtberlinern fehlt Lenbach, Gabriel Max, Angeli, Gentz, Defregger und viele andere, denen man sonst zu begegnen pflegte. So fehlt es denn auch der Ausstellung an einem Mittelpunkt, um den sich das allgemeine Interesse gruppiert, an einem Werk ersten Ranges und an solchen, die ihr ein bestimmtes individuelles Gepräge aufdrücken. Das Mittelgut überwiegt sichtlich, einen Ueberblick über die die Kunstwelt durchziehenden und beherrschenden Strömungen erhält der Beschauer nicht. Noch mehrere solche Ausstellungen, und um den Ruf Berlins als Kunststadt, den es seit Menzels jungen Tagen zu erringen bestrebt gewesen, ist es gethan.

Das hier Gesagte schließt selbstverständlich nicht aus, daß der 1550 Nummern enthaltende Katalog manch überaus tüchtiges Werk, manche an sich wertvolle Leistung, auch von jüngeren Talenten, aufweist, wenn auch keiner sich rühmen darf, einen durchschlagenden Erfolg davonzutragen. Man hat mancherlei Gründe aufgefunden, um diesen Mißerfolg zu erklären. Da ist zunächst der vielgerügte Mangel eines geeigneten, nur dem einen Zweck dienenden Ausstellungslokals. Zwar sind die Künstler in dem Ausstellungspalast am Lehrter Bahnhof diesmal besser gefahren, als im vorigen Jahr, wo die Bilder in den engen Räumen der Akademie übereinander geschachtelt wurden, aber

immerhin sind bis jetzt noch nicht die Bedingungen vorhanden, welche eine solche Veranstaltung zur Erzielung eines vollen Erfolges bedarf. Des weiteren wird die für Berlin ungünstig gewählte Zeit gerügt. Gerade diejenigen Kreise, welche Bilder sehen und Bilder kaufen, sind im Sommer von Berlin abwesend und kehren meist erst dann zurück, wenn die Ausstellung geschlossen ist. Die Berlin berührenden Fremden aber kommen nicht, wie das in München der Fall ist, der Ausstellung wegen, sondern nehmen sie im besten Fall zwischen erstem und zweitem Frühstück so eben „mit". Eine Verlegung auf den Herbst würde sicher das Interesse der reichshauptstädtischen Bevölkerung steigern und auch den Absatz vermehren. Vor allem aber müßte es für die Berliner Meister Ehrensache werden, mit ihren besten Arbeiten in der Stadt vertreten zu sein, in welcher sie ihren Wirkungskreis haben. Solange die einheimischen Größen es vorziehen, ihre Werke dem Münchener Salon zuzuwenden, werden sich die auswärtigen nicht bewogen fühlen, es anders zu machen. Der bisherige Gang der Dinge bleibt nicht nur im Interesse der Stadt Berlin, sondern auch vom Standpunkte der Entwicklung der deutschen Kunst überhaupt bedauerlich, da gerade in München die Freilichtmaler eine unbestrittene Herrschaft ausüben, gegenüber welchen eine Erstarkung der in Berlin gepflegten koloristischen Richtung sehr zu wünschen wäre.

Wie auf fast allen Ausstellungen der letzten zehn Jahre, ist das religiöse Historienbild fast gar nicht, das Geschichtsbild nur in ganz wenigen Exemplaren vertreten. Man darf das unsern Künstlern nicht zum Vorwurf machen, denn es ist doch im letzten Grunde nur eine Folge unserer gesamten sozialen und religiösen Verhältnisse. Jede Kunst ist schließlich doch nur ein Niederschlag der herrschenden Zeitströmung und ein Spiegel der die Zeit beherrschenden Ideen. Unsere Zeit mit ihren politischen und sozialen Kämpfen, mit ihrem wissenschaftlich aufgeputzten Materialismus und ihren alles historisch Gewordene mißachtenden Umsturzbestrebungen ist nicht geeignet zur Hervorbringung von Werken monumentalen Stils, geschweige denn von solchen, welche den Gedanken und Thatsachen des Christenthums und der christlichen Geschichte einen nach Form und Inhalt gleich mustergültigen Ausdruck geben. Aber auch zu einer wirklich nationalen Kunst, wie sie in dem so viel besprochenen Werk „Rembrandt als Erzieher" gefordert wird, sind kaum die Ansätze vorhanden, ein Mangel, der in dem noch so ungenügend entwickelten Nationalgefühl unseres Volkes seine Erklärung findet. Nur wenige Berufene sind es, die das Leben der Gegenwart künstlerisch zu gestalten imstande sind, denn die grau in grau gemalte Stumpfsinnigkeit hungernder Proletarier und die einseitige Betonung des im Gefolge der modernen Industrie einherschreitenden Elends, mit dessen Darstellung der Pariser und der Münchener Salon bevölkert ist, kann kaum als eine wünschenswerte Bereicherung des Stoffgebietes, geschweige denn als ein zutreffendes Spiegelbild des modernen Lebens angesehen werden. Zur Erreichung eines solchen gehört eben das Auge des Künstlers und nicht nur der Apparat des Photographen, der bei unsern Neuesten gar oft den fehlenden Inhalt ersetzen muß. Was technische Virtuosität anbelangt, so sind wir wohl bald an der Grenze des Erreichbaren angekommen, es wäre nunmehr Zeit, auch dem dargestellten Gegenstand etwas mehr Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen.

Wenn wir im beschränkten Rahmen eines kurzen Berichts einen flüchtigen Überblick über die Ausstellung zu geben versuchen, so können wir selbstverständlich nur das hervorheben, was entweder durch den Namen seines Urhebers, oder aber durch Eigenart des Stoffes oder der Behandlung die Aufmerksamkeit in besonderem Maße auf sich zieht. Allzuviel ist das nicht, und meist sind es bekannte Namen, die dabei genannt werden müssen. Unter den religiösen Bildern verdient eigentlich nur die „Kreuztragung Christi" von Fugel (Stuttgart) Erwähnung, eine figurenreiche Komposition, deren Stärke aber mehr in den realistisch gemalten Hohenpriestern und den Gestalten des Volks, als in der des Heilandes und seiner Mutter, wie des Jüngers Johannes liegt, deren doch nun einmal für alle Zeiten feststehender Typus erhebliche Variationen nicht

verträgt. Auch das Kolorit des Christuskopfes spielt zu sehr ins Leichenhafte und streift die Grenze des ästhetisch Zulässigen. — Eine „Maria" von Volz zeigt ein junges, ganz in Weiß gekleidetes, auf grasgrüner Gartenbank sitzendes Mädchen, im Hintergrund eine deutsche Dorflandschaft. Nur der den Kopf umrahmende Heiligenschein läßt ahnen, daß der Maler die Mutter des Heilandes darstellen wollte. — Hirschl in Wien kommt mit seiner „heiligen Cäcilie", die in etwas an Feuerbachs Formengebung erinnert, dem angestrebten monumentalen Stil schon näher. Die Zeichnung und Komposition sind edel, nur das Kolorit wirkt etwas bunt. In farbloser Nachbildung gewährt das Bild einen reinen Genuß.

Die Reihe der modernen Schlachtenbilder eröffnet der Düsseldorfer Rocholl mit seinem „Kaiser Wilhelm auf dem Schlachtfeld von Sedan", einem in über Lebensgröße gehaltenen Bild, das preußische Soldaten zeigt, die dem greisen Kaiser ihre Huldigung darbringen. Die Darstellung hat etwas von Apotheose an sich und wirkt deshalb nicht so unmittelbar, wie desselben Künstlers Episode aus der Schlacht bei Vionville, mit der er im vorigen Jahr einen durchschlagenden Erfolg errang. Die Soldaten sind mit einem kaum zu überbietenden Realismus gemalt. Dagegen läßt die Porträtähnlichkeit des Kaisers und des hinter ihm auftauchenden Kanzlers zu wünschen übrig. — Professor Schuch stellte sein im Auftrag des Staates gemaltes lebensgroßes Reiterbildnis unseres Kaisers aus. Trotzdem jedes Detail mit sorgfältiger Liebe behandelt ist, will es uns doch scheinen, als ob Schuchs Eigenart in diesen Arbeiten, mit denen er mit dem auf Wolken stehenden Reiterbild weiland Kaiser Friedrichs den Anfang machte, nicht so recht zur Geltung komme. Seine stimmungsvollen Heidebilder, die er mit Gestalten des dreißigjährigen Krieges bevölkerte, wie nicht minder seine figürlichen Motive, die er dieser trübsten Zeit deutscher Geschichte entnahm, haben ihm durch ihren malerischen Reiz die ungeteilte Anerkennung eingetragen, die ihm in gleichem Maße für seine jetzigen Arbeiten nicht geworden ist. — In das Gewühl des Schlachtfeldes führt uns Röchling mit seiner Erstürmung der Spicherer Höhen und des Geißbergschlößchens bei Weißenburg, beides Arbeiten, die durch ihre frappante Wiedergabe sowohl des Landschaftlichen als der Figuren, vor allem aber der Stimmung, fesseln. Man fühlt die heiße Luft des Hochsommertages über unsern schmutzbedeckten, im feindlichen Feuer vorwärtsstürmenden Soldaten flimmern. Die helle Mittagssonne hebt jeden Schatten auf, und dennoch tritt jede Einzelheit mit voller plastischer Wirkung hervor. Eine „Freilicht"-Malerei im besten Sinne des Wortes. — Schon nach Schluß des Katalogs, wie oben bemerkt, sandte der Direktor der Berliner Akademie, Anton v. Werner, eine der besten Arbeiten, die wohl je aus dem Atelier dieses Malers der „Haupt- und Staatsaktionen" hervorgegangen: „Kronprinz Friedrich Wilhelm an der Leiche des Generals Douay bei Weißenburg". Der Vorgang hat sich genau so zugetragen, wie ihn Werner schildert. Der Kronprinz trat nach Beendigung der Schlacht in das dürftig ausgestattete Zimmer eines Pächterhauses, in welches man die Leiche des gefallenen Generals gelegt. An dem mit Ueberresten von Speisen und Getränken besetzten Tisch lehnt ein französischer Militärarzt, der über den Toten Auskunft gegeben. Der Sieger von Weißenburg, gefolgt von seinem Stab, hat die Feldmütze abgenommen und betrachtet, nicht ohne Rührung in den ritterlich schönen Zügen, den toten Gegner. Die Köpfe sind sämtlich mit vollendeter Porträtähnlichkeit wiedergegeben. Durch das Fenster fällt der Blick auf die Dorfstraße, die von deutschen Soldaten wimmelt. Der Gegensatz des Lagerlebens da draußen und der stillen Scene, welche sich hier drinnen abspielt, verstärkt noch das Eigenartige der Stimmung, welche der Maler hier durch die von keiner Reflexion beirrte Wiedergabe des Geschauten hervorruft. Bei keinem der bekannteren Bilder Werners wird wohl das Gemüt des Beschauers so angeregt, als bei diesem, wo nicht die Uniformen und Ordenssterne, sondern ein Akt fürstlicher, echt menschlicher Pietät fesselt. —

Das historische Genre ist außer diesem Werk nur noch durch ganz wenige Arbeiten

vertreten, welche nennenswert sind. Röchling mit seinen „Franzosen in der Pfalz“ verdient auch hier an erster Stelle genannt zu werden, da er sich in seiner Darstellung bergehoch über die sonst sich breit machende Modellmalerei erhebt und uns deshalb an die Wirklichkeit dieser plündernden und zechenden Rotte glauben macht. — Professor Becker, der vor einem Menschenalter den Berlinern zeigte, was Farbe ist, schafft noch immer rüstig weiter, und wenn auch sein für einen Speisesaal bestimmtes Bild „aus der Zeit der Mediceer“ nichts Neues sagt, so erfreut es doch wie alle Arbeiten des Meisters durch seine koloristischen Reize, die einen wohlthuenden Gegensatz zu dem nüchternen Grauweiß der jüngsten Schule bilden. —

Das Genrebild stellt wohl, wenn wir die Landschaften ausnehmen, von denen ganze Massen vorhanden, die größte Zahl zu den Nummern des Katalogs. Aber die Qualität entspricht nicht der Quantität. Es sind die alten, oft gesehenen Motive, welche uns entgegentreten, die bekannten glücklichen und unglücklichen Liebespaare, das erwartende Mädchen, die Trinker-, Spiel- und Kinderstubenscenen, die mit irgend einem mehr oder minder zweckentsprechenden Aufputz versehenen und dann mit dem Titel „Sehnsucht“, „Träumerei“, „Hoffnung“, „Der Morgen“ u. s. w. belegten Modelle, alles willkommenes Futter für illustrierte Familienzeitschriften, aber nur selten ein Bild, das durch Stoff und Behandlung zu fesseln vermöchte. Und die wenigen Arbeiten, welche das fertig bringen, tragen bekannte Namen. Da ist Knaus, der auch in diesem Jahre der Ausstellung treu geblieben, mit einem „Meraner Bauer“, einer Studie, die des Meisters Können in jedem Pinselstrich dokumentiert, dort Brütt (Düsseldorf) mit einem „In der Gallerie“ betitelten Bild, das eine Fülle scharf beobachteter und mit anschaulicher Treue wiedergegebener Typen auf seiner Leinwand vereinigt: von dem verwundert dreinschauenden bäuerlichen Ehepaar und den in ihre Arbeit versunkenen kopierenden Malern, bis zu dem alten Herrn, der mit dem Bädecker in der Hand und dem Töchterchen am Arm, vorschriftsmäßig auf der Reise auch die Gallerie „mitnimmt“. — In scharfer Beobachtung des Lebens unserer Tage wird Bockelmann so leicht nicht übertroffen. Mit seinem „Streik“ führt er uns mitten hinein in die Kämpfe unserer Zeit. Der Schauplatz der Scene ist eine Schreinerwerkstatt. Die Gesellen fordern vom Besitzer, einem behäbig aussehenden „Bourgeois“, höheren Lohn. Den Kontrast zu den zürnenden, aufgeregten Arbeitern bildet eine im Vordergrund des Bildes befindliche Gruppe von Arbeiterfrauen, die mit gespanntem Interesse den Ausgang der Differenzen erwarten, und mit ihm wohl auch eine Aufbesserung ihres Haushaltsgeldes, das, nach ihren kummervollen Mienen zu schließen, in der letzten Zeit wohl meist ausgeblieben ist.

Neben Liebermanns „Weberstube“ ist ein solches Bild, wie das Bockelmannsche, eine wahre Erquickung. Wenn die Kunst darin bestände, die Armut noch armseliger darzustellen als sie ist, die Arbeiter verkommener und stumpfsinniger als sie sind, dann wäre Liebermann, der sich in Paris gänzlich französiert hat, ein bedeutender Künstler. So können wir in ihm nur einen Vertreter einer Richtung erblicken, die in ihrer Einseitigkeit und Uebertreibung im besten Fall nur einen Durchgangspunkt zu einer neuen Entwicklung bildet. — Daß man „arme Leute“ malen kann, ohne unästhetisch zu werden, beweist der Düsseldorfer Heichert mit seinem: „Wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Ein Veteran der Arbeit, der sich auf dem Schlachtfeld der Industrie seine Wunden geholt, liegt auf dem Krankenbett, das ihm zum Sterbebett werden soll. Seine alte Lebensgefährtin, die Freud und Leid mit ihm getragen, liest ihm aus dem vergilbten Bibelbuch den Spruch vor. Ein letzter Sonnenstrahl fällt in das ärmliche Gemach, in dem bald ein Menschenleben zur Rüste gehen soll. Das Bild ist „realistisch“, und doch voll Poesie, die Arbeit eines echten Künstlers. — In die Kreise der Gesellschaft von Berlin W. führt uns Warthmüller, einer der talentvollsten der jüngeren Maler Berlins, mit seiner „Ballpause“, Blunk schildert eine lustige Manöverscene, und Professor v. Heyden in einem figurenreichen Gemälde einen Unglücksfall in einem Bergwerk, das in etwas an Menzels berühmtes Eisenwalzwerk erinnert.

Von sonstigen „Unglücksfällen“ sind wir glücklicherweise verschont geblieben, nur der Prager Professor Schikaneder erfreut starknervige Naturen durch eine gemalte Mordgeschichte, „Mord im Hause“ betitelt, ein Bild, das mit seiner Blutlache um den Körper eines entseelten Mädchens der Schreckenskammer des Panoptikums zur Zierde gereichen würde.

Unter den Werken des Porträtfachs finden sich gute und vorzügliche Arbeiten. Allen voran verdient das Porträt Windthorsts von Frau Parlaghy-Krüger genannt zu werden, in dem wie in wenigen Bildnissen die Summe der Charaktereigentümlichkeiten, ja des ganzen Wesens des Dargestellten in erschöpfender Weise gezogen ist. Die fast anspruchslose Technik erhöht den Reiz dieser durchgeistigten Arbeit. — Konrad Kiesel, der im vorigen Jahr mit seinem Porträt der Kaiserin einen durchschlagenden Erfolg errang, brilliert diesmal mit mehreren Damenporträts, in denen seine elegante Malweise, sein geschmackvolles Arrangement und seine unbedingte Treffsicherheit wahre Triumphe feiern. Daß er bei allen Konzessionen an den Geschmack seiner Auftraggeberinnen seine künstlerischen Ziele nicht aus dem Auge verliert, verdient ihm hoch angerechnet zu werden. — Neben ihm hat Sichel, ebenfalls ein berufener Schilderer weiblicher Schönheit, mit seiner „Judith“ einen schweren Stand. Koner stellt zwei nach dem Leben gemalte Porträts des Kaisers aus, die sich neben packender Aehnlichkeit durch ihre plastische Wirkung vorteilhaft auszeichnen. Auch Meyerheim, der Maler so vieler ergötzlicher Tierscenen, ringt mit seinem Bildnis einer hiesigen Sängerin auf dem Felde des Porträts mit den Spezialisten des Fachs um die Palme. Ein für das Gebäude der Reichsbank bestimmtes Porträt des verstorbenen Reichsbankpräsidenten v. Dechend von Professor Scheurenberg zeigt die bekannten Vorzüge dieses ebenfalls in allen Sätteln gerechten Meisters. Eine frühere Schülerin von ihm, Fräulein Mershausen (Kassel), beweist mit einem lebensgroßen Porträt ihrer Mutter, daß sie selbständige Bahnen eingeschlagen. Graf Harrach, der auf keiner Berliner Ausstellung fehlt, bringt die beiden Porträts zweier Schwestern auf einem Doppelbild vereinigt, das trotz seiner etwas porzellanhaften Glätte als eines der besten der Ausstellung gelten kann.

Von den ausgestellten Landschaften auch nur die besten zu erwähnen, würde zu weit führen. Genug, daß Bracht, Schönleber, Baisch, Carl Ludewig, Flickel, Eschke, Gude, Normann und Skramstad vertreten sind. Einige Arbeiten dieses Meisters lassen einen Einfluß der Freilichtrichtung erkennen, der sich allerdings nur in gewissen Grenzen hält. Wenn irgendwo, ist ja auch das Prinzip der Hellmalerei auf dem Gebiet der Landschaft berechtigt, und wir haben denn auch, ehe noch der Name existierte, Landschaften unserer besten Maler gesehen, welche die Wirkung von Luft und Sonne mit einer Wahrheit zur Darstellung brachten, die durch keinen der Neueren übertroffen wird.

Größere Bildhauerwerke sind nur wenige vorhanden, dafür desto mehr Arbeiten kleineren Stils, Bronzen, Statuetten, Porträtsbüsten rc. rc. Unter den ersteren verdient an erster Stelle Locks (Berlin) „Kreuzabnahme“ genannt zu werden, eine Kolossalgruppe von schöner Komposition, eine Arbeit ernsten Stils, wie sie heutzutage selten sind. — Der „Friede, von Waffen geschützt“, ist aus dem Atelier Manzels (Berlin) hervorgegangen, eine Gruppe von zwei Figuren, die nicht ganz zu einem einheitlichen Gesamtbild verschmolzen sind. — Etwas vom keuschen Reiz der Antike trägt Brütts „Eva“ an sich, die ihre beiden Kinder auf dem Arm trägt. — Den vollsten Gegensatz zu dieser edlen Auffassung des Nackten bildet eine von Neumann (Berlin) modellierte Dame, welche ohne Kleider, nur mit einem Opernglas ausgerüstet, „am Strande“ (so betitelt sich das Werk) sitzt, wahrscheinlich um die vorbeisegelnden Schiffe zu beobachten. Wie man ein solches Werk auf einer akademischen Ausstellung zulassen konnte, ist uns, wie vielen Besuchern unklar geblieben. — Von dem Hutten-Sickingen-Denkmal auf der Ebernburg haben die Gebrüder Cauer das Modell ausgestellt, eine Statue des Großen Kurfürsten von Lürssen, und eine solche Friedrich I. darstellend, von Wolff, sind für

das neue Berliner Polizeigebäude bestimmt, und werden wohl erst an Ort und Stelle sich völlig geltend machen. — Eine Kolossalbüste weiland Kaiser Wilhelm I. von Mauthe, ein „Hermes" von Professor Herter und zwei Sockelfiguren von Brunow, für das Denkmal des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg bestimmt, dürfen als mit zu dem Besten der Ausstellung zählend nicht unerwähnt bleiben.

Der Vorschläge, der Berliner akademischen Ausstellung eine größere Zugkraft als bisher zu sichern, sind mancherlei. Zunächst dürfte die Herstellung eines würdigen Ausstellungslokals ins Auge zu fassen sein. Dann aber müßte, wie schon oben bemerkt, wohl der Zeitpunkt der Eröffnung in den Herbst verlegt werden, statt in die Bade- und Reisezeit. In erster Linie aber wird man innerhalb des akademischen Senats mit dem dort herrschenden Bureaukratismus brechen und, wie in München, die Berliner Künstlerschaft in ihrer Gesamtheit zur Erreichung der gestellten Ziele heranziehen müssen. Erst dann wird man auf eine fruchtbringende Entwicklung des Kunstlebens der Reichshauptstadt rechnen dürfen.



Ein Briefwechsel.

Halle a. d. Saale, Königl. Pädagogium, den 14. Juli 1890.

Hochgeehrter Herr Windhoff!

Gestatten Sie mir eine ganz ergebene Bitte. Sie stehen im Briefwechsel mit Ihrem „lieben alten Freunde" Karl Schulz. Er ist mein Namensvetter, und ich daher auch der seinige. Wir sind aber auch in unseren Gesinnungen verwandt. Darf ich Sie wohl bitten, ihm meinen Gruß zu übermitteln? Wenn ich an ihn selbst schriebe, so würde mein Brief ja gewiß nach Hohensalchow befördert werden. Aber trotz unserer Namensvetterschaft und Gesinnungsverwandtschaft wage ich es doch nicht, mich unmittelbar an ihn zu wenden. Denn er ist augenscheinlich ein Grundbesitzer. Ich aber habe nur die Ehre gehabt, einmal dafür gehalten zu sein. Es war in der Zeit, als man noch glaubte, Deutschland durch Sängerfeste einigen zu können. Ein solches hatte unter Beusts hoher obrigkeitlicher Bewilligung in Dresden stattgefunden. Da fuhr ich von Falkenberg aus mit einem von Dresden kommenden Grafen Lynar auf der Eisenbahn zusammen. Er hatte die Kreuzzeitung neben seinem Platze liegen und war so freundlich, sie mir zum Lesen zu überlassen. In einem daran sich anknüpfenden politischen Gespräche kam es zu Tage, daß er mich für einen Rittergutsbesitzer hielt. Seit ich diese Ehre aus Wahrheitsliebe ablehnen mußte, fühle ich so recht den Abstand zwischen einem Grundbesitzer und mir.

So sehr ich nun die Gesinnung Ihres Freundes Karl Schulz in Bezug auf die Wichtigkeit des Glaubenslebens teile, so muß ich doch auch Ihnen darin Recht geben, daß man verkehrten Lehren entgegentreten muß. Ich habe mich herzlich darüber gefreut, wie Sie das an Beispielen nachgewiesen haben.

Hochachtungsvoll ergebenst Dr. Karl Schulz.

Schwerin, den 29. Juli 1890.

Sehr geehrter Herr!

Mit Vergnügen ersehe ich aus Ihrer Zuschrift, daß Sie gerade so einen prächtigen, ehrlichen Namen tragen, wie mein alter Schul- und Universitätsfreund, der Gutsherr von Hohensalchow.

Leider ist es mir nicht möglich, auch mit Ihnen einen regelmäßigen Briefwechsel zu unterhalten, aber diesmal kommen Sie wirklich gerade wie gerufen. Mein alter Freund hat mich nämlich im Stich gelassen. Er ist offenbar durch Erntearbeiten vollauf in Anspruch genommen, denn vor einigen Tagen bekam ich eine Karte mit folgenden lakonischen Worten:

„Kann jetzt keine Schreibereien machen; habe Wichtigeres zu thun! Nächsten Monat, so Gott will! K. S."

Da saß ich nun, und nur der Umstand konnte mich trösten, daß der Drucker mir wiederholt versichert hatte, es sei eigentlich diesmal gar kein Platz mehr für den Briefwechsel. Aber trau' einer den Druckern! Zuletzt haben sie immer noch eine Seite oder

gar zwei zu füllen und verlangen allen Ernstes, daß man immer das an Länge passende Manuskript für sie vorrätig hat! Da wird zur Beantwortung Ihres freundlichen Briefes wohl auch noch Platz sein, und der Hohensalchower wird sicher nicht eifersüchtig auf Sie werden, soviel kenne ich ihn.

Sie bedauern, nicht Grundbesitzer zu sein und denken noch mit wehmütigen Gefühlen an jene Stunde zurück, wo Sie einst für einen solchen gehalten wurden. Es ist auch in der That schade, denn das Haupterfordernis des Landwirts, die ökonomische Anlage, scheinen Sie in vollem Maße zu besitzen: es war mir sehr interessant, aus der Rückseite Ihres geschätzten Schreibens zu ersehen, daß Stöckel und einige andere Jünglinge um die Erlaubnis bitten, einige Stunden ausgehen zu dürfen; hoffentlich haben sie dieselbe s. Z. erhalten

Für diesmal muß es nun wohl genug sein, sehr verehrter Herr Doktor. Ich sehe eben aus dem „kleinen Kürschner", daß es unter den ausübenden Schriftstellern in Deutschland noch zwei Herren Ihres Namens giebt. Es ist mir ein angenehmer Gedanke, daß diese Herren mich auch noch „anzapfen" könnten, da ich voraussetze, daß die Zuschriften derselben ebenso liebenswürdig sein werden, wie die Ihrige, und es wird mir immer eine Freude sein, wenn Sie gelegentlich wieder Ihrem Namensvetter beispringen wollen.

Ihr sehr ergebener A. Windhoff.

Hochsommer im Norden.

1890.

Horch! wie es tobt, des Regens kalt Gebrause
Hüllt Land und Laub in feuchte Schleier ein;
Es heult der Sturm und zerrt an meinem Hause,
Kalt die Natur! — Und doch soll Sommer sein?
Kein Sonnenstrahl durchdringt die Wolkenzüge,
Die unaufhaltsam aus dem Westen ziehn!
Wie! Sommer wärs? — Es spottet dieser Lüge
Des Feuers Schein im knisternden Kamin.

Einst war ich jung und hab in frohen Stunden
Auch solchen Sommers mich als Kind gefreut.
Wenn nur der Lenz den Winter überwunden,
Hat Jahr um Jahr sich mir die Lust erneut.
War nur der Schnee im Sonnenstrahl vergangen,
Schien nur die Sonne, ob auch matt, der Welt:
Mir war sie warm und leuchtend voller Prangen,
Stand doch verjüngt im Grünen Wald und Feld.

Dann zog ich aus. Und fern auf fremden Bahnen
Hat mich das Schicksal wirbelnd umgeführt.
Ich hab geruht im Schatten der Platanen,
Hab mildrer Sonne schönres Licht gespürt.
Ich sah am Fels den wilden Kaktus ranken,
Ich sah die Traube in der Glut gedeihn,
Im linden Weste die Zitronen schwanken,
Und träumte schauernd im Cypressenhain.

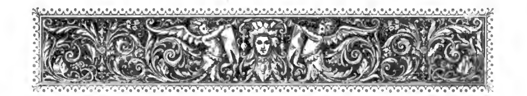
Nun bin ich alt und nord'sche Sommertage
Sie zogen wieder viel an mir vorbei,
Der Kälte Gram, des Sturmes wilde Klage,
Des grauen Regens ewig Einerlei.
Ich bins gewohnt, doch unerbittlich wieder
Ersehnt das Herz des Südens mildes Licht,
Wie Melodie verklungner holder Lieder
Stirbt die Erinn'rung, doch die Sehnsucht nicht.

Was ich erlebt — es will ein Bild mir zeigen.
Die Welt des Scheins — einst schien sie Licht und Glück.
Und ließ mir doch auf irren Wandersteigen
Nur Drang und Durst nach Licht und Glück zurück.
Bis mich im Nebel, den ich selbst gewoben,
Ein Sonnenstrahl, ein Himmelslicht erreicht
Und mir im Glanz, im Goldesglanz von oben
Ob auch von fern ein neues Reich gezeigt.

Dort trieb michs hin. — Doch was vom ersten „Werde"
Der Mensch erfahren, den ein Weib gebar,
Empfand auch ich, daß dies kein Reich der Erde,
Daß es ein Land der heil'gen Sehnsucht war.
Daß es ein Land, im Kampfe zu erstreiten,
Daß tiefe Kluft uns unerreichbar trennt,
Ein Kanaan, darein uns nur von Weitem,
Ja nur von fern der Hoffnungsblick gegönnt.

O Menschenloos! Ein Wandern ohn' Ermüden,
Ein Hoffnungstempel, den der Glaube baut,
Ein Weg im Schmerz, daß wir im fernen Süden
Einst schön'rer Sonne voll'res Licht erschaut.
Ein Weg im Glück, wenn er uns einst mit Bangen
Durchdrang, erwärmt, der Strahl vom Himmelslicht.
Bleibt auch der Glaube Sehnsucht und Verlangen,
Laß das Verlangen, laß die Sehnsucht nicht!

Dann grünt dein Sommer, ob der Schnee der Jahre
Sich zitternd legt auf Haupt und auf Gestalt,
Dann blickst du lächelnd über Grab und Bahre,
Dann bleibst du warm, ist auch dein Sommer kalt.
O schütze sie, die Glut in deinem Innern,
Thu dich ihm auf, dem Strahl vom fernen Licht.
Und wär' dein Glaube schmerzliches Erinnern,
Einst kommt der Tag! — Laß nur die Sehnsucht nicht!



Monatsschau.

Politik.

Die konservative Partei hat wieder einmal den anderen Parteien das bedauerliche Schauspiel gegeben, innere Zwistigkeiten öffentlich auszutragen. Und leider ist es auch in diesem Falle die „Konservative Korrespondenz“ gewesen, die den Streit verschuldet hat. Wohl ist es bekannt, daß seit Jahr und Tag ein Riß durch die Partei hindurchging. Auf der einen Seite die Grundsätzlicheren, welche als unabhängige Partei sich auf die eigenen Füße stellen wollten, auf der anderen die Mittelparteiler, welche um jeden Preis den Wünschen des Fürsten Bismarck entsprechen und sogar den Lieblingswunsch desselben durchzuführen bereit waren: die konservative Partei in der Versenkung eines dunklen „Kartells“ endgültig verschwinden zu lassen. Man hoffte, daß mit dem Scheiden des Fürsten Bismarck die Sache besser werden, und daß vielleicht Minister von Puttkamer der anerkannte einzige Führer und Hersteller innerer und äußerer Einheit werden würde. Leider ist davon bisher nichts zu spüren gewesen. Der Streit läuft weiter.

Naturgemäß kam der Spalt in der Fraktion seit lange auch in der Presse zum Ausdruck. Freilich in sehr ungleichartiger Verteilung. Denn ziemlich alle Blätter standen auf der unabhängigeren Seite. Aber wie die Minorität stark genug war, sich in der Parteileitung maßgebend zu behaupten, so wußte sie sich auch ein publizistisches Organ zu schaffen, die „Konservative Korrespondenz“, ein unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinendes und nur für Redaktionen bestimmtes Blatt, wie es alle Parteien in Berlin herausgeben, um politische Notizen an ihre Presse gelangen zu lassen.

Diese „Konservative Korrespondenz“ war nun aber ein nach Form und Inhalt völlig verfehltes Unternehmen. Der Redakteur erwies sich einerseits als technisch völlig unbekannt mit den Bedürfnissen der Presse, die er bedienen sollte. Und andererseits verkannte er seine Aufgabe derart, daß er überhaupt nicht dienen, sondern die Presse leiten und regieren wollte. Brachte das eine oder andere Blatt Artikel, die ihm nicht recht waren, so wusch er den betreffenden Redakteuren den Kopf.

Selbstredend war die konservative Presse mit diesem Zustand wenig einverstanden. Als einzige Blätter, welche die „Konservative Korrespondenz“ abdruckten, waren im Laufe der Zeit die liberale „Kölnische“ und die offiziöse „Norddeutsche“ übrig geblieben. Dagegen traten die 20 Redakteure der größeren Parteiblätter vor 3 Jahren in Hannover zusammen und richteten eine Eingabe an den Parteivorstand, den beklagenswerten Uebelständen abzuhelfen.

Darauf ist weder Abhülfe noch Antwort erfolgt, sondern der ganze Mißstand beim alten geblieben. Die deutschkonservative Presse blieb für ihre Berliner Informationen auf nationalliberale und freikonservative Quellen angewiesen. Und auch der Abgang des Fürsten Bismarck hat, wie gesagt, keinen Wandel geschaffen.

Nun ist jüngst wieder Streit daraus entbrannt, daß die „Konservative Korrespondenz“ ganz unbegründete Angriffe auf einen um die konservative Partei bestverdienten Mann



gerichtet hatte, den vormaligen Redakteur in Bielefeld und jetzigen Pfarrer Dietz in Hessen. Selbstredend nahm sich die ganze Presse einstimmig des Angegriffenen an, wurde aber dann in stummes Staunen durch die Erklärung der „Konservativen Korrespondenz" versetzt, daß dieselbe Fraktion, welche der Arbeit des Herrn Dietz ohne Zweifel mehrere Mandate verdankt, die Angriffe auf diesen Vorkämpfer der konservativen Sache offiziell gutheiße.

Die publizistischen Betrachtungen, welche dieser Erklärung folgten, nahmen erklärlicherweise zum Teil einen recht bitteren Charakter an. Ganz ohne Erfolg scheinen sie indes nicht geblieben. Denn die „Konservative Korrespondenz" soll nun nicht mehr gratis verschickt werden, sondern nur gegen hohes Abonnement zu beziehen sein. Hoffentlich hilft das. Denn nach unserer Kenntnis der konservativen Preßzustände dürfte es kaum ein einziges Blatt geben, das in der Lage wäre, sich diese Luxusausgabe zu gestatten. Und anderweitige Versuche, die „Norddeutsche Allgemeine" zum Partei-Organ zu machen, können auch wohl als endgültig abgethan betrachtet werden.

In der inneren Politik ist es im übrigen ganz still geworden. Nur in Friedrichsruh giebt ein Reporter dem anderen die Thürklinke in die Hand. Bald ist es die innere Politik, die der ehemalige Kanzler behandelt, bald die auswärtige. Daß alle diese Auslassungen von starker Verbitterung zeugen, ist bekannt. Und es wäre kaum der Mühe wert, immer wieder auf dieselben zurückzukommen, wenn nicht neuerdings teils die anfechtbaren Behauptungen sich in merkwürdiger Weise häuften, teils die Bemerkungen zur großen Politik immer mehr geeignet würden, unserm auswärtigen Amt die größten Unbequemlichkeiten zu schaffen. Von allen den Fehlern, die zu seinem Sturze beigetragen haben, läßt Fürst Bismarck nicht einen einzigen gelten. Ueber die Stellung des Ministers zu seinem Monarchen stellt er Thesen auf, die in Erstaunen setzen müßten, wenn nicht ein verwöhnter Mann der Erfolge sie aufstellte. Auch in der sozialen Frage will er nicht im falschen, sondern im rechten Augenblicke Halt geboten haben. Von besonderer Verkennung eigener Schuld zeugen seine Anklagen gegen die deutsche Presse. „Unserer Presse im ganzen fehlt die Ueberzeugung; Mut hat eigentlich nur die sozialistische Presse" — meinte Fürst Bismarck. Und wenn er dann speziell „Post", „Kölnische" und „Norddeutsche" nannte und sich wundert, daß diese im Handumdrehen von ihm abgefallen, so fragt man doch unwillkürlich, ob wirklich der Fürst allein in Deutschland nicht gewußt, daß diese Blätter reine Geschäftsblätter sind, die mit Gefühlen und Ueberzeugungen nichts zu thun haben, ob er wirklich allein in Deutschland nicht gemerkt hat, daß durch sein System, immer nur mit den allerstärksten Gegensätzen zu arbeiten, mit der blinden Ergebenheit und dem tötlichen Haß, keinem anderem das Leben schwerer gemacht ist, als den wahren Freunden der Regierung. Mag der Fürst das Wort gesprochen haben oder nicht: „Anständige Leute schreiben nicht für mich" — jedenfalls zeichnet es die verflossene Lage. Kein Wunder, daß alles, was keine Zinsen verlieren will, sich der aufgehenden Sonne zuwendet, kein Wunder, daß der Fürst, der nicht Freunde, sondern Knechte wollte, nun auch entblößt dasteht eben von solchen Freunden, die auch bei wankendem oder schwindendem Erfolge die Treue halten. Und wenn der Fürst ferner sagt, er habe Helgoland zu billigerem Preis erwerben können als sein Nachfolger, so fragt man doch unwillkürlich weiter, warum es denn nicht erworben worden ist. Und ähnliche Fragen drängen sich noch mehr und so viele auf, daß leider nur aus steigender Verstimmung zu erklären ist, wenn der Fürst nicht auch selbst auf Beantwortung derselben bedacht war.

Weit größeres und peinlicheres Aufsehen als diese Kritik, die mindestens für die betroffenen „Reptilien" eine durchaus verdiente ist, erregte übrigens ein Artikel der „Hamburger Nachrichten", der anfangs allgemein dem Fürsten zugeschrieben, nachträglich aber für nicht von ihm herrührend erklärt wurde, ein Artikel, der das Verhältnis Deutschlands zum Dreibund und zu Rußland so definierte, wie es offenbar zeitweilig gehandhabt worden ist: kühl gegen Oesterreich, scheinbar warm gegen Rußland, um

für Deutschland die Führerschaft im Dreibund zu sichern. Erklärlicherweise rief dieser Artikel lebhafte offiziöse Proteste in Berlin hervor; man suche dort das Bündnis mit Oesterreich und Italien in loyalster Weise zu handhaben und zu erhalten, und hege keinerlei Hintergedanken. Aber der üble Eindruck des Artikels in Wien wird trotz aller Proteste nicht so leicht zu verwischen sein. Die dortige Presse beweist es.

Wir wissen, wie gesagt, nicht, in welchem Verhältnis Fürst Bismarck zu diesen Auslassungen steht. Rühren dieselben von ihm her, so mag man ihnen das denkbar beste Motiv unterlegen: den Wunsch des Kanzlers, seinen Monarchen vor zu großer Intimität mit Oesterreich auf Kosten des bisher noch leidlichen Verkehrs mit Rußland zu warnen. Indeß auch so bleiben die Enthüllungen beklagenswert. Es giebt ja gewiß im Verkehr mit auswärtigen feindseligen Völkern und Regierungen eine Grenze, wo etwas Machiavellismus so berechtigt wird, wie es die Kriegslist im Kriege ist. Aber diese Grenze ist mit äußerster Vorsicht zu ziehen. Und ist irgend eine Neigung die schwache Seite des Fürsten Bismarck gewesen, so war es die: mit berechnender Kälte, nicht nur den verbündeten Nationen, sondern auch den Parteien des eigenen Volkes als Diplomat gegenüber zu treten, als Diplomat, der nicht nur die sittlichen Mittel der Offenheit und Wahrheit, sondern gelegentlich auch diejenigen der Täuschung und Ueberlistung zur Anwendung bringt.

Sind wir aber hier mit dem ganzen Verhalten des geschiedenen Kanzlers sehr wenig einverstanden und reizen außerordentlich viele Sätze, die er jetzt produziert, zum Widerspruch, so giebt es andere Gebiete, auf denen sein Scheiden entschieden zu bedauern ist. So ist es sicher kein geringes Verdienst des Fürsten, daß er unter peinlicher Beobachtung von Recht und Rücksichten unter den deutschen Fürsten und Bundesstaaten ein Verhältnis angebahnt und erreicht hat, das von voller Eintracht und Einmütigkeit nur wenig entfernt war, und daß er die Wahrung dieses Verhältnisses auch bei den militärischen Instanzen durchgesetzt hat.

Eine große Preßdebatte über den wiedererstehenden Partikularismus hat leider im verflossenen Monat steigende Gegensätze auf diesem Gebiet offenbart. Sie knüpfte an Thatsachen an, welche kaum zu beseitigen sind.

Wohl sind in Württemberg Reibereien zwischen württembergischen und preußischen Offizieren seit Jahren an der Tagesordnung gewesen. Sie haben sich aber neuerdings offenbar verschärft. Interessante Streiflichter auf das Verhältnis warf die Broschüre des Hauptmanns z. D. Edmund Miller: „Aktengemäße Geschichte einer Offiziers-Pensionierung; zugleich ein Aufschluß über anti-württembergische Strömungen im 13. Armeecorps.“ Hauptmann Miller, der zuletzt im Grenadier-Regiment König Karl in Ulm stand, betont in der Vorrede, daß die Pflicht, seine Ehre zu wahren, ihn gegen seine Gefühle gezwungen habe, den ungewöhnlichen Schritt in die Oeffentlichkeit zu thun. Auf mehr als 70 Seiten erzählt er dann die Geschichte seiner Pensionierung. Aus angeführten Zeugnissen hoher Offiziere ist dargethan, daß Miller ein begabter und fleißiger Offizier war. Trotzdem wurde er im April 1889 von seinem damaligen Regiments-Kommandeur, dem inzwischen aus württembergischen Diensten entlassenen und preußischerseits pensionierten Oberst Flessing, genötigt, seinen Abschied einzureichen. Miller hat daraufhin, nachdem ihm angedeutet worden, daß die Verabschiedung geschehen sei, weil er „einen ungünstigen Einfluß auf das Offizierscorps“ geübt habe, die gerichtliche und ehrengerichtliche Untersuchung durchzusetzen versucht, jedoch ohne Erfolg. Als alle anderen Mittel versagten, hat er zur Feder gegriffen.

Die Broschüre ist von einigen Blättern in Berlin sehr abfällig behandelt worden. Unseres Erachtens nicht ganz mit Recht. Wir denken zunächst nicht daran, für Miller Partei zu ergreifen. „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, Man soll sie billig hören beede.“ Aber gewisse von Miller behauptete Vorgänge scheinen uns so kompromittierend für bestimmte von ihm namhaft gemachte Personen, daß uns eine sachliche Erwiderung wohl angebracht schiene. Bisher hat von einer solchen nichts verlautet. Miller ist ohne



Angabe von Gründen aus dem Offizierstande ausgestoßen. Und das war kaum anders zu erwarten. Broschüren verabschiedeter Offiziere werden nicht gewünscht und können nicht erwünscht sein. Trotzdem müssen wir sagen, daß die Schrift durch die besonderen Umstände, unter denen sie entstanden ist, eine Rechtfertigung zu erfahren scheint und daß der Verfasser, soweit man ihn aus der Broschüre kennen lernt, auf uns keinen ungünstigen, die Behandlung aber, die er erfahren zu haben behauptet, einen äußerst peinlichen Eindruck gemacht hat.

Auch aus anderen kleineren Bundesstaaten hört man nicht dieselben, aber ähnliche Klagen, daß militärischerseits die Rücksichten nicht mehr genommen würden, die seit Gründung des Reichs bisher genommen worden sind.

Und doch sollte unseres Erachtens in dieser Hinsicht nichts verdorben werden. Wir haben in Deutschland an den Polen, Elsässern, Dänen, Welfen und Römlingen gerade genug centrifugale Richtungen, als daß es an der Zeit scheinen könnte, auch da noch Gegensätze zu wecken, wo die Freude am Reich und die Willigkeit, der preußischen Hegemonie zu folgen, bisher durch alle Schichten der Bevölkerung einmütig hindurchging.

Und wenn wir hier nur die centrifugalen Richtungen aus nationalem Motiv aufzählten, so ist wahrlich nicht gering anzuschlagen, daß Millionen von Deutschen dem Reiche feindlich gegenüberstehen aus internationaler Begeisterung — wir meinen die Sozialdemokratie.

Wie in einem Ameisenhaufen wird in dieser Partei des vierten Standes geschäftig hin und her gearbeitet, um voll bereit zu sein, wenn die Stunde der Aufhebung des Sozialistengesetzes schlägt. Und man könnte fast von Sorge erfüllt werden, wenn nicht die numerische Stärke durch innere Schwäche beeinträchtigt würde. Zum Glück hat kein Sozialdemokrat einen halbwegs klaren Begriff von dem was werden soll. Und dann treibt der Ehrgeiz einzelner, die „führen" wollen, die Partei schon in Spaltungen hinein. „Gironde" und „Berg" sind in hohem Maße vorhanden, und es hat allen Anschein, als wendete sich hier und da die Volksgunst schon gegen die alten Führer Bebel, Liebknecht und Konsorten. Womit dann diese Wühler, die ihr Leben lang mit unerfüllbaren Versprechungen um den Beifall der Menge gebuhlt, nichts anderes erfahren, als was noch alle Volkstribunen vor ihnen erfahren haben und alle nach ihnen erfahren werden, die Wandelbarkeit der aura popularis.

* * *

Im **Orient** ist es im verflossenen Monat wieder lebhaft hergegangen, sowohl in Serbien, wie in Bulgarien, wie an der türkischen Grenze Montenegros. In Serbien ist die russische Partei rücksichtslos am Ruder und sie behauptet sich mit großer Energie. König Milan hat wohl einen verzweifelten Versuch gemacht, die Flut zu dämmen, aber sie steigt und steigt. Nicht glücklicher, wie er, ist Oesterreich mit seinem Zollkrieg und mit der Grenzsperre gegen die Einfuhr serbischer Schweine gewesen. Eine englische Aktien-Gesellschaft hat sich in Belgrad mit einer großen Schlachterei aufgethan, um die eingebornen Schweine fabrikmäßig zu verwerten, und Oesterreich hat nachgeben müssen. Das serbische Selbstgefühl wächst und leistet sich auch schon den nötigen Chauvinismus. Man stellt sich auf brüderlichen Fuß mit Frankreich und am Nationalfest der französischen Republik sind so begeisterte Telegramme nach Paris geflogen, daß Wannowski und Mohrenheim sie nicht besser hätten formulieren können.

Im vollen Gegensatz zu ihrem Erfolg in Serbien haben die Russen in Bulgarien so schlechte politische Geschäfte gemacht, wie noch nie. Fürst und Regierung haben den russischen Wühlereien ein energisches Halt geboten, indem sie den treulosen Major Panitza nicht nur haben erschießen lassen, sondern deshalb erschießen lassen, weil er nach ausdrücklichem Wortlaut des Erkenntnisses mit russischen Diplomaten, besonders mit dem Gesandten Hitrowo in Bukarest, Verschwörungen gezettelt. Freilich hat Rußland das Vorgehen des Fürsten Ferdinand nicht zum casus belli gemacht. Aber nach den Ausbrüchen der russischen Presse zu schließen, ist die Wuth auf den Dreibund eine noch intensivere geworden.

Anscheinend ist übrigens das entschiedene Vorgehen des Fürsten Ferdinand auch in Berlin für den Augenblick unbequem gewesen. Wenigstens hat Herzog Ernst von Koburg plötzlich eine Reise angetreten und seinen in Karlsbad anwesenden Neffen besucht. Daß der Herzog im Auftrage des deutschen Kaisers die Reise unternommen, wird bestritten. Andererseits ist aber auch nicht denkbar, daß er beabsichtigt haben sollte, den Orleans die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Von diesen ist bekannt, daß sie alles daran setzen, zum Besten Frankreichs sich den Russen gefällig zu erzeigen und den Fürsten zum Verzicht auf seinen Thron zu bewegen.

Wie früher, lehnt Fürst Ferdinand auch jetzt jeden Verzicht ab. Und welchen Grund hätte er, das Gegenteil zu thun?

Ganz Bulgarien steht hinter ihm, und die bevorstehenden Wahlen werden sicher zu seinen Gunsten ausfallen. Zudem verträgt er sich so ausgezeichnet mit der Türkei, daß diese ihm wesentliche Konzessionen gemacht hat, Konzessionen, die umsomehr diplomatische Proteste Rußlands hervorgerufen haben, als es sich nicht nur um Transaktionen mit einer illegitimen Regierung, sondern um Ernennung orthodoxer Bischöfe handelte.

Alles in allem scheint für kurze Zeit wirklich die europäische Lage eine sehr ernste gewesen zu sein. Sogar der „Reichsanzeiger" brachte die Nachricht, Kaiser Wilhelm werde früher, als er beabsichtigt, vom Norden zurückkehren — eine Nachricht, die dann freilich nach ein paar Tagen widerrufen wurde, doch wohl aber nicht, weil sie unrichtig gewesen wäre, sondern weil die frühere Rückkehr auf Grund der beruhigten Lage sich nicht mehr als notwendig herausstellte.

Trotz einiger Beruhigung ist übrigens die Lage auch heute noch so gespannt, daß sie eine größere Spannung kaum verträgt. Und wenn jetzt Kaiser Wilhelm aus Rußland zurückkehrt, wird es sich wohl entscheiden, ob er Krieg oder Frieden in den Falten seiner Toga zurückbringt. Wir unsererseits sehen schlechterdings keine Möglichkeit, wie die großen politischen Gegensätze sachlich auszugleichen wären, oder wie sie „versumpfen" könnten, und darum halten wir in absehbarer Zeit den Krieg für unvermeidlich, auf den sich ja auch alle Welt einrichtet, und der so oder so der Karte von Europa eine völlig veränderte Gestalt geben wird. Unterliegen wir, was Gott verhüten wolle, so wird Deutschland nach Art des alten Deutschen Bundes zum Tummelplatz des Auslandes gemacht werden. Siegen wir aber, so wird Frankreich deutsche Provinz, Polen wird als Bundesstaat im österreichischen Verbande wieder hergestellt, die deutschen Ostsee-Provinzen werden befestigt und zum Reichslande gemacht. Finnland fällt an Schweden — die Russen machen eben durch Gewaltthätigkeit „Stimmung" für diese Maßregel. Süd-Frankreich und Nord-Afrika fallen an Italien und die Balkan-Halbinsel an Oesterreich. Vorläufig sind das Träume. Aber es sind Träume, deren Erfüllung vielleicht näher ist, als die Kouponsbesitzer hoffen.

* * *

In die Rubrik des Kolonialen gehört die Thatsache, daß das auswärtige Amt eine Denkschrift über die Motive des deutsch-englischen Abkommens veröffentlicht hat. Diese Denkschrift enthält freilich nichts neues und läßt als Erklärung der großen Zugeständnisse, die wir den Engländern gemacht haben, nur die Sorge vor europäischen Verwicklungen zu. Und daß diese Sorge unbegründet sei, wird niemand behaupten. So bleibt denn das Beste, sich nicht in retrospektiven Betrachtungen zu ergehen, sondern aus der neuen Lage zu machen, was sich daraus machen läßt. Wünschenswert dabei ist ein nicht zu langsames Tempo. Lassen wir wieder den Engländern den Vorrang im Bau von Bahnen und in der Entwicklung binnenländischer Verkehrscentren, so wird unser Handel das Nachsehen haben. Ein halbes Jahr Verspätung kann uns den Verlust der Handelsbeziehungen ganzer Gebiete kosten.

Die Verwirklichung des deutsch-englischen Abkommens steht übrigens nahe bevor. Die Helgoland-Bill ist im Parlament zu London angenommen. Und das französisch-englische Abkommen über Zanzibar soll gleichfalls perfekt sein.

Von internationaler Bedeutung ist auch die Uebernahme des Kongo-Staats durch Belgien. Nicht daß eine Aenderung in der Handhabung eintrete — im Gegenteil bleibt alles beim alten. Wohl aber ist nun die Gefahr ausgeschlossen, daß England oder eine andere Großmacht seine Pranke auf das neutrale Freihandelsgebiet legt.

* * *

In **Südamerika** haben eine Anzahl Revolutionen stattgefunden. Alte Präsidenten sind abgesetzt und neue eingesetzt. Das alles ist freilich dort so gewöhnlich, daß Europa bislang nicht viel danach fragte. Bemerkenswert ist dies Mal, daß die argentinischen Wirren aus einem grotesken Finanzschwindel erwachsen sind, und zwar aus einem Schwindel, zu welchem Europa, und leider auch Deutschland viel Kapital geliefert hat. Wieviel? wird man wohl nie erfahren. Denn die meisten tragen schweigend ihren Verlust, und nur wenige von denen, die verloren haben, besitzen Humor genug, einzugestehen, daß sie unter die bekannten Leute gegangen sind, die „niemals alle werden."

Kirche.

Napoleon I. hat gesagt, die Religion sei für die Staatenlenker so nützlich und notwendig, daß, wenn es keine gäbe, sie im Interesse der Politik erfunden werden müßte. Hinter diese Weisheit sind neuerdings auch manche Politiker gekommen, welche finden, daß die Kirchen außerordentlich wertvolle Hülfstruppen im Kampf für die „bestehende Gesellschaftsordnung" (Kurszettel 2c.) seien, und sie deshalb möglichst gut zu stimmen suchen. Es ist nun unzweifelhaft, daß, wenn Napoleon I. und seine liberalen und freikonservativen Gesinnungsgenossen der Gegenwart sich zusammensetzten, um jene Religion, die für die Staatenlenker so nützlich ist, zu erfinden, das Produkt ihrer Bemühungen der römischen Kirche sehr viel ähnlicher sein würde, als der evangelischen. Die römische Kirche hat es von jeher verstanden, den Machthabern gegen erwünschte Konzessionen recht dienstwillig und auch wirklich hülfreich zu sein. Sie vertritt ja durchweg „das Christentum des natürlichen Menschen" mit all dessen Tugendbehagen, Vernünftigkeit, Aberglauben und Autoritätsbedürfnis.

Es ist deshalb auch ganz erklärlich, wenn auf dem Gebiete der Heidenmission die römische Kirche den Machthabern und Kolonialfreunden viel mehr imponiert und sympathisch ist, als die arme evangelische Kirche. Die hiermit berührte Frage ist es, welche in den letzten Wochen die kirchlichen Kreise vor allem beschäftigt hat. Schon früher hatte es die Freunde der evangelischen Mission in Deutschland schmerzlich berührt, wenn sie merkten, wie unsere afrikanischen Kolonisten mit den römischen Missionaren sich lieber verbündeten, als mit den evangelischen. Allein bei Männern, die entweder selbst katholisch sind, oder die ihre Loslösung von jeder Religion mit Vorliebe zur Schau tragen und sie nur als Mittel zum Zweck öffentlich behandeln, kann das nicht Wunder nehmen. Betrübender wurde die Sache, als kürzlich ein Mann wie der Reichskommissar v. Wißmann sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen haben sollte. Er hat sich denn auch durch die über seine Münchener Aeußerungen in der Presse entstandenen Verhandlungen veranlaßt gesehen, in einem ausführlichen Schreiben seinen Standpunkt zur Mission darzulegen. Das hat dann große Aufregung hervorgerufen und wird auch noch eine ganze Weile die Gemüter beschäftigen.

Herr v. Wißmann hat erstlich die römisch-katholischen Missionserfolge höher gestellt als die evangelischen, und hat als Beleg auf die schönen Plantagen der Patres und die große Zahl der von ihnen angekauften Sklaven hingewiesen, die sie nun im strengen Gehorsam gegen die heilige Kirche erziehen. Er hat weiter daraus auf eine bessere Methode der Römischen geschlossen, die das Ora et labora bei den Afrikanern umstellen in ein entsprechendes Labora et ora. Er hat dabei ausgesprochen, daß die verwilderten Afrikaner gar nicht imstande seien, die hohen geistigen Wahrheiten unserer Religion in

sich aufzunehmen, und er hat von Dr. Warneck gesagt, daß seine Aeußerungen von weitgehender Unkenntnis der Verhältnisse zeugten. Endlich hat er die Leitung der ostafrikanischen Mission insbesondere getadelt, aber sich in dankenswerter Weise bereit erklärt, sich mit den betreffenden heimischen Instanzen lieber vertraulich und mündlich zu besprechen, als eine weitere Zeitungspolemik zu führen.

Daß die ostafrikanische Missionsleitung in der That einer Reform bedarf, war das erste, was in der sich entspinnenden öffentlichen Verhandlung den Missionsfreunden klar geworden ist. Wir stehen zwar noch heute auf unserer Ansicht, daß wir in Preußen doch wohl auch drei Missionen zu tragen imstande sein müßten, und wir freuen uns der glaubensvollen Arbeit ihrer Sendboten, über die berichtet wird. Jedoch war es schlimm, daß ein Mitglied des Vorstandes dieser Mission nach Herrn v. Wißmanns Brief sich öffentlich ausgelassen und die vorgeschlagene Umkehrung des Satzes Ora et labora in Labora et ora als das „erlösende Wort des Herrn Reichskommissars“ bezeichnet hat. Eine Mission mit solchen Elementen im Vorstande ist allerdings in einer bedenklichen Lage. Wir werden dadurch daran erinnert, daß die ostafrikanische Mission entstanden ist in einer Zeit, wo sich evangelische Christen in einer schwachen Stunde zu dem Irrtum hatten hinreißen lassen, man könne die patriotische Begeisterung für die Herstellung deutscher Macht und deutschen Ansehens in den fernen Weltteilen, und die Absicht einiger Kolonisten, Geld zu verdienen, — man könne diese beiden Pferde vor den Missionswagen spannen. Die Berliner und die Goßner-Mission sind aus kleinen Kreisen verachteter Beter hervorgegangen, die ostafrikanische aus einer patriotischen Begeisterung. Das merkt man ihrem Vorstande an, aus dem solche Aeußerungen kommen können, wie die berichtete, und darum, meinen wir, wird sie noch manches Mauserungsprozesses bedürfen, wenn auch vielleicht in dem entgegengesetzten Sinne, als worauf der Herr Reichskommissar hinaus will. Aber wir verlieren darum weder Mut, noch Vertrauen. Der Herr hat schon manches in seiner Kirche wunderlich benutzt. Nur vor Vermischungen und Trübungen des Prinzips müssen wir uns wahren.

Verhandlungen über eine Umgestaltung finden in der That fortwährend statt. Das beste Auskunftsmittel, daß eine der älteren Berliner Missionen Ostafrika mit übernähme, scheiterte bisher an der Aufgabe, die sich die ostafrikanische Mission gleichzeitig gestellt hat, in Sansibar und anderen Orten Kranken- und Diakonissenhäuser zu halten, — Häuser, welche außerhalb des Zweckes der alten Gesellschaften liegen. Wir verstehen nicht, warum man nun nicht den naheliegenden Weg betritt, für diese Krankenhäuser ein eigenes Comité zu bilden, wie ein solches — hauptsächlich aus Damen bestehend — seiner Zeit das Findelhaus in Hongkong selbständig versorgte, — und dann die eigentliche Heidenmission an eine der älteren Gesellschaften abzugeben.

Jedenfalls brauchten sich die Missionsfreunde um die ganze Angelegenheit nicht so zu sorgen. Die Missionsverständigen haben diese Konflikte mit den weltlichen Instanzen vorausgesehen und vorausgesagt. Wir bitten doch, die Missionslitteratur aus den Jahren 1885 und 1886 anzusehen. Damals hielt in Bremen der Brüderbischof Reichel einen Vortrag über die Frage: „Was haben wir zu thun, damit die deutsche Kolonialbewegung nicht zur Schädigung, sondern zur Förderung der Mission ausschlage?“ — Das waren nüchterne Betrachtungen. Die umfassende Antwortet lautete: „Wir haben allen Lockungen zu widerstehen, welche die Mission aus ihren gottgewiesenen Bahnen abdrängen und etwas anderes aus ihr machen wollen, als was sie ihrem Wesen und Beruf nach sein und bleiben soll. Wir müssen ihren göttlichen, ihren internationalen und ihren von allen Fesseln unabhängigen Charakter wahren.“ — Nun, jetzt haben wir diese Lockungen. Die Mission soll den Kolonisten die Schwarzen erziehen und soll sich nicht mit abstrakten Glaubenssachen befassen.

Die evangelische Mission weiß, was sie zu thun hat. Sie nimmt auf einzelnen Gebieten und in manchen einzelnen Fragen, besonders Personenfragen, gern von jedermann Rat an, aber sie läßt sich nicht irre machen über ihre Grundsätze. Wir verstehen es,

wenn evangelische Zeitungsleser, auch wohlgesinnte, sich durch die jetzigen Zeitungsverhandlungen bestechen und zu der Ansicht bringen lassen, es sei doch wohl in der That das evangelische Missionsverfahren gründlich zu reformieren. Allein man erwäge: auf der einen Seite stehen die Missionsleitungen mit ihren reichen Erfahrungen des Erfolges — ein Bischof Reichel vertritt die hundertundfünfzigjährige Erfahrung der Brüdergemeinde aus allen fünf Weltteilen, und auf der anderen Seite einige junge Entdecker — wir wüßten wirklich nicht, wie uns ihre Ansichten an unserem Missionsverfahren irre machen könnten. Und das um so weniger, als wir den größten Afrikaforscher, den Mann von hohem Geist und weitem Herzen, an dessen Sohlen die anderen nicht heranreichen, wenn sie auch auf seinen Schultern stehen, den Missionar Livingstone, auf unserer Seite haben. Auch der hochverdiente Herr Reichskommissar hat sich noch nie für einen Kenner der evangelischen Mission ausgegeben; er hat ja auch auf seinen Reisen mit ihr nur ganz vereinzelt flüchtige Berührungen gehabt; er hat von den drei deutschen Missionen, die in Ostafrika arbeiten, die Baierische und die Neukirchener gar nicht kennen zu lernen Gelegenheit gehabt; er zeigt ferner durch sein Urteil über Dr. Warneck, unsere auch von amerikanischen und englischen Sachverständigen anerkannte erste Autorität, daß er auf dem Gebiete der Missionslitteratur und -Wissenschaft homo novus ist. Wir brauchen uns also wirklich durch seine noch so gut gemeinten Ratschläge in keiner Weise beirren zu lassen, — so wenig wie die Tausende von Hottentotten, Bassuto, Kaffern und Waganda, die durch das Evangelium, das er zu hoch für sie erklärt hat, selige Gotteskinder geworden sind, und in großen blühenden Ortschaften zusammen wohnen, christlichheiliges Leben und christliche Gesittung und Kultur ausübend und verbreitend.

Etwas „verhauen" hatte sich u. E. in der ganzen Angelegenheit unser Freund, der „Reichsbote". Er hatte aus Herrn von Wißmanns Aeußerungen hauptsächlich das herausgehört, was auf eine Aenderung in der Leitung der ostafrikanischen Mission hinzielte, — wozu der „Reichsbote" besondere Gründe haben mag. Die Missionsfreunde aber hatten mehr die allgemeinen Urteile aufgegriffen. Das Evangelium sei für die Schwarzen zu hoch und sie müßten zuerst kultiviert und dann christianisiert werden. Damit wird doch in der That die ganze bisherige Missionsthätigkeit verurteilt und jede weitere Betheiligung an ihr zum Unrecht gemacht. Der „Reichsbote" konnte unmöglich von seinen Lesern verlangen, sie sollten dies Urteil des Reichskommissars lediglich auf die ostafrikanische Mission lokalisieren. Daß man aber wegen dieses Mißgriffes, der noch dazu in die Sommerferien des Chefredakteurs fiel, gleich in eine Gereiztheit geriet, von „Abschaffen" — „nicht mehr lesen können" u. s. w. sprach, ist nur ein Beweis für die Unerzogenheit unseres konservativen Publikums.

In der kirchlichen Presse schlägt der Evangelisch-soziale Kongreß noch immer seine Wellen. Wir erwähnten schon die Betonung des Gemeindeprinzips bei der kirchlichen Arbeit, welche von einigen zur Unterscheidung der Richtungen, die auf dem Kongreß vertreten waren, gemacht sei. Wir gehen heute noch einmal darauf ein und müssen eine Darstellung berichtigen, die spätere Geschichtsschreiber irreleiten würde. Es handelt sich um Pastor Sulze in Dresden, der bekanntlich im vorigen Winter in Berlin, von seiner eigenen Arbeit in Dresden her, den Gedanken ausgeführt hat, daß die Gemeinden übersichtlicher zu gestalten seien, damit die Gemeindeorganisation die eigentliche Basis für alle kirchliche Arbeit am Volke sein könne. Die „Prot. Kirchenzeitung" ist nun in ihrem Aerger über den Ev.-sozialen Kongreß dem Pastor v. Soden zu Leibe gegangen: er habe die Gedanken seines Vortrages von Sulze entlehnt und denselben nicht genannt. Der Angegriffene hat sich in einer zutreffenden Erklärung in demselben Blatte verteidigt, in der er darauf hinweist, daß diese Gedanken zu sehr in der Luft lägen, als daß man sie als die Erfindung des von ihm hochgeschätzten Sulze bezeichnen und ihn darum eines geistigen Diebstahls zeihen dürfe. Auch die „Christliche Welt" kommt auf diese Sache zurück. Sie sagt treffend: „Wie arm muß dieser kirchliche Liberalismus an kirchlichen Erfolgen sein, daß er so heftig

auf das Eigentumsrecht pocht, das er an dem Gemeindegedanken und an seinem Urheber hat." Allein die „Christliche Welt" scheint uns doch viel zu weit in der dann folgenden Anerkennung Sulzes zu gehen, wenn sie sagt: es bleibe seine „geschichtliche That", daß er den Gemeindegedanken aus dem Kirchenpolitischen in das Religiös-Kirchliche übersetzt habe. Die geschichtliche That Sulzes sehen wir darin, daß er von dem großen dunkeln Hintergrunde des freisinnigen Nichts sich als einziger liberaler Geistlicher hell abhebt, der wirklich etwas thut. Aber dem Gedanken, daß nicht dem Verein, sondern der organisierten Gemeinde die eigentliche kirchliche Aufgabe zufalle, begegnen wir doch nicht zuerst bei ihm! Dies ist ja vielmehr der Gegensatz, in welchem sich gerade die kirchlich gerichteten Theologen gegen die innere Mission solange befunden haben, daß sie in der Art ihres Betriebes eine Beeinträchtigung und Störung der geordneten kirchlichen Thätigkeit sahen. Nicht gegen die Laienthätigkeit vornehmlich zeigte man sich spröde (obwohl dieser Gegensatz bei manchen Doktrinären auch bestand), sondern gegen das Franktireurwesen der innern Mission. Und es ist durch den Eintritt der lutherischer gerichteten Theologen in die innere Mission dieselbe wesentlich „verkirchlicht" in diesem Sinne. Wir dürften auf eine große Zahl von Geistlichen hinweisen, die längst vor Sulze ihre Gemeinden so organisiert haben, daß sie der außergemeindlichen Vereinsthätigkeit gut entraten konnten. Als bekanntere Erscheinung dieser Art sei nur an den sel. Büchsel mit seiner Matthäusgemeinde in Berlin erinnert. Und welche Anzahl von Vorträgen und Besprechungen in Gnadau oder im alten „Volksblatt für Stadt und Land" könnten hier als Beläge genannt werden!

Doch genug von diesen kleinen Fehden. Der Sache selbst freuen wir uns von Herzen, daß nämlich unseren Idealen von der organisierten kirchlichen Arbeit von einer Seite her Unterstützung kommt, mit der wir sonst nicht in allen Stücken stimmen.

Von unserer „Schwesterkirche", der römischen, sind böse Sachen zu berichten. In Baiern hat sich ein Prozeß abgespielt, in dem der Betrug des katholischen Geistlichen Hartmann, seine systematische Verführung einer Frau zum Meineide, und zwar um dem Orden der Gesellschaft Jesu zu einem Vermögen von 36000 Mark zu verhelfen, durch seine eigenen zahlreichen Briefe so offen aufgedeckt wurde, daß er sofort vor dem Gericht zusammenbrach und die ganze Schuld bekennen mußte. Die schaurigen Einzelheiten sind genügend in der Presse behandelt. Wir weisen hier nur darauf hin als auf einen allerneuesten Beweis für die sittlichen Wirkungen dieses merkwürdigen Ordens. In ihm verkörpert sich das Verhängnis der römischen Kirche, daß sie dem Fluch der Unwahrhaftigkeit verfallen ist. — Ein anderes Beispiel dafür bot die Preßfehde zwischem einem katholischen Blatte in Schlesien und D. Beyschlag in den deutsch-evangelischen Blättern. Derselbe hatte dort mitgeteilt, daß in dem Artikel „Jesuiten" des großen katholischen Kirchenlexikons, der vor wenigen Monaten erschienen ist, ganz harmlos berichtet wird, in Deutschland gäbe es „zerstreut an 1000 Jesuiten." Das katholische Blatt hatte ihn ob dieses Mißverständnisses, das es zu behaupten versuchte, verhöhnt, da die „zerstreuten Jesuiten" eben außerhalb Deutschlands zerstreut seien. Allein D. Beyschlag konnte dem Blatt aus seinen eigenen Spalten ein Inserat entgegenhalten, durch das in lateinischer Sprache zu geistlichen Uebungen aufgefordert wurde, die, „wie alljährlich", wieder durch einen Pater S. J., d. h. einen Jesuiten geleitet würden. Bekanntlich ist aber der Jesuitenorden in Deutschland durch Reichsgesetz verboten. Vielleicht ist es „opportun", das Gesetz jetzt etwas zurückzustellen? Oder sollte in Deutschland eine so mangelhafte Polizei sein, daß man wirklich von diesen öffentlich angezeigten geistlichen Uebungen des Jesuiten und von den 1000 anderen sich in Deutschland herumtreibenden Ordensmitgliedern nichts wüßte?

In dasselbe Kapitel gehört die noch immer fortgehende Schreiberei Majunkes über Luthers Lebensende. Er hat eine Antwort an seine Kritiker veröffentlicht mit dem Titel: „Die historische Kritik über Luthers Lebensende", die an Unverfrorenheit und dreistem Umspringen mit der Wahrheit das Frühere noch hinter sich läßt.

In Berlin hat Ende Juni die Stadtsynode getagt und sich als ein Organ friedlich fördernder Arbeit offenbart. Nachdem früher kaum 7 % Kirchensteuer bewilligt werden konnten, sind jetzt 10 % ohne Anstand durchgegangen. Viele Bewilligungen zu Neugründungen von Pfarrstellen und Kirchen wurden erteilt und überall zeigte sich die Befreiung von einem Drucke, der sich wohl zu ziemlich gleichen Teilen aus der früheren liberalen Majorität und aus dem Widerstande Bismarcks gegen allen Fortschritt der kirchlichen Entwickelung zusammensetzte. Mit beiden ist es ja Gott sei Dank vorbei.

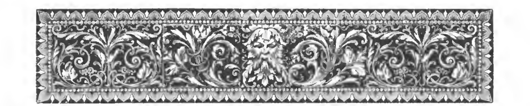
In Eisenach haben die deutschen evangelischen Kirchenregimenter ihre gewöhnlichen Sitzungen gehalten und über eine ganze Reihe praktischer Fragen verhandelt, aus denen wir besonders das Allgemeine deutsche Melodienbuch hervorheben. Nicht nur der Uebelstand herrscht ja auf hymnologischem Gebiete, daß in den verschiedenen Gesangbüchern die Worte anders lauten, sondern auch die Weisen wollen oft gar nicht miteinander stimmen. Hier den Grund zu legen für den Anfang einer Verständigung und Annäherung, würde eine verdienstliche That unserer Kirchenregimenter sein.

Eine ganze Reihe von größeren oder kleineren Konferenzen haben in den letzten Wochen getagt: in Cöslin, Berlin, Nürnberg, Hannover, Leipzig, Meißen u. a. — und andere noch größere Versammlungen stehen für den Herbst bevor. Vorher sollen die preußischen Provinzialsynoden noch zusammenkommen. Wir sehen: Bewegungen giebt es genug in der evangelischen Kirche. Möchte nun auch von dem Bewegen hinzukommen, von dem Apostelgeschichte 4, 31 die Rede ist.

In England hat die Heilsarmee ein Kavalleriecorps ausgebildet, das in großen Wagen durch das Land fährt und riesige Zelte mit sich führt, die in kurzer Zeit aufgeschlagen werden können. Wir möchten den Namen Heils-Zigeuner für sie vorschlagen. Die hochkirchliche Partei desselben Landes hat mit ihrem Gedanken an evangelische Mönchsorden auf der Kirchenkonvokation in Canterbury einen Sieg errungen, indem dieselbe anerkannt hat, es sei bei der Not der Zeit gut, den Dienst von Brüderschaften anzunehmen, die ganz ohne Bezahlung sich dem Dienst der Kirche widmen, und u. a. das „widerrufliche Gelübde“ des Cölibates ablegen. Sie sollen zu strengem Gehorsam gegen den Bischof verpflichtet sein und nur in Uebereinstimmung mit der Diöcesangeistlichkeit arbeiten. Es kommt bei solchen evangelischen Brüderschaften ganz auf den Geist an, in dem sie geleitet werden. In unsere Brüderhäuser darf auch niemand eintreten, der verlobt ist, und sich auch nicht ohne Wissen des Vorstandes verloben. Die Besorgnis vor unevangelischem Wesen liegt bei jenen englischen Orden in dem etwas Mechanischen, das die Bestimmungen an sich tragen (Cölibatsgelübde auf 5 Jahre — und dann wieder auf 5 Jahre 2c.), und in dem unklaren „Gehorsam gegen die Bischöfe.“ —

In Halle ist zum Rektor der evangelischen Universität der einzige jüdische Professor, Dr. Bernstein, gewählt. Die kirchliche Beschränktheit derer, welchen „die persönliche Frage“ hierbei die allein entscheidende ist, ist für uns ein noch treffenderes Zeichen der Zeit, als die obige Wahl. Denn diese selbst hätte in allen Decennien der letzten 100 Jahre (außer 1850—60) mindestens ebensogut stattfinden können, als gerade jetzt. Und der Irrtum der „Deutschen evang. K.-Z.“ war der, daß sie die Wahl als ein Zeichen der „Verjudung unseres Volkes“ auffaßte. Viel mehr wird unsere Zeit dadurch charakterisiert, daß die Wahl in weiten Kreisen wenigstens auffällt und getadelt wird. Ganz besonders charakteristisch ist dann freilich — nun wieder nach der anderen Seite —, daß diese Angriffe so abgewehrt werden, wie von Dr. Loofs in der „Christl. Welt“ geschehen ist.

Nachträglich berichten wir noch zu der Angelegenheit des Pastor Sulze, daß derselbe in der neuesten Nummer der „Protestantischen Kirchenzeitung“ unter der Ueberschrift „Mein Monopol“ eine sehr ansprechende Erzählung giebt, wie er zu seinen Gemeindeideen gekommen sei. Den Ausspruch des früheren hannoverschen Ministers Stüve: „Was nicht offiziell ist, das ist ohne Kraft,“ den er dabei anführt, möchten wir doch aber nur cum grano salis verstehen. Sulze selbst verwahrt sich dagegen, daß der Gedanke sein Monopol sei, und weist nach, wie er überall als eine Konsequenz der Entwicklung gefordert werde.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Die Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar 1890. Ihre Bedeutung für die Entwicklung der staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse unter nachträglicher Berücksichtigung der Entlassung des Fürsten Bismarck. Von Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach. 3. Aufl. (Frankfurt a. M., A. Foesser.) 1890. 150 S.

Herr von Fechenbach ist der Politiker des verhängten Zügels. Trotz Wodans wilder Jagd stürmen seine Bücher und Broschüren, seine offenen Briefe und Zeitungsartikel hinter einander her. So oft, daß er fast alles schon einmal gesagt hat und immer wieder in die freilich mehr für ihn, wie für seine Leser glückliche Lage gerät, sich selbst citieren zu können. Und stürmisch wie die Aufeinanderfolge ist der Inhalt der Schriften — „himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt.“ In den letzten Jahren der Aera Bismarck, die gewiß ihre tiefen Schatten, aber doch auch ihr Licht hatten — die Arbeit an der sozialen Frage ging langsam und mit vielfachen Hemmungen vorwärts, aber sie ging doch —, in jener Zeit sieht Herr von Fechenbach nichts Gutes. Um ist er um Ausdrücke nicht verlegen, wenn es die Gefühle des Abscheus vor Bismarck und den Konservativen zu formulieren gilt. Jetzt wieder preist er die an sich ja sehr erfreulichen Kaiserlichen Erlasse mit einer Ueberschwenglichkeit, die weit über das Ziel hinausschießt und in erster Linie vergißt, daß z. B. seit Jahren schon der Reichstag mit Einstimmigkeit den Arbeiterschutz gefordert hat. — Man lese den Eingang des Buches: „Nicht selten begegnen Emanationen von der allergrößten providentiellen Bedeutung im Augenblick ihres Bekanntwerdens und selbst auch noch geraume Zeit nachher einer Aufnahme und Beurtheilung, die in gar keinem Verhältniß zu der Höhe ihrer Ideen, zum praktischen Werth ihres Inhalts und der ihnen inhärirenden Kraft stehen. Je höher und weiter aber die leitenden Gedanken sich ihre Ziele stecken, je mehr sie in reformatorischer Weise sich mit den gegebenen praktischen Verhältnissen beschäftigen und die aktuellen Interessen provociren, je mehr sind sie geeignet, zu verblüffen und zur Sammlung der kritischen Potenzen anzuregen. Diese Wahrnehmung machen wir auch in Betreff der kaiserlichen Erlasse. Sie sind natürlich im Zusammenhange mit ihrem Ausgangspunkte, oder richtiger gesagt, direkt in Bezug auf die Person von der sie ausgingen, eine Manifestation, mit welcher nicht allein die Disziplinen der Staats- und Völkerrechte, der Nationalökonomie und der Rechtswissenschaften noch zu rechnen haben werden, sondern welche auch in der intensivsten Weise die Stellungnahme aller heutigen politischen und wirthschaftlichen Parteien herausfordern. Ja noch mehr! Die kaiserlichen Erlasse enthalten ein Ferment für das Intellekt aller Gemeinwesen, die auf dem Kultur-Niveau unserer Epoche stehen. Wer das nicht einsieht, versteht die kaiserlichen Erlasse nicht, oder er unterschätzt sie mit oder ohne Absicht in Bezug auf ihre eminente moralische, wirthschaftliche und politische Bedeutung.“

In diesen wenigen Zeilen finden sich 20 teils überflüssige, teils falsch verwendete Fremdworte. Was sind „kritische Potenzen“? Was ist „Ferment für das (!) Intellekt“? Herr von Fechenbach ist, soviel wir wissen, Antisemit. Ist aber jemals „Judendeutsch“ geschrieben worden, so ist es in der angeführten Stelle geschehen, die das „Tageblatt“ und den „Börsen-Courier“ meilenweit hinter sich läßt. Und nun erwäge man, daß der Autor in dieser Sprache und Behandlungsform tausend Fragen wie Kraut und Rüben durcheinander wirbelt, alles auf Grund von Zeitungsausschnitten und Citaten oberflächlich streift, auch vielfach geradezu sträflich trivial wird. Um den Wunsch des Kaisers, den vierten Stand wieder patriotisch zu machen, in seiner ganzen Wichtigkeit zu erweisen, spricht Verfasser das große Wort aus: „Man denke nur in aller Kürze an die große politische wie praktische Bedeutung der allgemeinen

Wehrpflicht und an das allgemeine Stimmrecht." Dabei läßt sich allerdings ungeheuer viel denken! — Auch der ultramontane Pferdefuß wird sichtbar; natürlich sind die Evangelischen der Wolf, der dem armen römischen Lamm das Wasser trübt. Was in aller Welt kann denn Verfasser dagegen einwenden, daß es Mißgriff und Ungerechtigkeit des Reichskanzlers war, in der Arbeiterschutzkonferenz den katholischen Stuhl zu besetzen und den evangelischen leer zu lassen? Bischof Kopp mag ein guter Mann sein — um die sozialen Dinge hat er sich niemals gekümmert. Stöcker wäre ganz anders am Platz gewesen. Alles in allem: wir glauben, daß dem Verfasser das Temperament zum Politiker fehlt. Mit der Zusammenfassung oberflächlicher Publizistik in Buchform ist niemandem gedient. Was in dem Buche richtig ist, ist alt. Was neu ist, ist unrichtig. Wir erkennen an, daß Herr v. Fechenbach ein Mann ist, der den Mut seiner Ueberzeugung hat. Und das soll in unseren charakterlosen Tagen nicht gering angeschlagen werden. Aber zur politischen Arbeit gehören auch Geduld und Mäßigung und sachliches Eingehen auf den Gegner. Ventre à terre lassen sich politische Reformen nun einmal nicht einführen.

— Nachschlagebuch der Arbeiterschutz-Gesetzgebung des deutschen Reiches von Ernst Theinert Mickley und Friedrich Streißler (von Biedermanns Sammlung praktischer Handbücher I.) (Leipzig, F. W. von Biedermann.) Preis 1 M.

— Die Grundzüge des Reichsgesetzes betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung unter besonderer Berücksichtigung der landwirtschaftlichen Verhältnisse dargelegt von K. Schneider, Amtsrichter zu Nienburg (Weser). (Hannover, Verlag von Carl Meyer [Gustav Prior].) Preis 60 Pf.

Die Arbeitergesetzgebung hat eine große Flut von Broschüren, Artikeln, Kommentaren, Leitfäden zur Erklärung und Verdeutlichung der einzelnen Versicherungsgesetze aus derufenen und underufenen Federn veranlaßt. Sie alle haben den Zweck, diese Gesetze, die zum Teil selbst den ausführenden Behörden noch nicht genügend bekannt sind, dem Verständnis der Beteiligten näher zu bringen, und so mögen selbst manche jener kleinen Büchelchen, die wissenschaftlich ohne Wert sind, doch einen gewissen Nutzen schaffen.

Das zuerst genannte „Nachschlagebuch der Arbeiterschutz-Gesetzgebung" — „ein Werk", wie es das Vorwort stolz nennt, ist eine sehr euphemistische Bezeichnung für dasselbe — versucht unter einzelnen Stichworten wesentlich die Arbeiterversicherungsgesetzgebung zu ordnen und die Paragraphen der einzelnen Gesetze anzugeben, wo das Nähere zu finden ist. Warum es „Nachschlagebuch der Arbeiterschutz-Gesetzgebung" genannt ist, ist nicht recht erfindlich, da von dem Arbeiterschutz nur sehr wenig darin zu finden ist. Im Anhang sind die mit der Ausführung der Versicherungsgesetze beauftragten Behörden der einzelnen Bundesstaaten aufgeführt. Auch finden sich dort Tabellen zur Berechnung der Alters- und Invaliditäts-Rente.

Die oben aufgeführte Broschüre des Amtsrichters Schneider legt die Grundzüge des Reichsgesetzes betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung kurz dar. Hiermit sind verbunden kurze Widerlegungen der gegen dasselbe gemachten Einwürfe und Betrachtungen über die Wirkungen, die es möglicherweise haben kann.

— Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der zehnten Jahresversammlung des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit am 26. und 27. September 1889 in Kassel, betreffend die Bestimmungen des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches in Bezug auf Armenpflege und Wohlthätigkeit; offene Pflege für ungefährliche Irre; über den gegenwärtigen Stand der Sommerpflege für arme Kinder; Aufsicht über örtliche öffentliche Armenpflege. (Leipzig, Duncker und Humblot.)

Dies neunte Heft der Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit giebt die mündlichen Berichte der Referenten über die oben genannten Verhandlungsgegenstände und die sich daran anknüpfenden Debatten. Wir haben im vorigen Jahre bereits eine eingehende Besprechung der neunten Jahresversammlung dieses Vereins und seiner segensreichen Bestrebungen gebracht und verweisen jetzt hierauf. Es ist gut und nützlich, daß wissenschaftliche Berichte und die daran sich anknüpfende Diskussion im stenographischen Wortlaut der Nachwelt aufbewahrt bleiben. Sollte es aber wirklich irgend einen Nutzen haben, auch rein nebensächliche Bemerkungen, z. B. über die beabsichtigten Vergnügungen, Mitteilung, wo die Wagen zu besteigen sind u. s. w., im stenographischen Wortlaut dem Bericht über die Vereinsthätigkeit einzuverleiben, wie es hier geschehen ist?

— Sozial-Revolution oder Reformation. Ein Wort an das deutsche Volk von Eduard Schall, Pastor. (Braunschweig, Wollermann.) 1890. Preis 50 Pf.

Eine kleine Broschüre, die nur Betrachtung der Lage und Herzenserguß eines Geistlichen ist. Aber eines Herzens, das auf dem rechten Fleck sitzt. Den Kapitalisten, die auf die „Begehrlichkeit" der Arbeiter schelten und selbst nicht Zinsen genug bekommen können, wird der Text gründlich gelesen. Auch die Kirche bekommt ihr verdientes Teil. „Die organisierte protestantische Kirche in ihren Vertretern ist seit einem halben Jahrhundert und länger an allen Werken der Barmherzigkeit ebenso unschuldig, wie ein neugeborenes Kind." Die Lektüre des kleinen Schriftchens wirkt erfrischend. Sie kann Segen stiften besonders da, wo man das kapitalistische System mit christlichen Argumenten stützen möchte.

2. Kirche.

— Trost und Weihe. Reden und Predigten von Karl Gerok. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 1890. 303 S. 3 M.

Der heimgegangene Gerok hatte selbst noch, vieler Bitten folgend, den Plan zur Herausgabe eines Bandes Kasualreden entworfen, und die Herausgabe mit seinem Verleger verabredet. Der Sohn hat nun in rascher Ausführung dieses Planes das Werk vollendet. Die Vorzüge Gerokscher Predigt und Rede erst anerkennen und benennen zu wollen, hieße Eulen nach Athen tragen. Die Sammlung selbst enthält zugleich ein Stück Geschichte Stuttgarts, woselbst Gerok vier Jahrzehnte gewirkt und seine Stimme bei so mancher Gelegenheit zu feierlicher Rede erhoben hat. Er, der mit dem Königshaus wie mit dem Bürgerstand, mit den angesehensten Familien der Stadt wie mit den Armen und Verlassenen, mit den kirchlichen Festen wie mit den Werken der Liebe eng verbunden war, giebt hier auch manche fein ausgeführte Zeichnung aus diesen Gebieten. Die Einteilung der Sammlung, die nicht bloß gewöhnliche Kasual-, sondern zu einem guten Teil auch Festreden enthält, ist: I. Fürs Haus. Der Ausdruck ist etwas eigentümlich gewählt, da die Abteilung nicht allein die Rede bei Grundsteinlegung eines Hauses enthält, sondern auch die Tauf-, Konfirmations-, Trauungs- und Grab-Reden, Reden, die doch ganz gewiß kirchlichen Charakter tragen, auch wenn sie mißbräuchlich oder nur der Verhältnisse willen im Hause gehalten werden. Wir würden bei den Tauf- und Konfirmations-Reden auch nicht so sehr jene bei Prinzen und Gräfinnen bevorzugt haben. Unter den Leichenreden findet sich jene am Grabe des Prälaten Kapff und bei der Beisetzung der beiden jungen Grafen Erich und Axel von Taube, einzigen Kindern ihrer Eltern, gefallen am 2. Dezember 1870 bei Champigny. Die damals große Teilnahme erweckende Todesscene erzählt auch Gerok, der sie auch, wenn wir nicht irren, zu einem seiner Gesänge benutzt hat. Wenig gefallen hat uns, daß auch die Rede am Grabe eines Selbstmörders Aufnahme gefunden hat; gleichsam eine Art Empfehlung der heutzutage in christlichen Kreisen kaum mehr verteidigten Zulassung, dort zu reden, wo Menschenmund verstummen muß. Die Rede zeigt denn auch, daß an solcher Stelle nur haltlose Worte fallen. Die II. Abteilung: Für die Gemeinde, umfaßt Reden zur Weihe von Gotteshäusern, Einführung von Geistlichen, Beichtreden und eine Reihe anderer, bei besonderen Veranlassungen gehaltene Reden. III. folgen dann die Reden bei Werken der Liebe. Württemberg ist reich daran und man freut sich der Zeugnisse Geroks. Besonders gelungen ist die Rede bei Einweihung des Brenzhauses in der Stadt Weil 1887 (in Weil ist wie Kepler, so auch Brenz, der Württemberger Reformator geboren). Von Reden an Jahresfesten ist Heidenmission bei Festen der Jugend und Diakonissenfeiern vertreten. (Unter letzteren auch die bei seiner eigenen Einführung an Stelle Kapffs.) Es sind sehr reiche Brosamen, die hier uns zufallen und uns die Erinnerung erhalten sollen an den milden Prediger und hochbegabten Dichter, dem man wohl nicht Körners Schwert und Leier, wohl aber Palme und Leier zum Sinnbild geben möchte.

A. F.

— Von Perthes' Handlexikon für evangelische Theologen liegt jetzt mit Erscheinen der 9. und 10. Lieferung (Freilassung—Gysis) der 1. Band vollständig vor. Projektiert ist das Werk bekanntlich auf 3 Bände, die bis Ende 1890 vollständig sein sollen. Etwas länger wird es nun doch wohl dauern, doch war die Folge der einzelnen Lieferungen bisher eine für derartige encyklopädische Werke verhältnismäßig recht pünktliche. Bezüglich der Charakterisierung des Unternehmens mag auf das schon früher Gesagte (Juniheft 1890) verwiesen werden. Unübertroffene Reichhaltigkeit und positiv-evangelische Richtung ohne Betonung eines dogmatisch-konfessionellen Standpunktes sind die Hauptkennzeichen dieses sehr brauchbaren Handbuches. A. W.

— Wegweiser zur Seligkeit von Ewald Dresbach, Pastor in Halver (Westfalen). Ein evangelisches Unterrichts- und Erbauungsbuch für alle Stände, enthaltend die christlichen Glaubens- und Sittenlehren nach Anleitung einiger Hauptbegriffe und der gewöhnlichen Episteln und Evangelien, sowie Gebete und Gesänge auf alle Tage, für Kranke und Bekümmerte und für besondere Gelegenheiten. (Leipzig, Verlag der Buchhandlung des Evangelischen Bundes [C. Braun].) 1890.

Das ist ein schönes Erbauungsbuch, so recht angethan, den Geist des Gebets aus Gottes Wort in Jesu Namen zu nähren. Merkwürdig, daß wir zu diesem Zweck so viele herrliche Bücher haben und doch die Uebung, besonders die Uebung im Hausgottesdienst, immer seltener wird. Sind etwa auch nur die Pastorenhäuser noch häufig, in denen der tägliche Hausgottesdienst sich noch findet. Wie selten werden die Seelen, die bei dem Laufen und Rennen um Sorgen der Nahrung willen noch Lust haben, sich dem Herrn zu erschließen und von ihm zu nehmen. Wie notwendig ist gerade heute die Stille des Gebets; jenes Gebets, bei dem es einem so zu Mute ist, wie wenn man von einer Reise zurückkäme, während welcher man nichts gearbeitet und doch auch nichts versäumt hat, oder wie wenn man aus dem Lärm der Geschäfte in den stillen grünen Wald flieht. Die aber erkennen, welch ein elendes, an Leib und Seele geschlagenes Menschengeschlecht aus diesem gebetslosen Treiben hervorgehen muß, die klagen: Herr hilf! Das vorliegende Gebetbuch bietet zu diesem Zwecke mehr als bloße Gebete. Ein erster Abschnitt bietet unter dem Titel: „Lehrhafter Teil" Auskunft über die wichtigen Grundlagen des gegenwärtigen kirchlichen Lebens: über den christlichen Glauben, die Bibel (zugleich einen Bibelkalender bringend), die Kirche, Kirchengeschichtliches, das Kirchenjahr, den Sonntag, die Mission, Gustav-Adolfs-Verein und Evang. Bund, das Gebet. Der zweite ermahnende Teil bringt

dann die Episteln und Evangelien mit ganz kurzen Summarien und Gebeten für sämtliche Sonn- und Festtage des Kirchenjahres, woran sich endlich der dritte erbauliche Teil mit einer großen Anzahl von Gebeten und Liedern anschließt. Das Buch will christliche Charaktere schaffen helfen, Mithelfer des Gewerks Gottes sein.

A. F.

— Der Unfehlbare nach Johannes Schriften von Johannes Klaver. (Leipzig, Fr. Richter.) 4 M.

Das Buch hat mir eine eigenartige Ueberraschung gebracht. Als ich den Titel desselben las, dachte ich an den Unfehlbaren in Rom, etwa beurteilt und verurteilt aus Johannes Schriften. Und so wird es wohl Vielen ergangen sein. Was aber finde ich? Wortgetreue Uebersetzungen der Johanneischen Schriften und Bemerkungen über eine Reihe von Fragen, die sich an das Johanneische Schrifttum anknüpfen. Man kann sich ja diesen Tausch gefallen lassen. Der wahrhaft Unfehlbare ist nicht der heilige Vater zu Rom, sondern der Herr, welcher der Geist ist, der Herr, welcher durch Johannes im heiligen Geist Zeugnis von Sich und Seinem Heil abgelegt hat. Immer aber gehört dies Buch zu den absonderlichen theologischen Erscheinungen. Ich glaube es dem Verfasser wohl, daß er den besten Willen bei seiner Uebersetzung gehabt hat; dennoch fürchte ich, daß sein Buch ein Fremdling im Lande der Theologie bleiben wird. Das Gedicht: Der Unfehlbare, ist jedenfalls verfehlt. Aber auch die Anmerkungen unter dem Text und die Erläuterungen am Schluß desselben enthalten vieles, was Bedenken erregt. Das aber bleibt dem Verfasser, daß er ein treuer Verehrer des heiligen Johannes ist, und darin ruht eine Bedeutung, die auch mit seiner Absonderlichkeit versöhnen kann. D.

— Ehrenrettung eines treuen Zeugen Christi. Antwort auf die Schrift des Generalsuperintendenten D. Moeller in Magdeburg: „In Stille und Sturm." (Köln, in Kommission bei C. Roemke & Co.) 1890. 34 S. 40 Pf.

Die Moellersche Schrift, die im Winter 1889 bei Perthes in Gotha erschien und im Dezemberheft auch von uns angezeigt wurde, hat in altlutherischen Kreisen vielfach Anstoß erregt. Man hätte das eigentlich nicht erwarten sollen. Denn D. Moeller behandelte in ihr in durchaus sachlicher und leidenschaftsloser Weise die Hauptereignisse aus den ersten Jahren seiner Amtsführung, darunter vor allem seine Erlebnisse in der Gemeinde Radevormwald, wo im Jahre 1852 unter dem Pastor Haver eine altlutherische Separation stattfand, welcher im landeskirchlichen Interesse entgegenzuwirken Pastor Moellers Aufgabe war. Schon der Umstand, daß die Aufzeichnungen Moellers ursprünglich nur für einen kleinen Kreis von Verwandten und Freunden bestimmt gewesen und erst später auf verschiedentlichen Wunsch hin in die Oeffentlichkeit hinausgegeben waren, sowie der überall nur einfach und schlicht referierende Ton jener Schrift hätte eigentlich verhindern sollen, eine polemische Absicht bei Moeller vorauszusetzen und dieselbe mit einer Gegenpolemik zu erwidern. Mit einer solchen „Ehrenrettung" des Pastor Haver aber gar, wie der vorliegenden, kann niemandem gedient sein. — Gewiß hat sich Moeller in einzelnen unbedeutenden Thatsachen geirrt: die fast 40 Jahre, die zwischen den Erlebnissen und ihrer Aufzeichnung liegen, erklären das zur Genüge; auch ist sein Urteil, so maßvoll und milde er es überall faßt, natürlich ein anderes, da er die Sache von vorneherein in ganz anderem Lichte sehen mußte, als die altlutherische Gegenpartei. Und wenn er einmal indirekt die Einführung der Union in Preußen als „Gottes Stunde" bezeichnet, so ist das ein etwas überschwänglicher Ausdruck, der angesichts der thatsächlichen geschichtlichen Verhältnisse wohl nicht Stich hält. Ob es aber einen sehr objektiven, um gar nicht zu sagen, leidenschaftslosen Eindruck macht, wenn der Verfasser der „Ehrenrettung" bei allen Stellen der Moellerschen Schrift, die ihm nicht passen, eins oder mehrere Ausrufungszeichen in Parenthese hinzufügt? Ich glaube nicht. Und wenn mir gar ein Satz aufstößt, wie der auf S. 13: „Kurz, hätten Pastor und D. Moeller die Quellen benutzt, die sie in ihrer Hand hatten, so hätten sie schwerlich die Frage aufgeworfen 2c.", so nenne ich solche Polemik, immer im Hinblick auf das rein sachliche Buch, dem sie zu teil wird, einfach jugendlich — oder greisenhaft. Dem Konsistorialrat Goebel wird gelegentlich schlankweg „der treue Hirtencharakter" abgesprochen. Und nach alledem ist der Verfasser sich zum Schluß bewußt, „nicht aus Gehässigkeit, sondern im Interesse der Wahrheit geschrieben zu haben, in Liebe auch gegen den, der seinen Heiligen die Füße gewaschen hat." — Für die sonstige Taktik unseres Verfassers nur ein Beispiel: Pastor Haver hatte früher in Remscheid selbst energisch die Union der lutherischen und reformierten Gemeinde betrieben. Moeller führt dies an, um daraus einen psychologischen Entschuldigungsgrund für das spätere entgegengesetzte Auftreten Havers in Radevormwald herzuleiten. Denn, sagt er, „wie mancher erschrickt vor seinen eigenen leidenschaftlichen Thaten, wenn die Leidenschaft abgekühlt ist, um dann in das andere Extrem zu verfallen." Diese Mitteilung über Havers Wirken in Remscheid, meint der Ehrenretter, „ist ganz geeignet, wenn sie auf Wahrheit beruht, die Beschuldigung des Ehrgeizes (gegen Haver) glaubhaft zu machen." Und doch hatte Moeller jene Mitteilung nur gemacht, um die öffentlich oft vorgebrachte Beschuldigung des Ehrgeizes möglichst zu entkräften. — Am besten hat mir die Schlußbemerkung des Verfassers gefallen, daß er sich nicht hinter der Anonymität verkriechen will, sondern seinen Namen jedem, der ihn zu wissen wünscht, durch die Kommissionsbuchhandlung zur Verfügung stellt. Er will also doch offen und mannhaft einstehen für das, was er schreibt, und das hat mich mit der Art seines Schreibens wieder etwas ausgesöhnt. Trotzdem hatte ich kein Verlangen, seine Persönlichkeit auf die angegebene Art festzustellen.

A. W.

— Römisches und Polemisches.

Der Fuldaer Hirtenbrief der deutschen Bischöfe und die Wahrheit. Von Joseph Bachstein, vorm. kathol. Pfarrer zu Greifswald. (Leipzig.) 66 S.

Pfarrer Bachstein, der schon seit längerer Zeit an seiner Kirche irre geworden war, ist durch den am 22. August v. J. erlassenen Hirtenbrief der in Fulda versammelten Bischöfe zur Entscheidung gekommen. Dieses Schriftstück machte es ihm zur Gewißheit, daß die obersten Leiter seiner Kirche in Deutschland in einem feierlichen Schreiben an ihre Gemeinden durch und durch ein unredliches Verfahren einschlügen. Er hat dieses sein Urteil in der genannten Broschüre dargelegt und begründet. Wer wie er die ganze römische Priestererziehung und Bildung genossen hat, war vorzüglich imstande, aus der römischen Praxis heraus die friedlichen Töne, die in Fulda angeschlagen sind, zu beleuchten. Wir empfehlen das Heft zum eigenen Studium. Für die Kenntnis der römischen Praxis auch in Deutschland ist es höchst lehrreich. Ganz besonders heben wir aus vielem andern hervor, in welchem Maße die Vergötterung der Maria und des hl. Joseph offiziell betrieben wird, wofür zahlreiche Belege angeführt werden. Angesichts derselben klingt es allerdings komisch, wenn sich die Bischöfe beklagen über die Verunstaltungen der römischen Lehre auf Seiten der Protestanten. Das Schriftchen ist mit Sachkenntnis und mit warmem Herzen geschrieben, dem man den Schmerz über die in die Irre geleiteten katholischen Gemeinden ebenso anmerkt, wie die Freude über die erfahrene Barmherzigkeit des HErrn.

Unsere Waffen im Kampfe gegen Rom. Ein Vortrag von Professor Dr. H. F. Müller, Gymnasialdirektor. (Braunschweig, Hellm. Wollermann.) 2. Aufl. 1889. 0,50 M.

Vom lutherischen Standpunkt aus, und zugleich im Kampf mit dem evangelischen Bunde, von dessen Gründung und Feiern in Blankenburg a. H. Einzelheiten mitgeteilt werden. Der Vortrag ist theologisch begründet und klar durchgeführt. „Unsere Waffen" bestehen in dem Rein- und Festhalten der Bekenntnisse der lutherischen Kirche.

Die Stellung der evang.-lutherischen Kirche im gegenwärtigen Kampfe mit Rom. Vortrag auf der August-Konferenz 1889 von Sup. Köhler-Trachenberg. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1890.

Der Vortrag setzt die rechte Stellung zu Wort und Sakrament voraus und verlangt hauptsächlich für unsere Landeskirche eine jener Stellung entsprechende freie Bewegung. Im einzelnen treffende Kritiken und Winke.

Das katholische und das evangelische Lebensideal. Zwei Vorträge von Dr. Heinrich Behm, Pastor an St. Marien, Parchim. (Güstrow, Opitz.) 75 Pf.

Klar und warm; das katholische Lebensideal wird im Mönchstum nachgewiesen, ruhend auf verkehrter Auffassung des Glaubensbegriffs, — das evangelische in dem durch die Reformation recht gewendeten und mit rechtem Inhalt versehenen Humanismus.

Dreiunddreißig Fragen über die Unterscheidungslehren der evangelischen und katholischen Kirche. (Stuttgart. Evang. Gesellschaft.) 5. Aufl. 1889.

In 2 Abschnitten: für den Schüler, mit meist sehr verständlichen, kurzen und treffenden Angaben der Hauptunterschiede, — und für den Lehrer mit einigen weitergehenden Erläuterungen. Sehr gut zu gebrauchen.

Ultramontane Fechterkünste. Ein Zwiegespräch mit dem Verfasser der Gottlieb-Briefe in der Germania. Samt einem doppelten Anhange von D. theol. G. Warneck. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1889. 94 S.

Eine notwendige, aber unerquickliche Arbeit, die der unermüdliche Vertreter der Sache der evang. Heidenmission hier übernehmen mußte, indem er die Art und Weise, in der seine gewuchtigen Angriffe gegen die römische Missionspraxis behandelt worden sind, mit einem Appell — nicht etwa nur an die Evangelischen, sondern an jeden ehrlichen Mann bis in das Einzelne hinein verfolgt. Wir würden uns freuen, wenn es nun endlich mit diesen persönlichen Angriffen und Verteidigungen zu Ende sein könnte; wenig ist es, was dadurch gefördert wird. Aber der Herausgeber der Allg. Missionszeitschrift konnte natürlich Gottliebs Anklagen nicht auf sich sitzen lassen, ohne den Gegnern Gelegenheit zum falschen Triumph zu geben.

3. Mission.

— Die Indianer und ihr Freund David Zeisberger von H. Römer. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1890. 109 S. 1 M.

Die evangelische Mission hat zwei Quellen: den Dank für das selbsterfahrene Heil, die Hoffnung auf die Zukunft des Herrn, da Er kommt und sein Lohn mit ihm. Wo diese beiden Quellen sprudeln, da regt sich der Missionssinn, wie wir es sehen beim Pietismus und bei der Brüdergemeinde. Einer bloßen Kulturmission muß es ergehen, wie einem erwärmten Eiszapfen, der allmählich verfließt. Eine wahrhaft erhebende Episode aus der Mission der Brüdergemeinde erzählt das vorliegende Schriftchen. Es giebt ein Bild von der Arbeit und Treue, mit welcher der Indianermissionar David Zeisberger (geb. 11. April 1721 in Mähren, gest. 17. November 1808 in Goshen Township in Ohio) seine 60jährige Arbeit unter den Irokesen und Delawaren gethan hat, unter viel Verfolgung und Gefahr von Indianern, Amerikanern und Engländern. Wo das Schriftchen geeignet ist, Interesse für die Mission und ihre Geschichte zu wecken, so wird es auch dem Pfarrer Stoff bieten zu Missionsstunden. Ein kurzer Blick auf die gegenwärtig noch bestehenden Missionsstationen der Brüdergemeinde unter den Indianern (New-Fairfield in Canada unter den Delawaren, New-Westfield, ebenfalls unter den Delawaren, und New-Springplace, unter den Cherokees) schließt das Schriftchen.

A. F.

4. Biographisches.

— **Kaiser Wilhelm I., die Prinzeß Elise Radziwill und die Kaiserin Augusta. Mit Briefen des Prinzen Wilhelm. Herausgegeben von Gneomar Ernst von Natzmer.** (Berlin, Gebrüder Pätel.)

Der Jugendliebe des Kaisers Wilhelm I. zu der Prinzeß Elise Radziwill, die der Staatsraison zum Opfer fallen mußte, ist bereits von Treitschke in dem IV. Teile seiner Deutschen Geschichte ausführlich Erwähnung gethan. Insbesondere ist dort der Brief des Prinzen an König Friedrich Wilhelm III. mitgeteilt, in dem er männlich und entschlossen seine Resignation auf die Verwirklichung seines Herzenswunsches ausspricht. Hier werden nun diejenigen Briefe des Prinzen an seinen vertrauten Freund, den General Oldwig von Natzmer, veröffentlicht, welche der Prinz an denselben über seine Herzensangelegenheit gerichtet hat. Welche schweren Kämpfe der Prinz hat durchmachen müssen, wie tapfer er das Unvermeidliche getragen, als nach vier langen Jahren des Hoffens und Harrens der König definitiv sein „Nein" gesprochen, spiegelt sich in diesen Briefen an den Vertrauten, in denen sich das gepreßte Herz Luft macht, klar und deutlich wieder. Leicht ist der Weg wahrlich nicht gewesen, den der Prinz, König und Kaiser auf seiner Ruhmesbahn geführt ist.

— **Die Königin Luise in der Dichtung.** Eine Sammlung aus den in älterer und neuer Zeit verfaßten Dichtungen, ausgewählt und herausgegeben von **Eduard Belling**. (Berlin, Verlag von Kurt Brachvogel.) 1890. 212 S.

Mit großer Sachkenntnis und liebevollem Verständnis hat der Verfasser aus der Unmasse der Gedichte, die im Laufe der Zeiten das Leben der unvergeßlichen Königin verherrlicht haben, die besten ausgewählt und mit einem litterarhistorischen Anhange, sowie einer ausführlichen Uebersicht über sämtliche auf den Stoff bezüglichen Dichtungen versehen, in zweiter verbesserter Auflage herausgegeben.

Der einzige Vorwurf, den wir dem Verfasser zu machen haben, ist der etwas allzu überschwängliche Ton, in dem er davon redet, wie die Königin „geachtet, geliebt, **angebetet**" worden ist, wie sie „**als Göttin der Anmut**" in die Welt trat und wie sie „zum Ideal reinster Weiblichkeit verklärt, bei der Nachwelt fortlebt, ein nie verlöschender, nein immer heller und klarer strahlender Stern, zu dem sich in Freud und Leid gern alle Blicke bewundernd, **Trost und Hilfe erflehend, anbetend erheben.**" Wer so schreibt, darf über Mariendienst sich nicht wundern. In Prosa wirken derartige Uebertreibungen noch auffallender, als in Poesie, und doch ist es etwas stark, wenn Ernst Wichert singt:

Sie starb — — man sagt, ihr sei das Herz gebrochen. —
Nun denn —: ihr Volk **hat heilig sie gesprochen!**

Begreiflicherweise ist eine Sammlung, in der Gedichte von Tieck, Novalis, A. W. Schlegel, Schenkendorf, Rückert, Körner, Kleist, Achim von Arnim, Arndt, Geibel, Gerok und vielen anderen deutschen Sängern ersten Ranges stehen, nicht nur um ihres hohen Gegenstandes willen von großem Interesse. Fast jeder bedeutende Moment im Leben der Königin Luise ist in einem oder zuweilen in zwei oder drei, ja selbst in vier und fünf Gedichten dargestellt. Daß dabei viel Mittelgut und noch Geringeres sein muß, ist selbstverständlich. Dem Verfasser gebührt das Verdienst, aus etwa 400 Dichtungen, die von ca. 100 Dichtern und Dichterinnen herrühren, das Lesenswerteste mit Fleiß und Geschick zusammengestellt zu haben.

Für die weibliche Jugend ist die Sammlung bestens zu empfehlen, auch wird sie nicht leicht von jemand, der über das Leben der Königin Luise schreibt, entbehrt werden können.

Sch.-K.

— **Aus dem Leben Karl Böttichers.** Von seiner Gattin **Clarissa Lohde-Bötticher.** Mit einem Bildnis Karl Böttichers. (Gotha, F. A. Perthes.) VI u. 119 S. 2 M. 40 Pf.

Für die **Schüler und Freunde**, welche die wissenschaftliche Bedeutung Böttichers zu schätzen wissen, ist die vorliegende Lebensskizze von der kunstgerechten, Licht und Schatten mit rühmenswerter Unparteilichkeit zur Geltung bringenden Hand der dritten Gattin des tüchtigen Mannes entworfen worden. — Bötticher hat es in seinem Leben schwer gehabt. Die Ehe seiner Eltern ist geschieden, er selbst dem Vater entfremdet worden. Der ersten Braut hat er in starrer Konsequenz eines einmal gefaßten Beschlusses den Abschied gegeben, die zweite Braut hat er in derselben Konsequenz seine Gattin werden lassen, um nach langem Unfrieden sich von ihr scheiden zu lassen, nachdem der einzige Sohn dieser Ehe den Gatten durch den Tod entrissen war. Von den Berufsgenossen ist er vielfach verfolgt und gequält worden. Bis zu seiner zweiten Ehe mit der Witwe seines Freundes A. Kopisch (1859) konnte er sagen: „Meine ganze Vergangenheit bildet nur eine ununterbrochene Kette harter, trauriger Erfahrungen. Nachdem er von 1872 bis 1877 das einsame Leben eines Witwers durchlebt hatte, vermählte er sich mit der Witwe Ludwig Lohdes, eines anderen Freundes; sie ist die Verfasserin der Lebensskizze. In diesen beiden Ehen ist er sozusagen reichlich entschädigt worden für die vielen Entbehrungen und Leiden der ersten Ehe. Bötticher war ein charakterfester Mann, ein Ehrenmann durch und durch, aber wie sein Vater von herber Gemütsart. Nicht ohne seine Schuld wird sich die erste Hälfte seines Lebens so traurig gestaltet haben. — In ganz hervorragender Weise war Bötticher **ein königstreuer Preuße.** Im tollen Jahre tritt er, 42 Jahre alt, freiwillig unter die Fahne, wird 1849 Offizier, macht den badischen Feldzug mit, um im März 1850 zu seinem eigentlichen Beruf zurückzukehren. — K. Bötticher war es, der 1856 die „Gesammelten Werke August Kopisch'" herausgab. Sein eignes

Hauptwerk ist die „Tektonik der Hellenen“ und das Verdienst desselben, „zuerst in das Wesen der tektonischen Kunstformen eingeführt zu haben, wonach das Ornament nicht bloß zierende Zuthat, sondern der symbolische Ausdruck der Funktionen der einzelnen Bauglieder ist.“ O. K.

5. Philosophie.

— Die Seelenfrage mit Rücksicht auf die neueren Wandlungen gewisser naturwissenschaftlicher Begriffe von O. Flügel. 2. vermehrte Aufl. (Cöthen 1890, Otto Schulze.) 2 M.

Wem die Selbständigkeit seiner eigenen Seele noch eine Frage ist, der greife — nicht nach diesem Buch über die Seelenfrage, für ihn ist es nicht geschrieben, denn es ist, wie schon der Titel erkennen läßt, eine durchaus wissenschaftliche Erörterung der bezeichneten Frage und wird die Entscheidung in jener persönlichsten aller Fragen, bei welcher die Ausschlag gebenden Gründe auf anderem Gebiet liegen, nicht beeinflussen. Wer aber die kühnen Behauptungen materialistischer Wissenschaft nach ihrem Wert prüfen und in ihrer Haltlosigkeit erkennen will, der findet in Flügel einen durchaus zuverlässigen Führer. In überaus klarer Weise werden nach einer geschichtlichen Uebersicht über den Materialismus die verschiedenen Seiten des Problems erörtert und die Linien aufgezeichnet, innerhalb deren ein gesunder Fortschritt der Forschung sich wird bewegen müssen. Die siegreiche Polemik des Buches bleibt stets streng sachlich. Beim Fehlen alles Tendenziösen wirkt das Buch im besten Sinne apologetisch und ist somit jedem Gebildeten, welcher sich über den gegenwärtigen Stand der Forschung auf dem Gebiet der Seelenfrage unterrichten will, sehr zu empfehlen. Wt.

6. Heilkunde.

— Was die Aerzte verschreiben. Rezeptschlüssel zur Aufklärung für jedermann, bearbeitet von Ewald Paul, Naturforscher. (Leipzig, Max Hesse). 1890. 85 S. 1,50 Mk.

E. Paul hat sich die Aufgabe gestellt, „das, was Aerzte und Apotheker so emsiglich und ängstlich mit lateinischem Mäntelchen decken, in deutsche Gestalt zu bringen.“ Das ist ein dankenswertes Unternehmen; denn wenn diese Sachen auch in jeder medizinischen Encyklopädie zu finden sind, so ist doch eine solche dem Laien fast nie zugänglich. Da er ferner die lexikalische Form gewählt hat, so wird der schnelle Gebrauch des Büchleins sehr erleichtert. Danach hätten wir ein kleines Lexikon, das für alle, die, wie der norddeutsche Bauer, nicht gern essen, was sie nicht kennen, von Wert sein müßte; im übrigen aber würde es, wie alle Lexika, haarsträubend langweilig sein. — Aber es ist noch eine Zuthat vorhanden, welche das Werkchen wesentlich interessanter macht: das ist die scharf ausgeprägte Tendenz, die sich durch alle Artikel von Anfang bis zu Ende hindurchzieht. Daß der Verfasser dieser zunächst doch populär-medizinischen Schrift sich als „Naturforscher“ bezeichnet, klärt schon über die Art dieser Tendenz auf: es ist der Standpunkt der Naturheilmethode, der hier vertreten, für den Propaganda gemacht wird. Nun steht es ja fest und wird selbst von aufrichtigen Aerzten überall zugegeben, daß der Geist der innern Medizin zwar leicht zu fassen ist, weil er im wesentlichen in dem Auswendiglernen von Rezepten und deren Anwendung besteht, daß aber — mit Ausnahme einer Reihe von allgemein bekannten Hausmitteln — die übrigen für innere Leiden angewandten Mittel entweder wertlos oder zweischneidige Schwerter sind. Auch manches „Heilmittel“, das noch stark nach dem Mittelalter riecht und schmeckt, ist noch auf dem Plan und wird gewiß auch noch hier und da verschrieben — denn „verschrieben“ will der Kranke doch einmal etwas haben. Man denke die Blatta orientalis, die Küchenschabe, geröstet und fein pulverisiert, dem Kranken in einer Mixtur als schweißtreibendes Mittel serviert! Und ein Gramm dieser Delikatesse — ganz abgesehen von den Nebengebühren für die Geschmack und Farbe verleihenden anderen Bestandteile der Mixtur — kostet nach preußischer Apothekertaxe, die im Buche fast überall hinzugefügt ist, 15 Pfennig! — Doch die Preisfrage ist eine Frage für sich; hier handelt es sich zunächst darum, ob die auch von unserem E. Paul vertretene Naturheilmethode bei inneren Leiden die richtige ist, und das muß unbedingt bejaht werden. Arzneien, Gifte insbesondere, sind nur Linderungsmittel auf Zeit; sie sollten daher in der Regel nur bei hoffnungslosen Kranken und — wegen ihrer nachteiligen Wirkung auf die Dauer — auch da nur in äußersten Notfällen angewendet werden. — Wenn nun freilich die Naturheilmethode weiter geht und teilweise auch die chirurgische Medizin in Anspruch nimmt, so macht sie es wie alle neuen Ideen (cf. Walljäger!), die zunächst ins Extrem verfallen, und erst später das, was echt an ihnen ist, als Gemeingut an die Menschheit abliefern. Auch Ewald Paul ist noch Extremer. Sein Rezeptschlüssel ist trotzdem interessant. A. W.

7. Litteraturwissenschaft.

— Festschrift des Großherzoglichen Friedrich-Franz-Gymnasiums in Parchim zur Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes am 15. April 1890. Inhalt: Comedia von dem frommen, Gott fürchtigen und gehorsamen Isaak. Aller frommen Kinder und Schöler Spegel, durch Jachim Schlue, Bürger und Bargerfahr in Rostock. 1606. Vorwort, Text und Abhandlung von Oberlehrer Dr. Albert Freybe. (Druck von Diedr. Soltau in Norden.) 1890.

Es war gewiß ein glücklicher Griff, wenn der Oberlehrer Dr. Freybe, der bekannte und bewährte Kenner des alten deutschen Lebens und der alten deutschen Litteratur, zur Feier der Einweihung des neuen Gymnasiums in Parchim eine alte deutsche Comedia wieder ans Licht zog. Verfasser derselben ist der Bergenfahrer, — gemeint ist das norwegische Bergen, zu den Zeiten der Hansa und

heute noch ein Hauptsitz für den nordischen Handel, — und Rostocker Bürger Jochim Schlue. Sein Spiel aber, welches er selbst aller frommen Kinder und Schöler Spegel nennt, dramatisiert jene wunderbare Opfergeschichte des alten Testaments, in welcher uns der vollendete Glaubensgehorsam, der Gehorsam bis in den Tod, vorgestellt wird. Darin führt er uns in „der Moder Sprake" ein eigenartiges Stück Leben aus dem weltberühmten hanseatischen Contor vor, ein Stück Leben, in welchem sich das sinnige Volksgemüt, der Glaube und die Sitte des altniedersächsischen Wesens in wundersam anmutender Weise zum Ausdruck bringt. Gewiß, einen besseren Spiegel als diesen Gehorsam, den die heilige Schrift der Jugend Schmuck und Krone und eine goldene Kette am Halse des Kindes nennt, kann man auch unseren Schülern nicht vorhalten, denen ja leider die Versuchung des Ungehorsams von allen Seiten her nahe tritt. So kann man denn auch nur wünschen, daß auch der Jugend, für welche das neue Haus in Parchim zu einer Wohnstätte und Heimat bereitet ist, immer der Spiegel des Gehorsams bis in den Tod blank und rein vorgehalten werde, damit sie in ihm sich selbst beschaue und seinem Bilde nachtrachte in honorem Dei et ornamentum patriae. Das Spiel selbst ist in alter Weise würdig und stattlich abgedruckt. Der Verfasser hat eine treffliche Einleitung und eine eingehende, von klassischer und altdeutscher Gelehrsamkeit zeugende Erläuterung hinzugefügt. So gehört dies Programm zu denen, welche in der Litteratur der Schulprogramme einen hervorragenden Platz einnehmen, in weitestem Kreise Beachtung verdienen und eine längere Lebensdauer beanspruchen dürfen, als diese Erzeugnisse der flüchtigen, wechselnden Zeit sonst meist haben. Dem Verfasser Dank für seine Gabe, der Schule Glückwunsch zu ihrer Festfeier! D.

8. Poesie.

— Die Salier. Historisches Drama in fünf Aufzügen von Richard Zoozmann. (Leipzig, Alexander Danz.) 1889. 152 S. 2 M.

Mit vier Gedichtsammlungen, von denen zu Ende des Vorjahres unter dem Titel „In Klios und Eratos Banden" eine Gesamt-Ausgabe erschien, die damals auch in dieser Zeitschrift besprochen wurde, ist der junge Dichter Richard Zoozmann schon auf dem Plan der Oeffentlichkeit erschienen. Seine Entwicklung, die sich in jener Sammlung trefflich verfolgen läßt, hatte dort abgeschlossen mit dem — für das 20. bis 30. Lebensjahr scheinbar schon zur Modesache gewordenen — Stadium des Pessimismus, oder doch wenigstens mit dem des unbegrenzten Zweifels an allem Guten. Da nun Zoozmanns Poesien im übrigen ein wirkliches dichterisches Talent bekunden, so durfte man die Weiterentwicklung seiner Persönlichkeit nicht bloß mit Interesse, sondern mit wirklicher Teilnahme verfolgen. — Das historische Schauspiel „Die Salier" vermag uns indessen in dieser Beziehung keinen Aufschluß zu geben. Es ist ein durchaus gutgeartetes, fleißiges Werk, von sorgfältigem Studium der einschlägigen Geschichte zeugend, an dem sowohl die Auffassung einzelner Charaktere (vor allem Kaiser Heinrichs IV.), als der Aufbau einiger Scenen die dichterische Anlage nicht verleugnet; aber die gänzlich mißlungene Technik des Ganzen, die weder von einer zur Katastrophe sich aufbauenden und dann abfallenden Handlung etwas weiß, noch überhaupt zwischen einer im Vordergrunde stehenden Haupthandlung und den um diese herum sich gruppierenden Nebenhandlungen streng unterscheidet, macht es wahrscheinlich, daß die unter dem vorangeschickten „Prolog" befindliche Jahreszahl 1881 nicht, wie man sonst glauben möchte, auf einem Druckfehler beruht. Dann hat freilich Zoozmann „Die Salier" schon mit 19 Jahren geschrieben, da er aber schon mit dem 13. Jahre ernstlich an zu dichten gefangen hat, so ist das so verwunderlich nicht.

Auch die Form, die Zoozmann sonst gut beherrscht, ist in diesem seinem ersten dramatischen Versuch oft noch recht unvollkommen, besonders in der ersten Hälfte. Daß die Ausdrucksweise der Zeit des 12. Jahrhunderts wenig angepaßt ist, ist vielleicht ein so großer Fehler nicht, denn wie gefährlich ein derartiges Streben werden kann, haben wir in unserer Litteratur genugsam vor Augen. Doch wäre z. B. die Redewendung: „Wie recht Du immer hast!" auf S. 23, die, zumal in dem dortigen Zusammenhange, doch allzusehr an das moderne: „Du hast ja so recht!" erinnert, wohl besser unterblieben. — Sachlich muß ein deutscher Erzbischof, der ohne weitere Vollmacht einen deutschen Kaiser bannt, dessen Sohn und die deutschen Fürsten dagegen vom Banne losspricht, selbst in den Zeiten des Canossaganges entschieden beanstandet werden. Und einen unwahrscheinlichen, um nicht zu sagen naiven Eindruck macht auch zum Schluß das Sterben dreier der Hauptpersonen, das überraschend programmmäßig vor sich geht. Welf von Baiern wird im Kampf verwundet und stirbt nach dem Muster Shakespearescher Helden auf einer Tragbahre, nachdem er eine längere Konversation mit den Worten geschlossen hat: „Der Sturm tobt aus — komm, Ruhe, komm!" Die Tochter dieses Welf, einst die geliebte und erwählte Braut des jungen Heinrich, des Sohnes Heinrichs IV., ist, mit der Empörung Heinrichs gegen seinen Vater nicht einverstanden, in ein Kloster gegangen und stirbt hier in den Armen ihres Heinrich, nachdem eine lange, an Erklärungen und Auseinandersetzungen reiche Versöhnung vorausgegangen, fast ohne weiteres mit den Worten: „— — Und Engel nahen — tragen mich — empor — — O Heinrich — dort ist — Seligkeit — dort Liebe!" Und auch der alte Kaiser Heinrich IV. macht es im Thronsessel zu Lüttich nicht viel anders. Er kann das Wort „Canossa" nicht hören, aber die Zukunft beurteilt er — in prophetischer Hellseherei — sehr optimistisch:

„Ich schaue weit hinaus ins deutsche Land:
Ein helleres Jahrhundert ist erschienen,
Wie Geisterruf schallts an mein Ohr, ein Ruf,
So mächtig, daß ganz Rom erzitternd bangt
Und seines Riesenbaues Säulen wanken!"

Hoffentlich hat der alte Kaiser dabei an die Reformation, und nicht, wie man leicht denken könnte, an das Canossageschrei der 70er Jahre unseres „hellen“ Jahrhunderts gedacht. Nach solcherlei längeren Diskursen schließt er eine Betrachtung über den Nutzen der Einigkeit der deutschen Volksstämme mit den Worten: „Der alle Herzen sichtet, kennt das meine, Getrost — erwart ich — seinen — Richterspruch“, um dann pünktlich zu sterben.

Allerdings ist Zoozmann dem Prolog zufolge selbst einsichtig genug, an die Möglichkeit einer Aufführung seiner „Salier“ nicht ernstlich zu denken:

„Auch ich erhoffe dieses seltne Vorrecht
Nicht für mein Erstlingswerk, drum laßt bescheiden
Mich dieses Büchlein in die Hand euch drücken.“

Weshalb er aber dann trotzdem dies in die Hand des Lesepublikums zu drückende Büchlein „den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt“ sein läßt, verstehe ich nicht. A. W.

— Sieben Gesänge aus dem Englischen des Bischofs Bickersteth. Von den zukünftigen Dingen. Frei übersetzt von Ernst A. Roßteuscher. (Basel, C. F. Spittler.)

Der Bischof von Exeter nimmt in der neueren englischen Litteratur eine hervorragende Stelle ein, sowohl als wissenschaftlicher Theologe, wie auch als Dichter. Sein berühmtestes dichterisches Werk ist das 1866 erschienene und seitdem in England in 20 Auflagen verbreitete: Yesterday, to day and for ever, ein großartiges religiöses Epos über das Gestern, Heute und in alle Ewigkeit des göttlichen Ratschlusses, Schöpfung, Erlösung und Vollendung umfassend, aber so, daß es eine einzelne Menschenseele ist, welche die göttliche Offenbarung darüber empfängt und erlebt. Dies Werk, welches sich den Dichtungen eines Dante, eines Milton ebenbürtig an die Seite stellt, ja, darin sie übertrifft, daß es uns die Geheimnisse des Reiches Gottes doch um vieles näher rückt als jene, ist uns freilich nicht mehr ganz unbekannt. Wir haben dasselbe in einer vortrefflichen Uebersetzung von Fräulein Helene von B. Aber ich weiß allerdings auch nicht, inwieweit diese Uebersetzung sich bei uns eingebürgert hat. Die Kreise, die überhaupt aufgethan sind für eine solche Dichtung aus dem Reiche Gottes, sind in Deutschland nicht eben zahlreich. Darum mochte ein neuer Versuch immerhin angezeigt sein. Roßteuscher hat nun nicht das ganze Werk übersetzt, sondern nur den aus der Gegenwart in die Zukunft gerichteten Teil. Die sterbende Seele tritt hinüber in die ewige Welt und erschaut dort die zukünftigen Geheimnisse. Man wird nicht überall mit dem englischen Dichter übereinstimmen. Die Eschatologie ist ein Gebiet, wo deutsche und englische Auffassung vielfach auseinandergehen. Aber man wird, auch wo die Auffassung eine andere ist, dennoch die schöpferische Gestaltungskraft der Dichtung, ihre glänzende Farbengebung und Sprache anerkennen müssen. Roßteuscher hat freier übersetzt als Helene v. B. Er liest sich darum leichter. So mag es ihm wohl gelingen, in weitere Kreise Eingang zu finden. Aber auch ihm wird das im Wege stehen, daß die Zeit mit ihrem Geist abgewendet ist von den himmlischen Dingen und die apostolische Mahnung umgekehrt hat: Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, was auf Erden ist. D.

9. Unterhaltungslitteratur.

— Am Kreuz. Ein Passionsroman aus Oberammergau von Wilhelmine von Hillern. 2 Bände. (Stuttgart, Union.) 1890. 334 und 383 S. 10 M.

Frau von Hillern ist eine Schriftstellerin von Talent. Sie weiß im Kleinen zu beobachten und im Einzelnen zu charakterisieren, ihr gelingen Naturschilderungen von hoher poetischer Schönheit und dramatische Scenen voll Leben und Bewegung. Und alle diese Vorzüge finden sich auch in diesem Roman wieder. Um so tiefer ist die Verirrung zu beklagen, die in dem Großen und Ganzen der Anlage dieses Romans liegt. Rezensent begann das Buch im Familienkreise zu lesen, mußte aber auf energischen Protest der Hörerinnen die Lektüre einstellen. Es handelt sich, kurz gesagt, darum, daß eine phantastische Gräfin aus München sich in den Christusdarsteller des Oberammergauer Passionsspiels verliebt und dann mit ihm durchbrennt! Wir meinen: das genügt! Und es ist schlechterdings nicht zu fassen, wie eine Schriftstellerin von Frau von Hillerns Erfahrung und Lebensstellung auf eine so abenteuerliche Geschmacklosigkeit verfallen konnte. Wenn Verfasserin vom Christentum etwas mehr wüßte, als sie weiß, würden wir einen härteren Ausdruck gebrauchen. Glücklicherweise, möchte man sagen, steht sie fern, so daß das Durcheinanderrühren der sinnlichen und der religiösen Motive einen fast naiven und darum nicht ganz so verletzenden Eindruck macht, als der Wortlaut an sich machen könnte. Häßlich bleibt der Inhalt darum nicht minder, und der Vorwurf für Colportageromane geeigneter, als für ein Kunstwerk, das verwöhnten Lesern zugedacht ist. Wunderlich ist auch die Ueberschätzung des Passionsspiels und namentlich des starken Besuchs, als eines kirchengeschichtlich bedeutsamen Symptoms. Nach Frau von Hillern liegt so ziemlich der einzige Beweis, daß das Christentum doch noch nicht ganz tot ist, in dem Umstande, daß das Ammergauer Passionsspiel so stark besucht wird. Wir gestehen offen, daß wenn wir unsere Hoffnung auf Belebung christlicher Denkweise im deutschen Volke auf die Thatsache gründen sollten, daß eine Handvoll reicher Leute alle 10 Jahre nach Ammergau fährt, diese Hoffnung eine sehr schwache wäre. Zum Glück sind auch noch andere Symptome da, die sich dem Gesichtskreis der Verfasserin freilich zu entziehen scheinen. Außer den peinlichen Empfindungen übrigens, welche durch Verquickung des Sinnlichen und des Religiösen geweckt werden, drängt sich überall die Frage auf: Wie steht es mit der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der scheinbar photographierten Personen? Da die Geschichte in der Gegenwart spielt, kann der Christusdarsteller des Romans,

Freier, kein anderer sein als der wirkliche Mayer. Ist nun die Geschichte wahr, halbwahr, oder unwahr? Wir wissen darüber nichts. Nur soviel ist gewiß, daß in allen Fällen das Verfahren der Verfasserin gleich unsympathisch wirkt. Daß wir nach alledem das Buch im wesentlichen ablehnen, ergiebt sich. Wir wünschten, daß die Verfasserin auf Sensation verzichtete und die Philosophie, auch die religiöse, den Männern überließe. In engeren Grenzen würde sie Größeres leisten.

— Neue Novellen von Margarete von Bülow. (Berlin, Walther und Apolant). XXIII und 306 S.

Margarete von Bülow, geb. 23. Februar 1860 in Berlin, gestorben 2. Januar 1884 beim Retten eines in das Eis des Rummelsburger Sees eingebrochenen Knaben, ist durch Julian Schmidt bestimmt worden, sich der Schriftstellerlaufbahn zu widmen. Achtzehn Jahre alt, schrieb sie das von dem genannten Litterarhistoriker leicht überarbeitete Buch „Aus der Chronik derer von Riffelshausen". In „Jonas Briccius" findet der Leser „die Poesie des deutschen Pastorhauses, welche ja in der deutschen Litteratur, wie in der deutschen Litteraturgeschichte keine geringe Rolle spielt" (Fritz Mauthner in der Einleitung S. XVII). Auch aus den sieben Novellen des vorliegenden Bandes ergiebt sich, daß die Verfasserin ein ungewöhnliches, an George Eliot erinnerndes Talent besaß. Von den frommen Eindrücken ihrer Erziehungsjahre in Smyrna und Neubietendorf ist wenig in diesen Novellen wahrzunehmen. Die Verfasserin nimmt die Welt, wie sie ist; ihre Muster sind die realistischen Russen und Franzosen. Dadurch läßt sie sich aber nicht abhalten, mancherlei Unmögliches in ihre ausnahmslos pessimistisch gerichteten Arbeiten aufzunehmen, große und kleine Dinge, welche im realen Leben nie vorkommen. Hier eine kleine Blütenlese: „Ich sagte ihm ins Gesicht, daß er mir unausstehlich sei. Das thut nichts, erwiderte er, da verlobten wir uns. — Himmel und Hölle, ich wollte, ich wäre ein Schuft! — Ich wünsche mir bisweilen einen großen Taumel, so wie er die Menschen in tollen Zeiten erfaßt, — einmal ganz von Sinnen und dann tot. — Wär's denn wirklich solch ein großes Unglück, taub zu sein? Selbst die Menschenstimme klingt verletzend. — Ach, das Leben ist bös, — lohnt es das Sterben? — Ich möchte schreien — überlaut — ich glaube, dann würde mir besser." So sagt der Held der ersten Novelle Werner Asara zu der mit einem Baron Bernig verheirateten Jüdin Lydia und diese antwortet, „ohne zu lachen": „Schreie! — Ach, Lieber, es ist nur zu sicher, daß eine Krankheit in dir steckt, — ein Fieber!" Dann klopft sich der Held oben auf den Schädel. Sie fragt: „Thut dir das gut, Werner?" Und Werner antwortet: „Ja, es ist, wie wenn man in einer Schnupftabaksdose den Tabak zusammenklopft." — Nachdem es dem Werner im Kopfe gerappelt hat, wendet er seine Neigung einer Mathilde zu; aber auch diese wird ihm nicht zu teil. Er findet sich in diesen negativen Ausgang, und damit hat die Geschichte ein Ende. — Die zweite Novelle, „Die Frau", erinnert an das Lustspiel „Einer muß heiraten" und an die Tragödie „Die Braut von Messina." Zwei Brüder lieben ein und dasselbe Mädchen. Zuletzt stirbt der minder geliebte Bruder u. s. w. — In der mit dem rätselhaften Titel „Cyperacea" überschriebenen dritten Novelle liebt ein Freund die Frau des anderen. Beide sind von ruhiger, überlegender Natur. Dennoch sagt Dedekin, der Liebhaber, eines Tages, er sehe wie ein böses, weißes Kaninchen aus. „Aber haben Sie denn jemals ein böses weißes Kaninchen gesehen?" „Nein, aber ich denke es mir genau so." „Wie denn nur?" „Daß man es schlagen und streicheln möchte zu gleicher Zeit." Und die Frau zeiht sich dem Freunde gegenüber der Faulheit und Genußsucht. „Ich denke manchmal: Dein Mann sollte dich einmal tüchtig durchhauen." Das wird Norblan freilich nie thun, dagegen erklärt er sich bereit, seine heißgeliebte Frau, wenn diese es will, nach vollzogener Scheidung dem Freunde abzutreten. Wo in aller Welt giebt es solche Narren? Nur in der Welt des halben Wahnsinns, im Roman. In der vierten Novelle, „Ein rechtlicher Mann", nimmt der Baron von Reban, glücklich verheiratet, seine ehemalige Braut, eine in Not geratene Witwe, ins Haus. Diese Ehemalige ist so elend, daß sie von Reban immer getragen wird. „Ihr schmales Gesicht war bleich und eingefallen; die langumwimperten (wie hat man sich das vorzustellen?), dunklen Augen lagen tief und hatten einen glanzlosen, traurigen Blick." Gleichwohl verliebt sich Reban in diese dem nahen Tod entgegeneilende Person wie ein blutjunger Mensch. Seine einzige Tochter hat er einst „gern vom Bett aus in einen großen Schneehaufen" getragen, sie ins Wasser geworfen, „daß sie fast dabei ertrank." Er selbst warf sich eines Tages vor Schmerz platt „auf den Boden nieder und sein Herz schlug hoch." Wir werden es deshalb begreiflich finden, daß er die verwitwete Freundin auf seine Knie setzte. Daß dies nicht in der Ordnung ist, sieht er ein; denn er ist ein rechtlicher Mann. Darum bittet er auch seine gute Frau an der Leiche der ehemaligen Braut um Verzeihung. — In der Novelle „Herbst" lernen wir einen Gefühlsschwärmer im Herbste seines Lebens kennen. Allein im Leben stehend, von einer liebenswürdigen Dame wegen befürchteter Unbeständigkeit abgewiesen, macht der Baron Rolf Zabern eines Tages die Bekanntschaft eines Elementarlehrers und bittet diesen sofort um seine Freundschaft. Der neue Freund scheuchte dann und wann eine herbstlich matte Fliege. Gewiß ein harmloses Vergnügen. Der Baron aber faßt ihn am Arm mit den Worten: „Unmensch, sehen Sie denn nicht, daß ich diese Fliege bin?" Der Lehrer hält den Freund für verrückt. In dieser Meinung wird er auch nicht irre geworden sein, als Zabern seine ganze warme Neigung einem auf der Straße gefundenen Hund zuwendete. Der Hund entläuft ihm wieder. „Was kann sein Schicksal sein?" fragt sich der Baron. „Er stirbt, wir müssen's alle, — und seine Gemütsstimmung war keine gute." Als aber der Frühling aufs neue ins

Land kam, gerät der verrückte Baron über die nie abbrechende Wiederholung der Natur so außer sich, daß er sich zum Schluß der auf den Hund gekommenen Novelle die Pulsadern öffnet. — Die ganz kurze Skizze „Tragik im Alltagsrock" und das märchenhafte Stück „Die Glücksuhr von Wölfis" sind die besten Bestandteile der Sammlung. — Wenn tolle Einfälle, Extravaganzen, psychologische Unmöglichkeiten das Zeichen eines Originalgenies wären, könnte der Margarete von Bülow nicht bestritten werden, daß sie dem Range eines solchen nahe kommt. Ich meinesteils kann in jenen Dingen nur Schwächen, jugendliche Schwächen eines weiblichen Talentes erblicken, das vielleicht im Laufe der Zeit mit zunehmender Lebenserfahrung jene Unebenheiten und Auswüchse abgestreift hätte. So wie sie dem Leser vorliegen, muß ich die gesammelten Novellen im großen Ganzen für ungenießbar erklären, jedenfalls für schwer verdaulich. O. K.

— Martina. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. (Verlag von Albert Goldschmidt in Berlin.) 213 S. 1 Mk.

Ein kleiner Roman, der, wenn er auch nicht gerade in die Tiefe geht, doch entschieden einer besseren Ausstattung würdig gewesen wäre, selbst auf die Gefahr hin, daß er dann etwas mehr als eine Mark gekostet haben würde. Die Sprache und Darstellung ist anschaulich und lebendig, die Handlung recht spannend und die Charaktere zum Teil sogar sehr gut gezeichnet. Vor allem ist Frau von Hertwitz und Doktor Weber rühmend zu nennen. Die Vorgeschichte des Romans bis zum Kap. VI ist im Verhältnis zur weiteren Darlegung etwas zu ausführlich geraten und hätte sich bedeutend kürzen lassen.

S. 161 heißt „für ihn wäre ich verkommen" so viel wie „um seinetwillen", soll aber heißen „was ihn anging, was auf ihn ankam". Der Mann, der eine Tierbändigerin geheiratet hat, die nach S. 19 sich überall von den Männern schöne Geschenke hatte machen lassen, kann S. 50 nicht gut von der Ehre seines Hauses reden. Eine solche Fiktion muß sich naturgemäß bitter rächen. Sch.-K.

— Eiserne Zeit. Kulturgeschichtliche Novellen von Karl Bömers. (Detmold, H. Denecke). IX u. 324 S. 3 M.

Karl Bömers, geb. 17. Juni 1848, gestorben 3. August 1888, Verfasser der im Oktoberheft 1889 in dieser Zeitschrift veröffentlichten Novelle „Dokumenten-Tinte", hatte vermöge seines ungewöhnlichen Talentes und seiner reichen geschichtlichen Kenntnisse vor anderen den Beruf, „kulturgeschichtliche" Novellen zu schreiben. Mit Ausnahme der psychologisch schwach fundamentierten Novelle „Gesühnte Schuld" sind die Dichtungen des vom Verfasser unter dem Titel „Eiserne Zeit" zusammengefaßten Novellenbuches eine gesunde Lektüre. Westfalen ist der Boden, auf welchem sich alle Geschichten aus alter eiserner Zeit zutragen. Kerndeutscher Sinn und Christenglaube durchwehen die schlichten Erzählungen. Bömers steht im schärfsten Gegensatz zu dem jüdischen und judengenossenschaftlichen Litteratenschwarm, welcher mit Verhöhnung des christlichen Glaubens und Mißachtung des Sittengesetzes ein neues Zeitalter der deutschen Litteratur heraufzuführen sich unterfängt.

Wer die der alten Zeit angehörenden Novellen „die Herlinge", „Ibika", „Felix Fidelis", „Brischemai" und die in die Zeit des dreißigjährigen Krieges fallenden Novellen „Gesühnte Schuld" und „die Glocken von Altena" liest, wird bedauern, daß der Verfasser menschlichem Ermessen nach zu früh gestorben ist. Wir sind dem das Feld der schönen Litteratur mehr und mehr überwuchernden Juden- und Antichristentum gegenüber nicht reich an Schriftstellern, welche erbauen, statt zerstören. Halten wir deshalb Männer, wie Karl Bömers, in Ehren und geben wir seine Bücher der Jugend in die Hände; als Gegengift für den Fall, daß von ungefähr das Buch eines negativen Geistes der Jugend nahe kommen sollte; als dankenswerte Gabe an sich für das immer wieder sich geltend machende Bedürfniß nach guter Unterhaltungslitteratur. O. K.

— Ovid. Historischer Roman von Wilhelm Walloth. (Leipzig, W. Friedrich.) 282 S. 3 M.

Wilhelm Walloth aus Darmstadt ist 33 Jahre alt, seine bereits gesammelten Werke sind nach dem Urteil eines gewissen, ihm ohne Zweifel innig befreundeten Christaller „dauernde, unvergängliche Kunstwerke eines vollwichtigen Dichters." Wer brennt nicht vor Begierde, diesen jungen Klassiker der Neuzeit kennen zu lernen? Hat doch der originelle junge Mann 1883 seine Laufbahn im „alten Egypten", genau wie G. Ebers, mit einem dreibändigen Roman begonnen: „dem Schatzhaus des Königs"! Sind diesem Werke doch die historischen Romane „Oktavia" (Zeit Neros) 1885, „Paris, der Mime" 1886, „der Gladiator" 1888, „Tiberius" (2 Bände) 1889 gefolgt! Konnte der tief in den Geist des Altertums sich versenkende Poet doch ab und zu wieder Luft schöpfen in der modernen Welt, um „moderne Romane" zu schreiben, wie „Seelenrätsel" 1886, „Aus der Praxis" 1887, „Der Dämon des Neides" 1889! Sind nebenher doch noch drei Trauerspiele, Novellen und Gedichte zu Papier gebracht worden! Wer in sieben Jahren so viel Bücher drucken lassen kann, hat alle Aussicht auf das Platensche Lob: „und war ein Held an Fruchtbarkeit, wie Calderon und Lope." Vielleicht hat Walloth außerdem noch ein halbes Dutzend Bücher geschrieben, von welchen ich in meiner Unwissenheit nichts erfahren habe. Habe ich doch im Jahre 1890 zum erstenmal ein opus Walloths, aere perennius, den historischen Roman „Ovid" zu Gesicht bekommen!

Die römische Litteraturgeschichte weiß nichts sicheres über die Ursache der Verbannung Ovids nach Tomi zu berichten. Walloth füllt diese Lücke aus. Julia, die Tochter des Kaisers Augustus, aus unreifer Kindlichkeit und abgefeimter Liederlichkeit zusammengesetzt, fühlt sich durch ein Epigramm Ovids verletzt und weiß es dahin zu bringen, daß der als vollendet charakterloser Tropf erscheinende Dichter sich in sie verliebt, zudringlich wird und, von falschen Zeugen beschuldigt, eines Betragens überführt wird,

das mit Verbannung gestraft werden muß. Von Psychologie ist in dem ganzen Buch nicht die Spur zu finden. Kein Leser glaubt daran, daß die von Walloth zusammenphantasierten Vorgänge thatsächlich sich zugetragen haben können. Dazu tragen alle diese Dinge soviel Widersprüche in sich, die Schilderungen sind sämtlich in solchem Maße übertrieben, daß man das Romänchen, so wenig umfangreich es ist, vor sittlichem und ästhetischem Ekel kaum zu Ende lesen kann. Von dem geistigen Gehalt des Machwerks will ich schweigen. Nur von der äußeren Gestaltung, vom Stil und von dem, was ins Gebiet der fünf Sinne schlägt, will ich dem Leser einiges mitteilen, damit er über seine absolute Unbekanntschaft mit dem Darmstädter Klassiker beruhigt sein und bleiben kann. — Das erste, was dem Leser auffällt, ist S. 1 ein wie zwei epische Kurzzeilen sich darstellender Hexameter. Das erste Kapitel (S. 1—50) macht uns mit Julia und Augustus bekannt. Jene hat in ihren Augen „pikante Bosheit", „das Unfertige, Unreife ihrer Gesichts- und Körperbildung verlieh ihrer Kampflust eine pikant-dämonische Gereiztheit", durch offenbare Kränkungen macht sie „einen pikanteren Eindruck" als durch freundliches Wesen. Daß an diesem jungen weiblichen Teufel alles zuckt, erfährt der Leser im ersten Kapitel neunmal: „mit dem ganzen zierlichen Körperchen zuckend", „ihre zarten Nasenflügel zuckten", „sie zuckte mit den jungfräulich (!) schmalen Schultern", „so stand sie zuckend u. s. w.", „zuweilen am ganzen Körper zuckend", „Julia zuckte zusammen", 6 Zeilen später zuckt sie „unbehaglich mit den rund ausgeprägten Schultern", sie stürmte mit „zuckender Beweglichkeit" aus dem Gemach; „krampfhaftes Zucken ihrer Brust". Nur ein einziges Mal zuckt im ersten Kapitel eine Ampel. — Vom Kaiser Augustus erfährt man, daß „sogar die Warze auf der Wange" an seiner sinnenden Unzufriedenheit teilzunehmen schien, daß „der unzufriedene Ausdruck auf dem warzenreichen, glattrasierten Gesicht des Kaisers in einen schmerzlichen" überging; daß sein unhörbares Lachen „in seiner ausdrucksvollen Mimik gleichsam einen diebischen Charakter trug und à la Auerbach eine Geberde machte, als wolle er andeuten: Ihr Götter — wozu dies Mißtrauen — wir kennen uns u. s. w." „Seine grauen rasierten Hängewangen zuckten wie eine Gallertmasse, seine wurstartigen Finger trommelten auf den runden Knieen." Um sein „faltiges Doppelkinn, das eine dicke Poche (Walloth meint „Pocke") zierte, zuckte eine väterliche Rührung auf." Ovid „erkannte das schwammige, warzengezierte Gesicht des Kaisers, dessen rasiertes Doppelkinn mit rötlichem Schimmer über die Falte der Toga quoll." „Der Kaiser — beugte sein warzengeziertes Virtuosengesicht" zu Julia herab, dann wandte er sich an Ovid, mehr zuhörend, „zuweilen an einer seiner Warzen zupfend." „Der Kaiser warf einen scheuen Blick durch die Thür auf das neugierige Volk und zupfte sich mit der einen Hand an seiner Wangenwarze, während die andere sich auf der Brust in die Toga krallte." „Sein aufgeschwemmtes Gesicht trug im Ampellicht eine widerliche, blaugraue Färbung, sogar die Warzen waren erbleicht und hoben sich kaum von dieser metallartigen Blässe ab." — Ich glaube, Walloth will mit solchen Armseligkeiten dem Realismus huldigen. — Was hören wir über Ovid? Seine „tiefliegenden, blauumfurchten Augen" sind im Anfang der Geschichte „bisweilen stumpf", zuletzt „stierten sie blödsinnig-kraß" aus seinem „leichenhaft-fahlen, maskenhaft-stieren Gesicht." Während Freund Apollodor auf einen „blaugeaderten Zeigefinger" sich nicht viel einbilden konnte, war Ovid sehr stolz auf die „seelenvolle Schlankheit seiner wohlgepflegten weißen Hände." Ob er auch auf seine „aus ganz dünnem Elfenbein geschnitzte Stirn" eitel war, darüber schweigt unser Klassiker. Doch teilt er uns mit, daß Ovids Züge u. a. eine „nervöse Gespanntheit", eine „verschlafene Erhitztheit" zeigten und bald an einen Raubvogel, bald an eine gütige Matrone, bald an einen Spottvogel erinnerten. — Was man sehen, hören, riechen, fühlen kann, pflegt man im Alltagsleben zu denjenigen Dingen zu rechnen, über welche sich jeder halbwegs vernünftige Mensch sachgemäß ausdrücken kann. Die modernen Romanschreiber können auch hier dem großen Haufen nicht folgen und drücken sich deshalb sachwidrig aus. Da soll eine Anzahl durcheinander wogender weißer Togen „von hohen rauchausstoßenden Erzkandelabern mit Glut übergossen, je nach Entfernung und Stellung, in bläulicher, rötlicher oder grüner Schattierung" geschimmert haben. Wer hat ohne Vermittlung eines Feuerwerkers je etwas Aehnliches gesehen? In der Regel blitzen oder schießen die Strahlen eines Lichtes, bei Walloth sickern sie. „In die spiegelblanken Marmorwände floß jetzt der Purpur des Tags wie das Blut eines verendeten (!) Fechters und rieselte auf den Mosaik, dessen Sterne und Figuren es mit seiner traurigen Röte tränkte." Auf S. 123 wirft die ungezogene Julia zum Zeitvertreib einen elfenbeinernen Würfel in das Impluvium. Es folgt ein langes, erregtes Zwiegespräch mit Augustus. Endlich murmelte sie „ihr konstantes (an das Backfischalter erinnerndes) „Aber nein!" und starrte unverwandt auf den in die Kassetten der Decke spielenden Reflex, welchen das Wasser des Impluviums, „das noch nicht zur Ruhe gekommen war", verursacht hatte. Nach Walloth giebt es Wände, die aus Säulen bestehen (S. 152). Er hat auch im alten Rom das deutsche Spinnrad entdeckt, läßt dasselbe aber einige Seiten später in die Gestalt einer Spindel übergehen. Düsterroter Fackelpomp drückt „einen rubinartigen Funken in den Kristall" der Augen Julias. In der recht mißlungenen Schilderung einer Seeschlacht läßt unser junger Klassiker „die Wellen mit Köpfen wie gepflastert" erscheinen, d. h. nicht mit Heringsköpfen, sondern mit Menschenköpfen. Nicht einmal den Mond hat Walloth aufmerksam betrachtet. Er läßt ihn hoch am Himmel „immer vollbäckiger" werden und die weißen Statuen und Säulen in durchsichtigen Smaragd verwandeln, während „alle Schatten in dunkelgrüner Pracht leuchteten." Leuchtende Schatten! — Daß in diesem wunderbaren altrömischen Mondlicht Julias Gesicht „wie von grünlichem Blei überrieselt" aussah, kann nicht weiter befremden, wenn sich auch kein Leser eine Vorstellung davon machen kann, wie sich grünes

Blei als Ueberzug eines Gesichts ausnimmt. Da aber der geniale Dichter doch einmal bei den Metallen angelangt ist, wird es ihm niemand verargen, daß er die Kaisertochter wie eine formenherrliche, fein ciselierte griechische Metallvase dastehen läßt.

Ich komme zu den Ohren Walloths. Auf S. 13 läßt er Julia barfuß in das Schlafzimmer ihres Vaters kommen. Sie „tupfte mit der großen Zehe fortwährend nervös auf den Fußteppich. Hierauf entstand eine kleine Pause. Man hörte nur dies Auftupfen der Zehe und das sich in ferneren Stadtteilen verlierende Singen des Volkshaufens.“ Wer so feine Ohren hat, kann das Gras wachsen hören, wie viel mehr kann er hören, daß die Haare „knistern“, wenn man mit der Hand darüberstreicht, daß aus den Augen Julias „Scherz, Ernst, Bosheit und Lasterhaftigkeit“ „knistern“, daß „das innerste Feuer ihrer Pupille knisternd zu zerstieben schien“, ja daß die „knisternden“ Augen nebenher auch „girrende“ Augen waren. Dazu paßt denn vortrefflich der gelegentliche „quietschende Schnalzton eines Lachausbruchs“, der übrigens durch das vom Verfasser mit Vorliebe citierte antike „Schweißtuch“, fest auf den Mund gedrückt, einigermaßen gedämpft wurde. — Polster, Vorhänge und Gewänder knistern und knirschen abwechslungsweise. Daß auch morsches Holz knirschen kann, habe ich von Walloth erfahren. — Gehen wir zum Geruch über. Horaz sagt seinem Freunde Ovid, um ihn vor Julia zu warnen: Du kennst dieses Weib nicht — du kennst auch die Luft nicht, die aus den kaiserlichen Marmorgemächern weht — ich sage dir, diese Luft trägt ein gewisses, die Sinne einlullendes Parfüm, das man etwa die „Blüte des weltbeherrschenden Despotismus“ nennen könnte. Dieses Parfüm ist zusammengesetzt aus architektonischer Pracht und dem Echo der Befehle. Es zieht seinen Extrakt aus den Seufzern der in Ungnade Gefallenen und den rauschenden Gewändern kecker Dirnen.“ Ein merkwürdiges mixtum compositum! Corinna, die zärtliche, nachsichtige Gattin Ovids, — „es lag Liebe und Poesie in der Art, wie sie die Möbel abstäubte“ (S. 80) — ist ausgezeichnet durch einen „perlmutterfarbigen Hals“ und durch Wangen, „deren heiße Ausdünstung“ den Dichter berauschte. Im Verkehr mit Julia war es ihm, „als ströme aus den Falten ihres Gewandes ein scharfer, säuerlicher Geruch, von dem man nicht wußte, ob er ein Produkt der Jugendfrische oder Zersetzung war!“ — Vom Tastsinn nur weniges. „Sie (Julia) küßte seine (Ovids) kalten Kniee und streichelte mit mütterlicher (!) Zärtlichkeit und tiefer Zerknirschung seine Waden und Füße.“ Kann es eine ekelhaftere Romanschreiberei geben, als die des Darmstädter Klassikers?

Zum Schlusse will ich nicht verschweigen, daß Walloth die verlottertsten Ansichten der autoritätslosen Menschheit des 19. Jahrhunderts ins alte Rom überträgt. Corinna erklärt (S. 61): „Ueberhaupt scheint mir, als ob dem Genie alles verziehen werden müsse, da es mit anderem Maßstab gemessen werden muß, als der Durchschnittsmensch, und da es das göttliche Hohe eben nur dadurch erreicht, daß es vom normalen Tugendpfad sich ins Waldesdickicht der Leidenschaft verirrt,“ d. h. auf deutsch: der Dichter ist privilegiert, liederlich zu sein. Den Kommentar zu dieser Moral giebt Ovid (S. 176 und 177 und S. 245), der Unsinn ist aber zu dick aufgetragen und zu ordinär, als daß ich ihn hierher setzen mag. Es ist überhaupt an dem Augiasstall „Ovid, historischer Roman von Wilhelm Walloth“ schon genug und übergenug gefegt worden. O. K.

— Preußische Hofgeschichten von Fedor von Köppen. (Leipzig, Verlag von Carl Reißner.) 115 S.

Im buntesten Gemisch allerhand Geschichtchen vom preußischen Hofe, die schon gar oft das Licht der Presse erblickt haben, wie z. B. die auf 11 Seiten behandelte weiße Frau, und die trotz ihres effektvollen Umschlags in dieser Form besser ungedruckt geblieben wären. Zu der Behauptung der Einleitung: „In der Geschichte des preußischen Hofes kennen wir glücklicherweise nichts von jener Günstlings- und Favoritenwirtschaft, nicht jenes Spiel und Gegenspiel von Intriguen und Kabalen, welche die Geschichte anderer Höfe pikant machen,“ steht der Inhalt des zweiten, vierten und fünften Kapitels in seltsamstem Widerspruch. Die Ueberschriften derselben lauten: „Die Damenverschwörung am Hofe des ersten Königs,“ „Die Geister von Charlottenburg“ (die Geschichte der Rietz und der Gräfin Ingenheim) und „Die Favorite König Friedrich Wilhelms II. Von den acht Kapiteln des Buches sind also drei ausschließlich „Intriguen und Kabalen“ gewidmet. Ob es gerade sonderlich patriotisch ist, dergleichen „preußische Hofgeschichten“ zu unserer Zeit in immer verlockenderer Ausstattung neu zu drucken, lassen wir dahingestellt. Der Verfasser, der sicher in bester Absicht geschrieben hat, hätte sich diese Frage immerhin vorlegen dürfen. Wir vermögen uns für derartige Hofgeschichten nicht recht zu begeistern.

Im letzten Kapitel „Babelsberg und Koblenz“ wird zum Schluß auf vier Seiten ausführlichst erzählt, wie der Verfasser im Sommer 1887, auf dem Rheindamm in Koblenz hingestreckt, Zeuge der lieblichen Scene sein durfte, wie drei junge Mädchen dem Kaiserpaar — Sträuße überreichten! Daß das gerade keine „preußische Hofgeschichte“ ist, obgleich sie mit demselben Rechte so genannt werden kann, wie z. B. „Die weiße Frau“, fühlt der Verfasser selbst, aber das Vorkommnis war doch zu bedeutend, um nicht der dankbaren Nachwelt aufbewahrt werden zu müssen. Sch.-K.

— Jone. Roman von Doris Freiin von Spättgen. Zwei Bände. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.) 321 und 251 S. 8 Mk.

Mit Zuhülfenahme der herkömmlichen Romanrequisiten hat die Verfasserin eine recht nette Erzählung aufgebaut, die sich nicht übel liest und als harmloser Zeitvertreib für die Sommerfrische empfohlen werden kann. Ein Brand, ein halsbrechender Ritt, ein gefundener Schatz, die Vertauschung einer Person mit einer anderen und was dergleichen Scherze mehr sind, erfüllen in

schönster Weise ihren Zweck. Eine ganz verkehrte Spannung hat die Verfasserin versucht von S. 37 bis zu S. 132 durchzuführen. Die kleine Tochter des Barons hat ein Leiden, das nur in mysteriösester Weise angedeutet wird, ein Leiden, das ihren Vater in das grenzenloseste Unglück versetzt, und dessen Enthüllung beständig hinausgeschoben wird, so oft auch die dringendste Veranlassung vorliegt, es endlich zu nennen. Um so enttäuschter ist der Leser, wenn er endlich erfährt, daß „seine Gliederchen nicht normal gebaut sind und es leider nur ein gesundes Bein hat, so daß es größtenteils im Rollstuhl gefahren werden muß.“ In unnötig grausamer Weise läßt die Verfasserin dieses unglückliche Geschöpf, trotzdem es von seiner zukünftigen Stiefmutter überaus zärtlich geliebt wird, vor der Heirat seines Vaters plötzlich sterben. Es hätte ganz gut am Leben bleiben können.

Gelegentlich neigt die Verfasserin zu Uebertreibungen. So ist es z. B etwas stark, wenn S. 18 von Herrn von Weidenbach erzählt wird: „Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie diese Figur anstarren, als sei sie einem anderen Planeten entsprungen. Ein langer Radmantel hängt über seinen Körper, während der Kopf von einer Art russischen Baschliks umwunden ist. Drei ihm unentbehrliche Gegenstände baumeln zu Seiten des Pferdes herab, nämlich: Thermometer, Sonnenschirm und Regenschirm. Letzteren spannt er auch meist nach der Windrichtung auf. Bei starker Ostluft — nun lachen Sie nicht, Baron! — ist es eine feststehende Thatsache, daß er sich verkehrt in den Sattel setzt, damit ja keine tückische Brise ihn erreichen könne, und so zum hellen Gaudium der Dorfjugend auf den Hof geritten kommt.“ Ebenso geschmackvoll ist es, wenn S. 84 Festenberg sein Pferd einem jungen Manne, der sich später als Tochter des Hauses erweist, mit den Worten vorstellt: „Das hier ist Favorite, echt arabisches Vollblut, aus dem Marstalle des Schah von Persien! Der Wert dieses edlen Tieres repräsentiert schon ein ganz ansehnliches Kapital.“ Mit diesen Worten kann Banquier Cohn von einem Pferde reden, aber nicht Baron Festenberg aus Steinbach. Dafür revanchiert sich der junge Mann weiblichen Geschlechtes und beantwortet die Examensfrage des Barons „wie heißen doch gleich die ersten Verse im zweiten Buche der Odyssee?“, indem er übermütig den hübschen Kopf zurückwarf und in untadelhaft reiner Aussprache die bezeichneten Verse vortrug. Eine solche Frage stellen und in untadelhaft reiner Aussprache beantworten lassen, kann doch nur eine Dame!

Die Art, in der zweimal die Schreiberin eines Briefes sich selbst mit Vor- und Zunamen nennt, klingt recht affektiert und paßt wenig zu ihrem sonstigen Wesen. „Euch, meinen besten, treuesten Freunden, kann ich es nicht verschweigen, daß Constance Weyhof mit wundem, zerrissenem Herzen die liebe Heimat verlassen hat. — — — Sie verstehen mich nicht, teuere Freunde, und denken vielleicht, Constance Weyhof habe den Verstand verloren.“ — Die Charaktere des Romans sind sonst gut geschildert.

Den „Jupiter Pluvius“ S. 27 sollte man füglich dem Reporterstil überlassen, der bei der Schilderung verunglückter Vereinsausflüge ohne denselben nicht gut auskommen kann. Sch-K.

— Ut mine Ferientid. Plattdütsche Vertellung in meckelbörgscher Mundort. Von Otto Kuß. (Minden, W. Köhler.) 236 S. 3 M.

Der Verfasser, der sich im Vorwort als zu der deutschen Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung gehörig, außerdem aber als großer Reuterverehrer bezeichnet, erweist sich in seinem Buche als ein höchst liebenswürdiger Mann. Fritz Reuter ist sein Ideal. „Ick heww ut desen quicklichen Born von en reines, klores un deipes Minschengemäuh so iwrig schöppt, ick heww mi in sine truhartige Ort un Sprak so dägern verleiwt, dat ick allens, wat min binnwennige Minsch den Jusluß von sine Schriwwten tau verdanken hett, nich mihr bargen kann, dat ik 't up jichtens 'ne Ort wedder von mi geben möt, un — dorüm stimm ik min plattdütsch Lid an!“ Liebenswürdig ist auch seine Bescheidenheit, mit der er sich als Legitimation für sein Unterfangen auf Reuters Wort beruft:

> „De Kukuk singt un ok de Sparling,
> Sing Du man düchtig, Dokter Barling!“

Man kann daher schon um dieser gutmütigen Bescheidenheit willen nur wünschen, daß sein Buch nicht nur in Darmstadt, wie der Verfasser bei der großen Vorliebe der Darmstädter für plattdeutsche Litteratur voraussetzen zu können glaubt, sondern auch anderswo gern gelesen werden wird.

Das eigentlich Wertvolle der Reuterschen Schöpfungen, das, was denselben ihre bleibende Bedeutung, sozusagen ihre Klassizität verleiht, ist freilich in diesem Buche, das sich in Sprache, Stil, Kapitelüberschriften und sonst in Kleinigkeiten eng an die Reuterweise anschließt, nicht einmal im Keime enthalten: die Darstellung des Volkslebens und des Volkscharakters in seinen verschiedenartigsten Ausgestaltungen und lebenswahren Typen. Gutmütige Harmlosigkeit, zuweilen mit Dummheit gepaart, plattdeutsche Ausdrucksweise, die an Umständlichkeit und Breite allerdings ihresgleichen sucht und ab und an ein mehr oder weniger gelungener Witz genügen doch nicht, mecklenburgische Volkscharaktere zu zeichnen; dazu muß man das Volk in seinen verschiedensten Gestalten erst wirklich kennen gelernt, in seine Seele eingedrungen sein, und das ist wiederum nur möglich, wenn man in seiner Mitte aufgewachsen ist. Nach der „Ferientid“ zu urteilen, glaube ich nicht, daß Otto Kuß dies Prädikat für sich in Anspruch nehmen kann; er würde sonst z. B. schwerlich eine Reihe solcher idealer Tagelöhnergestalten geschaffen haben, die einem fast Lust machen könnten, in alten Tagen noch selbst Gutsbesitzer zu werden. A. W.

10. Verschiedenes.

— Unter Tannen und Farren. Skizzen aus dem Thüringerwalde. Von August Trinius. (Berlin, Hans Lüstenöder.) 169 S. 2 M.

Auch wer den Thüringerwald nicht kennt, wird diese von Künstlerhand gezeichneten Skizzen gerne

kennen lernen. Die Prosa des bequemen Philisterlebens verdrängt die Poesie des Waldes. Darüber klagen mit Recht die zwei ersten Skizzen: „Modernes Wandern und Naturgenießen" und „Hirtenpoesie und Kurortprosa". Die dritte Skizze läßt den Leser einen Blick thun in „eine thüringer Riesenpuppenstube" — nach Waltershausen. Der Schluß dieser Skizze bringt die fleißigen Hände der für die Puppenfabrikation thätigen großen und kleinen Kinder des Thüringerwaldes auf schöne Weise in Verbindung mit den unter den Weihnachtsbäumen durch neue Puppen beglückten Kindern in der weiten, großen Welt. — Ergreifend ist die „Waldessehnsucht" des in seinen alten Tagen in die Ebene versetzten Pfarrers. — „Ein Kapitel vom Regen", „Herbstfäden" und „Ein Thüringer Sommerbrief" verewigen das Andenken an den einzig schönen Frühling des Jahres 1889. — „Ein treuer Freund unserer Kinderwelt" war Wilhelm Hey, der bescheidene Dichter der nach dem Zeichner genannten Speckterschen Fabeln. Es ist dankenswert, daß der Verfasser das Gedächtnis dieses trefflichen Mannes bei vielen erneuert, welche nicht das obendrein zweifelhafte Glück haben, Wilhelm Heys Leben, dargestellt von Dr. Th. Hansen, zu besitzen oder es auch nur gelesen haben. — Die Skizze „Frühlingsabschied auf der Wartburg 21. Juni 1889" faßt zu sehr die persönlichen Erlebnisse des Verfassers ins Auge. Die große Vergangenheit der Wartburg tritt hinter der neuesten Gegenwart allzusehr zurück. Den Leser interessiert es wenig, daß Richard Voß zur Zeit Wartburg-Bibliothekar ist. Der Leser bezweifelt auch, ob wirklich die Natur an jenem schönen 21. Juni mit dem Untergang der Sonne „in unaussprechlichem Schmerz" erschauerte. Und wenn gar von Luther nichts weiter gesagt wird, als daß der Teufel ihm nach einer angeblich „alten", jedenfalls albernen Ueberlieferung in Gestalt einer liebreizenden Tochter des Schloßhauptmanns von Berlepsch erschienen sei, so ist das in hohem Grade bedauernswert. Rücksicht auf die römischen Katholiten ist es nicht, welche den Verf. so oberflächlich an Luther vorbeigehen läßt, denn in dem letzten Abschnitt „Ein Streifzug nach Franken" werden die Auswüchse des römischen Kultus gebührend gebrandmarkt; es ist der moderne Berliner Geist, welchem der „große Reformator", genau besehen, ebenso unbequem ist, als die römische Klerisei. O. K.

— Vogelbeeren von K. Pröll. (Berlin, Lüstenöder.)

Karl Pröll hat schon eine große Reihe von Schriften erscheinen lassen, unter denen „Die Kämpfe der Deutschen in Oesterreich um ihre nationale Existenz" und „Sturmvögel, sechzig deutsch-nationale Klage- und Zornlieder" die meiste Beachtung gefunden haben. Abgesehen von allem anderen vertreten ja auch diese Schriften im ganzen und großen eine Sache, die jedem Reichsdeutschen sympathisch ist. — Das vorliegende Bändchen besteht aus Feuilletons, die ohne inneren Zusammenhang aneinandergereiht sind, anspruchslos dargeboten. Verf. erklärt selbst, er fürchte keine „litterarische Grabesschändung" von Seiten solcher, die den Nachlaß verstorbener Schriftsteller fruktifizieren; er begnüge sich „mit der rasch vergessenen Arbeit für den Tag" und sei es zufrieden, „als leichtbefiedertes Geschöpf hie und da an den Vogelbeeren der Zeit-Probleme zu naschen." Damit legt aber Verfasser selbst dem Kritiker die Frage nahe, ob nicht die Sammlung „der rasch vergessenen Arbeit für den Tag" zu einem so stattlichen Bande eben den Willen dokumentiert, diese Arbeit dennoch der „raschen Vergessenheit" zu entreißen. Und die weitere Frage, ob es gelingen wird. Denn gewiß kommt es nicht nur darauf an, was geschrieben, sondern auch wo das Geschriebene gedruckt wird. Es giebt Aufsätze, die man als Plauderei im Zeitungsfeuilleton sehr gern liest, die „aber als „Essays" mit größerem Anspruch auftretend auch größeren Anspruch des Lesers an den Autor hervorrufen. Ein wenig, glauben wir, fallen die „Vogelbeeren" in diese Kategorie. Zum Teil sind es leichte und gefällige Plaudereien, zum Teil ist freilich auch der Humor etwas gezwungen. Nicht ernst genug ist außer einigen anderen Sachen der Abschnitt vom „Ehe-Bacillus". Wenn der Verfasser wüßte, was eine christliche Ehe ist, so würde er die „Ehephilosophie" auf S. 160 stark modifiziert haben.

— Die Suppe. Ein Stückchen Kulturgeschichte. Von Dr. Eduard Maria Schranka, Verf. des Buchs vom Bier. 2. Auflage. (Berlin, Hans Lüstenöder.) 84 S. 1 M.

Heutzutage wird alles auf den litterarischen Markt gebracht, warum sollte man nicht ein Buch über die Suppe schreiben? Der Verf. ist seinem Gegenstand mit großem Sammelfleiß gerecht geworden, nicht bloß in kulinarischer Hinsicht, auch in ästhetischer. Ich greife ein kleines Stück heraus, um dem Leser zu zeigen, daß es sich um mehr als ein Durchforschen der Rezepte eines Kochbuchs handelt. „Als der Speisezettel des Pariser Grand-Hotel eine Potage Sarah Bernhardt, letzterer zu Ehren, verzeichnete, stand bald darauf, auf die bekannte Magerkeit der Künstlerin anspielend, im Figaro: „Wenn die Suppe wirklich echt ist, werden die Gäste wohl nicht sehr fett davon werden können." — Die S. 83 erwähnten Verse von Heine:

„Ich wollte, meine Lieder,
Das wären Erbsen klein,
Ich kocht' 'ne Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein"

werden richtig beurteilt. Nur gegen die dem Geniekult huldigende Bemerkung, daß sich ein Heine solche Unpoesie erlauben durfte, muß Verwahrung eingelegt werden. Was bei jedem Dritten witzlos und albern klingt, klingt auch bei dem eitlen, charakterlosen Heine so und ist unerlaubt. O. K.



Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Brüderlichkeit, Gleichheit, Freiheit. Drei Zeitpredigten von Gerhard Göbel. (Halle, Richard Mühlmann.) 1890. 31 S. 30 Pf.

Die Heilsbedeutung des Todes Christi. Biblisch-theologische Untersuchung von Lic. Dr. Ernst Kühl. (Berlin, Wilhelm Hertz.) 1890. 230 S. 4 M.

Schwarz weiß rot. Eine Ethik des Patriotismus von Th. Brecht. Heft I und II. S. 1—128. à 1 M. (Halle, Eugen Strien.)

Kalender des evangelischen Bundes. 1891. (Leipzig, Verlag der Buchhandlung des Evangelischen Bundes.) 64 S. 25 Pf.

Griechische Syntax des Neuen Testaments von Th. Heußer. (Basel, Spittler.) 1889. 88 S.

Volkstum und Volksschule. Vortrag, gehalten 1889 auf der 28. Deutschen Lehrerversammlung von Albert Richter. 1889. (Leipzig, Richard Richter.) 32 S.

Die Segnungen des Protestantismus für Volk und Vaterland. Von Immanuel Heyn, Pastor an St. Jakobi in Greifswald. (Leipzig, Buchhandlung des evangelischen Bundes.) 1890. 40 S.

Die Europäischen Heere der Gegenwart. Von Hermann Vogt, Illustrationen von Richard Knötel. Ergänzungshefte 1888 und 1889. (Rathenow, Max Babenzien.) 1889 und 1890. à 82 und 74 S., je 2 M.

Hutten in Rostock von Max Hobrecht. (Rathenow, Max Babenzien.) 1886.

Zwischen Judika und Palmarum. Vier Novellen von Max Hobrecht. (Rathenow, Max Babenzien.) 1885. 212 S.

Predigt-Dispositionen über ausgewählte Texte der Sonn- und Festtage des Kirchenjahres von Rudolph August Conradi. (Leipzig, Brockhaus.) 1890. 314 S.

Verhandlungen der Halle'schen Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine vom 8. und 9. Mai 1890. (Berlin, Buchhandlung der Stadtmission.) 1890. 140 S.

Luthers Lebensende in neuester ultramontaner Beleuchtung von D. Gustav Kawerau, Professor der Theologie in Kiel. 4. Aufl. (Barmen, Hugo Klein.) 1890. 40 S.

Warum Bier nicht aus Gläsern getrunken werden soll. Untersuchung, ausgeführt von Dr. W. Schultze in Liesing bei Wien. (Wien, Verlag der österreichischen Versuchsstation für Brauerei und Mälzerei.) 1890. 54 S.

Herrn Prof. Dr. Linkes Einwände gegen die Abhandlung „Warum Bier nicht aus Gläsern getrunken werden soll." Widerlegt von Dr. W. Schultze. (Leipzig, Litterarische Anstalt.) 1890. 20 S.

Das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes. Im Tageslicht der geschichtlichen Wahrheit seiner Entstehung und Bedeutung nach dargestellt von Verus. (Barmen, Hugo Klein.) 100 S.

Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur zur Zeit der karolingischen und sächsischen Könige. Von Heinrich Gerdes. 1. Lfg. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1890. 64 S. 1 M.

Kirche und Sklaverei. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Freiheit. Von Th. Brecht. (Barmen, Hugo Klein.) 1890. 227 S. 3 M.

Jahrbuch des Christlichen Vereins Junger Männer zu Berlin für 1889. (Berlin, Vereinshaus.) 64 S. 50 Pf.

Die Pädagogische Pathologie oder die Lehre von den Fehlern der Kinder. Von Ludwig Strümpell, Prof. an der Universität zu Leipzig. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1890. 225 S. 3.60 M.

Die Kronenquelle zu Oberfalzbrunn in Schlesien. Von Dr. Karl Laucher. 40 S.

Kochs Deutschland-Führer. (Leipzig, Kochs Verlag.) 85 S.

Schutz dem Arbeiter! Von Franz Hitze, General-Sekretär des „Arbeiterwohl", Mitglied des Deutschen Reichstages. (Köln, Bachem.) 1890. 264 S.

Die Pflege des gesunden und kranken Menschen mit besonderer Berücksichtigung der Bedürfnisse und Verhältnisse größerer und kleinerer Landwirte bearbeitet von Dr. med. Th. Huperz. Nebst Anleitung zur ersten Hülfeleistung bei plötzlichen Erkrankungen und Unglücksfällen. 2. Auflage mit vielen Abbildungen herausgegeben in 10 Lieferungen à 50 Pf. 1. Lieferung. (Berlin, Bodo Grundmann.) 1890.

Die Wette. Nach dem gleichnamigen Gedicht von Fritz Reuter bearbeitet von R. Eckardt. (Dresden, E. Zacharias.) 7 S. 15 Pf.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Allerlei aus meinen Wanderjahren.

Von

Elisabeth.

(Schluß.)

„Was meinst du, Ellen", sagte Graf Hindrick am Abend desselben Tages zu seiner Frau, „wenn wir Baron Trollbacken in der Familiengruft hier beisetzen. Er ist der letzte seines Namens — also wird niemand etwas dagegen einzuwenden haben. Und ich meine, anderswo fände er keine Ruhe, als da, wo auch die ruht, die er so tief geliebt."

„Allerdings bin ich deiner Meinung," war die Erwiderung, „nur müßte man doch erst wissen, ob es sein Wunsch gewesen wäre, ob er es nicht anders gewollt. Er wird gewiß irgend geschriebene Bestimmungen hinterlassen haben, auch in Bezug auf seine Besitzung, die — im entgegengesetzten Falle — auf die Tante Fredhof vererbte."

„Arme, alte Tante!" rief Graf Hindrick erschrocken, „sie würde ganz unglücklich sein, wenn sie noch eine Erbschaft machte — was sollte sie damit anfangen? Morgen nach dem Frühstück gehen wir beide nach Trollbacken, Henri", wandte er sich dann an diesen, „um zu sehen, ob wir ein Testament oder irgend eine letzte Willensmeinung finden. Darauf wissen wir, was wir zu thun haben."

So sehen wir nun am folgenden Morgen Graf Hindrick und seinen Neffen den Hügel hinansteigen, auf dessen Spitze das alte Schloß der Trollbacken lag, mitten in einem Walde von hohen Fichten und Tannen, in dem eine fast unheimliche Stille herrschte. Nur ein ganz kleiner Raum unmittelbar vor dem Schlosse ließ darauf schließen, daß es überhaupt noch bewohnt sei; denn hier sah man auf dem Schnee die Spuren von Wagenrädern, und dann, als sie sich dem Flügel näherten, den Baron Trollbacken bewohnt hatte, bemerkten sie eine alte Frau in der halb geöffneten Thüre, die einigen Tauben ihr Futter hinstreute. Sie knixte tief, als sie die Ankommenden gewahrte und stellte ihren Korb auf eine dicht neben dem Eingange stehende Bank. Mit einem Zipfel ihrer Schürze trocknete sie die nassen Augen, aber die Thränen flossen unaufhaltsam von neuem, als Graf Hindrick sie mit den Worten anredete: „Knut hat euch gestern Nachmittag die Trauerbotschaft gebracht, und ich komme, um zu sehen, ob euer Herr einen letzten Willen hinterlassen. Diese Schlüssel — zu seinem Schreibtische vermute ich — fanden sich in seiner Westentasche, und ich will versuchen, ob sie die Schiebladen öffnen." So sagend, trat er in die große, düstere Halle, in die ein spärliches Licht durch eine Menge ganz kleiner Fenster fiel, die fast wie Schießscharten in den dicken Mauern sich befanden. Am Ende dieser Halle öffnete die Alte die Thür,

die in des Verstorbenen Wohn- und Schreibstube führte. Dies Zimmer war sehr geräumig und, obgleich höchst einfach möbliert, war ihm das Siegel der Behaglichkeit aufgedrückt. Es hatte ein gewisses Etwas, das in dem stillen Beschauer ein Wohlgefühl erregt, obgleich er selbst nicht weiß warum. Fußboden und Wände waren getäfelt, in dem hohen Kamin, der Thür gegenüber, lagen große Holzscheite sorgfältig kreuzweise gelegt und erwarteten nur das Anzünden, um eine wohlthuende Wärme verbreiten zu können. Ein sehr bequemer Lehnstuhl, mit grünem Leder überzogen, stand ganz in der Nähe, ein Tischchen, mit Zeitschriften bedeckt, daneben. Ein langer, breiter Divan nahm dicht dabei die halbe Wand ein, und Blumentische mit kleinen Lorbeer- und Orangebäumen und allerlei andern seltenen Topfgewächsen standen sowohl an den beiden Enden des Divans, als auch an den Fenstern, bei letzteren aber halb verdeckt durch schwere, grüne Damastvorhänge. Zwei große Glasschränke mit kostbaren Büchern aus alter und neuer Zeit, in den verschiedenartigsten Sprachen, standen links und rechts von der Eingangsthür, und obgleich auch in diesen Schränken große Ordnung herrschte, so sah man dennoch, daß die Bücher häufig benutzt wurden, und ihr Eigentümer beim Wiederhineinsetzen wenig daran dachte, ob sie eine Linie zu weit heraus- oder zurückständen. Ein schöner, großer Schreibtisch stand zwischen den beiden Fenstern und eine fast übertriebene Ordnungsliebe des Besitzers hatte dem geringsten Gegenstande darauf seinen bestimmten Platz gewiesen; doch sah man, wie all' das kein Zierrat sein sollte, sondern beständig gebraucht wurde. Ueber dem Schreibtisch hing ein sonderbares Oelgemälde, vor dem Graf Henri still beschauend und sinnend stehen blieb, während sein Onkel eine Schieblade nach der anderen vorsichtig herauszog und dann deren Inhalt sorgfältig untersuchte. Eben genanntes Gemälde stellte eine Ecke eines Kirchhofs vor, Gräber mit und ohne Kreuze bewiesen das; aber nicht sie fesselten die Aufmerksamkeit des Beschauers, sondern ein prachtvoller Eichbaum in dem Winkel dicht neben der niedrigen Kirchhofmauer. Und auf einem seiner Zweige, dem Gipfel ziemlich nahe, saß ein braunlockiger Knabe von sieben oder acht Jahren, in der rechten Hand ein Eichhörnchen haltend. Ein seliges Lächeln war auf des Kindes Gesicht, und Graf Henri fragte sich vergeblich, wo er dies Lächeln schon gesehen habe. Da erweckte ihn sein Onkel aus seinem Sinnen mit den Worten: „Hier ist's!" — Mein letzter Wille, zu dessen Vollstrecker ich Graf Hindrick von Nordsterna mache — las er dann auf einem großen, sorgfältig zusammengelegten Papiere.

Er faltete das Papier auseinander und vertiefte sich dann in dessen Inhalt.

„Der gute Baron!" sagte er endlich, als er damit geendet, sich an seinen Neffen wendend. „Ebba ist Besitzerin von Trollbacken unter der Bedingung, daß sie diesen Namen von jetzt an dem ihrigen hinzufügt, und später, wenn sie sich verheiratet, dem ihres Mannes; daß sie außerdem vier Wochen im Jahre dies alte Schloß bewohnt. Diese letzte Bedingung würde verhindern, daß sie es ganz zerfallen ließe. Ein geschickter Baumeister habe vor wenigen Jahren den bewohnten Flügel genau untersucht und gesagt, daß seine festen Mauern noch Jahrhunderten trotzen würden, wenn man nur wenige tausend ‚riksdaler' daran wende, um sie auszubessern. Selbst die beiden Türme und das Mittelgebäude könnten völlig wieder hergestellt werden. Doch dazu gehöre ein großes Vermögen; auch sei es unnötig, das dieser Flügel zehn bewohnbare Zimmer enthalte. — Und weißt du warum er alles an Ebba vermacht?" fuhr er nach einem Augenblick stillen Sinnens fort, „nur weil sie das lebendige Bild ihrer Großmutter ist, nicht bloß im Aeußern, sondern auch in dem Tone ihrer Stimme, ihrer Art sich auszudrücken — kurz, in ihrem ganzen Sein! Sie habe denselben tiefen, ernsten Blick."

„Wie froh bin ich für meine kleine Ebba!" rief Graf Henri vergnügt. Schon längst brannte ihm das Wort auf der Zunge, doch er wußte, daß sein Onkel es nicht gerne sah, wenn man ihn unterbrach und deshalb hatte er seiner Freude nicht früher Worte gegeben. Auch jetzt schien dieser kaum die Unterbrechung zu bemerken, und sagte wie im Traume fast zu sich selbst redend: „Es ist wahr, ich hatte nie an diese

große Aehnlichkeit mit dem Gemälde meiner Mutter im Ahnensaale gedacht. — Darum blickte er das Kind immer so eigentümlich an; wohl ihm, er ist bei ihr, die er geliebt."

Langsam legte Graf Hindrick das Testament wieder in die kleine Mappe, in der er es gefunden, um es so mit sich zu nehmen; da entdeckte er noch zwei andere Papiere, von denen das eine die Bitte enthielt, seine alten Diener bis zu ihrem Tode im Schlosse zu behalten. Und dann — setzte er hinzu — wünsche ich, daß diese alten, treuen Diener die einzigen seien, die mich an meine letzte Ruhestätte begleiten, im Fall nicht Graf Hindrick wünscht, auch zu sehen, wohin man den letzten der Trollbacken legt. Seine aufrichtige Freundschaft hat mir immer wohl gethan. Diese Ruhestätte — hieß es weiter — soll mein müder Körper unter dem großen Eichbaum finden, der sich auf dem Kirchhofe von Fredhof, in dem Winkel rechts von der Pforte befindet. Der Totengräber kennt die Stelle genau; — ich kaufte schon vor Jahren den Platz zu meinem Grabe.

Graf Hindrick sah zu dem Gemälde über dem Schreibtische auf, als er auch dies Papier wieder zusammenlegte. „Da ist's ja," sagte er halblaut vor sich hin, „das ist der Kirchhof von Fredhof, aber was ist's mit dem schönen Knaben?"

Das letzte Papier, das er dann aus der Mappe nahm, war an die Gräfin Ebba von Nordsterna, geborene von Fredhof, adressiert, also an seine eben verstorbene Mutter, und da es nicht versiegelt war, so hielt er es für durchaus erlaubt, seinen Inhalt zu lesen.

„Ich war sieben Jahre alt," las er nun, „als ich fühlte, daß ich nichts auf Erden so sehr liebte, als meine Cousine Ebba von Fredhof. Wir waren denselben Tag geboren, zusammen lernten wir lesen und schreiben, zusammen bearbeiteten wir unsere kleinen Gärten, zusammen fütterten wir unsere Tauben und Enten. Die Besitzungen unserer Eltern stießen unmittelbar aneinander, und kaum war ich vier Jahre alt, als meine Mutter mir erlaubte, jeden Tag, war das Wetter nicht gar zu schlecht, nach Fredhof zu gehen, von wo Ebba mir gewöhnlich den halben Weg entgegenkam. Ich war, wie meine Mutter mir später gesagt, ein ebenso zarter wie schöner Knabe, und klein für mein Alter, indes Ebba, ein prachtvoll kräftiges Mädchen, weit älter schien als sie war. Auch nannte sie mich stets ihren kleinen Liebling und sorgte für mich wie eine ältere Schwester.

Es gab nun kein glücklicheres Kind, als wie ich es war, ausgenommen während der Zeiten, wo mein sechs Jahre älterer Bruder zum Besuch von der Kadetten-Schule kam. Er war ein sehr kräftiger, etwas übermütiger Knabe, der mich gewöhnlich „das kleine Fräulein" nannte, weil ich kein Gefallen an seinen ziemlich wilden Spielen fand. Das verdroß mich nun ganz besonders, wenn Ebba gegenwärtig; was mich aber wahrhaft bekümmerte, war, daß er diese immer völlig in Beschlag nahm, meinte, niemand außer ihm habe Rechte an sie. Er brachte ihr stets eine Menge hübscher Kleinigkeiten von Carlskrona mit, die sie indes annahm, wie eine Königin den ihr schuldigen Tribut, und die sie gleich wieder weggab, wenn sie nicht nach ihrem Gefallen waren. Außerdem war der kleinste ihrer Wünsche ein Befehl für ihn; ich glaube, wenn sie den Mond verlangt hätte, er würde versucht haben, ihn vom Himmel herunterzuholen. Machten wir weite Spaziergänge und sie wurde müde, so trug er sie bis sie ausgeruht; und sagte sie ihm ein unfreundliches Wort, so aß und trank er nicht bis sie ihm wieder gut war. Ebba fand das alles ganz natürlich, zeigte aber nie Betrübnis, wenn er wieder fortging, sagte mir sogar einmal, als er mit Thränen von ihr Abschied genommen, noch in seiner Gegenwart: Nun, Axel, können wir wieder in Frieden leben.

Sie war gerade acht Jahre alt, als sie die Masern bekam, und ich durfte nicht zu ihr gehen, weil meine Mutter die Ansteckung für mich fürchtete. Was sollte ich nun thun, um ihr dennoch eine Freude zu bereiten, die sie zerstreuen konnte in ihrer Einsamkeit, das war mein Gedanke bei Tag und bei Nacht. So sinnend stand ich eines Tages auf dem Kirchhofe von Fredhof, wohin ich jetzt jeden Morgen ging, um wenig-

stens das Haus sehen zu können, in dem sie lag, und sich vielleicht nach ihrem kleinen Kameraden sehnte. Es kommen und gehen oft seltsame Gedanken in einem Kinderkopfe. Da hörte ich ein Geräusch auf dem Eichbaume, in dessen Nähe ich auf der niedrigen Mauer stand. Ich sah hinauf und gewahrte ein allerliebstes Eichkätzchen, das behende am Stamme hinaufkletterte. „Könnt' ich das doch für sie einfangen!" war mein erster Gedanke, „aber wie es nehmen?" mein zweiter. Der Baum war sehr hoch und ich ein schlechter Kletterer. Dennoch versuchte ich hinaufzusteigen und entdeckte nahe am Gipfel in der Höhlung des Stammes sein Nest. Das Tierchen selbst aber war verschwunden.

Nun kehrte ich mehrere Tage nacheinander dahin zurück, in der Hoffnung, es einmal im Neste selbst greifen zu können. Und so geschah es auch. Triumphierend griff ich das Eichhörnchen, das wahrscheinlich schlief, weil es das Knacken der Zweige und Rauschen der Blätter nicht gehört. Und in der Freude meines Herzens hielt ich es hoch in der Rechten, als wollte ich Himmel und Erde mein Glück zeigen. Ich vergaß, wohin ich geklettert und fiel mit einem Schrei des Entsetzens vom Baume herunter. Wie lange ich da gelegen, ich weiß es nicht. Meine Mutter war ängstlich geworden, als ich nicht zur gewohnten Zeit zurückgekommen, und zuletzt fand mich der Totengräber besinnungslos unter dem Eichbaum; denn niemand wußte um meine täglichen Wanderungen zum Kirchhofe.

Mein linkes Bein und mein linker Arm waren gebrochen; und als ich mich von meinem langen, langen Krankenlager wieder erhob, war ich ein Krüppel fürs ganze Leben.

Sobald Ebba das Haus verlassen durfte, kam sie zu mir, und während der Stunden, die das herrliche Kind bei mir zubrachte, fühlte ich weder Schmerzen noch Leid. Als ich zum erstenmal, auf eine Krücke gelehnt, ihr entgegenkam, sah sie mich einen Augenblick stumm mit ihren tiefen, ernsten Augen an, und dann sagte sie, als habe dieser Blick ihr meine Gedanken aufgedeckt: „Du mußt nun nicht traurig sein, Liebling", — es war das letzte Mal, daß sie mich so nannte — „weil du ein kurzes Bein und einen steifen Arm hast, das ist einmal nicht mehr zu ändern."

„Aber ich bin ein Krüppel, Ebba", war meine Erwiderung. Sie sann einen Augenblick nach. „Aber dein Kopf ist kein Krüppel, Axel," sagte sie dann. „Sieh'," fügte sie leise, indem sie ein kleines Bild aus der Tasche zog, hinzu, „das hat mir meine Mutter gegeben — es ist der Heiland, der sein Kreuz trägt. Ich war auch erst recht traurig, als man mir erzählte, du seist so krank. Da sagte meine Mutter: Jeder habe sein Kreuz zu tragen, das meinige werde sich auch schon finden. Und sie gab mir dies Bild — nun aber kannst du es haben. Axel, wir sollen es nicht besser haben wollen, als der Heiland, sagt meine Mutter."

So stärkte Ebba mich und gab mir Lebensmut und Lebenskraft zurück.

Ein Jahr später wurde ich nach Lund auf die Schule geschickt, wo eine gute, alte Tante recht mütterlich für mich sorgte.

Ebbas Worte waren ein guter Geleitsmann. Mein Kopf war kein Krüppel, und der arbeitete treu und unermüdlich.

Die schönste Zeit im Jahre waren die wenigen Wochen Ferien, die ich natürlich immer zu Hause zubrachte, bis meine Mutter uns plötzlich durch den Tod entrissen wurde. Ebba war mir eine treue Kameradin geblieben, und ihrem Einfluß dank' ich es hauptsächlich, wenn ich meinen Platz später ehrenvoll in der Welt ausgefüllt.

Nach meiner Mutter Tode lud mich die Tante Fredhof ein, bei ihr meine Ferien zuzubringen. Gewöhnlich aber zog ich es vor, in dem alten „Eulenneste", wie Ebba und ich Trollbacken nannten, mein früheres Zimmer zu bewohnen, da die treuen Diener, die ich von Kind an dort gesehen, geblieben waren, und die nötige Arbeit unter der Aufsicht eines braven Verwalters verrichteten.

Ich war sechzehn Jahre alt und ein gesunder Mensch, obgleich ein Krüppel, da

kam auch mein Bruder Friedrich noch einmal auf einen kurzen Besuch in unser altes „Heim", als auch ich gerade dort war.

Das Verhältnis zwischen uns hatte sich seit meinem Unfalle als ein ganz freundschaftliches gestaltet; besonders wohl, weil wir uns nur selten und auf kurze Zeit sahen, denn unsere Charaktere waren natürlich sehr verschieden geblieben und paßten nicht für einander.

Wenige Tage nach seiner Ankunft nahm er wieder Abschied von mir und sagte, er werde erst als Schiffskapitän zurückkehren. Jetzt wolle er noch nach Fredhof, um auch dort „Lebewohl" zu sagen. Ich sollte ihm seinen Wagen mit dem Gepäck einige Stunden später dorthin nachschicken.

Erst gegen Abend ging auch ich nach Fredhof. Geistig und körperlich müde, setzte ich mich, als ich dort eben in die kleine, hintere Gartenthüre getreten, auf eine Bank, die an die Rückseite eines Sommerhäuschens gelehnt war. Kaum hatte ich mich niedergesetzt, so hörte ich Ebba sagen: „Ich liebe dich nicht mehr wie deinen Bruder Axel, und will weder dich noch ihn heiraten. Darauf vernahm ich meines Bruders Stimme: „Ebba", schien er nur gewaltsam hervorzubringen, als sei er heftig erschüttert, „ich sterbe an dem Tage, an dem du einen andern Mann heiratest als mich!" „So dumm und schlecht wirst du doch nicht sein", war ihre Erwiderung.

Einige Augenblicke später sah ich meinen Bruder in der Allee zwischen den Bäumen verschwinden.

Da Ebba mir immer all ihre Gedanken mitteilte, so wußte ich das eben Gehörte längst, dennoch war ich so aufgeregt, daß ich noch einen Augenblick ruhig bleiben mußte, wo ich war, ehe ich mich vor Ebba zeigen konnte.

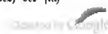
„Ich hätte es dir doch erzählt," sagte sie, nachdem ich ihr berichtet, wie ich ohne meine Absicht ihre letzten Worte gehört.

Nie aber hatte ich sie so heftig erregt gesehen, nie so zürnend. „Friedrich scheint nicht zu wissen", sprach sie mit vor Zorn zitternder Stimme, „daß die Liebe sich nicht erzwingen läßt — daß sie ein freies Geschenk ist! Er scheint auch nicht zu wissen, was überhaupt wahre Liebe ist. Wäre er sonst mit so furchtbarer Drohung von mir gegangen? Ich kann mir indes nicht denken," fuhr sie einen Augenblick später fort, „daß er so schlecht wäre, diese Drohung auszuführen, denn ich würde ja mein ganzes Leben nachher unglücklich sein!"

Auch ich glaubte damals nicht, daß diese entsetzliche Drohung je That werden könnte.

Was ich empfunden, als Ebba mir mehrere Jahre später ihre demnächstige Verheiratung mit dem Grafen von Nordsterna mitteilte, das bleibt zwischen mir und meinem Gott, obgleich ich mich meiner Gefühle nicht zu schämen brauche, denn ich dankte Gott für ihr Glück. Aber Kopf und Herz waren nicht verkrüppelt wie mein Körper, und so hatte ich menschliche Gefühle, menschliche Gedanken, und einen langen Kampf hatte ich zu bestehen, ehe ich's ertrug, sie als das Eigentum eines andern zu denken.

Kaum aber hatte die junge Gräfin Ebba von Nordsterna mit ihrem Gatten Breidablick verlassen, um mehrere Jahre im Auslande zu reisen, so begab ich mich nach meinem alten Schloß. Noch einmal wollte ich dort meine glücklichen Kinderjahre mit ihren seligen Erinnerungen durchleben und sie dann einsargen für den übrigen Teil meines Lebens. Die Ebba, die ich so namenlos geliebt, gehörte jetzt einem andern an; so mußten also auch meine Gedanken an sie künftig wie an einen fremden, für mich unerreichbaren Schatz sein. Der Kampf zwischen meinem Herzen und meiner Pflicht war schwer. Aber jedesmal, wenn das Herz erliegen wollte, dachte ich an die Unsterblichkeit unserer Seelen, dachte daran, daß der Heiland gesagt: „Dort oben freien sie nicht und werden nicht gefreit, sondern werden sein als die Engel Gottes." Dort oben also konnte ich meine Liebe frei bekennen; denn diese meine Liebe war dann hindurchgegangen durch den Schmelzofen großer Trübsal, durch ernsten, schweren Kampf auf Erden. Leben auch wollte ich das Leben eines Mannes, der sich



bewußt, woher er kommt, wohin er geht und warum er auf Erden. Nutzen wollte ich zum Frommen meiner Mitmenschen all die herrlichen Gaben, die Gott gleich Samenkörner in meine unsterbliche Seele niedergelegt. Ebba hatte mir ja gesagt: „Dein Kopf ist kein Krüppel." Und mit diesem Kopfe wollte ich treu arbeiten. —

Lange saß ich eines Tages unter dem Baume, von dem ich einst herabgefallen. Da kam mir der Gedanke, diesen Winkel des Kirchhofs malen zu lassen, um wieder und wieder daran erinnert zu werden, wenn's mir heiß im Streite würde, daß ich's vielleicht gerade diesem Baume verdankte, wenn ich denken gelernt und ein Mann geworden. Ich sei ein sehr schönes Kind gewesen, hatte meine Mutter einst unter sehr heißen Thränen gesagt, als sie mich verkrüppelt in ihre Arme schloß. Wer weiß! aus dem schönen Kinde wäre vielleicht ein schöner Mann geworden, der mehr Wert auf das Vergängliche als auf das Ewige gelegt hätte. Die Allweisheit Gottes hat einen Grund bei allem, was sie geschehen läßt. — So machte ich noch an demselben Tage eine kleine Skizze von dem Baume und seiner nächsten Umgebung. In einem Medaillon meiner Mutter hatte ich außerdem mein Bild als kleiner Knabe neben dem einer früh verstorbenen Schwester gefunden. Ich nahm es mit mir, als ich wieder abreiste, übergab es dann einem Maler mit meiner kleinen Zeichnung und teilte ihm meine Wünsche mit. Ein glückselig blickender Knabe, dem im Medaillon ähnlich, sollte — ein Eichkätzchen hoch in der Hand haltend — auf einem der Zweige des Eichbaumes sitzen.

Dies Bild nun, das allenthalben über meinem Schreibtisch gehangen, bitte ich die Gräfin von Nordsterna, nach meinem Tode zu nehmen, als Erinnerung an alles, was ich ihr verdanke. Wenn sie mich dort oben weiß, wird's sie nicht mehr betrüben zu erfahren: meine Liebe zu ihr habe mich körperlich zum Krüppel gemacht; denn der Krüppel ist dadurch zum Manne geworden. Nie hab' ich jemandem gesagt, selbst meiner Mutter nicht, warum ich auf jenen Baum gestiegen.

Wenn Ebba von Odenheim sechzehn Jahre alt ist, bitte ich, ihr obiges mitzuteilen. Sie wird dann begreifen, warum ihre Aehnlichkeit mit ihrer Großmutter mich veranlaßt, ihr mein Hab und Gut mit meinem Namen zu hinterlassen.

Auf Wiedersehen dort oben, edle, herrliche Gräfin von Nordsterna — dort oben! wo ich auch meine kleine Ebba von ehemals wiederfinde.

Als Graf Hindrick seiner Nichte Ebba mitteilte, daß sie Erbin von Trollbacken geworden sei, wurde sie sehr rot und sagte dann ein wenig verlegen: „aber was soll ich damit machen? du hast ja gesagt, ich solle deine Tochter sein und bei Euch leben."

„Das Eine hindert nicht das Andere," war seine Antwort. „Da du mein liebes Töchterchen bist, so werde ich es wie dein Vater verwalten, bis du selbst imstande bist, es zu thun."

„Weißt du, Otto," wandte Ebba sich dann zu dem Kleinen, der, wenn nur irgend möglich, immer in ihrer Nähe war, „von dem Tage an, wo ich in Trollbacken wohne, sollen die Hunde immer im Schlosse sein, und nicht, wie hier, nur auf der Schwelle."

„Und Kurre vielleicht auch?" fragte ihr Vetter Ferdinand lachend.

Mit einer stolzen Kopfbewegung, wie sie ihr eigentümlich war, wenn sie etwas verdroß, erwiderte sie kalt und vor Zorn errötend: „Keine schlechten Späße über meine Liebhabereien, Ferdinand, die gehen dich nichts an! Für Kurre giebt es einen Stall." Dann, sich zu Otto wendend, fügte sie mit einem völlig veränderten Ton hinzu: „Komm, ich will dich in deinem kleinen Schlitten fahren; wir sind ja frei bis zum Feste der drei Könige."

Das Fest der drei Könige war vorüber, der Abend indes war nicht fröhlich beendet, wie andere Jahre, mit allerlei Kurzweil für die Jugend und die Dienerschaft. Die schönen Weihnachtsbäume, die sonst an diesem Abend immer noch einmal angezündet

wurden, und noch einmal mit Zuckerwerk bedeckt, waren längst in den großen Kaminen verbrannt. — Trauer war ja in allen Herzen und nicht nur auf den Kleidern.

Kurz vor der Theestunde trat Graf Henri ganz unerwartet noch in Elisabeths Zimmer. Diese saß an ihrem Schreibtische und ordnete oder zerriß allerlei Papiere und Briefe, wie sie es immer vor oder nach dem neuen Jahre gethan, um aufzuräumen. Während dieser Ferien hatte sie buchstäblich keine Zeit dazu gefunden. Es war ihr selbst fast unbegreiflich, wie so rasch sie jedem Gliede der Familie eine gute Freundin geworden, wie jeder, hatte er Besonderes auf dem Herzen, an ihre Thür klopfte, und mit ihr darüber redete, vielleicht nur, meinte sie, weil sie immer freundlich und aufmerksam jeden anhörte."

Niemand indes klopfte so häufig bei ihr an, als Graf Henri. „Am liebsten bliebe ich den ganzen Tag", hatte er ihr am Vorabend gesagt.

„Ich sehe, daß ich eigentlich störe," war sein erstes Wort, als er eintrat. Dennoch setzte er sich ganz gemütlich auf seinen gewohnten Platz in einen kleinen Sessel neben dem Schreibtische. „Es ist mir unmöglich," fuhr er dann fort, „Ihnen vor den andern Lebewohl zu sagen, und morgen, Sie wissen's ja, soll ich noch vor Tagesanbruch reisen, will Onkel Hindrick. Wie gern ich Sie vom ersten Augenblicke an gehabt, das sagte ich Ihnen schon oft; aber nie dacht' ich, daß ich Sie so lieb haben würde, wie es jetzt der Fall ist. Es scheint mir, als hätten Sie einen ganz anderen Menschen aus mir gemacht." Elisabeth lächelte. Ich danke Ihnen, Henri" (denn so hatte er sie gebeten, ihn zu nennen). „Als ich dieses Land betrat," fuhr sie dann fort, „dachte ich nur Pflichten bei Ebba zu übernehmen. Jetzt aber haben Sie mir recht ernste Pflichten auch Ihnen gegenüber aufgezwungen. Ja, das ist das rechte Wort: aufgezwungen! Ich fühlte mich fähig, mit Gottes Hülfe eine ächte Frau aus Ebba zu erziehen, da ich selbst eine Frau bin. Aber ein junger Mann! das ist etwas ganz anderes! Ich gestehe es wird mir heiß und angst, wenn ich die Verantwortlichkeit bedenke, die Sie mir aufbürden. Auch meine ich jetzt, es wäre das Vernünftigste, Sie machten es gerade wie jeder denkende Mensch es eigentlich machen sollte: Sie erzögen sich selbst."

„Wie in aller Welt soll ich das anfangen?" rief Henri fast erschrocken. Nie las ich ein Wort über Erziehung der Menschen, habe auch in Wahrheit nie darüber nachgedacht."

Das ist's gerade, was Sie thun sollen," war die Erwiderung. Sie haben doch, wie jeder vernünftige Mensch, den Wunsch, Gutes zu schaffen, und glücklich zu sein! Kräfte sind hinlänglich in Ihnen, um beides zu erreichen, wenn Sie dieselben richtig verwenden."

„Da ist ja gerade die Schwierigkeit" antwortete er. „Man muß einen recht klaren Verstand haben, um die richtigen Kräfte in Bewegung zu setzen."

„Den bekommt man nach und nach," sagte Elisabeth ernst, „wenn man," fügte sie leiser hinzu, „Tag für Tag vor dem Gerichtshofe in der eignen Brust erscheint; da sein Thun und Lassen prüft und um Hilfe bei Gott zu flehen weiß, um das Rechte zu finden "

„Henri blickte sie bewegt an. „Jetzt begreife ich," sagte er endlich, „warum man Sie so lieb haben muß. Dann fügte er nach einem Augenblicke des Sinnens hinzu: „Ich möchte Gustav Silberskjöld ähnlich werden! Der war das Ideal, das Sie geträumt haben."

Elisabeth wurde sehr bleich. Sie stand rasch auf und ging zu dem Tische mitten im Zimmer, wo sie mehrere Sachen nacheinander aufnahm, als suche sie etwas. „Ich bitte Sie, Henri," sagte sie zuletzt mit etwas stockender Stimme und ohne sich zu ihm umzuwenden, „ehren Sie mein Schweigen über meinen Schmerz, wenn Sie wollen, daß ich meine Pflichten mutig und freudig erfülle. Dieser Schmerz soll und muß nur zwischen mir und meinem Gott bleiben."

„Können Sie mir verzeihen?" rief Henri, rasch aufstehend, und, indem er ihr beide Hände entgegenstreckte, auf sie zugehend, „daß ich so unbedacht geredet habe?"



„Ich habe nichts zu verzeihen," war die Erwiderung Elisabeths, indem sie anscheinend ruhig auf ihren ersten Platz zurückkehrte. „Also ich soll Ihnen schreiben," fuhr sie dann fort. „Nun gut. Wie aber diese Briefe ausfallen, das hängt ganz von den Ihrigen ab. Bekommen Sie Berichte über unser Essen und Trinken, so ist es Ihre Schuld!" „Ja, Gedanken sollte ich schreiben und keine Gefühle verlangen Sie, antwortete Henri. Glücklicherweise verlangt Onkel Hindrick, daß ich Vorlesungen über Philosophie höre, da werde ich ja viel denken lernen, um Ihnen Gedanken schicken zu können."

Nur nicht so tiefe, daß ich sie nicht verstehe," sagte Elisabeth lächelnd. „Jetzt aber ist Theestunde; ich folge Ihnen bald, will aber erst zu Ebba noch gehen, die ich gerade zu Bett geschickt, als Sie bei mir eintraten." „Gott segne Sie tausendmal!" sagte Henri, indem er ihre Hand küßte. Dann bei der Thüre angekommen, wandte er sich noch einmal um; sein Blick durchlief noch einmal diesen kleinen, behaglichen Raum und weilte dann noch eine Sekunde auf Elisabeth, die gerade in Ebbas Zimmer verschwand. „O, du herrliches Mädchen!" sprach er dann leise vor sich hin, „Gott segne dich!"

Januar war schnell vorüber gegangen. Ebba war fleißig und willig bei ihren Pflichten, aber noch ernster wie früher seit dem Tode der Großmutter. Und aus gar mancher Bemerkung hörte Elisabeth, wie diese ihr fehlte, wie dankbar das junge Herz sich all der Liebesbeweise erinnerte, die ihr geworden. Nur mit dem kleinen Otto war sie, wie sonst, fröhlich wie ein sorgloses Kind, und recht stolz, als er endlich allein Schlittschuh laufen konnte. „Er hat mir Mühe genug gemacht," sagte sie einmal mit einem tiefen Seufzer, „denn er war furchtbar ungeschickt. Jetzt aber macht er mir wahrhaft Ehre."

„Hoffentlich lehrst du ihn noch viele andere gute Sachen," sagte Graf Hindrick lachend.

Errötend suchte Ebba Elisabeths Blick, denn diese hatte ihr an demselben Tage in der Geographie-Stunde gesagt: „Wenn du so zerstreut bist, liebe Ebba, so schadest du nicht nur dir, sondern auch Otto, der, sich selbst noch unbewußt, deinem Beispiele folgt. Du denkst nicht an die große Verantwortung, die du dem Kleinen gegenüber hast." —

Die letzten Vorbereitungen zur Abreise nach Kopenhagen waren getroffen, und vor Ende der Woche beabsichtigte die Familie von Nordsterna ihr stilles Breidablick zu verlassen, mit Ausnahme von Graf Hindrick, der erst noch all die zu machenden Veränderungen dort überwachen wollte, und am liebsten — wie er sagte — den ganzen Winter dableiben möchte.

Zum letztenmal fuhren Elisabeth und Ebba zur Großtante, um mit ihr zu frühstücken und den Nachmittag mit ihr zu verplaudern.

Der Tod der alten Gräfin war, wie jetzt gewöhnlich, der Gegenstand der Unterhaltung; besonders als Ebba hinausgegangen, um von Johanna zu erfahren, was sich neues im nahen Dorfe zugetragen, wie viel Arme bei der Großtante gespeist würden, und ob diese die Mittel habe, um Holz und warme Kleidung für die Notleidenden der Nachbarschaft zu schaffen. Johanna war ja eigentlich keine rechte Dienerin, sondern Ratgeberin und Freundin ihrer alten Herrin und früher gewohnt gewesen, sich an die Gräfin auf Breidablick zu wenden, wenn die Börse, Kisten und Kasten der Fräulein von Fredhof geleert waren. „Ich bin froh," sagte die alte Dame zu Elisabeth, als Ebba sich entfernt hatte, „daß das liebe Kind Trollbacken bekommt, so hängt sie künftig in keiner Weise von ihrem Bruder ab, obschon er gut für sie sorgen würde. Aber seine Besitzung ist auch nicht bedeutend. Und so will ich Ihnen auch sagen, was ich Sie indes bitte, für sich zu behalten, daß mein Testament gemacht ist und daß Ebba mein kleines „Heim" bekommt. Gottlob, Gottlob! Bald ist nun für mich die Stunde da, wo ich in mein ewiges Heim einziehen werde, wo ich dem lieben Gott so recht erst danken kann für all seine Segnungen auf Erden." Und ein fast verklärtes Lächeln glitt über das alte, fromme Gesicht.

„Eine reiche Erbschaft ist nun gerade Trollbacken auch nicht," fing Fräulein von Fredhof bald von neuem an. „Es gehören indes einige sehr schöne Waldungen dazu und prächtige Kornfelder in Menge; auf keinen Fall verhungerte sie da. Bis zum zwölften Jahrhundert waren die Trollbacken ein reiches Geschlecht; dann aber verschwand der Reichtum mit den Trollen oder Zwergen."

„Die Legende erzählt," fuhr sie nach kurzem Sinnen fort, „daß einst ein König der Troll sich mit einer ‚Jättin' oder Riesin verband. Ihr Sohn war der Stammherr der Trollbacken, der sich eine kleine Burg auf der Anhöhe dicht am See baute. Wanda hat mir gesagt, daß sie Ihnen die Ruine gezeigt, von der ja buchstäblich nichts mehr steht, als der untere Teil des ehemaligen Turmes." „Allerdings," erwiderte Elisabeth, „und sie hat mir allerlei drollige Geschichten über den Spuk dort erzählt. Niemand wollte in der Nacht dahin gehen aus Furcht vor den Geistern der Zwerge, die im Grunde des Berges gebannt blieben bis zum Weltgericht, aber um Mitternacht noch zuweilen herauskämen, um verirrte oder verspätete Wanderer zu ängstigen oder zu verderben."

„Nun ja," sagte Fräulein von Fredhof lächelnd, „die Leute behaupten, unter jenem Turm sei die Grabkammer der Trollkönige, und in ihren goldenen Särgen jammerten die kleinen Zwergseelen bis zum Tage der Zerstörung der Welt — und ähnlichen Unsinn. Wir aber wollen sie dort ruhen lassen, weil wir ihnen leider! nicht helfen können; und ich will Ihnen erzählen, wie im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ein ‚Jarl', Björn genannt, der von ihnen abstammte, das noch auf Trollbacken stehende Schloß erbaute, gerade zu der Zeit, wo das Christentum auch in diesem Teile des Landes Eingang fand."

„Dieser Jarl Björn war ein böser, harter Mann, der weder an die alten skandinavischen Götter glaubte, noch von dem wahren Gotte etwas hören wollte. Entweder hatte er Fehden mit reichen Nachbarn oder folgte mit seinen Mannen dem Fürsten des Landes in auswärtige Kriege. Nur ein Wesen in der Welt liebte er leidenschaftlich, das war sein junges, liebliches Weib, Sigrid genannt. Natürlich konnte sie ihm nicht folgen auf seinen Kriegszügen, und so war sie oft recht einsam in dem großen Schlosse. Um sich dann die Zeit zu vertreiben, wob sie Kleider für den abwesenden Gatten, dem sie innig zugethan war, weil er mild und gütig mit ihr verfuhr. Und solche Freude hatte sie daran, ihn bei seiner Rückkehr mit einem neuen Wams oder Mantel zu empfangen, daß sie oft bis spät in die Nacht daran arbeitete.

So saß sie einst um Mitternacht noch allein in ihrem großen Gemache, eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt; da hört sie plötzlich ein leises Geräusch in der Wand und in demselben Augenblicke öffnet sich eine von ihr nie gesehene Thür, in der der König der ‚dvergar' erscheint, mit seiner granit'nen Krone auf dem Haupte und einem Scepter von Gold und Edelsteinen in der Hand. Hinter ihm standen seine kleinen Diener, goldene und silberne Schüsseln in den Händen haltend, die mit Perlen und Edelsteinen bedeckt waren.

Sigrid erschrak nicht bei ihrer Erscheinung; hatte sie doch als Kind so oft mit ihnen gespielt, wenn sie ihnen begegnet im Dunkel des Waldes, am Ufer des Flusses oder hinter den großen Granitblöcken, wo sie gegangen, um Beeren zu suchen oder Blumen zu pflücken. Nur in den letzten Jahren, wo der fremde Gott ins Land gezogen, hatte sie sich oft vergeblich nach ihren ehemaligen Kameraden und Gespielen im Waldesdunkel umgeschaut.

Das frohe Lächeln, mit dem sie den kleinen König begrüßte, schwand indes schnell von ihrer Stirn, als sie seinem traurigen Blicke begegnete.

„Sigrid, liebes Kind," sagte er dann, „wir kommen zu dieser späten Stunde, weil wir dich allein wußten, und weil wir auf dich allein unsere letzte Hoffnung setzen. Du weißt, daß fast all meine Unterthanen fliehen mußten vor der fremden Gottheit, die in dieses Land eingezogen; nur ich selbst und meine Diener haben noch einen Zufluchtsort

gefunden in der Totenstatt meiner Ahnen unter dem Hügel dort drüben (und er wies mit dem Scepter nach dem alten verfallenen Turm der ehemaligen Feste, den man durch das offene Fenster deutlich im Lichte des Mondes sehen konnte). Du weißt, daß der Jarl befohlen hat, ihn niederzureißen. Geschieht das, so sind wir verloren, ich und mein Geschlecht! Dem Jarl selbst können wir unsere Bitte nicht vortragen, da wir nur denen erscheinen können, die an unser Dasein glauben. Und er glaubt an nichts, als an seine Macht und an deine Liebe. Also du, die allein etwas über ihn vermag, bitte für uns! All diese Schätze sind sein, werden zum Segen für ihn und seine Nachkommen, wenn er den alten Turm nicht niederreißen läßt. Auf ein Zeichen des kleinen Königs stellten seine Diener dann die goldenen und silbernen Schüsseln zu Sigrids Füßen und verschwanden wie sie gekommen.

Nach wenigen Wochen kam der Jarl wieder heim und Sigrid berichtete treu was vorgefallen.

Aber weil sein eigenes Herz voll Bosheit war, so glaubte er auch nicht an die Unschuld eines andern. Er geriet in die furchtbarste Wut, behauptete, diese Schätze seien der Sold für Sigrids Untreue und trieb sie in finstrer Nacht hinaus in den dunklen Wald.

Unter dem Thore des Schlosses wandte Sigrid sich noch einmal um zu dem Gatten: „Björn,“ sagte sie mit vor Thränen fast erstickter Stimme, „erinnerst du dich des noch nicht so fernen Tages, wo ich dir Treue geschworen unter der großen Fichte des Waldes? Ein Fichtenbaum wird in der Stunde meines Todes aus dem Walde zu dir kommen als Zeuge meiner Unschuld.“ — Und sie verschwand in der finstern Nacht.

Unter der großen Fichte, die einst Sigrids Schwur gehört, war sie niedergesunken. Dort fand sie ein Priester Gottes, der eben heim kam von dem Sterbebette einer Seele, die er dem Herrn der Welt zugeführt.

Er nahm die Weinende mit sich und führte sie in das nahe Kloster der heiligen Anna (dessen Trümmer man Ihnen vermutlich in Rudalund gezeigt). Dort lernte auch sie den fremden Gott kennen und lieben und wurde bald seine treue Dienerin.

Jahre gingen und kamen. Der Jarl hatte ein anderes Weib gefreit; aber Frieden und Freude waren mit Sigrid fortgegangen. Erst legten sich nach und nach Eis und Schnee auf die Herzen der Schloßbewohner, und zuletzt auch auf das Haupt des Jarls.

Einsam und fröstelnd saß er einst in düsterer Nacht vor dem hellen lustigen Feuer im großen Kamin der Halle, das aber die Dunkelheit in seiner Seele nicht aufhellte; denn er gedachte einmal wieder der Zeit, wo Sigrids sonniges Lächeln alles hier erhellte und erwärmte.

Da erscholl plötzlich die große Glocke des Thores und auf sein Befragen meldete man ihm, daß eine arme alte Frau um Obdach bitte für die Nacht. Milder gestimmt als gewöhnlich durch all die freundlichen Erinnerungen, die ganz ungerufen an ihn herangetreten, gewährte er das Begehren und ging dann selbst zur Ruhe.

Aber Ruhe und Schlaf flohen die müden Augenlider, denn das Bild der lieblichen, einst so heiß geliebten Sigrid wollte, einmal hergezaubert vor sein Seelenauge, sich nicht wieder bannen lassen und umschwebte ihn noch im Traum, als endlich der müde Körper den Sieg davontrug.

Spät am folgenden Morgen, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, erwachte endlich der Jarl und sah seinen alten Diener wartend neben seinem Bette stehen. Es war derselbe, der ihm das Thor damals geöffnet, als er die weinende Sigrid hinausgetrieben in die dunkle Nacht. „Herr,“ sagte er mit zitternder Stimme, indem er dem Jarl den Frühtrunk reichte, „die Frau, die gestern Abend hier eingekehrt, ist diese Nacht gestorben und,“ fügte er fast flüsternd hinzu, „es ist Frau Sigrid, sie hat ihren Trauring am Finger; und neben ihrem Lager steht ein hoher Fichtenbaum. Niemand weiß wie er da hineingekommen, denn sie brachte nichts mit sich, als ein nicht gar großes

Bündel, das ich jetzt geöffnet, und darin befindet sich ein Wams, wie sie zu wirken pflegte, um euch zu erfreuen."

Der Becher entfiel der Hand des Jarl. Er enteilte zu dem Lager der Entschlafenen, und nachdem er seinem Schmerz und seiner Reue dort Luft gemacht, ließ er einen Priester des Gottes rufen, dem seine Sigrid gedient — und an dem Throne des ewigen Gottes fand zuletzt auch der Jarl Trost und Frieden." — „Das ist eine schöne Sage," sagte Elisabeth aufstehend, um Abschied zu nehmen, „ich werde sie Ebba erzählen, wenn sie einige Jahre älter geworden."

Eigentümlich still und nachdenkend war Ebba während der Rückfahrt. Besonderes und Ernstes mußte der kleine Kopf zu denken haben; denn gewöhnlich erzählte sie ohne Aufhören über alles, was Johanne ihr mitgeteilt, wenn sie bei der Großtante gewesen. Auch Elisabeth schwieg. Es fiel ihr nie ein, jemanden um seine Gedanken zu befragen, da sie — mit Recht — meinte, sie seien das unantastbare Eigentum eines jeden, bis zu dem Augenblicke, wo er sie freiwillig mitteilte.

Bei einer Wendung des Weges, wo ein Turm von Trollbacken sichtbar wurde, wandte Ebba sich plötzlich mit der Frage an Elisabeth: „Glauben Sie, Fräulein Bernah, daß ich über etwas dort" — sie wies mit der Peitsche nach der Gegend des Schlosses hin — „wirklich verfügen darf, da Onkel Hindrick doch gesagt, es gehöre mir."

„Gewiß, liebe Ebba," erhielt sie zur Antwort, „wenn dein Onkel es gut heißt."

Ebba schwieg und verfiel in ihr früheres Sinnen. Auch bei Tische war sie noch sehr zerstreut und hörte anscheinend wenig auf das Geplauder ihres kleinen Otto, für den sie sonst immer ein so offenes Ohr hatte.

Schon auf der Schwelle des Eßsaals, nach beendetem Mittagessen, kehrte Ebba plötzlich wieder um und ging auf ihren Onkel Hindrick zu, der mit dem großen Schüreisen in der Hand gerade das im Kamin niedergebrannte Feuer wieder anfachen wollte.

„Onkel Hindrick," sagte sie, seinen Arm leise berührend, und mit einer gewissen Unsicherheit in der Stimme, als wage sie nicht recht, mit der Sprache herauszukommen, „darf ich über etwas, das zu Trollbacken gehört, verfügen?"

Verwundert blickte Graf Hindrick das Kind an und sagte freundlich: „Gewiß, Ebba, wenn es vernünftig ist."

Er legte das Schüreisen nieder, setzte sich in einen großen Lehnstuhl und zog die Kleine neben sich auf einen Sessel. „Nun sage mir, was du wünschest; du weißt, Trollbacken gehört ja dir!"

Ebba errötete und es dauerte einen Augenblick, ehe sie wieder Worte fand. „Du weißt, der Nilson," fing sie dann von neuem an, „hat vorigen Winter Holz gestohlen für seine alte Mutter, die krank im Bette lag, und deshalb," setzte sie ein wenig leiser hinzu, „hat er im Gefängnisse gesessen. Nun wollen die andern Knechte auf der Schneidemühle nicht mehr mit ihm zusammen arbeiten, und der Verwalter hat ihm gesagt, sich einen andern Dienst zu suchen. Den findet er aber nicht leicht — und wenn er nichts verdient, so muß er wieder stehlen, damit seine Frau und die zwei kleinen Kinder nicht verhungern."

„Ich begreife nur nicht," unterbrach sie Graf Hindrick, warum der Verwalter mir von dem allen kein Wort gesagt hat.

„Weil er den Nilson nicht leiden kann, Onkel! Der hat ihm nämlich schon mehrere Male gedroht, daß er es dir sagen würde, wenn er die Knechte so unbarmherzig für jedes kleine Vergehen schlüge. Seitdem hat er nun immer schon gesucht, ihn los zu werden."

„Das werde ich doch näher untersuchen," fuhr Graf Hindrick nun heftig heraus. „Das ist ja unverantwortlich, daß er sich so etwas erlaubt! — Nun aber, was wünschest du, liebe Ebba?" fragte er nach kurzem Sinnen mit wieder freundlicher Stimme.

„Nahe bei dem Kirchhofe von Fredhof," war die Erwiderung, „liegt ein ganz kleines Heim — hat mir Johanne gesagt — das leer steht, und zu Trollbacken gehört.

Könnte man nun den Nilson nicht da hineinsetzen mit seiner Frau und den Kindern, und ihm Arbeit auf Trollbacken geben?"

„Wahrhaftig!" rief Graf Hindrick vergnügt, „du bist schon eine ganz gute, verständige Schloßherrin, Ebba; morgen — ich denke, Fräulein Bernah hat nichts dagegen," sagte er, diese anblickend, — „fahren wir beide zu dem Nilson, und du sagst ihm selbst, welches deine Absichten mit ihm sind. Nur bitte ich dich, ihm zugleich eine recht ernste Strafpredigt über das Mein und Dein zu halten, und ihm zu sagen: er bleibe nur so lange im Dienste der Freiherrin von Trollbacken, als er ihr ehrlich und treu diente."

„Oh, wie ich dir danke!" rief Ebba froh, indem sie ihren Onkel umarmte; und dann zu Elisabeth tretend, sagte sie flüsternd: „Nun wissen Sie, was ich mir ausdachte, als wir heimfuhren." Und fröhlich verließ sie mit ihrem kleinen Otto den Saal.

Seit der alten Gräfin Tode hatte Elisabeth jeden Abend die Thür geöffnet, die sich zwischem ihrem und Ebbas Schlafzimmer befand, weil es ihr schien, als müsse sie das Kind jetzt Tag und Nacht nicht aus den Augen lassen, wollte sie die übernommenen Pflichten gewissenhaft erfüllen. Und manchen langen Blick warf sie oft auf die schlafende Kleine, ehe sie sich selbst zur Ruhe begab. So auch am Abend vor ihrer Abreise nach Kopenhagen, wo sie noch lange wach im Bette lag, und die hier verlebten Monate, mit tiefem Weh in der Seele, wieder durchdachte, aber auch mit innigem Dank gegen Gott, der sie unter so liebe Menschen geführt.

Von ihrem eigenen Lager konnte sie die Kleine auf dem ihrigen deutlich sehen, weil der Mond wunderbar hell ins Zimmer schien; und zuletzt wurde jeder ihrer Gedanken Gebet für das ihr vertraute Kind, bis sie in die Art von Halbschlummer verfiel, der gewöhnlich dem wirklichen Schlafe vorhergeht. Da fühlte sie plötzlich einen leisen Kuß auf ihrer Stirn, und als sie erschrocken die Augen öffnete, sah sie Ebba, im Nachtkleidchen und in bloßen Füßen, über sich gebeugt und sie ängstlich betrachtend.

„Was ist, liebe Ebba!" rief sie, sich im Bett aufsetzend.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie geweckt," war die Antwort, „aber ich erwachte aus einem schrecklich traurigen Traume und sah Sie so blaß und bewegungslos daliegen — wie damals — Sie wissen," fügte sie etwas zögernd hinzu, als fühle sie, daß sie schmerzliche Erinnerungen erweckte, „da trieb mich die Angst aus dem Bette. Und als ich mich leise über Sie beugte, da hörte ich keinen Atem — und meinte, wenn ich Sie küßte, so würde ich schon fühlen, ob — ob — Sie noch lebten."

Längst, ehe Ebba geendet, hatte Elisabeth sie in ihre Arme geschlossen; sprang aber nun aus dem Bette und trug sie in das ihrige zurück, indem sie die Kleine fest an sich drückte. Sie war zu bewegt, um zu sprechen, und küßte sie, mit Thränen der Rührung im Auge, auf die Stirn.

Ja, Gott war sehr barmherzig gegen sie! Nie wollte sie mehr klagen; denn mit der Liebe eines solchen Kindes war sie weder einsam noch verlassen!

Am Morgen nach ihrer Ankunft in Kopenhagen fragte Wanda, ob Elisabeth Lust habe mit ihr auszugehen. „Wir könnten zusammen unsere nötigsten Einkäufe machen," setzte sie hinzu, „und ich zeigte dir zugleich die besten Läden."

„Recht gern!" war die Antwort. „Nur wollen wir Ebba und Otto mitnehmen, damit sie zugleich ihren Spaziergang machen.

Gerade im Begriff, eine Stunde später von ihren Besorgungen heimzukehren, schlug Wanda vor, den schönen Morgen zu benutzen, um auch Bekanntschaft mit der langen Linie zu machen — dem gewöhnlichen Spaziergange der ersten Gesellschaft zwischen zwei und vier Uhr — setzte sie hinzu.

„Gut!" sagte Elisabeth lachend, „dann werden Ebba und ich künftig unsere Wanderungen in einer anderen Richtung machen, um der vornehmen Welt nicht den Platz zu beengen."

Kaum waren sie an der sogenannten langen Linie angekommen, so gewahrten sie am andern Ende derselben zwei Herren, die sich ihnen raschen Schrittes näherten.

„Ah, da ist ja Vetter Randolf!" riefen Ebba und Otto wie aus einem Munde.

Wanda wurde erst sehr blaß und dann dunkelrot, als die Herren stehen blieben, um sie zu begrüßen. Sie stellte darauf beide auch Elisabeth vor, und den zweiten derselben als einen Grafen Gorm. Letzterer war ein schöner, junger Mann mit blondem Haar, großen, blauen Augen und einem auffallend kleinen Munde, in dem man, wenn er sprach, zwei Reihen tadellos weißer Zähne sah. Seine Gesichtsfarbe aber war fahl, trotz des frischen Morgens, trotz des raschen Gehens, und sein Blick war weder offen noch wohlthuend, wie der des jungen Seeoffiziers, den Wanda als Vetter Randolf Falster vorgestellt hatte.

„Wie freue ich mich, euch wiederzusehen!" rief der Vetter Randolf vergnügt. „Ich fürchtete schon, ihr kämet dieses Jahr garnicht hierher! — Hast du mich denn nicht ganz vergessen, meine liebe, kleine Ebba? Aber wie groß du geworden bist!"

„Nun, ich meine auch, du brauchtest mich nicht mehr kleine Ebba zu nennen, da ich zwölf Jahre alt bin," sagte sie lachend.

„Liebe, große Ebba kann ich doch nicht gut sagen," war die Erwiderung.

Der kleine Otto warf sein liebliches Lockenköpfchen ein wenig zurück, um dem langen Vetter besser in die Augen schauen zu können, und sagte schelmisch: „So kannst du sie Freiherrin von Trollbacken nennen."

„Oh, oh!" rief der Vetter erschrocken, „ist sie verheiratet mit einem Troll?"

„Glücklicherweise nicht," warf Elisabeth lächelnd ein, „wohl aber mit dem alten Schlosse, das ihr vermacht worden ist! — Aber — ich meine — wir müssen nun zu Hause gehen," fügte sie hinzu, indem sie sich nach Wanda umwandte. Zu ihrer Verwunderung war diese einen Schritt zurückgetreten, und — wie es schien — in ernster Unterhaltung mit dem andern Herrn; denn sie hörte Elisabeths Aufforderung erst, als diese dieselbe etwas lauter wiederholte. Darauf reichte sie dem Grafen Gorm langsam die Hand, hielt sie einen Augenblick in der ihrigen, und wandte sich dann erst zu Elisabeth, um mit ihr heim zu gehen.

„Nein! meine Mutter empfängt noch niemand!" antwortete Wanda dem Vetter Randolf, als dieser beim Fortgehen fragte, ob er die Tante heute schon begrüßen dürfe.

Auf dem Rückwege sagte Wanda kein Wort, war auch so zerstreut, daß sie garnicht daran dachte, sich nur über ihr Stillschweigen bei Elisabeth zu entschuldigen, und eilte, zu Hause angekommen, so schnell wie möglich in ihr eigenes Zimmer. Auch bei Tische war sie auffallend still; aber Gräfin Ellens Gedanken waren so sehr durch Toilettengegenstände und neue Hauseinrichtungen in Anspruch genommen, daß sie es nicht bemerkte und ganz zufrieden schien, da sie in Elisabeth, wie immer, eine freundliche Zuhörerin fand. Erst am Abend beim Thee fragte sie ganz zufällig, ob sie Bekannten am Morgen begegnet sei.

„Vetter Randolf," erwiderte Wanda rasch und mit einem eigentümlich bittenden Blick auf Elisabeth; „er wollte heute schon kommen! Ich erklärte ihm aber, das sei unmöglich, du empfingest noch niemand."

„Nun," sagte Gräfin Ellen ein wenig unzufrieden, „er ist doch meiner Schwester Sohn, er macht ja immer eine Ausnahme, das weißt du doch! Ach, ich vergaß Ihnen zu sagen, liebe Elisabeth," wandte sie sich dann an diese, „daß Sie durchaus keinem jungen Herrn erlauben dürfen, Sie zu begleiten, wenn Wanda mit Ihnen ausgeht."

Elisabeth errötete und erwiderte mit einiger Verwunderung im Tone der Stimme: „Ich meine, Wanda wird Ihren Willen, Frau Gräfin, kennen und muß wissen, wie sie das verhindern kann, da ich nicht Wandas, sondern Ebbas Erzieherin bin."

„Ach, ich bitte um Entschuldigung," antwortete Gräfin Ellen gereizt, „ich vergaß das! Aber Ebbas frühere Erzieherin war immer besonders froh, wenn Wanda sie begleiten durfte und richtete sich natürlich dann nach meinen Wünschen."

„Auch ich werde Wanda gern zuweilen als Begleiterin haben; es ist indes meine Pflicht, Ebba diese für sie so langweiligen, steifen Spaziergänge angenehm zu machen, und das kann ich natürlich nicht, wenn Wanda mit uns geht. Ich wollte gewiß nichts Unfreundliches sagen, Frau Gräfin."

Gräfin Ellen stand auf und ging im Zimmer auf und nieder, wie es ihre Art, wenn sie ärgerlich war. Plötzlich ging sie auf Elisabeth zu und legte liebkosend die Hand auf ihre Stirn. „Sie haben vielleicht recht, liebes Kind," sagte sie dann, und setzte sich wieder an ihren vorigen Platz.

„Ja, das Fräulein von Bergen, jetzt Frau Barnson (Ebbas frühere Erzieherin, Sie wissen)" fing sie bald von neuem an, „war Wandas vertraute Freundin und häufig hab' ich gedacht, sie entfernte meiner Tochter Herz von mir durch ihre Ratschläge und ihre Freundschaft, ich weiß eigentlich nicht recht, warum. Sie ist übrigens gescheut und liebenswürdig. Unglücklicherweise erbte sie vor einem Jahr von einer alten Tante ungefähr zehntausend Thaler. Unser Verwalter auf der Eisengießerei erfuhr es und fing an, ihr den Hof zu machen. Er ist ein gut aussehender junger Mann, aber durchaus untüchtig und sehr leichtsinnig, wie mein Mann sagt, der ihn auch nicht länger behalten wollte, weil er häufig im Wirtshause war, während er seinen Geschäften hätte nachgehen sollen. Sie verlobte sich dann ohne unser Wissen mit ihm und zeigte meiner Schwiegermutter an, als sie in ihren Ferien zu ihren Eltern gereist war, daß sie sich im Herbst mit ihm verheiraten werde. Mit meiner Schwiegermutter hatte sie stets auf einem sehr freundlichen Fuße gestanden, aber von einem gegenseitig tiefern Interesse war nicht die Rede, besonders da Fräulein von Bergen jede freie Stunde bei uns zubrachte, die es ihr erlaubte, sich von Breidablick zu entfernen. Ich schrieb' ihr nun sogleich, welche Thorheit sie im Begriff sei zu begehen und bat sie, wenigstens ihre Verheiratung noch hinauszuschieben, zu uns als Freundin auf einige Monate zu kommen, um den Mann recht kennen zu lernen, der ihrer unwürdig sei, und vor nicht gar langer Zeit mit einem andern jungen Mädchen sich verlobt, die aber arm sei und zu stolz, um sich zu beklagen. Alles war vergeblich, obgleich auch Wanda ihr in demselben Sinne geschrieben. Sie antwortete nur, man verkenne ihn, und Verleumder gäbe es allenthalben. Seit drei Monaten ist sie nun verheiratet, nachdem er mit ihrem Gelde ein kleines Gut in der Nähe von Kopenhagen gekauft." „Willst du mir erlauben, Mutter," unterbrach sie Wanda hier, „daß ich morgen um elf Uhr zu Frau Barnson fahre? Ich werde natürlich vor dem Essen zurück sein."

„Allerdings kannst du den Besuch machen," erwiderte Gräfin Ellen, „und sie für Sonntag Mittag zu uns einladen. Die Arme dauert mich, das kann nie gut enden, denn der Mann taugt nichts."

Spät am Abend, als Elisabeth gerade zur Ruhe gehen wollte, trat Wanda plötzlich leise bei ihr ein, indem sie den Finger auf den Mund legte. „Mutter darf nicht wissen, daß ich noch bei dir bin," sagte sie dann, sich neben Elisabeth setzend, „ich habe dir viel zu sagen." Sie wurde sehr blaß und legte darauf ihren Kopf auf Elisabeths Schulter. Sie schien so heftig erregt, daß sie Mühe hatte, zu reden. „Elisabeth," flüsterte sie endlich, „ich bin verlobt mit dem Grafen Gorm."

Erschrocken fuhr Elisabeth auf. „Mit dem!" stieß sie heraus, noch ehe sie zur Besinnung kam über die unerwartete Mitteilung.

„Und warum nicht mit dem?" fragte Wanda verwundert. „Gefällt er dir etwa nicht? Er ist doch ein schöner Mann, hat ein sehr feines und angenehmes Wesen und mehr weißt du doch nicht von ihm!"

„Sein Blick ist nicht offen, Wanda; aber ich bin so verwundert, weil ich sogar seinen Namen heute zum erstenmal höre. Und deine Eltern — billigen sie diese Verlobung?"

„Das ist's eben, was ich nicht weiß," war die Erwiderung. „Er war im vorigen Winter mein eifrigster Tänzer, hatte eine Einladung für alle Empfangsabende bei meinen

Eltern, und begleitete uns, mit andern meiner Verehrer, auf jedem Spaziergange, den ich mit meiner Mutter machte. Er ist in allen Gesellschaften gern gesehen. Was sollten also meine Eltern eigentlich gegen diese Heirat haben?"

„Aber, Wanda, liebst du ihn? glaubst du glücklich mit ihm zu werden? Darum handelt es sich doch vor allem!" Wanda erwiderte mit dem ihr so eigentümlichen halb traurigen, halb spöttischen Lächeln: „Wer in unserer Gesellschaft denkt denn an Liebe vor der Heirat! Das hab' ich dir schon öfter gesagt. Aber ich sehe, deine idealen Gedanken und Gefühle bleiben immer dieselben. Gefällt meinen Eltern diese Heirat aus äußern Rücksichten, sind die Verhältnisse wie sie es wünschen, scheint es ihnen, daß wir für einander passen? darum handelt es sich jetzt. Denn mir gefällt er und — lieben werde ich ihn schon, wenn er gut mit mir ist."

Elisabeth schwieg.

Wanda starrte sie einen Augenblick stumm an; dann aber stieß sie heftig heraus: „Sieh', ich muß fort aus dem Hause! Vater und Mutter wünschen mich fort!"

„Wanda, Wanda!" rief Elisabeth, nun beide Arme um sie schlingend, „es ist entsetzlich, was du sagst, aber nicht wahr! Beide Eltern behandeln dich mit so viel Liebe, sind so gütig für dich!"

„Das ist's gerade, was ich nicht ertrage, weil," flüsterte sie, „ich mich schwer gegen sie vergangen. Es ist besser, ich sage dir nun einmal alles, du wirst mich dann vielleicht begreifen."

Ich war gerade fünfzehn Jahre alt; wir waren hier für den Winter, und mein Vater hatte uns, wie gewöhnlich nach Neujahr, für einige Wochen verlassen, um seine Angelegenheiten auf seinen Gütern besser zu überwachen. Meine Mutter ist heute noch bezaubernd schön in Balltoilette; du kannst also denken, daß sie es vor vier Jahren noch weit mehr war, daß sie sehr gefeiert wurde. So hörte ich zufällig einmal, daß ein italienischer Prinz (sein Name kann dir gleichgültig sein) damals bei der Gesandtschaft hier zu ihren ganz besonderen Verehrern gehörte. Er folgte ihr allenthalben auch auf den Spaziergängen, wo ich sie häufig begleitete. Als mein Vater fort war, wurden seine Morgenbesuche bei meiner Mutter häufiger, als zuvor. Ich hörte einmal ihre Kammerfrau eine Bemerkung darüber machen, als sie mit dem alten Bedienten sprach, und so nahm ich mir vor, das zu überwachen."

„Schon am nächsten Morgen, wo ich hörte, daß er bei ihr war, schlich ich leise in meiner Mutter kleinen Salon, verstand aber, hinter dem Vorhange an der Thür stehend, wenig von dem, was gesagt wurde, bis ich plötzlich deutlich die Worte vernahm: „Ja, Sie sind der Engel, für den ich Sie immer gehalten." Ich blickte durch eine kleine Oeffnung im Vorhange und sah den Prinzen auf den Knieen vor meiner Mutter, ihre Hände mit Küssen bedeckend.

Ich machte eine unwillkürliche Bewegung und hörte dann meine Mutter sagen: „Stehen Sie auf, Prinz, man belauscht uns."

Dies war genug für mich. Leise schlich ich wieder davon, eilte zu meinem Schreibtische und schrieb meinem Vater: „Komme eilig zurück, es handelt sich um die Ehre deines Namens."

„Wanda!" rief Elisabeth entsetzt, „das thatest du!"

„Nun ja," antwortete sie traurig, „ich handelte ohne Ueberlegung. Es reute mich schon, als der Brief fort war. Aber du mußt nicht vergessen, daß ich viele Romane gelesen. Ich liebe meinen Vater fast abgöttisch, du müßtest ihn kennen wie ich, um zu wissen, welch' hochherzig edler Mann er ist! Und oft hatte ich mich gewundert, wie er es ruhig ansah, wenn man meiner Mutter so auffallend den Hof machte. Wo möglich sollte also, dachte ich, seine Ehre wenigstens vor der Welt gerettet werden. Und nur darum schrieb ich.

„Vier Tage später kam mein Vater unerwartet an. Er blieb wohl eine Stunde, in der ich die Sekunden zählte, allein bei meiner Mutter, und ließ mich dann rufen.

Blaß, wie ich ihn nie zuvor gesehen, ging er im Zimmer auf und nieder. Meine Mutter schien ruhig wie immer, und sagte, als ich verlegen in der Thür stehen blieb: Komm näher Wanda. Du hast mich fähig gehalten, deinen Vater zu betrügen, eine Verbrecherin zu sein! Gott möge es dir vergeben. Aber ich begreife nicht, wie so abscheuliche Gedanken in meiner Tochter Herz kommen konnten. — Dann (ich könnte ihre weitern Worte nicht wiedergeben, Angst und Schrecken jagten sich wie toll in meinem Kopfe) erzählte sie mir, daß der Prinz H. seit vier Jahren verheiratet sei mit einem sehr armen Mädchen. Seine Familie würde indes diese Heirat nie anerkennen. Nun sei er auf einen anderen Posten nach Teheran versetzt und könne seine Frau und Kinder nicht mit sich nehmen. Die Familie seiner Frau tauge nichts; wahre Freunde, denen er die Seinigen anvertrauen könne, besitze er nicht. Da gab ihm vor kurzem eine meiner Aeußerungen den Gedanken ein, sich an mich zu wenden mit der Bitte, diese ihm so teuren Wesen auf eine gewisse Art zu überwachen. Als ich mich bereit erklärt hatte, diese Pflicht zu übernehmen, wenn dein Vater es billigte, da kamst du, um deine Mutter zu belauschen, die du verirrt glaubtest auf sündlichem Wege. Sein leidenschaftlicher Dank, den du wahrscheinlich gehört hast, war wohl natürlich und begreiflich."

„Hier ist dein Brief," begann dann mein Vater, indem er vor mir stehen blieb, „und der deiner Mutter, in dem sie obiges berichtet. Beide kamen mit derselben Post an. Wir vergeben dir, Wanda; aber du hast uns beiden namenlos wehe gethan. Von Vater und Mutter hast du nie ein ehrloses Wort gehört, nie eine ehrlose Handlung gesehen! Wie konnten solche traurige Gedanken in deinen jungen Kopf kommen!"

„Was ich erwidert — wie um Verzeihung gebeten — ich erinnere mich nicht! Zerknirscht und dennoch trotzig verließ ich das Zimmer mit dem Gedanken, sie meines nun natürlich verhaßten Anblicks bald zu entledigen. Ja, sie sind gütig und freundlich mit mir; aber nur aus M i t l e i d! Und ich bin glücklich, endlich, endlich die Gelegenheit zu haben, um fortzukommen! Sie haben v e r g e b e n — aber v e r g e s s e n können sie nicht!"

Schon lange flossen Elisabeths Thränen in tiefem Mitgefühl; denn dies waren namenlos traurige Verhältnisse. „Arme Wanda!" war alles, was sie sagen konnte. Schwer, ja schwer hatte Wanda sich vergangen; aber Gräfin Ellen war auch unvorsichtig gewesen. Für erstere blieb die Erinnerung wie ein bitterer Tropfen, der den klaren Wein in jedem Freudenbecher trübte, während letztere sich nicht allein gar bald über die ganze Sache beruhigt, sondern sie sich vielleicht nie sehr zu Herzen genommen. Mit Graf Hindrick aber war es anders. Sein tiefes, ernstes Gemüt hatte dadurch gelitten, daß die eigene Tochter die Mutter beargwöhnen konnte. Dies genügte, um seine Seelenruhe für immer zu erschüttern. Daher also zuweilen dieser ängstlich fragende Blick, wenn Gräfin Ellen, die immer etwas zu erzählen wußte und hatte, über Feste sprach, sowie über Herren, die ihr in angenehmer Erinnerung geblieben, und Aehnliches.

Wanda weckte Elisabeth aus ihrem Sinnen mit den Worten: „Morgen hoffe ich nun meine Mutter für immer zu versöhnen, indem ich sie bitte, unsere Vermittlerin bei meinem Vater zu sein, damit er seine Einwilligung zu dieser Heirat gebe. Graf Gorm kommt morgen Abend um sechs Uhr — und bitte ich dich, liebe Elisabeth, während der Zeit Piano im Saale zu spielen, damit man dort nicht hört, was im großen Salon gesprochen wird, wo meine Mutter sich ja immer bis zur Theestunde aufhält. Auch Ebba bitte ich dich zu hindern, hereinzukommen, bis ich wieder bei dir gewesen. Denn wenn er wieder fort ist, komme ich gleich."

„Ich will ja gern thun, was du wünschest," erwiderte Elisabeth. „Aber sonderbar, sehr sonderbar kommt mir diese eilige Verlobung vor, von der, wie es scheint, niemand eine Ahnung hatte."

„Außer der Hauptperson — also außer mir," sagte Wanda. „Nur redete ich nie von ihm, aus Furcht, mich zu verraten, ehe das letzte Wort von ihm gesprochen. Du weißt, Elisabeth, ich bin sehr stolz — und es wäre peinlich für mich gewesen, hätte er sich anders besonnen, nachdem ich mit andern darüber geredet. — Die ganze Nacht möchte

ich hier bleiben und dir meine Gedanken sagen. Da du pflichttreues Wesen aber schon um sechs Uhr aufstehst, um deine erste Stunde um sieben Uhr zu geben, so wäre es abscheulich von mir, dich länger wach zu halten. Es ist Mitternacht vorüber." —

Am Abende des folgenden Tages saßen Wanda und Elisabeth allein am Theetische, weil Gräfin Ellen, über Kopfweh und Müdigkeit klagend, zu Bett gegangen war, nachdem sie selbst die Thür des Vorzimmers hinter Graf Gorm geschlossen. Und hier am Theetische erfuhr Elisabeth, was sich zugetragen.

Etwas vor sechs Uhr hatte Wanda den alten Kammerdiener mit einem Auftrage an das andere Ende der Stadt geschickt, damit er, der den Befehl empfangen, jeden Besuch abzuweisen, nicht da sei, wenn Graf Gorm an der Thür läutete. — Gräfin Ellen saß vor einem Tische, der mit Modezeitungen und allerlei Toilettegegenständen bedeckt war, als die Glocke erschallte.

„Es ist die Putzmacherin, denke ich," sagte sie, sich zu Wanda umwendend, die mit klopfendem Herzen am Fenster saß, „sie mag noch hereinkommen, im Fall sie meinen Hut bringt."

Die Angeredete erhob sich rasch und eilte zur Thür. Als sie nun aber dem Erwarteten gegenüber stand, war sie so heftig bewegt, daß sie — keines Wortes fähig — sich an die Wand lehnte, um nicht umzusinken.

„Wanda," flüsterte Graf Gorm und hielt die Geliebte einen Augenblick in seinem Arm.

„Nun," rief Gräfin Ellen ungeduldig, „wer ist da, Wanda?"

Als diese, noch unfähig zu antworten, nichts erwiderte, trat sie rasch in die Thür, die angelehnt geblieben, und gewahrte zu ihrem Erstaunen Graf Gorm neben Wanda stehend.

„Ah, Sie, Herr Graf," sagte sie verwundert, „wäre der alte Knut da, er hätte Ihnen gesagt, daß ich noch gar keine Besuche annehme."

„Sollten Sie nicht eine Ausnahme machen, Frau Gräfin," erwiderte er, auf sie zutretend und die ihm entgegengestreckte Hand zu seinen Lippen führend.

„Aber das ist ja unmöglich! Wir sind nicht in Besuchs-Toilette — und der Salon auch nicht!"

„Da ich nun einmal doch alles gesehen, so seien Sie gütig, Frau Gräfin; geben Sie mir nur einige Minuten Gehör."

Wieder blickte sie ihn verwundert an, sah, daß er auffallend blaß war und sagte dann zögernd: „Nun, wenn die Tochter Sie herein gelassen, so darf die Mutter Sie wohl nicht so unhöflich wieder fortschicken. Aber ich erlaube Ihnen nur wenige Minuten zu bleiben," fügte sie lächelnd hinzu, indem sie sich wieder setzte und auf einen ihr nahestehenden Sessel wies, „denn was würde mein alter Knut sagen, wenn er sähe, daß wir gerade während seiner Abwesenheit Besuche annähmen."

„Darf ich," nahm Graf Gorm wieder das Wort, seinen Hut auf den Boden neben sich legend, „es als eine gute Vorbedeutung ansehen, was Sie eben gesagt, Frau Gräfin, ‚wenn die Tochter Sie hereingelassen, so darf die Mutter Sie wohl so leicht nicht wieder fortschicken.'"

„Was meinen Sie damit?" fragte Gräfin Ellen halb erschrocken, als sie seine ernste Stimme und die etwas zitternde Lippe bemerkte.

„Ich — nein: wir," erwiderte er, Wanda anblickend, als er sprach, „kommen mit einer großen, großen Bitte zu Ihnen —" er stockte.

„Mutter," sagte jetzt Wanda, vor dieser auf die Knie sinkend, „ich bitte dich um Axels Hand, denn sein Herz gehört schon lange mir."

Jetzt war die Gräfin Ellen so heftig bewegt, daß sie sich im ersten Augenblicke keines Wortes fähig fühlte. Sie faßte sich aber rasch, reichte Wanda die Hand, mit kalter, ruhiger Stimme zu ihr sagend: „Wanda, stehe auf, du vergißt dich!"

„Ich hätte nie den Mut gehabt, mit meiner Bitte zu Ihnen zu kommen, wenn Gräfin Wanda mich nicht dazu berechtigt," fuhr nun Graf Gorm fort. „Sie schien

mir ein für mich unerreichbarer Schatz bis zu der Stunde, wo sie mich fühlen machte, daß sie mich nicht abweisen würde; — wo sie mir gesagt: Alles hängt nur von meiner Mutter ab."

„Darin irrt Wanda," erwiderte Gräfin Ellen, „alles hängt von ihrem Vater ab bis zu dem Tage, wo sie volljährig ist, und bis dahin hat sie noch vier Jahre zu durchleben. Mir kommt dieser Antrag so völlig unerwartet, so unvorhergesehen, daß ich — verzeihen Sie, Graf — ihn noch nicht recht begreife. Wanda ist gerade neunzehn Jahre alt, kennt, fürchte ich, noch gar nicht die wahren Bedürfnisse ihres Herzens, und hat sehr unüberlegt gehandelt, Ihnen irgend Hoffnungen zu geben, solange ihre Eltern nicht einmal eine Ahnung von ihren Wünschen hatten. Nichts ist uns so teuer, als das Glück unseres Kindes, und so werden wir sehr ernst prüfen, ehe wir das einem andern anvertrauen. Und noch einmal, nicht an mir, sondern an Wandas Vater ist es, zu entscheiden. Ihm werde ich sogleich alles mitteilen, und von ihm selbst werden Sie eine Antwort erhalten. Noch eine ernste Bitte aber muß ich hinzufügen, Herr Graf," sagte sie, sich erhebend, „Sie dürfen in keiner Weise versuchen, sich Wanda zu nähern, bis Sie diese Antwort erhalten."

Dann reichte sie ihm höflich die Hand zum Abschiede, und wieder beugte er sich über dieselbe, um sie zu küssen. Darauf wandte er sich zu Wanda, die mit glühenden Wangen neben ihrem Stuhle stand; tief blickten sie sich einen Augenblick in die Augen — ein Händedruck, so fest, daß Wanda Mühe hatte, einen Schrei zurückzuhalten, und Graf Gorm verließ das Zimmer, dessen Thür Gräfin Ellen sehr hörbar hinter ihm schloß.

„Wanda, warum hast du uns das gethan!" rief sie dann bitterlich weinend, „das hatten wir nicht verdient!"

„Ich meinte recht zu thun, Mutter," erwiderte diese ruhig. „Vor allem handelt es sich doch darum, ob er mir gefällt; denn ich soll ihn heiraten. Daß Ihr etwas dawider haben könntet, ist mir nie in den Sinn gekommen, da du immer sehr freundlich gegen ihn warst. Auch hat er wirklich mich erst gestern Morgen gefragt, ob ich seine Frau werden wollte, obgleich er mir schon im November, als wir drei Wochen hier waren, tagtäglich von seinen Wünschen und Hoffnungen gesprochen. Du sahst ja, daß er immer in meiner Nähe war, mehr als irgend jemand! Da konntest du doch denken daß er Absichten habe! Aber wie konnte ich darüber sprechen, ehe ich gewiß war, daß er mich wirklich liebte und mich zu heiraten wünsche!"

„Aber wo sahst du ihn gestern?" fragte nun Gräfin Ellen, indem sie ihre Augen trocknete.

„Nur wenige Minuten, Mutter, an der langen Linie; und während die anderen mit Vetter Randolf scherzten, fragte er mich, ob ich seine Frau werden wollte."

„Und was hast du geantwortet?"

„Nun: ja! wenn du deine Einwilligung gäbest; denn von dir hinge alles ab, mein Vater würde in dieser Beziehung ganz nach deinen Wünschen handeln."

„Ah, nun begreife ich," sagte Gräfin Ellen nach kurzem Sinnen, „warum du so schnell antwortetest, als ich fragte, wem ihr auf dem Spaziergange begegnet; du wolltest nicht, daß ich vielleicht durch Elisabeth erführe, wie du länger mit Graf Gorm allein gesprochen."

Wanda schlang beide Arme um ihrer Mutter Hals mit den Worten: „nun, liebe Mutter, zürne mir nicht! Ich wollte ja nichts Unrechtes thun! Lege ein gutes Wort für uns bei meinem Vater ein, ich habe Graf Gorm sehr gern."

Forschend blickte ihre Mutter sie einen Augenblick an, küßte sie dann schweigend auf die Stirn und läutete rasch ihre Kammerfrau, der sie befahl, alles in Ordnung zu bringen, weil sie bald zu Bett gehen wolle.

Es war bald zehn Uhr, als der Kammerdiener mit einem großen prachtvollen Blumenstrauß in den Saal trat, wo die beiden jungen Mädchen noch am Theetische saßen.

„Dies ist eben für beide Gräfinnen von Nordsterna bei der Pförtnerin abgegeben,"

sagte er, es Wanda überreichend. Sie nahm und bewunderte ihn, wohl wissend, von **wem** und **für wen** diese Blumen. Mit leiser Hand zog sie vorsichtig ein Billet heraus, das sie meinte unbemerkt unter ihrem Taschentuche zu verbergen. Elisabeth, die es gesehen, hütete sich eine Bemerkung darüber zu machen, denn wozu hätte das nützen können. Wanda ist ja eigentlich nie wahr, dachte sie traurig; und Graf Gorm ist ein elender Mensch, da die Gräfin ihm so bestimmt verboten, sich Wanda zu nähern, ehe er eine Antwort erhalten. Wie rasch fand sie das Billet, wie rasch verbarg sie es!"

„Ich meine," sagte Wanda, als sie Elisabeth eine gute Nacht wünschte, „ich trage diese Blumen noch zu meiner Mutter, es wird ihr Freude machen, daß **ich** sie mir nicht aneigne, sondern alles zu ihr trage, um sie günstig für unsere Bitte zu stimmen."

Fünf Tage später kam Graf Hindrick an. Er sah noch ernster und nachdenklicher aus, als gewöhnlich, war aber sehr herzlich und freundlich gegen Wanda und zeigte ihr auf alle Art, wie augenblicklich seine Gedanken nur mit ihr beschäftigt waren. Sie zeigte nun auch, daß sie nicht unempfindlich dagegen sei, indem sie freundlicher und zuvorkommender als gewöhnlich gegen ihre Eltern war. Beide Teile vermieden indes fast ängstlich, den Gegenstand zu berühren, der ihre ganze Seele erfüllte.

Nur mit Elisabeth sprach Wanda jeden Augenblick, wo sie mit ihr allein war, über ihre Hoffnungen und Wünsche und redete sich zuletzt in leidenschaftliche Gefühle hinein, die sie in Wirklichkeit durchaus nicht empfand. Elisabeth versuchte ihr das klar zu machen, wiederholte ihr, daß ihr Stolz jetzt diese Verbindung wolle, nicht ihr Herz, das habe sie vom ersten Augenblicke an, Wandas eigenen Aeußerungen zufolge, begriffen, und bat sie nun innig, doch erst einmal ruhig zu überlegen, wie es sich jetzt um das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens handle. — Alles war vergeblich. „Ich will es nun einmal," wiederholte diese mit einem wehmütigen Lächeln. „Deine Bemühungen, du gute Seele, mich davon abzubringen, sind vergeblich."

Eines Abends trat Graf Hindrick rasch in den Saal, wo er, wie gewöhnlich zu dieser Stunde, Gräfin Ellen und die beiden jungen Mädchen am Theetische wußte.

„Ich habe Ernstes mit dir zu reden, mein Kind," sagte er, sich zu Wanda setzend. Elisabeth nahm bei diesen Worten ihre Arbeit und wollte sich still entfernen.

„O nein, nein!" rief Graf Hindrick, „Sie wissen doch, daß wir vor Ihnen keine Geheimnisse haben."

„Auch ich bitte, daß Sie bleiben," fügte Gräfin Ellen hinzu, indem sie aufstand, Elisabeth die Hand auf die Schulter legte und sie freundlich zwang, sich wieder niederzusetzen.

Diese that natürlich schweigend, was man wünschte und beschäftigte sich von neuem mit ihrer Arbeit.

„Du weißt, Wanda," fing Graf Hindrick wieder an, „daß deine Mutter mir mitgeteilt, was vorgefallen, und du kannst denken, warum ich so eilig zurückgekehrt. Auch ich hatte mich nie besonders um den jungen Grafen Gorm bekümmert, der ein guter Tänzer und fröhlicher Gesellschafter, allenthalben auf den Bällen gern gesehen war — nur **deshalb** eingeladen wurde. Er betrug sich da immer wie es Brauch und Sitte, und solange er nicht dagegen fehlte, kümmerte sich niemand von uns um sein Leben, wenn er **nicht in Balltoilette** war. Die Ehe aber, Wanda, ist kein Ball! Und so war es nun die Pflicht deiner Eltern, genaue Erkundigungen über das Leben des Mannes einzuziehen, der ihre Tochter zur Ehe begehrt. Und diese Erkundigungen, mein armes Kind, sind buchstäblich trostlos. Sein Lebenswandel war bis jetzt, bis auf den heutigen Tag, wo er gewagt, um deine Hand anzuhalten, so verächtlich, so leichtsinnig wie möglich. Und außerdem ist er ein Spieler im vollsten Sinne des Worts. Die schöne Besitzung, die er von seiner Großmutter geerbt, wäre längst in den Händen seiner Gläubiger, wenn diese nicht noch Geduld hätten aus Rücksicht gegen seinen älteren Bruder (der bekanntlich einer der geachtetsten Männer des Landes ist), und dann auch in der

Hoffnung, daß eine reiche Heirat möglicherweise seine Schulden bezahle. Solch einem Manne nun gebe ich mein Kind nicht zur Frau! Und vier Jahre noch, liebe Wanda, hast du kein Recht, deine Hand ohne meinen Willen zu vergeben."

Wanda hatte den Kopf tiefer und tiefer gesenkt, um ihre Zerknirschtheit jedem Blicke zu entziehen und sann nach, ob das alles wahr, ob das alles möglich sei, oder übertrieben, um sie zu zwingen, sich willig zu fügen.

„Man verleumdet ihn, Vater," rief sie dann heftig, indem sie stolz den Kopf zurückwarf. Man gönnt ihm das Glück nicht, daß ich seine Frau werde! Ich weiß, was er mir gesagt, mir ge" — — schrieben, wollte sie wahrscheinlich hinzufügen, schwieg aber, sich besinnend, plötzlich.

„Ein junger Mann kann viel sagen, Wanda, das nicht wahr ist, um das Herz eines unerfahrenen Mädchens zu gewinnen. Du vergißt, niemand außer uns weiß, daß er um dich angehalten hat. Seine eigenen Kameraden, die andern Offiziere seines Regiments, brechen alle den Stab über ihn wegen seines leichtsinnigen Betragens. Unnütz ist es, länger dafür oder dagegen sprechen zu wollen. Nie, nie wirst du mit deiner Eltern Willen seine Frau."

Von neuem sank Wandas Kopf auf ihre Brust, und mit ihrem Taschentuche verbarg sie ihr Gesicht.

„Jetzt," fuhr Graf Hindrick nach kurzem Sinnen fort, „giebt es zwei Mittel, ihm das mitzuteilen. Entweder muß ich ihm ganz einfach schreiben, was ich über ihn und sein Leben erfahren, und daß wir unsere Tochter keinem verächtlichen Manne zur Frau geben, oder wir schreiben ihm (was, so hoffe ich zu Gott, wahr ist), daß du dich in deinem Herzen geirrt, und nun nach reiflicher Ueberlegung dein Wort zurücknähmest, ihn auch dringend bätest, keinerlei Versuch zu machen, sich dir zu nähern, außer um über völlig gleichgültige Dinge mit dir zu reden. Es würde ihm diesen Winter gewissermaßen dadurch leicht gemacht, daß du deiner Trauer wegen nicht tanzen dürfest. Und nur von ihm hinge es ab, daß niemand erführe, was zwischen euch vorgefallen."

„O, nicht ersteres soll ihm geschrieben werden!" rief Wanda, heftig ihr Haupt erhebend, „dann letzteres, wenn es sein muß."

„Nun gut", war die Erwiderung, „wir werden dir den Brief vorlesen, wenn er geschrieben ist, und den zu verfassen ich deine Mutter bitte, da sie mildere Ausdrücke finden wird, als ich und somit weniger empfindlich verwunden. Du aber, Wanda," fuhr er nach einem Augenblicke des Schweigens fort, „die du durch eine Mutter erzogen bist, die einen so seltenen Takt für die Welt besitzt, du wirst leicht ihm gegenüber die rechte Haltung und das rechte Wort finden, da er nun für dich wieder ein völlig Fremder sein muß."

„Noch eins wollte ich sagen, mein Kind," fügte er aufstehend hinzu, „habe in Zukunft mehr Vertrauen zu deiner Mutter! Wer oder was seit Jahren schon ihr dein Herz entfremdet, ich weiß es nicht! Sie hat aber manche bitt're Thräne darüber geweint und verdient in jeder Hinsicht die Liebe und Achtung sowie das volle Vertrauen der Ihrigen. Gott sei mit dir, mein Kind," sagte er, indem er Wanda auf die Stirn küßte und das Gemach verließ. — „Vergieb, Mutter," sprach Wanda, jetzt anscheinend ruhig, „ich habe euch ohne es zu wollen, viel Verdruß gemacht. Aber ich leide mehr, als ihr denkt, er ist nicht so schlecht, wie man ihn macht."

Gräfin Ellen nahm sie in ihre Arme, und war so bewegt, daß sie nur mit Mühe die Worte herausbrachte: „Gottlob! meine Tochter ist mir wieder geschenkt! Und niemand soll mir ihr Herz wieder abwendig machen. Unsere Elisabeth," fügte sie hinzu, dieser die Hand reichend, „ist unser aller Freundin, sie möchte uns alle glücklich sehen!"

Wanda folgte Elisabeth zu ihrem Zimmer, und da erst gab sie ihren Thränen freien Lauf, da erst fand sie Worte für die bitt're Zerknirschtheit, von der ihr ganzes Herz überfüllt war.

Aber nachdem die Freundin mit ihr geweint und schweigend alles angehört, fand

sie auch Worte der Beruhigung und des Friedens, vor dem zuletzt Wandas beleidigter Stolz zusammenbrach.

„Morgen sollen wir alle bei meiner Mutter zu Mittag essen," sagte Gräfin Ellen eines Tages zu Elisabeth. „Es geht ihr viel besser jetzt, und der Arzt hat ihr erlaubt, ihre Freunde und Bekannten wieder wie sonst zu empfangen. Das ist ein wahres Glück für sie, denn sie langweilte sich entsetzlich! Johanne wird dann um acht Uhr kommen, um Ebba und Otto abzuholen und zu Bett zu befördern, und Sie, liebe Elisabeth, bleiben den Abend mit uns. Sie sind ein für allemal bei meiner Mutter mit uns eingeladen, und Johanne, die seit Ferdinands Geburt bei uns ist, können Sie Ebba schon ohne Furcht anvertrauen, da sie ja ohnedem gleich zu Bett geht."

Elisabeth konnte nicht anders, als mit Dank annehmen, obgleich ihr der Gedanke garnicht erfreulich schien, sich so verlassen in der Gesellschaft von lauter Fremden zu finden, die sich alle viel vornehmer wußten und fühlten, als sie es war. Nun, dachte sie endlich, für meinen Stolz ist es vielleicht heilsam, still und bescheiden mein Plätzchen in dieser großartigen Gesellschaft einnehmen zu lernen. Und meinen Adelsbrief habe ich so gut wie sie alle, und einen, der besser ist, als vergilbte Pergamente, von dem Allerhöchsten stamme auch ich ab, nach seinem Bilde bin ich geschaffen, ein freies Geschöpf. So will ich nun mit ihm, meinem Schöpfer, das mir gewiesene Plätzchen in Ehren halten und geehrt sehen, weil ich mich wie sein Geschöpf darauf benehmen will.

„Du wirst die Großmama sehr verschieden von unserer seligen Großmutter finden," sagte Wanda zu Elisabeth, als sie beide am folgenden Tage auf die Rückkehr des Wagens warteten, der erst Gräfin Ellen und die Kinder fortgebracht. „Sie ist so herzlich und freundlich mit allen, möchte immer so gern Freude um sich verbreiten, daß man sie recht lieb haben muß. Aber wie gesagt, sie gleicht der Großmutter durchaus nicht."

„Wenige Menschen, meine ich," war die Erwiderung, „gleichen der Gräfin von Nordsterna; sie war eine der ausgezeichnetsten Frauen, die ich je gesehen. Sie lebte so ihr äußeres Leben, habe ich oft gedacht, wie unter dem beständigen Einflusse des inneren Seelenlebens. Wie getrieben, will ich sagen, durch eine innere Macht, der sie treu gehorchte. Und ihr ganzes Leben war ja nach allem, was ich von ihr gesehen und gehört, ein stetes sich selbst vergessen, ein beständiges sich opfern. Aber was mich oft gewundert," fügte sie etwas zögernd hinzu, „ist, daß sie nie ein freudiges Gefühl bei ihrem unermüdlich treuen Wirken zu haben schien."

„Vielleicht wäre das doch erklärlich, wenn du dir gesagt: „sie heiratete meinen Großvater zwar aus Liebe, war aber eigentlich sehr unglücklich mit ihm, weil er sie nicht verstand — — vielleicht auch, habe ich oft gedacht, konnte er ihr nicht vergeben, daß der ältere Baron Trollbacken sich ihretwegen erschossen."

„Die Großmama hier," fuhr sie fort, als sie langsam die Treppe hinabstiegen, „heiratete mit siebzehn Jahren einen Mann von fünfundvierzig und war so glücklich wie möglich. Sie hatte in allem ihren Willen und er trug sie auf den Händen, um sie den Unterschied der Jahre vergessen zu machen. Ich sage dir, ehe du sie siehst, daß sie trotz ihrer siebzig Jahre noch ein rechtes Weltkind ist. Aber du weißt, sie ist Katholikin, und da macht sie das wieder gut durch viele, viele sogenannte fromme Werke. Und außerdem thut sie ja niemandem etwas dadurch zu Leide, daß sie sich schminkt und eine auffallend elegante Toilette macht."

So war Elisabeth vorbereitet, nicht eine einfach gekleidete Dame zu finden, die sich ihres Alters bewußt, die still und geduldig die schwere Prüfung ertrug, völlig gelähmt, in einen Rollstuhl getragen zu werden, sondern ein geschmücktes Weltkind, das jedem sein Alter und sein Elend zu verbergen suchte.

Sie wurde indes sehr freundlich empfangen und that das Ihrige, um sich dankbar und artig zu zeigen, wodurch sie rasch das Herz der alten Dame gewann.

„Heute Abend bleiben Sie nun hübsch in meiner Nähe," sagte die alte Dame zu

Elisabeth, als bald nach acht Uhr die ersten Geladenen sich einfanden, „so gewöhnen Sie sich nach und nach an all die fremden Gesichter, und ich stelle Sie vor, wenn ich denke, die Bekanntschaft könnte Ihnen Freude machen."

Es waren schon ziemlich viele Menschen, alte und junge, hübsche und häßliche in den drei Zimmern, die den für die Empfangsabende eingerichteten Raum ausmachten, versammelt, als Graf Gorm plötzlich eintrat und sich dann rasch der alten Generalin näherte. Freundlich reichte diese ihm die Hand zur Begrüßung entgegen mit den Worten: Sie kommen spät heute Abend. Man merkte ihre Abwesenheit, denn es war ziemlich still, solange unser munterster Gesellschafter fehlte."

„Sie sind zu gütig, gnädige Frau, war die Antwort, „aber es wäre vielleicht klüger, mich nie wieder in der Gesellschaft zu zeigen, denn meine Munterkeit ist für immer begraben." „Wie tragisch das klingt! Ihnen ganz unähnlich, Graf. Wo, wenn ich fragen darf und warum ist sie denn begraben?" „Vor acht Tagen sollte ich meinen siebenundzwanzigsten Geburtstag feiern, und das erste Geschenk, das mir früh am Morgen gebracht wurde, war ein Schreiben, das — —. Doch, verzeihen Sie, ich kam ja nicht hierher, um zu langweilen," fügte er lächelnd hinzu, als schüttle er ernste Gedanken ab, „die Gesellschaft verlangt ein immer gleich fröhliches Gesicht, und sie hat recht."

„Nun, dann stecken Sie hübsch für heute Abend ihre Trübsal in die Tasche, ich bitte, sonst könnten Sie mir meinen ersten Empfangstag verderben, denn Traurigkeit steckt an, behauptet man."

Graf Gorm entfernte sich und ging auf Gräfin Ellen zu, vor der er sich dann schweigend verbeugte, ebenfalls darauf vor Wanda, die in der Nähe der Großmama gestanden, und, obgleich mit einem Bekannten redend, jedes Wort gehört, das Graf Gorm gesprochen.

„Welch feierliches Gesicht Graf Gorm macht," wandte die Generalin sich zu Elisabeth, nachdem sie diesem mit den Blicken gefolgt und gesehen, wie er sich an den Pfosten der Flügelthür stellte, die zum Musikzimmer führte, gerade als sei er eine dorthin befehligte Schildwache, „er ist in der That ein sehr angenehmer Gesellschafter, aber er taugt nicht viel," fügte sie fast unhörbar hinzu. „Das geht uns aber nichts an, solange er sich in der Gesellschaft immer passend benimmt."

„Hier, Elisabeth, stelle ich dir meine ganz besonders liebe Freundin vor, Josephine von Hohenhagen," sagte Wanda, auf erstere mit einer jungen Dame zutretend, die eben so linkisch wie anspruchsvoll ihre Hand zur Begrüßung ausstreckte. Sie war sehr blond, hatte blaßblaue Augen, mit einem unstäten aber hochmütigen Blick, übrigens ein feines Gesicht, und die zarte Gesichtsfarbe, die man so viel im Norden findet. „Seit meiner frühesten Kindheit kennen wir uns," fuhr Wanda fort, „haben uns wenigstens hundertmal gezankt und wieder versöhnt, weil wir nun einmal nicht ohne einander fertig werden können. Und jetzt ist Josephine eine der interessantesten und liebenswürdigsten Damen der Gesellschaft."

„Ich danke für deine höchst eigentümliche Vorstellung," sagte nun die junge Gräfin von Hohenhagen mit einem vornehmen Lächeln, „werde aber infolge davon ebenso langweilig wie unangenehm erscheinen."

Wanda suchte andere Bekannte auf und ließ die beiden allein. Einige gleichgültige Dinge wurden einen Augenblick besprochen, und dann sagte die junge Gräfin, ihre Stimme fast bis zu einem Geflüster mäßigend: „Ist Ihnen Graf Gorm schon vorgestellt, Fräulein Bernah?"

„Ja," war die Antwort, „aber weshalb wünschen Sie das zu wissen?"

„Nun — ich dachte — ich meinte, Sie könnten mir vielleicht sagen, warum er so entsetzlich verstört aussieht?"

„Ich?" sagte Elisabeth, sie verwundert anblickend, „ich, eine ganz Fremde hier? Außerdem wechselte ich noch nie ein Wort mit ihm."

„Ach so, ich dachte nur Wanda wisse es vielleicht, da er bis jetzt ihr eifrigster Verehrer war.“

„Dann,“ war Elisabeths Erwiderung, „wäre es doch viel natürlicher, „wenn Sie Wanda darum fragten, oder vielleicht am einfachsten Graf Gorm selbst.“

Verlegen und errötend blickte Gräfin Josephine Elisabeth an, sie fühlte die Zurechtsetzung. „Das ist ein guter Rat, den Sie mir geben, Fräulein Vernah, auch werde ich ihn sogleich befolgen.“

Sie trat nun auf Graf Gorm zu und schien bald mit ihm in eine ernste Unterhaltung vertieft.

„Komm und singe ein Duett mit mir, Wanda,“ rief Gräfin Ellen, ins Musikzimmer tretend.

Die Gerufene verließ eilig den alten Herrn, mit dem sie geplaudert, mußte aber dicht an Graf Gorm vorbei, um zu ihrer Mutter zu gelangen. Er wich keinen Schritt, um ihr Platz zu machen, so daß ihr Kleid ihn beim Vorübergehen streifen mußte. Elisabeth, deren Blick ihr gefolgt, sah, wie sie jetzt die Augen zu ihm aufschlug, und wie sie dann plötzlich errötend weiter ging.

Während des Gesanges war alles lauschig still, denn ein wahrer Genuß war es für Kenner und Nichtkenner, diesen herrlichen Stimmen zuzuhören. Der rauschendste Beifall erschallte, als sie geendet und alle drängten sich zu Mutter und Tochter, um ihnen zu danken. Graf Gorm allein wich nicht von seinem Posten; sein Blick aber suchte den Wandas. Da sie von neuem dunkelrot wurde, mußte sie ihn bemerkt haben.

„Was fällt nur Graf Gorm heute Abend ein!“ hörte Elisabeth, die langsam dem Strom folgte, eine Dame zu einer andern sagen. „So blaß und verstört sah man ihn noch nie! Und er hält sich in sonderbar ehrerbietiger Entfernung von Wanda Nordsterna. Im November umflatterte er sie doch buchstäblich wie die Mücke das Licht.“

„Sie werden doch nicht meinen,“ erwiderte die Angeredete, daß er es gewagt, seine Hände im Ernst nach der auszustrecken. Ein zu Grunde gerichteter Spieler, der noch außerdem ein recht wüstes Leben führen soll!“

„Ja, dann hätte die Mutter doch auch ein wenig vorsichtiger sein sollen, und ihm nicht immer erlauben, ihnen allenthalben zu folgen; denn was weiß so ein junges Mädchen denn eigentlich von dem Leben der Männer.“

„Ah, da sind Sie!“ sagte Vetter Randolf, zu Elisabeth tretend, die neben einem Blumentische stand, und zwar wie eine Gefangene, da sie des Gedränges wegen weder vor- noch rückwärts konnte. „Ich suchte Sie schon länger. Die Zimmer sind ein wenig klein für so viele Gäste; aber das ist der Großmama gerade angenehm. Eigentlich langweilen Sie sich heute Abend ein wenig, da Ihnen alles fremd hier ist.“

„Man langweilt sich nicht unter so vielen,“ war die Erwiderung, „aber man fühlt sich ein wenig verlassen.“

„Das ist natürlich! Aber durch diese unangenehmen Augenblicke hat ja jede junge Dame zu gehen bei ihrem Eintritt in die große Welt, wie Tante Ellen sagt. Und nun bitte ich, erzählen Sie mir, welche junge Herren haben Sie in den Himmel erhoben, wie viele in die Hölle gestürzt?“

Elisabeth lachte. „Daran habe ich noch garnicht gedacht.“

„Das beweist, daß Sie ein sehr gutes Herz haben,“ sagte Vetter Randolf. Hier geschieht so etwas gleich bei der ersten Begegnung. Und da bleibt man bis ans Ende, man mag es verdienen oder nicht.“

„Das ist allerdings empörend ungerecht,“ erwiderte Elisabeth lachend.

„Mag sein! Aber wir rächen uns, indem wir es gerade ebenso mit den jungen Damen machen.“

„O, und wohin hat man Sie gebracht, Herr Randolf?“

„Noch nirgends, ich bin ja erst in den Vorhöfen, meiner achtzehn Jahre wegen. Aber,“ sagte er dann plötzlich, die Unterhaltung ändernd, „was fällt nur Graf Gorm

ein, solch ein Begräbniß-Gesicht zu machen! Entweder ist sein Gut in den Händen seiner Gläubiger und er sinnt nach, wie er nun Geld finden kann (aber nein, das wüßte die ganze Stadt), oder — oder — er hat sich irgendwo die Finger verbrannt und einen Korb geholt! Wahrhaftig, so sieht er aus! Und ich will versuchen herauszubringen, wer die Schöne ist, an die er sich gewagt, und es Ihnen dann gleich berichten."

Eines Abends spät, als Wanda und Elisabeth in dem kleinen behaglichen Zimmer letzterer saßen, jede in einer Sophaecke zusammengekauert, wie es ihre Art, wenn sie alles Mögliche und Unmögliche miteinander besprachen, sagte Wanda plötzlich: „Ich vergaß dich zu fragen, ob du morgen mit mir zu Frau Barnson fahren willst? Sie hat dich ja sehr freundlich eingeladen."

„Ich bitte dich, eine Entschuldigung für mich zu finden, ich wünsche nicht zu gehen."

„So habe ich mich also nicht geirrt," erwiderte Wanda, „wenn ich zu bemerken glaubte, daß ihr euch gegenseitig gerade nicht besonders mögt. Sie ist eifersüchtig, hat sie mir gesagt, daß wir alle dich schon so lieb haben."

„Aber warum gönnt sie mir das nicht?" fragte Elisabeth, „ich habe euch ja auch wahr und innig lieb."

„O, du herziges Geschöpf!" rief Wanda aufspringend, um Elisabeth in ihre Arme zu schließen, „wie wenig kennst du noch die Menschen in ihrer kalten berechnenden Selbstsucht! Nun aber sage mir," fügte sie hinzu, an ihren vorigen Platz zurückkehrend, „warum du sie nicht magst. Sieh', ich kenne dich jetzt genug, um zu wissen, daß sie für dich eins der Wesen ist, die dir bei erster Begegnung nicht sympathisch sind. Jahrelang könntest du nun mit solchen Menschen unter demselben Dache sehr höflich verkehren, ohne zu wissen, wie sie eigentlich aussehen. Begegnetest du ihnen an einem dritten Orte, du würdest sie nicht wieder erkennen."

Elisabeth lächelte verlegen, „nun ja, so ist es! Aber ich war gegen sie eingenommen, noch ehe ich sie gesehen, weil du mir einmal gesagt, sie habe den Bruch zwischen dir und deiner Mutter unheilbar gemacht! und vergeblich frage ich mich warum?"

„Vielleicht geschah es," unterbrach Wanda sinnend, „weil meine Mutter katholisch ist. Es taugt nicht, wenn die Eltern eine verschiedene Religion haben, meine ich, und nicht meine Mutter lehrte mich beten."

„Aber wenn sie nicht mit dir betet, Wanda, so betet sie zu demselben Gott für dich. Weißt du, wieviel sie vielleicht leidet, weil sie ihren Kindern ihre Religion nicht geben darf?"

Wanda lächelte wehmütig. „Nein, Elisabeth, das ist nicht ihre Art, sich das Herz zu brechen über dies und jenes. Sie lebt so ruhig hin, wie sie es als Kind, als junges Mädchen gethan, ohne nachzudenken, wie sie öfter gesagt, über Dinge, die sie doch nicht ergründen kann."

„Das geht uns nun eigentlich nichts an, Wanda. Ihre wirklichen Gedanken sagt sie vielleicht absichtlich nicht. Und was wir von ihr sehen, ist liebenswürdig und vortrefflich."

„Nun sage mir aber, aus welchem anderen Grunde Frau Barnson dir mißfällt?"

„Weil sie, glaube ich, nur geheiratet hat, um nicht eine alte Jungfer zu werden; denn da er sich erst um sie bekümmerte, als sie geerbt hatte, so wußte sie sehr gut, daß er sie um ihres Geldes willen heiraten wollte."

„Darin magst du recht haben, aber jede hat nicht den Mut, eine ‚alte Jungfer' zu werden."

„Häufig, meine ich," war Elisabeths Erwiderung, „gehört mehr Mut dazu, zu heiraten."

Ernst blickte Wanda sie an. „Das ist wohl möglich," sagte sie zuletzt. Aber sieh'," fuhr sie dann erregt fort, „ich will unter keiner Bedingung eine alte Jungfer

werden! Da muß man nun oft nehmen, was sich eben bietet. Und jetzt, wo es mir ja eigentlich verboten, noch an Graf Gorm zu denken, fühle ich oft, ich hätte ihn noch eher heiraten können, als manchen andern — wäre vielleicht recht glücklich mit ihm geworden! Ich bleibe dabei: er ist viel besser, als sein Ruf! Ich habe ja versprochen, nie allein mit ihm zu reden, sondern nur, wenn andere sich in die Unterhaltung mischen; und wenn er dann soviel Edles, Großes, Vortreffliches sagt, und ich seinen wehmütigen Blicken begegne, so leide ich oft mehr, als ich sagen kann! Noch nicht ein einziges Mal hat er getanzt, seit wir getrennt sind, und das wird ihm sehr vorgeworfen. Vielleicht hat er auch unrecht, es so offenbar zu machen, daß ich ihm einen Korb gegeben. Jeder weiß es jetzt, und alle meine Bekannten sagen es mir offen oder verblümt. Es thut mir so weh um ihn."

„Und achtest du ihn, weil er von der Welt bemitleidet oder belacht sein will, Wanda? Einem Manne, der keine Selbstachtung kennt, wolltest du dein Leben anvertrauen, nur um keine ‚alte Jungfer' zu werden?"

„O, wenn du an zu predigen fängst, Elisabeth, dann ziehe ich immer den Kürzeren. Darum gute Nacht, du vernünftiges Geschöpf!"

Graf Hindrick, der natürlich wieder nach Schweden gereist, kam gerade in den Tagen nach Kopenhagen zurück, als der Krieg zwischen Dänemark und den Herzogtümern ausbrach. Deshalb auch sollte die Rückkehr der Familie nach Breidablick beschleunigt werden, die früher beabsichtigt hatte, bis Mitte Mai in Kopenhagen zu bleiben. Gräfin Ellen aber hatte eine böse Grippe und der Arzt verbot augenblickliche Abreise. Da sie indes nicht gefährlich krank war, so benutzte Graf Hindrick die Tage des Wartens, um alte Freunde zu besuchen, die den Winter auf naheliegenden Gütern zugebracht. Häufig also war jetzt die Jugend allein bei Tische, weil Gräfin Ellen ihr Zimmer nicht verließ.

Einer dieser Tage trat Wanda heftig erregt ins Eßzimmer und schluckte nur mit Mühe ihre Suppe. Dann stand sie plötzlich auf und verließ den Saal. Elisabeth folgte ihr hinaus mit der ängstlichen Frage: „Was ist dir? Was hat sich zugetragen?"

„Ich bitte dich, kehre zurück an den Tisch," war die Antwort, „frage nicht weiter, komme auch nicht zu mir, bis ich darum bitten lasse, ich muß erst selbst denken."

Sehr beunruhigt war Elisabeth; sie gab zerstreut ihre letzte Stunde, und war zum erstenmal froh, als ihre kleine Ebba sie verlassen, um zu Bett zu gehen.

Dann aber hatte sie keine Ruhe mehr, keine Geduld zu warten, und klopfte leise an Wandas Thür.

Diese öffnete sogleich. Sie hatte rotgeweinte Augen und hielt einen offnen Brief in der Hand.

„Gut, daß du kommst, Elisabeth, ich glaube, ich hätte meinen Verstand verloren, wäre ich länger allein mit meinen Gedanken und diesem Briefe geblieben. — Lies" fügte sie hinzu, ihr den Brief in die Hand gebend. Und von neuem fing sie an bitterlich zu weinen, als wolle das Herz ihr brechen, während Elisabeth folgendes las, was von Frau Barnson geschrieben war.

„Du erhältst nur einige kurze Zeilen, liebe Wanda, weil die Sache eilt.

„Graf Gorm war eben bei mir. Da er mich von früher her kennt und weiß, welche Herzensfreundin Du mir bist, so hat er sich an mich gewandt.

„Du wirst wissen, daß auch sein Regiment in wenigen Tagen nach den Herzogtümern abgeht. Einer, der wie er in den Krieg zöge — sagte er mir — sei wie ein Sterbender anzusehen, und denen gewähre man ja womöglich ihre letzte Bitte.

„Noch ein einziges Mal möchte er Dich allein sehen und sprechen. Nur bei mir sei das möglich, solle es geheim bleiben. Aus Deinem eigenen Munde wolle er hören, daß Dein Herz sich geirrt! — Da das die Endantwort sei, die all seine irdischen

Hoffnungen auf Glück vernichtet. Nur wenn Du selbst imstande wärst, ihm das zu sagen, nur dann würde er es glauben.

„Dein ganzes Sein mit ihm im November, Deine eignen Worte hätten ihn glauben machen, er sei Dir wert und teuer, und nur diese Ueberzeugung habe ihm den Mut zu seiner Anfrage gegeben.

„Er habe sich nie besser vor Dir gemacht, als er sei; offen habe er Dir gestanden, daß er manche Nacht mit lustigen Kameraden zugebracht, statt ruhig zu schlafen. Daß er aber meine, er sei darum nicht schlechter wie so mancher andere, wie so Tausende, die es ebenso gemacht und später die ehrbarsten und achtungswertesten Ehemänner geworden, wenn sie sich einmal ausgetobt.

„Ein glänzendes Los habe er Dir ja nicht zu bieten — wohl aber eine tiefe und wahre Liebe.

„Allerdings kannst Du Deine Hand noch jahrelang nicht vergeben ohne den Willen Deiner Eltern; ihn aber schrecke das Warten nicht! Und er sei in solcher Verzweiflung, daß er kein Mittel unversucht lassen werde, um Dich noch einmal zu sprechen.

„So wäre es denn doch am vernünftigsten, meine ich, Du kämst morgen um elf Uhr zu mir. Ihn würdest Du allein in meinem kleinen Saale finden; und zeitig würde ich unsere Leute entfernen, damit sie ihn weder kommen noch gehen sehen.

„Du selbst mußt nun wissen, ob Deine Liebe groß und geduldig wie die seinige ist; oder, ob Du ihn lieber gänzlich aufgeben willst, um Deinen Eltern keinen Kummer zu machen. Ueberlege das mit Deinem eigenen Herzen, und dann sende mir schnell eine Zeile Antwort."

„Der Elende!" rief Elisabeth heftig, als sie geendet, „aber Frau Barnson handelt noch verächtlicher, als er!"

„Ich bitte dich, Elisabeth, verurteile keinen von beiden, sondern sage mir, was ich thun soll!"

Sinnend blickte Elisabeth einen Augenblick vor sich hin. „Wanda" — erwiderte sie dann sehr ernst — „erst sage du mir offen, was du zu thun dachtest; zu irgend einem Entschluß mußt du doch in all diesen langen Stunden gekommen sein!"

„Nun, ich wäre wahrscheinlich hinausgefahren, um ihm zu sagen, ich wolle mich nicht gegen den Willen meiner Eltern verheiraten. Nur fürchte ich, wenn ich ihn allein sähe, so werfe ich mich statt dessen in seine Arme, um mich da auszuweinen. Darum eben weiß ich nicht, was ich thun soll!"

„Das Natürlichste war doch, sogleich mit diesem Briefe zu deiner Mutter zu gehen! Erinnere dich, Wanda, dein Vater — der, nach deinem eigenen Worte, einer der edelsten, hochherzigsten Menschen ist — hat dir gesagt: nie wirst du mit unserm Willen seine Frau. Wolltest du nun dereinst ohne seinen Segen zum Altare gehen?"

„Nie! Nie!" war die heftige Erwiderung. „Aber der Arzt hat mir noch heute gesagt, man solle des Fiebers wegen meine Mutter vor jeder Unruhe oder Aufregung bewahren."

„So geh' zu deinem Vater! — er ist zurück — er kam die Treppe herauf, als ich deine Thür öffnete."

„Dazu habe ich keine Kraft! Sieh', Elisabeth, ich bin fast unsinnig von all dem Denken und Weinen. Er würde heftig zürnen; würde glauben, dies sei wieder meine Schuld! Und doch versichere ich dich, nie sprach ich wieder mit Graf Gorm allein; meine Blicke haben vielleicht mehr gesagt, als sie gedurft. Aber er sah so unglücklich aus! Nein, meines Vaters Zorn will ich mich nicht aussetzen! Und morgen früh bin ich entweder tot oder wahnsinnig vor Angst — dann kannst du ja sagen, warum!"

Angstvoll blickte Elisabeth vor sich nieder. „Wanda, ich flehe dich an, gehe mit diesem Briefe zu deinem Vater."

„Nie!" war die heftige Antwort. „Aber hast du ein Herz in der Brust, so gehst du für mich, flehst du zu ihm, daß er mir verzeiht! daß er ein Ende aus dieser Sache macht!"

Nur einen kurzen Augenblick noch sann Elisabeth nach. Dann nahm sie schweigend den Brief und schritt zur Thür.

„O, du guter Engel!“ schluchzte Wanda.

Langsam und leise ging Elisabeth durch den langen Gang, der zum Eßsaale führte, da sie wußte, daß Graf Hindrick dort ziemlich spät jeden Abend blieb, entweder, um die Zeitungen zu lesen, oder um in dem großen Lehnstuhl am Kamin zu träumen.

Sie fand ihn aber noch am Eßtische, gerade Messer und Gabel niederlegend, als sie eintrat.

„Ach“, sagte er aufstehend, „Fräulein Bernay“ — blickte aber ein wenig verwundert und fast erschrocken, als er ihr bleiches Gesicht sah. Er schob einen Stuhl für sie vor, und nachdem auch er sich wieder gesetzt, fragte er: „Sie haben etwas, das Sie beunruhigt, worin kann ich vielleicht helfen?“

Sie bedurfte noch einen Augenblick, um ihre Erregung niederzukämpfen; „es handelt sich nicht um mich,“ war dann ihre Antwort, „sondern um Wanda.“

„Wieder! Ist das noch nicht zu Ende!“ rief er heftig, „hat der verächtliche Mensch neue Versuche gemacht?“

„Sie müssen mich schon einen Augenblick ruhig anhören“, war die Erwiderung, „damit ich erzählen kann, was vorgefallen. Wanda hat sich selbst nichts vorzuwerfen, als mitleidige Blicke, die sie nun bitter bereut.“

Dann erzählte sie, ohne ferner unterbrochen zu werden, was sich zwischen ihr und Wanda zugetragen, und reichte ihm darauf Frau Barnsons Brief.

„Schändlich! Die Elenden!“ unterbrach er sich zuweilen beim Lesen.

Langsam war Elisabeth aufgestanden, und fragte, als er geendet: „Nicht wahr, ich darf Wanda sagen, noch ehe sie zu Ihnen kommt, daß Sie ihr nicht mehr zürnen? Sie hat mehr gelitten, als Sie glauben und ist tief betrübt, Ihnen aus Unbedacht soviel Verdruß und Kummer bereitet zu haben.

Graf Hindrick reichte Elisabeth die Hand. „Gott segne Sie, Fräulein Bernay, für das, was Sie an uns und unserem Kinde thun. Ich bitte Sie, Wanda zu mir zu schicken.“ Und er geleitete Sie mit einem zweiten warmen Händedruck zur Thür.

„So, du kannst ohne Sorgen zu deinem Vater gehen, Wanda“, sagte Elisabeth zu dieser, als sie rasch bei ihr eintrat. „Und dann schlaf nachher in Frieden, Vater und Mutter wachen über dir.“

Als früh am nächsten Morgen Graf Hindrick erfuhr, daß seine Frau eine ruhige Nacht gehabt, begab er sich zu ihr, um ihr das Vorgefallene mitzuteilen, und mit ihr zu beraten, was nun zu thun sei.

Und während dann eine Stunde später die Gräfin an Frau Barnson schrieb, begab sich Graf Hindrick nach dem Hause des ältesten Grafen Gorm, der eine der ehrenvollsten Stellen im Ministerium bekleidete, aber nur, wenn es durchaus notwendig, in der Gesellschaft oder auf Bällen erschien, weil das glückliche Leben in seiner Familie ihm mehr Annehmlichkeit und Genuß verschaffte, als die sinnberauschenden Vergnügungen der großen Welt.

So waren beide Herren sich nur zufällig einige Male begegnet, und Graf Gorm schien nicht wenig verwundert, als er den Grafen von Nordsterna so früh am Morgen mit so ernstem Blicke bei sich eintreten sah.

Dieser erzählte ihm dann in wenigen Worten, was zwischen Wanda und seinem Bruder vorgefallen. Wie rücksichtsvoll man ihm eine bestimmt abschlägige Antwort gegeben, und er dennoch sich an eine frühere Bekannte Wandas mit der Bitte gewandt, ihm eine Zusammenkunft mit dieser in ihrem Hause zu verschaffen. Was er durch diese Zusammenkunft bezweckt, war klar in dem Briefe der Frau Barnson ausgesprochen, also las er einen Teil desselben vor, den Namen der Schreiberin rücksichtsvoll verschweigend.

Graf Gorm war sehr blaß geworden und konnte nur mit Mühe so ruhig sprechen, wie die Achtung für sich selbst und für seinen Besuch es erheischte.

„Mein Bruder Axel,“ sagte er dann, „hat den Seinigen von jeher nur Sorge,

Verdruß und Kummer bereitet durch das unnütze und ausschweifende Leben, das er geführt. Aber was verlangen Sie von mir, Herr Graf, denn Sie kamen nicht nur, um mir die Sache mitzuteilen."

„Daß Sie als Haupt der Familie ihn ein für allemal hindern, sich meiner Tochter wieder zu nähern und zu versuchen, mit ihr zu reden oder ihr zu schreiben. Geschähe dies dennoch, so müßte ich Sie verantwortlich machen, Herr Graf — denn ein so verächtlicher Mensch wie Ihr Bruder — verzeihen Sie! — ist für mich in Zukunft nicht mehr vorhanden.

Er verbeugte sich und schritt zur Thür.

„Seien Sie ruhig, Graf von Nordsterna," sagte Graf Gorm, indem er ihn die Treppe hinabbegleitete, „ich werde das meinige thun."

Nach dem Frühstück ging Elisabeth zu Gräfin Ellen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Diese hatte gerade ihren Brief an Frau Barnson beendet und reichte ihr denselben mit den Worten: „Lesen Sie dies, mein liebes Kind, diese Zeilen sagen Ihnen am besten, was mein so dankbares Mutterherz für Sie empfindet."

Folgendes ungefähr hatte sie geschrieben:

„Unsere Tochter hat uns Ihren gestern empfangenen Brief mitgeteilt, denn Gott in seiner Barmherzigkeit hat einen Friedensengel in unser Haus geschickt, der die Tochter wieder ihren Eltern zuführt. Was Sie, Frau Barnson veranlaßt, uns unseres Kindes Herz zu entfremden, ich begreife es nicht! Aber Sie haben uns die aufrichtige Freundschaft, die wir Ihnen vier Jahre in unserem Hause bewiesen, auf eine empörende Art gelohnt!

„Und was hat Ihnen unsere Tochter gethan, die Sie Ihre Freundin nannten, um sie mit einem verächtlichen Manne verbinden zu wollen, der sie zu einer der unglücklichsten Frauen gemacht hätte.

„Jeder Verkehr ist selbstverständlich von nun an zwischen uns abgebrochen und jeder Brief von Ihnen würde unerbrochen zurückgeschickt, da Sie sich durch nichts rechtfertigen können.

Graf und Gräfin von Nordsterna."

„Ich vergaß dir zu sagen, Wanda, daß die Gräfin von Hohenhagen heute Nachmittag bei mir gewesen," sagte Gräfin Ellen, als sie am Vorabende ihrer Abreise von Tisch aufstanden. „Es ist heute letzter, großer Empfangsabend bei der russischen Gesandtschaft, und so hat sie mir angeboten, dich zu bemuttern, da ich die Ermüdung fürchte, um dich dahin zu begleiten. Kommt dein Vater früh genug zurück, so geht auch er noch einige Augenblicke dahin. Rechnen aber kann man nicht darauf, und so meine ich ist's am besten, du gehst unter ihrem Schutze."

„O, ich gehe sehr gern!" war Wandas Erwiderung, und sie eilte in ihr eigenes Zimmer, um Toilette zu machen.

Und gar reizend sah sie aus, als sie eine Stunde später in ihrem schwarzen Gaze-Kleide erschien, das die kleine aber so schön gebildete Gestalt fast wie eine leichte Wolke umhüllte, und das blendende Weiß der schönen Schultern und Arme recht bemerkbar machte.. Die dicken braunen Locken fielen bis auf den Ausschnitt des Kleides herab und gaben ihrer Erscheinung etwas wunderbar Anmutiges und Kindliches, nur mußte man den Blick ihrer Augen nicht von ihr unbemerkt verfolgen, denn der sagte dann deutlich, wie sie sich des Zaubers bewußt war, den sie ausüben konnte und wollte. Gräfin Ellen nahm dann eine weiße Kamelia und befestigte sie in dem schönen Haar. Das aber war der einzige Schmuck, der ihr gestattet wurde. „Gold und Silber, Perlen und Juwelen," sagte sie einmal, „legt man an, um den Blick der Gesellschaft von unsern

Runzeln abzuziehen, und meine Tochter soll dergleichen nie tragen, solange sie unverheiratet ist."

Wanda sah sich an diesem Abend wie immer von einer Schar von Bewunderern und Bekannten umgeben, und fast wurde es ihr leicht ums Herz, als ihr Blick, durch die großen, hellerleuchteten Zimmer eilend, nirgends den Grafen Gorm entdeckte. Denn obgleich sie jetzt klar wußte, was sie thun sollte und wollte, wenn sie ihm begegnete, so fühlte sie dennoch, daß sie ihm gegenüber noch vergeblich streben würde, sich wirklich zu beherrschen. Die Erinnerung an alles, was sie so kürzlich gelitten, war noch zu frisch; die Wunde blutete noch, und das durfte niemand erfahren, er am allerwenigsten.

Da näherte sich plötzlich von hinten ihr Vetter Randolf und sagte halblaut, dicht an Wandas Ohr: „Hier ist jemand, der dir gerne Lebewohl sagen möchte; es aber nicht wagt ohne deine Erlaubnis."

„Ich wüßte niemand hier," sagte sie, sich halb umwendend, „dem ich Lebewohl zu sagen hätte." Und dunkles Rot färbte ihr Gesicht und Nacken, als sie Graf Gorm nur wenige Schritte entfernt neben Josephine von Hohenhagen stehen sah.

In demselben Augenblicke hörte sie dicht hinter sich die Worte: „Herzlose Kokette!" Und in ein krampfhaftes Weinen wäre sie ausgebrochen, als sie diese Worte hörte, die — darüber täuschte sie sich nicht — für sie gesprochen waren, hätte sie nicht rasch den Arm von Vetter Randolf genommen, um mit ihm in einem andern Zimmer andere Bekannte aufzusuchen.

„Wie oft," sagte sie zu Randolf, als sie sich ein wenig gefaßt, „ist die Welt ungerecht in ihrem Urteile! Ich habe es eben erfahren!" stieß sie ein wenig heftig heraus. „Merke es dir, solange du noch so jung bist, Randolf, um dich zeitig dagegen zu stählen. Sie bricht häufig unbarmherzig den Stab über uns, weil das Lächeln auf unserer Stirn recht, recht oft nur ein stolz blutendes Herz ihr verbergen soll."

Verwundert blickte er sie an. „Nun, ein Glückskind wie du, meine schöne Cousine, weiß doch nichts von einem blutenden Herzen! Ausgenommen, wenn sie an die unglücklichen Opfer denkt, die die von ihr ausgesandten Pfeile tötlich verwundet! Ich glaube wirklich, vor keiner heidnischen Göttin ist soviel Weihrauch verbrannt, als auf den Altären, die deine Verehrer dir erbaut."

Wanda mußte lächeln und dies gab ihr ihre ruhige Fassung bald zurück.

Einige Wochen später gingen Wanda und Elisabeth die Treppe im Schlosse von Breidablick hinunter, um zusammen einen Spaziergang ins Holz zu machen, als sie dem Reitknechte begegneten, der gerade die Posttasche, die er eben geholt, in des Grafen Vorzimmer tragen wollte.

„Gieb sie mir, Peter," sagte Wanda, „der Graf ist ausgefahren. Komm, Elisabeth," fügte sie dann hinzu, als der Peter wieder gegangen, „wir wollen erst sehen, was sich in Dänemark zugetragen."

Eilig nahm sie den Schlüssel von ihres Vaters Schreibtisch, um die Posttasche aufzuschließen, und nahm dann mit vor Aufregung zitternder Hand eine Zeitung heraus. „Die Armee der Herzogtümer," las sie dann, „ist von den Dänen geschlagen und nach Rendsburg zurückgedrängt; dennoch viele Tote und Verwundete unter den Dänen. Wir beklagen unter ersteren den Grafen Axel Gorm zu —". Das Blatt entfiel Wandas Händen, und sie selbst wäre zu Boden gesunken, hätte Elisabeth sie nicht in ihren Armen aufgehalten.

Beide standen so einen Augenblick sprachlos.

Dann richtete sich Wanda, sehr bleich aber anscheinend ruhig auf mit den Worten: „Sprich nicht mit mir, Elisabeth, ich will nicht weich werden, komme auch nicht zu mir, ich bitte dich; ich muß allein wieder zur Besinnung kommen."

Elisabeth war erst unbeweglich stehen geblieben. Als aber Wanda die Thür ihres

Zimmers hinter sich geschlossen, ging sie unbemerkt zu dem ihrigen zurück, wo nur eine leichte Wand sie von dem Wandas trennte. Wenigstens war sie hier der Freundin nahe, im Fall diese sie bedurfte.

Sie setzte sich an das offene Fenster und blickte sinnend hinaus in die schöne Frühlingswelt, wo alles keimte und blühte und seinen Weihrauch lächelnd hinaufschickte zum Himmel, unbekümmert um die rotgeweinten Augen der Menschen, die auf diese Herrlichkeit blickten, ohne sich ihrer freuen zu können. Aengstlich horchte sie auf jedes Geräusch in Wandas Zimmer, hörte aber nichts, als zuweilen einen Seufzer oder leises Schluchzen.

Plötzlich wurde ihre Thür rasch geöffnet und Gräfin Ellen trat ein, das Zeitungsblatt in der Hand.

„Ich hoffte Wanda bei Ihnen zu finden," sagte sie fast atemlos, die andere Thür öffnend, die Elisabeth indes gleich hinter ihr schloß, um Mutter und Tochter allein zu lassen. Eine halbe Stunde später kam Gräfin Ellen zurück mit Thränen in den Augen.

„Gottlob! Wanda ist vernünftig," sagte sie, sich neben Elisabeth setzend. „Ich habe sie sich gleich zu Bett legen lassen, damit sie mir nicht krank wird durch die heftige Aufregung. Es würde ihr gut thun, meine ich, wenn Sie sich ein wenig zu ihr setzen wollten. Mit Ihnen spricht sie sich aus, und das würde sie nach und nach gänzlich beruhigen. Es ist ja nicht ihre Schuld, daß er im Kriege erschossen ist. Auch glaube ich ganz bestimmt, sie hat sich nur eingebildet ihn zu lieben. Es ist ja kaum denkbar, daß meine Tochter einen so unnützen Menschen wirklich lieb haben konnte."

Wanda lag still und mit rot geweinten Augen in ihrem Bette, als Elisabeth bei ihr eintrat. „Es ist gut, daß du kommst, Elisabeth," sagte sie, ihr die Hand entgegenreichend, „Mutter ist ja so gütig gegen mich; aber siehst du, verstehen werden wir uns nie über ernste Lebenssachen, und darum thut sie mir oft weh, wo sie es so gut meint. An seinem Tode selbst bin ich ja nicht schuld; aber er ist hinübergegangen mit Groll in der Seele gegen mich, weil ich," setzte sie schluchzend hinzu, „ihm nicht Lebewohl gesagt. Und doch durfte ich es nicht — konnte es auch nicht da vor aller Welt. Diese Erinnerung wird sich zwischen mich und jedes Glück stellen, das meiner vielleicht noch wartet."

„Aber, Wanda, seine unsterbliche Seele sieht dich und die Thränen, die du deshalb weinst."

„Solch einen Glauben habe ich nun einmal nicht, Elisabeth. Du bist überhaupt wunderbar glücklich mit deinem stillen Kinderglauben, deinem unerschütterlichen Vertrauen in Gottes Vaterliebe, selbst da noch, wo er dir alles nimmt. Aber das kann man sich nicht geben!"

„Aber sich erbeten, Wanda," sagte Elisabeth bewegt, beide Arme um die Weinende schlingend.

Später, als Elisabeth aufstand, um zu ihrer kleinen Ebba zurückzukehren, sagte Wanda, scheinbar jetzt ganz beruhigt: „Ich bitte dich dringend, nie mit mir von dem Toten zu sprechen, wenn ich nicht selbst anfange. Ich muß und will zu vergessen suchen — alles — alles, was Vergangenheit heißt." —

Also hat sie ihn wirklich nicht geliebt, dachte Elisabeth, als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte; denn wo zwei Seelen sich verbunden, da kann man nicht vergessen, trotz Trennung, Tod und Grab! Und das ist ja gerade der höchste Trost für das einsam gebliebene Herz. Arme Wanda! solche Liebe begreifst du nicht, meine ich — wirst sie vielleicht nie kennen. —

Mehrere Wochen vergingen, und Wanda schien wieder ganz die alte; nur aufmerksamer und rücksichtsvoller gegen ihre Eltern, als früher; und dann unermüdlich thätig, was man ihr ehemals nicht nachrühmen konnte. Da erhielt sie eines Tages einen langen Brief von ihrer sogenannten Herzensfreundin Josephine.

Sie las ihn in Elisabeths Zimmer und warf ihn, als sie ihn geendet, in heftiges Weinen ausbrechend, auf den Tisch mit den Worten: „Das ist ja entsetzlich! Das ist abscheulich! Lies, Elisabeth."

„Jetzt erst," schrieb Josephine, „nachdem wir auf unsere Besitzung zurückgekehrt, finde ich die nötige Ruhe und Zeit, um Dir, meine arme, unglückliche Wanda, zu schreiben. Es muß ein trostloser Gedanke für Dich sein, daß ein Mensch Deinetwegen sich hat töten lassen; denn darüber ist kein Zweifel mehr, nach dem, was mein Vetter Adolph uns neulich geschrieben. Du weißt, letzterer diente mit dem Grafen Gorm in demselben Regimente. Er sah ihn plötzlich, als der Kampf am heißesten war, seinen Platz verlassen, um sich in den ärgsten Kugelregen zu stürzen. Da auch hat man ihn — schreibt Adolph — nach Beendigung der Schlacht aufgenommen, und ist er der Einzige von unserm Regimente, der gefallen, obschon wir mehrere Verwundete haben. Er wollte also sterben! fügte er hinzu.

„Es ist mir jetzt klar, daß er den Tod gesucht, weil Du ihm nicht angehören wolltest, obgleich Du immer ausweichend geantwortet, wenn ich Dich gefragt, ob Du ihm einen Korb gegeben. Er sah ja schon die zwei letzten Monate wie ein Verzweifelter aus, weil Du ihn so völlig gleichgültig behandeltest. Und eben, weil es jeden dauerte, den ehemals so fröhlichen Mann so ernst und blaß zu sehen, so suchte jeder den Grund dieser plötzlichen Veränderung herauszubringen.

„Ich war es, die Dir Randolf den letzten Abend bei der russischen Gesandtschaft schickte, um Dich gewissermaßen zu zwingen, ihm wenigstens Lebewohl zu sagen. Alle Umstehenden hörten Deine herzlose Antwort; denn herzlos war sie, weil Du wußtest, er zog in den Krieg.

„Nun, es ist ja vielleicht besser, unser Herz früh zu töten! Die armen Frauen sind oft übel daran, wenn sie eins haben! Dann grämen und plagen sie sich um unvermeidliches Elend, das die Männer über sie bringen! — Jetzt ist natürlich die ganze Welt über Dich aufgebracht. Man macht aus dem Toten, den man haarsträubenden Leichtsinns anklagte, solange er lebte, der eben deswegen so leicht kein Mädchen aus achtbarer Familie bekommen hätte, einen Helden, einen Heiligen, einen Märtyrer — und all Deine früheren Verehrer haben erklärt, seinen Tod an Dir nächsten Winter rächen zu wollen. Niemand will mit Dir tanzen!

„Darf ich Dir nun einen freundschaftlichen Rat geben, so komme nächsten Winter nicht nach Kopenhagen. Es würde Dir doch peinlich sein, Dich so verlassen zu sehen, Du, die Gefeiertste unter den Gefeierten!

„Man hat mir neulich erzählt, Du seiest recht krank; und dann — das glaube ich aber nicht ganz — im ersten Augenblicke der Verzweiflung habest Du eine Pistole genommen, um Dich zu töten. Glücklicherweise sei Deine Mutter dazu gekommen — habe Dich aber nur mit viel Mühe davon abbringen können. — Arme, arme, beklagenswerte Wanda! Du glaubst nicht, wie herzlich ich teil an Deinem Schmerze nehme!

Deine treue Josephine.

„Noch vergaß ich Dir zu sagen, daß am Tage Eurer Abreise von Kopenhagen die Gesellschaft einen sehr angenehmen Zuwachs erhalten durch die Ankunft eines Baron von Kienast, der jetzt Sekretär der preußischen Gesandtschaft ist. Der Stammsitz seiner Familie ist irgendwo in Schlesien. Er muß sehr reich sein, denn er hat fünf Pferde mitgebracht; auch ist er einer der elegantesten Reiter, die ich je gesehen. Hübsch ist er durchaus nicht. Er hat rötlich blondes Haar; Schnurrbart und Augenbrauen von gleicher Farbe. Die Augen sind blau-grau, haben aber einen sehr angenehmen Ausdruck. Die Nase ist edel, der Mund klein, mit schmalen, roten Lippen. Er ist mittelmäßig groß, aber sehr gut gewachsen, und jede seiner Bewegungen verrät den Aristokraten. — Außerdem ist er gescheut und liebenswürdig, und viele Herzen schlagen schneller, wenn er sich dem Kreise unserer jungen Schönen nähert.

„Er wurde mir gleich am Tage nach seiner Ankunft bei Deiner Großmutter, der

Generalin, vorgestellt; spricht viel und gern mit mir — und es würde mich nicht wundern, wenn ich eines Tages Baronin von Kienast hieße, obgleich der Name eigentlich höchst komisch ist.

„Doch nun genug von all dem eitlen Geschwätz! Ich wünschte Dich ein wenig zu zerstreuen, und nur deshalb setze ich's her." — — —

„Das ist ja ganz empörend!" rief Elisabeth entrüstet, als sie diesen Brief gelesen. „Fast jedes Wort ist Gift und Galle in Bezug auf dich."

„Ja, so ist's," erwiderte Wanda traurig. „Antworten werde ich natürlich nicht darauf. Und am besten wäre es wohl, den Brief gleich zu verbrennen. Meine Mutter würde ihn lesen wollen, und so würde er noch mehr böses Blut machen."

„Das ist aber nicht zu ändern, Wanda; deine Mutter muß den Brief lesen — und der Brief muß beantwortet werden. Hier still schweigen, hieße alles, was sie schreibt, für wahr erklären. Und dann, Wanda," fügte sie etwas zögernd hinzu, weil sie fürchtete, weh zu thun und Widerstand zu begegnen, „du hast mir versprochen, deinen Eltern nie mehr ernste Dinge zu verbergen, dich stets daran zu erinnern, daß sie deine besten Freunde sind."

„Ich kann mit dem Briefe nicht gehen, Elisabeth."

„So komm' mit mir," erwiderte diese, indem sie Wanda, die den Brief in der Hand hielt, mit sanfter Gewalt aus dem Zimmer zog, bis an Gräfin Ellens Thür, die sie rasch öffnete und dann, nachdem sie Wanda hindurchgeschoben, wieder schloß und in ihre eigenen Räume zurückkehrte.

Schon am folgenden Morgen hatte Gräfin Ellen selbst diesen so außerordentlich freundschaftlichen Brief beantwortet; aber, als sei es Wanda, die ihn verfaßt. Folglich mußte sie ihn deshalb abschreiben, was ihr recht, recht schwer wurde. Doch begriff sie die Notwendigkeit und fügte sich endlich, nachdem sie ihn Elisabeth vorgelesen.

„Dein Brief, so voller Teilnahme für mein Ergehen", schrieb sie dann, „liebe Josephine, kam gestern Nachmittag an, und ich trug ihn sogleich zu meiner Mutter, damit auch sie sähe, wie in all' deinem Glück du deine Freunde doch nicht vergißt.

„Erlaube mir nun diesen Brief der Reihenfolge nach zu beantworten, da ich sehe, daß du über vieles falsch unterrichtet bist.

„Ich bin Gottlob! kerngesund und frisch wie der Frühling um uns her; habe auch recht viel zu thun, da ich die Oberaufsicht über den Haushalt übernommen, weil mein Vater das durchaus notwendig findet, im Falle ich mich einmal verheirate.

„Wenn man Dir gesagt, ich habe kürzlich Pistolen in der Hand gehabt und geschossen, so ist das vollkommen richtig. Du weißt, das Lager ist in unserer Nähe, und vor einigen Tagen hatten meine Eltern die Offiziere zum Frühstück und Mittag hierher geladen. Was sollte man nun den ganzen langen Nachmittag anfangen? Zuletzt verfiel einer der jungen Herren auf den Gedanken, eine Scheibe im Park aufzustellen, wo nun Jeder der Anwesenden seine Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit beweisen sollte — um gelobt oder ausgelacht zu werden. Natürlich war unsere ganze Familie gegenwärtig, wie auch einige Freundinnen der Nachbarschaft, und wurden wir jungen Mädchen aufgefordert, mit zu schießen. Es scheint, daß, sollte es einmal not thun, ich mein Ziel gut treffen werde. Soweit für die Pistole Deines Briefes.

„Im Falle es wahr ist, was indes niemand mit Bestimmtheit behaupten kann, daß Graf Gorm den Tod gesucht, so dürfte es eigentlich die Welt nicht so sehr wundern, da jeder weiß, daß er entehrt war, wenn er länger lebte. Der Verkauf seines schönen Gutes, der ja neulich stattgefunden, hat nicht genügt, wie man uns sagt, um nur seine Spielschulden zu bezahlen; und seine Familie soll gezwungen sein, große Opfer zu bringen, um wenigstens teilweise seine Gläubiger zu befriedigen. Ungefähr muß er doch gewußt haben, trotz seines Leichtsinns, wie es mit seinen Geldangelegenheiten stand. Er wäre nicht der erste, der unter solchen Verhältnissen den Tod gesucht."

„Allerdings hätte eine reiche Heirat ihn vielleicht noch retten können; da du

aber selbst sagst, kein Mädchen aus achtbarer Familie hätte ihn genommen, so wird Dir doch nie der Gedanke gekommen sein, daß Wanda von Nordsterna einen solchen Mann heiraten könnte.

„Da er ein ausgezeichneter Tänzer und sehr angenehmer Gesellschafter war, so habe ich früher allerdings manchen fröhlichen Augenblick mit ihm verlebt; mich aber natürlich zurückgezogen, sobald ich erfahren, was und wie er eigentlich war. Hätte er es nun wirklich gewagt, um meiner Mitgift willen um mich anzuhalten, und dann selbstverständlich einen „Korb" bekommen, so zeigte es denn doch Mangel an aller Selbstachtung, hätte er diesen „Korb" an seiner Stirne aufgehängt, um bemitleidet oder verlacht zu werden.

„Weiter: wenn Graf Gorm wünschte, mir, wie andern Bekannten, Lebewohl zu sagen vor seiner Abreise, so wäre es natürlich gewesen, einfach die kurze Strecke zu durchschreiten, die uns am genannten Abende trennte. Auf eine so seltsame Botschaft aber, die ich von ihm kommend glaubte, da ich nie gedacht, meine Freundin Josephine könne mir einen so eigentümlichen Streich spielen, gehörte nur meine Antwort. Wenn die Welt sie nun für herzlos erklärt, so gestehe ich offen: es ist mir einerlei! Ich handelte einfach, wie ich handeln mußte!

„Wollen nun die, die Du meine früheren Verehrer nennst, den Tod des Grafen Gorm an einer Unschuldigen rächen, indem sie micht nicht mehr zum Tanz auffordern, so ist das ihre Sache! Ich würde mich garnicht für so beklagenswert halten, wenn ich, wie unsere Mütter und so viele andere, die Wände des Ballsaales zieren müßte, statt mich im Kreise nach der Musik zu drehen. Ich kehrte dann weniger ermüdet heim, und wäre frühzeitig genug auf, um meinen Singlehrer zu erwarten, statt ihn, wie bis jetzt immer, warten zu lassen.

„Es würde mich herzlich freuen, wenn Du bald Baronin Kienast hießest, da Du mir häufig gesagt, Du wolltest unter keiner Bedingung eine ‚alte Jungfer' werden. Du würdest, um solchem Unglücke zu entgehen, jeden Mann nehmen, der Dir seine Hand böte, wenn er nur reich wäre und altadliges Blut in seinen Adern hätte.

„So gehab' Dich wohl bis Anfang November, wo meine Eltern nach Kopenhagen zu gehen denken.

„Sollte es Dir ein besonderes Vergnügen machen, so erlaube ich Dir, diesen Brief in die Zeitung setzen zu lassen."

Gleich am Tage nach ihrer Rückkehr waren Ebba und Elisabeth zu Fräulein von Fredhof gefahren, von deren Gesundheit Graf Hindrick gar schlechte Nachrichten nach Kopenhagen gebracht.

Auch sie fanden diese auffallend verändert. Freundlich und herzlich, wie sonst, wurden sie von der guten Dame empfangen; aber besonders geistig war sie furchtbar gealtert. Sie sah sehr müde aus und man merkte, welche Mühe sie sich gab, ihre Gedanken zusammen zu halten. Dennoch schlummerte sie zuweilen mitten in einem Gespräche ein; schlief wohl gar fest, wenn ihr Besuch sich zuletzt leise entfernte, um wieder nach Haus zu fahren.

So ging nun eine Woche nach der andern dahin. Ebba und Elisabeth frühstückten nach wie vor jeden Mittwoch bei der Großtante, bis zu dem Tage, wo die Nachricht auf Breidablick ankam, daß sie, in ihrem Lehnstuhl sitzend, still hinübergeschlummert sei in die ewige Heimat.

„Die Tante hat sich ihr ganzes Leben vorbereitet für den Heimgang," sagte Graf Hindrick, als er die Botschaft bewegt seiner Familie mitteilte, „sie ist eingegangen zu ihres Herrn Freude. Wohl ihr; aber wehe ihren Armen!"

Am Tage nach dem Begräbnisse trat Graf Hindrick in Elisabeths Zimmer, wo er auch seine Frau fand, die eben erzählte, wie die Tante Fredhof ihr kleines Heim an Ebba vermacht, unter der Bedingung, daß sie für ihre beiden Dienerinnen bis an ihr Ende treulich sorge.

„Und wissen Sie, welches Ebbas erstes Wort war," sagte dann Graf Hindrick, als er sich am offenen Fenster niedergesetzt, „nachdem ich ihr der Tante Testament vorgelesen? ‚So nehme ich mit deiner Erlaubnis Johanne und Christine nach Trollbacken — und dann könnte der alte Schullehrer Erikson mit seiner Frau in das Heim ziehen, da ihre Wohnung so zugig ist.'

„Nie hatte ich nun über Zug in dem Schulhause sprechen hören, das ich vor ungefähr zehn Jahren habe bauen lassen, und so mag ich ihr wohl ziemlich verdrießlich geantwortet und ihr ärgerlich auseinandergesetzt haben, daß ich einstweilen ihr Vormund sei und ihren Besitz zu verwerten habe, wie ich es für sie am besten halte. Sie hörte mich still und bescheiden an und sagte dann mit etwas unsicherer Stimme, zögernd aber zürnend: ‚So ist's deine Schuld, Onkel, wenn die alte Frau nächsten ganzen Winter wieder mit diesen furchtbaren Gliederschmerzen im Bette liegt — oder vielleicht gar stirbt.' Damit eilte sie fort. Aber es ist wirklich unglücklich, daß Ebba nicht begreift, daß ich in dieser Angelegenheit weder ihr noch mein Herz um Rat fragen darf, sondern —" Die Thür öffnete sich von neuem und Ebba stand auf der Schwelle, blickte einen Augenblick unschlüssig vor sich hin und wollte sich dann zurückziehen.

Rasch war Elisabeth aufgestanden und hatte sie hereingeholt. „Warum willst du gehen, liebe Ebba, ohne dein Begehren vorzubringen; denn du wünschest etwas?"

„Ich vermute," sagte Graf Hindrick, „sie kommt, um sich über meine Hartherzigkeit zu beklagen."

„Oh, Onkel," rief Ebba heftig und auf ihn zutretend, „wie kannst du das denken! Ich weiß ja, wie gut du bist!" Und dann fügte sie leise hinzu, indem sie Elisabeth anblickte: „Fräulein Bernay würde mir das auch nicht erlauben! Ich kam nur, um ihr alles zu erzählen. Und dann, was nützt es mir, wenn ich so reich bin und doch niemand helfen darf! Siehst du, Onkel," und sie trat ihm noch näher und legte die kleine Hand auf seine Schulter, „wenn im Winter der eisige Nordwind draußen heult, und ich liege dann in meinem warmen Bette, in dem warmen, schönen Zimmer, so wache ich oft lange, gehe in Gedanken von einem kleinen Heim zum andern, wo Arme wohnen, und denke daran, was ich thun würde, wenn ich nur reich wäre, damit niemand mehr friere oder den kalten Wind fühlte. Ich weiß ja, allen kann man nicht helfen — aber vielen doch, wenn man nur wollte."

Graf Hindrick war so bewegt, daß er einen Augenblick schwieg; dann zog er das Kind an sich und küßte es auf die Stirn.

„Du hast recht, Ebba, wir sollten und könnten oft viel mehr thun, um der Not der Armen abzuhelfen. Aber unermüdlich habe ich's doch versucht seit langen Jahren. Doch darum handelt es sich jetzt nicht. Ich kann und darf über dein Eigentum nur so verfügen, wie es für dich selbst am vorteilhaftesten ist, so lange du minderjährig bist. Und solltest du dich später verheiraten, so muß ich deinem Manne strenge Rechenschaft ablegen über die Verwaltung deines Besitzes."

„Aber du weißt ja, Onkel," stieß sie ungeduldig heraus, „daß ich mich nie verheiraten will!"

Ein leichtes Lächeln spielte einen Augenblick um Graf Hindricks Mund. „Jetzt, mein liebes Kind, bist du noch zu jung, um darüber zu bestimmen. Gesetzt aber, es wäre so; du weißt, du bleibst wie unsere Tochter bei uns, so lange du willst; aber es ist wahrscheinlich, daß wir, deine Tante und ich, vor dir hinübergehen. Dein Bruder Henri würde ja wohl freudig das wenige, was er hat, mit dir teilen. Aber, so wie ich dich kenne, würdest du das nicht wollen, und noch viel weniger von deinem Vetter Ferdinand abhängen mögen."

„Oh, nie, nie!" rief Ebba ganz erschrocken.

„Nun, siehst du, weshalb ich dein Hab und Gut sorglich verwerten muß, damit du selbständig leben und Notleidenden auch helfen kannst."

„Verzeih', Onkel, an all dergleichen hatte ich nie gedacht."

„Damit du aber siehst, liebe Ebba, daß auch ich gern helfe, wenn ich kann, so beauftrage ich dich, noch heute zum Tischler und Maurer zu gehen, damit sie die Zuglöcher im Schulhause zustopfen — besonders Thüren und Fenster nachsehen. Die braven Eriksons sollen nicht leiden, wenn ich helfen kann."

Mit froh glänzenden Augen eilte Ebba zum Zimmer hinaus.

„Sie ist doch ein eigentümliches Kind," nahm Graf Hindrick wieder das Wort, als die Thür geschlossen war. „Nicht nur in der äußeren Erscheinung erinnert sie mich beständig an meine selige Mutter, sondern auch in ihrem ganzen Sein. Und, wie fremder Not abzuhelfen, das ist, meine ich, der Gedanke, mit dem sie sich niederlegt, mit dem sie wieder aufsteht. Dann aber auch der: unabhängig zu sein. Darum ist es wohl möglich, daß ihre Behauptung Wahrheit wird — daß sie nie heiratet."

„Das wäre ja entsetzlich!" rief Gräfin Ellen.

„Aber Ellen," sagte Graf Hindrick, „wie kannst du so unüberlegt sprechen! Ist es denn immer ein Glück, verheiratet zu sein? Ich meine, wir kennen beide namenloses Elend in so mancher Ehe!"

„Nun ja, weil beide Teile nicht vernünftig sind! Ich hatte es mir so schön gedacht, wenn Ebba, die nicht Vater und Mutter gekannt, einen Mann und Kinder bekäme, die sie vergessen machten, was ihr gefehlt."

„Weißt du, ob sie darum glücklicher wäre? Das wahre Glück ist ja völlig unabhängig von äußern Verhältnissen. Und ich kenne herrliche, hochherzige Frauen, die, nicht verheiratet, Glück und Segen um sich verbreiten, und denen es auf der Stirn geschrieben steht, wie glücklich sie selbst sich fühlen."

„Ja, das ist alles recht gut," sagte Gräfin Ellen aufstehend, „aber Fräulein Bernah und ich werden unser möglichstes thun, damit sie einmal einen guten Mann bekommt."

„Ich gewiß nicht!" war Elisabeths rasche Erwiderung. „Meine Aufgabe ist ja nur, Ebba zu lehren ihre Pflicht zu erkennen und zu lieben, als ihre ihr von Gott gegebene Aufgabe."

„Ja, unsere Elisabeth ist immer gut und verständig," sagte Gräfin Ellen, indem sie dieselbe auf die Stirn küßte. „Jeder muß handeln, wie er's für recht hält! Und darum werde ich versuchen, einmal einen so guten Mann wie dich, Hindrick, für unsere verwaiste Ebba zu finden."

„Ah, ich vergaß," sagte Graf Hindrick, sich noch einmal in der Thür umwendend, als er gerade mit seiner Frau hinausgehen wollte, „daß ich eigentlich gekommen, um Ihnen ein kleines Andenken von der Tante zu geben."

Und er reichte ihr ein kleines Buch, in schwarzem Sammet gebunden, mit reichem und künstlichem Silberbeschlag.

„Es muß der Tante besonders wert gewesen sein, denn von Johanne erfuhr ich, daß sie es nie herumliegen ließ, wie andere Bücher, es immer selbst wieder sorgfältig in dies weiße, seidene Tuch wickelte, ehe sie es in einer Schieblade verschloß, zu der nur sie selbst den Schlüssel hatte. Sie hielt es auch zwischen ihren gefalteten Händen, als Johanne sie tot in ihrem Lehnstuhle fand."

Kaum war Elisabeth allein, so öffnete sie das Büchlein und sah, daß es eine Sammlung schwedischer Gedichte war.

„Mir von Axel zu meinem fünfzehnten Geburtstage gegeben" — stand auf der ersten Seite des Buches. Mit fünfzehn Jahren war ihre Schwester — hatte einst die alte Gräfin zu Elisabeth gesagt — ein wunderliebliches Wesen, aber zu schnell gewachsen. Sie wurde ernst krank; verkehrt behandelt durch einen alten Arzt und erhob sich — nach jahrelangem Liegen auf ihrem Siechbette — ein Krüppel fürs Leben.

„Axel nach Christiania gegangen," stand mit dem Datum auf dem weißen Blatte am Ende des Buches.

„Axel wieder in Stockholm" weiter unten.



„Axel bleibt nun immer auf Trollbacken.“

„Axel hinüber“, mit dem Datum ganz unten auf der Seite. Es war der Begräbnißtag der alten Gräfin, ihrer Schwester, derselbe, an dem Baron Trollbacken gestorben.

Also den hat das edle Wesen geliebt, dachte Elisabeth, indem ihr helle Thränen aus den Augen stürzten. Graf Hindrick wird dies nicht gelesen haben, sonst hätte er dies Buch mit ihr in den Sarg gelegt. Ich will es nun als ein Heiligtum bewahren; niemand soll wissen, was sie hineingeschrieben, niemand um diese Liebe, die ja ein Geheimniß zwischen ihr und ihrem Gott geblieben. Wenn sie nun aber dort oben erfährt, sann sie weiter, daß ihr Axel für alle Ewigkeit seine Seele an ihre Schwester Ebba gegeben, wird es ihre Seligkeit nicht stören? O nein, nein! Das ist nicht möglich! rief sie dann aus, ans offene Fenster tretend, um besser hineinzublicken in den hohen Himmel, wo ja auch alles, was sie hier geliebt, jetzt weilte. Wahre Liebe kennt keine Eifersucht und dort „oben“ liebt man ja wie die Engel Gottes.

Anfang November ging die Familie von Nordsterna nach Kopenhagen. Und Wanda wurde mehr noch als früher umringt und gefeiert, da ihre Schönheit infolge des thätigen Lebens, das sie die letzten Monate geführt, sich bis zu ihrem Höhepunkte entwickelt. Auch war ihre Stimme weicher geworden, ihr Auftreten bescheidener, und so bezauberte sie alt und jung.

Vergessen war, wie es schien, Graf Gorm; denn niemand sprach von ihm. Seine Kameraden hatten ihm einen weißen Marmorstein auf sein Grab in Flensburg gesetzt; sie meinten, mehr könne er nicht von ihnen verlangen. Sie hatten anderes zu thun, als noch an ihn, den Begrabenen, zu denken oder von ihm zu reden.

Im April war Wanda die glückliche Braut des Baron von Kienast.

Es war ein ganz eigentümliches Lächeln, mit dem Josephine sie beglückwünschte. Keine Spur der bitteren Thränen, die das eitle, so falsche Mädchen vielleicht in der Stille der Nacht über ihre Enttäuschung geweint, war auf dem glatten Gesichte zu bemerken.

Anfang September sollte die Hochzeit sein, und wir sind bereits eine Woche vor dem dazu bestimmten Tage angelangt, als Wanda eines Abends rasch mit sehr vergnügtem Gesichte in Elisabeths Zimmer tritt.

„Eine sehr angenehme Neuigkeit habe ich für dich, Elisabeth,“ sagte sie lachend, indem sie sich dicht neben sie setzte und ihr scharf in die Augen blickte, „dein Verehrer kommt zu meiner Hochzeit.“

„Mein Verehrer?“ fragte Elisabeth verwundert.

„Nun, ich meine Onkel Ferdinand.“

„O der! — Der könnte auch wegbleiben! Ich mag ihn nicht, obschon er sehr interessant ist.“

„Das genügt für den Anfang,“ war die Erwiderung.

„Was meinst du eigentlich, Wanda?“

„Nun, du liebe Unschuld, jedes Kind konnte ja sehen, wie vernarrt er in dich war! Ich begreife recht gut, warum er damals so rasch abreiste.“

„Ich bin seitdem zwei Jahre älter,“ sagte Elisabeth sehr ernst. „Ich werde jetzt als eine ganz andere ihm gegenüber stehen, denn vieles ist an mir vorübergegangen, das mich sehr reif, sehr alt gemacht. Und hoffentlich ist auch er ein anderer geworden.“

„Ja, völlig verändert muß er seinem Briefe nach sein, den ich eben gelesen. Er hat das unstäte Leben satt, will sein Gut künftig selbst verwalten und vielleicht sich verheiraten, wenn das Wesen, das er liebt, ihm angehören will. Alles ist ein wenig geheimnisvoll gesagt, und wir werden sehen, ob ich mich irre. Vor zwei Jahren hätte mein ahnenstolzes Gemüt sich empört bei dem Gedanken, daß eine Unadlige je eine

von Nordsterna werden könnte. Heute bin ich durch Friedrich schon völlig verändert in dieser Hinsicht. Er belacht den Ahnendünkel, schätzt die Menschen nur für das, was sie selbst sind, nicht aber um das, was ihre Vorfahren gewesen; er findet, die langweiligste Gesellschaft sei die der hochadligen Herren, die Stirn und Brust mit ihren Wappenschildern bedecken, um die darunter befindliche Hohlheit zu verbergen, und die angenehmste und interessanteste diejenige von Menschen, die etwas wissen, und die ihr Verstand und ihre Kenntnisse adelt, nicht aber ihre vergilbten Pergamente."

Elisabeth lächelte. „Ja, allerdings bist du verändert, wenn du dem beipflichtest. Aber was hat das eigentlich mit deinem Onkel zu thun?"

„Nun, ich weiß, obgleich er es mir nicht gesagt, an wen er sein altes Herz verloren. Mit der Zeit wirst du, liebe Unschuld, es auch schon erfahren. Aber," fügte sie lachend hinzu, „komme in unsere Sofaecke. Es ist so behaglich hier, niemand wird uns stören, und so will ich dir erzählen, von wem die Kienast's abstammen.

„Das letztemal, als Friedrich einige Tage hier war, sprach ich zufällig von unserm Ahnensaal und ähnlichem, hinzufügend, daß seine Familie aber noch älter zu sein schien, als die unsere.

„Mit einem seltsamen Lächeln sah er mich an und sagte dann sinnend: ja, unsere Familie ist, glaube ich, so alt, wie die ersten Kienbäume in Schlesien, denn auf jeden Fall stamme ich von einem Kienast ab.

„Ich meinte, er mache sich über mich lustig und blickte ihn fast ärgerlich an.

„Er sah aber ganz ernst aus und sagte dann nach einigem Nachsinnen: ja, so ist's, Wanda! Die Ahnfrau unseres Hauses, die, wenn ich nicht irre, vor ungefähr fünfzehnhundert Jahren einen gewissen Dietrich heiratete, der Anführer irgend einer wilden Horde war, gebar diesem nur Töchter, was, wie es scheint, den Mann in Verzweiflung setzte, denn tagtäglich sah man die arme Frau auf ihren Knieen liegen vor Wodin oder Thor — vielleicht auch vor irgend einer andern Gottheit der Walhalla, um sie anzuflehen, ihr doch einen Sohn zu schenken.

„Eines Tages nun ging sie allein unter die große Zauberfichte des Waldes, wo man der Göttin Freia einen Altar errichtet hatte.

„Lange saß sie hier sinnend, weinend, betend auf dem weichen Moose und schlief zuletzt darüber ein.

„Da erschien ihr im Traume die Göttin dieser geweihten Stätte, beugte sich zu ihr nieder und legte einen Kienast auf ihren Schoß. Die Götter, sagte sie, haben dein Flehen erhört; so lange es Kienbäume auf der Erde geben wird, so lange soll auch dein Geschlecht blühen, unter der Bedingung indes, daß deine Nachkommen demütig und brav bleiben, wie du es bist. Sobald aber die bösen Geister des Stolzes und des Hochmuts bei euch einziehen, wird euer Geschlecht umgehauen und verbraunt wie die Bäume des Waldes.

„Unsere Ahnfrau erwachte, und auf ihren Knieen lag ein lieblicher Knabe — ihr Gatte Dietrich kniete neben ihr. Seitdem fügte er den Namen von Kienast dem seinigen hinzu, damit seine Nachkommen immer ihrer bescheidenen Herkunft eingedenk blieben."

„Auf jeden Fall ist es eine sehr hübsche Legende," sagte Elisabeth lachend. „Und ist es ja einerlei, ob sie niedergeschrieben in der Chronik des alten Schlosses oder in dem Gehirn deines Friedrich."

„Im letzten Falle hätte er ja dennoch sich über mich lustig gemacht!" erwiderte Wanda ärgerlich.

„Durchaus nicht!" war die Antwort.

„So! dann sollte es vielleicht eine Arznei gegen meinen Hochmut sein? Darum werde ich ihn doch fragen. Nun aber laß uns über anderes reden. Weißt du, wo seine Liebe bei mir angefangen?"

„Wie könnte ich es wissen, Wanda."

„Bei meinem Fuße."

„Welch ein Unsinn, Wanda."

„Dennoch ist es so! Erinnerst du, wie wir vor Weihnachten während der heftigen Kälte so oft aufs Eis gingen, um uns in den kleinen Handschlitten von den Herren fahren zu lassen? Da, eines Tages, nachdem Friedrich schon lange Zeit Josephine umhergefahren, fror diese und verlangte bei einem der Zelte niedergesetzt zu werden, wo heiße Milch, Kaffee und ähnliches geschänkt wird. Als er ihr aus dem Schlitten half, fiel es ihm zum erstenmale unangenehm auf, daß sie die ziemlich großen Füße sehr schwerfällig bewegte. Ich kam gerade mit Mutter an, und er bot mir den leer gewordenen Platz — und nie (jetzt, Elisabeth, lache mich nicht aus, denn es sind seine Worte) hatte ich einen kleineren, schöneren Fuß gesehen, sagte er mir, als wir verlobt waren, als den, der sich dann so anmutig auf das Brettchen des Schlittens setzte. Es wurde mir warm ums Herz, als ich dich ansah. Die ganze kleine Person, mit der ich doch schon so oft getanzt, gefiel mir urplötzlich, und der Gedanke, dich zu erobern, verfolgte mich nun Tag und Nacht. Und ich weiß," setzte sie gedankenvoll hinzu, „er hat mich tief und innig lieb — ich liebe ihn; aber von idealer Liebe, von dem sich finden von zwei unsterblichen Seelen, ist nie die Rede zwischen uns gewesen. Dennoch hoffe ich, wir werden glücklich sein."

„Ich auch hoffe so," sagte Elisabeth aufstehend. „Aber Wanda, obschon ich dir gern die ganze Nacht zuhörte, es ist ein Uhr, ich meine, wir müssen beide zu Bett gehen."

„Längst hättest du mich fortschicken sollen, Elisabeth, aber diese Abende, an denen ich, so ohne Rückhalt, alle meine Gedanken sagen konnte, wo ich nie mißverstanden worden, die werde ich dir nie vergessen! Wie oft noch werden sie mir fehlen! Denn Friedrich hat mir schon einige Male gesagt: ganz versteht der Mann das Weib nie, das Weib nie ganz den Mann. Zwei gleich hochbegabte und doch so völlig verschiedene Wesen sind sie — schreibt er mir gestern — und wohl ihnen, wenn sie beide sich klar sind über ihre Pflichten gegen sich selbst, gegen den andern; dann, nur dann giebt es eine glückliche Ehe. — Aber nun gute Nacht, liebe Elisabeth," und sie eilte zu ihrem eigenen Zimmer.

Und der Hochzeitsmorgen ist angebrochen, ein warmer sonniger Septembertag.

Alle Gänge, alle Hallen, alle Räume des großen Schlosses sind festlich geschmückt, und Elisabeth steht im weißen Tüllkleide sinnend vor ihrem Spiegel. Ein wehmütiges Lächeln gleitet über ihre Züge, als sie den Blick erhebt und sich so geschmückt sieht.

„Dachte ich doch nicht, daß ich je wieder den Mut finden würde, ein solches Festkleid anzulegen," sagt sie leise vor sich hin, „und doch mußte es geschehen, sollte die Welt mich nicht lächerlich finden, nicht mit Recht sagen, ich trüge meine tiefsten, heiligsten Gefühle zur Schau. Denn was geht sie mein Schmerz an! Tausend und aber Tausend meiner Mitmenschen haben ein ewig waches Weh in der Brust und verbergen es, wie ich, unter einem freundlichen Lächeln, um nicht zu langweilen oder bemitleidet zu werden."

Sie eilte zur Thür hinaus, um sich zu Wanda zu begeben, die sie — als erste Brautjungfer — in den Saal zur Trauung zu begleiten hatte, wenn ihr Vater sie dahin führte.

In der Vorhalle fand sie Graf Henri, der über das Treppengeländer sich beugend, mit jemand in dem unteren Raume redete.

„Haben Sie Ebba gesehen?" fragte Elisabeth im Vorbeigehen.

„Mit ihr gerade spreche ich," war die Antwort. „Sie findet sich so schön in ihrem rosaseidenen Kleide, daß sie sich auch den im Schloßhofe schon jetzt versammelten Leuten zeigen will, solange es noch Tag ist, und dann — versteht sich — den Hunden," fügte er lachend hinzu.

Auch Elisabeth konnte sich des Lächelns ob dieses echt kindlichen Gedankens von dem sonst so ernsten Mädchen nicht enthalten. „Ich bitte, nehmen Sie Ebba jetzt mit in den Saal," sagte sie forteilend.

Graf Henris Blick folgte Elisabeth, bis sie zuletzt in einer der Thüren des langen Ganges verschwand. „Du lichter Engel!“ sagte er dann leise.

„Also verliebt!“ hörte er die Stimme seines Onkels neben sich, der unbemerkt zu ihm getreten und dessen Blick, wie der seinige, der Dahineilenden gefolgt war.

„O nein, Onkel,“ war Graf Henris ernste Erwiderung, „dazu verehre ich sie zu sehr! Du weißt ja nicht, was sie uns allen ist, und mir besonders — durch ihre aufrichtige Freundschaft — und dann ihre Briefe.“

„Ah, sie schreibt dir!“

„Ja, weil ich sie sehr darum gebeten.“

„Und dürfte ich nicht einen dieser Briefe lesen?“

„Nie! o nein, nie! Dazu sind sie mir zu heilig! Wage ich selbst doch nicht, sie zu berühren an den Abenden, deren Tag ich nicht verlebt, wie sie es verlangt: in steter freudiger Pflichterfüllung.“

Ein sehr gedehntes: „ja—so“ war die einzige Erwiderung. Und Baron Ferdinand schritt, wie die andern, zum großen Saale, wo die Trauung stattfinden sollte, an der Stelle, wo die alte Gräfin so lange Jahre hindurch ihren Ehrenplatz gehabt. — Das war Graf Hindricks Wille gewesen.

Wanda stand in ihrem weißen Atlaskleide, mit dem Myrtenkranze in den braunen Locken, die Myrtenkrone darüber, mitten im Zimmer, als Elisabeth eintrat. Aber so vertieft war sie in ihre Gedanken, daß sie deren Gegenwart erst bemerkte, als dieselbe sie leicht berührte.

Finster und zerstreut erhob sie dann den Blick zu Elisabeth.

„Aber Wanda!“ rief Elisabeth erschrocken, „warum siehst du so verstört aus? was fehlt dir? bist du nicht glücklich?“

„Glücklich,“ erwiderte diese gedehnt, „ja glücklich, weil Friedrich mich tief liebt; aber der Tote,“ flüsterte sie, „steht zwischen mir und dem Glück.“

„Wanda, nicht so!“ Und beide Arme schlang sie um die Freundin. „Du vergißt —“

„Still, still, Elisabeth, mache mich nicht weich; da ist mein Vater“.

Die Thür öffnete sich und Graf Hindrick trat ein. Völlig verändert war in demselben Augenblick Wandas Gesicht. Mit einem freudigen Lächeln empfing sie den Eintretenden und nahm seinen ihr gebotenen Arm.

„Elisabeth,“ sagte sie dann, sich noch einmal zu dieser wendend, „erinnere dich, du bist meine erste Brautjungfer und als solche meine Ehrendame. Bei der Trauung stehst du allein dicht hinter mir und hältst mein Bouquet. Und später, du weißt, wenn ich gezeigt werde,“ fügte sie leicht errötend hinzu, „folgst du mir auch, immer zuerst, so will es die Sitte unseres Landes“.

Der alte Propst, der Wanda getauft und konfirmiert hatte, hielt dann eine schöne nur etwas zu lange Traurede: „Gott sagte, es ist nicht gut, daß der Mann allein sei, ich will ihm eine Gefährtin machen, die ihm ähnlich ist.“

Wohl mehr als eine der gegenwärtigen Frauen mochte sich fragen, ob sie denn wirklich die Gefährtin ihres Mannes sei? Die Gefährtin, die ihn mit leiser Hand, fast unbemerkt von ihm, himmelan zog? Und dabei sich selbst stets vergessend, sich selbst stets opfernd, ihm das Erdenleben schon zum Himmel zu machen suchte. So ist die herrliche, beseligende Aufgabe der Frau hienieden!

Waren die bei solchen Gelegenheiten üblichen Glückwünsche vorüber, so reichte man Erfrischungen und Herzstärkungen aller Art herum, und eine Stunde später fing die Musik im Nebenzimmer zu spielen an, und mit ihr begann der Ball.

Dreimal war Wanda gezwungen, sich den im Schloßhofe versammelten Leuten zu zeigen, da sie nicht in der Kirche getraut war. Auch dieser Gebrauch war von der Königin Christine eingeführt, zugleich mit der Krone über dem Kranze.

Wanda war auffallend blaß und bewegt, als sie, begleitet von ihren beiden Marschällen, die hellbrennende Armleuchter trugen, unter den Säuleneingang des Schlosses

trat. Alle Brautjungfern standen hinter ihr. Der weite Schloßhof war schwarz von Menschen, die sich bei Wandas Erscheinen vordrängten, teils aus Neugierde, teils aber auch aus wahrer Teilnahme, da die gräfliche Familie sehr beliebt bei all ihren Untergebenen war, die zum großen Teil noch völlig von ihrer Gutsherrschaft abhängig. Nur wenige indes wagten ein leises „Gott segne die junge Gräfin Wanda" zu sagen, als sie langsam vorüber schritten, um andern Platz zu machen.

Als Wanda, zum drittenmal gezeigt, wieder zurücktrat, atmete sie schwer auf, als sei ihr eine Felsenlast vom Herzen genommen, und ein wenig verwundert blickte Baron Kienast sie deshalb an, als sie dann lächelnd seinen Arm nahm.

„Wurde es dir so schwer, Geliebte", sagte er, all diese alten Bekannten noch einmal zu begrüßen, ehe du scheidest?"

„Vielleicht!" erwiderte sie leise. Dann aber warf sie Elisabeth einen eigentümlichen Blick zu, der von bitterem, namenlosen Weh sprach. (Vier Tage später, kurz vor ihrer Abreise, als sie einen Augenblick mit Elisabeth allein war, sagte sie dieser: „Ein wahres Grausen überkam mich, als ich am Hochzeitsabend die schwarze Menge im Schloßhofe gewahrte, die auf mich zudrängte, denn über ihr schwebte der Tote, und sein blasser Mund schien ein Wehe über mich zu rufen".) Doch jetzt zur Hochzeit zurück.

Gegen elf Uhr abends schwieg die Musik plötzlich, und eine der jungen Frauen trat mit einem reizenden Spitzenhäubchen vor Wanda, um es an die Stelle der Krone und des Kranzes zu setzen.

Eilig scharten sich die Brautjungfern um die eben Verheiratete, um sie zu verteidigen. Aber vergeblich! denn einige Augenblicke später nahm diese selbst die Krone vom Haupte und überreichte sie ihrem jungen Eheherrn. Den Kranz aber setzte sie mit verbundenen Augen auf den Kopf eines der jungen Mädchen, die einen Kreis um sie geschlossen. Und die so Gekrönte mußte sich noch in demselben Jahre verheiraten, sollte das Orakel des Kranzes nicht für immer sein Ansehen verlieren.

Baron Kienast war verschwunden — wie es der Brauch — und Gräfin Ellen nahm nun Wandas Arm, um sie ihrem Eheherrn zuzuführen. Die Brautjungfern folgten bis zu der Thür des Brautgemachs, wo Baron Kienast seine junge Frau erwartete. Kaum war diese mit Gräfin Ellen eingetreten, so schloß Elisabeth die Thür und eilte mit den andern zum Saale zurück, wo jetzt natürlich alle sich verabschiedeten. Der größere Teil der Gesellschaft, um zum eignen Heim zurückzukehren; die nächsten Freunde der Familie zu den für sie im Schlosse bereiteten Zimmern.

Gräfin Ellen war bald, mit Thränen in den Augen, zurückgekehrt, und als Elisabeth ihr „Gute Nacht" wünschte, sagte sie leise: „Wissen Sie, welchen mütterlichen Rat ich Friedrich gegeben, als Sie die Thür so rasch mit ihrem gewohnten Takte schlossen? — Er solle Wanda verhindern, je schlechte Bücher zu lesen, besonders nie französische Romane, wenn er glücklich sein wolle, denn die seien der größte Verderb für eine junge, unschuldige Frau. Alle ihre Ansichten über das Leben und ihre Pflichten würden durch das Lesen solcher Schriften irre geleitet."

Elisabeth senkte rasch den Blick, denn der hätte leicht zum Verräter werden können, obschon ihr Mund schwieg. Ein neuer Beweis, dachte sie, als sie zu ihrem eignen Zimmer zurückging, wie Wanda sich zu beherrschen versteht, und ihre Gedanken zu verheimlichen, wenn sie will, da ihre Mutter keine Ahnung davon hat, daß ihre Tochter schon vor Jahren unzählbare schlechte Bücher gelesen. Und ihrem Manne wird sie das natürlich auch verbergen, ihm, der ziemlich strenge Ansichten über die Pflichten der Frau hat, und der bei irgend einer Gelegenheit gesagt: des Mannes heilige Pflicht sei, alles Unreine und Unedle soviel wie möglich aus der Atmosphäre zu entfernen, die seine Frau atme, damit ihr bis in das späteste Alter die jungfräuliche Reinheit des Herzens bleibe, die er höher schätze, als alles andere. Arme Wanda! nunmehr mit den andern, wie mit dir selbst, wird dein Leben ein steter schwerer Kampf sein! Und an wem liegt eigentlich die Schuld? Vor allem doch an der Mutter, die es nicht verstanden, sich ihre

junge Tochter zur Freundin zu machen, so daß sie alle ihre Gedanken ohne Rückhalt zu ihr trug. Und dann war die Schuld an dem Wesen, das als Erzieherin in ihrer Eltern Haus gekommen, das sich eingebildet, einige schöne Talente, ein wenig mehr Wissen, als man im allgemeinen bei den Frauen findet, mache sie fähig für ihre Pflichten. Eine gute, vortreffliche Lehrerin hätte sie ja vielleicht sein können, aber zur Erzieherin bedarf es mehr. Nur wer sich zu so ernster, so verantwortlicher Stellung berufen fühlt, nur der betrete diese Bahn, die mit all ihren endlosen Mühen und Beschwerden ein lichter Segensweg ist für diejenigen, die tagtäglich mit Gebet und Flehen ihr Ideal verfolgen, ihre Aufgabe vor Gott zu lösen suchen, das „Ich" nach und nach ganz abstreifen und nur von dem Gedanken beseelt sind, aus den jungen ihnen vertrauten Wesen Frauen im edelsten Sinne des Wortes zu erziehen. Für solch' eine Erzieherin bleibt auch keine Zeit zum Lesen von Romanen.

Arme Wanda! seufzte Elisabeth noch einmal, ehe der Schlaf auch ihre Augenlider zur nötigen Nachtruhe schloß.

Und recht still war es in dem großen Schlosse nach der Abreise des jungen Paares geworden, obgleich Graf Henri noch bis ans Ende seiner Ferien blieb und Baron Ferdinand ein täglicher Gast war an den recht lang werdenden Herbstabenden.

Und wie vor zwei Jahren schon fühlte Elisabeth sich angezogen durch des letztern interessante Erzählungen über das, was er gesehen und gehört, und lauschte besonders mit sichtlichem Vergnügen, wenn er über Kunst und Künstler, über Litteratur und Schriftsteller der Gegenwart und Vergangenheit mit tief innerlichem Verständnis redete und dadurch bewies, daß er, wenn auch der menschlichen Gesellschaft ein völlig nutzloses Mitglied, einen großen Teil seines Lebens mit besseren Dingen zugebracht, als die Bewohner von Breidablick behaupteten.

In seinem äußern Wesen war er ein völlig anderer geworden. Er wollte durchaus nicht mehr den jungen Mann spielen, wie vor zwei Jahren, war ernst und nachdenklich und wandte sich in der Unterhaltung immer mehr an Gräfin Ellen, als an Elisabeth, obgleich es niemand entgehen konnte, daß sein Blick jeder ihrer Bewegungen folgte, sie stets beobachtete.

Elisabeth, auch zwei Jahre älter geworden, klar mit sich über das, was sie vom Leben wollte, war freundlich, höflich mit ihm wie mit allen, und begegnete seinem Blick mit derselben Ruhe wie jedem anderen. Nur wenn er einigemal versuchte, diesen so eigentümlich stechenden Blick in den ihrigen zu versenken, wurde dieser eisig kalt, ebenso ihr Wort und ihr Benehmen; denn sich selbst und ihm war sie es schuldig, ihm zu zeigen, daß er wohl ein interessanter Gesellschafter, nie aber mehr für sie sein könne.

So vergingen einige Wochen.

Gräfin Ellen hatte längst gesehen, wie ihr Schwager eigentlich nur für und in Elisabeth lebte und ihr Adelstolz dachte mit einer geheimen Angst an die Möglichkeit, daß eine Unadlige ein Mitglied ihrer Familie werden könne.

Eines Abends spät, als sie nach dem Thee allein mit Graf Hindrick war, sprach sie diesem zum erstenmal offen ihre Besorgnis aus, denn bei jeder früheren Anspielung, die sie gemacht, hatte dieser gelächelt oder sie ausgelacht.

„Du bist und bleibst doch immer ein Kind, Ellen, wenn es sich um Menschenkenntnis handelt! Schon vor zwei Jahren sah ich, was er für sie empfand, habe recht gut begriffen, warum er ihr damals nach Schweden gefolgt, warum er so eilig wieder abreiste. Einem Mädchen wie Fräulein Bernay mußte er Zeit lassen, dachte er, um sich über den Tod ihres Verlobten zu trösten.

„Meine Mutter hat damals mit mir über ihre Beobachtungen gesprochen, worin sie sich wohl nicht getäuscht; mit dir habe ich nicht darüber geredet, weil ich meinte, es könne ohne Interesse für dich sein."

„Aber, Hindrick, du wünschest doch nicht, daß sie jetzt seine Frau wird?"

„Warum nicht? Es wäre wohl das einzige Mittel, einen vernünftigen Mann aus ihm zu machen, ihm ein glückliches, vielleicht segensreiches Alter zu verschaffen. — Du kannst aber ruhig sein, meine kleine adelsstolze Frau: Fräulein Bernah nimmt ihn nicht, liebt ihn nicht, heiratet, treu ihrer idealen Liebe zu ihrem Gustav, wahrscheinlich nie!"

Ein herrlich warmer Oktobertag folgte diesem Abend. Die Herren des Schlosses sowie die der ganzen Nachbarschaft waren zu einer Jagd bei einem Freunde der Familie geladen, dessen Besitzung an die von Breidablick grenzte. Nach der Jagd gab es dann natürlich ein großartiges Essen, und erst spät am Abend erwartete man Graf Hindrick, seinen Bruder und Neffen zurück.

Graf Henri war Elisabeths treuer Begleiter auf all ihren Spaziergängen, jetzt, wie immer in den Ferien, und sie war augenblicklich froh darüber, weil Ebba zuweilen lieber ihr Gärtchen mit Ottos Hülfe bearbeitete, als spazieren ging. Mehr als einmal war ihr nämlich Baron Ferdinand gefolgt, um sie hier oder da in dem großen Parke aufzusuchen, war aber immer rasch wieder verschwunden, weil er sie nie allein traf.

Heute nun durfte sie es wagen, allein an ihr Lieblingsplätzchen im Mooshäuschen ganz am Ende des Parks zu gehen. Es stand unter ein paar großen, hohen Eichen und hatte nur einen ganz kleinen Eingang, dem gegenüber im Hintergrunde der Grotte sich eine Bank befand, von der man hinter den Wiesen den ziemlich breiten Fluß sich hinschlängeln sah. Waldbedeckte Hügelreihen bekränzten das jenseitige Ufer, und da, wo sie an einer Biegung des Flusses zu enden schienen, sah man die kleine Ortschaft, in der sich die Kirche von Breidablick befand. Oft schon hatte Elisabeth in diesem Mooshäuschen gesessen, manche Stunde, mit einem Buche als Begleiter; häufig aber auch, um nur einen Augenblick sich einmal allein mit dem eigenen Herzen zu fühlen, um da, in der hehren Stille völliger Einsamkeit, neue Kraft zum freudigen Weitergehen auf der betretenen Bahn zu sammeln.

Erst kurze Zeit hatte sie heute da gesessen und zerstreut auf die gelben Blätter geschaut, die langsam, mit leisem Geflüster von den Bäumen herabfielen, als sie durch einen rasch nahenden Männerschritt aufgeschreckt wurde, und noch ehe sie recht zur Besinnung gekommen, gewahrte sie Baron Ferdinand im schmalen Eingange.

Elisabeth stand sogleich auf, nahm ihr Buch, das sie neben sich gelegt, und sagte leicht errötend, indem sie auf ihre Uhr blickte und sich dem Eingange näherte: „Ich habe mich verspätet, ich muß rasch zum Schlosse zurück."

Baron Ferdinand sah sie mit einem sonderbaren Blick an: „Sie sind eben erst hier angekommen, Fräulein Bernah."

„Nun dann," erwiderte sie ein wenig heftig, „muß ich dennoch zurück zu Ebba, macht es Ihnen indes Vergnügen, so können Sie mich ja begleiten," fügte sie ein wenig verlegen über ihre Heftigkeit hinzu. „Nur wundert es mich, Sie hier zu sehen, Sie hatten ja die Einladung zur Jagd angenommen." Diese Worte begleitete sie mit einer leichten Handbewegung, um ihm zu bedeuten, daß er den Eingang freigeben solle.

„Verzeihen Sie, Fräulein Bernah," sagte er sehr ernst, wenn ich nur dies einzige Mal bitte, mir meinen Willen zu lassen, und daß Sie meinem Wunsche nachgeben, daß Sie mich an diesem Platze lassen, bis ich freiwillig gehe, daß Sie mich ein einziges Mal ruhig anhören mit Ihrer so geduldigen Herzensgüte für andere."

„Ich meine," antwortete Elisabeth nun mit klopfendem Herzen und leicht bewegter Stimme, da sie sah, daß sie ihm hier nicht entschlüpfen konnte, „Sie hätten Zeit für eine lange Erzählung auf dem ziemlich langen Heimwege, oder am Abend beim Thee."

„Was ich zu sagen habe, Fräulein Bernah, ist nur für Sie bestimmt. Ich will versuchen, mich kurz zu fassen. Es ist der Traum meiner Jugend, den ich Ihnen erzählen möchte, ihrer Beurteilung unterwerfen. Das kann Sie doch nicht beleidigen oder Ihnen unangenehm sein."

Mit einem leichten Seufzer setzte Elisabeth sich wieder an den eben verlassenen Platz, während Baron Ferdinand, immer neben dem Eingange bleibend, sich an eine der kleinen Säulen, die ihn stützten, lehnte.

„Meine verstorbene Mutter,“ hub er dann mit etwas bewegter Stimme an, „wird Ihnen genugsam gesagt haben, wie die andern hier auch, daß ich von jeher ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft gewesen, daß arbeiten und studieren mir immer verhaßt, daß ich mir einbildete, auf die Welt gekommen zu sein, um zu genießen. — Nun ja, mein größtes Glück war, schon als Kind stundenlang träumend im hohen Grase unter einem Baume zu liegen oder in einem Lehnstuhle am warmen Kamin, um in die tanzenden Funken hineinzublicken.

Ich sagte: zu träumen. Aber meine Gedanken waren thätiger, als man glaubte, nur nicht so, wie man verlangte.

Mein strenger, oft harter Vater war unermüdlich thätig im Dienste des Staates, wie auf seinen Gütern; meine strenge, aber so unendlich gute Mutter opferte sich und ihre Ruhe Tag und Nacht für das, was sie ihre Pflicht glaubte. Bittere Vorwürfe hörte ich beständig, nie aber das liebend ermutigende Wort, das Wunder in einem jungen Herzen vollbringt. So verharrte ich, oft nur aus Trotz, in meinem Nichtsthun, arbeitete nur aus Zwang.

Freier war ich natürlich, als ich endlich in Upsala angekommen; und da gehörte der größte Teil meiner Zeit nur dem Genusse. Nicht gerade immer dem Genusse des Bösen oder Unerlaubten. Im Gegenteil! Alles was schön, groß, edel war in der Natur, im Menschen, in der Kunst, zog mich mächtig an — erregte meine Bewunderung — und mein Verständnis dafür wuchs mit meinen Jahren. Aber regelmäßig arbeiten — studieren, um ein recht praktisch nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, was meiner Eltern leidenschaftlicher Wunsch, das haßte ich förmlich.

Wunderbarer Weise half mir mein fabelhaft treues Gedächtnis, und wo das irrte, eine große Geistesgegenwart, wenn sie notwendig, durch meine Examina, ohne durchzufallen.

Damals war ich sechsundzwanzig Jahre alt. Nun lebte in unserer Nachbarschaft eine meinen Eltern sehr befreundete Familie — sie hatten eine einzige Tochter.“ Er schwieg einen Augenblick und fuhr dann mit etwas heiserer Stimme fort, als mache es ihm Mühe, die Worte herauszubringen. „Dies junge Mädchen, sechs Jahre jünger als ich, war von Kind auf mein Ideal gewesen, das thatkräftigste, thätigste Wesen, das ich je gesehen.“

Wieder schwieg er einen Augenblick, als versage ihm die Stimme.

„Nun, als ich von Upsala zurückkam,“ sagte er dann, „gestand ich ihr meine Liebe, bat sie, mein zu werden, — — wurde aber mit kalter Verachtung abgewiesen, weil ich ein träger, unnützer, genußsüchtiger Mensch sei, der nicht wisse, was Manneswürde, Mannespflicht sei. Zwei Jahre später starb sie infolge eines zehrenden Fiebers.“

Elisabeth war tief erschüttert. Sie sah, wie Baron Ferdinand litt, um ihr das zu beichten, aber sie begriff auch, daß dies junge Mädchen aus Gram gestorben — ihn also geliebt hatte. Eine mitfühlende Thräne trat in ihr Auge, die sie rasch hinwegwischte. Er sah es, blickte sie fast verwundert einen Augenblick an, blieb aber unbeweglich auf seinem Platze.

„Um zu vergessen,“ fuhr er dann fort, „um mich für diese Verachtung zu rächen, stürzte ich mich buchstäblich in einen Sinnestaumel, lebte — es ist wahr! — in Paris und anderen großen Städten ein recht wüstes Leben. Aber mein Sinn, mein tiefes, angeborenes Verständnis für alles wirklich Schöne rettete mich von dem geistigen Untergange. Es gab Stunden bitteren Zornes gegen mich selbst, daß ich so mein Leben vergeudete. Aber, zu spät, zu spät! wiederholte ich mir dann, und meine natürliche Trägheit trug zuletzt immer den Sieg davon.

„Die Sehnsucht indes nach Ruhe, einem Hafen nach all den Irrfahrten, ein wirklicher Widerwille zuweilen gegen dies nutzlose Treiben, kehrte nach und nach häufiger wieder in den wachen, bessern Stunden meines Lebens.

„Da begegnete ich zufällig vor zwei Jahren einem jungen Wesen, das mir wunderbare Aehnlichkeit mit der Geliebten meiner Jugend hatte. Nicht im Gesichte, aber in ihrer Haltung, in ihrer ganzen Erscheinung. Und als ich wagte, tiefere Blicke in ihr Sein zu werfen, da wurde die Aehnlichkeit immer größer und größer; nur war sie milder, das echte Weib in seiner Kraft und seiner Weisheit. Seit dem Tage hat mein Leben wieder ein Ziel, mein Herz ist aufgewacht aus seinem langen schweren Schlafe, und sehnt sich darnach, Glück zu geben, Glück zu nehmen, das nichts gemein hat mit wildem Sinnentaumel.

„Elisabeth, können Sie sich entschließen, die Gefährtin des Mannes zu werden, der wohl fühlt, wie unwert er eines solchen Segens, der aber alles thun wird, um ihn vielleicht einst zu verdienen." Bei diesen letzten Worten war er dicht vor sie getreten und streckte ihr die Hand entgegen.

Wie aus einer Betäubung aufgeschreckt, stand Elisabeth rasch auf, war aber so heftig ergriffen, daß sie sich einen Augenblick sprachlos gegen die Wand lehnte. Das alles kam so urplötzlich, daß sie sich fassen mußte, ehe sie antwortete. Er sah ihren Kampf und blieb, gleichfalls wie festgebannt, an seinem Platze.

Doch gewohnt, sich rasch zu beherrschen, erhob Elisabeth sehr bald den gesenkten Blick zu dem vor ihr Stehenden, dessen Hand sich unwillkürlich wieder gesenkt, und sich jetzt auf die Lehne der kleinen Bank stützte.

Ruhig aber traurig sah Elisabeth zu ihm auf: „Das alles kommt so unerwartet," sagte sie mit etwas zitternder Stimme, „daß ich erst versuchen mußte, es mir klar zu machen. Es thut mir so weh, dies nicht vorher gesehen zu haben; sonst hätte ich Ihnen diesen peinlichen Augenblick zu ersparen versucht. Es giebt Frauen, Herr Baron, die nur heiraten, wo sie lieben in des Wortes höchster und tiefster Bedeutung, und solche Frauen können nur einmal lieben, denn sie haben ihre Seele mit ihrem Herzen gegeben."

Dann standen beide einen Augenblick Auge in Auge.

„Der Grund ihrer Weigerung, Fräulein Bernay, mir so einfach und offen gesagt, nimmt derselben jede Bitterkeit für mich. Ich reise mit dem nächsten Schiffe von Schweden ab, da mein längeres Bleiben hier keinen Grund mehr hätte, mir auch unmöglich wäre. Mögen Sie glücklich sein," fügte er bewegt hinzu, indem er ihr die Hand zum Abschiede reichte. Schweigend legte sie die ihrige hinein. Lang und fest preßte er seine Lippen darauf und ging dann, ohne sich noch einmal umzusehen.

Elisabeth sank jetzt, wo sie sich nicht mehr zu beherrschen brauchte, auf die Bank zurück; und fast kam es ihr vor, als träume sie einen seltsamen Traum, in dem alles ihr weh that für sich selbst und für andere. Aber klar fühlte sie, sie habe nicht anders handeln können.

Wohl lange hätte sie da noch gesessen, wenn nicht Ebba und Otto mit den Hunden gekommen wären. „So, da finde ich Sie endlich!" sagte Ebba. „Wir suchten Sie schon an so vielen Stellen vergeblich."

„Und wir sind Onkel Ferdinand begegnet", fing der kleine Otto an, „der uns erst garnicht zu kennen schien. Ich glaube, er wollte nur spaßen."

Ebbas Blick streifte flüchtig Elisabeths bleiches Gesicht. Dann legte sie ihren Arm um deren Schulter, mit der Bitte, rasch heim zu kommen. Sie sei viel zu leicht gekleidet für einen Oktoberabend.

Das Geplauder ihrer Lieblinge brachte Elisabeth erst wieder völlig zur Besinnung; und erst, als sie spät am Abend das müde Haupt auf ihr Kissen legte, weinte sie lange und bitterlich.

„Du siehst, ich hatte recht," sagte Graf Hindrick zu seiner Frau am folgenden Tage, als er bald nach dem Frühstück mit einem Briefchen in der Hand bei ihr eintrat. „Ferdinand kommt heute Nachmittag einen Augenblick, um uns Lebewohl zu sagen. Er reist morgen ab. Er war gestern hier, hat man mir gesagt, und ich begreife nun, warum Fräulein Bernah heute so blaß und still beim Frühstück war."

* * *

Heute ist Elisabeth eine Greisin, die mit freudiger Ungeduld die Stunde erwartet, wo ihr Herr sie „heim" ruft.

Ihr Tagewerk war lang und oft recht mühevoll; aber ein wunderbarer Segen begleitete ihr Thun und Schaffen. Und sie weiß wohl, warum? Ihres Gottes Auge erleuchtete ihren einsamen Pfad mit seinem Himmelslicht. Ihres Gottes Hand führte und stützte sie. Ihres Gottes Liebe tröstete, wo jeder Erdentrost zusammenbrach.

Ende.



Das Verhältnis der evangelischen Kirche zum Staat.

Von

Ernst August von Göler.

An die Spitze unserer Abhandlung über das Verhältnis der evangelischen Kirche zum Staat stellen wir gleichsam als Titelbilder zwei Gestalten aus der Kirchengeschichte. In der ersten derselben erkennen wir den Apostel Paulus, der mit Ketten an den Kriegsknecht des heidnischen Staates gefesselt das Evangelium unseres Herrn und Heilandes mit Siegesgewalt verkündigt. Das zweite Bild stellt den Kaiser Konstantin den Großen dar, der das Christentum zur Staatsreligion in seinem römischen Weltreiche erhebt und als staatlicher Wachtposten am Ausgange der ersten großen Missionsarbeit der christlichen Kirche steht. Dort der schwache Apostel, durch den Pfahl im eigenen Fleische gehemmt, und gleichzeitig ein Gefangener der riesigsten Weltmacht, ist der Bahnbrecher für die Lehre vom Kreuze; hier der erste christliche Weltbeherrscher bezeichnet den Höhepunkt, von welchem an die innere Geisteskraft der Kirche in wahrhaft erschreckender Weise abfällt. Beide Bilder wollen wir in unsere Seelen einprägen, wenn wir an unsere schwierige Aufgabe herantreten.

Als schwierig, ja, sogar als eine der allerschwierigsten staatsrechtlichen und kirchenpolitischen Fragen darf dieselbe in der That bezeichnet werden. Die scharfsinnigsten Staatsrechtslehrer suchten sie vergeblich, jeder von seinem Standpunkte, zu lösen, und unsere hervorragendsten Theologen und Kirchenhistoriker haben sich mit ihr eingehend beschäftigt, ohne zu einem befriedigenden Schlusse zu gelangen. Wenn ich, ein Laie auf beiden Gebieten, an sie herantrete, so geschieht es nur infolge einer dringenden Aufforderung, welche von außen hierzu an mich gelangte. Die Gegenwart scheint mir im Interesse des Staates und unserer evangelischen Kirche eine eingehende Erörterung des wünschenswerten Verhältnisses beider zu einander dringend zu verlangen. Ein unbefangenes Wort zu einer solchen Besprechung soll diese Abhandlung sein.

Schon beim ersten Betreten des uns vorliegenden Gebietes begegnen uns die scharfen Gegensätze im äußeren und noch mehr im inneren Wesen von Staat und Kirche. Obwohl beide göttliche Einrichtungen sind, obwohl beide es mit dem Volke als den Bausteinen ihrer Gebäude und als dem Objekte ihrer Thätigkeit zu thun haben, und obwohl ihre Gebiete sich deshalb vielfach berühren müssen, weichen sie in ihren Zielen und in ihren Wegen zum Ziele möglichst auseinander. Mit dem Worte des Herrn „mein Reich ist nicht von dieser Welt“ kennzeichnet sich der Unterschied beider. Der Staat ist Welt im vollen, aber nicht im schlimmen Sinne des Wortes. Er ist älter als die Kirche und er ist göttlichen Ursprungs, weil die Menschheit sich nach Gottes

Willen in einzelne Völker organisch gliedert. Er gründet sich auf das äußerliche Beisammenwohnen seiner Bürger; und seine Gesetze entquellen zwar nicht religiösen Urkunden, sind aber nach menschlichem Rechtsgefühle ausgestaltet, seine Ziele liegen ausschließlich im Diesseits und sind auf das leibliche und geistige Wohlergehen seiner Angehörigen gerichtet; seine Waffen bestehen im Herrschen und Gebieten, nach Umständen durch äußere Machtmittel.

Mag man die Kirche als eine Einrichtung betrachten, die einzelne Seelen zu erretten, oder als eine Einrichtung, das Reich Jesu Christi auf Erden anzubahnen und zu fördern, so sind ihre Ziele wesentlich geistlicher Natur, ihre Mittel bestehen nicht im Herrschen, sondern im Dienen, ihre Wege führen nicht durch Macht und Herrlichkeit, sondern sie sind in der Nachfolge ihres Herrn Kreuzeswege.

Während der Staat auf ein einzelnes Volk oder auf eine Verbindung einzelner Völker räumlich begrenzt bleibt, ist die Kirche ihrer Natur nach durchaus kosmopolitisch.

Man könnte glauben, daß angesichts dieser Verschiedenartigkeit in Zielen, Wegen und der räumlichen Ausdehnung ein Nebeneinanderbestehen beider ohne Reibungen möglich gewesen wäre. Da aber beide das gleiche Objekt, das Volk, zum Gegenstand ihrer Fürsorge besitzen, und da der Staat außer seinen äußerlichen Zielen doch auch geistige und ideale anstrebt, und da endlich die Kirche nicht nur für die unsterblichen Seelen, sondern, wie ihr Herr und Meister, für den ganzen Menschen ein Herz besitzt, so waren schon sehr frühe mannigfaltige Punkte vorhanden, an welchen Staat und Kirche aufeinanderstießen.

Die Christen hätten nach dem Vorgange Jesu Christi im heidnischen Staate in aller Stille und Selbstverleugnung ihre Ziele verfolgen können. Das Wort des Heilandes „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist," wies ihnen hierzu den Weg. Alle unsere Macht, alle Gewalt über Leib und Leben war des Kaisers oder des Staates. Wo das Wort „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" den Christen nicht gestattete, einem staatlichen Gebote nachzukommen, da lehnten sie sich nicht als Aufruhrstifter gegen den Staat auf, sondern es erschien ihnen auch hier in Ordnung, dem Kaiser zu geben, was dieser verlangen konnte, und wenn es die Freiheit, und wenn es der Kopf war. Wäre es doch leicht, Gottes Gebot, der Obrigkeit unterthan zu sein, zu erfüllen, wenn man sich nach Gutdünken Ausnahmen von der Regel gestatten dürfte. Der Sohn der evangelischen Kirche steht auch heute noch in dem ausgeführten Sinne auf dem Gebote, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Unsere evangelische Kirche räumt dem Staate das volle, unbeschränkte Recht der Gesetzgebung und der Handhabung derselben ein. Die römisch-katholische Kirche beansprucht das Recht, dem Staate Gesetze zu diktieren, die evangelische nicht. Nur insoweit als die evangelischen Männer in ihrer Eigenschaft als Angehörige des Staates zur Mitarbeit im Staate berufen sind, haben sie, und zwar alsdann in ganzer Treue, sich dieser Pflicht zu unterziehen und werden dabei den Geist, der in ihnen lebt, nicht verleugnen. Also: die Christen hätten sich im Staate, auch im heidnischen Staate, zurecht finden können.

Letzterer konnte dagegen einer so geistesgewaltigen und einflußreichen Propaganda, wie diejenige der ersten Christenheit war, nicht ruhig zusehen. Zunächst wurde an seinen Lehren und Grundsätzen durch dieselbe zu sehr gerüttelt und sodann hatte ja der damalige Staat das gesamte Gebiet der Religion und der Gottesverehrung als seine Domäne angesehen. Er mußte deshalb von seinem Standpunkte aus und zur Wahrung seiner Rechte mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, also nach Umständen auch mit dem Schwert, dem Umsichgreifen der christlichen Lehre entgegentreten. Es mußte deshalb, solange die staatlichen Machthaber nicht selbst zum Christentum bekehrt wurden, zu jenem Kampfe kommen, den wir die Christenverfolgungen nennen.

Als später, namentlich seit Konstantin d. Gr., nicht nur die Mehrzahl der Volksmassen, sondern die Großen im Staate sich zum Christentum bekehrten, trat die Zeit der Verständigung zwischen Staat und Kirche ein. Es lag hierbei für ersteren nahe, einfach an die Stelle seiner heidnischen Götter den christlichen Gott zu setzen und seiner

gesamten Gesetzgebung die evangelische Lehre zu Grunde zu legen, womit der theokratische Staat nach altisraelitischem Vorbilde wieder hergestellt worden wäre.

Wenn dies damals nicht erfolgte, und wenn auch im ferneren Verlauf der Geschichte alle Versuche der Errichtung theokratischer Staatswesen scheiterten, so liegt die Ursache darin, daß Gottesreich und Weltreich sich so wenig wie Wasser und Feuer verbinden lassen, solange nicht die Welt in aller Menschen Herzen überwunden ist. Es hat sich noch immer in der Geschichte furchtbar gestraft, wenn göttliche Ziele auf weltlichen Wegen oder weltliche Zwecke durch geistliche Mittel angestrebt wurden. Dieses Hinken auf beiden Seiten wird aber stets bei theokratischen Bestrebungen sich offenbaren, solange nicht der Herr selbst sein Reich auf Erden von oben her einnehmen wird. Rein geistliche, göttliche Ziele zu verfolgen und dabei auch nur auf geistlichen Wegen zu wandeln, gelingt nur wenigen, nur wahrhaft Bekehrten. Bei den Versuchen, einen Staat theokratisch zu organisieren und zu regieren, werden deshalb jederzeit auch weltliche, rein staatliche Bestrebungen sich einmischen, und die Neigung sich einstellen, zu staatlichen Mitteln des äußeren Zwanges zu greifen. Wenn dies schon im alten israelitischen Volke der Fall war, in welchem die unmittelbaren göttlichen Leitungen durch die Richter jedermann erkennbar eingriffen, wenn dort schon das Verlangen nach weltlicher Herrlichkeit durch Einsetzung des Königtums, durch Allianzverträge mit heidnischen Staaten und dergleichen sich bekundete und die Theokratie im Lebensnerv zerstörte, so erwies sich die Theokratie noch weit undurchführbarer in den späteren Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, als die Bekundungen des heil. Geistes im großen mehr und mehr zurücktraten, und der weltliche Geist auch in die christliche Kirche einkehrte.

Letzteres geschah aber von dem Augenblicke in vermehrtem Maße, als mit der Erhebung der christlichen Lehre zur Staatsreligion durch Konstantin d. Gr. die christliche Kirche scheinbar über den heidnischen Staat gesiegt hatte. Wir bezeichnen jenen Erfolg als einen Scheinsieg; denn Konstantin, unter dessen Schutz die Kirche sich jetzt stellte, blieb in erster Reihe ein weltlicher Staatsmann und ließ sich auch nicht auf dem Sterbebette taufen, was ihn aber nicht abhielt, als das Haupt des Nicäischen Konzils aufzutreten. Ermattet in dem langen Kampfe gegen den heidnischen Staat, fühlte die Kirche sich nunmehr wie in einen sichern Hafen eingelaufen, sie hielt Fleisch für ihren Arm, erlahmte im Kampfe und litt einen unsagbaren Schaden in ihrer inneren Lebenskraft. Geffken sagt in seinem Werke „Staat und Kirche" mit Bezug auf die weitgehenden Vorrechte, welche damals der Kirche, insbesondere den Bischöfen zufielen: „Nichtsdestoweniger wirkten diese weltlichen Vorteile, mit denen die bisher verfolgte, nun triumphierende Kirche plötzlich überschüttet ward, höchst schädlich auf dieselbe." Selbst ein Mann wie Athanasius suchte in den Kämpfen gegen Arius durch die Macht des heidnischen Kaisers zu siegen, und Bischof Eusebius von Cäsarien wagte das Gastmahl, das der mit dem Blut seiner nächsten Angehörigen befleckte ungetaufte Fürst den Mitgliedern des Konzils gab, ein Abbild des Reiches Christi zu nennen. Das war die Wirkung des staatlichen Schutzes auf die Kirche.

Aber auch der Staat wurde durch die Vereinigung mit der Kirche in seinem eigenartigen Wesen geschädigt. Es gehört zu seinem Wesen, daß er auf seinem Gebiete sich absolut souverän bewegen kann. Wohl hat er seine Einrichtungen und seine Gesetze nach höheren Gesichtspunkten zu bilden, und so insbesondere derjenige Staat, welcher ein christlicher sein will, sich nach christlicher Denkungsweise zu richten; er kann aber nun und nimmermehr dulden, daß eine andere Macht ihm dabei hineinspricht und ihm Vorschriften geben will. Dies geschah aber bereits in vollem Maße noch zu Konstantins Lebzeiten, indem die bischöflichen Gerichte selbständig neben den weltlichen über kirchliche und bürgerliche Vergehen urteilten, und die weltliche Behörde sodann wie der Diener der Kirche die Urteile der letzteren vollstrecken mußte.

Immer mehr vertauschten Staat und Kirche ihre Rollen, und verlor jedes derselben von seiner gottgewollten Eigenart. Papst Gregor fordert den Kaiser Heinrich nach

Canossa und Innocenz konnte auf Grund der errungenen Machtstellung die Behauptung aufstellen, daß Gott Petrus nicht nur die Regierung der ganzen Kirche, sondern der ganzen Welt übergeben habe. Bonifacius nannte sich aber offen und feierlich „Cäsar und Imperator".

Noch nicht tausend Jahre der unklaren Vermengung von Staat und Kirche hatten genügt, um aus der Kirche Jesu Christi ein weltförmiges Gebilde zu schaffen und den Staat in verkehrte Geleise zu bringen. Wohl haben außer der Vereinigung beider noch andere Momente dieses betrübende Ergebnis herbeigeführt; aber wo und wann die Kirche als solche sich in das staatliche Gebiet oder der Staat in die inneren Angelegenheiten der Kirche eingemischt hat, hat es noch jederzeit ungesunde Früchte erzeugt.

Die Reformation befreite zunächst das Gewissen der einzelnen vom Drucke der mittelalterlichen Kirche. Indem sie dies that, mußte sie auch eine neue Auffassung über das Verhältnis von Staat und Kirche ergeben. Sie brach mit dem Prinzipe, daß das Kaisertum eine göttliche Institution nur insofern sei, als es seine Weihe von dem unmittelbar von Gott eingesetzten Stellvertreter Christi ableite. Und mit der Verneinung der maßgebenden Autorität der Kirche machte sie den Staat von dieser unabhängig. Deshalb sagt die Augsburger Konfession (II, 7): „Also darf man geistliche und bürgerliche Gewalt nicht vermischen. Die geistliche hat den Auftrag, das Evangelium zu lehren und die Sakramente zu verwalten. Sie soll sich nicht in ein ander Amt hineindrängen, nicht die weltlichen Regierungen übertragen, nicht die Gesetze der Obrigkeiten abschaffen, nicht den gesetzmäßigen Gehorsam aufheben, nicht das Richten über bürgerliche Anordnungen und Verträge hindern, nicht der Obrigkeit Vorschriften über die Form des Staates geben, da Christus sagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Luther war deshalb auch ein entschiedener Gegner aller theokratischen Bestrebungen, wie sie uns in Münzer, Karlstadt, Calwin und den Puritanern entgegentreten.

Da er für die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche kämpft, tritt er auch sehr entschieden gegen die bindende Gültigkeit des kanonischen Rechts auf, weil er in ihm eine ungehörige Vermischung von Geistlichem und Weltlichem erblickte. So verwirft er bekanntlich die ganze Ehegesetzgebung des kanonischen Rechts, indem er anerkennt, daß die Ehe dem Gebiet des Staats angehöre, während die kirchliche Weihe nur als Anerkennung der höheren sittlichen Momente hinzutritt.

Andrerseits verkennt er aber nicht die hohe Bedeutung christlicher Grundsätze auch für den Staat und sein Regiment. Die Reformation war weit entfernt davon, die absolute Gewalt des Staates an die Stelle der unbedingten Souveränität der Kirche zu setzen, die Omnipotenz des Papstes auf den Staat zu übertragen. Hiermit waren jene Grundsätze gefunden, welche heute nahezu von jedem Staatsrechtslehrer — wenn wir von denjenigen ultramontaner Richtung absehen — vertreten werden, und welche z. B. auch die Grundlage des badischen Kirchengesetzes von 1860 bilden.

Aber wie bei dem fleischlichen Sinn des Menschen die reinen geistlichen Lehren des Evangeliums in der Praxis zu der verweltlichen Kirche des Mittelalters auswuchsen, so sehen wir auch diese schönen Theorien über Staat und Kirche im Verlaufe der Reformation nur zu rasch verlassen. An die Stelle des einen Uebels tritt ein anderes Uebel; wie bisher die Kirche den Staat beherrscht hat, so greift nun letzterer mit schwerer Hand in die Fragen der ersteren ein. Schon Luther erkannte diese Gefahr und meinte: „Satan bleibt Satan, unter dem Papst schob er die Kirche in den Staat, in unserer Zeit will er den Staat in die Kirche schieben." Wenn er aber fortfuhr: „Wir indes wollen mit Gottes Hülfe dem widerstehen und männlich beider Beruf getrennt zu halten suchen," so hat er dabei seine Kraft überschätzt.

Schneller als er erwartete, mengte sich in die rein geistlichen Bestrebungen weltliche Interessenpolitik der verschiedensten Art und aus den verschiedensten Lebenskreisen. Aus dem unterdrückten Bauernstande flammte jene sociale Revolution auf, die unter dem Namen der Bauernkrieg fleischliches und geistliches wunderbar vermengte und in ihrem

tragischen Untergang die religiöse Reformation im Auge der Gewaltigen schwer schädigte. Wie Luther gegen diesen Aufstand protestierte, ist bekannt. Er verweigert aber auch jener adeligen gewaltsamen Erhebung Huttens und Sickingens seine moralische Stütze, ohne damit freilich verhindern zu können, daß das Odium beider Bewegungen von den Fürsten ihm zugeschoben wurde.

Alle diese weltlichen Eingriffe in den Verlauf der Reformation hätte derselben keinen tiefern Schaden beizubringen vermocht, wenn nicht wie ein giftiger Mehltau auf eine verheißungsvolle Saat der unheilvolle Abendmahlstreit die gesunde Fortentwickelung gehemmt hätte. Von ihm an war die ursprüngliche Jugendkraft dieser lauteren, rein religiösen Bewegung in ihrem innersten Lebensmarke getroffen und vermochte so wenig den weltlichen Mächten Widerstand zu leisten, welche sich ihrer zu ihrem eigenen Vorteil bemächtigten, als die christliche Kirche im Kampfe gegen den Arianismus einem Konstantin dem Großen zu widerstehen vermochte.

So sah sich Luther nach Verbündeten zur Durchführung seines Werkes um und fand, da der Kaiser selbst nicht gewonnen werden konnte, unter den Menschen keine andere Stütze, als die der Reformation geneigten Reichsstände.

Damit trat die evangelische Kirche, wie einst die altchristliche Kirche unter Konstantin, in eine unheilvolle Verbindung mit der weltlichen Macht.

Eine organisierte Kirche bedarf so gut einer obersten, durch einen oder mehrere Menschen dargestellten Spitze als ein Staatswesen. Luther erkannte vollständig, wie wichtig es gewesen wäre, die Kontinuität der bischöflichen Gewalt zu erhalten, sofern diese nur kein göttliches Recht mehr beanspruchen wollte. Da aber in Deutschland die Bischöfe Gegner der Reformation waren, und da die weltlichen Fürsten die Bistümer nicht an evangelische Geistliche zu übertragen wagten, weil diese Bistümer Glieder des Reichs waren, so blieb nichts übrig als das Summepiskopat den Fürsten anzuvertrauen. Luther wollte dieselben aber nur als Notbischöfe gelten lassen.

Gewiß wollen wir den Dank, welchen wir Luther dafür schulden, daß er die evangelische Wahrheit aus dem Schutte einer tausendjährigen Mißleitung und Verdunkelung wieder an den Tag brachte, nicht verkleinern; aber der Organisator in ihm steht hinter dem Reformator zurück. Es war nur eine Konsequenz dieses neuen Staatskirchentums, wenn im Jahre 1540 in Sachsen zur Leitung der kirchlichen Verhältnisse Konsistorien errichtet wurden, welche aus Juristen und Theologen zusammengesetzt waren. Mehr und mehr erweiterte sich der Geschäftskreis dieser neuen Behörden, in welchen das juristische Element bald das Uebergewicht gewann. Sie entschieden über Reinheit und Einheit der Lehre und des Kultus, Regelmäßigkeit des Kirchenbesuchs, Empfang der Sakramente u. s. f. Die Kirchenzucht wurde weltliche Polizei. Diese neuen Anordnungen entsprachen dem in Deutschland geltenden Grundsatze „cuius regio eius religio“.

Von ganz andern Grundgedanken ausgehend, war auch die Schweizer Reformation zur Verschmelzung von Staat und Kirche gelangt. Für Zwingli war die Kirche nur die geistliche Seite, der Staat die weltliche Seite des organisierten Volkstums.

So tritt die evangelische Kirche von neuem unter staatlicher Bevormundung, durch den Abendmahlstreit gespalten und von den Hauptzielen der Reformation abgelenkt, innerlich halb geknickt in das 17. Jahrhundert und seine weltlichen Kämpfe unter religiösem Feldgeschrei ein. Die lutherischen Landesfürsten verfolgten die Reformierten, die reformierten Fürsten die Lutheraner als ketzerisch.

Die Geistlichkeit bewegte sich in theologischen Zänkereien und der edle Valentin Andreä bricht in bittere Klagen darüber aus, daß man die Religion zu einer gelehrten Wissenschaft gemacht und darüber das christliche Leben vernachlässigt habe; die Herrschaft des Papstes habe man abgeworfen, aber viele kleine Päpste eingesetzt.

Geschwächt ging die evangelische Sache in den 30jährigen Krieg, noch mehr geschwächt ging sie aus demselben heraus. Trotz der errungenen Parität hatte die Gegenreformation weite Provinzen zurückerobert, und die evangelischen Staatskirchen stehen sich bureaukratisch

erstarrt noch vielfach feindlich gegenüber. Wie ein verheißungsvoller Morgenstern leuchtet in diese Nacht eine Verordnung des großen Kurfürsten, in welcher derselbe als ein reformierter Fürst vorschrieb, „daß Jeder im Lande, der da wolle, bei des Herrn Lutheri Lehre und der augsburgischen unveränderten Confession verharren möge und Allen und Jedem ihre libri Symbolici ungekränkt bleiben sollten."

Gegen diese kalte, starre, leb- und geistlose Auffassung des Verhältnisses von Staat und Kirche erfolgten im Verlauf eines weiteren Jahrhunderts entschiedene Proteste von zwei einander entgegengesetzten Seiten und mit entgegengesetzten Zielen; vom Pietismus und vom Rationalismus. Speners Pia desideria gaben den Anstoß zu einer neuen Auffassung von Obrigkeit, Geistlichkeit und Gemeinden, indem er das Prinzip des allgemeinen Priestertums von neuem betonte. Seiner Anregung folgten sodann die staatsrechtlichen Ausführungen von Thomasius und Böhmer, welche das religiöse Gewissen vor aller äußern Gewalt zu schützen suchten. Indem sie dem Staate unbedingte Gewalt auch in Religionssachen zuerkannten, stellten sie für denselben als oberstes Prinzip bei Ausübung derselben die weitgehendste Toleranz auf.

Weit tiefer griffen sodann in diese Fragen die Lehren der französischen Freidenker ein, an deren Spitze Montesquieu, Voltaire und Rousseau standen. Unter ihnen bewahrt letzterer noch am meisten Idealität; seine Lehren sind aber ebenso sehr mit jedem Staatswesen, als mit jeder Religionsgestaltung unvereinbar. Er verlangt eine Staatsreligion mit einem Minimum von Dogmen; man kann zwar die Einzelnen nicht zwingen, diese Lehren zu glauben, man kann sie aber verbannen, wenn sie es nicht thun, denn der Staat kann nicht Mitglieder dulden, welche seinen Gesetzen Gehorsam weigern; wer sich äußerlich zu diesen Artikeln bekannt hat „et se conduit comme ne les croyant pas", soll mit dem Tode bestraft werden. Aus dieser Saat wuchsen die Massenhinrichtungen der französischen Revolution heraus, deren Führer von der Theorie rasch zur Praxis übergingen.

Diese modernen Lehren gewinnen um so mehr Einfluß, als die hervorragendsten Fürsten jener Zeit sich zu ihnen mehr oder weniger bekennen und sie in ihren Staaten zu verwirklichen suchen, so vor allem Joseph II. und Friedrich der Große. Den handgreiflichsten Ausdruck fanden diese Lehren in den umfassenden Säkularisationen von Kirchengütern. Bedenklicher als der Einzug der Kirchengüter war für die päpstliche Kirche die vollständige Ignorierung des kanonischen Rechtes in den modernen Staaten nach der französischen Revolution. Denn mit diesen Rechten fielen zahlreiche Institutionen, welche das Recht der katholischen Kirche zur Voraussetzung hatte. In den einzelnen deutschen Gebieten gestalteten sich nach den territorialistischen Grundsätzen die buntesten Verhältnisse. Vielfach griff der Staat tief in das Gebiet der Kirche ein. Es ist heute von Interesse, was Geffken über die damaligen Verhältnisse im Großherzogtum Baden sagt:

„Wenn man in Baden, Hessen und Nassau weniger gewaltsam verfuhr, so lag das teilweise in der Persönlichkeit der Fürsten, wie des badischen Karl Friedrich, teils darin, daß in diesen bunt zusammengewürfelten Staaten die Kirche keine Macht war wie die katholische in Baiern, die protestantische in Württemberg. Im Gegenteil war die Universität Freiburg, welche Baden mit dem Breisgau erworben, ein Hauptsitz der josephinischen Kirchenlehre gewesen, welche das Staatsregiment über die Kirche einer protestantischen Regierung ebensowohl einräumte als der früheren katholischen, weshalb auch die hier gebildete Geistlichkeit keinen Widerstand gegen die durchaus territorialistische Organisation erhob, welche der Großherzog einführte."

In der That verlief die Neuregelung des Verhältnisses der Kirche zum Staat nach der französischen Revolution in Baden äußerst ruhig. In Württemberg bedurfte es der ganzen Gewaltsamkeit des Königs Friedrich, um die große Selbständigkeit der dortigen evangelisch-lutherischen Kirche zu brechen. Der Absolutismus des Königs wollte eine solche Macht in seinem Lande nicht dulden, er nahm der Kirche ihr gesamtes auf 30 Millionen fl. berechnetes Vermögen, vereinigte es mit dem Staatsgut und unterstellte

die ganze Kirche den staatlichen Behörden. Von allen Rheinbundstaaten zeigte nur Baden unter der Regierung Karl Friedrichs ein Verständnis für die wirklichen Aufgaben der Kirchengesetzgebung.

Ein dem Ministerium des Innern unterstellter Oberkirchenrat handhabte seitdem die landesherrliche Kirchengewalt; jede Gemeinde erhielt ihren Kirchengemeinderat, welcher für die Diöcesansynode Abgeordnete wählte, zu denen sämtliche Pfarrer traten; über dieser stand die Generalsynode. Hierdurch war die evangelische Landeskirche in Baden vollständig zu der weiteren Selbständigkeit vorbereitet, welche ihr im Jahre 1860 durch das staatliche Kirchengesetz eingeräumt wurde.

Während in sämtlichen europäischen Staaten, wie wir gesehen haben, in der Epoche nach der französischen Revolution die evangelische Kirche unter staatliche Bevormundung gestellt blieb, war eine vollständige Trennung der Kirche vom Staate nur in Nordamerika durchgeführt, und hat sich daselbst, wie wir im weiteren sehen werden, über alles Erwarten gut bewährt.

Die gesamte geschichtliche Entwickelung, wie wir sie rasch an unsern Blicken vorüberziehen ließen, und die günstigen Erfahrungen, welche man in Amerika mit der Trennung der Kirche vom Staate gemacht hat, blieben nicht ohne Einfluß auf die Theorie unseres heutigen Staatsrechts. Seine Lehrer erklären sich nahezu ausnahmslos für die Selbständigkeit der Kirche vom Staate, wobei sie zwei Stufen dieser Selbständigkeit unterscheiden: vollständige Trennung und teilweise Sonderung.

Unter Trennung versteht man das in Nordamerika durchgeführte System der Indifferenz des Staates gegenüber der Kirche. Es wurde daselbst Staatsgrundsatz, daß „der Kongreß nie ein Gesetz geben dürfe, wodurch eine Religion zur herrschenden erklärt oder die freie Ausübung einer anderen verboten werde.“ Dieses System ging ursprünglich nicht von einer Gleichgültigkeit gegen das Christentum aus, sondern aus der Erinnerung an die kirchlichen Verfolgungen des Mutterlandes. Duldung der verschiedenen religiösen Gemeinschaften schien das Wesentliche, nicht Negation derselben. So geht der amerikanische Staat nicht vollständig unbekümmert um die Religion herum; auch er stellt Geistliche auf den Kriegsschiffen und in seinen Zuchthäusern an, und die Sitzungen des Kongresses werden mit Gebet eröffnet, welches Geistliche sprechen; ja er ehrt die Kirchen dadurch, daß er den Geistlichen zum Teil Privilegien einräumt, die sie selbst in der Staatskirche nicht genießen, z. B. als ganz selbstverständlich die Befreiung vom Geschworenen- und Militärdienst; wogegen Geistliche freilich niemals ein politisches Amt versehen dürfen. Die Staatsgesetze enthalten weit strengere Vorschriften über die Sonntagsfeier als die deutschen. Sie weisen den Laien einen entscheidenden Einfluß auf die Verwaltung des Kirchenvermögens zu und begrenzen den Vermögenserwerb der kirchlichen Genossenschaften. Obwohl letztere zum Betrieb der durchaus freiwilligen Kirchensteuern nicht die geringste Staatshülfe erfahren, wurde wahrhaft Großartiges geleistet, wofür eine rasch wachsende Zahl von Kirchen und kirchlichen Anstalten zeugen. Als eine große Schattenseite des amerikanischen Systems muß aber die Abhängigkeit der Geistlichen von den Gemeindegliedern hervorgehoben werden, welche sie bezahlen. Sie wagen es kaum, Uebelständen entgegenzutreten, deren öffentliche Rüge sie unbeliebt machen könnte. So hat vor dem Bürgerkriege kein Prediger im Süden einen Tadel gegen die Sklaverei laut werden lassen. Auch verschärft die vollständige Unabhängigkeit der Kirchen sehr wesentlich die Schroffheit, mit welcher sie sich gegenseitig behandeln.

An die Stelle des amerikanischen Systems der Trennung sehen wir in Europa mehr und mehr den Grundsatz der teilweisen Sonderung ihrer Gebiete treten, d. h. das Streben, die Gebiete des Staates und der Kirche rücksichtsvoll auseinanderzusetzen. Hierbei sucht man die Hoheit des Staates vollständig zu wahren, die Selbständigkeit der Kirche zu schützen und die Beziehungen zwischen beiden, der Würde und der Bedeutung beider entsprechend, zu pflegen. Man faßt hierbei nicht mehr den Staat als den Leib und die Kirche als den Geist der Christenheit auf, sondern erkennt beiden Leib

und Geist zu. Cavour hat dieses moderne Prinzip bekanntlich in die Formel „freie Kirche im freien Staate“ gefaßt, eine Formel, welche sofort von den Ultramontanen acceptiert wurde, um sie zur Herrschaft der Kirche auszubeuten und die Hoheit des Staates zu leugnen.

Folgen dieses Systems sind:

a. Der Staat steht außerhalb der Kirche und ist nicht mehr ein Konfessionsstaat. Frei von jeder kirchlichen Autorität, freilich leider oft auch von der göttlichen Autorität, erläßt er seine Gesetze.

b. Der Staat bestimmt demnach auch die Bedingungen und die Grenzen der kirchlichen Selbständigkeit.

c. Die Kirchenämter und die Staatsämter sind auseinander zu halten. Wo der Landesfürst gleichzeitig Landesbischof ist, darf das Kirchenregiment nicht durch das politische Staatsministerium, sondern nur durch eine kirchliche Oberbehörde (Oberkirchenrat) ergänzt werden.

Wenn sich das moderne Staatsrecht hauptsächlich in diesen beiden Systemen der Trennung und der Sonderung zwischen Staat und Kirche bewegt und die alte Lehre vom Staatskirchentum verwirft, so sehen wir in der Praxis keine unserer politischen Parteien einen grundsätzlichen Standpunkt zu dem einen oder anderen dieser Systeme einnehmen. Man kann wohl sagen, daß es mehr die extremen Parteien auf beiden Flügeln sind, welche unbedingt das amerikanische Prinzip verlangen, während die gemäßigten Parteien mehr das System der Sonderung in verschiedenen Abstufungen anempfehlen; aber wir gewahren auch, daß sobald die eine oder andere Partei an das Ruder des Staates gelangt, sie auch jederzeit mit jedem Jahre ihrer Herrschaft ihren Standpunkt mehr und mehr von dem System der Trennung zum Staatskirchentum hin verschiebt.

Wir wollen hierfür nur in aller Kürze auf Preußen und Baden verweisen. Zur Zeit des konservativen Regiments in Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. hat der Führer der Konservativen, der Staatsrechtslehrer Stahl in seinem Werke „Die Kirchenverfassung der Protestanten“ dem Staate nicht bloß das Recht zuerkannt, zu prüfen ob die kirchlichen Anordnungen nicht der öffentlichen Wohlfahrt schaden und das Recht verletzen, sondern auch die Pflicht, ob dieselben in der religiösen Wahrheit begründet und auch kirchlich gerechtfertigt seien. Von liberaler Seite wurde dagegen die Selbständigkeit der Kirche gefordert. In der liberalen Epoche gewahren wir die Liberalen in den Kulturkampfgesetzen tief in das rein kirchliche Gebiet eingreifen, und heute bekämpfen sie aufs Heftigste die Forderungen des konservativen Führers Hammerstein nach größerer Selbständigkeit der protestantischen Kirche, so daß die beiden Parteien in dieser Frage ihre Grundsätze mit ihrer Machtstellung vollständig vertauscht haben.

Auch die kirchlichen Entwicklungen in Baden während der letzten 30 Jahre bestätigen diese Erfahrung. Als mit wahrhaft freisinnigen Gesinnungen der Liberalismus im Jahre 1860 das Konkordat mit Rom verworfen und die Lenkung des Staates übernommen hatte, da erschien im Oktober desselben Jahres jenes für die kirchlichen Verhältnisse grundlegende Staatsgesetz, in welchem den verschiedenen Kirchen und Religionsgesellschaften des Landes die freie und selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten gewährleistet wurde. Die liberale Richtung blieb seither am Ruder; nach 1866 wechselte aber das Ministerium, und nun sehen wir dieselbe liberale Mehrheit in der unglücklichen Zeit des Kulturkampfes da und dort den Versuch machen, die Kirche von neuem unter die Kontrolle des Staates zu bringen. Ich erinnere an die Stellung der staatlichen Organe zum Altkatholizismus, an das sogenannte Dotationsgesetz mit seinen Reversen und ferner an den thatsächlichen Umstand, daß die gesamte liberale Presse die Hammersteinschen Anträge, welche für Preußen der Hauptsache nach nur das verlangen, was der Liberalismus in Baden aus eigener Initiative gegeben hat als unerhörte extreme Forderungen eines hyperkonservativen Genossen Stöckers bekämpft.

Werfen wir die Frage auf, was wir selbst heute für das Verhältnis der Kirche zum Staat anstreben sollen, so ist Theorie und Praxis wohl zu scheiden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wenn es gelten würde, auf geschichtlich unbebautem Boden einen neuen Staat und eine neue evangelische Landeskirche aufzubauen, die große Mehrheit der Staatsrechtslehrer, der Kirchenpolitiker und der Parlamentarier sich nicht allein gegen das Staatskirchentum, sondern für die Trennung beider nach amerikanischem Vorbilde entscheiden würde. Erscheint dieses System doch prinzipiell als das allein richtige, und hat es sich doch über dem Ocean unbestreitbar bewährt.

Etwas anders liegt die Frage freilich in Europa, besonders in Deutschland, wo eine mehr als tausendjährige Geschichte Staat und Kirche wunderbar ineinander geflochten und unser Volk an das Staatskirchentum so gewöhnt hat, daß ein plötzlicher Uebergang in jeder Hinsicht verhängnisvoll wirken müßte. Ein unvermittelter Systemwechsel von einem Extrem zum andern würde die Gewissen in bedenklichster Weise verwirren. Unsere Halb- und Viertelgebildeten würden in der indifferenten Stellung, welche der Staat zur Kirche einnehmen würde, nur ein laut sprechendes Zeugnis der maßgebenden, sogenannten gebildeten Lebenskreise dafür erblicken, daß die Kirche sich überlebt habe und keine Beachtung mehr verdiene. Unsere evangelische Kirche selbst, gewohnt am Gängelband des Staates sich zu bewegen, würde unvorbereitet auf das hochwogende Meer menschlicher Ansichten geschleudert und in ihrer Fortexistenz bedroht werden. Wir verweisen in dieser Beziehung nur auf den äußerlichen Umstand, daß die Kirchenglieder in vielen Ländern durchaus ungewohnt sind, eine Kirchensteuer zu entrichten, weil man die Kirche noch allzusehr als ein staatliches Ressort auffaßt, kaum anders als unsere Gerichtseinrichtungen. Die Erfahrungen, welche man in dieser Beziehung in Karlsruhe machte, als man für den Kirchenbau eine freiwillige Kirchensteuer erhob, sind lehrreich. Es kam nicht allein nur wenig zusammen, sondern es erfolgten lebhafte Proteste gerade aus den Kreisen der Vermöglichen und Reichen gegen diese „neue" Steuer. Bei der vollständigen Trennung von Kirche und Staat kann es sich aber stets nur um eine freiwillige Kirchensteuer handeln, zu deren Einzug der Staat seinen Arm nicht leiht. Man muß unser evangelisches Volk von neuem daran gewöhnen, die Kirche als seine Sache anzusehen, für welche es einzustehen, für die es zu sorgen und beizusteuern hat. Wir erkennen aber in dieser mehr äußerlichen Frage, wie sehr unsrer evangelischen Kirche die für eine absolute Selbständigkeit erforderliche Grundlage in der Masse des Volks bis heute noch fehlt.

Glücklicherweise ist die Lage der evangelischen Kirche in Deutschland im allgemeinen eine derartige, daß eine sofortige absolute Trennung vom Staate nicht als dringend geboten bezeichnet werden kann. Die Nachteile jener Verbindung werden selbstverständlich in jenen Landeskirchen am meisten empfunden, in welchen das alte Staatskirchentum noch am meisten fortwirkt, so vor allen in der größten deutschen Landeskirche, in der preußischen.

Hier, wo zwischen dem Summepiskopus und der Kirche noch staatliche Instanzen bestehen, erscheint ein baldiger Uebergang vom Staatskirchentum zur Sonderung der beiden Gebiete im Geiste der Hammersteinschen Anträge angezeigt.

Wohl mahnt aber die rasche Entwickelung aller unserer öffentlichen Verhältnisse, der staatlichen und socialen Zustände und die Verschärfung in den konfessionellen Gegensätzen, Vorbereitungen zu einer größeren Selbständigkeit zu treffen. Wissen wir doch nicht, ob und wann uns eine vollständige Lostrennung vom Staat aufgenötigt werden wird, wo es alsdann not thun wird, auf eigenen Füßen stehen und gehen zu können.

Die bezüglichen Verhältnisse in Baden sind nicht ohne allgemeines Interesse. Da die Bevölkerung des Landes zu zwei Dritteilen katholisch ist, sollte, streng genommen, der Kultusetat des Staats dieses numerische Verhältnis einigermaßen beachten. Dies geschieht auch im ordentlichen Etat, indem derselbe für die Budgetperiode 1890/91 jährlich bei der katholischen Kirche nahezu 200 000 Mk., bei der evangelischen etwas über 100 000 M.

beträgt. Im außerordentlichen Etat scheint aber dieses Verhältnis nicht gewahrt. Derselbe wirft für beide Jahre der Budgetperiode bei der katholischen Kirche 400 000, bei der evangelischen Kirche 500 000 Mk. als staatliche Dotation für gering besoldete Kirchendiener aus. Die katholische Centrumsfraktion der zweiten Kammer hat auch nicht versäumt, in geradezu verletzender Weise sich gegen diesen Verteilungsmaßstab zu erklären, so daß aus evangelischen Kreisen laut das Verlangen nach einem allgemeinen Kirchensteuergesetz erhoben und von der Regierung ein solches auch für den nächsten Landtag zugesagt wurde. Es ist aber auch zu befürchten, daß der Staat selbst auf die Dauer so bedeutende Zuschüsse nicht gewähren werde, ohne einen größern Einfluß auf die Verwaltung des Kirchenvermögens und dadurch auf die Angelegenheiten der Kirche im allgemeinen wieder zu gewinnen. An Andeutungen nach dieser Seite hat es nicht gefehlt.

Es sind dies unhaltbare Zustände, welche auf eine größere finanzielle Selbständigkeit der Kirche hindrängen. Unserer Kirche ist mit dem Rechte, eine freiwillige Steuer zu erheben, nicht gedient; sie muß das Recht gewinnen, die von den kirchlichen Organen ausgeschriebene Steuer auch im Wege des Zwangs einzutreiben. Nicht als ob unsere evangelischen Kreise nicht opferwillig wären, wenn es gilt religiöse Unternehmungen zu fördern. Gewiß nicht. Dies beweisen alle Werke der innern und äußeren Mission hinreichend; aber die Landeskirche als solche wird vielfach noch zu sehr als ein Anhängsel des Staats betrachtet.

Will man mit einer Kirchensteuer vorgehen, so empfiehlt sich freilich für den Anfang die allergrößeste Vorsicht. Viel hängt von den Bestimmungen und von der verständnisvollen Anwendung des betreffenden Gesetzes ab.

Selbstverständlich darf die Nichtentrichtung der Steuer nicht geistliche Strafen (Ausschließung vom Genuß der Sakramente u. dgl.), sondern höchstens Beschränkung von verfassungsmäßigen Rechten (aktives und passives Wahlrecht u. s. f.) nach sich ziehen. Die ärmeren Schichten der Kirchengemeinde müssen von derselben ganz befreit bleiben, und außerdem wird es sich nach unserem Dafürhalten empfehlen, jederzeit neben jener Zwangssteuer eine freiwillige Steuer zu erheben. Letzteres, um durch größere Gaben einzelner das Steuerbedürfnis herabzudrücken, um den Aermeren, welche nicht zur Zwangssteuer zugezogen werden, Gelegenheit zu bieten, ihr Scherflein beizuschießen, und endlich, um die Kirchenglieder auch allmählich an diese freie, für die Selbständigkeit der Kirche vom Staate durchaus erforderliche Steuerart zu gewöhnen, welche in Amerika die einzige ist. Es wird sich ferner empfehlen, diese Steuer nicht für einen bestimmten, nach Umständen diskutabeln Zweck zu erheben, sondern sie zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse im allgemeinen auszuschreiben.

Wenn diese Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, können wir die vielfach gehegte Befürchtung nicht teilen, daß Massenaustritte aus der Kirche erfolgen würden. Vielleicht werden in den Städten, in den sog. gebildeten Kreisen da und dort größere Gruppen der Kirche den Rücken kehren; auf dem Lande doch nur wenige, und auch diese werden wiedergewonnen werden können, da sie ja nicht von der Kirche und ihren Wohlthaten ausgeschlossen werden.

Bei dieser Gelegenheit müssen auch Uebelstände in der Verfassung der meisten evangelischen Landeskirchen beseitigt oder wenigstens gemildert werden, Uebelstände, welche infolge der langen Vereinigung von Staat und Kirche in die Verfassungen hineingeraten sind. Man war so sehr entwöhnt, die Kirche sich als eine selbständige Einrichtung mit besonderem Charakter, besonderen Bedürfnissen und Lebensbedingungen vorzustellen, daß man ihre Verfassung zu sehr nach staatlichem Muster aufgebaut hat. Schon die Grundlage ist eine falsche. Der Staat hat es mit der gesamten Bevölkerung zu thun, welche innerhalb seiner Grenzen sich aufhält; bei der Kirche liegt die Frage wesentlich anders.

Die Grundlage und die Einheit der Kirche liegt immer in dem Bekenntnis. „Das Bekenntnis aber fordert die Gemeinschaft der Gleiches Bekennenden, denn nur dazu bekennt der einzelne laut seinen Glauben, damit er seinen Glaubensgenossen sich anschließe

und seine Beziehungen zu ihnen regle, die bekennende Gemeinde ist somit der Grundstein aller protestantischen Kirchenverfassung" (Geffken S. 227). Dies wurde bei der Verfassung der meisten Landeskirchen zu wenig berücksichtigt. Wohl wissen wir, daß man für das Bekenntnis im einzelnen einen Spielraum lassen muß; auch liegt es uns durchaus ferne, diejenigen, welche sich jenem von der Kirche aufgestellten Bekenntnis nicht vollständig anzuschließen vermögen, von ihren Einrichtungen und Wohlthaten auszuschließen. Ist doch alles Volk Objekt der liebenden Fürsorge der Kirche. Aber wer Rechte, verfassungsmäßige Rechte ausüben will, von dem muß man verlangen, daß er sich zum Glauben dieser Kirche bekenne.

Statt der Bekenntnisgemeinde haben wir in der Parallele mit der staatlichen Gemeinde die Kirchspielgemeinde, und darin liegt ein großes Hemmnis für die freie Bewegung, für die Selbständigkeit der Kirche. Wenn man heute im ganzen, wie wir durchgeführt haben, wenig Opferwilligkeit für die Kirche als solche findet, so liegt der Grund ganz wesentlich in dem Mangel einer Bekenntnisgemeinde. Will man die Selbständigkeit der Kirche vom Staate für künftige Zeiten vorbereiten, so muß deshalb hierin geändert werden, für die „Urbestandteile" unserer Kirche bedarf man wohl keine weitere Bekenntnisschranke; wohl wäre aber dieselbe angezeigt für die Wählbarkeit in die Kirchengemeindeversammlung, in den Kirchengemeinderat und in die Generalsynode. In welcher Art eine solche Bestimmung ein- und durchzuführen wäre, kann nicht den Gegenstand dieser Abhandlung bilden, welche hiermit nur die Vorbedingungen zu einer größeren Selbständigkeit der Kirche vom Staate andeuten wollte.

Es ist nicht lange her, daß unsere hervorragendsten Kirchenmänner, wie z. B. der heimgegangene Oberkirchenrat Mühlhäußer, die Umwandlung der Staatskirche in eine Volkskirche anstrebten. Zu den schon angeführten Gründen müssen wir zur Darlegung unserer Abweisung dieses Gedankens noch darauf hinweisen, daß, wie sich die Verhältnisse in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben, heute die Masse unseres Volks, auch unsres in die evangelische Kirche hineingeborenen Volkes, keineswegs unbedingt als ein christliches bezeichnet werden kann. Es thut not, sich über diese Täuschung klar zu werden, um keine falschen Schlüsse für unsere Kirche zu ziehen, und um keinen unbilligen oder harten Maßstab an unser Volk zu legen. Unser liebes, aber auch vielfach beklagenswertes Volk muß mehr als je der Gegenstand liebevoller und hingebender Missionsarbeit unsrer Kirche werden; man kann auf demselben als solches aber heute keine lebenskräftige, glaubensstarke Kirche aufbauen.

Zu einer ersprießlichen Selbständigkeit der Kirche gehört aber notwendigerweise auch ein größerer Einfluß auf die Heranbildung ihrer Diener. Als ein chronologisches Unding muß es bezeichnet werden, daß in den meisten Staaten die Kirche gar keinen Einfluß bei den Berufungen auf die theologischen Fakultäten besitzt. Der Staat beruft in der Regel durch seinen Kultusminister den ihm gefälligen Mann zum Professor der Theologie an die Universität, ohne daß der Kirchenbehörde ein Einfluß dabei eingeräumt würde. Wir möchten, wie die Dinge heute liegen, nicht empfehlen, die theologischen Fakultäten von den staatlichen Hochschulen gänzlich zu lösen und sie zu kirchlichen Anstalten umzubilden, weil der Studierende eben nicht nur theologische Fächer, sondern auch allgemein bildende zu hören hat. Gerade hier könnte die Einrichtung des landesfürstlichen Summepiskopats vorteilhaft durch seine Personalunion wirken. Der Landesfürst dürfte nicht bloß auf den Antrag des staatlichen Ressortministers einen Ruf ergehen lassen, sondern vorher auch als Landesbischof die Wünsche und Anträge der Kirchenbehörde entgegennehmen und beachten. Es geschieht dies häufig durch die spontane Initiative des Landesfürsten; wir glauben aber, daß dies mindestens geschäftliche Regel werden muß.

Wir haben hiermit die Frage des landesfürstlichen Summepiskopats gestreift. Verlangt es das Wohl unserer Kirche, daß dasselbe abgeschafft werde? Wie wir bereits weiter oben angedeutet haben, drängt mindestens gegenwärtig nichts auf eine Aenderung in diesem bestehenden Verhältnis. Man vergesse auch nicht, daß die Kirche aus dem

landesfürstlichen Summepiskopat auch große Vorteile zieht. Wir würden aber auch in Verlegenheit kommen, wo und wie wir einen befriedigenden Ersatz für dasselbe finden sollten. Infolge der großen Zerrissenheit innerhalb der evangelischen Kirche und insbesondere der Gegensätze unter den Theologen selbst, dürfte diese Frage heute nahezu noch schwieriger als zu Luthers Zeit zu lösen sein.

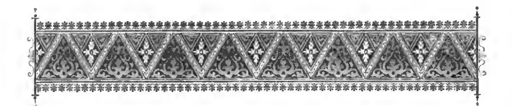
Wir wollen niemand zu nahe treten; aber wo sind die Männer, welchen die verschiedenen Richtungen der evangelischen Kirche, ja, welchen nur die verschiedenen Schattierungen innerhalb der positiven Kreise derselben die oberste Leitung freudig zuweisen würden? Wir besitzen wissenschaftlich hochgebildete Theologen, wir besitzen christliche Männer im geistlichen und im Laienstande, welche mit größter Hingebung im Reiche Gottes wirken; aber die Männer fehlen, welche in unverkennbarer Weise vom heiligen Geiste erleuchtet und dadurch mit göttlicher Vollmacht ausgerüstet, als die gottberufenen Bischöfe unserer Kirche hervortreten und als solche von allen treuen Jüngern Christi anerkannt würden. Das war nicht nur in der apostolischen Zeit, sondern auch in der Periode der Kirchenväter und wiederum in den ersten Jahrzehnten der Reformation der Fall. Uns erscheint es aber dringend geboten, daß ein geistliches Haupt der Kirche, auch der einzelnen Kirchen, in der angedeuteten Weise göttlich autorisiert sei; denn das Haupt und der Führer einer geistlichen Gemeinschaft, wie der Kirche, darf in seinen Entscheidungen nicht von Mehrheitsbeschlüssen seiner Herde abhängen. Darin verfährt die römisch-katholische Kirche durchaus konsequent; der Fehler bei ihr liegt nur darin, daß sie einfach demjenigen Menschen in geistlichen Dingen die Unfehlbarkeit beilegt, der wieder durch irrende Menschen, das Kardinalskollegium, dazu erkoren wird. Daß letzteres bei der Wahl durch den heiligen Geist geleitet werde, ist eine Voraussetzung, welche nach der geschichtlichen Erfahrung irrig ist. Aber eine gewisse Kontinuität der Bischofswürde oder eine neue göttliche Berufung dazu erscheint uns erforderlich, wenn die bischöfliche Gewalt nicht im guten Fall ein leeres Spiel, im schlimmen Fall ein schweres Verhängnis für die Kirche werden soll. Hier liegt in unseren Augen die Schwierigkeit für die Lösung der Frage über das Summepiskopat. Solange uns nicht von obenher mehr Licht wird, werden wir wohl thun, sie nicht künstlich lösen zu wollen.

Wir gelangen zum Schluß.

Aus der geschichtlichen Entwicklung haben wir erkannt, daß eine Verschmelzung mit dem Staate der Kirche jederzeit verhängnisvoll wurde. Fleisch ist nimmermehr ihr Arm; ihre Kraft wurzelt einzig im Geist. Wo dieser ungehemmt durch ihre weiten Hallen rauscht, da gedeiht sie und erfüllt sie ihren hohen Beruf, unbekümmert um äußere Verhältnisse. Die Frage über die Stellung der evangelischen Kirche zum Staate muß ja besprochen und beraten werden, weil sie von außen an sie herantritt und weil sie menschlich geordnet werden muß. Eine Lebensfrage der Kirche ist sie aber nicht. Sie liegt nicht in ihrem Herzen, sondern an der Peripherie, mit welcher sie an die Welt streift. Nicht durch Organisation in ihrem Verfassungsleben gewinnt sie an innerer Lebenskraft, sondern allein durch Bezeugungen des Geistes von oben.

Wenn wir die Gegenwart recht verstehen, so bedürfen wir weniger äußeres Christentum in die breiten Volksmassen, als mehr Christum in die Kirche selbst, um die Welt in ihr selbst zu besiegen und das lautere Licht des Evangeliums in die Völkerwelt hinausleuchten zu lassen. Wo der Geist Christi in Vollkraft seine Schwingen regt, da ist die Frage über die Stellung der Kirche zum Staat gelöst.

Das lehren auch die beiden Titelbilder, welche wir an die Spitze dieser Abhandlung gestellt haben. Uns will es dünken, daß ein Blick auf den gefesselten Apostel Paulus, der das Evangelium mit Siegesgewalt verkündigt, und ein Blick auf Konstantin den Großen, den ersten kaiserlichen Beschützer des Christentums, deutlicher und eindringlicher uns über das wahre Verhältnis der Kirche zum Staat belehren, als die längste kirchenpolitische und staatsrechtliche Abhandlung es vermöchte.



Litterarische Kuriosa.

Ein neuer religiöser Dichter.

Von

A. Wirdow.

Karl Gerok ist heimgegangen und mit ihm der Mann, dem auf dem Gebiete der deutschen religiösen Poesie niemand die dominierende Stellung streitig machte. Zwar fehlt es auch jetzt nicht an Talenten auf diesem Felde, kleineren und größeren; davon kann der Büchermarkt fast allmonatlich beredtes Zeugnis ablegen. Aber das durchschlagende Genie, der allgemein anerkannte Nestor der religiösen Poesie ist gegenwärtig nicht vorhanden.

Es ist daher ein nicht gering anzuschlagendes Verdienst eines Dr. Alfred Christlieb Kalischer in Berlin, daß er eine Persönlichkeit entdeckt hat, die geeignet erscheint, den leer gewordenen Thron wieder zu besetzen, um so dankenswerter, als über die hervorragende Dichtergabe dieses neuentdeckten religiösen Dichters nirgends ein Zweifel besteht und bestehen kann, denn der Dichter gehört, ebenso wie Gerok, mit seinem Leben und mit seinen Werken schon der Vergangenheit an. Wollte man demgegenüber einwerfen, daß ein solcher verflossener Dichter, und sei sein Talent auch noch so groß, doch nicht geeignet sein dürfte, als neuer religiöser Dichter proklamiert und eventuell als Nachfolger Geroks vorgeschlagen zu werden, so ist darauf zu erwidern, daß der Dichter, der hier gemeint ist, als religiöser Dichter in der That ganz neu ist, da es bis jetzt noch nie jemandem eingefallen ist, ihn mit dieser Kategorie der Poeten in Beziehung zu bringen, und daß somit seine Werke, so bekannt sie sonst sein mögen, unter diesen religiösen Gesichtspunkt gestellt, zu ganz anderen Wesen werden können, denen man gerade so wie ganz neuen Produkten eines zeitgenössischen Dichters gegenübertritt.

Der neuentdeckte religiöse Dichter heißt Heinrich Heine, sein Entdecker wurde schon genannt, er heißt Kalischer.*)

Es mag manchem nicht der Mühe wert scheinen, auf dergleichen Absurditäten, wie sie in der Litteratur ja immer von Zeit zu Zeit verbrochen werden, näher einzugehen. Im allgemeinen wird das auch das Richtige sein; aber bei Heinrich Heine liegt die Sache anders, denn in seiner Verherrlichung resp. Verteidigung durch die Presse und jetzt auch durch Broschüren liegt im gegenwärtigen Zeitpunkt offenbar ein System: man

---

*) Heinrich Heines Verhältnis zur Religion. Von Dr. Alfred Christlieb Kalischer. (Dresden, Ferdinand Oehlmann.) 1890. 72 S. 1,60 M.

setzt alles daran, der fragwürdigen Gestalt des Mannes ein möglichst annehmbares Aeußere zu geben, damit es möglich werde, ihr endlich das langgeplante Denkmal zu errichten, das — hauptsächlich an seiner eigenen charakterlosen, antideutschen Persönlichkeit und seinen dementsprechenden Werken — bisher noch immer scheiterte. Zu diesem Zwecke ist jedes Mittel recht, wie denn beispielsweise kürzlich durch die jüdische Presse die Nachricht ging, der Kaiser habe die Skizzen zu dem in Düsseldorf geplanten Denkmal „mit Interesse besichtigt", eine Darstellung, die sich in gewissen abhängigen Kreisen sicherlich als wirksam erwiesen hätte, wenn sie nicht sofort durch den „Reichsanzeiger" dementiert worden wäre. Hier unternimmt es nun Dr. Kalischer, die „Religiosität" Heines aus seinen Werken nachzuweisen, und wenn er auch selbst ohne Zweifel das gänzlich Unzutreffende seiner Behauptungen und Beweise kennt, und wenn auch jedermann, der einmal mit dem Heinegenius in Berührung gekommen, schon über das bloße gestellte Thema lacht, es giebt doch immer Leute, bei denen recht unverfrorene Behauptungen noch Wunder zu wirken vermögen.

Man mag daher die Beachtung verzeihen, welche hier Herrn Dr. Kalischer zu Teil wird, und will man sie trotzdem nicht als gerechtfertigt anerkennen, so hat sein Buch auch noch eine andere Seite, der man vielleicht eher Geschmack abgewinnt, das ist die komische. Es soll bekanntlich schwer sein, keine Satire zu schreiben, trotzdem findet man eine wirklich gute Satire doch nur äußerst selten. Hier liegt einmal eine vor, und wenn es keine freiwillige ist, so kann das ihren Reiz für den unbeteiligten Leser nur erhöhen.

In der Einleitung seines Buches wandelt unser Satiriker die hergebrachten Bahnen: Er weist nach, daß alle Heineforscher und Leser den richtigen Standpunkt zu der religiösen Natur des Dichters bisher noch nicht gefunden haben, daß also ein Buch wie das seinige absolut notwendig war. Orthodoxe und Reformjuden, gläubige und „freisinnige" Christen, sie alle haben — wenn auch vielfach aus entgegengesetzten Gründen — keine rechte Würdigung für die Heinesche Religiosität. Das muß anders werden, denn „es wird sich zeigen lassen, daß all' diese Kategorien unserm Dichter mehr oder weniger Unrecht thun. Ein einheitliches, harmonisches Bild von Heines religiösem Leben kann nur gewonnen werden, wenn man des Dichters Gesamtwerke daraufhin durchmustert und auf Grund seiner gesamten schriftstellerischen Thätigkeit die Summe zieht. Dieses soll hiermit geschehen."

Und das geschieht denn auch, und zwar, wie hier im Interesse der Uebersichtlichkeit vorwegblickend bemerkt sein mag, in der Weise, daß aus den Heineschen Werken alle Stellen, in denen irgend ein nach Christentum oder auch nur nach allgemeiner Religiosität schmeckendes Wort vorkommt, unbekümmert um ihren sonstigen Inhalt zusammengetragen werden, um aus ihnen die religiöse Gesinnung des Dichters zu beweisen. Für das betreffende Stichwort wird stets Sperrdruck angewandt. Was auf diese Weise herauskommen muß, kann man sich denken; es ist ungefähr dasselbe, als wenn man etwa aus der häufigen Anführung des Teufels, der Verderbtheit der Kirche und Gottlosigkeit der Welt bei Luther auf einen irreligiösen Charakter dieses Gottesmannes schließen wollte.

Doch gehen wir weiter und sehen, wie der Verfasser sein Thema im einzelnen durchführt. Er hat sich eine strenge Disposition gesetzt, und ihr nachgehend beweist er im Verlaufe seines Buches folgende Punkte: Heine war innerlich tief durchdrungen von allgemeinen religiösen Ideen. Nicht minder aber auch von besonderen christlichen, wie denn sein Verhältnis zur geschichtlichen Person Jesu Christi ein derartiges ist, daß man ihn wahrhaft „christbegeistert" nennen kann. Dementsprechend ist auch Heines Christentum zwar nicht gerade dogmatisch gefärbt, aber ehrlich und ernst; es ist weitherzig genug, um sogar dem Marienkultus etwas abzugewinnen, im übrigen aber der protestantischen Geistesfreiheit mit Begeisterung zugethan. Man wird sich nun nicht mehr wundern, daß der große, echt protestantische Dichter für die Gestalt Luthers eine Vorliebe hegte, was ihn aber bei seiner — wieder so ganz protestantischen —

Geistesfreiheit nicht hinderte, Männern wie Spinoza, Moses Mendelssohn, Lessing und Goethe dieselbe Verehrung zu zollen. Besonders groß aber war sein Respekt vor der Bibel; das beweisen die zahllosen Witze, die er über biblische Helden macht; und einmal nennt er die hl. Schrift gar — man höre und zweifle hinfort nicht länger an der Heineschen Religiosität! — „das heiligste Buch der Menschheit"! Was das Judentum betrifft, so findet man auch hier, daß Heine ihm höchst sympathisch gegenübersteht; ist doch das Judentum mit dem „echten" Christentum so nahe verwandt. Nur dem Antisemitismus stand er wohl nicht ganz richtig, nicht scharf und ernst genug gegenüber, wogegen seine Haltung in der Frage der Judenemanzipation durchaus korrekt ist. Rätselhaft bleibt nur, wie der Verfasser diesen durch und durch religiös gerichteten Mann, dem er soeben seine Gottseligkeit in allen Religionen, nämlich in Christen-, Juden- und Heidentum, eingehend nachgewiesen hat, zum Schluß, d. h. am Abend seines Lebens, „seinen Weg zu Gott zurückfinden" läßt. Doch darüber darf man sich nicht den Kopf zerbrechen, da es angesichts der besonderen Art von Dr. Kalischers Logik zu nichts führen würde — als eben zu einem zerbrochenen Kopf. Lieber erfreue man sich an dem Schlußtableau, welches uns Heine auf dem Totenbette zeigt und dabei feststellt, „daß der Ausdruck des Entschlafenen etwas durchaus Heilandartiges an sich trug, ein Bild der Verklärung." —

Das ist ein kurzer Ueberblick über die Disposition unserer Satire. Sehen wir jetzt an einigen Beispielen zu, in wie origineller Weise der Verfasser die einzelnen Punkte derselben aus Heineschen Citaten beweist.

Eine Uebersicht über die Jugendzeit des Dichters bildet den Eingang. Viel Religiosität weiß selbst der erfindungsreiche Kalischer aus dieser Zeit noch nicht zu berichten, denn Heine, zwar Jude von Geburt, läßt seine religiöse Indifferenz damals allzu deutlich durchblicken. Als Jurist war für ihn aber die Taufe seines Fortkommens halber ein fast notwendiges Erfordernis, und sie wurde denn auch von seiner praktischen Familie beschlossen. Heine schreibt darüber an Moser:

„Aus meiner Denkungsart kannst Du es Dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde."

Bald darauf ließ er sich — in seinem 25. Lebensjahre — taufen, und (folgert Kalischer kühn) „man wird wohl schon jetzt zu der Meinung berechtigt sein, daß doch ein gut Teil christlicher Erkenntnis vorhanden gewesen sein muß, als Heine sich trotz seiner eigentlichen Antipathie gegen den Taufakt dennoch entschloß, sich der heiligen Handlung zu unterziehen." Das Wort „christlicher" ist natürlich gesperrt gedruckt, wie alle christlich klingenden Worte. Doch kann das hier aus Raummangel nicht nachgemacht werden; man merke nur im allgemeinen, was oben schon angedeutet, daß Worte wie: Gott, Christentum, Religion, Jesus, fromm, heilig u. s. w. samt allen ihren Ableitungen durchweg gesperrt zu denken sind, gleichviel, in welchem Zusammenhange sie stehen.

Für Heines „allgemein religiöse Ideen", mit deren Erweis sich der erste Abschnitt beschäftigt, sind die Beispiele höchst mannigfaltig; hier war die Sache auch höchst einfach, denn welcher Dichter, und wäre er Atheist, hätte nicht manchmal von Gott, Unsterblichkeit und dergleichen Dingen gesprochen? Trotzdem verfährt Kalischer in der Wahl seiner Beispiele etwas eigenartig. Nur das Sonderbarste kann hier Platz finden. War es ganz richtig, das bekannte, an und für sich hochpoetische Gedicht für Heines Religiosität zu verwerten:

Am Meer, am wüsten, nächtlichen Meer
Steht ein Jüngling-Mann,
Die Brust voll Wehmut, das Haupt voll Zweifel,
Und mit düstern Lippen fragt er die Wogen:

„O, löst mir das Rätsel des Lebens,
Das qualvoll uralte Rätsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andere
Arme, schwitzende Menschenhäupter —
Sagt mir, was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?"

Es murmeln die Wogen ihr ew'ges Gemurmel,
Es wehet der Wind, es fliehen die Wolken,
Es blinken die Sterne gleichgültig und kalt,
Und ein Narr wartet auf Antwort.

Vom Standpunkte des Satirikers aus ist freilich die Heranziehung dieses trostlos pessimistischen Gedichtes höchst glücklich.

Die „allgemein religiöse Idee" der Seelenwanderung hat Heine gleichfalls ernstlich beschäftigt. Das zeigt er z. B. in seinen „Reisebildern", wo er u. a. schreibt: „Die Seelen der beiden Schächer, die zur Seite des Heilandes gekreuzigt worden, sitzen vielleicht jetzt in dicken Konsistorialbäuchen und glühen für den orthodoxen Lehrbegriff." Man staunt über die Treffsicherheit, mit der Kalischer seine Beispiele zu wählen weiß.

Und das geht immer so weiter: „Witz auf Witz, Schlag auf Schlag." Der Verfasser bringt — NB. immer zum Beweise von Heines Religiosität! — bald darauf auch „ein Beispiel, wie sich Heine in stark an Blasphemie grenzender Ironie über die ewige Gottheit ergeht," wobei er nur leider vergessen hat, daß die bis dahin angeführten Beispiele um kein Haar anders waren; doch wollen wir von dieser Heineschen Auslassung, die einer Gotteslästerung ganz gleich kommt, ihrer allgemeinen Albernheit und Unpassendheit wegen hier nichts anführen.

Mit welcher großartigen Virtuosität Kalischer religiöse Ideen aus seinem Heine zu extrahieren versteht, dafür noch zwei Beispiele: Wenn Heine gelegentlich die „Freiheits"-Phrase seiner Zeit mitmacht und dabei das schwer oder garnicht verständliche Wort „Freiheitsreligion" braucht, so greift Kalischer dies Wort mit Freuden auf, verstärkt es zu dem vollklingenderen „Religion der Freiheit" und sucht aus diesem sinn- und begrifflosen Wort ein weiteres religiöses Air für seinen Helden herzustellen. Ja, noch mehr, selbst Heines Liebeslieder sind für Kalischer religiös, denn Heine hat „den tiefen Zusammenhang zwischen irdischer und himmlischer Liebe erfühlt und erfaßt," und er hat auch „so recht eigentlich den transcendentalen, also echt religiösen Schimmer in wirklicher Liebe zwischen Mann und Weib besungen!" Es ist leider nicht statthaft, als Gegenstück zu dieser Behauptung einige der gemeinsten Heineschen Liebescarmina hierher zu setzen. Uebrigens genügt auch schon das, was der Verfasser zum Beweise seines Satzes anführt. Weiß man doch, daß z. B. das sonst bestechende Gedicht „Du bist wie eine Blume ꝛc." ursprünglich die Verhöhnung einer „Dame" darstellt, die nichts weniger wie eine unschuldige, natürliche „Blume" war. Und bei folgender Strophe:

Fromme Minne mag es sein,
Was mir drang ins Herz hinein,
Als ich weiland schaute Dein,
Wunnevolles Magedein!

hat zwar die erste Zeile mit dem Worte „fromm" dem Verfasser sichtlich in die Augen gestochen, ob aber trotzdem bei Heine von einer „frommen Minne" überall die Rede sein kann, darf man billig bezweifeln. Wirklich ergötzlich ist an dieser Stelle die Findigkeit des Verfassers, mit der er die entlegensten Motive für seinen „religiösen" Dichter heranzuziehen und ins Feld zu führen versteht. Es werden nämlich auch die Komponisten Heinescher Lieder nutzbar gemacht, denn Kalischer meint, es spreche „schon allein der Umstand für die innere Reinheit und Herzensunschuld so vieler Gedichte H. Heines, daß so edle, reine Tongeister, wie Franz Schubert, Mendelssohn-Bartholdy, Rob. Schumann und Rob. Franz ihre volle Schaffenskraft an dieselben verwandt haben." Bisher war man allgemein der Meinung, daß Herzensunschuld und Heinrich Heine nichts weiter wie

die Anfangsbuchstaben mit einander gemein hätten — aber freilich, wer will gegen einen solchen Beweis aufkommen?

Von dem Abschnitt, der die specielle Stellung des Dichters zu den Persönlichkeiten Mosis und Christi behandelt, sei hier nur sehr weniges mitgeteilt; es widerstrebt uns, offenbare Blasphemieen wiederzugeben, die man nur mit Unbehagen lesen kann.

Moses war die „Idealgestalt" für Heines Jünglingsalter. Belege dafür hat Kalischer mannigfach; hier nur wieder die zwei originellsten, eine Stelle aus „Vitzliputzli":

Einer nur, ein einz'ger Held,	Sein Herr Vater, der hieß Amram,
Gab uns mehr und gab uns beſſ'res	Seine Mutter hieß Jochebeth,
Als Kolumbus. Das ist jener,	Und er selber, Moses heißt er,
Der uns einen Gott gegeben.	Und er ist mein bester Heros.

Die Verse erinnern zwar etwas an Wilhelm Busch, sind aber sicher „religiös" und überzeugend zugleich, zumal wenn man noch folgende, gleichfalls mitgeteilte Stelle aus einem Spottgedicht auf Meyerbeer dazu nimmt, wo es von dem Verleger der Meyerbeerschen Propheten-Oper u. a. heißt:

Er ergreifet eine Trummel,
Paukt drauf los im Siegesrausche
Wie einst Mirjam that, als Mausche
Eine große Schlacht gewann. —

Nur etwas pietätlos scheint Heine hier mit seinem „Heros", seiner Idealgestalt, umgegangen zu sein.

Im folgenden lassen wir Kalischer ohne Kritik. „Auf die mannigfachste und schönste Weise," sagt er, „wird für sich allein die Persönlichkeit des Heilandes von Heine verherrlicht."

Ein Beispiel für diese „Verherrlichung" ist, daß Heine sich über einen „hölzernen Christus am Kreuze" in der Goslarer Stephanskirche folgendermaßen ausspricht: „Dieser Christuskopf mit natürlichen Haaren und Dornen und blutbeschmiertem Gesichte zeigt freilich höchst meisterhaft das Hinsterben eines Menschen, aber nicht eines gottgeborenen Heilands. Nur das materielle Leiden ist in dieses Gesicht hineingeschnitzelt, nicht die Poesie des Schmerzes. Solch Bild gehört eher in einen anatomischen Lehrsaal, als in ein Gotteshaus." Dieser an und für sich vielleicht zutreffenden Kunstkritik sei — nach Kalischer — noch ein zweites Beispiel für Heines Christusverherrlichung an die Seite gestellt, durch das zugleich auch ein genaueres Licht auf des Dichters eigentliche Ansicht vom „gottgeborenen Heiland" fällt: „Tiefsinnig bedeutungsvoll ist die schöne Legende, daß ihn (Jesum) eine leiblich unberührte, immakulierte Jungfrau nur durch geistige Empfängnis zur Welt gebracht habe." Doch genug von diesem Kapitel, mit dem der Verfasser allein 9 Seiten füllt.

Nachdem uns Kalischer so allmählich bekannt und vertraut gemacht hat mit der religiösen Natur seines Dichterhelden, glaubt er uns nun, wie es scheint, soweit gebracht zu haben, daß wir uns über nichts mehr wundern. Er nimmt daher keinen Anstand, im folgenden Abschnitt, wo er Heines Stellung zum Christentum behandelt, den Pariser Reformjuden als einen „außerordentlich christbegeisterten Mann sein Lebelang," ja als einen „wirklichen Jünger Christi" zu bezeichnen. Im übrigen auch von diesem Abschnitt nur das wahrhaft Groteske:

„Was könnte mir lieber sein als mein Christentum?" ruft der Dichter in der gemeinen, auch von Heines Freunden gemißbilligten Schmähschrift gegen Platen aus. Das war freilich auch die geeignetste Atmosphäre, wo eine solche gleißnerische Lüge am ersten stehen konnte. Nichtsdestoweniger wird sie von Kalischer getreulich benutzt. — Für den Katholizismus besaß Heine — immer nach unserm Satiriker — tieferes Verständnis; nennt er doch die Jungfrau Maria einmal „die schönste Blume der Poesie" und feiert sie auch sonst in Gedichten als Wunderthäterin und Himmelsjungfrau, wie z. B. in folgendem:

Maria, reiner Morgenstern,
Du Lilie sonder Makel,
Du hast so manches Wunder gethan,
So manches fromme Mirakel —

O, laß aus deiner Gnaden Born
Auch mir ein Tröpflein gleiten!
Gieb mir ein Zeichen deiner Huld,
Der Hochgebenedeiten!

Das ist einer der Beweise für Heines — „Madonnenkultus."

Unmittelbar darauf beweist Kalischer, daß Heine ein überzeugungstreuer Anhänger des Protestantismus war und dieser Ueberzeugung sehr oft „urkräftigen" Ausdruck verliehen hat. „Ich bin kein Anhänger des Katholizismus," sagt der Dichter jetzt in irgend einem Zusammenhang. Was will man mehr? Und weiter erläutert er auch — bei Kalischer natürlich im Sperrdruck — an anderer Stelle das Wesen seines Protestantismus: „Der Protestantismus war mir nicht bloß eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Konfession nicht nur durch den Taufakt an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich an den Schlachten dieser Ecclesia militans teilnehmen ließ." Deutlicher konnte doch Heine seine rein äußerliche Stellung zum Protestantismus nicht aussprechen, und wir bewundern nur wieder die glückliche Hand unseres Satirikers, daß er zu seinen Beweisen immer gleich so gänzlich unpassender Stellen habhaft wird.

Diese Kunst bewährt er auch, wenn er Heines Stellung zur Lehre von der Dreieinigkeit („Trinität" setzt K. sonderbarerweise in Klammern dabei) aus folgendem Spottgedicht erweisen will, in dem er „eine Art Glaubensbekenntnis des Dichters" sieht:

Als ich größer wurde, Kindchen,
Noch viel mehr begriff ich schon,
Und begriff und ward vernünftig,
Und ich glaub' auch an den Sohn.

Jetzo, da ich ausgewachsen,
Viel gelesen, viel gereist,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geist.

An den lieben Sohn, der liebend
Uns die Liebe offenbart,
Und zum Lohne, wie gebräuchlich,
Von dem Volk gekreuzigt ward.

Dieser that die größten Wunder
Und viel größere thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen
Und zerbrach des Knechtes Joch. —

Wir müssen zum folgenden Abschnitt übergehen, obwohl jede Seite dieser unfreiwilligen Satire zur Kritik einläd. Hier werden zunächst Heineaussprüche über Luther gesammelt, um den religiösen Nimbus, den dank Kalischer die Gestalt des Dichters nun schon längst für uns hat, noch zu erhöhen. „Selten mag dieser Riesengeist würdiger gefeiert worden sein, als durch Heine." (Kalischer.) Beweise für diese würdige Feier aus Heines Werken u. a.: „Derselbe Mann (Luther), der wie ein Fischweib schimpfen konnte, er konnte auch weich sein, wie eine zarte Jungfrau." — „Aus seinem Munde erblühte der famose Wahlspruch: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." — „Er hatte etwas Ursprüngliches, Unbegreifliches, Mirakulöses, wie wir es bei allen providentiellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Borniertes, etwas Unbezwingbar-Dämonisches."

Gleich darauf erfahren wir, wie Heine Spinoza verherrlicht, und zwar diesmal wirklich in ernsthafter Weise. „Sein Lebenswandel war frei von allem Tadel, rein und makellos, wie das Leben seines göttlichen Vetters Jesu Christi." Diese Begeisterung für den pantheistischen Philosophen ist, nach Kalischer, ein neuer Beweis für den „biblisch-religiösen Grund- und Kern-Geist, der aus Heine spricht."

Uebergehen wir im weiteren die Nachweise, wie Heine durch anerkennende oder auch nur witzelnde Bemerkungen über Moses Mendelssohn, Lessing und Goethe als ein „religiöser" Mann sich erweist; das System ist aus dem bisher mitgeteilten ja schon zur Genüge bekannt. Nur ein hübscher Ausspruch des weitherzigen Dichters, den Kalischer mit Enthusiasmus wiedergiebt, sei hierzu mitgeteilt, der nämlich, daß er sich selbst als „Glaubensgenosse eines Luthers, Lessings und Voß'" bezeichnet. Die Zusammenstellung hätte nicht besser sein können.

Wirklich groß gar war, wie sich das für einen religiösen Mann und Dichter



nicht anders schickt, Heines Verehrung für die Bibel, die er gelegentlich sogar „das Buch der Bücher, Biblia," nennt, und in der er auch einmal wenigstens nachweislich gelesen hat. Das schreibt er nämlich selbst aus Helgoland (1830) an Börne: „Da gestern Sonntag war, und eine bleierne Langeweile über der ganzen Insel lag und mir fast das Haupt eindrückte, griff ich aus Verzweiflung zur Bibel." (Es sei hierbei bemerkt, daß der Sperrdruck bei ‚Verzweiflung' von uns herrührt; Kalischer sperrt natürlich das Wort ‚Bibel'.) — „Daß die Geschichten und Helden der ganzen Bibel sich wie ein roter Faden durch all' seine (Heines) Dichtungen und Schriften hinziehen," wollen auch wir nicht leugnen. Daß sie aber durchweg in ehrfurchtsvoller und würdiger, geschweige denn in religiöser Weise verwertet werden, wird schwer nachzuweisen sein; bei dem von Kalischer hierzu angeführten Beispiel hat offenbar wieder der unfreiwillige Satiriker vorgewaltet:

Hallelujah! Wie lieblich umwehn mich
Die Palmen von Beth-El!
Wie duften die Myrrhen von Hebron!
Wie rauscht der Jordan und taumelt vor Freude!
Auch meine unsterbliche Seele taumelt,
Und ich taumele mit ihr, und taumelnd
Bringt mich die Treppe hinauf ans Tageslicht
Der brave Ratskellermeister von Bremen.

Kalischer nennt das eine „merkwürdige Strophe." Merkwürdig oder vielmehr geradezu kolossal finden wir daran nur, daß aus ihr die „entschieden religiöse Natur" des Dichters bewiesen werden soll.

Es folgt Heines Stellung zum Judentum, und wir sind nunmehr schon darauf vorbereitet, daß wir denselben Mann, den wir vorhin schon als Pantheisten, Katholiken, Protestanten und „christbegeisterten" Glaubensgenossen eines Luther, Lessing und Voß kennen lernten, nun auch noch als begeisterten Verehrer des Judentums in Augenschein nehmen werden. Das geschieht denn auch in sehr ausführlicher Weise, doch wollen wir den hierfür mitgeteilten „Beweisen" nicht weiter nachgehen, zumal sie ganz in der bisherigen Weise verlaufen, so nämlich, daß auch Stellen, in denen Heine sich in seiner Art über die Juden lustig macht, als Beispiele für seine Judenverehrung mit herangezogen werden. Im allgemeinen war hier dem Verfasser ja seine Aufgabe sehr erleichtert, denn im Grunde seines Herzens hat Heine die jüdische Gesinnung nie verleugnen können. Höchst interessant ist aber an diesem Kapitel das mitgeteilte Bekenntnis Heines, daß für ihn „jüdisch" und „christlich" synonyme Begriffe sind. „‚Juden' und ‚Christen' sind für mich ganz sinnverwandte Worte, im Gegensatz zu ‚Hellenen', mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowohl angeborene, als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne." Die Aeußerung wäre an und für sich gleichgültig, wie jede andere des Dichters, der in seinem Denken und Fühlen und nicht am wenigsten in seinem Wollen beständig hin und her schwankte, wenn sie nicht ganz denselben Gedanken ausspräche, den in unseren Tagen der Rabbiner Dr. Levi in Gießen sich ausgeklügelt hatte, um ihn der jüdischen Presse als Waffe gegen den Antisemitismus zur Verfügung zu stellen. Den Ruhm der Priorität der Erfindung jenes ungeheuerlichen Gedankens kann also Herr Dr. Levi auch nicht einmal beanspruchen.

Hübsch ist auch noch ein kleiner praktischer Wink, den Kalischer einflicht, wo er von Heines Verehrung für Moses als Gesetzgeber (seinen oben schon erwähnten „Heros Mausche") spricht. „Gerade gegenwärtig, wo das neue bürgerliche Gesetzbuch für das ganze deutsche Reich als Probewerk vorliegt, sollten Laien wie Fachgelehrte im Lichtgeiste Christi prüfen und forschen, ob und wiefern das mosaische Recht dabei berücksichtigt erscheint, oder nicht." Die Juristen klammern sich in der Mehrzahl ans römische Recht, wir andern hofften — zum Teil wenigstens — auf ein deutsches Recht — und Kalischer befürwortet ein jüdisches. Die große Frage des bürgerlichen Gesetzbuches wird dadurch nicht einfacher.

Wenn sich dieser Abschnitt über Heines Verhältnis zum Judentum noch allenfalls entschuldigen läßt, da ja für ihn und scheinbar auch für Kalischer Christentum und

Judentum identische Begriffe sind, so begreift man doch schlechterdings nicht, inwiefern der folgende, der von Heines Stellung zum Antisemitismus und zur Judenemanzipation handelt, unter dem Gesamttitel „Heinrich Heines Verhältnis zur Religion" unterzubringen war. Vermutlich lag dem Verfasser dies Thema besonders am Herzen, wie er denn auch hier zum erstenmal mit seinem religiösen Dichter nicht ganz einverstanden ist. Heine verdammt den Antisemitismus nicht scharf genug — zu einem entschiedenen sittlichen Urteil nach irgend einer Seite hin fehlte dem geistreichen Witzling ja überhaupt die Kraft — ja er entschuldigt ihn wohl gar und weist ihm eine gewisse Berechtigung zu. „Ich verdamme nicht den Haß, womit das gemeine Volk die Juden verfolgt; ich verdamme nur die unglückseligen Irrtümer, die jenen Haß erzeugten. Das Volk hat immer recht in der Sache; seinem Hasse wie seiner Liebe liegt immer ein ganz richtiger Instinkt zu Grunde, nur weiß es nicht, seine Empfindungen richtig zu formulieren, und statt der Sache trifft sein Groll gewöhnlich die Person — —." Von einem religiösen Moment beim Judenhasse will Heine, der in diesem Falle offenbar recht hat, nichts wissen, und das ist Kalischer ärgerlich, der, in merkwürdigem Anachronismus, als letztes Motiv für den Judenhaß das religiöse annimmt. Um das zu erkennen, meint Kalischer, „dazu war Heine noch nicht tief und energisch genug vom Christgeiste erfaßt worden."

Vielleicht, daß Heine am Abend seines Lebens, von dem der achte und letzte Abschnitt handelt, auch jenen seinen angeblichen Irrtum noch berichtigt hat, denn zu dieser Zeit, wo er beständig aus Krankenlager, an seine „Matratzengruft", gefesselt war, ging, wie Kalischer behauptet, eine gänzliche religiöse Umkehr mit ihm vor, der religiöse Dichter „fand den Weg zu Gott zurück". Auf die Inkonsequenz dieser Behauptung gegenüber der lebenslänglichen Religiosität des Dichters, die zu beweisen der Zweck des ganzen Buches war, wollen wir nicht weiter eingehen. Nur noch einige Beispiele anzuführen lohnt sich der Mühe, mit denen diese „religiöse Umkehr" des Dichters zum Schluß bewiesen wird, denn hier zeigt sich unser Verfasser wieder als glänzender Satiriker.

„Ein wahrhaft frommes Gedicht aus den letzten Zeiten des Dichters ist sein Halleluja," sagt Kalischer. Man urteile nach folgenden Proben:

Am Himmel Sonn' und Mond und Stern',
Sie zeugen von der Macht des Herrn,
Und schaut des Frommen Aug' nach oben,
Den Schöpfer wird er preisen, loben.

Ich brauche nicht so hoch zu gaffen,
Auf Erden schon find' ich genug
Kunstwerke, welche Gott erschaffen,
Die würdig der Bewunderung ꝛc.

Der selbstgezogene Gegensatz zwischen sich und den Frommen zeugt doch mindestens von fragwürdiger Religiosität. Was soll man aber sagen, wenn gar folgendes Gedicht für des Dichters „religiöse Umkehr" von Kalischer herangezogen wird:

Laß die heil'gen Parabolen
Laß die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte?
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte.

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig. (!)

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös? Ich nenne es atheistisch!" sagte Alfred Meißner, als ihm sein Freund Heine dies Gedicht in der „Matratzengruft" vorlas. „Nein, nein," erwiderte jener lächelnd, „religiös, blasphemisch-religiös." Das Wort ist natürlich ganz sinnlos, denn wer ein Gotteslästerer ist, ist nicht zugleich auch religiös, aber es ist ein gut klingendes Wort, und wenn mancher wähnt, wenn er nur Worte hört, es müsse

sich dabei doch auch was denken lassen, so darf er diese Forderung auf den großen Dichter Heinrich Heine und auf den etwas kleineren Christlieb Kalischer (auch der ist nämlich in Arkadien geboren) doch nicht allemal anwenden.

Noch ein paar kurze Beispiele aus diesem Schlußabschnitt, mit denen die Religiosität Heines im Alter bewiesen wird; unser Satiriker übertrifft sich hier zum Schluß fast selbst, so daß es fast schade ist, daß hier nur immer ein ganz kleiner Teil seiner Beweisführung mitgeteilt werden kann. Man beachte das religiöse Moment in folgenden Versen:

Mich locken nicht die Himmelsauen
Im Paradies, im sel'gen Land;
Dort find' ich keine schön're Frauen
Als ich bereits auf Erden fand ꝛc.

Ganz entsetzlich ungesund
Ist die Erde, und zu Grund,
Ja zu Grund muß alles gehn,
Was hienieden groß und schön ꝛc.

O Gott, wie häßlich bitter ist das Sterben!
O Gott, wie süß und traulich läßt sich leben
In diesem traulich süßen Erdenneste. —

O Gott, verkürze meine Qual,
Damit man mich bald begrabe;
— — — — — — — — — — —
Nimmt nicht der traurige Spaß ein End',
So werd ich am Ende katholisch.

Ich heule dir dann die Ohren voll,
Wie andere gute Christen —
O Miserere! Verloren geht
Der beste der Humoristen! —

Weh mir! jetzt soll ich gleichsam nackt,
Ganz ohne Körper, ganz abstrakt,
Hinlungern als ein sel'ges Nichts
Dort oben in dem Reich des Lichts,
In jenen kalten Himmelshallen,
Wo schweigend die Ewigkeiten wallen
Und mich angähnen. —

Das mag genügen. Der Verfasser hat, so zieht er selbst die Summe, auf die oben von uns geschilderte Weise „den nachdrücklichen Beweis geliefert, daß Heine ein entschieden religiöses Gemüt besaß", und daß ein gut Stück „religiöser Poesie" in seinen Werken enthalten ist.

Der nunmehr glücklich entdeckte religiöse Dichter Heinrich Heine hat bekanntlich einmal — in dem weniger religiösen Teil seiner Werke — ein Verschen gemacht, das also lautet:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wo wir im Kot uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich!

Die erste Zeile dieses echt Heineschen Diktums scheint fast auf Dr. Alfred Christlieb Kalischer gemünzt zu sein.



Silcher und seine Volkslieder.

Von

R. Julius Hartmann.

Am 26. August 1860 ist Friedrich Silcher in Tübingen gestorben. So war denn der 26. August dieses Jahres der Tag, an welchem Silchers Lieder nach dem Gesetz über das geistige Eigentum Gemeingut geworden sind. In Wirklichkeit sind es viele derselben schon längst gewesen, so sehr, daß darüber der Name des Komponisten vergessen wurde. Noch einmal des sinnigen schwäbischen Tonmeisters Namen denen ins Gedächtnis zu rufen, die seine Lieder singen, an seinen Weisen sich erfreuen, oft ohne den Namen dessen zu kennen, der sie dem deutschen Volk geschenkt, das ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen.

* * *

Am Anfang unseres Jahrhunderts waltete in Sellbach im lieblichen Remsthal — unweit von Stuttgart — ein würdiger Schulmeister seines Amtes. Auberlen — so hieß der Schulmonarch — verstand nicht nur seinen A-B-C-Schützen die Buchstaben einzuprägen, daß sie dieselben frischweg lesen und säuberlich auf ihre Schultäfelein malen konnten, oder die älteren Schüler, bis sie aus der Schule traten, mit einem reichen Vorrat von schönen Bibelsprüchen und ziemlicher Sicherheit im großen Einmaleins und den vier Species auszurüsten, er war auch ein gewaltiger Organist und trefflicher Sangesmeister, ja ein Musikus, der in den Geheimnissen der Tonkunst wie nur einer zu Hause war und den Kontrapunkt und Generalbaß aus dem Fundament verstand.

Wieder war es Sonntag geworden, an dem Auberlen mit seinem Kirchenchor in der Kirche eine der herkömmlichen, fast allsonntäglichen Gesangsaufführungen seinen Sellbachern zum Besten gab. Auf der Orgelbank saß ein junger Mensch, noch nicht sechszehn Jahre alt, der seit kurzem dem bewährten Schulmeister als „Incipient" übergeben war, damit er von ihm zum Volksschullehrer herangebildet werde. Indes der „Herr Prinzipal" die Sängerschar stramm zusammenhielt, spielte der Knabe, der auf der Orgelbank saß, die Begleitung zu dem Chor; — nicht etwa, wie heutzutage Einer aus einem Notenblatt alle zu spielenden Noten ablesen und abspielen kann; auf dem Blatt, das jener vor sich hatte, waren nur einzelne Zahlen angegeben, hie und da mit einem ♯ oder ♭ versehen, und wer die Kunst verstand, der konnte aus einer einzigen Zahl merken, welchen Akkord er spielen mußte. Aber eine Kunst wars, und der Knabe auf der Orgelbank verstand schon diese Kunst. Der musikalische, reichbegabte Knabe hieß Friedrich Silcher, eines verstorbenen Schulmeisters Sohn von Schnaith im Remsthal.

* * *

Mehr als zehn Jahre waren vergangen. Der einstige Schulincipient war indessen „Provisor“ geworden, und der Herr Provisor hatte eines schönen Tages den Entschluß gefaßt, den Schulstecken, den er bei seiner großen Freundlichkeit freilich mehr zum Deuten und Nachzeigen gebraucht hat, denn als Werkzeug zum Strafgericht über seine Schüler, ein für allemal in die Ecke zu stellen, um fortan nur der Tonkunst zu leben. Und die Tonkunst hatte ihn ins schöne Neckarthal geführt, nach Tübingen, wo der 28jährige als wohlbestallter Universitätsmusikdirektor aufgezogen war.

Wieder wars ein Sonntag. Die Musensöhne, die Professoren mit ihren Frauen und Töchtern und mancher Tübinger Philister wanderte, nachdem der Gottesdienst in Sankt Georgs Stiftskirche zu Ende war, hinaus, die enge Neckargasse hinunter, durchs Neckarthor über die Brücke, den schönen Sonntagnachmittag draußen zu genießen und im Schatten der Platanen und Linden oder in den lauschigen Gängen des Seufzerwäldchens sich zu ergehen. Und von draußen herein zogen in reiche Tracht gekleidet die Bezinger Mädchen, in blendend weißen, spitzenbesetzten Hemden, in buntem, grün, gold und rot gesticktem Mieder, in dunkelblauem Rock, der unten mit einer stolzen goldenen Borte geschmückt war und den Fuß soweit frei ließ, daß man die zierlich durchbrochenen Strümpfe sah. Auf dem Kopf saß, neckisch schief gesetzt, das kleine runde Mützchen mit seinen lang herabwallenden Bändern. Arm in Arm, die ganze Breite der Straße einnehmend, zogen sie singend daher.

Unter den Spaziergängern war auch ein junger Mann, in schwarzem langen Rocke, mit weißer Halsbinde, freundlich lächelnd wie immer, nur etwas schüchtern, verlegen, wenn ein flotter Studio ihn grüßte. Es war der Universitätsmusikdirektor Silcher. Wie horchte er auf, als er die Mädchen mit ihren frischen Stimmen ihre hübschen Weisen singen hörte. Bald wars ein schalkhaft neckiges Lied:

„Wo e klein's Hüttle steht, ist e klein's Gütle,
Wo e klein's Hüttle steht, ist e klein's Gut.
Und wo viel' Bube send, Mädle send, Bube send,
Do ist's halt lieblich, do ist's halt gut.“

Dann wieder eine schwermütige Weise:

„Durch's Wiesethal gang i jetzt na,
Brech lauter Badenke[1]) durna[2]),
Badenke muß i breche,
Schön's Sträußele draus mache,
Aus lauter Badenke und Klee,
I han jo koi Schätzele meh!“

Wie fielen sie dem sinnigen Musiker ins Ohr, die echten Klänge aus dem Herzen des Volkes heraus. Die Melodien vor sich hinsummend kam er heim. Auf einem Notenblättchen wurde die gefundene Volksweise festgehalten.

* * *

Diesmal gings ins Steinlachthal. Ist auch die dunkelgehaltene Tracht ernster als die der Bezinger Mädchen mit ihren bunten Miedern und der Bezinger Buben mit ihren roten Westen und weißen Kitteln, so sind doch die Lieder, die man „in der Steinlach“ singt, so echt, so tief empfunden, so innig im Ausdruck, auch so frischfröhlich in der Freude, als man sie unter der Dorflinde in Bezingen hören kann. Der akademische Musikdirektor macht gern seine Sonntagsgänge hinaus in die Dörfer in der schönen Umgebung Tübingens. Da hört er das Volk singen, Lieder, wer weiß, von wem gedichtet, von wem mit einer Melodie versehen; sie leben im Volk, weil sie aussprechen, was das Volk denkt, wie das Volk fühlt, und so kommts ihm aus dem Herzen und von den Lippen.

„Mädele ruck, ruck, ruck an meine rechte Seite,
I hab di gar zu gern, i kann di leide!“

So klingts aus der Schar der singenden Jugend.

[1]) Schlüsselblumen. [2]) durch hinunter.

„Rosestock, Holderblüt, wenn i mei Dirndel sieh,
Lacht mer vor lauter Freud 's Herzel im Leib" —

lassen sich andere vernehmen. Und auch rührende Weisen findet der eifrige Liedersammler, der von der Stadt hergekommen:

„Jetzt gang i an's Brünnele,
Trink aber net;
Do such i mein herztausige Schatz,
Find'n aber net."

„Eine Perle von einem Lied" denkt der glückliche Finder. Bald kann er ein ganzes Heft der gefundenen Lieder hinausgeben, in ihrer schlichten Ursprünglichkeit mit einfachem, einstimmigem Satz versehen, und der Welt zeigen, wie innig schöne Lieder im Volke leben, wohl wert, daß sie allüberall gesungen werden. Und daheim, während der echte Volkston aus gefundenen Liedern in seinem Herzen nachhallt, entstehen ihm unter der Hand neue Lieder, nicht anders gefühlt und geschrieben, als wie das Volk sie fühlt und singt.

* * *

Heut gehts noch hoch her. Die flotten Studenten sind auf der Kneipe, zum letztenmal mit den Freunden und Brüdern, die zum letztenmal das dreifarbige Band und die farbige Mütze schmückt. Zum letztenmal erklingen die alten, lieben Lieder, und unter die alten mischt sich manch neues Lied, das rasch sich eingebürgert hat unter den Studenten und, von ihnen hinausgetragen, schon weit und breit gesungen wurde.

„Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein" —

so klingts in lautem Chor, daß Uhland drüben in seinem Haus an der Neckarbrücke sein Lied hören konnte, wie Silcher es gesetzt hat, um ihm damit gleichsam die Flügel zu geben, auf denen es seinen Flug durch die Welt gemacht hat, „die Flügel des Gesanges", die volkstümliche Melodie.

Doch bald tönt desselben Meisters Weise:

„Morgen muß ich fort von hier."

— Jüngst hat das auch der Schreinergeselle gesungen, der gegenüber der Kneipe bei einem Meister gearbeitet hatte und weiter wanderte in die Fremde. —

Und als der Morgen kam, der das Scheiden von der lieben Musenstadt mit ihren trauten engen Gassen brachte, da erklangs, ehe ein Häuflein hinauszog durchs Lustnauer Thor, dem herbstlich angehauchten Schönbuch zu:

„Nun leb wohl, du kleine Gasse,
Nun ade, du stilles Dach!"

Auch mit dieser Weise hat Meister Silcher das in Töne gekleidet, was ein Menschenherz im innersten bewegt.

* * *

Und so ging manches Lied in die Welt hinaus, das der schlichte Meister der Töne gefunden und erfunden, und wo Deutsche beisammen wohnen, in der alten und in der neuen Welt, da erklingt in ihrem Kreise eine Weise, jedem bekannt, doch niemand denkt mehr daran, wer sie gemacht hat, — ein Volkslied ists eben, das gesungen wird.

Manch alter Sänger im Schwabenland weiß sich noch zu erinnern, wie solch ein Lied zum erstenmal im Chor gesungen wurde. Die Sänger der akademischen Liedertafel — eine Schöpfung und das Lieblingskind Silchers — waren wieder zur wöchentlichen Probe vereinigt. Schon waren etliche Chöre geübt, da legt der Dirigent ein Packet Notenblättchen aufs Klavier, und bescheiden, fast schüchtern sagt er zu seinen Sängern:

„Da hätt ich auch noch ein neues Lied, wir wollens noch probieren." Und mit frischem Eifer und heller Lust ging der Studentenchor daran, das neue Lied zu singen, das ein Volkslied werden sollte. Das wußten sie schon längst und wußten auch die Ehre zu würdigen, in der „Liedertafel" zuerst die Lieder singen zu dürfen, ehe sie ihren Weg antraten in die Welt. Hier wurde zuerst das „Aennchen von Tharau" gesungen, hier erklangs zuerst maienfrisch aus jugendfrohen Herzen und Kehlen: „Drauß' ist alles so prächtig und es ist mir so wohl," hier zuerst gingen die ergreifenden Weisen: „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an" und „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang" „mitten durch's Herz".

Doch es kam die Zeit, da der Dirigentenstab der Hand entsank, die ihn mehr als 40 Jahre im Kreise der jugendlichen Sänger, allzeit mit jugendlicher Begeisterung, geführt hatte. Es kam der 26. August 1860, da der liederreiche Mund für immer verstummte. Zwei Tage darauf sangen ihm seine Sänger über sein Grab die Weise, die Silcher so herrlich gesetzt hat:

„Stumm schläft der Sänger, dessen Ohr
Gelauschet hat an andrer Welten Thor."

* * *

Ein Jahrzehnt war darüber hingegangen, seit sie den Meister des Volksliedes in die Erde gebettet haben.

Die deutschen Heersäulen führen die große Rechtsschwenkung aus, den Gewaltmarsch von Chalons gegen die Nordgrenze Frankreichs, um dort das französische Heer zu treffen und ihm den Weg zu verlegen. Riesige Märsche wurden den deutschen Heeren zugemutet. Nur die dunkle Ahnung, daß es sich in diesen Tagen um Großes und Entscheidendes handle, hielt die Mannschaften aufrecht, daß sie die Strapazen des Marsches ertrugen.

Wieder gings stundenlang die Straße dahin. Wie schwer drückte der Tornister, wie müde waren die Knie! Da — ein Lied:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit;
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt."

So begann einer in der württembergischen Marschkolonne, und die Kameraden fielen ein und sangen mit, und weiter pflanzte sich das Lied, und es ging fast in gleichem Schritt und Tritt rüstig dahin, gestärkt durch des Liedes Gewalt. Es ging gen Sedan.

Der Morgen des 1. September brach an. Die württembergische Felddivision stand an der Straße von Mezières in Gefechtsbereitschaft. Immer näher kam der dumpfe Donner der Kanonen. Die Schlacht hatte fast rings um Sedan begonnen. Wie bald wird das Schmettern der Trompeten auch die Schwaben ins mörderische Feuer rufen? Es sind bange Stunden — dieses Warten auf den Befehl, der viele auf den Weg zum Tode führt. Da war es wieder ein Lied, mit dem die Truppen — wie einer, der dabei war, sagt — „sich in die stille Ergebung und Todesfreudigkeit, welche dem Mann auf dem Feld der Ehre ziemt, hineingesungen haben":

„Morgenrot, Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad."

Und wenn auch die heißeste Arbeit des Tages den deutschen Waffenbrüdern aus Preußen, Baiern und Sachsen zufiel, für manchen ists wahr geworden, als die württembergischen Regimenter gegen die ausfallende Garnison von Mezières im Laufschritt anrückten und

ohne einen Schuß zu thun, nur durch den Eindruck des todesverachtenden Anlaufs den Feind veranlaßten, den Thoren Mezières' wieder zuzueilen.

Silchers Volkslied stand neben der „Wacht am Rhein" auch mit draußen als treue Hülfsmacht im großen Kampfe.

* * *

„Die Wacht am Rhein" — ja wir sahen sie, Germania, das herrliche Erzbild auf dem Niederwald, strahlend im Glanz der Sonne, strahlend im Glanz des Ruhmes.

Und dann gings hinunter den grünen Rhein, durchs Binger Loch, vorbei an den Trümmern der Burgen, an den Städten und Dörfern, an Lorch und Bacharach. Schon hatte das schmucke Schiff die Pfalz bei Caub hinter sich, die mitten im Rheinstrom auf einem Felsenriff liegend einst den Rheinstrom jedem sperrte, der nicht Zoll bezahlte, und das türmereiche Oberwesel kam in Sicht. Immer dichter drängten sich die Reisenden an die Brüstung des Verdecks. Da tritt, wie aus zerrissenen mächtigen Steinblöcken aufgetürmt, ein gewaltiges Felsenriff in den Strom vor, indes die Abenddämmerung mehr und mehr sich über den Strom senkte und schon des Mondes silberne Sichel hinter dem Berg auftauchte. Lurley! — Der Böller krachte, um das Echo zu wecken. Und ehe noch der Widerhall verklungen war, ertönt es, erst von wenigen, dann von immer größerem Chor gesungen:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn."

Und weiter, die drei Verse hindurch, die Silchers „wundersame, gewaltige Melodei" zum Gemeingut aller Deutschen gemacht hat.

Sie wird noch oft erklingen, die herrliche Weise, mit vielen anderen, die Silcher gefunden und erfunden, die nun gesungen werden in aller Welt, wo Deutsche beisammen wohnen; und manch schönes Lied, das erst im engeren Kreise bekannt war, und gleich anderen wohl wert ist, daß es überall gesungen werde, wird, so hoffen wir, von jetzt an, da Silchers Schöpfungen freies Eigentum der sangesfrohen Welt geworden sind, in weitere Kreise dringen. Doch obs ihrer etliche mehr sind oder nicht, weiterleben wird, solange es ein deutsches Volk giebt, Silcher und das Volkslied.





Ein neues Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Bis zur Mitte dieses Jahrhunderts und zum Teil noch darüber hinaus beherrschten die Wissenschaft der politischen Nationalökonomie und durch sie auch mehr oder minder die Gesetzgebung die Ideen der englischen Freihandelsschule. Dieselben knüpfen an an das 1776 zu London erschienene Werk von Adam Smith „Untersuchungen über Natur und Ursachen des Volksreichtums“, dessen Grundanschauung die der naturrechtlichen Schule ist; das Haupt dieser Richtung und ihr entschiedenster Vertreter war David Ricardo mit seinem Hauptwerk „Grundsätze der politischen Oekonomie und Besteuerung“. Obwohl die sogenannte englische Freihandelsschule in erster Linie die besonderen Interessen der sich in England mächtig entwickelnden englischen Großindustrie und des englischen Großhandels wissenschaftlich verfocht, gelang es ihr doch durch den Glanz ihrer Darstellung, durch die anscheinend unbestreitbare Logik der von ihr dargelegten und nachgewiesenen „wirtschaftlichen Naturgesetze“, in allen Staaten und in allen Kulturländern zahlreiche Anhänger und Vertreter zu finden.

In Deutschland entwickelte sich zuerst im Anschluß an Friedrich List, den hochverdienten Agitator für die Zolleinigung Deutschlands und für die Ausbreitung des Eisenbahnwesens, die Reaktion gegen den „Smithianismus“. Während die Engländer bis auf die neueste Zeit hinein mit wenigen Ausnahmen an den Prinzipien desselben festhalten, während die Franzosen ihnen hierin wesentlich folgten und folgen, ohne daß sie sich allerdings durch die Theorie des Freihandels abhalten ließen, gegen das Ausland schutzzöllnerische Maßnahmen beizubehalten oder einzuführen, während die Italiener erst seit etwa 20 Jahren sich allmählich ihre frühere bedeutende und selbständige Stellung in der politischen Oekonomie wieder eroberten, hat man in Deutschland seit einer Reihe von Jahrzehnten sich nicht damit begnügt, neben unbedeutenden Umwandlungen des gegebenen Systems einzelne Teile desselben auszugestalten und Specialarbeiten zu liefern, sondern man hat das System selbst einer eingehenden scharfen und genauen Prüfung unterzogen und über Bord geworfen, was daran mangelhaft und verkehrt schien. Unter vollständiger Loslösung von den englischen Vorbildern hat die deutsche Wissenschaft der Volkswirtschaft sich auf eigene Füße gestellt unter Ausweitung und Vertiefung derselben.

Die in Deutschland besonders enge Verbindung der Wissenschaft mit den Universitäten, die Errichtung vieler Professuren für „Staatswissenschaften“ brachten es mit sich, daß die wissenschaftliche Pflege auch der politischen Oekonomie hier zum größten Teil von berufsmäßigen Gelehrten betrieben wurde, während anderwärts Praktiker, Litteraten, Politiker, mehr oder weniger durch Interessen geleitete Liebhaber der Wissenschaft, einen größeren Anteil und Einfluß dabei hatten und haben. Wir brauchen nur an die in Deutschland begründete historische Schule der Nationalökonomie zu erinnern, an Männer

wie Roscher, Knies, Wagner, Stein, Schäffle. Betrachtete die englische Freihandelsschule die politische Oekonomie als eine Wissenschaft von den Naturgesetzen des menschlichen Verkehrs, die für die Menschheit etwa ähnliches leisten sollte, wie die Physik und Chemie für die gesamte Körperwelt, welche die naturgesetzlichen Funktionen der einzelnen Glieder der bürgerlichen Gesellschaft untersuchen und auf Grund derselben nach den Gesetzen forschen sollte, die den Arbeits- und Ernährungsprozeß der Gesellschaft beherrschen, so kam man in Deutschland dazu, die Volkswirtschaft als einen ebenso wie das Ganze in der Entwicklung begriffenen Teil der Gesamtkultur zu erfassen und verneinte das von der naturwissenschaftlichen Grundanschauung aus behauptete Vorhandensein von solchen Naturgesetzen, welche in ihrer ungehinderten Entfaltung und Wirksamkeit eine und dieselbe für die Menschen heilsamste Form der Volkswirtschaft ergeben würden. Die Lehre von der Volkswirtschaft soll nicht auf den abstrakten universellen, rein technischen Gesichtspunkten als Lehre von der Reichtumsproduktion aufgebaut werden, wie sie der Smithianismus giebt, sondern die Ideen der Entwicklung, der Nationalität, der Gesellschaft, der sittlichen Berechtigung der wirtschaftlichen Zustände und Maßregeln müssen in dieselbe hineingetragen und mit ihrer Hülfe ein neuer Aufbau geschaffen werden. Die Professoren, insbesondere die als „Kathedersocialisten" verschrienen, die eine gewisse Berechtigung der socialistischen Kritik der heutigen Volkswirtschaft anerkennen, waren es hauptsächlich, die der neuen Auffassung der Volkswirtschaft wissenschaftlich-theoretisch zum Siege verhalfen. Damit waren aber ihre Ansichten noch nicht in das Fleisch und Blut der Völker übergegangen. Umgekehrt waren und resp. sind noch heute in den großen Massen des Volkes die Ansichten der englischen Freihandelsschule, der Manchesterpartei vorherrschend. Haben diese zur Zeit an Ansehen verloren, so ist dies wesentlich der gewaltigen Persönlichkeit des Fürsten Bismarck und seinen durchschlagenden, realistischen Ausführungen zur Vertretung seiner Wirtschaftspolitik zu verdanken.

Daß die Ansichten der Manchesterpartei doch noch immer einen so großen Einfluß ausüben, insbesondere die Halbbildung von ihr abhängt, hat wesentlich darin ihre Ursache, daß ihre Vertreter in der Presse hauptsächlich gewandte und geschickte Journalisten sind. An zahlreichen großen und kleinen Organen zur Verbreitung ihrer Meinung fehlt es ihnen umsoweniger, als sie gleichzeitig die Interessen des Großkapitals vertreten und ihre wirtschaftlichen Ansichten sich mit denen des politischen Liberalismus decken.

Diese kurze Skizze der Entwicklung der Volkswirtschaft haben wir einer Besprechung des „Handwörterbuches der Staatswissenschaften, herausgegeben von Dr. J. Conrad, Professor der Staatswissenschaften zu Halle a. S., Dr. L. Elster, Professor der Staatswissenschaften zu Breslau, Dr. W. Lexis, Professor der Staatswissenschaften zu Göttingen, Dr. Edg. Loening, Professor der Rechte zu Halle a. S." vorausgeschickt, um sogleich feststellen zu können, weß Geistes Kind dies Werk sei. Wir haben es hier zu unserer Freude nicht mit einem Erzeugnis der überlebten Manchesterschule zu thun, sondern mit einem groß angelegten und, soweit es bisher vorliegt, in vollendetster Weise durchgeführten Werk der neuen deutschen Auffassung der Volkswirtschaft, bestimmt, die Anschauungen derselben in einer für jeden Gebildeten verständlichen Weise, und doch dabei wissenschaftlich begründet und dargelegt, weiten Kreisen des Volkes, die keinen Hörsaal besuchen und kein Lehrbuch lesen, zugänglich zu machen.

Ueber die Prinzipien, auf denen das Handwörterbuch beruht, sagen die Herausgeber im Vorwort: „Das ‚Handwörterbuch' folgt dem Zuge der auf dem Gebiete der Wirtschafts- und Socialwissenschaften vorherrschenden Ideenströmung, ohne sich aber in den Dienst irgend einer Partei zu stellen. Es geht nicht von abstrakt-freihändlerischen Grundsätzen aus, sondern will vor allen Dingen in der wissenschaftlichen Betrachtung der konkreten Thatsachen die Lösung schwebender Fragen suchen. Die wirtschaftliche Gesetzgebung Deutschlands und aller wichtigeren übrigen Staaten wird in großer Ausführlichkeit dargelegt werden, aber nicht zum Zwecke einer juristischen Systematik, sondern im Anschluß an die Untersuchung der Frage, welches die Schranken und Erfolge der

staatlichen Einwirkung und des Wirtschaftslebens sind. Ein reichhaltiges statistisches Material bildet die notwendige Grundlage dieser Untersuchung, die natürlich nicht bei der Gegenwart stehen bleiben kann, sondern in die Vergangenheit zurückgreifen muß, um die Erscheinungen in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu begreifen. Wenn die Kritik durch dieses Begreifen gemäßigt wird, so behält sie doch das Recht, stets auch den Maßstab des sittlichen Urteils selbst an diejenigen wirtschaftlichen und socialen Vorgänge zu legen, die äußerlich fast mit der Regelmäßigkeit von Naturerscheinungen auftreten und daher auch hinsichtlich ihres inneren Wesens manchmal mit solchen verwechselt worden sind. Das Handwörterbuch wird die wirtschaftlichen und socialen Uebel weder verlöschen, noch übertreibend ausmalen, und alle Bestrebungen einer gesunden Socialpolitik zu fördern bemüht sein."

Die Durchsicht des bisher in einer Stärke von 1046 Seiten Groß-Folio erschienenen ersten Bandes, der den Buchstaben A umfaßt, lehrt, daß, was hier als beabsichtigt in Aussicht gestellt ist, auch wirklich durchgeführt ist.

Daß die wissenschaftliche Pflege der Nationalökonomie bei uns in Deutschland wesentlich in der Hand der Professoren ruht, ist öfters als ein Uebelstand bezeichnet. Es fehle die Wechselwirkung von Wissenschaft und Leben. Die graue Theorie lerne nichts vom grünen Baum der Praxis. Wenn dies wirklich ein Uebelstand ist, so ist derselbe hier vermieden. Die Herausgeber zwar sind Professoren, aber die Mitarbeiter sind zum großen Teil dem praktischen Leben entnommen. Neben den Zierden unserer Universitäten finden wir unter den Mitarbeitern Namen, wie: Oberbürgermeister Adickes, Altona, Oberregierungsrat und Präsident des Reichsversicherungsamtes Boediker, Berlin, Generaldirektor der italienischen Statistik Bodio, Rom, Sektionsrat im Finanzministerium Böhm von Bewerk, Wien, Wirklicher Geheimer Legationsrat und Präsident des Kaiserlichen Patent-Amtes von Bojanowski, Berlin, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern Bosse, Ministerialrat Buchenlerger, Karlsruhe, Oberzollrat Geiger, München, Geh. Legationsrat Kayser, Berlin, Präsident der Reichsbank Koch, Oberregierungsrat Landmann, München, Senatspräsident im Oberverwaltungsbericht zu Berlin von Wegnern, Polizeidirektor, jetzt Kultusminister von Müller, München, Bezirkspräsident a. D. Freiherr von Reitzenstein, Freiburg i. Br., Oberkonsistorialrat Uhlhorn zu Hannover, Geh. Regierungsrat von Woedtke, Berlin, und andere mehr.

Bei so zahlreichen Mitarbeitern von hohem Ruf und hervorragender Bedeutung, die natürlicher Weise nur dann mitarbeiten, wenn ihnen ihre vollständige Selbständigkeit gewahrt bleibt, müssen die Herausgeber sich darauf beschränken, dem Unternehmen im allgemeinen eine einheitliche Richtung zu bewahren, auch wenn im einzelnen Ansichten vertreten werden, denen die Herausgeber für ihre Person nicht beistimmen, oder denen an anderen Orten widersprochen wird. Solche Differenzen lassen sich in einem Sammelwerk dieser Art nicht vermeiden, sie bilden aber auch eher einen Vorzug als einen Nachteil für dasselbe, da sie es zu einem lebensvollen Abbild der sich reich entfaltenden und trotz mannigfacher inneren Reibungswiderstände kräftig emporstrebenden Wissenschaft machen. Mehr zu bedauern ist, daß auch Wiederholungen nicht gut ganz zu vermeiden sind. Die zu besprechenden Fragen berühren sich aber oft so nahe, daß die Verfasser der betreffenden Abhandlungen bisweilen gezwungen sind, um verständlich zu werden, noch einmal auseinanderzusetzen, was an anderer Stelle unter einem anderen Stichwort bereits gesagt. So findet sich z. B. kurz aufeinander folgend zweimal die Begriffsbestimmung von Arbeitsvertrag, einmal unter dem Stichwort „Arbeitsvertrag" und zum zweitenmal unter dem Stichwort „Arbeitsvertragsbruch." Zur thunlichsten Vermeidung solcher Wiederholungen werden die Hauptgegenstände in größeren, aber übersichtlich gegliederten, teilweise von mehreren Verfassern herrührenden Aufsätzen behandelt. Die kleineren Artikel haben häufig nur die Bedeutung von Einleitungen zu umfassenderen Darstellungen, indem sie eine allgemeine Uebersicht der unter verschiedenen besonderen Stichwörtern bearbeiteten Teile eines zusammenhängenden Gebietes gewähren.

In dem vorliegenden ersten Bande des Handwörterbuchs wird in besonders umfassender und eingehender Weise von den bewährtesten Autoren die Arbeiterfrage und was damit zusammenhängt behandelt. Fast die Hälfte des Bandes ist hiervon in Anspruch genommen. Mit Recht ist diese die ganze civilisierte Welt tief bewegende Frage so in den Vordergrund gestellt.

Hierbei werden nicht etwa nur die Verhältnisse Deutschlands oder Europas, getrennt nach Staaten, besprochen, sondern auch die der außereuropäischen Gebiete, soweit dort überhaupt von einer Arbeiterfrage und Arbeiterschutzmaßregeln die Rede sein kann, berücksichtigt. Die hier, wie überhaupt überall am Schlusse jedes Artikels sich findenden zahlreichen Litteraturnachweise geben dem Liebhaber bequeme Handweise zu weiteren Studien.

Das Handbuch steht nicht im Dienst irgend einer Partei. Aber es muß sich mit politischen Fragen und Problemen der Natur der Sache nach vielfach berühren. Dabei ist es dann ganz unmöglich, daß die betreffenden Artikel nicht doch von der politischen Stellung und Auffassung ihrer Verfasser beeinflußt werden sollten. Als Beispiel hierfür greifen wir die Stichwörter „Agrarkrisis" und „Arbitrage" heraus. Den Artikel über die Agrarkrisis hat der Herausgeber, Professor Conrad, Halle, der ein bekannter Gegner der Kornzölle ist, verfaßt. Nachdem zunächst im allgemeinen Wesen und Ursachen, Vorbeugungs- und Milderungsmittel der Agrarkrisen dargelegt sind, wird eine geschichtliche Darstellung derselben in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts, Ende der 40 er und anfangs der 50 er Jahre in Irland und Süddeutschland, der Kreditkrisis der 60 er Jahre gegeben, um dann endlich die gegenwärtige Agrarkrisis zu erörtern. Nach dem Nachweise der Thatsache und des Umfanges derselben wird über ihre Ursachen und die Mittel zu ihrer Bekämpfung und Milderung nur das Folgende bemerkt: „Da die Ursache der Krisis in der allgemeinen Weltlage zu suchen ist, herbeigeführt durch den Aufschluß neuer Länder und Landesteile vermittelst der Eisenbahnen und durch den Weiterbau derselben noch lange der Zunahme der Bevölkerung voraneilen wird, so ist eine Hebung der Fruchtpreise auf dem Weltmarkt sobald nicht zu erwarten. Die Krisis wird daher ein Ende erst nehmen, wenn Kauf- und Pachtpreise der Grundstücke den Verhältnissen entsprechend heruntergegangen sind und die Landwirte den Betrieb den Produktionspreisen entsprechend modifiziert haben werden." Man wird diese Ausführung, milde gesagt, doch nur als sehr oberflächlich und dürftig bezeichnen müssen. Was heißt das, daß die Landwirte den Betrieb den Produktionspreisen entsprechend modifizieren sollen? Sollen sie alle landwirtschaftlichen Gebäude abbrechen, ihre Arbeiter entlassen und Weidewirtschaft treiben? Dann würde die Agrarkrisis zu einer Volkskrisis werden. Ueber die Mittel, die von anderer Seite zur Bekämpfung oder Milderung der Krisis vorgeschlagen werden, wird überhaupt nichts gesagt. Die Währungsfrage wird garnicht erwähnt. Von den Kornzöllen, deretwegen des Näheren auf den Artikel „Getreidezölle" verwiesen, wird nur behauptet, daß ihre Wirkung bisher nicht befriedigte, eine Behauptung, die durchaus unzutreffend ist.

Der Artikel „Arbitrage" ist verfaßt von Dr. Victor Ehrenberg, Professor an der Universität Göttingen, der, irren wir nicht, entweder selbst jüdischen Blutes ist oder doch in nahen Beziehungen zum Judentum steht. Es würde dadurch erklärlich werden, daß in dem ganzen Artikel, dessen Verfasser sichtlich mit dem von ihm behandelten Gegenstand genau vertraut ist, sich kein Wort davon findet, daß gerade die Arbitrage es ist, welche zu dem schamlosesten Börsenspiel mißbraucht wird, kein Wort davon, wie diesem volkswirtschaftlichen Verderben entgegengetreten werden kann. Ehrenberg kennt nur den volkswirtschaftlichen Nutzen der Arbitrage. Er weiß nur, daß „dieselbe auf das wesentlichste beiträgt, ein wichtiges Ziel der volkswirtschaftlichen Entwicklung: möglichste Vermeidung aller Bartransporte, zu erreichen."

Diese Ausstellungen im einzelnen, die sich bei genauer Prüfung noch vervollständigen ließen, beeinträchtigen den Wert des ganzen Werkes nicht. Ein umsichtiger Leser wird

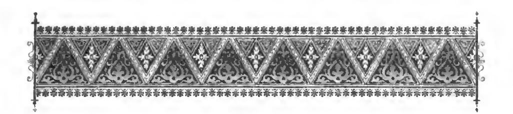


die Augen offen haben und rechtzeitig ein Frage- und Ausrufungszeichen machen. Ein Werk von einem solchen Umfang, wie das Handwörterbuch, das genau unserem politischen und wirtschaftlichen Standpunkt entsprechen würde, ist überhaupt nicht zu schaffen.

Neben diesen Bemerkungen im besonderen müssen wir noch eine im allgemeinen machen, nicht sowohl, weil wir auf dieselbe besonderen sachlichen Wert legten, als vielmehr deswegen, weil dieselbe uns allein Gelegenheit giebt, darauf nachdrücklich hinzuweisen, was das Werk bietet und was es nicht bietet. Das Buch heißt „Handwörterbuch der Staatswissenschaften". Unter Staatswissenschaften verstand man bisher im allgemeinen: Allgemeine Staatslehre, öffentliches Recht, philosophisches Staatsrecht, Verfassungsrecht, Verwaltungsrecht und Völkerrecht, Staatssittenlehre, Staatskunst oder Politik, Staatsgeschichte und Statistik. Diese Wissenszweige, die neben den kameralistischen Wissenschaften in erster Linie in den bisher erschienenen Encyklopädien und Wörterbüchern der Staatswissenschaften behandelt zu werden pflegten, sind in diesem „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" entweder garnicht, oder nur in zweiter Reihe und in ihrer Beziehung zum Hauptinhalt des Werkes behandelt worden. Das Wort „Staatswissenschaften" ist im engeren Sinne gebraucht, wonach dieselben umfassen: die theoretische und praktische Volks- und Staatswirtschaftslehre und die unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten aufgefaßte Gesellschaftslehre und Socialpolitik. Es sollen, kurz gefaßt, die wirtschaftlichen und socialen Staatswissenschaften den Inhalt des Handwörterbuches bilden. Das Verwaltungsrecht wird daher nur in seiner Bedeutung als Rechtsgrundlage der wirtschaftlichen und socialen Ordnung mitberücksichtigt. Das formale Verwaltungsrecht, das Verfassungsrecht, das Völkerrecht, die Politik, die Staatengeschichte bleibt gänzlich ausgeschlossen, und die Statistik wird nicht als Staatenkunde behandelt, sondern als methodische Hülfswissenschaft.

Es erübrigt noch ein kurzes Wort über den Umfang und die äußere Ausstattung des Werkes. Das Handwörterbuch erscheint im Verlage von Gustav Fischer in Jena in Lieferungen von mindestens 10 Bogen zum Preise von 3 Mark für die Lieferung in Groß-Folioformat. Das ganze Werk soll den Preis von 100 Mark nicht übersteigen und bis zum Ende des Jahres 1892 fertig vorliegen. Druck und Papier sind von besonderer Güte.

tz.



Döllinger seit dem Vatikanum.

Professor Dr. F. H. Reusch zu Bonn hat soeben 28 Briefe und Erklärungen seines Lehrers und Freundes Döllinger veröffentlicht*), von denen zwei Drittel schon durch ältere Drucke bekannt oder größtenteils anonym erschienen war, so u. a. die 1869 an die Väter des vatikanischen Konzils versandte Flugschrift: „Erwägungen für die Bischöfe des Konziliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit.“ Diese Flugschrift bildete nur einen Auszug aus dem größeren Buche: „Janus“, welches Döllinger im selben Jahre gleichfalls anonym erscheinen ließ, und welches die quellenmäßigen Belege für die erste Hälfte einer Anzahl von Artikeln in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ gegen die Civiltá cattolica enthielt. Obwohl diese Anonymität der vertretenen Sache mutige Freunde nicht verschaffen konnte, trat Döllinger dennoch in diesen wie anderen Publikationen nicht mit seinem Namen hervor, weil er, wie aus einem Schreiben vom 7. Februar 1868 hervorgeht, Wert darauf legte, nicht zu der Gesellschaft der Galilei, Fenelon, Hirscher u. s. w. zu gehören, deren Schriften in das Verzeichnis der verbotenen Bücher gekommen waren, mit anderen Worten, er wollte orthodox im römisch-katholischen Sinne bleiben. Im Briefe vom 1. März 1887 an den Münchener Erzbischof von Steichele hebt er hervor, daß er „im 45jährigen Lehramte (von 1826 oder besser von 1823 bis 1871) sich nie auch nur einen bischöflichen Verweis oder Tadel zugezogen hätte, und daß seine Orthodoxie bis dahin nie auch nur einer konstatierten Verdächtigung ausgesetzt gewesen.“ Ist letzteres auch angesichts des päpstlichen Breves von 1863 und vieler ungünstiger Urteile seitens katholischer Schriftsteller und auch einiger Bischöfe nicht ganz richtig, so zeugt seine Behauptung doch von dem ernsten Willen, ein rechtgläubiges Mitglied der katholischen Kirche zu sein. Am 12. Oktober 1887 erklärt er feierlich dem päpstlichen Nuntius Ruffo Scilla: „Auch ich will nicht ein Mitglied einer schismatischen Genossenschaft sein; ich bin isoliert. Ueberzeugt, daß der gegen mich erlassene Urteilsspruch der Exkommunikation ungerecht und rechtlich nichtig ist, sehe ich mich fortwährend als ein Mitglied der großen katholischen Kirche an.“ Im Jahre 1880 schrieb Döllinger an eine hochgestellte Dame: „Ich stehe jetzt in meinem 81. Jahre, bin 47 Jahre lang öffentlicher Lehrer der Theologie gewesen, und in dieser langen Zeit ist mir von den kirchlichen Oberen, den nahen wie den fernen, nie eine Rüge oder auch nur eine Aufforderung zur Verantwortung oder besseren Erklärung zugekommen.“ Der Münchener Erzbischof Antonius von Steichele bekennt in einem Briefe an Döllinger vom 30. Juli 1886: „Sie haben, hochverehrter Herr Stiftspropst, gerade in letzter Zeit, bei äußeren

*) Briefe und Erklärungen von J. von Döllinger über die vatikanischen Dekrete 1869—1887. (München, C. H. Beck.) 1890. 164 S. 1,20 Mk.

Begegnungen gegen mich wiederholt so freundliches Entgegenkommen und so wohlwollende Gesinnung gezeigt, daß ich mit Mut und Vertrauen diesen Ruf (sich mit der römisch-katholischen Kirche zu versöhnen) an Sie erhebe." Kurz es bedarf nach diesen und anderen Erklärungen gar keines Beweises, daß Döllinger den Münchener Erzbischof, den päpstlichen Nuntius und den Papst als seine rechtmäßigen Oberen anerkannte, so sehr er sie auch der Ungerechtigkeit und der Häresie wegen des Unfehlbarkeitsdogmas zieh. Ohne Grund zieht die „Protestantische Kirchenzeitung" des Herrn Dr. Websky Döllingers Abneigung gegen die altkatholische Kirchengemeinschaft in Zweifel. Der von Döllinger an Pfarrer Wichmann zu Todtnau (Schwarzwald) geschriebene Brief vom 18. Oktober 1874, welcher 1875 durch den Schreiber dieser Zeilen veröffentlicht wurde, datiert aus der ersten Zeit weitverbreiteter Hoffnungen, die sich damals an die durch die Regierungen von Preußen, Hessen und Baden begünstigte Erhebung des Professor Reinkens zum altkatholischen Bischofe und die Bildung einer Anzahl altkatholischer Gemeinden knüpfte. Auch die von Döllinger 1874 und 1875 zu Bonn geleiteten Unionskonferenzen standen zwar nicht mehr ganz — die Geschichte der Vertagung des Breslauer Altkatholikenkongresses ist Zeuge dafür —, aber doch teilweise unter dem Eindrucke der Hoffnung, daß die altkatholische Gemeinschaft so einflußreich werden könnte, daß ein neu einzuberufendes Konzil die Beschlüsse des Vatikanums widerrufen könne, wie Professor Fr. Michelis zu verkünden nicht müde wurde. Döllinger sah übrigens nicht so hoffnungsvoll in die Zukunft wie sein Freund Michelis. Auch die 1874 ausgesprochene Zuversicht, daß „die altkatholische Gemeinschaft für die altkirchliche Wahrheit Zeugnis gebe, eine von Irrwahn und Aberglauben gereinigte, der alten, noch unzertrennten Kirche mehr konforme Kirche darstellen und einer künftigen großen Wiedervereinigung der getrennten Christen und Kirche dienen werde", verließ ihn seit 1876.

Ueber Döllingers isolierte Stellung ergingen sich damals so gut wie in späteren Jahren die verschiedenen Redakteure des „Deutschen Merkur", des „Organs der Katholischen Reformbewegung" zu München, sowie der juristische Leiter des altkatholischen Kirchenregiments in starken Aeußerungen der Unzufriedenheit. Wenn Döllinger nur gewollt hätte, äußerte selbst Bischof Reinkens wiederholt, so gebe es in Baiern eine große Anzahl altkatholischer Gemeinden. Er hätte nur in seine Stiftskirche zu gehen und ein einziges Mal nach seiner Exkommunikation Gottesdienst zu halten brauchen, um den Altkatholiken in München eine hervorragende Kirche zu verschaffen und viele Geistliche zum offenen Kampfe gegen das Vatikanum zu ermuntern. Der König Ludwig II. sei ganz auf seiner Seite gewesen. Es bleibe dahingestellt, ob diese Meinung des altkatholischen Bischofs durch ein diesem genehmeres Verhalten Döllingers bewahrheitet worden wäre.

Döllinger verfolgte in erster Linie wissenschaftliche und vor allem kirchenhistorische Interessen. An einer „schismatischen" Bewegung wollte er sich nicht beteiligen und nicht Altar gegen Altar stellen. Als ungerecht exkommuniziertes Mitglied der römisch-katholischen Kirche hat er gegen die vatikanischen Dekrete von 1870 bis zu seinem am 10. Januar 1890 erfolgten Tode protestiert. Die Gründe dieses Protestes finden sich in den mannigfaltigsten Wendungen in den 28 Briefen und Erklärungen, welche in obigem Buche vor uns liegen. Unfreiheit des vatikanischen Konzils und der Widerstreit der vatikanischen Dekrete mit der heiligen Schrift und der Tradition, mit den Thatsachen der Kirchengeschichte und den Verfassungen der einzelnen Staaten machen ihm die Annahme der neuesten Dogmen unmöglich.

Niemand kann Döllingers Gründe ohne Teilnahme lesen. Sie lassen ihn in die inneren Kämpfe einer nach Wahrheit ringenden und um die Kirche Christi besorgten Seele schauen und mit ihm den Schmerz und Kummer fühlen, welchen sein religiöses Gemüt angesichts der Verirrungen der katholischen Hierarchie empfunden und Decennien getragen hat. Die von Döllinger in beredter Weise vorgetragenen kirchengeschichtlichen Thatsachen bezeugen von neuem den antievangelischen Geist, welcher in den Lehren und Einrichtungen der römisch-katholischen Kirche zur Herrschaft gekommen ist, erfüllen den evangelischen Christen aber auch mit neuer Ehrfurcht vor den Reformatoren, welche vor mehr als 300 Jahren

das Wesen des Papsttums ebenso genau, wenn nicht tiefer, erkannt und nicht minder scharf gekennzeichnet haben als der neunzigjährige Kirchenhistoriker Döllinger nach einem siebenzig Jahre langen Studium der Papstgeschichte bei allen großartigen Hülfsmitteln der modernen Wissenschaft. In dem Zusammentreffen mit den Reformatoren liegt unseres Erachtens die Stärke der Döllingerschen Argumente. Sie führen aber zu keinem befriedigenden Ergebnisse, weil Döllinger den Standpunkt des phantastischen Idealkatholizismus glaubte festhalten zu können und die Voraussetzungen und Ziele der Reformatoren meinte abweisen zu sollen. Er verwickelt sich infolgedessen in viele Widersprüche, deren Wucht er selber zu fühlen scheint, wenn er im Schreiben an den päpstlichen Nuntius über seine Isoliertheit klagt.

Als Hauptargument, das in Döllingers Briefen in den verschiedensten Variationen wiederkehrt, wird zu Ungunsten des vatikanischen Konzils der Mangel an Freiheit vorgeführt. Schreiber dieses veröffentlichte 1870 in Ed. Peters Verlage zu Braunsberg zwei Schriften des Bischofs Düpanloup von Orleans und des Erzbischofs Dorboy von Paris, in welchen die Unfreiheit des vatikanischen Konzils gleichfalls geschildert wird. Man kann in die diesbezüglichen heftigen Klagen gegen die Leiter der Bischofsversammlung einstimmen, darf sich aber dann nicht verhehlen, daß die Begriffe von „Freiheit" bei den widerstreitenden Interessen der „lehrenden" und „hörenden" Kirche, des Klerus und der Laien, der Hierarchen und der Unterthanen auf dem Standpunkte des katholischen Dogmas so unklar und unfaßbar sind, daß alle Lamentationen wirkungslos verhallen. Was ficht es schließlich den katholischen Pfarrer oder Bauer an, daß Pius IX. durch seine Legaten die zusammengekommenen Bischöfe mehr oder weniger tyrannisiert hat? Gar so schlimm, so denken die katholischen Kirchgänger, welche in bischöflichen Hirtenbriefen Pius IX. wie einen Halbgott preisen hörten, wird es mit der Tortur in Rom nicht gewesen sein. Da auch Döllinger in seinen Lehrbüchern und Vorlesungen den Papst als den Obersten aller Bischöfe anerkannt hat, so schlägt man in katholischen Kreisen jene Klage Döllingers über päpstliche Tyrannei mit der Gegenanklage über Untergrabung der Autorität und Förderung der Revolution nieder. Schlimmer als dieses ist der Einwand selbst vieler Katholiken, daß das Trienter Konzil so gut wie die früheren sich keiner größeren Freiheit erfreut haben als das Vatikanum. Döllinger behauptet in seinen „Briefen und Erklärungen" S. 41, 53, 141 u. a. O. zwar das Gegenteil. Allein wenn der, welcher das Einzelne des vatikanischen Konzils genau verfolgt hat, die von Döllinger 1876 herausgegebenen „Ungedruckten Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Concils von Trient" nebst dem Werke von Theiner, Sickel, Sarpi und Pallavicini studiert, so muß er bekennen, daß die gegen das Vatikanum gerichteten Angriffe auch das Tridentinum treffen. Dieses gleicht jenem wie ein Ei dem anderen. In Trient fügte man sich nach langen Kämpfen der absoluten Papstgewalt durch praktische Maßregeln und brachte die Eiferer für größere Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Bischöfe durch zweideutige Erklärungen zur Unterwerfung. Auf dem Vatikanum zog man die letzten Konsequenzen der tridentinischen Beschlüsse und bestärkte den Papst in seinen mittelalterlichen Ansprüchen durch die Dogmatisierung der übrigens schon von Gregor VII. und Leo X., um nur diese zu nennen, gelehrten Papstunfehlbarkeit. Die „Staatsfeindlichkeit" der vatikanischen Beschlüsse ist von Döllinger mit greller Farbe geschildert worden. Noch viel lebhafter haben katholische Fürsten, Gesandte, Bischöfe und Theologen während des Trienter Konzils und lange Zeit hindurch nach demselben die Staatsgefährlichkeit der tridentinischen Beschlüsse beklagt. Das Werk des französischen Theologen Dr. Courayer (Amsterdam, 1736) giebt hierfür die nötigen Belege. Döllinger erachtete sich durch den Eid, welchen er zweimal zu Gunsten der „Confessio Tridentina" auf Befehl seiner kirchlichen Oberen leisten mußte, für gebunden und vermied es auch noch 1870, die Geschichte der gegen die Reformation gerichteten Bischofsversammlung von 1545—1563 eingehender zu prüfen. Wiederholt bezeichnet er in seinen Briefen (S. 11, 74, 122, 141) diesen seinen Eid als ein Hindernis für die

Annahme der vatikanischen Dekrete und alle Priester, welche diese annehmen, als „Meineidige". Döllinger klammert sich hier aber an einen Strohhalm. Aus dem tridentinischen Glaubensbekenntnisse, welches das „festiglichste Umfangen der kirchlichen Ueberlieferungen, Gebräuche und Verordnungen der heiligen römischen Kirche, die Annahme des päpstlichen Primats, der sieben Sakramente, der Sühnekraft des Meßopfers, der Transsubstantiation, des Fegefeuers, der Ablässe, der Heiligen- und Reliquienverehrung befiehlt, hebt er unermüdlich die Stelle hervor, daß die „heilige Schrift niemals anders als nach der einmütigen Uebereinstimmung der Väter angenommen und erklärt werde", ohne dabei genügend den Vordersatz zur Geltung zu bringen, welcher lautet: „Ich nehme an die heilige Schrift nach demjenigen Sinne, den angenommen hat und annimmt die heilige Mutterkirche (d. h. der Papst), welcher es zukommt, über den wahren Sinn und die Erklärung der heiligen Schriften zu urteilen." Sowohl 1870 wie 1887 (in seinem letzten Schreiben an den Münchener Erzbischof) sagt Döllinger: „Auf kirchlichen Befehl habe ich gleich allen Priestern schwören müssen, die heilige Schrift nur nach dem Konsensus der Väter und dem ihr von der alten Kirche gegebenen Sinne auszulegen . . . . Mir scheint, daß diejenigen, welche sich zu den vatikanischen Glaubensartikeln bekennen, damit einen förmlichen Eidbruch begehen. Denn es ist notorisch, daß die Auslegung, welche man zu Rom im Jahre 1870 den behufs einer biblischen Beweisführung angeführten Stellen (Matthäi 16, 18, Luk. 22, 32 und Joh. 21, 17) gegeben hat, völlig von der der Väter abweicht und von keinem einzigen der alten, dem patristischen Zeitalter angehörigen Exegeten aufgestellt ist." Die ganze Beweisführung Döllingers beruht hier auf unhaltbaren Voraussetzungen. Einmal behält Dr. M. Luther recht, daß man nicht die Priester, Mönche und Nonnen, welche auf Befehl der Oberen Eide schwören müssen, deren Inhalt und Tragweite sie in den wenigsten Fällen genau kennen, anklagen darf, sondern die Vorgesetzten, welche im Interesse eines blinden Gehorsams einen unchristlichen Gewissensdruck üben. Dann behält auch der mittelalterliche Theologe **Abälard** recht, welcher einen Teil der Widersprüche der Kirchenväter untereinander und mit sich selbst in einem besonderen Buche zusammengestellt hat. Das gelehrte Werk des Bonner Theologie-Professors Dr. Joseph **Langen** über „das vatikanische Dogma von dem Universalepiskopat und der Unfehlbarkeit des Papstes in seinem Verhältnis zum Neuen Testament und der patristischen Exegese" beweist mit seinen Ausführungen nicht minder den Gegensatz des neuesten Dogmas zu Bibel und alter Kirchenlehre, als auch die unlösbaren Widersprüche der Kirchenväter, über welche der evangelische Christ nicht durch ebenso irrtumsreiche Konzilsentscheidungen oder päpstliche Stuhlsprüche hinwegzukommen sucht, sondern allein durch das untrügliche Gotteswort und die Beschränkung auf das, was die göttliche Offenbarung uns für unser Seelenheil mitgeteilt hat. Was die Konzilien von Trient und Florenz, vom Lateran unter Leo X und andere als „unfehlbare Sätze" aufgestellt haben, sind Irrtümer, die festzuhalten kein Eid und keine Macht der Erde verpflichten können, wie die Reformatoren mit Nachdruck hervorgehoben haben. Wer ihnen den Vorwurf machen will, es mit dem Eide der Priester und Ordensleute leichtfertig genommen zu haben, möge nicht vergessen, daß die Kirchenvorsteher durch ihre Menschengebote das göttliche Gebot, den Namen Gottes nicht zu mißbrauchen, mit Füßen getreten haben, und daß es ein unveräußerliches Recht des Christenmenschen ist, „alles zu prüfen und was gut ist zu behalten", dem Gewissen und der besseren Erkenntnis zu folgen.

Döllinger hat hiervon gegenüber den Ueberspannungen der Papstgewalt den weitesten Gebrauch gemacht. Trotz seines idealkatholischen Standpunktes kommt er zu Schilderungen des Papsttums und der römisch-katholischen Kirche, denen man nicht ganz beistimmen kann, weil die Päpste und Leiter der römischen Kirche als Fälscher und Betrüger hingestellt werden. Mag Wattenbach noch so im Rechte sein, unter allen Herrscher-Thronen der Welt den päpstlichen als den mit Lastern und Verbrechen beflecktesten zu brandmarken, bezüglich der Lehre von der päpstlichen Unfehlbarkeit kann man nicht mit Döllinger (S. 135) sagen: „Es war mir nun klar und gewiß, daß das ganze Gebäude

der päpstlichen Omnipotenz und Unfehlbarkeit auf List und Trug, Zwang und Gewaltthat in mannigfaltigen Formen beruhe, und daß die Bausteine, mit denen dieses Gebäude aufgeführt worden ist, einer durch alle Jahrhunderte, seit dem fünften, sich erstreckenden Reihe von Fälschungen und Fiktionen und darauf gegründeten Schlüssen und Konsequenzen entnommen seien." Diese und ähnliche Behauptungen Döllingers geben nicht bloß den Katholiken Veranlassung, Döllingers Versicherung, er halte alles, was die katholische Kirche bis 1870 gelehrt habe, wie Unfehlbarkeit der Kirche und der Konzilien, die Leitung der Kirche durch den heiligen Geist und ähnliches, unverbrüchlich fest, in Zweifel zu ziehen und ihn der Unterwühlung der Fundamente des katholischen Lehrsystems anzuklagen, sondern bewegen auch protestantische Kirchenhistoriker, wie Ad. Harnack (Lehrbuch der Dogmengeschichte I. Bd. I. Aufl. S. 362—371), die Lichtseiten der römischen Kirche in einer Weise hervorzuheben, die mit dem Glauben der Reformatoren, daß die römische Kirche von der apostolischen Kirche abgefallen sei, im Widerspruche steht. Döllinger kam infolge seiner Stellung zur römischen Kurie in eine Verherrlichung der von Rom unabhängigen Bischofskirchen Englands, Amerikas und des Morgenlandes, welche diejenigen, die diese Kirchen an Ort und Stelle genauer kennen gelernt haben, für wenig mustergültig halten. Döllinger fußt in all seinen Erörterungen der Papstgeschichte auf einer Beurteilung des apostolischen Zeitalters — man vergleiche nur die zweite Auflage seines 1868 erschienenen Buches „Christentum und Kirche in der Zeit der Grundlegung" —, welche katholische Lehr- und Verfassungsentwickelungen späterer Zeit in neutestamentliche Schriften hineinexegesiert. Dieser Standpunkt ist auch die Hauptursache, daß kirchengeschichtliche Arbeiten Döllingers wie seine „Geschichte der Moralstreitigkeiten", „Beiträge zur Sektengeschichte des Mittelalters" und anderes den Leser unbefriedigt lassen.

Man kann auch nicht sagen, daß Döllinger selber große Hoffnung gehegt habe, seine idealkatholischen Ziele jemals verwirklicht zu sehen. Wenigstens waren sein mündlicher Vortrag so wenig wie seine Schriften geeignet, mit Begeisterung für ein klar erkanntes Ziel zu erfüllen und das zu bilden, was man eine Schule oder Partei nennt. Trotzdem er am 1. März 1887 rühmen kann, daß die Zahl seiner Freunde sich mehr als verdreifacht habe, muß er doch auch am 12. Oktober 1887 gestehen, daß er isoliert sei. Am 18. Oktober 1874 bekennt er sich völlig hoffnungslos bezüglich einer Besserung der kirchlichen Zustände unter den Nachfolgern des jetzigen Papstes. Jedoch glaubt man gern seiner Versicherung vom 12. Oktober 1887, daß „man auch bei solchen Ueberzeugungen im Zustande eines inneren Friedens und einer geistigen Ruhe selbst an der Schwelle der Ewigkeit sein kann." Das großartige Gelehrtenleben des neunzigjährigen Döllinger würde wohl einen ein evangelisches Herz befriedigenden Abschluß gefunden haben, wenn er, wie Dr. M. Luther, weder die Reformation der Kirche noch das Seelenheil der einzelnen vom Glauben an den päpstlichen Primat abhängig gemacht hätte.

r.



Ein Briefwechsel.

Hohensalchow, den 26. August 1890.

Mein lieber Windhoff.

Am liebsten hätte ich es auch diesmal gesehen, wenn, wie im vorigen Monat, ein freundlicher Namensvetter meine Vertretung in der „Monatsschrift" übernommen hätte, umsomehr als mit dem kommenden Herbst und mit dem erbetenen Ernte-Segen auch ein anderer unerbetener Segen sich heuer in Hohensalchow eingestellt hat, die übliche Einquartierung, das liebe Militär. Wo bleibt da Zeit zum Schreiben? Indessen sind die braven Soldaten heute fort — sie liefern eine Stunde von hier sich so erbitterte Schlachten, als ob es gegen Russen und Franzosen ginge. Und da der Regen alle Erntearbeit hindert, so will ich schnell ein paar Gedanken niederschreiben, die mir im Gespräch mit den Offizieren gekommen sind. Bringe ich sie nicht heute an den Mann — im September wären sie wohl wieder vergessen. Es ist mithin höchste Zeit, wenn sie der Nachwelt erhalten bleiben sollen.

Also! Vom 20. August an lag u. a. der Stab der*) Kavallerie-Brigade bei mir im Hause. Der General war ein artiger und liebenswürdiger Mann. Bei Tisch machte er mir Komplimente über die Stattlichkeit meines Gutes und über die schöne Ernte, die er zum Teil noch auf den Feldern gesehen. Ich erwiderte ihm, daß es den Landleuten heutzutage nur mäßig gehe; die Einnahmen wären wohl groß, aber die Ausgaben noch viel größer. Zudem sei alles unsicher — unsicher die Preise, unsicher das Wachstum der Pflanzen in unserem Klima, unsicher das Erntewetter. Dagegen befinde sich kein Stand in so gesicherter ökonomischer Lage, wie derjenige der Offiziere. Schon der Lieutenant bekomme in den Jahren, wo andere junge Leute, auch die Landwirte, auf eigene Rechnung an ihrer Ausbildung arbeiteten, ein Gehalt, mit dem sich halbwegs leben lasse. Vollends sei dies der Fall in den höheren Stellungen, wo die Lage der Offiziere als eine sehr auskömmliche angesehen werden müsse. Kein anderer Stand könne sich in dieser Hinsicht mit dem Militärstande messen.

Dem stimmte mein Gast durchaus nicht zu. Im Gegenteil behauptete er, daß es völlig unmöglich sei, schon für den Infanterie-, zumal aber für einen Kavallerie-Offizier, mit dem auszukommen, was der Staat ihm gebe. Die Pferde, die Waffen, die kostbaren Uniformen — alles sei teuer. Noch schlimmer aber seien die Kosten, welche der standesmäßige Aufwand erfordere, das Leben in der Kameradschaft und im Kasino. Bringe jemand wirklich als Lieutenant etwas Vermögen mit in den Dienst, so könne man sicher

*) Die von Herrn Schulz harmlos hinzugefügte Nummer haben wir aus guten Gründen unterdrückt. D. R.

sein, daß dasselbe, wenn er General geworden, auch bei verständiger Wirtschaft und thunlichster Sparsamkeit, verzehrt sei.

„Ja warum ist es verzehrt?“ fragte ich. „Man sollte sich in allen Ständen mehr nach der Decke strecken und nicht mehr ausgeben, als die Verhältnisse gestatten. Ein alleinstehender Lieutenant bekommt ungefähr das Gehalt, wovon meine Arbeiter mit Frau und zehn Kindern leben müssen. Damit kann auskommen, wer nur will.“

„Nicht so leicht wie Sie denken,“ erwiderte mein Gast. „Schon in anderen Ständen übt die Geselligkeit einen Zwang aus, dem sich der Einzelne gar nicht entziehen kann. Wie viel mehr ist das der Fall im Offizier-Korps, wo keiner vor dem anderen etwas voraus hat. Ladet der eine zum Mittagessen ein, so mag der andere dasselbe nicht mit einem „Pecco“ erwidern; giebt der eine Champagner zum Braten, so mag der andere seinem Gastgeber nicht Bier oder auch sauren Mosel anbieten. Die Bestsituierten geben den Ton an, oder auch die, die so thun, als ob sie es wären.“

„Man sollte sich freier machen von diesem Zwang!“

„Sie gehen mit schlechtem Beispiel voran — Sie haben uns Sekt vorgesetzt.“

„Weil ich ihn bezahlen kann, und weil Ihr Besuch in meinem Hause Ausnahme ist. Wenn ich es nicht könnte, würde ich Ihnen Wasser vorsetzen.“

„Wenn Sie den Sekt nicht bezahlen könnten, würden Sie anders reden. Wir machen uns die Verkehrsregeln nicht selbst, sondern so ziemlich jeder Mensch lebt doch in einem Kreise von Nachbarn oder Berufsgenossen unter festen hergebrachten Formen. Ein ungeschriebenes Gesetz beherrscht jeden solchen Kreis. Es zu durchbrechen ist nicht jedermanns Sache.“

„Gerade bei Ihnen im Militär müßte es am leichtesten sein, seit der höchste Kriegsherr so entschiedene Aufforderungen zur Sparsamkeit an seine Offiziere hat ergehen lassen.“

Mein Gast gab zu, daß es für den, der wolle, möglich sein werde, sich auf diese kaiserliche Ordre zu berufen. Große Hoffnungen hatte er aber offenbar nicht. Er hielt die Macht der Sitte, die sich in der aufsteigenden Bahn eines wachsenden Luxus bewege, für stärker als irgend ein Machtwort, das gesprochen werden könne.

Ein Wort gab das andere und das Gespräch kam auf die Entartung unseres Gesellschaftslebens in einer anderen Richtung, daß nämlich die Geselligkeit der Städte immer mehr aus der Familie in die öffentlichen Lokale auswandere. Und nicht genug, daß die Männer in der Kneipe Geld und Zeit versitzen und vergeuden, und des sittigenden Verkehrs mit edlen Frauen verlustig gehen, werden auch noch bei dieser Gelegenheit ungemessene Quantitäten von Bier vertilgt, welche den Körper und die Gesundheit ruinieren, den Geist stumpf, den ganzen Menschen materiell machen.

Ich holte aus dem neuesten Bücherpacket, welches der Buchhändler mir zur Ansicht geschickt, eine kleine Schrift heraus, die der Socialpolitiker Dr. Viktor Böhmert über die „Reform der Geselligkeit“ geschrieben, und zeigte sie meinem Gast. Wir kamen überein, daß die Broschüre allerlei Wunderliches und Unhaltbares enthält, aber mit einem Citat aus Ernst Eckstein erzielte ich doch die Zustimmung meines Gastes.

„Und ob mich“ — sagt Eckstein — „sämtliche Bier- und Skatbrüder von Tilsit bis Metz mit dem großen Bann belegen: hier steh' ich und kann nicht anders! Es ist betrübsam, daß in dem freien, großen, geeinigten Deutschland die Geselligkeit mehr und mehr aus dem Haus in die Kneipe siedelt. Jawohl, in die Kneipe! Das Wort ist salonfähig geworden, seitdem das Studententum gerade im Punkte des Zechens auch jenseits der glücklich bestandenen Staatsprüfungen ungeschwächt fortarbeitet und allabendlich seine berufensten „alten Herren“, die Staatsanwälte und Richter, die Bergbau- und Forstbeamten, die Aerzte und Chemiker, massenweise in jene Räume entsendet, wo man „vom Besten“ schenkt. Beinahe jedes Quartal bringt die feierliche Eröffnung eines neuen Zechpalastes, eines „Bräu“, wie der bavarisierende Ausdruck lautet — und trotzdem machen die Wirte insgesamt opulente Geschäfte.

Die lustigen Herren so zwischen dreißig und sechzig, die sich da um den Stammtisch

im „Löwen-“, „Wolfs-“ oder „Zacherlbräu“ scharen, ihre steinernen Krügel schwingen und sich beim Qualm der Cigarre jetzt über Bismarck und Boulanger, dann über die neuesten Abenteuer des Ungarn Mikosch und ähnlicher Zelebritäten aussprechen, diese Herren sind nicht etwa Junggesellen, denen die „warme, gemütliche Kneipe“ das fehlende Heim ersetzt, sondern zum größten Teil Ehemänner. Die Jüngeren haben daheim eine mehr oder minder niedliche Frau, die Aelteren ihre treu sorgende, wenn auch nicht mehr im Lenz der Schönheit prangende Lebensgefährtin, dazu ein paar hübsche, freundliche Töchter.

Schon zeigen sich Spuren, daß der unglückselige Geist der Zeit auch die Frauen in Mitleidenschaft zieht. Seitdem das Bier die kleinen Spelunken verlassen hat, um sich in allen erdenklichen Stilen Prunkhäuser und Kathedralen zu bauen, seitdem hat auch die deutsche Frau hier und da den ursprünglichen Abscheu gegen das Kneipenleben verwunden, und jetzt schon giebt es gewisse Städte, deren Einwohnerinnen mit fast männlicher Thatkraft allwöchentlich mehrmals ihre zwei, drei, auch vier Seidel genießen. Ueberall aber existiert eine Reihe wirklich fashionabler Lokale, wo die Frau, selbst der höheren Klassen, kühn an die Oeffentlichkeit tritt, also dem Beispiel des Mannes folgt, der sich der Häuslichkeit mehr und mehr zu entfremden droht. Sind unsere Männer wirklich so unempfänglich geworden für die geistigen und gemütlichen Reize der Häuslichkeit und eines freundschaftlichen Privatverkehrs, daß sie das ewige Hocken in der menschengefüllten Kneipe dem Aufenthalt in ihrer behaglichen Wohnung vorziehen? Oder fehlt es der deutschen Frau so sehr an der Gabe, den Mann dauernd zu fesseln, daß er grundsätzlich ihrem Kreise entflieht? Das Ueberwuchern des Kneipenlebens ist meines Erachtens eine ganz natürliche Folge unserer schwerfälligen, umständlichen, langweiligen und dabei sehr kostspieligen Geselligkeit. Der Deutsche, der „in Gesellschaft“ geht, will vornehmlich gefüttert sein. Während er sich zu Hause mit einem Butterbrot und einem Stück kalten Bratens begnügt, scheint es ihm unerläßlich, sobald er mit anderthalb Dutzend gleichgestellter Zeitgenossen zu Nacht ißt, wenigstens „ein Menu“ von vier bis fünf Gängen herunterzuhaspeln. Hierzu giebt es natürlich mehrere Sorten zum Teil recht schwerer und teurer Weine, Rauenthaler, Johannisberger und schließlich „Sekt“. Nun läßt man sich dergleichen ja ausnahmsweise gefallen. Diese Fütterung jedoch, verbunden mit Excessen im Trinken, — denn das Trinken teurer und schwerer Weine ist für den Mittelstand immerhin ein Exceß — zur Grundlage der Geselligkeit machen zu wollen, stellt doch den gesellschaftlichen Talenten einer Nation ein Armutszeugnis in bester Form aus. Ach, und wär's nur ein Vergnügen!

Die Thatsache läßt sich nicht abstreiten: in Deutschland fürchtet man die Gesellschaft wie ein notwendiges Uebel, und das mit vollkommenem Recht.

Das Bier allein ist nicht die Ursache der Heimentfremdung; es trägt nur dazu bei, sie mehr und mehr einwurzeln zu lassen. Wenn man in Betracht zieht, daß die französische Plaudergeselligkeit nicht nur weit billiger ist als die deutsche Eßgeselligkeit, sondern auch billiger als die Ungeselligkeit bei chronischem Wirtshausbesuch, so möchte es doch wohl aus mehr als einem Gesichtspunkt lohnen, sich die ehrliche Frage zu unterbreiten: Soll das so weitergehen wie bisher? Sollen die deutschen Frauen nicht mit vereinten Kräften, jede in ihrem Kreis, den Versuch machen, diese Verhältnisse umzugestalten? Gelingt ihnen das, so erwerben sie sich ein bleibendes Verdienst um unseren nationalen Wohlstand, denn noch ein paar Schritte weiter, und das neudeutsche Trinken bedeutet auch wirtschaftlich den Ruin.“

„Der Mann hat recht,“ sagte ich mit Ueberzeugung.

„Gewiß! Aber erreichen wird er nichts. Es wäre auch das erste Mal, daß ein Volk von verfeinerten Sitten und gesteigertem Lebensgenuß nicht aus Not, sondern aus moralischem Entschluß zur Einfachheit väterlicher Sitten zurückkehrte.“

„So glauben Sie, daß es mit uns bergab geht?“

„Wenn Sie es ‚bergab‘ nennen wollen — ja! Der Einzelne kann heroische Entschlüsse aus moralischen Gründen fassen. Ganze Völker weichen nur dem Zwang und der Not.“

„Vielleicht bringt der russisch-französische Revanche-Krieg demnächst den Zwang und die Not!"

„Gott bewahr' uns! Das ist ein Civilisten-Gedanke — für Offiziere unvollziehbar."

„Wir werden also siegen und es wird schlimmer werden?"

„Wir siegen, und es geht vorwärts. An der Grenze der Civilisation sind wir noch lange nicht angekommen."

„Aber an der Grenze unserer Zeit. Man erwartet uns im Garten." —

So! — Da hast Du eine Skizze unseres Gesprächs. Nun setze Dich hin als Redakteur, der alles besser weiß, und gieb Auskunft, wer recht hat.

Mach's aber glimpflich. Sonst streik ich. Dein

K. S.

Schwerin, den 28. August 1890.

Lieber Karolus.

Da sitze ich schon — nämlich um Deinen Brief zu beantworten. Es wird auch die höchste Zeit, denn Du hast mich diesmal etwas länger warten lassen, als sonst Deine Gewohnheit ist; ursprünglich hatten wir den 20. verabredet, und Du hast erst am 26. geschrieben. Dafür aber hast Du auch hübsch ausführlich geschrieben und hast eine Frage angeregt und besprochen, die zwar wohl nicht neu, aber sicher zeitgemäß und des Schweißes der Edlen wert ist.

Ich soll entscheiden, „wer recht hat", Du oder Deine Offiziere? Die Aufgabe ist leichter als Du denkst: Ihr habt alle beide nicht recht, weder Du, noch Deine Offiziere; einfach deshalb, weil wegen der Vielseitigkeit aller menschlichen Verhältnisse und der sich aus ihnen entwickelnden Fragen ganz und vollkommen überhaupt kein Mensch recht haben kann — Redaktionen natürlich ausgenommen.

Doch ich will Dir auf diese Weise nicht zu entschlüpfen suchen und gestehe Dir daher gern ein, daß m. E. das größte objektive Recht in der bzgl. Frage auf Deiner Seite liegt.

Laß mich die einzelnen Punkte Deines Briefes der Reihe nach durchgehen und sei nicht böse, wenn ich gelegentliche Ein- und Ausschaltungen vornehme. Daß Du gar mit Arbeitseinstellung drohst, hat mich zwar fast etwas erschreckt, dann aber war es mir auch wieder interessant, weil es mir bewies, wie sehr auch wir schon den Geist der Zeit eingesogen haben: früher murrte man bloß, wenn einem etwas nicht paßte, jetzt muckt man auf.

Zunächst kann ich es mir nicht versagen, Dir Deine Behauptung, „daß es den Landleuten heutzutage nur mäßig gehe", wieder etwas aufzumutzen. Wie ich über den Punkt denke, weißt Du ja. Wer wirtschaftlich und fleißig ist und keine überkommenen Schulden hat, kommt auch heute immer noch ganz gut durch; das Klagen aber ist von jeher ein Fideikommiß der Landwirte gewesen.

Niemand ist mir dafür charakteristischer als unser alter Freund, der Pastor K., und seine Obsternte, von der ich Dir schon früher einmal erzählte. Er hat einen Garten voll prächtiger Obstbäume, die ihm auch in ungünstigen Jahren seinen Bedarf noch reichlich liefern. Hier sind die Bulletins aus den zwei letzten Jahren, die er über seine Obsternte hat ausgehen lassen. Im Mai und Juni sind sie beide gleichlautend: „Es giebt möglicherweise, wahrscheinlich, sehr wahrscheinlich gar nichts." Nach vollbrachter Ernte und vollgepackten Aepfelkammern hieß es 1888: „Es hat ja Aepfel gegeben, aber sie sind nicht halb das, nicht halb, sage ich Ihnen, was sie sein müßten; sie sind wässerig und fast ohne Geschmack." Wir hatten damals den naßkalten Sommer gehabt. — Im vorigen Jahre drohten seine Bäume zum Teil fast unter der Last ihrer Früchte zusammenzubrechen, und natürlich blieben die Früchte infolgedessen etwas kleiner. „Aepfel haben wir ziemlich gebaut", sagte jetzt unser Pastor, „wenn man das überhaupt Aepfel nennen kann; seine normale Größe, so wie ein Apfel sein muß, hat kein einziger erreicht."

Auch für dies Jahr habe ich sein Obstbulletin schon vernommen, als ich ihn, den ich ja im übrigen gleich Dir verehre und hochschätze, kürzlich besuchte. Er erklärte, er werde in diesem Jahre kaum 200 Aepfel, „kaum 200, sage ich Ihnen!", zu ernten haben; als wir aber nachher durch seinen Garten gingen, da waren die Bäume zwar nicht voll, aber doch recht gut besetzt, so daß selbst er vor der Wucht der Thatsachen seine Schätzung auf 2000 erweiterte. Trotzdem bin ich überzeugt, daß auch diese Aepfel, die nun wahrscheinlich sehr groß werden, im Herbst wieder keine Normaläpfel sein werden und durchaus nicht so, „wie ein Apfel sein muß."

Doch lassen wir unsern Freund in Frieden. Darin hat er ja sicher recht, daß wir unser Ideal hier auf Erden nie erreicht finden. Es wäre aber eine schöne Sache, wenn alle Dinge und besonders alle Menschen ihren Idealen so nahe kämen, wie seine vollen Obstbäume — die ich ihm übrigens von Herzen gönne, denn seine Kirche ist Sonntags ebenso voll. —

Um nach dieser Abschweifung, die ich Dir und andern Landwirten zu Nutz und Frommen zu machen mir erlaubt, auf die eigentliche Streitfrage einzugehen, so würde es mir freilich schlecht anstehen, einem alten Landwehroffizier wie Dir, der 1870 und 71 als Freiwilliger seinen ersten Fahnendienst verrichtete, in militärischen Dingen — auch in so rein äußerlichen — viel dreinreden zu wollen. Soviel ich davon verstehe, hast Du allerdings recht, wenn Du — zumal nach den Kundgebungen des Kaisers — ein Auskommen der höheren Offiziere mit ihrem Gehalt für möglich erklärst; aber auch Deine Offiziere hatten wohl nicht unrecht, wenn sie allen mahnenden Auseinandersetzungen über diesen Punkt höchst skeptisch gegenüberstanden. Man wird durch alles Predigen der Jugend nicht den leichten Sinn nehmen können, der doch schließlich der letzte Grund des angeblichen „Nichtauskommenkönnens" ist — und wird es auch gar nicht wollen, solange der leichte Sinn nicht zum offenbaren Leichtsinn ausgeartet ist.

So wie die Verhältnisse einmal liegen, ist der junge Offizier, der nur von seinem Gehalt leben will, von aller kostspieligen Geselligkeit mit seinen Kameraden ausgeschlossen; er wird bei aller Achtung, die man ihm im übrigen zollen mag, sich doch gewissermaßen vereinsamt fühlen. Das ertragen aber nur starke Charaktere, und solche werden in der Regel wiederum erst durch die Schule des Lebens herausgebildet. Nur wenn die Lebensweise der höheren Stände überhaupt wieder auf einfachere Formen zurückgeschraubt würde, könnte es anders werden. Das wird aber — darin wart Ihr ja einig — nie ohne äußeren Zwang geschehen.

Und schließlich, was würden Wein- und Delikatessenhändler sagen, wenn Deine Mahnung ernstlich Eingang fände? Schon hast Du Gastwirte und Hotelbesitzer durch Deine Citation Ecksteins vor den Kopf gestoßen — der ich übrigens meinen vollen Beifall nicht versagen kann, und zu der ich, als Offizialverteidiger, nur auf die eine Thatsache als möglichen gelinden Milderungsgrund für die Wirtshausgeselligkeit hinweisen möchte — daß ein Glas „Echtes" vom Faß doch oft einen ganz verzweifelt schönen Geschmack hat. — Und wenn es auch Ernst Eckstein ist, den ich als „großen" Dichter und Novellisten nur mäßig einschätze, weshalb sollte ich mir seine guten Worte nicht aneignen?

In diesem Punkte bin ich ziemlich unbefangen, so daß ich sogar keinen Anstand nehme, auch gelegentlich einmal mit Eugen Richter übereinzustimmen. Das war noch ganz kürzlich der Fall, und da die Sache mit Deinen Offizieren und ihren Einkommenverhältnissen zu thun hat, so führe ich sie hier an. Die „Freisinnige Zeitung" machte nämlich in einem langen Artikel darauf aufmerksam, daß bei den zahlreichen Dienstreisen von Offizieren und höheren Beamten noch immer ein Fahrgeld von 13 Pfg. für den Kilometer gezahlt wird — entsprechend etwa dem alten Satz für die Postreisen —, außerdem natürlich noch ein recht beträchtliches Tagegeld. Da der wirkliche Satz bei den Staatsbahnen für die I. Klasse 9 Pfg., für die II. gar nur 6,67 Pfg. beträgt, so ergiebt sich das sonderbare Resultat, daß jemand bei einer Hin- und Herreise z. B. von

Berlin nach Köln, wenn er II. Klasse fährt, 92 M., und wenn er I. Klasse fährt, 71 M. verdient. Da ferner die Tagegelder auch für jeden nur angebrochenen Tag bezahlt werden, so kann es kommen, daß jemand, der morgens ausreist und nachts um 1 Uhr wieder zurückkommt, Tagegelder für 2 Tage bezieht, ohne daß er überhaupt ein Nachtquartier nötig gehabt hat. So versteht man auch die Travestie „Ehrlich fährt am längsten", angewandt auf einen Assessor Ehrlich, der seine Dienstreisen gern bis nach 12 Uhr nachts ausdehnte.

Mit diesen Erörterungen habe ich denn freilich Deinen Officieren noch weniger zu Dank gesprochen als Du. Aber was ist zu machen? Du wolltest mein Urteil, und — „Ehrlich währt am längsten."

Daß Du mit Deinen Rufen nach Sparsamkeit, Häuslichkeit u. s. w. bei der Masse der höheren Gesellschaftsschichten nichts ausrichtest, darüber waren wir uns ja alle klar. Darum ist das Predigen im allgemeinen ein trostlos Ding — und doch kann man es oft nicht lassen. Auch ich habe noch ein paar Predigten in petto, nicht eigentlich auf Dich gemünzt, sondern — nach Art der socialdemokratischen Reichstagsreden — zum Fenster hinaus; aber das Predigen ist auch ein gefährlich Ding, denn man vergißt dabei gar zu leicht das eigene Ich, dem eine fremde Predigt oft sehr nötig thäte. Darum will ich mich kurz fassen.

Was man alles als Redakteur in die Hände bekommt und pflichtschuldigst lesen muß, davon habe ich Dir schon früher drastische Beispiele mitgeteilt. Daß viel närrisches Zeug auf der Welt geschrieben wird, ist ja am Ende so verwunderlich nicht, denn es giebt viel närrische Menschen. Wunderlicher ist, daß so etwas auch gedruckt wird; das Erstaunlichste aber ist jedenfalls, daß es ziemlich in allen Fällen auch gelesen, oft fleißig gelesen wird. Zur Erklärung dieser Thatsache genügt nicht der Hinweis auf die vielen närrischen Menschen; denn jedem Narren gefällt nur seine eigene Kappe, während er fremde ganz gut zu unterscheiden und zu würdigen weiß; aber die Thatsache selbst ist unbestreitbar.

Was hat, um nur eins anzuführen, z. B. Professor Jäger alles an „schriftlichen Uebungen" im Laufe der Jahre in die Welt gesetzt, um seinem „Wollregime" samt Haarpillen und Seelenriecherei Eingang zu verschaffen. Augenblicklich wieder liegen mir die beiden letzten Hefte seines „Monatsblatts", einer „Zeitschrift für Gesundheitspflege und Lebenslehre" vor, in denen er u. a. — anknüpfend an die neue Hoftracht — einen recht instruktiven Hosenartikel veröffentlicht, in der die „mittelalterliche Strumpf- oder Ritterhose" für die beste, nämlich gesundeste erklärt wird. Die hoffähig gewordene Kniehose tauft er feierlichst „forsche Hose", im Gegensatz zu der „verschwiegenen Hose", die bei uns gewöhnlichen Menschen noch immer im Gebrauch ist — trotz ihrer Ungesundheit! Außerdem kennt er noch „Klebhosen", „Schnapphosen" und „Schlothosen" und segelt schwungvoll in das hoffnungsreiche (weil gesunde — d. h. kostspielige und darum einträgliche) Fahrwasser der neuen Kniehose ein mit folgendem eigensten Gedicht:

> Verschwieg'ne Hose fahre wohl,
> Du traurig Bummelkleid!
> Man zieht die forsche Hose an,
> Der Mann braucht wieder Schneid.

Uebrigens steht der Mann sich sehr gut bei seinen Prinzipien; sein Wollregime ist ihm wenigstens sehr gut bekommen. Wer will es daher dem katholischen Pfarrer Sebastian Kneipp in Baiern so sehr verargen, daß der Ruhm des Professors Jäger ihn nicht hat schlafen lassen? Und da die Wolle schon beschlagnahmt war, so war doch Leinewand und Baumwolle noch zu haben, und das neueste sind jetzt, wie freisinnige Blätter schadenfroh mitteilen, „Unterhosen mit der Unterschrift des Herrn Pfarrers". Und natürlich werden auch auf dies „Regime" deutsche Philister in Menge hineinfallen, zumal die, denen das Wollregime nicht alle Erwartungen erfüllt hat, und so wird auch Herr Pfarrer Kneipp, der gleich seinem Vorbild die Presse rührig in Bewegung zu setzen

versteht, wohl den handgreiflichen Beweis liefern, daß ihm die Leinewand sehr gesund gewesen ist.

Aber die Thätigkeit all dieser Leute richtet sich schließlich doch nur auf den äußeren Menschen, ist also relativ ungefährlich; denn ein „Wollener", „Baumwollener" oder „Leinener" kann doch immer ein tüchtiger und sittlich braver Mensch sein. Anders die Herren „Aufklärer", die in untergeordneten Journalen und in socialdemokratischen Unterhaltungsbeilagen ihr Wesen treiben und unter dem Namen „Wissenschaft" einen Blödsinn ins Volk bringen, der für den Gebildeten erheiternd, für das Volk aber, das denselben als bare Münze nimmt, begriffsverwirrend wirkt. Systematisch und sichtlich „zielbewußt" (ein socialdemokratischer Lieblingsausdruck) wird auf diese Weise durch Auskramung eines wissenschaftlich klingenden Unsinns der Glaube an einen Gott, eine Weltschöpfung u. s. w. im Volksbewußtsein zerstört. Höre nur folgenden Unsinn aus der „für Wissenschaft, Belehrung und Unterhaltung" bestimmten Beilage zum socialistischen „Berl. Volksbl.":

„Nun löst sich manches Rätsel, das wir bisher vergeblich zu ergründen versucht: Wie kam organisches Leben auf unsere Mutter Erde? Verdanken wir es einem zielbewußten Schöpfer, der es aus Nichts werden ließ, entstand es aus unorganischer Masse, als die Erde sich soweit abgekühlt, um dem ersten zarten Pflanzenkeim Lebensbedingungen zu gewähren? Noch fanden wir keine Antwort auf diese Fragen. Die Existenz eines persönlichen Schöpfers allerdings hatten wir schon längst aus anderen Gründen als unhaltbare Hypothese fallen lassen — — aber die Entstehung, der Werdeprozeß des organischen Lebens war für unsere Erde deshalb nicht minder rätselhaft. Nun scheint Licht in dieses Dunkel hineinzukommen. Die Meteore — von denen täglich fast 7 Millionen auf unsere Erde fallen — sie brachten uns die ersten Pflanzenkeime von fernen Welten. Diese faßten Boden bei uns, wuchsen und gediehen. — Die verschiedenartigen Lebensbedingungen ließen mannigfaltige Spielarten entstehen, und es entwickelte sich eine Pflanzenart aus der anderen.

„Ebenso wie die Pflanze aus der ersten organischen Zelle entstand, indem sich neue Wände in dieser bildeten — ebenso mag sich aus der Urzelle das erste animalische Lebewesen gebildet haben durch Faltenbildung in der Zelle, und das Urtier war nun als Ausgangspunkt der Entwickelung für alle Tierarten gegeben, wie es die erste Pflanzenzelle für die vegetabilischen Lebewesen gewesen."

Der erste Absatz ist eine ungeheuerliche Hypothese, der zweite der ungeheuerlichste Blödsinn, der dem Verfasser so dunkel war, wie allen seinen Lesern. Umsomehr werden die letzteren die Weisheit ihres Blattes angestaunt haben.

Und damit muß es für diesmal genug sein. Ueber den „Fall Lindau", der Lindaus Fall werden müßte, wenn wir eine anständige Presse besäßen, wollte ich Dir eigentlich noch schreiben, es ist mir aber jetzt nicht mehr möglich — und Du liest ja auch konservative Zeitungen. Sonst freilich wärst Du in diesem Falle nur sehr mangelhaft unterrichtet.

Schönste Grüße an Dich und die Deinen.

Dein A. W.



Monatsschau.

Politik.

Die hervorragendsten politischen Ereignisse des abgelaufenen Monats sind die Besuchsreisen des deutschen Kaisers nach England und Rußland.

Ueber die politischen Erfolge der englischen Reise ist verhältnismäßig wenig, über die russische Reise sehr viel geschrieben worden. Und doch dürfte vielleicht, auf deutscher Wage gewogen, die erstere erheblich schwerer zu unseren Gunsten ins Gewicht fallen, als die zweite. Gewiß waren schon seit Jahr und Tag die Beziehungen Englands zu Deutschland verhältnismäßig gut. Das konservative Kabinet hat immer mehr auf unserer als auf gegnerischer Seite gestanden. Aber die Freundschaft wurde doch oft getrübt durch die Konkurrenz, die wir uns gegenseitig in Afrika machten, und durch den starken Abbruch, den wir dort den englischen Ansprüchen gethan haben. Die vorigjährige Reise Kaiser Wilhelms hat entschieden unter derartigen Empfindungen gelitten. War der damalige Empfang nicht geradezu kühl, so war er doch auch nichts weniger als herzlich.

In diesem Jahre war der politische Boden ungleich besser geebnet. Zwischen dem ersten und dem zweiten Besuche Wilhelm's II. in England liegt das deutsch-englische Abkommen, dessen guter Eindruck noch wesentlich erhöht worden ist durch die jüngst veröffentlichte Denkschrift des Reichskanzlers v. Caprivi über dasselbe. In Deutschland hat die Denkschrift ja wegen ihrer weitgehenden Rücksichtnahme auf England hier und da nicht gefallen, obgleich auch lebhafte Opposition nicht gerade gemacht worden ist. In England aber mußte die Denkschrift natürlich großen Beifall finden; sie machte Stimmung für den Empfang des deutschen Kaisers. Die Bande zwischen Deutschland und England haben sich dann auch im Fortgang des Besuchs sichtlich enger und fester geschlungen, und man kann heute das britische Reich bis zu einem gewissen Grade und mehr als bisher als stillen Gesellschafter der unter dem Namen Tripel-Allianz bestehenden Firma betrachten. Und das ist im hohen Grade erfreulich. Freilich wird man sich nicht darüber täuschen dürfen, daß die englische Freundschaft ihre eng gezogenen Grenzen hat. In stärkeren internationalen Versuchungen hat sich diese Freundschaft und Bundesgenossenschaft noch nie als sonderlich wetterfest ausgewiesen, und auch in zukünftigen Proben wird wohl der nationale Egoismus den Sieg über Pflichten und Gefühle allemal davontragen.

Auf der Rückreise von England hat Kaiser Wilhelm von der Insel Helgoland feierlich Besitz genommen. Die Einwohner der Insel haben bei dieser Gelegenheit eine Huldigungsadresse überreicht, welche den Beweis liefert, daß wenigstens keine Abneigung vorhanden ist, dem deutschen Reiche einverleibt zu werden. Weiter gehende Schlüsse möchten wir freilich nicht ziehen. Die Helgoländer sind ein geriebenes Badevölkchen, seit Jahrzehnten mit den civilisierten Formen moderner Wegelagerei wohl vertraut und von stark ausgebildetem Erwerbssinn. Wenn sie sich jetzt Deutschland zuwenden, so thun sie dies mutmaßlich auch nur in der „patriotischen" Hoffnung, bei uns Deutschen besser ihre Rechnung zu finden, als bei den Engländern, die sich wenig um das kleine Eiland kümmerten.

Helgoland ist deutsch, aber die staatsrechtlichen Verhältnisse der Insel sind noch nicht endgültig geordnet. Darüber werden die gesetzgebenden Körperschaften des Reichs zu entscheiden haben, d. h. der Bundesrat und der Reichstag. Von preußischer Seite werden Wünsche laut, die Insel der preußischen Monarchie einzuverleiben. Sachliche Gründe dafür sind indes bisher nicht angeführt worden. Uns erscheint es bis auf weiteres ungleich richtiger, die Insel zum Reichsland zu machen. Hat das ganze Reich an den Lasten zu tragen, durch welche Erfolge möglich werden, so sollten auch erzielte Erfolge nicht einzelnen Bundesstaaten allein zu gute kommen. Die Gebiete in Afrika, welche als Kompensationsobjekt dienten, waren von Gliedern des ganzen Reiches erworben und sind mit Reichsmitteln behauptet worden. — Das Objekt ist diesmal klein und finanziell wertlos; aber seine Behandlung kann später als Präcedenzfall bedeutungsvoll werden.

An die englische Reise schloß sich bald die Rußlandfahrt an.

Ueber diese Reise und ihre politische Bedeutung ist, wie gesagt, viel hin und her geschrieben worden. Die einen meinten, es werde ein Abkommen über Bulgarien getroffen werden. Die anderen stellten eine Drei-Kaiser-Zusammenkunft in Aussicht; die dritten sogar eine europäische Konferenz, welche die orientalische Frage und noch einiges andere lösen sollte. Wir glauben unsererseits, daß von alledem wenig oder gar nichts eintreten wird. Ueber den Inhalt dessen, was die Monarchen und ihre Kanzler mit einander geredet haben, sind wir naturgemäß so wenig unterrichtet, wie die meisten Sterblichen. Immerhin giebt es ein Barometer, an welchem sich in großen Zügen die Lage ablesen läßt, wir meinen die offiziösen Briefe der verschiedenen amtlichen Preßbureaus, zusammengehalten mit der Gesamtstellung, welche die Presse eines Landes einnimmt. Wenn hier die russischen Organe kurze Zeit hindurch einen maßvollen Ton anschlugen, so wird das nur auf ad hoc gegebenen Befehl zurückzuführen sein. Ganz sind übrigens die Spitzen und gereizten Wendungen bis zum letzten Augenblick nicht verschwunden. Und an Thatsachen ist schlechterdings nichts bekannt geworden, was auf Ausgleich schließen ließe, auf Entdeckung eines Zustandes im Orient, der gleichzeitig Oesterreich, Deutschland und Rußland zufriedenstellen könnte. Es wird daher auch wohl dabei bleiben, daß alle die großartigen äußerlichen Veranstaltungen eben nur Aeußerlichkeiten waren, die mit der Politik wenig zu thun hatten. Wenn erst der Pulverdampf verflogen ist, wird sich voraussichtlich zeigen, daß alles geblieben ist, wo es war.

Gewiß ist es nicht bedeutungslos, daß fast gleichzeitig mit dem Kaiserbesuch die russische Politik im Orient eine empfindliche Niederlage erlitten hat. Rußland hatte bekanntlich lebhaftesten Einspruch erhoben gegen die von Bulgarien angeregte Ernennung zweier orthodoxer Bischöfe für die in Mazedonien lebenden bulgarischen Christen. Die Pforte hat sich an diesen, nebenbei in beleidigender Form vorgebrachten Einspruch gar nicht gekehrt, sondern die Bestellungsurkunden, die „Berats", den Ernannten einfach ausgehändigt. Und sie hat noch die russische Regierung ironisch darauf aufmerksam gemacht, daß diese sich ja über Ausbreitung orthodoxen Christentums nur freuen könne.

Ueberhaupt befestigt sich die Regierung des Fürsten Ferdinand derart, daß sogar schon russische Stimmen laut werden: man möge den Minister Stambuloff nicht ferner bekämpfen, sondern eine Verständigung mit ihm suchen, damit er Bulgarien den Russen ausliefere.

Alles in allem: Die orientalische Frage steht auf demselben Fleck, und die Franzosen sind in weit größerer Sorge, als unseres Erachtens die Lage der Dinge rechtfertigte, um den Erfolg der deutschen Kaiserreise gewesen. Wenn sie trotz aller Maßnahmen, welche der Kaiser selbst getroffen — er lud zwei französische Generale zum Manöver ein und ließ dem Präsidenten der Republik den höchsten russischen Orden überreichen — und wenn sie trotz aller Offenherzigkeiten der Herren Wannowski und Mohrenheim verzweifelte Anstrengungen gemacht haben, um der Welt zu beweisen, daß die russisch-französische Freundschaft fortbesteht, so hätte man ihnen das auch ohne besondere Versicherung geglaubt. Es war nicht erst nötig, daß Madame Adam ihr Blatt „L'Union franco-russe" gründete, um auszusprechen, was unausgesprochen jeder wußte.

Auf dem socialpolitischen Gebiet sieht alle Welt mit einiger Spannung den Veränderungen entgegen, die der 1. Oktober bringen wird. Zunächst richten sich die Regierungen ein. Bezüglich der Ueberwachung der Socialdemokratie nach dem Erlöschen des Socialistengesetzes hat der preußische Minister des Innern an die Regierungspräsidenten eine Verfügung erlassen, in welcher eingeschärft wird, daß den socialdemokratischen Ausschreitungen auch ferner auf Grund des gemeinen Rechts mit Entschiedenheit entgegengetreten, und zu diesem Zwecke von den zu Gebote stehenden Mitteln, unter sorgfältiger Einhaltung der gesetzlichen Schranken, innerhalb derselben aber bis an die Grenze des Zulässigen Gebrauch gemacht werden soll.

Es muß sich nun zeigen, ob und wie weit mit diesen bestehenden gesetzlichen Bestimmungen auszukommen ist. Daß die Socialdemokraten es den Behörden sauer genug machen werden, läßt sich aus dem Verhalten derselben schon jetzt erkennen. In gedruckten und geschriebenen Worten wetteifern sie bereits in der Propaganda für ihre Parteizwecke und lassen es oft genug darauf ankommen, die Grenze des Zulässigen zu erreichen oder auch zu überschreiten.

An dieser Sachlage ändert es nichts, daß innerhalb der Partei ein heftiger Zwist zwischen den sogenannten „Alten" und den „Jungen" ausgebrochen ist. Der Streit dreht sich nominell um den Entwurf einer neuen Parteiorganisation, die auf dem Parteitage in Halle am 12. Oktober zur Debatte gestellt werden soll. Der Fraktion im Reichstage würden auf Grund dieses Entwurfs ziemlich weitgehende Rechte hinsichtlich Leitung und Parteidisciplin zufallen. Innerhalb der Fraktion herrschen aber in erster Linie Bebel und Liebknecht. Natürlich sind mit dieser Aussicht eine ganze Reihe jugendlicher Streber, welche noch nicht im Reichstag sind, sondern erst hinein wollen, sehr wenig einverstanden, und sie werfen den alten Führern Herrschsucht und Gewaltsamkeit vor Doch ist allem Anschein nach diese Entwurfsfrage im Grunde nur Vorwand, um so mehr, als ja nur ein Entwurf vorliegt, den der Parteitag noch modificieren kann. Um jeden Preis eine Rolle zu spielen — das ist die erste Absicht der ungestümen „Jungen", und darum fürchten sie nichts mehr, als die Kandare, die ihnen von der Parteileitung statutarisch angelegt werden könnte.

Uebrigens haben sie bisher wenig Erfolg gehabt. Ueberall, wo ihnen die alten Führer, namentlich Bebel, persönlich entgegengetreten sind, haben sie den kürzeren gezogen, und ein vorläufiger Sieg der „Alten" ist auf dem kommenden Parteitage kaum zu bezweifeln. Ob das Schlachtfeld dauernd behauptet werden wird, steht freilich dahin. Es wäre das erste Mal in der Geschichte der Revolutionen, daß die Gironde sich gegen den Berg behauptet.

Wie wunderlich übrigens in manchen Köpfen, z. B. in dem des Herrn Bebel, die Welt sich malt, beweisen die Aeußerungen, die der Herr Drechslermeister über seine Weltbeglückungspläne und seine Taktik in einer Berliner Volksversammlung gemacht hat.

„Unsere Forderungen der Zukunft, den socialistischen Staat, können wir den Gegnern im Parlament nicht schildern. Das hieße Perlen vor die Säue werfen! Jene würden uns auslachen und noch mehr unsere Gegner werden. Die Fraktion hat im Reichstag nach bestem Wissen gewirkt; wer nicht so viel geleistet, dem fehlt es nicht am Willen, höchstens an der Fähigkeit, die kann sich aber niemand geben. Der Weg, den die Freunde des Herrn Dr. Wille einschlagen möchten, ist revolutionär, ich warne Sie vor demselben... Wir sind das Socialistengesetz nur auf Probe los. Die herrschenden Klassen warten nur auf den Augenblick, wieder mit Zwangsmitteln gegen uns vorgehen zu können. Je stärker unsere Partei ist, desto größer ist die Verantwortung für ihre Haltung. Durch die Kritik der Verhältnisse arbeiten wir am besten einer besseren Zukunft vor. Ich will die Verantwortung nicht auf mich nehmen, die Partei in eine Richtung zu treiben, die sie zuletzt vor die Bajonette stellt. Kommt die Partei zu anderen Grundsätzen, nun, dann gehen wir und machen anderen Platz."

Der Ausspruch des Herrn Bebel über die Perlen und die Säue ist wahrhaft klassisch. Die „Säue" — mit Verlaub zu sagen — sind die Leute, die Herrn Bebel fragen, auf welchem Wege er denn eigentlich die Arbeiter glücklich machen will. Herr Bebel lehnt jede Auskunft ab; er verweist alle neugierigen Querulanten einfach zur Ruhe; er wirft die „Perlen" seiner Ideen nicht jedermann vor, weil er fürchtet, „aus

gelacht" zu werden und rät als kluger Mann, sich auf die „Kritik der Verhältnisse" zu beschränken. Und das in einem Augenblick, wo die Welt mit Kritik übersättigt ist, wo man in den Schäden der Gegenwart förmlich gewühlt hat, und wo Millionen von Deutschen, Besitzende und Nichtbesitzende, der Monarch an der Spitze, durchaus bereit sind, jeder vernünftigen Maßregel zuzustimmen, die das Loos der Arbeiter verbessern und uns, wenn auch durch große Opfer, eine neue Aera socialen Friedens verbürgen kann.

Hoffen hier und da die Optimisten, daß die Socialdemokratie sich spalten werde, weil die „Führer" augenblicklich sich entsetzlich zanken und vermutlich mit vollem Recht sich gegenseitig Korruption, Bestechung und wer weiß was sonst noch vorwerfen, so legen wir auf diese Skandale geringes Gewicht. Die Schwäche der Socialdemokratie liegt nicht in der moralischen Qualität der Agitatoren — die ist auch in anderen Parteien oft genug „Talmi" —, sondern darin, daß kein Mensch in der Partei, die Herren Bebel und Liebknecht eingeschlossen, eine Ahnung davon hat, wie denn die Zukunft gestaltet werden soll, die das goldene Zeitalter bringt, und wo „der Weg zum Glück" liegt, den sie zu kennen vorgeben. Hier ist die Stelle, wo der endliche Bankrott beginnen wird. Mit Zukunftsmusik und großen Versprechungen sind eine Weile wohl Erfolge möglich. Aber die Täuschung hält nicht vor. Und endlich bricht doch der Morgen an, an dem die Getäuschten statt leerer Worte die That verlangen werden.

In der auswärtigen Politik war es im ganzen still. England und Frankreich haben sich über Zanzibar und Madagaskar vertragen und scheinen beiderseits befriedigt, England und Portugal gleichfalls über die Gebiete am Schire und Zambesi, wobei England große portugiesische Gebiete einfach annektiert hat. In Oesterreich kracht der „Ausgleich" in seinen letzten Fugen. Der Führer der Alttschechen Dr. Rieger war in Wien, um beim Grafen Taaffe weitere Konzessionen zu Gunsten der Tschechen, namentlich wegen der amtlichen Dienstsprache, durchzusetzen. Er hatte aber kein Glück damit, weder bei dem Minister, noch bei den Jungtschechen, denen nur „die Wenzelskrone" genügt. Im nächsten Monat tritt der böhmische Landtag wieder zusammen, um die Beratung der Ausgleichsgesetze fortzusetzen. Das Ergebnis ist kaum zweifelhaft, nachdem die Alttschechen dem Ansturme der Jungtschechen gegenüber nicht Stand zu halten vermochten.

Im übrigen leben wir in der Saison der Kongresse. Der 10. internationale medizinische Kongreß, welcher in Berlin stattgefunden hat, ist namentlich, was seine Beteiligung anlangt, ungewöhnlich imposant ausgefallen; betrug doch die Zahl seiner Teilnehmer über 5000. Auch bekam er durch Beteiligung französischer Aerzte einen leicht politischen Anstrich. Auf den Aerztekongreß ist die zweite Jahresversammlung der internationalen kriminalistischen Vereinigung in Bern gefolgt, die sich mit juristischen Problemen beschäftigt hat. Und so weiter in infinitum eine ungezählte Reihe von „Tagen", bis herab auf den Katholikentag, der unter üblicher Prahlerei die bekannten Forderungen auf Herstellung des Kirchenstaats, Rückberufung der Jesuiten, Beseitigung des Konkordats in Baiern, einen Dom in Berlin und tausend andere — Scherze zum besten gab. Wenn auf diesen Kongressen wirklich gearbeitet würde, so möchten sie ja auch hier und da einen gewissen Nutzen stiften. Im ganzen wird man sich aber kaum des Eindrucks erwehren können, daß das „Tagen" und „Jubilieren" und die Ausstellungswut in Deutschland gegenwärtig einen Umfang angenommen haben, der krankhaft ist. Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß unter diesem Uebermaß von Festen der Nationalwohlstand schon leiden muß. Denn die Quantitäten von Zeit, Kraft und Geld, die hier im Grunde pro nihilo ausgegeben werden, könnten sicherlich ersprießlichere Verwendung finden.

Kirche.

Wir haben uns die Aufgabe gestellt, in unseren monatlichen Berichten über das kirchliche Leben nicht sowohl eine möglichst vollständige Aufzählung von Ereignissen zu geben, als vielmehr auf die Bedeutung derselben hinzuweisen und die treibenden Kräfte

in das Licht zu stellen, deren Erkenntnis zur richtigen Beurteilung der Zeit und der von den Christen in ihr einzunehmenden Haltung führt. Wir legen heute den Finger auf eine wunde Stelle, an die wir nicht durch besondere Vorfälle erinnert werden, die aber mehrfach auch litterarisch in der letzten Zeit behandelt worden ist.

Unsere Freunde wissen, daß wir die „Wendung zur Wahrheit in der gegenwärtigen Kulturentwicklung" nicht verkennen. Wir wünschen keinen falschen Pessimismus zu befördern. Es erfüllt uns mit Hoffnungen für die nächste Zukunft unseres Volkes, daß seit einem Jahrzehnt durch die gebildete Jugend hindurch ein neuer Hauch patriotischer und idealer Begeisterung weht. Denn hier muß die Erneuerung anfangen, die von tiefgreifender Wirkung und von Dauer sein soll. Die Freiheitskriege wären nicht möglich gewesen ohne die in den Jahren von 1808—1813 vorangehende Geistesarbeit auf den Universitäten. Die Saat, die damals in Halle, Berlin, Breslau und anderen Orten durch Männer wie Fichte, Schleiermacher, Steffens u. a. gesäet worden war, sie ging auf, als der König seinen Ruf „An mein Volk" erließ. Bauernaufstände hätten Deutschland nicht befreit, aber als die akademische Jugend die Hörsäle verließ, da schloß sich ihr an, was Waffen tragen konnte, da hieß es: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los, — der Sturm, der die Franzosen aus dem Lande jagte.

Es ist uns darum ein erfreuliches Zeichen der Zeit, wenn wir auch jetzt wieder die akademische Jugend in einer gewissen Gährung sehen. Leider weiß sie sich dabei bisher nicht in derselben Weise durch ihre Lehrer geleitet, wie zu der genannten Zeit. Es fehlt deshalb auch nicht an Mißstimmungen. Hat doch jüngst in einem der studentischen Organe eine Einsendung eines „alten Herrn" mit den respektwidrigen Worten aus: „Rembrand als Erzieher" geschlossen: „Die Krankheit der Deutschen ist der Professor." Doch das sind Uebergangszustände. An Mißgriffen auch anderer Art fehlt es nicht, — wo hätte es je daran gefehlt?

Von der größten Wichtigkeit muß es aber bei dieser Sachlage sein, daß die ideale Begeisterung ihre rechten Ziele findet. Die Aufgabe, die dem deutschen Volke nach 1870 gestellt ist, ist nicht minder groß wie die nach 1813. Die damalige Aufgabe lag auf politischem Gebiet, und eine politische Reaktion drängte die ursprünglich gesunde, christliche und ideale Jugendbewegung der Burschenschaft auf falsche Wege. Die Aufgabe der Gegenwart liegt auf dem Gebiete der socialen Frage. Weil dieselbe nicht eine lediglich wirtschaftliche, sondern wesentlich eine sittliche Frage ist, darum ist es von entscheidender Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes, ob in den gebildeten Kreisen das Christentum wieder Macht gewinnt, das allein imstande ist, sittliches Urteil und sittliche Kraft zu gewähren. An socialen Reaktionsgelüsten fehlt es auch jetzt nicht. Die irre gegangene Nationalökonomie unseres Jahrhunderts möchte immer wieder versuchen, durch ihre Landsknechte, die Gesinnungsfabrikanten in der Presse, auch die öffentliche Meinung irre zu leiten, indem sie die sittlichen Faktoren möglichst unwirksam machen und die ganze Volkswirtschaft nach Darwinistischem Muster im freien Spiel der Kräfte zu organisieren streben. Wenn unsere gebildete deutsche Jugend gegen diesen Lindwurm der „materiellen Interessen" und der selbstsüchtigen wirtschaftlichen Theorien siegreich ankämpfen soll, muß sie gepanzert sein mit tief christlicher Erkenntnis.

Und nun kommen wir auf den im Anfang angedeuteten wunden Punkt, der dem Pessimismus in der Beurteilung, wir können es nicht leugnen, immer wieder einen Schein des Rechtes giebt: die religiöse Vorbildung, welche unsere Jugend an den Gymnasien erhält, ist im großen und ganzen nicht die richtige und wird in den meisten Fällen für die Fundamentierung eines christlich-idealen Strebens mehr hinderlich als förderlich sein.

Schon viel ist über den Religionsunterricht an den höheren Schulen geschrieben worden. Die „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung" bringt gerade jetzt eine Reihe von Artikeln, welche sich mit einer Verbesserung desselben beschäftigen. Und gewöhnlich wird die Abhülfe in einer Repristination besserer Tage gesucht, wo die „Religion" einen viel

breiteren Boden im Lehrplan einnahm. Bessere religiöse Bildung und mehr religiöser Stoff, größere Kenntnis der Kirchengeschichte u. s. w. wird vielfach als identisch angesehen.

Einen ganz anderen Weg schlägt ein Schriftchen ein, das wir hiermit angelegentlich unseren Lesern empfehlen. Es stammt von D. Wiese, dem Manne, der jahrelang das höhere Schulwesen in Preußen geleitet hat und durch die Erfahrungen in seinem Amte, sowie durch die in der Beobachtung der nachfolgenden Entwicklung gesammelten, hervorragend imstande ist zur Abgabe eines Urteils in der zur Frage stehenden Angelegenheit.*) Der 1. Abschnitt „Anlaß der Betrachtungen" charakterisiert die religiösen Zustände der Zeit in treffender Weise. „Für Religion und Kirche haben Unzählige gerade von denen, die in höheren Schulen vorgebildet sind, z. B. auch in dem zahlreichen Beamtenstande, weder Zeit noch Interesse. . . . Aeußerlich ist die Entfremdung schon daran wahrnehmbar, daß die Teilnahme an den Gemeindegottesdiensten mehr und mehr den Frauen überlassen bleibt, und nicht zum wenigsten auch an der verbreiteten Gleichgültigkeit gegen die Kirchennot mancher Städte, d. h. gegen die geistliche Verwahrlosung eines großen Teils ihrer Bevölkerung. Im Verkehr mit gebildeten Männern macht man leicht die Erfahrung, daß eine stillschweigende Uebereinkunft wie selbstverständlich dafür besteht, von Religion nicht zu sprechen." — Daß die Ursache dieser Zustände mit an der Art und Weise liegt, wie der Religionsunterricht erteilt worden ist, leugnet D. Wiese nicht. „Die Religionsstunden sind vielen die langweiligsten, und ist nicht ihre Wirkung bisweilen sogar von der Art, daß von daher manchem die Religion für immer verleidet scheint, und den Schulen ihre eigenen Zöglinge zu Anklägern werden?" — In zwei historischen Abschnitten geht nun der Verf. näher auf seinen Gegenstand ein, was wir den Lesern an Ort und Stelle aufzusuchen überlassen, und macht dann seinen Abänderungsvorschlag. Er fordert eine größere Gemeinsamkeit der Arbeit der Schule mit der der Kirche besonders darin, daß die Konfirmation auch von der ersteren als scheidender Punkt angesehen werde, und beschreibt den derselben folgenden gymnasialen Religionsunterricht in einer höchst ansprechenden Weise. Derselbe ist nicht eigentlich mehr Unterricht, es sollen seine Resultate bei Versetzungen keine Rolle spielen, in den Censuren und im Examen nicht vorkommen, und er soll in einer nicht schulmäßigen Weise erteilt werden, wenn auch obligatorisch sein, so doch ohne häusliche Aufgaben und ohne Abfragen, um lediglich „zur Erweiterung und Vertiefung der religiösen Bildung" zu dienen.

Die Vorschläge erscheinen zunächst höchst überraschend; mancher dürfte sie für zu pietistisch halten. Allein D. Wiese ist bei aufmerksamer Erwägung seiner vorgeschlagenen Methode von Einseitigkeiten frei. Wir wünschen dringend, daß die von ihm für den Religionsunterricht gezeichneten Wege gründlich geprüft werden, und daß sein Wort in der Neuordnung, welcher das Gymnasialwesen entgegengeht, mit in die Wagschale fällt. Denn gerade bei der bedeutenden Aufgabe, die wir der christlichen Religion in den Kämpfen der Zukunft zuerteilen, kommt es darauf an, dieselbe als dasjenige hinzustellen, was sie ist, nicht als eine Summe von disputierbaren Ansichten, sondern als eine persönliche Macht, zu der man nicht nur durch Unterweisung anderer, sondern durch sittliche That und sittlichen Kampf gelangt. —

Die Schule ist auch nach anderer Seite hin in der Gegenwart noch immer der Gegenstand eifriger Verhandlung in den Blättern. Die 8. Lehrerversammlung mit dem Referat des berüchtigten Dr. Dittes aus Wien wird noch viel besprochen. Aus der „Deutschen Lehrer-Zeitung" sind die Auslassungen Zillessens darüber in Separatdruck erschienen.**) Charakteristisch ist darin die Anekdote von einem früheren Lehrertag, nach der ein Berichterstatter ganz verwundert darüber ist, daß, nachdem der eine Referent stürmischen Beifall geerntet, auch der gleich darauf folgende Redner, der den ersten in

*) Der evangelische Religionsunterricht im Lehrplan der höheren Schulen. Ein pädagogisches Bedenken von D. L. Wiese. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1890. 78 Seiten.

**) Was lehrt der VIII. deutsche Lehrertag? Von Fr. Zillessen, Hauptleiter der „Deutschen Lehrer-Zeitung". Berlin, 1890. Verlag der D. L.-Z. 52 S.

wesentlichen Punkten bekämpfte, mit reichem Beifall von der Versammlung belohnt sei. Allein er erhält auf seine verwunderte Frage von einem Sachkenner die ruhige Antwort: „Das ist immer so". Ein böseres Urteil über die Haltlosigkeit, Charakterlosigkeit und Oberflächlichkeit des Publikums jener Lehrertage — das sich fälschlicher Weise mit dem deutschen Lehrerstande identifizieren möchte — konnte wohl nicht gefällt werden. Es ist erfreulich, daß für dieses Jahr zum Oktober nach Erfurt der sechste deutsche evangelische Schulkongreß berufen ist, welcher denjenigen Lehrern einen Sammelpunkt bietet, die sich mit Dittes und Genossen nicht für die konfessionslose Schule, das konfessionslose Christentum, das Oesterreich des Kronprinzen Rudolf und andere schöne Sachen begeistern können. —

Ueber den Fall Wißmann-Warneck haben wir uns im vorigen Heft genügend ausgesprochen. Dazwischen ist die angekündigte Entgegnung des letzteren erschienen und sei hiermit unsern Lesern angelegentlich empfohlen. Auch viele andere Kundgebungen aus den Kreisen der evangelischen Mission sind veröffentlicht worden, welche in erfreulicher Weise bekunden, daß dieselbe nicht gewillt ist, aus Opportunitätsrücksichten von ihrem Standpunkt zu weichen. Sehr richtig scheint uns die Bemerkung im „Hannoverschen Missionsblatt", daß es vom Standpunkt der evangelischen Mission aus nur erfreulich sei, daß das deutsch-englische Abkommen das Königreich Uganda in die Interessensphäre Englands gelegt habe; bei der bekannten unangenehmen Konkurrenz, welche dort die Patres den evangelischen Missionaren gemacht haben, würden unter deutscher Herrschaft für die letzteren ernstere Besorgnisse zu hegen sein, — sowie sich die kolonialen Behörden und Instanzen nun einmal zur Mission gestellt haben. —

Schon mehrfach haben wir auf die traurigen Verfolgungen der lutherischen Kirche in Rußland hingewiesen. Immer wieder kommen neue Fälle davon vor. Der letzte war, daß ein Pastor Tiling in Pussen zu viermonatlichem Gefängnis verurteilt ist, weil er seine Gemeindeglieder verhindert habe, sich der griechisch-orthodoxen Kirche anzuschließen. An den Russen sieht man recht, wie wenig sogenannte Bildung frei macht. Denn das, was so genannt wird, werden wir den Herren Pobedonoszeff, Manassein ꝛc. nicht absprechen. Und im Kulturkampf haben wir ja gesehen, wie es auch auf „liberaler" Seite mit der Toleranz gemeint war. Wahre Toleranz ist nur möglich auf dem Grunde einer festen, sicheren und reinen evangelischen Lehre.

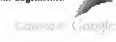
In Preußen rüstet man sich auf die im Oktober zusammentretenden Provinzialsynoden, die von besonderer Bedeutung sein werden durch ihre Vorbereitungen für die im nächsten Jahre folgende Generalsynode. Neben den auf die „Verselbständigung der Kirche" gehenden Anträgen spielen die Mängel des Pfarr-Reliktengesetzes dabei eine Hauptrolle. Mit gutem Zutrauen zu der Sachkunde, Besonnenheit und Einmütigkeit der Synodalen können wir den Verhandlungen entgegensehen. Wir wissen freilich dabei, daß die genannten Sachen nur zu der Waffenrüstung der Kirche gehören und nicht zu ihrem eigentlichen Kampfe. An diesen erinnert wohl besser als alles andere der Umstand, daß vielleicht gleichzeitig mit den Synoden der Socialistenkongreß tagen wird, der das Verhalten der Partei nach Aufhebung des Ausnahmegesetzes regeln will. Man täusche sich nicht über die Uneinigkeiten in jener Partei. Niemals hat es auch früher an dergleichen in ihr gefehlt, und doch ist sie stetig gewachsen. Ueber die vielen kleinen persönlichen Plänkeleien darf die Macht des Prinzips nicht unterschätzt werden.

Für und wider.

(Diese Rubrik soll dazu dienen, einen Meinungsaustausch der Leser über Fragen, die in der „Monatsschrift" zur Besprechung gelangt sind, möglich zu machen. Sie steht allen Gesinnungsgenossen für kürzere, sachliche Einsendungen offen.)

— In der „Allg. kons. Monatsschrift", Heft vom Juli 1890, findet sich S. 770 in der Besprechung der Schrift von A. Behm ein Passus, in welchem zu den Fragen, welche rein auf dem Gebiet der Scholastik oder Spekulation liegen, auch beispielsweise diejenige gerechnet, „welchen Sinn man nach der Absicht des Heilands bei den Worten ‚Das ist mein Leib' in das Wörtchen ‚ist' hineinzulegen hat. Alles, was darüber vorgebracht werden kann, ist subjektive Meinung; es fehlt an der Instanz, welche das letzte Wort sprechen könnte."

Dies Beispiel für die an sich ja im allgemeinen



wohl annehmbare Aufstellung bezüglich solcher Fragen, für welche ihrer Natur nach eine endgültige Entscheidung im gegenwärtigen Aeon nicht zu erwarten steht, erscheint mir so unglücklich gewählt und für einen Mann, der bei aller sonstigen freien Bewegung doch auf positivem Standpunkt stehen will, so unbegreiflich, ja geradezu Aergernis gebend, daß ich mich nicht enthalten kann, entschiedenen Widerspruch dagegen zu erheben und Sie bitten muß, diesen Widerspruch dem Verfasser W. P. gefl. zukommen zu lassen.

Die Frage „was ist das hl. Abendmahl" näher, „was hat der Herr gesagt, da er den fragl. Satz bei dessen Einsetzung sprach", „was soll ich demzufolge nach des Heilands Willen im Abendmahl empfangen", die soll eine der Fragen sein, welche rein auf dem Gebiet der Scholastik oder Spekulation liegen?! Für sie soll es an der Instanz fehlen, welche das letzte Wort zu sprechen hätte?!

Was das erstere betrifft, so erlaube ich mir im schärfsten Widerspruch gegen die ganz ungeheuerliche Behauptung diese Frage eine ganz eminent praktische zu nennen, sofern doch kein denkender Christenmensch wird leugnen wollen und können, daß, wer am Abendmahl teilnimmt und weiß, was er thut, doch darüber eine Gewißheit haben muß aus der hl. Schrift selbst sowie aus dem Bekenntnis und der Lehre seiner Kirche, ob und was er da empfängt nach dem Wort und der Absicht dieser hl. Herrnstiftung.

Und was das andere betrifft, so begreife ich nicht, wie ein positiver Christ für Entscheidung der Frage eine andere und höhere Instanz begehren kann, als die, welche die hl. Schrift selbst giebt und welche in der Analogie des Schriftglaubens liegt. Was will man zur Entscheidung der Frage mehr, tieferes und schlagenderes, als was der hl. Paulus 1. Cor. 11, wo er doch ex professo dieselbe behandelt, namentlich V. 23 bis V. 29 und vorher schon 10, 16 f. giebt?

Burgbernheim. E. A. Steck, Pfarrer.

Wir bringen die vorstehenden Bedenken des Herrn Einsenders gern zum Abdruck, haben uns freilich nicht überzeugen können, daß wir mit Ausnahme der Besprechung des Herrn W. P. etwas vertreten hätten, was von unserem stets innegehabten Standpunkt abweicht. Gewiß halten wir es mit dem Herrn Einsender für wünschenswert, oder richtiger für durchaus notwendig, daß jeder Kommunikant zur Glaubensgewißheit darüber gelange, was er für seine Person im heiligen Abendmahl empfängt. Aber diese Gewißheit wird doch niemals mehr als eine subjektive sein können. Wären nicht zwei Auffassungen der Einsetzungsworte möglich und nach dem Wortlaut der Schrift zulässig, so würde doch der tiefe Riß nicht durch die Christenheit gehen, der thatsächlich hindurchgeht. Und da die Differenz kein Streit ist um die grundlegende Thatsache der Einsetzung, sondern lediglich darum, ob die bezüglichen Worte realistischer oder spiritualischer auszulegen sind, so handelt es sich doch eben um Auslegung, um menschliche Lehrmeinung, das heißt um Scholastik. Millionen von Christen stehen auf der einen, Millionen auf der anderen Seite. Wo wäre denn die Instanz, die das letzte Wort sprechen könnte? — Die „Analogie des Schriftglaubens" führen beide Parteien für sich ins Feld. Die Red.

— Im Juniheft 1888 brachte die „Monatsschrift" einen Aufsatz ihres geschätzten Mitarbeiters Dr. Otto Adalbert Hoffmann in Metz, „Die Venus von Melos und Mars Ultor", in dem derselbe

1) die Zusammengehörigkeit der Venus mit einem Mars als einzige Lösung der Frage betr. die milonische Venus erklärt (S. 639),
2) die nahezu sichere Hypothese aufstellt, daß die linke Hand der Göttin auf der Schulter des Mars ruhte (S. 640).

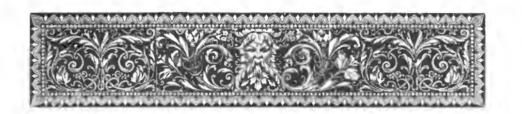
Nun geht soeben folgende Notiz durch die Blätter:

„Die Venus von Milo. Aus Paris wird geschrieben: In der letzten Sitzung der „Académie des inscriptions et belles lettres" beendigte Ravaisson die Vorlesung seiner Arbeit über die Venus von Milo. Bekanntlich hat Ravaisson die Wiederherstellung des Meisterwerks unternommen und gelangt in seiner Denkschrift zu folgenden Schlüssen: Aus dem Studium der Gestalt, deren Fragmenten und der Bildung der Basis erhellt, daß das Standbild neben einer zweiten Person stand, auf deren Schulter sie die linke Hand hatte, indes sie die Rechte in der gleichen Richtung erhoben hielt. Nach dem Vergleich mit zahlreichen antiken Denkmälern sah diese Person dem Standbild des Louvre-Museums gleich, welches man lange für einen Achilles hielt, das aber in Wirklichkeit ein Mars war. Die Gruppe stellte demnach wahrscheinlich Venus, den Kriegsgott besänftigend, dar. Die ersten Schöpfer derselben mögen Albamanes und Phidias gewesen sein. Die heute nach ihrem Fundorte benannte Venus von Milo hieß ursprünglich die ‚Venus der Gärten' und war in Athen in der Nähe der Gräber berühmter Toten aufgestellt, wo die atheniensische Jugend erzogen wurde."

Daraus folgt, daß die Ergebnisse der Ravaissonschen Untersuchung in allen Hauptpunkten ganz dieselben sind, wie die von Dr. Hoffmann bereits im Jahre 1888 in der „Allg. kons. Monatsschrift" veröffentlichten.

Besonders interessant wird diese Thatsache dadurch, daß die genannte Abhandlung vom Verfasser seiner Zeit an die Direktion des Louvre eingesandt, von derselben aber in keiner Weise berücksichtigt, ja nicht einmal ihr Empfang bescheinigt worden ist. Verfasser, der uns diesen Zusammenhang mitteilt, sucht den Grund solcher Nichtbeachtung darin, daß die Einsendung aus Metz gekommen sei. Wir wollen diese wahrscheinliche Hypothese nicht durch die boshaftere ersetzen, daß vielleicht Herrn Ravaisson seine heutige Wissenschaft auf dem Umwege über die Direktion des Louvre gekommen ist?

Die Redaktion.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Schutz dem Arbeiter! Von Franz Hitze, Generalsekretär des „Arbeiterwohl", Mitglied des deutschen Reichstages. (Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem, Köln.)

Als Motto befinden sich auf dem Titelblatt die Worte aus dem Erlaß Kaiser Wilhelms II. vom 4. Februar d. J.: „Eine der Aufgaben der Staatsgewalt ist, die Zeit, die Dauer und die Art der Arbeit so zu regeln, daß die Erhaltung der Gesundheit, die Gebote der Sittlichkeit, die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Arbeiter und ihr Anspruch auf gesetzliche Gleichberechtigung gewahrt bleiben." In diesem Motto sind Zweck, Ziel und Inhalt dieser Arbeit enthalten. Hervorgegangen aus einer Reihe von Aufsätzen, die der bekannte Kaplan Hitze in der Monatsschrift „Arbeiterwohl" in den Jahren 1887 und 1888 veröffentlicht hat, bezweckt sie, „Arbeitern und Arbeitgebern, allen, welche berufen sind, in der Arbeiterschutz-Gesetzgebung mitzusprechen, durch Belehrung und Anregung die Wege zu ebnen, allen, denen das Wohl und Wehe unseres Arbeiterstandes am Herzen liegt, eine kurze, systematische Darstellung der Ziele und Aufgaben der Arbeiterschutz-Gesetzgebung zu bieten — nicht erschöpfend, aber doch ausreichend zur allgemeinen Orientierung." Zu dem Ende wird abschnittsweise erörtert: Schutz der jugendlichen Arbeiter, Schutz der Arbeiterinnen, Beschränkung der Arbeitszeit (Maximal-Arbeitstag), Schutz der Sonntagsruhe, Schutz der Freiheit und gerechten Durchführung des Arbeitsvertrages, Schutz von Gesundheit, Leben und Sittlichkeit in Anlage und Betrieb der Fabrik, Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf Werkstätten und Hausindustrie, Ausführung der Arbeiterschutzgesetze (Fabrikinspektion), internationale Regelung des Arbeiterschutzes. Die Arbeiterschutz-Anträge und deren Beratung im Reichstage werden eingehend erörtert, wenn hierbei auch die Aktion des Centrums etwas sehr in den Vordergrund gestellt wird. Uebrigens hat sich ja auch in der That das Centrum besonders in der Behandlung der Arbeiterfrage hervorgethan. Daran schließt sich eine Uebersicht über den Stand der Arbeitergesetzgebung in den verschiedenen Industriestaaten. Auszüge aus den Berichten der Fabrik-Inspektoren und aus den Berichten über die letzten hygienischen Kongresse, die sich besonders eingehend mit der Fabrik-Hygiene beschäftigt haben, sowie aus den socialpolitischen Enquete-Berichten der letzten Zeit, schließen sich dem an. Abgedruckt sind endlich noch die Kaiserlichen Erlasse vom 4. Februar, die Beschlüsse der letzten internationalen Arbeiterschutz-Konferenz und der Gesetzentwurf der verbündeten Regierungen betreffend Arbeiterschutz.

Sehr auffallend ist es, daß Hitze bei Besprechung der Unterschiede des Arbeitsvertrages von anderen Miets- und Kaufverträgen das „eherne Lohngesetz", das Ricardo zuerst aufgestellt und Lassalle agitatorisch verwertet hat, ohne weiteres als bestehend acceptiert. Er folgt allerdings hierin den Spuren anderer katholischer Socialpolitiker, insbesondere dem Bischof Ketteler von Mainz. Inzwischen ist die wissenschaftliche Untersuchung aber doch weiter gegangen. Es ist nachgewiesen, daß das „eherne Lohngesetz", „daß unter den heutigen Verhältnissen von Angebot und Nachfrage der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist", falsch verallgemeinert ist, daß es nur zutreffend ist für diejenigen Arbeiter, die ohne Schulbildung und ohne technische Lehre aufgewachsen sind und sich nur im Besitz der nötigen physischen Muskelkräfte befinden; und selbst in dieser Beschränkung ist es nur für Fabrikarbeiter zutreffend, nicht für landwirtschaftliche Arbeiter, bei denen überall dort, wo Naturallöhnung die Regel ist, die Sache noch wieder ganz anders liegt. Aber freilich legt Hitze dem „ehernen Lohngesetz" eine ganz andere Bedeutung unter, als die ihm Ricardo und Lassalle gegeben. Denn einmal erkennt er an, daß das-

selbe weder ein „Naturgesetz“, noch ein „ökonomisches Gesetz“ sei, weil die Vermehrung des Angebots „der Hände“, die Volksvermehrung, durch sittliche Motive beeinflußt werde. Sodann sind für ihn der „normale Lohn“ nach Maßgabe jenes Gesetzes „nicht die Lebensbedürfnisse des ledigen Arbeiters, sondern des Arbeiters, der Frau und Kinder zu ernähren und für betagte Eltern zu sorgen hat, der so viel verdienen muß, daß das ganze Ernährungs- und Erziehungs-Kapital seiner Jugendzeit amortisiert wird und auch die Ausgaben für die Tage der Krankheit, der Arbeitslosigkeit und des Alters gedeckt werden.“

Dies ist aber etwas ganz anderes, als was Lassalle und die Arbeiteragitatoren unter dem nach dem „ehernen Lohngesetz“ normalen Lohn verstehen. Man sollte sich hüten, auf solche Weise Mißverständnissen Vorschub zu leisten, die übel ausgenutzt werden können.

— Die Reform der Freiheitsstrafe. Ein Beitrag zur Kritik der bedingten und unbestimmten Verurteilung. Von D. Adolf Wach, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität in Leipzig. (Leipzig, Duncker und Humblot.)

Diese Broschüre ist eine erweiterte Wiedergabe eines am 19. März d. J. in der Juristischen Gesellschaft in Wien gehaltenen Vortrages. „Bedingte Verurteilung“ und „unbestimmte Verurteilung“ sind heute Schlagwörter geworden, mit denen unser heutiges Freiheitsstrafensystem reformiert werden soll. „Bedingte Verurteilung“ ist die neue Idee, daß der Angeklagte zwar verurteilt werden soll wegen seiner Strafthat, daß aber die Strafe nur dann vollstreckt werden soll, wenn er innerhalb eines im Urteil festzusetzenden Zeitraums wiederum ein Verbrechen oder Vergehen begeht. Die Anhänger der „unbestimmten Verurteilung“ gehen aus von der Willkür der Richter bei Beurteilung der Strafzumessungsgründe für die Festsetzung der Strafe. Sie verlangen daher, daß die richterliche Strafzumessung durch die exekutivische, durch das Ermessen einer Strafvollzugsbehörde ersetzt werde. Wenn diese neueren Ansichten bisher in der Oeffentlichkeit wenig Widerspruch gefunden haben und sowohl in der Presse, wie in Versammlungen allein herrschend zu sein schienen, so finden dieselben in Professor Wach einen entschiedenen Gegner, gegen dessen Kritik und Logik es den Anhängern derselben schwer fallen wird, aufzukommen. So sehr Wach auch die Mangelhaftigkeit unserer kurzen Zeitstrafen und die Fehler in der Behandlung der jugendlichen Verbrecher anerkennt und beklagt, so weist er doch unseres Erachtens schlagend nach, daß die Abhülfe weder in der bedingten, noch in der unbestimmten Verurteilung liegt, daß der Einführung derselben vielmehr die allerschwerwiegendsten Bedenken entgegenstehen, und daß die Abhülfe der beklagten Uebelstände in einer Verschärfung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen und in einer anders gearteten Behandlung der jugendlichen Verbrecher, die nicht sowohl kriminell zu bestrafen, als vielmehr in erweitertem Umfang der Zwangserziehung zu überweisen seien, zu suchen sei. Zu angehängten Anmerkungen wird Material geboten, welches zwar zunächst für denjenigen bestimmt ist, der mit der Materie nicht genau vertraut ist, das aber auch dem Fachmann nicht unerwünscht sein wird.

2. Kirche.

— Das Heidentum in der römischen Kirche. Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süd-Italiens von Th. Trede. 2. Teil. (Gotha, Fr. A. Perthes.) 1890. 397 S. 5 M.

Durch den Beisatz: „Bilder aus dem religiösen und sittlichen Leben Süd-Italiens“, ist der Titel begrenzt. Der Verf. will nicht etwa das Heidentum in der gesamten römischen Kirche, sondern bloß in Süd-Italien schildern. Manche dieser Züge, wie der Marien- und Schutzengel-Kultus, werden ja wohl durch die ganze katholische Kirche gehen. Allein in so krasser Weise, wie in Süd-Italien, dürften sie sich doch kaum wohl sonstwo finden. Das alte Wort: „Je näher Rom, je schlimmer“, welches Luther wahr fand, bestätigt sich auch hier. Das Buch erinnert sehr an die interessanten Aufsätze, welche seit längerer Zeit in der „Allg. evang.-luth. K.-Ztg.“ erschienen. Es dürfte derselben Feder entsprossen sein. Die Leser der „Allg. evang.-luth. K.-Ztg.“ werden schon daraus ersehen, welches interessante Material hier zusammengestellt ist. Das erste Kapitel „Pompeji keine Totenstadt“ liefert den Nachweis, wie wenig die römische Kirche es verstanden hat, das Volksleben christlich zu durchdringen. Denn das heidnische pompejanische Leben sieht dem heutigen religiösen Leben dort in vielen Zügen verzweifelt ähnlich. Es ist merkwürdig, wie sich das auch in Nebendingen zeigt. Einen Beweis giebt das zweite Kapitel: „Die Schlangenverehrung.“ Als Heilmittel, als Träger schützender Geister wird die Schlange heute wie vor 18 Jahrhunderten verehrt, und die Schlangenbändiger, unter dem Patronate des hl. Domenico (dessen Statue an seinem Feste mit lebendigen Schlangen bekränzt umhergetragen wird), treiben noch immer ihr Wesen. Schutzengel, Genien, wie sie schon Homer kennt, spielen eine große Rolle im Glauben des jetzigen süditalienischen Volkes, sei es, daß man sie aus dem Buch Tobias, oder aus dem Heidentum übernommen habe. Wie einst im Frankfurter Parlament der Präsident den Genius Deutschlands beschwor, so wird bei dem Papstjubiläum Leos XIII. 1888 derselbe der Genius der Kirche und der Christenheit genannt. Auf ähnliche Spuren des Heidentums im Christentum Italiens führt uns der Verfasser in den Kapiteln VI „Die neue Juno“ (St. Anna, die Mutter Marias), Kap. IX „Hausgötter“ (Laren und Penaten, entsprechend dem Heiligendienst und Bambino-Kult), Kap. XIV „Nachfolger des Neptun“ (der hl. Nicola, dessen Gebeine in Bari sind, nachdem sie dortige Kaufleute 1087 in Venedig gestohlen haben), Kap. XV „Himmelskönigin“ ꝛc. In seiner Beobachtung zeigt er uns das nackte römische Heidentum in der christlichen italienischen Kirche, die heidnische Quelle des Aberglaubens vom bösen Blick, vom Ablaß, von den Mode-

kulten ꝛc. Ein lehrreiches Kapitel ist angesichts des Anspruchs der römischen Kirche, die Beseitigerin des Sklavenhandels in Afrika zu werden, das XII. Kapitel „vom Menschenhandel". Wir erfahren, daß der von Leo XIII. 1879 zum Factor ecclesiae ernannte Thomas von Aquino, der nach dem Urteil des Papstes in seiner Lehre niemals auf Irrwegen wandelt, Verteidiger der Sklaverei ist. Wir hören, daß Paul III., selbst Sklavenhalter, das in Rom bestehende Institut der Sklaverei durch ein Dekret (also doch wohl ex cathedra) genehmigte. Der letzte der Päpste, welcher selbst Sklavenhalter war, war Pius VI. (gest. 1799). Eine merkwürdige Parallele, mit welcher wir diese Besprechung des interessanten Buches schließen, bietet die Beurteilung Neapels in antiker und heutiger Zeit. Der eifrige Verteidiger des Heidentums, Symmachus, rühmt die leicht erregbare Bevölkerung Neapels als religionseifrig. Papst Leo preist sie besonders wegen ihres Mariendienstes. Hat doch Neapel dreißig im Auftrage des Vatikans und Leos XIII. gekrönte Madonnenbilder, laut des in der Liberta cattolica vom 3. Oktober 1889 publizierten Verzeichnisses. Wahrlich, nicht die Evangelischen, „dieser widerwärtige Brei" (stomachevole poltiglia), wie uns klerikale Tagesblätter Neapels in Artikeln zur Feier des Festes der Immakulata nannten, schmähen Maria, sondern jene Menschen, welche aus der demütigen Magd des Herrn eine neue Himmelskönigin Hera machen.

A. F.

— Der protestantische Kultus. Von Julius Hans, Pfarrer an St. Anna in Augsburg. (Augsburg, J. A. Schlosser.) 1890. 2 M.

Was vor 40 Jahren als vereinzelte Liebhaberei katholisierender Lutheraner erschien, nämlich das Bestreben, unsere Gottesdienste durch Ausgestaltung des Liturgischen zu bereichern, das ist heute Gemeingut und gemeines Bestreben der ganzen evangelischen Kirche geworden. Wir als Erben des alten „Volksblattes für Stadt und Land" dürfen uns herzlich dieser Entwicklung freuen. Mit einer Aufnahme der liturgischen Arbeit durch weitere Kreise ist aber naturgemäß gegeben, daß die Ansichten über die Art der Reform — so einig man über die Notwendigkeit derselben ist — mehr auseinandergehen. Neue Anregung hat die Sache gewonnen, seitdem die Ritschlsche Schule durch Gottschick ihr Gottesdienst-Ideal aufgestellt hat. Unter dem Eindruck dieser Thatsache steht auch die vorliegende anregende kleine Studie, die auf 75 Seiten die geschichtlichen Entwickelungen seit der Reformation behandelt und auf 65 die Frage der Reform. Bei dem „Bedürfnis nach Reform" geht Hans etwas hinter unsere Zeit zurück, indem er gegen Zustände (der einseitigen Predigtschätzung ꝛc.) kämpft, die wenigstens bei uns in Norddeutschland seit Jahrzehnten überwunden sind. Die historischen Partieen sind gründlich und selbständig, die Reformvorschläge in weiser Allgemeinheit gehalten. Grundsätzlich tritt er nur ein gegen die Ideen des Auslaufens eines jeden Gottesdienstes in die Communionfeier (eine Verbindung, die ja nachweislich erst Mitte des 2. Jahrhunderts entstanden ist) und für die Ausbildung der rein liturgischen Feier. Seine Darlegungen verdienen auch da, wo man ihnen nicht zustimmt, alle Beachtung. Im ganzen, glauben wir, wird die Entwicklung mehr auf historischen Bahnen sich bewegen, als nach Hans möglich ist, und wird auch gut daran thun.

M. N.

— Wetzer und Weltes Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. 2. Aufl. in neuer Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler katholischer Gelehrten, begonnen von Josef Kardinal Hergenröther, fortgesetzt von Dr. Fr. Kaulen, Professor der Theologie zu Bonn. (Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.) 1889.

Von diesem großartigen gemeinsamen Werke der neueren deutschen katholischen Wissenschaft liegt der 6. Band vollendet vor uns, von Himmelfahrt Christi bis Juvencus gehend. Auf die früheren Bände ist in dieser Zeitschrift bereits anerkennend hingewiesen, und wir wiederholen hier, daß wir in ihm vor uns haben, was nur irgend Treffliches auf katholischer Seite in Theologie und Kirchenrecht geleistet ist. Eine gründliche Orientierung über die katholische Kirche und ihre Theologie wird ohne dieses Werk kaum möglich sein, und es ist ja bekannt, wie viel man sich gegenwärtig in beiden Lagern wieder mit einander beschäftigt. Die einzelnen Artikel sind zum Teil vortrefflich und reichhaltig z. B. Italien, Islam, Hymnus, die biographischen, auch die biblisch-theologischen u. s. w. Auch Artikel wie den über Irving, der reich ist an Litteraturangaben, haben wir mit Interesse gelesen. Der Standpunkt ist selbstverständlich überall der streng kirchlich ultramontane. Man braucht nur den Artikel Jesuiten zu lesen, um das zu merken. Was wir Protestanten in solchen Artikeln suchen würden, eine Charakterisierung ihrer Ethik, fehlt dort gänzlich. Ueberhaupt fällt ja natürlich dem evangelischen Forscher häufig die gebundene Marschroute auf, in der die katholische Theologie einhergehen muß, aber der Wert dieses Buches wird für den Kenner dadurch gerade erhöht.

M. N.

— Die Predigten des hochw. P. Augustin von Montefeltro O. S. F. Gehalten in S. Carlo zu Rom, Florenz und Turin. Aus dem Italienischen übersetzt von P. Philibert Seeböck O. S. F. (Innsbruck, 1889.) 3,90 M.

In der römischen Kirche, besonders romanischer Zunge, spielt die Predigt eine geringe Rolle. Nur in der Fastenzeit wird sie von hervorragenden Rednern besorgt. Aber nicht etwa um des Leidens Christi in besonderer Weise zu gedenken, sondern es werden dann Cyklen von Reden gehalten mit apologetischem und erwecklichem Zweck. Einen solchen Cyklus von 39 Reden haben wir hier vor uns. Der Prediger hat eine feurige Beredsamkeit, und der Uebersetzer, ein Ordensbruder vom ihm, lobt ihn darob und um seine Erfolge, ganz in der übertriebenen römischen Weise, — auch laute Beifallsbezeugungen sollen ihm in der Kirche zu teil werden. Was die Form betrifft, so sind es textlose teils längere,

teils kürzere Reden, mit der Anrede „meine Herren" (signori), ohne jeden Hauch von dem was wir Kanzelsprache nennen, in schöner, ergreifender, hinreißender Sprache, bei der nur das übertriebene öfter abstößt. Was den Inhalt betrifft, so bewegen sie sich teils auf den allgemeinen apologetischen Gebieten (die Wahrheit, das Dasein Gottes, wer ist Gott? u. s. w.), teils auf dem specifisch römischen (die Seelen im Fegefeuer, die Beichte I und II ꝛc.). Die eigentlichen christlichen Grund- und Heilswahrheiten kommen verhältnismäßig zu kurz weg. Die Beweisführung ist ganz scholastisch, z. B. werden Plato, Cicero, Judas Makkabäus, Paulus neben einander für das Fegefeuer als Zeugen aufgeführt. Stellenweise wird daraus ein Verfahren, das man „flobig" nennen muß, und man bekommt den Eindruck, wie doch die römische Theologie den Menschen bei aller reichen Begabung und großen Fülle von Kenntnissen auch aus der Litteratur, Geschichte und Gegenwart ungebildet läßt. Daß trotzdem eine breite Basis guter christlicher Gedanken und Mahnungen vorhanden ist, wird willig anerkannt. Das ganze Buch ist ein vortreffliches Beispiel für die Stärken und die Schwächen der heutigen römisch-katholischen Predigt. M. N.

— Offene Briefe an einen Protestanten. Von Botho v. Rheinfelden. (Trier, Paulinus-Druckerei) 1889. 64 S.

Man scheint römischerseits in das Zeichen der „Briefe" eingetreten zu sein. Der Jesuit Gottlieb schreibt einen dicken Band voll Briefe; hier liegt eine Broschüre solcher vor: alle geschrieben, zu welchem Zwecke? Um Protestanten, von denen man glaubt, daß sie sich in ihrer Kirche unbehaglich fühlen, von Person zu Person zur „Wahrheit der kath. Kirche" zu bekehren. Früher nannte man das Konvertitenmacherei und es galt nicht gerade für sehr ehrenvoll, sich damit abzugeben. Jetzt treibt der wirkliche Adel und der Adel des Geistes in der römischen Kirche das Geschäft: so wird's ja ein nobel Handwerk sein, wurmstichige Protestanten gen Rom zu führen. Auch die vorliegenden Briefe arbeiten auf diesem Gebiete in den bessern Kreisen. Adlige, Offiziere, Politiker scheinen die Adressen für die Briefe zu sein. Vieles darin kann jeder ev. Christ gewiß unterschreiben, auch wenn es mit einem Citat aus Leos XIII. Encyklika belegt ist. Es sind eben allgemeine christliche Gedanken. Für einen unbefangenen Christen ist freilich unbegreiflich, warum der Verfasser in ganz überschwenglichen Lobsprüchen über die Weisheit Leos ausbricht und seinem evang. Adressaten rät, sich das herrliche Rundschreiben vom 1. November 1885 zu verschaffen. „Lesen Sie dasselbe und lesen Sie es wieder! Sie werden in demselben mehr praktische Regierungsweisheit finden, als in ganzen Stößen von sogenannten Staatsreden vom Ministertisch aus." Unverständlich bleibt uns auch, wie der Verfasser S. 24 den Staatsmännern das Studium der Bibel empfehlen und es bedauern kann, daß dasselbe bei solchen Männern ganz außer Brauch gekommen sei. Hat denn Rom so viel Eifer an den Tag gelegt, die Bibel zu verbreiten? Der siebente Brief singt das Lob der Jesuiten. Nur Zeitungsklatsch und Sudelromane verleumden diese Elite der Christenheit. Merkwürdig, daß sie in katholischen wie in protestantischen Kreisen ihr Licht so sehr unter den Scheffel stellten, daß sie schließlich — jedesmal sehr reich geworden — exiliert wurden. Im 8. Briefe hängt der Verfasser nebenbei auch einige Ruhmeskränze an die Mariensäule zu Köln a. Rh. und schwärmt für Heiligendienst und Unfehlbarkeit des Papstes. Schließlich werden die vielen edlen Protestanten aufgefordert, den Haß gegen die katholische Kirche zu verurteilen und dies offen auszusprechen. Schreiber dieses vermag sich, wenn wirklich Glaube und Liebe zum Heilande vorhanden sind, auch mit gläubigen Katholiken sehr wohl zu verbinden. Aber die Art und Weise, wie jetzt römischerseits systematisch die evangelische Kirche und die Reformation zu Falle gebracht werden soll, widerstrebt auch dem friedfertigsten Protestanten und zeigt, daß es mit der römischen Kirche kein Paktieren giebt. Auch ein Melanchthon hat seiner Zeit geschrieben: „Wenn ich notwendig in der Gefechtslinie sein werde, werde ich meine Pflicht nicht versäumen. Gott wird der Richter dieser Kämpfe sein."
A. F.

— Pilgerschaft und Vaterhaus. Predigten von D. Erich Haupt, Professor der Theologie. 2. verm. Auflage. (Halle, Max Niemeyer.) 1890. 154 S.

Professor Haupts Predigtweise ist warm und zu Herzen gehend. Sie beschäftigt sich weniger mit der Exegese des jedesmaligen Textes, der meistens auch nur ganz kurz gewählt ist, als mit der Anwendung der Hauptgedanken desselben auf den Hörer und Leser selbst, und da zeichnet sie sich durch außerordentlich klare und doch geistreiche Gedankenreihen aus. Zehn Predigten bietet uns diese 2. Auflage, alle höchst interessant und eigenartig. Nehmen wir z. B. die Weihnachtspredigt, die „die göttliche Leutseligkeit" überschrieben ist. Dort ist von der Heilsthatsache der Geburt Christi wenig die Rede, und doch gehört Prof. Haupt bekanntlich keineswegs zu denen, die um diesen Punkt so behutsam wie möglich herumzugehen lieben. Der Verf. spricht von der Leutseligkeit Gottes gegen uns, die er in Christo geoffenbart hat und fordert, daß diese Leutseligkeit auch in uns bei unserem Verkehr mit den Menschen sich wiederspiegele. Das klingt recht trocken für eine Weihnachtspredigt, ist es aber in der begeisterten und begeisternden Redeweise, wie sie Haupt gegeben ist, keineswegs. — Die eine Seite ihrer Bestimmung, von der Prof. Haupt in der Vorrede spricht, werden diese Predigten sicher erfüllen: sie werden „meinen lieben Studenten älterer und neuester Zeit ein Gruß und eine Erinnerung an das sein, was uns einst zusammenführte und dauernd zusammenbindet: nämlich daß in allem wissenschaftlichen Arbeiten, Suchen, Ringen, auch wohl Streiten, wir uns eins wußten in dem Trachten nach dem stetigen, unbeweglichen, ewigen Gottesreich und in dem Begehren, dem immer inniger und fester verbunden zu werden, in dem alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis verborgen sind." A. W.

— Prolegomena zur Lehre von der Theopneustie von D. W. Koelling, Superintendent in Pleß. (Breslau, C. Dülfer.) 1890. 39 S.

Der als gelehrter Forscher bekannte Herr Superintendent kündigt mit diesem Heftchen ein größeres Werk an über eine Frage, die grade jetzt viel verhandelt und wichtig ist. Wir gestehen ganz offen, daß wir uns nicht viel von dieser Behandlung des Gegenstandes versprechen. Die große Aufgabe der Theologie der Gegenwart in Bezug auf die Inspirationslehre ist die, die von der neueren Wissenschaft und Philosophie gewonnenen psychologischen Anschauungen und Resultate für die Darstellung dieses psychologischen Vorganges zu verwerten. Der Herr Verfasser aber bewegt sich wesentlich in der Terminologie, wie sie durch die alte Dogmatik geschaffen ist. Dieselbe wird auch durch eine ganze Reihe halsbrechender wissenschaftlicher Neubildungen noch bereichert, die keineswegs zum Verständnis beitragen. Auch der Grundgedanke, „eine Kenose des hl. Geistes“ ist mehr eine formalistische Fortbildung älterer dogmatischer Begriffe, als eine wirkliche Fortbildung der Lehre. In einer Zeit, wo wir uns gegen eine falsche Vermittlung der christl. Ideen mit dem modernen Zeitbewußtsein, nämlich mit Aufgabe des specifischen Inhalts, wahren müssen, sollte man die berechtigte und notwendige Anknüpfung nicht versäumen.

— Wegweiser zur Quellen- und Litteraturkunde der Kirchengeschichte. Eine Anleitung zur planmäßigen Auffindung der litterarischen und monumentalen Quellen der Kirchengeschichte und ihrer Bearbeitungen. Von Lic. Dr. Eduard Bratke, außerord. Prof. d. Kirchengeschichte in Breslau. (Gotha, Fr. A. Perthes.) 1890. 6 M.

Ein Werk, das die Leser der Monatsschrift nur teilweise interessiert, weil es zu dem ausgesondert wissenschaftlichen Handwerkszeug für gelehrte Studien gehört, aber freilich als Helfer einen hervorragenden Platz beansprucht. Es ist ein erster Versuch, und seine Ausführung darum etwas ungleichartig ausgefallen, aber es ist ein sehr verdienstliches Werk demjenigen, der kirchengeschichtliche Studien machen will, zur methodischen Auffindung aller seiner Quellen Anleitung zu geben. Dies geschieht hier nicht etwa nur durch Aufzählung von Büchertiteln, deren im ganzen 1844 gegeben sind, sondern durch eingehende theoretische Abhandlungen über die „Wissenschaftskunde“ in ihren einzelnen Zweigen.

— Die Fortdauer der Geistesgaben in der Kirche. Von D. Hermann Cremer. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1890.

Dieser in Bremen auf der Pastoralkonferenz gehaltene Vortrag wendet sich gleichmäßig gegen die Verflachung der biblischen Gedanken wie gegen eine ungesunde und der Nüchternheit ermangelnde Ausdeutung auf die Gegenwart. Zwei „Gaben des Geistes“ verlangt Cremer für unsere Zeit: zuerst „Männer, die uns Gott schenkt“, geeignet für die kirchliche Arbeit in der jetzt uns fühlbarsten Not, d. i. der auf dem socialen Gebiete, und zweitens die Gabe „das Evangelium als Evangelium“ sagen und bezeugen zu können. Der Vortrag ist vorzüglich geeignet, um uns zu einem wahrhaft weiten Blick in die großen Aufgaben unserer Zeit zu verhelfen und vor kleinlichen Nörgeleien zu bewahren.

3. Kirchengeschichtliches.

— Das Konklave Pius IV. 1559. Historische Abhandlung von Dr. Theodor Müller. (Gotha, Fr. A. Perthes.) 1889. VII und 278 S. 4 M.

Mit großer Ausführlichkeit, auf Grund eingehender Studien gedruckter und ungedruckter Quellen hat der Verfasser uns die Geschichte eines der längsten aber auch inhaltreichsten und wichtigsten aller Konklaven vorgeführt. Paul IV., der Vorgänger Pius IV., starb am 18. August 1559. Das Konklave schloß sich am 5. September und dauerte bis zum 26. Dezember an welchem Tage Kardinal Medici gewählt wurde und als Pius IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. „Das Konklave — sagt der Verfasser — fällt in eine Zeit, in der gerade die römischen Verhältnisse das Interesse des Historikers in hohem Grade in Anspruch nehmen: es führt uns das Rom Pauls IV. und Pius' IV. vor, dasselbe Rom, das in den Jahren 1562—63 durch Wiederaufnahme und Beendigung des Trientiner Konzils so große Erfolge erreicht hat. Und seine Bedeutung reicht noch weiter: monatelang hat es die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auch außerhalb von Italien auf sich gerichtet gehalten; die meisten der damaligen Fürsten haben sich an dieser großen diplomatischen Aktion beteiligt.“ Das Buch bietet aber weit mehr als eine bloße Geschichte eines Konklave. Gleich das erste Kapitel giebt eine sehr eingehende und historisch wertvolle Charakteristik Pauls III., als Kardinal der Vorkämpfer der Reformpartei, als Papst das Hauptrettungsmittel der Kirche in dem scharfen Betrieb der Inquisition sehend. Interessant sind in dem vorliegenden Buche die Darstellungen der einzelnen Parteien und ihrer Intriguen, der Stellung der Höfe, die Charakteristiken der hervorragenden Kardinäle, und der Art und Weise, wie endlich das ruhebedürftige Konklave den Kardinal Gian Angelo Medici oder Medeghino wählte. Der neue Papst hatte auch einen Sohn. Ebenso ist von zwei Töchtern die Rede. Das fand man damals nicht anstößig. Das ganze Werk bietet ein lehrreiches Bild, wie unberechenbar solch eine Papstwahl, aber auch der Einfluß der Wahl auf den Gewählten ist. Wie Paul IV. wurde auch Pius IV. als Papst das gerade Gegenteil von dem, was er früher war. Wenn man das ganze Treiben bei dieser Papstwahl sich betrachtet, wird man doch zu der Erkenntnis getrieben, daß der hl. Geist durch solche Machinationen nicht thätig ist.
A. F.

— Edmund Jacob Wolf, D. D.: The Lutherans in America. A Story of Struggle, Progress, Influence and Marvelous Growth. With an introduction by Henry Eyster Jacobs, D. D. (New-York und Rostock.) 1890. XVI u. 544 S. 10 M.

Die amerikanischen Lutheraner haben in den letzten Jahren fleißig die Geschichte ihrer Kirche bearbeitet. Sie besitzen in der neuen, mit gelehrten Exkursen versehenen Ausgabe der „Halleschen Nachrichten" (bearbeitet von den beiden amerikanischen Theologen Dr. Mann und Dr. Schmucker in Verbindung mit dem früheren Leipziger Missionar, jetzt Pastor Dr. Germann) ein vorzügliches Quellenwerk, auf Grund dessen zunächst Dr. Mann die grundlegende Thätigkeit von Heinrich Melchior Mühlenberg (1742—87) in einem ausführlichen Werke beschrieben hat, dem sodann die Geschichte der lutherischen Kirche im Staate New-York von Pastor Nicum gefolgt ist. Prof. Wolf hat es in dem angezeigten Buche unternommen, Geschichte und gegenwärtige Statistik der lutherischen Kirche auf dem ganzen weiten Gebiete der Vereinigten Staaten in einem schön geschriebenen, für weitere als bloß theologische Kreise berechneten Werke zur Darstellung zu bringen. Durch die lutherische Kirche Amerikas zieht sich ein doppelter Gegensatz, es stehen sich gegenüber einerseits die entschieden konfessionell Gesinnten und die uniert Gerichteten, und andererseits die deutschen und die englisch-amerikanisch gerichteten Lutheraner, und der Verfasser unseres Buches steht wohl persönlich jedesmal auf Seiten der letzteren Alternative. Das beeinflußt aber sein Urteil sehr wenig, vielmehr welche Synode oder welchen der großen Synodalverbände er auch schildert, er ist immer für seinen Gegenstand gleich begeistert. So läßt allerdings das Buch die Kritik vermissen. Es ist doch kaum zu begreifen, wie man auf der einen Seite etwa die methodistischen neuen Maßregeln bei den Americans der uniert gerichteten Generalsynode in derselben Weise lobend hervorheben kann, wie auf der anderen Seite den herben, aber thatkräftigen Konfessionalismus der Missourier. Der Verfasser bringt das fertig, der Leser aber folgt ihm doch gerne, denn man merkt, wie der Verfasser stets ein Herz für seinen Gegenstand hat, und wie er überwältigt ist von der Großartigkeit dessen, was er schildert. Eine kurze Anzeige kann den reichen Inhalt des Buches auch nicht einmal annähernd zur Darstellung bringen. Wer sich für den bedeutenden Gegenstand interessiert, wird hier eine eingehendere und farbenreichere Darstellung desselben finden, als etwa in dem Büchlein von Adolf Zahn über die evangelische Kirche in Amerika. Auch das geschmackvolle, elegante Englisch des Buches wird Freunden dieser Sprache wohlthun, und die vielen Abbildungen großartiger Kirchen und kirchlicher Anstalten werden uns die Opferwilligkeit der Gemeinden, welche diese ohne sonstige Hülfe aus eigenen Mitteln geschaffen haben, bewundern und, im Hinblick auf unsere Verhältnisse, einigermaßen beneiden lassen.

J. P.

4. Geschichte.

— **Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern 1273—1437.** Von Theodor Lindner. Erster Band. Von Rudolf von Habsburg bis zu Ludwig dem Baier. (Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger.)

Die Cotta'sche Buchhandlung hat, entsprechend ihren alten berühmten Ueberlieferungen, es unternommen, eine „Bibliothek deutscher Geschichte" herauszugeben, die, ohne in wissenschaftliche Einzelforschungen einzudringen, jedem Gebildeten eine eingehende und anziehende Erzählung der Begebenheiten und eine Schilderung der Lebensverhältnisse unseres Volkes darbieten soll. Die einzelnen Epochen unserer Geschichte sind von verschiedenen Autoren behandelt. Der Zeitabschnitt von 1273 bis 1347, den Theodor Lindner bearbeitet hat, umfaßt die Regierungszeit der Kaiser und Könige Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau, Albrecht von Habsburg, Heinrich II. von Luxemburg und Ludwig dem Baier. Wenn wir an eine Besprechung dieser Arbeit herantreten, so thun wir es nicht mit den Augen des Fachgelehrten, sondern mit denen des Geschichtsfreundes. Der Fachgelehrte würde bereits die Abwesenheit aller Anmerkungen, Litteraturnachweise und Citate vermissen. Wir thun es nicht. Anmerkungen u. s. w. sind freilich ein leider in der Regel notwendiges Beiwerk, angenehm sind sie darum nicht. Sie halten den Gang der Darstellung auf und greifen störend in dieselbe ein. Auch giebt die Mitteilung der Litteraturnachweise und Quellen ja auch immer noch nicht die Gewißheit, daß dieselben von dem Autor benutzt und wirklich zutreffend benutzt sind. Der gewöhnliche Leser ist garnicht in der Lage, dies zu kontrollieren, und hat durchweg kein Interesse daran, es zu thun. Ein Irrtum im Text ist uns bemerklich geworden. Die Schlacht von Gransee gegen den Markgrafen Waldemar von Brandenburg 1316 gewann nicht Heinrich der Löwe von Pommern, wie auf Seite 305 geschrieben steht, sondern Heinrich der Löwe von Mecklenburg.

Die Zeit nach dem Interregnum, „der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit", ist wenig bekannt und wenig beliebt. Jene Zeit weist keine großen Ereignisse auf. Die gewaltigen, ihre Zeitgenossen in den Schatten stellenden Männer fehlen. Es fehlt ein Mittelpunkt, ein leitender Gedanke. Der große Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum war mit dem Tode des letzten Hohenstaufen beendet. Das Papsttum hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Es blieb ihm nur noch übrig, seine Herrschaft endgültig zu befestigen. Dies war sein Streben in dieser ganzen Periode, und wenn es trotz der Schwäche der deutschen Könige, trotz der Zerrissenheit Deutschlands, trotz der fortdauernden Eingriffe in die inneren deutschen Verhältnisse dies nicht zustande brachte, so war dies der Geschichtsbeweis, daß die Vereinigung des imperium und des sacerdotium in einer Hand, oder selbst auch nur die vollständige Unterordnung des ersteren unter das letztere, wie es die päpstlich kirchlichen Männer anstrebten, eine Unmöglichkeit war. Denn günstigere Verhältnisse für das Papsttum, als damals vorhanden waren, sind nie wieder eingetreten. Wenn die Kaiser dieser Periode, verglichen mit den großen Hohenstaufen und Ottonen, nur schwache und kleine Männer waren, so war

es auf der anderen Seite auch ein Glück, daß die Päpste dieser Zeit im Vergleich zu Männern wie Gregor VII. und Innocenz III. nur mittelmäßige und zum Teil zweifelhafte Charaktere waren. Sie hatten zwar dieselben Herrschergelüste wie diese, ja sie steigerten sogar die päpstlichen Ansprüche noch sehr erheblich, aber sie waren nicht die Männer, sie durchzusetzen; ja sie trugen schließlich, wie Clemens VI. unter Ludwig dem Baier, selbst dazu bei, Volk und Fürsten allmählich von der Ueberzeugung zu durchdringen, daß die weltliche Macht unabhängig von der geistlichen sei. Bann und Interdikt brachten Heinrich IV. und Friedrich I. zur Unterwerfung unter den Willen des Papstes. Dem weit schwächeren Ludwig dem Baier that Bann und Interdikt nichts. Umgekehrt konnte er sogar daran denken, mit geistlichem Beistande die Päpste der Ketzerei zu beschuldigen und gegen Johann XXII. einen Gegenpapst aufzustellen. Lindner bringt diesen fortdauernden Kampf zwischen weltlicher und geistlicher Macht mit Anschaulichkeit zur Darstellung. Er geht auch ein auf die gewechselten Streitschriften. Beweisen doch gerade diese, deren Verfasser zum Teil Geistliche, zum Teil Juristen sind, den sich anbahnenden Umschwung, das Herannahen einer neuen Zeit, eine andere Auffassung des Verhältnisses von der weltlichen Macht und der geistlichen, von Staat und Kirche. Mit Recht stellt Lindner in den Mittelpunkt seiner Erzählung den jeweiligen römischen König, der, auch ungekrönt mit der Kaiserkrone, der rechtliche Träger des Kaisertums war und vom Volke als Kaiser angesehen wurde. Zwar treten in dieser Periode gegen früher die einzelnen Länder und Geschlechter weit bedeutsamer hervor, zwar brachte die volle Ausbildung des Reiches zum Wahlreich einen fortdauernden Wechsel der Häuser mit sich und machte immer wieder andere Länder zum Mittelpunkt und Zielpunkt der Königs- und der Reichspolitik, aber man müßte bald hierhin und bald dorthin seine Blicke wenden, man würde jede Uebersicht verlieren, wenn man nicht trotzdem den König zum Mittelpunkt der Darstellung wählte. Trotz der Schwächung des Königtums ist es in dem Chaos der deutschen Geschichte doch der einzige feste Punkt und hat Bedeutung, wenn der Träger nur einigermaßen seine Stellung zu wahren weiß. Trotz seiner Schwächung wurzelte es fest im Bewußtsein des Volkes und war auf die Dauer unentbehrlich. Das Reich bildete eine Wirrnis streitender und emporstrebender Gewalten, aber sie waren alle unfertig; sie bedurften zu ihrem Bestande einer Obermacht, welche ihnen den rechtlichen Grund ihres Seins gab und es sicherte. Daher war das Königtum für alle Reichsglieder eine Notwendigkeit. Freilich wollten diese jenem nie mehr Befugnisse einräumen, als ihre eigenen Zwecke erforderten. Ob sie es nicht aber doch mußten, kam darauf an, was der König in dieser Richtung leisten konnte und wollte. Noch war das Reichsrecht nirgends fest abgeschlossen. Es befand sich in einem fortdauernd wandelbaren Fluß. Die vorhandenen Neubildungen sollten sich anfügen und waren selber noch nicht abgeschlossen. Bis auf Ludwig den Baier befand sich alles im unsicheren Schwanken. Damals versuchte man zuerst einige feste Bestimmungen über die Kaiserwahl zu treffen. So mußte Lindner die Kaiserpolitik in die Mitte der Darstellung stellen und von hier aus auch thunlichst die Geschichte der Einzelländer berühren. Hierbei erfreuen sich selbstverständlich diejenigen Landstriche einer besonderen Berücksichtigung, die mit der Kaiserpolitik in Berührung kommen, d. h. der Westen und der Süden des Reiches, während der Norden und Osten des Reiches kaum Erwähnung findet. Der Norden und Osten kümmerte sich selten um das Reich. Zwar nahmen die Fürsten ihre Lehnbriefe vom Kaiser; im übrigen aber kamen sie mit den Reichsgeschäften wenig in Berührung. Nach dem Westen und Süden wuchs die allgemeine Teilnahme an den Geschicken des Reiches, wie es die bisherige geschichtliche Entwicklung und die größere Nähe des Heimatlandes der Könige mit sich brachte. Hier war es den Fürsten und Städten nicht so gleichgültig wie im Norden, wer die Reichsrechte auszuüben hatte, und ihre Selbstzwecke trieben sie zu reger Parteinahme. Darum wird eine deutsche Geschichte dieser Epoche, wenn sie sich nicht in die Unendlichkeit ausdehnen soll, auch wesentlich nur eine Geschichte des deutschen Westens und Südens sein. Der Norden und Osten bedarf einer besonderen Geschichtsschreibung. Daß Lindner demgemäß verfahren, kann nur gebilligt werden. Wir wünschen dem trefflich angelegten Werk einen guten Fortgang.

5. Biographisches.

— Christliche Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern. Gezeichnet von Dr. Bernh. Rogge, königl. Hofprediger in Potsdam. (Hannover, Karl Meyer [Gustav Prior].) 4,25 M.

Die Anregung zu der Abfassung und Herausgabe der christlichen Charakterbilder aus dem Hause Hohenzollern ist von der Verlagshandlung ausgegangen. Dieselbe hatte anfangs den Kreis der Männer und Frauen, welchem die im volkstümlichen Ton zu schreibenden christlichen Charakterbilder aus der vaterländischen Geschichte entnommen werden sollten, sich als einen viel weiteren gedacht und sich erst durch den Verfasser bestimmen lassen, denselben zunächst auf das Hohenzollernhaus zu beschränken. Der Verfasser hat hierbei laut Vorrede die Absicht gehabt, nachzuweisen, daß in jedem Zeitalter und in jedem Jahrhundert seit der Besitzergreifung Brandenburgs durch die Hohenzollern „das Hohenzollernerbe demütiger Gottesfurcht und ernsten Christenglaubens mit dem Bekenntnis und Losungswort: ‚Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen', von Geschlecht zu Geschlecht erhalten geblieben ist." Uns würde es besser geschienen haben, die christlichen Charakterbilder aus allen deutschen Fürstenhäusern zu wählen, wenn sich dann auch das Werk nicht zu einer ausschließlichen Verherrlichung des Hohenzollernhauses gestaltet hätte. Gott sei Dank, es haben zu allen Zeiten in allen deutschen Fürstenhäusern christliche Männer und christliche Frauen nicht gefehlt, die demütigen Herzens Gott gedient

haben. Verfasser hat sodann seine Absicht auch nur in sehr gesuchter Weise verwirklichen können. Wollte er „demütige Gottesfurcht und ernsten Christenglauben" als „das Hohenzollernerbe" in jedem Jahrhundert erweisen, so durfte er auch nur Charakterbilder von Hohenzollernsprossen zeichnen. Dies hat er aber nicht gethan. Seine Frauengestalten sind keine Hohenzollern, sondern Prinzessinnen anderer Fürstenhäuser. Elisabeth, Kurfürstin von Brandenburg, die Gemahlin Kurfürst Joachims I., war eine dänische Prinzessin, Luise Henriette, die Gemahlin des Großen Kurfürsten, eine Oranierin, Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs des Großen, eine braunschweigische, die Königin Luise eine mecklenburgische, und endlich Kaiserin Augusta eine weimarische Fürstentochter. Ein Charakterbild einer Hohenzollerntochter fehlt überhaupt. Die „demütige Gottesfurcht" und der „ernste Christenglaube" der genannten Fürstinnen aber war gewiß kein „Hohenzollernerbe", sondern, wenn man hier, wo Gottes Gnade alles schafft, überhaupt von „Erbe" sprechen darf, ein Erbe ihrer Geburtshäuser. Sagt doch Verfasser selbst z. B. von der Königin Elisabeth Christine: „In dem Elternhause (Braunschweig Bevern) herrschte ein ernster, frommer Sinn, und sie erhielt in demselben eine streng religiöse Erziehung im lutherischen Bekenntnis, die für ihre ganze Lebensrichtung entscheidend geblieben ist." Wir haben daher mit Bedauern aus der Vorrede ersehen müssen, daß der leitende Gedanke bei der Auswahl der Charakterbilder in erster Linie ein politischer gewesen, der die Verherrlichung des Hohenzollernhauses auch in religiöser Beziehung bezweckt. Wir hätten gewünscht, daß nur der Prediger, nicht der Hofprediger die Feder geführt. Nach dieser notwendigen Auseinandersetzung mit dem nicht notwendigen Vorwort wollen wir gern gestehen, daß die Charakterbilder sehr anziehend und mit warmem, begeistertem Herzen geschrieben sind, und daß Verfasser es vermieden hat, auch hier politisch zu werden. Es lag für denselben die Versuchung sehr nahe, diese oder jene fürstliche Erscheinung, deren menschliche Fehler und Schwächen objektive Geschichtsschreibung unverhohlen anerkannt hat, auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit zu einem christlichen Charakterbilde zurecht zu machen. Rogge hat diese Klippe in der Regel mit Geschick vermieden; er hält sich streng an das historisch Beglaubigte und hat manche hübsche Erzählung unerwähnt gelassen, weil sie der historischen Wahrheit entbehrt, während er andere, die ihm beglaubigt zu sein schienen, gewandt benutzt, um seine Darstellung zu beleben und durch Einflechtung kleiner nebensächlicher, aber charakteristischer Episoden das Bild des Helden oder der Heldin farbenreicher zu gestalten. Gar zu idealistisch ist der Große Kurfürst gezeichnet. Wohl leuchtet das Verdienst desselben hell, weit überstrahlt er alle seine Zeitgenossen; Großes hat er für die evangelische Sache gethan. Wollte man aber überhaupt auf seine politische Thätigkeit eingehen, wie es geschehen ist, so durfte in einem christlichen Charakterbilde nicht verschwiegen werden, daß manche seiner politischen Handlungen seiner ersten Regierungsjahre doch vom christlichen Standpunkt aus nicht zu rechtfertigen sind, wenn auch die preußische Geschichtsschreibung und ihr nach Rogge leicht darüber hinwegzugehen liebt. Die Untreue des Kurfürsten gegenüber seinem Lehnsherrn, dem Könige von Polen, sein Schwanken von Polen zu Schweden und umgekehrt, die Niederwerfung der preußischen Stände, die Hinrichtung ihrer Wortführer, mochten von der „Staatsraison" geboten sein, vor dem Sittengesetz bestehen sie nicht. Verdienstlich ist es, daß Rogge der vielverkannten Dulderin, der Königin Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs des Großen, ein Ehrendenkmal errichtet hat. Den Schluß der Sammlung machen die Charakterbilder von Kaiser Wilhelm I. und seiner hohen Gemahlin, die, wenn sie auch nichts neues enthalten, uns die dem deutschen Volke lieb und teuer gewordenen Gestalten in neuer Beleuchtung vor die Augen stellen. Möchte Rogge seine Gabe, Charakterbilder volkstümlich, anziehend und wahr zu zeichnen, bald benutzen, um christliche Charakterbilder auch aus anderen deutschen Fürstenhäusern denen aus dem Hohenzollernhause an die Seite zu stellen.

— Kaiserin Augusta. Ein Lebensbild von Ludovica Hesekiel. Aus dem Nachlasse herausgegeben und ergänzt von Wilhelm Johnsen. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1890. 135 S. 1,80 M., geb. 2,50 M.

Denen, die gern ein Andenken an die Kaiserin Augusta in Händen hätten, können wir dies Lebensbild empfehlen. Das interessanteste Kapitel ist jedenfalls das fünfte: „Die Landesmutter." In ihm ist auch die schöne Episode von der Rose von Sedan enthalten. Die Freunde des Vaters der Verfasserin, Georg Hesekiel, der in rechter Königstreue zu seinem Königshaus und dem monarchischen Prinzip stets gestanden und darob manchen Spott und manche Verdächtigung zu tragen hatte, werden es der nun auch verstorbenen Tochter nicht verargen, daß sie an gegebener Stelle auch seiner und seines Liedes an die Königin Augusta vom Jahre 1866 gedacht. Unser Geschlecht ist sehr vergeßlich.

A. F.

6. Länder- und Völkerkunde.

— Stanleys Briefe über Emin Paschas Befreiung. Herausgegeben von Scott Keltie. Autorisierte deutsche Uebersetzung. Siebente Aufl. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) 1890.

Es läßt sich nicht leugnen, daß auch diese Briefe Stanleys gleich seinen früheren Büchern schwungvoll geschrieben sind, sich gut lesen und neben offenbaren Uebertreibungen manches Lehrreiche enthalten. Von dem Hauptzwecke seiner Unternehmung, der kaufmännischen Seite derselben, durch welche die Eminsche Provinz und sein Elfenbein der englischen ostafrikanischen Gesellschaft in die Hände gespielt werden sollten, ist freilich nichts gesagt, desto mehr aber von den von ihm gemachten Entdeckungen im Gebiet zwischen Kongo und den Seen, von Albert-Edward-Nyanza und dem Ruwenzori-(Mond-)

Gebirge ꝛc. Was Stanley erzählt, wird der Hauptsache nach richtig sein, wenn auch genaue wissenschaftliche Angaben fehlen, und jedenfalls beanspruchen seine Berichte und Briefe, ebenso wie das vor kurzem erschienene große Reisewerk über die Emin Pascha-Expedition einen hervorragenden Platz unter der Flut von Büchern über den schwarzen Erdteil als Aeußerungen eines der kühnsten und energischsten Entdecker aller Zeiten. Wer zwischen den Zeilen lesen will, erkennt auch aus diesen Briefen, daß Emin Pascha gar nicht „entsetzt" werden wollte, daß er eigentlich erst durch Stanleys Annäherung in eine bedenkliche Lage versetzt und schließlich nicht Emin Pascha durch Stanley, sondern eher umgekehrt Stanley durch Emin an die Küste „gerettet" wurde.

Weit deutlicher über Stanleys eigentliche Ziele wie dieser selbst, spricht sich P. A. Schynse aus in seinem: „Reise-Tagebuch. Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika. Herausgegeben von K. Hespers. (Köln, Druck und Kommissionsverlag von J. P. Bachem.)"

Pater Schynse begleitete einen erkrankten Kollegen der französischen Seen-Mission, den P. Girault, vom Viktoria-Nyanza nach Bagamoyo und schloß sich, um sicherer zu reisen, vom 17. Oktober 1889 ab der großen auf dem Wege zur Küste begriffenen Stanley-Eminschen Expedition an. Das Tagebuch ist flott geschrieben und gewinnt an Wert durch die Mitteilung der während des Marsches über beide Reisenden gemachten Beobachtungen. Grade heraus bezeichnet er als den eigentlichen Zweck der Stanleyschen Unternehmung (S. 53) die Besitznahme der Aequatorialprovinz und des dort gesammelten Elfenbeins für die englisch-ostafrikanische Gesellschaft und behauptet, daß Emin Pascha über diese Hintergedanken Stanleys und Mac Kinnons, des „geriebenen schottischen Kaufmanns", völlig klar gewesen sei. Wir haben keinen Grund, nach Stanleys Auftreten in England während der letzten Monate, an der Richtigkeit der Darlegungen des P. Schynse zu zweifeln. Ganz interessant sind des letzteren Mitteilungen über die deutsche Station Mpwapwa, den Marsch durch Deutsch-Ostafrika, den Einzug in Bagamoyo ꝛc. Wird auch diesem Tagebuch des unternehmungslustigen, jetzt schon wieder mit Emin im Innern Afrikas weilenden katholischen Missionars nicht bleibender Wert zugesprochen werden können, so verdient es doch gelesen zu werden, auch von Lesern jugendlichen Alters. v. H.

7. Litteraturwissenschaft.

— Der deutsche Roman des 19. Jahrhunderts. Von Hellmuth Mielke. (Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn.) 1890. VIII und 351 S. 4 M.

Der Verfasser stellt seinem Buche als Motto einen Ausspruch Adolf Stahrs voran: „Die Geschichte des modernen Romans ist noch zu schreiben. Sie wird ein merkwürdiges Buch werden, lehrreicher und interessanter, als viele sogenannte Geschichtswerke und Litteraturschriften." Diese Voranstellung bedeutet im Munde des Schriftstellers, der uns eine Geschichte des modernen Romans vorlegt, nichts anderes, als eine Aufforderung, zuzusehen, ob Adolf Stahrs Ausspruch auf sein Buch anwendbar, ob nämlich das letztere wirklich merkwürdig, lehrreich und interessant geworden ist. Das alles kann, nach eingehendem Studium des Werkes, getrost bejaht werden. Das Mielkesche Buch ist ein guter, meist zuverlässiger Führer durch das Labyrinth der Romandichtung unseres Jahrhunderts. Es giebt in geordneter und übersichtlicher Weise eine Geschichte des deutschen Romans vom Altmeister Goethe bis zur jüngstdeutschen Schule, indem es die Vertreter dieses Litteraturzweiges samt ihren Hauptschöpfungen einzeln vornimmt und einer mehr oder weniger eingehenden Kritik unterzieht, bei der das Bestreben möglichster Sachlichkeit anerkannt werden muß, wenn dasselbe auch nicht an allen Stellen von Erfolg gekrönt worden ist. Doch sei hier gleich auf die bekannte Thatsache hingewiesen, daß — von der Politik abgesehen — kaum auf einem Gebiet die Ansichten der Kunstverständigen so auseinandergehen, wie auf dem der Litteratur, so daß es bei einem Thema, wie dem vorliegenden, von vornherein unmöglich war, irgend jemand ganz zufrieden zu stellen. Demgemäß habe auch ich natürlich im einzelnen manches auszusetzen, und zwar führen sich viele der Urteile, die ich beanstande, auf die Stellung des Verfassers zum positiv-gläubigen Christentum zurück. Zwar sucht Mielke — und das ist einer seiner Hauptvorzüge — jeden zu schildernden Charakter, wie auch die einzelnen Romanerzeugnisse in ihrer Zeit zu erfassen und aus derselben zu verstehen, gegebenen Falls zu entschuldigen, aber einen gelegentlichen kleinen Jagdhieb auf die „Frommen", die „Gläubigen", die „Reaktion", die „Orthodoxie" u. s. w. kann er sich doch nicht versagen, und das kann man um der sonst geübten Objektivität willen nur bedauern. Sehr erbittert scheint der Verfasser auf die „Kreuzzeitung" zu sein: In dem Ungern-Sternbergschen Romane „Diana" vom Jahre 1842 gilt ihm der alte General, der seinen Sohn erschlagen hat, für den Typus eines „echten Kreuzzeitungsritters." „Kreuzritterliche Don-Quixoterie", „Byzantinismus und orthodoxer Junkerhochmut des Kreuzzeitungsstandpunkts" sind zwei weitere Scheltworte. Verfasser konnte das, was ihm an Zeit und Menschen nicht gefiel, sehr gut auf andere Weise sagen, ohne in die Polemik gegen eine Zeitung einzutreten: das wäre auch seinem Buche sicherlich angemessener gewesen. Wie Mielke hier nach rechts hin gelegentlich einen kleinen Krieg führt, der vom sachlichen Standpunkt aus nicht zu billigen ist, so zeigt er sich umgekehrt in seinen sittlichen Urteilen über Schriftsteller wie Heyse und Lindau und über die ganze jüngstdeutsche Schule allzu nachsichtig. Der Vorwurf, den er dem ersten als Novellisten macht, ist mindestens sehr bedingt ausgesprochen und gipfelt in dem Endurteil: „Und doch, so sehr man geneigt ist, den Vorwurf der Frivolität (gegen Heyse) bisweilen nicht unberechtigt zu finden, wir möchten diese Schöpfungen des Dichters nicht missen." Weniger einverstanden ist der Verfasser mit dem Heyseschen Roman, welcher

einen großartigen Zug, einen Blick auch in die Höhen und Tiefen der Welt und Zeit verlangt, und wo das gesetz- und sittenlose „Ausleben der Individualitäten“, wie es den Heyseschen Heldencharakteren eigen, nicht mehr am Platze ist. Hier sagt der Verfasser recht schöne Worte: „Eine Moral, die nicht allgemeine Gültigkeit hat, die, wie ein Kleid dem Körperbau, sich der Individualität anschmiegen will, ist keine Moral. Auch der Dichter soll das ethische Gewissen seiner Zeitgenossen schärfen, auch er soll die Engherzigkeit konventioneller Schranken durchbrechen, die Seelen sittlich reinigen — eine hohe, priesterliche Aufgabe — aber er soll nicht dem einen gewähren, was er dem andern vorenthält, nicht eine Moral erster und eine solche zweiter Klasse einführen wollen.“ Das ist aber gerade Heyses Verfahren: seine Helden haben ein jeder seine Moral für sich, die um so laxer zu sein pflegt, je heldenhafter im übrigen die Gestalten gezeichnet werden.

Um noch auf einige Einzelheiten einzugehen, so erscheint die Gestalt Spielhagens doch allzusehr in den Vordergrund gerückt. Nicht nur, daß das ganze Buch ihm, „dem Meister deutscher Romandichtung“, gewidmet ist, er giebt auch überall das Muster ab, und die Schwächen seiner Weltanschauung, zumal seine letzte pessimistische Wendung, werden garnicht oder äußerst milde beurteilt. Reichlich überschätzt scheint mir auch Walter Scotts Bedeutung für die Gegenwart zu sein, den — nach Mielke — „der große Romandichter, den unser Neudeutschland einst hervorbringen wird, schon unter dem Schultisch lesen wird, um darüber Virgil und vielleicht sogar Homer zu vergessen.“ Eine kleine Ueberschätzung wird m. E. auch noch Fr. Gerstäcker zu Teil, bei dem doch auch die durchaus verlodderte Sprache anzumerken war; und wenn Berthold Auerbachs süßliche Dorfgeschichten sonst richtig beurteilt werden, so ist das Schlußurteil zum Vorhergehenden nicht ganz kongruent: „Mit dem Namen Auerbach ist alles, was Dorfgeschichte heißt, untrennbar verbunden, weil alle ihre Züge, Feinheiten und Tendenzen in diesem Namen sich vereinigen.“ Richtig ist es dagegen wohl, wenn Reuter, dessen Stellung als größter plattdeutscher Dichter natürlich nicht bestritten wird, für die deutsche Nationallitteratur nur eine episodische Bedeutung beigemessen wird. Charlotte Stieglitz, die sich unter romantischen Umständen selbst den Tod gab, angeblich, um ihrem mittelmäßig beanlagten Gatten dadurch zu einem höheren poetischen Schwung zu verhelfen, wird auch hier noch wieder als eine heldenmütige, wenn auch überspannte Seele aufgefaßt, während ihre That im Gegenteil, wie H. v. Treitschke hübsch ausführt, eine solche echt weiblichen Kleinmuts war. Wolfgang Menzel wegen seiner Besprechung von Gutzkows „Wally“ im „Stuttgarter Morgenblatt“ einen Denunzianten zu nennen, ist von alters her Brauch bei den Litterarhistorikern und wird auch von Mielke mitgemacht. Hübsch, wenn auch durchaus verdient, ist dagegen seine weitgehende Würdigung Immermanns und seines „Münchhausen“. Dabei überrascht der Verfasser oft durch geistreiche oder interessante Anmerkungen. So, ad vocem Immermann und seines westfälischen Hofschulzen, macht er die hübsche Bemerkung: „daß wir den Mann (nämlich den Hofschulzen) lieb gewinnen, beruht nicht zum wenigsten gerade auf den Eigenschaften, die ihn uns im wirklichen Leben unerträglich machen würden.“ Besonders anerkennend mag noch die Kritik erwähnt werden, die der Verf. den beiden „großen“ Fabrikanten „historischer“ Romane, Dahn und Ebers, angedeihen läßt, obgleich sie — entsprechend der Bedeutung der Recensionsexemplare — nur sehr kurz gehalten ist. Im „Kampf um Rom“ steht „keine Gestalt auf zwei menschlichen Beinen, Totila ist eine Engelsgestalt, Teja ein Trauerschatten, jede weibliche Figur auf Draht gezogene Eigenschaften, wie Treue, Unschuld u. s. w. Die manierierte Sprache, die trotz ihrer poetischen Kraft auf Stelzen schreitet, verstärkt den Eindruck, daß in Dahn ein moderner Fouqué entstanden ist.“ Noch schlimmer ergeht es den kleinen Romanen, in denen Dahn „die Völkerwanderung eingeschlachtet“ hat; in ihnen sind „selbst von dem wirklichen Talent des Dichters zuletzt nur wenige Spuren noch zu merken.“ Georg Ebers und sein „Colleg über die Welt des alten Egyptens“ wird nur mit einer Seite, aber trotzdem gründlich abgethan. „Die Litteraturgeschichte — — wird einst feststellen, daß diese Erzeugnisse nur möglich waren in einer Zeit der litterarischen Abspannung und der verflachenden Konvention, sie wird hier den Stand einer Depression des Geistes erkennen, die mit Sicherheit — — den nahenden geistigen Sturm und Drang ankündigte. Wenn die deutsche Nation in diesen temperamentlosen Machwerken ihr Ideal und Genüge hätte finden können, wenn ihr dieser wortreiche, altjüngferliche Basenton auf die Dauer nicht unerträglich würde, so gab es für eine litterarische Jugend keine Zukunft mehr.“ Sehr gut und treffend ist auch das, was S. 270 und 271 über den Frauenroman gesagt ist; doch würde es zu weit führen, auch nur die leitenden Gedanken hier wiederzugeben. Das Urteil über die Hillern, Marlitt, François u. a. ist voll zu unterschreiben. Und um von dem vielen Interessanten, das Mielke bietet, noch eine Stelle hervorzuheben, nenne ich die Einleitung zu dem Abschnitte über die jüngstdeutschen Realisten (S. 328 ff.), die über das Wesen des „Realismus“ sehr hübsche, wenn auch nicht durchaus neue Gedanken bringt. „Der Realismus des einen ist selten der des anderen gewesen.“ „Die litterarische Entwicklung unsers Jahrhunderts beruht auf der Ausbildung des Wirklichkeitssinnes, d. h. des Realismus, und man kann von Generation zu Generation verfolgen, wie er stärker in dem geistigen Leben sich ausprägt. In dieser Auseinanderfolge sind die alten immer die Idealisten, die jungen die Realisten gewesen, und da die jungen jedesmal alt wurden, so erschienen sie ihren eigenen Nachfolgern im Prinzip ihres Schaffens zuletzt immer wieder als Idealisten.“ Das wird dann an den Romantikern, Jungdeutschen, Dorfgeschichtenschreibern, den Dichtern unserer großen Zeitromane (Freytag, Spielhagen u. a.) und endlich den Jüngstdeutschen durchgeführt: die folgenden erschienen den vorhergehenden immer als

Realisten, letztere den ersteren als Idealisten. Eine ähnliche hübsche Bemerkung, die geeignet ist, ein wenn auch nur einseitiges, so doch jedenfalls neues Schlaglicht auf die Entwickelung unseres Romans zu werfen, mag auf S. 168 nachgelesen werden, wo die Romandichtung mit der malerischen Kunst in Parallele gesetzt und ihrer Entwickelung ein ähnlicher Gang nachgewiesen wird, als wie sich aus dem weitläufigen Gemälde das Bild, aus diesem die Photographie und allerneuestens die Momentphotographie herausgebildet hat. — Diese Bemerkungen mögen genügen, um Litteraturfreunde auf das Mielkesche Buch aufmerksam zu machen. Ist es nicht in allen Punkten zuverlässig, so hat es das mit sämtlichen Litteraturgeschichten gemein. Dafür aber ist es durchweg, wie es in seinem Motto heißt, „lehrreicher und interessanter, als viele sogenannte Geschichtswerke und Litteraturschriften." A. W.

— „Für" und „Wider" Alfred Meißner. Klarstellung des litterarischen Verhältnisses zwischen Alfred Meißner und Franz Hedrich von P. W. Heinrich. (Berlin, Sauernheimer.) 1890. 294 S. 3 M.

Eine „Klarstellung" der Meißner-Hedrichschen Streitfrage bringt dies umfangreiche Buch keineswegs. Der „Verfasser" — wenn man ihn so nennen will, denn von den ca. 300 Seiten hat er vielleicht nur 20 selbst geschrieben — entwickelt nirgends ein selbständiges Urteil, vielmehr wird nur ein Abdruck der beiden bekannten Broschüren Hedrichs und Bayers geboten, und um diesen etwas zu verdecken und der Sache einen kleinen Anstrich zu geben, hat Heinrich dieselben ineinander geschachtelt und mit einigen nichtssagenden Zwischenbemerkungen versehen. Zum Schluß folgt noch ein Abdruck — übrigens ein autorisierter — der kritischen Bemerkungen Karl Frenzels zu dem fraglichen Handel. Es ist wohl möglich, sich aus diesem Buche ein Urteil zu bilden — das freilich anders lauten wird, als das gelegentliche des „Verfassers" Heinrich, der ganz der üblichen Reinbrennerei Meißners folgt — leichter aber ist das jedenfalls, wenn man nur die Originalbroschüren vor sich hat. Die Replik Hedrichs ist übrigens von Heinrich noch nicht mit abgedruckt, vermutlich, weil sie erst nach Herausgabe seines Buches erschienen ist. A. W.

8. Poesie.

— Gedichte eines Ungenannten. (Norden, Hinricus Fischer Nachf.) 1890. 55 S. 1,50 M.

Ein tüchtiges Stück Selbstvertrauen muß ein Dichter, und ebensoviel oder noch mehr Mut eine Verlagshandlung besitzen, wenn sie es wagen, Gedichte eines Ungenannten in unserer Zeit auf den litterarischen Markt zu werfen. Wollen doch oft die Gedichtsammlungen viel genannter und bekannter Poeten, deren Stellung der Kritik gegenüber längst gesichert ist, nicht mehr recht gehen, was muß der Ungenannte von der Wirkung seiner 50 obendrein schlecht ausgenutzten Oktavseiten für Erwartungen hegen, wenn er mit ihnen so ohne alle weiteren Prätensionen an die Oeffentlichkeit tritt? — Obgleich der Ungenannte nach S. 43 noch jung sein muß, so glaube ich doch nicht, daß er je zu einem „Genannten" sich entwickeln wird, wenigstens nicht auf dem Felde der Poesie. Nicht daß ihm die Begabung hier überhaupt abgesprochen werden soll, er hat ein hübsches Durchschnittstalent im Reimen und auch im dichterischen Nachempfinden, aber auch nur ein Durchschnittstalent. Seine Hauptklippe sind die Gedichte ohne Pointe, von denen man schlechterdings nicht herausbekommt, worin ihr Zweck und Reiz beruht. Die Beispiele hierfür sind in der kleinen Sammlung sehr zahlreich, ich setze das kürzeste hierher:

> Pfauenauge und Libelle
> Schwirrten über dem leuchtenden Beete,
> Und die Eschenwipfel schwankten,
> Wenn ein Sommerlüftchen wehte.

Blumen und Beeren gab es da (wo?) viele,
Unter den Lauben gab es Schatten, (merkwürdig!)
Und zu kindlich tändelndem Spiele
Wuchsen üppige Rasenmatten.

Das ist ein selbständiges Gedicht! Ist es aber auch Poesie? — Eine andere Schwäche des Ungenannten beruht in der Unklarheit seiner Ansichten. Bald preist er Liebe und Lebensfreude, die Schönheiten der Natur, auch fürs Vaterland zeigt er sich begeistert, dann wieder ist er plötzlich der ärgste Pessimist und singt Lieder, die man ebensogut einem Bleibtreu oder sonst einem der „Jüngsten" zuschreiben könnte. Er fühlt selbst seine Inkonsequenz, denn er verteidigt sich im Einleitungsgedicht schon im voraus gegen den Vorwurf derselben:

> Verschieden fügt sich meiner Sätze Art,
> Und mehr als einer möchte deshalb finden,
> Ich hätte nicht mein eigen Selbst gewahrt.

Wenn er demgegenüber von sich behauptet:

> Noch hielt ich aus bei heilem Saft und Stiel,
> Und immer stärker wurzelt jetzt das Ganze!

so ist das in seinem Interesse ja sehr zu wünschen, aber den Beweis dafür bleibt er schuldig.

Eine Verszeile auf S. 25 habe ich nicht ergründen können. Es sind dort Reime auf —assen nötig, und die betreffende Zeile lautet:

Ich bin ein Knabe, Welt und Himmel passen. —

Sollte der Ungenannte schon als Knabe mit Welt und Himmel gespielt haben? A. W.

9. Unterhaltungslitteratur.

— Sinnenglück und Seelenfrieden. Von Martin Sigismund. (Breslau, G. Wattenbach.) VII und 168 S.

In einem Dorf an der See lebt ein Pfarrer, der in zweiter Ehe eine sehr schöne Hedwig zur Frau hat. Seine erste Frau war ihm von seiner Mutter zugeführt worden, weil sie, zwar „bereits etwas herbe Jungfrau" und älter als er, doch

mit einigem Vermögen versehen war. Die zweite Frau war auch schon einmal verheiratet, ebenfalls unglücklich, doch hatte ihr Mann eines Tages den Einfall, sich totzuschießen und ihr dabei zuzurufen: „Hedwig, du bist Witwe geworden, du bist frei.“ Den Pastor heiratete sie nur aus finanziellen Gründen, denn ihr erster Mann hatte ihr ganzes Vermögen durchgebracht. Auch die zweite Ehe war für Hedwig eine unglückliche. Doch wird die Langeweile des Pfarrhauses bald gründlich unterbrochen. Ein Vetter des Pfarrers, Maler, und ein dem Pfarrer gänzlich unbekannter Freund des Malers, der Schriftsteller Dr. Selben, nisten sich auf viele Wochen im Pfarrhause ein. Der Verfasser macht nicht die geringste Bemerkung zu solcher wahrhaft antiken Gastfreundschaft, es scheint sich ihm vielmehr von selbst zu verstehen, daß man einen hergelaufenen Litteraten wochenlang als Gast aufnimmt. Die schöne Hedwig faßt sofort eine glühende Leidenschaft zu dem Litteraten; dieser schlägt ihr zwar vor, sich noch ein Jahr zu gedulden, „vielleicht greift das Schicksal mit seiner rätselhaften Hand in die Verhältnisse ein“, aber die Geduld der Frau Pastorin ist zu Ende. Der Verfasser beschreibt hierauf eine Scene, die mit fünf Gedankenstrichen endigt. Diesen Gedankenstrichen folgt im nächsten Kapitel der „Wunsch, Seelenfrieden zu erlangen.“ Auf welchem Wege? a) „Durch die Religion war es nicht möglich, denn Hedwig mußte es sich gestehen, sie glaubte nicht an das, was ihr Gatte jeden Sonntag predigte, an seine Schwärmereien und Rätsel, die ihn selbst, wie sie es wohl wußte, auch nicht glücklich zu machen imstande waren.“ b) Durch Selbstmord: „im Meere würde sie bald die Ruhe und den Frieden finden, der ihr im Leben versagt war“; c) durch die Zeit, wenn der Litterat sich entfernen würde. Der Litterat machte einen vierten Gesichtspunkt geltend: d) „du wirst den Frieden für deine Seele nur an meinem Herzen finden.“ Der Verfasser weiß b und d zu vereinigen. Bei einer nächtlichen Wanderung am Meeresstrand gerät das ehebrecherische Paar in die See und ertrinkt. Die wilde und verwilderte Phantasie des Verfassers läßt diesem verschleierten Selbstmord übrigens Situationen und Schilderungen vorausgehen, die kaum noch in das theoretische Gebiet des Recensenten gehören. Mit den Schamlosigkeiten S. 143—146 hätte der Männerbund zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit in Deutschland alle Ursache sich zu befassen. O. K.

— Aus schwerer Zeit. Roman aus der niederländischen Geschichte. Von A. S. C. Wallis. Autorisierte Uebersetzung. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 2 Bände. 428 u. 472 S. Preis geb. 10 M. Daß hier kein Salon- und Konversationsroman geboten wird, darauf deutet schon der Name des Verlags hin. „Aus schwerer Zeit“ ist, wie aus dem Titel hervorgeht, ein historischer Roman und zwar in gutem Sinne. Den Hintergrund bildet der Befreiungskampf der Niederlande. Dem Verfasser kommt es aber nicht darauf an, Geschichte zu lehren, andrerseits springt er auch nicht mit den geschichtlichen Thatsachen in willkürlichster Weise um, wie das sonst in „historischen“ Erzählungen so häufig geschieht. Vielmehr sind alle vorkommenden Persönlichkeiten, die der niederländischen und darüber hinaus der Weltgeschichte angehören, wie Margarete v. Parma, Wilhelm v. Oranien, Herzog Alba u. a., nach bestem Vermögen treu gezeichnet, und den hervorragendsten geschichtlichen Ereignissen dieser für die Niederlande wahrhaft „schweren Zeit,“ denen der Verfasser vom Sturze Granvellas bis in die ersten Zeiten des Geusenkrieges gegen Alba folgt, ist nirgends ein Zwang angethan. Besonders geglückt ist die Gestalt der Margarete von Parma, der eitlen, herrschsüchtigen, in ihren Entschließungen hin- und herschwankenden Statthalterin, auf deren Charakterzeichnung der Verfasser großen Fleiß gewandt hat. Die verschiedenen Parteien, die religiösen wie politischen, sind in einzelnen Persönlichkeiten treffend gekennzeichnet: der glaubenstreue Katholik und Anhänger der spanischen Partei, der sich allmählich zum Hugenotten entwickelt und als Geuse den Schlachtentod für sein Vaterland stirbt; der bewußte Atheist Reinhold von Meerwoude, dessen Grundcharakter Ehrgeiz und kalte Berechnung sind, an denen er schließlich auch zu Grunde geht, eine mit äußerster psychologischer Feinheit gezeichnete Gestalt — deren Existenzmöglichkeit ich freilich trotzdem bezweifeln möchte; der überzeugungstreue Hugenotte und begeisterte Vorkämpfer niederländischer Freiheit, der den Heldentod fürs Vaterland stirbt, obwohl ihm Pardon geboten wird; der bigotte, starrköpfige Katholik, der im Privatleben Schuld auf Schuld auf sich lädt, aber als treuer Sohn seiner Kirche in fanatischem Glaubenseifer die Ketzer mit Feuer und Schwert auszurotten bestrebt ist; ferner eine Schar von leichtlebigen, charakterlosen Edelleuten, die sich stets auf Seiten der größeren Macht halten, nach Vergnügungen oder nach Aemtern und Stellen hungrig. Endlich noch das Volk in einzelnen Typen, den bilderstürmenden, kirchenschändenden Pöbel nicht zu vergessen. Das sind die Hauptgestalten des Romans, soweit sie die religiösen und politischen Strömungen der Zeit veranschaulichen sollen. Sie sind durchweg gut und folgerichtig gezeichnet, wie denn überhaupt in der Schilderung und psychologisch durchdachten Ausführung der Charaktere die Hauptstärke des Romans beruht. Auch die beiden frei erfundenen weiblichen Gestalten sind nicht nach der herkömmlichen Schablone: die eine ist eine vollendete Kokette und die andere eine marmorkalte Gelehrte, die erst später ihr Herz entdeckt.

Auf den Grund der historischen Begebenheiten und Zeitverhältnisse ist eine oder besser sind mehrere Familiengeschichten eingezeichnet. Ein geheimnisvolles Dunkel schwebt über der Geburt des Helden u. s. w., und als sich dasselbe endlich für ihn lichtet, da geschieht es ihm zum Unglück. Seine Braut war die Kokette, seine eigentliche Liebe die Gelehrte, von der er wiedergeliebt wird; doch bekommt er keine von beiden, weshalb nicht? das sieht man so recht nicht ein. Wenn es aber auch einmal so sein mußte, so ist doch der zum Schluß beschriebene Abschied der beiden Liebenden von

einander unter allen Umständen unnatürlich. Schon daß ein solcher — obendrein auf freiem Felde inmitten des Geusenlagers — überhaupt stattfinden konnte, da doch bisher noch keine Aussprache der beiden Teile über ihre Liebe stattgefunden hatte, begreift man nicht recht. Nie aber wird ein Liebender glauben, daß es folgendermaßen dabei zugegangen ist: Er: „Ich habe dich immer geliebt, und selbst die Nacht des Todes kann uns nun nicht mehr scheiden. Helene, in der Ewigkeit bist du mein, und im Namen der Ewigkeit sage ich dir: Ich liebe dich!“ In diesem kurzen Bekenntnis war alles ausgesprochen, was die Liebe zu sagen vermochte; mit einem stummen Blick, der dem Abschied alle Bitterkeit nahm, dankte sie ihm; er schloß sie fest in seine Arme; ihre Lippen fanden sich in einem Kusse, der, frei von Leidenschaft, nur die tiefste Innigkeit bekundete; dann machte sie sich sanft los und war im nächsten Augenblick in der Dunkelheit verschwunden. Er sah sie ohne Schmerz verschwinden.“ — Das ist eine der Unwahrscheinlichkeiten, wie sie übrigens auch sonst in guten Romanen mit unterlaufen. Gefährlicher wird unserm Roman eine Breite in der Diktion, die ihn von Anfang bis zu Ende durchzieht und bei der Lektüre oft störend wirkt. Schon die langen Charakterschilderungen, die jedesmalige Aufzeigung der psychologischen Motive bei den Handlungen der einzelnen Personen sind unnötig: denn der oberflächliche Leser, dem es nur um „Thatsachen“ zu thun ist, liest sie nicht oder ärgert sich über sie, der nachdenkende aber liebt es, sich die Charaktere sowie die Motive der Handlungen selbst zusammenzustellen. So kommt es, daß die außerordentlich feine Charakterschilderung der Personen des öftern gerade durch die allzugroße Subtilität und Ausführlichkeit leidet. Im allgemeinen aber bleibt das eingangs gegebene Urteil bestehen, daß für nachdenkende Leser der Roman nicht nur eine gesunde, sondern auch eine wohlschmeckende Speise sein wird.

Einzelne verfehlte Stellen wird man zum Teil auf Rechnung der Uebersetzung schieben müssen. Der bigotte Graf Viale war wenig geliebt, trotzdem sah er um seiner Stellung willen sein Haus stets voll von Besuchern. Dies machte auf den Helden der Geschichte „den Eindruck, als ob ein Besuch bei Viale dieselbe Bedeutung habe, wie das Anziehen von Handschuhen; man konnte ohne solche nicht in Gesellschaft gehen.“ (I, 279.) Der Vergleich ist im deutschen jedenfalls verfehlt; noch mehr aber ein andrer auf Seite 307: „Die Statthalterin war geradeso wie das sächsische Ministerium, das ‚heute in Erwägung zog, was es eigentlich schon gestern hätte thun sollen‘; sie befolgte erst rasch einen Rat, um nachher zu überlegen, ob derselbe auch gut gewesen sei, und wenn sie dann ihre Handlungsweise gerechtfertigt fand, freute sie sich darüber.“ Während mit dem Ausspruch über das sächsische Ministerium die Langsamkeit in aller Geschäftsführung gekennzeichnet werden soll, wird von der Statthalterin das gerade Gegenteil, ein überstürztes, allerdings kopfloses Handeln ausgesagt; Margarete war also ganz anders wie das „sächsische Ministerium.“ I, 223 oben liegt in der Antwort Reinholds eine sinnentstellende Umstellung vor, die wohl ebenfalls nur Schuld der Uebersetzung ist. A. W.

— Garnison-Geschichten. Von Hermann Ferschke. Mit 73 Illustrationen v. Chr. Speyer. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 146 S. 2 M.

Humoresken gegenüber befindet sich der Kritiker in einer schwierigen Lage. Es ist ja überaus leicht, die Schwächen und Gebrechen, die auch den besten Erzeugnissen dieser Art anzuhaften pflegen, weil sie eben Gemeingut der ganzen Gattung sind, im einzelnen nachzuweisen und mit ernsthafter Ausführlichkeit zu verurteilen: das Publikum, das sich alles das selbst sagen kann, auch wohl längst selbst gesagt hat, wird zustimmend mit dem Kopfe nicken; trotzdem liest es in müßigen Stunden die verurteilten Humoresken, und wenn dieselben nur einigermaßen gut und nicht gar zu albern sind — lacht es über die unmöglichen Situationen, die geschraubten Charaktere des Humoristen wie über die meistens sehr bescheidenen Durchschnittswitze seiner Helden und Heldinnen, und damit haben sie, nämlich die Humoresken, ihren Zweck vollkommen erreicht; es lacht aber zugleich wohl auch über den mürrischen Kritiker, der derartigen ergötzlichen Blödsinn nicht gelten lassen will — und damit hat er, nämlich der Kritiker, seinen Zweck und Beruf vollkommen verfehlt.

Ich will mich daher, angesichts der „Garnison-Geschichten“, kurz fassen und kann das um so eher, als Hermann Ferschke im Reiche der humoristischen Litteratur, vornehmlich der militärischen Humoreske, ein längst bekannter Name ist, der besonders den Lesern des „Daheim“ und des Daheimkalenders in heiterer Erinnerung sein dürfte. Dort von Zeit zu Zeit eine kleine Humoreske von ihm zu finden, war auch mir allemal ganz erfreulich. Aber es liegt im Wesen der Humoreske — auch der besseren — daß sie nur mit äußerster Vorsicht genossen werden darf, und vor allen Dingen ist bei ihr „Maß zu halten“ nicht nur „gut“, wie Kleobulos von Lindos meinte, sondern sogar durchaus nötig. Wenn darum Ferschke hier gleich acht „Garnison-Geschichten“ auf einmal herausgiebt — die meistens wohl schon früher zerstreut erschienen sind — so sei doch jedem, der dieses Buches Unverstand mit Wehmut genießen will, ernstlich abgeraten, es auch auf einmal durchzulesen. Μηδὲν ἄγαν! ist und bleibt die Parole wie für das ganze Humoreskengelichter, so noch in erhöhtem Grade für die Specialität der Militärhumoreske.

Zum Lobe der vorliegenden Sammlung läßt sich manches anführen. Zunächst und hauptsächlich die Thatsache, daß die — wenn auch durchweg schon „einheimischen“ — Witze ebenso wie die Situationen nichts schlüpfriges, versteckt-pikantes oder sonst anstößiges an sich tragen. Natürlich ist eine Humoreske kein Kompendium der Ethik, und Weltanschauungen predigt man nicht in ihr. Sodann tragen die sehr zahlreich eingestreuten Illustrationen auch das ihrige dazu bei, wenn der Text versagen sollte, den beabsichtigten Heiter-

keitserfolg doch noch zu bewerkstelligen. Sie sind sehr häufig bei den Haaren herbeigezogen, wie man es z. B. in billigen Volksbüchern, Volkskalendern u. dgl. kennt, nur daß dort aus Not (der billigeren, weil alten Clichés wegen) geschieht, was hier in zweckbewußter Absicht im Original ausgeführt ist. S. 7 ist z. B. von einer Extrapost die Rede, die abends in eine gewisse Stadt hineinrasselt: sofort finden wir dies Vehikel ganz getreulich mitsamt dem ins Horn stoßenden Postillon zu Papier gebracht. Oder, um ein noch gewagteres Beispiel zu nennen, S. 117 wird von einem „schneidigen Lieutenant" erzählt; den außerordentlichen Grad dieser „Schneidigkeit" sucht der Künstler dadurch zu illustrieren, daß er einen „forsch" blickenden Offizier mit gezückter Klinge hinstellt. Ob das nicht schon ein Fall ist, wo — mit Shakespeare zu reden — der Humor über seine eigenen Beine gestrauchelt ist? — Etwas prätentiös klingt es doch, wenn Ferschke S. 24 von sich selber sagt, er sei „stets voll guten Humors gewesen, wie noch heute"; aber er muß es ja am Ende am besten wissen. Seine Seite 20 indessen, wo er sich in lehrhafter Weise über den alten Wrangel und dessen Vertauschung von „mir" und „mich" verbreitet, hätte er weglassen sollen. Wer am unrechten Platze ernsthaft wird, wird für den Leser lächerlich, und der Humorist will uns zwar figuras comicas zeichnen, nie aber wünscht er selbst eine solche zu werden. A. W.

— Dunst aus der Tiefe. Berliner Roman in zwei Bänden von Herrmann Heiberg. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) 1890.

Das letzte, was ich von Heiberg gelesen hatte, war sein „Januskopf." Mit den „Menschen unter einander" und „Kays Töchtern" konnte ich nicht fertig werden; nun habe ich mich wieder einmal an seinen neuesten Roman: „Dunst aus der Tiefe" gewagt. Es hat ein gewisses Interesse, die Strömungen im Geistesleben der Gegenwart zu beobachten, wenn diese Beobachtung auch wenig Freude einträgt. Der naturalistischen Weltanschauung entspricht der realistische Zug, der durch die Litteratur und Kunst hindurchgeht. Diesem Zuge folgt auch Herrmann Heiberg. Sein Roman ist socialistisch. Er schöpft aus der Tiefe des Berliner Lebens. Diese Tiefe ist allerdings sehr, sehr dunstig. Wir werden zuweilen an die Geheimnisse von Paris erinnert. Denn es ist die Verbrecherwelt von Berlin, in welche Heiberg hinabsteigt, es sind verkommene Frauen und verkommene Männer, die er uns vorführt. Wie moderne Maler es lieben, in der leiblichen Häßlichkeit zu schwelgen, so wühlt der Schriftsteller in der sittlichen Verworfenheit. Allerdings sind da auch einige Gestalten aus der vornehmeren Welt, aber auch diese sind zum Teil ekelhaft wie der Bankier Simon, der Baron Priminil; selbst der liebenswürdige Studiosus von Arnim wird in seiner Entzündlichkeit und Verliebtheit zuletzt widerwärtig. Am wohlthuendsten sind noch die Persönlichkeiten aus der Mittelwelt gezeichnet. Daß die Heldin des Romans im Selbstmord endet, ist ja Berlinisch, aber nicht schön. Etwas von Gewissen, von Religion, von Buße kommt ja freilich vor, läuft gleichsam mit unter, aber Christentum ist das natürlich nicht. Die Kirche existiert nur als Hedwigskirche und dient daneben zum Versteck für gestohlene Wertpapiere. Es ist schade um die schöne Gabe, die an solchen Stoff verschwendet wird, und es kann einen traurig machen, daß diese Schriftsteller der Wirklichkeit und Wahrheit so nichts, so garnichts kennen, was aus dem Schmutz und der Versunkenheit des Berliner Lebens emporheben kann. Das jagt und treibt sich von einem Lokal zum andern, das betrinkt sich in Bier und Wein und Kognak, je nach dem, das schwindelt sich unter einander an, betrügt und stiehlt, das kennt nur die Furcht vor der Polizei und den wüsten Taumel der fleischlichen Liebe, bis es zuletzt ins Wasser geht und sich ertränkt. Nun hätte ich nichts dagegen, wenn auch diese Welt der Tiefe in den Roman eingeführt wird, es ist ja doch auch Menschenleben, warmblütig pulsierendes Menschenleben, aber dann muß der Roman doch auch die göttlichen und sittlichen Kräfte aufzeigen, die versöhnen, heilen, trösten und erretten können. Da er das nicht thut, was bleibt übrig als das trostlose Fatum: es ist einmal so und nicht anders und muß so sein, bis der Dunst aus der Tiefe zum Todesnebel wird, der die Menschheit einhüllt zum Verderben. Das ist auch die eigentliche Tendenz des Romans. Keine Rettung mehr! Nur Untergang und nichts als Untergang!!

D.

— Auf Urlaub im Orient. Reise-Erinnerungen von Georg Schweitzer. (Berlin, R. v. Deckers Verlag [G. Schenk].) 2 M. 50 Pf. geh. und 3 M. in illustr. Karton geb.

Dem Buche ist von der Verlagshandlung die folgende Offizial-Rezension beigegeben: „In einem stattlichen Bande, der sich auch durch ein sehr gefälliges Aeußere auszeichnet, liegen hier die Reise-Erinnerungen eines bekannten Berliner Redakteurs vor, welcher während der letzten Jahre seinen Urlaub dazu benutzt hat, den Orient nach allen Richtungen hin zu durchstreifen. Es sind flotte, liebenswürdige Schilderungen, welche in farbenreichen Strichen Menschen und Gegenden zeichnen und einen ebenso lebendigen wie unterhaltenden Eindruck erzielen. Der Verfasser hat sich nirgends längere Zeit aufgehalten, aber es ist erstaunlich, was alles er trotz der kurzen Frist gesehen und erlebt hat und wie gründlich er darüber zu plaudern versteht, sei es, daß er uns von den wirtschaftlichen und politischen Zuständen Serbiens berichtet, daß er — ein Meisterstück der Beschreibung — das abwechselungsvolle Leben Konstantinopels vor uns entrollt, daß er von Pergamon und Cypern, von Beyrut und Damaskus, den Ruinen von Baalbeck und den Cedern des Libanon, von Jerusalem und dem totem Meer, von Kairo und den Pyramiden erzählt — die Skizzen sind stets anschaulich und amüsant und enthalten nebenbei für jeden Orientreisenden eine Fülle bemerkenswerter Notizen."

Wir haben von dieser Rezension im wesentlichen nur das Wort „gründlich" zu bestreiten. Es liegt

in der Natur der Dinge, daß, wer fremde Länder mit Rückfahrtkarte oberflächlich „derundreist", die Kenntnis von Land und Leuten nicht gerade erweitern, sondern bestenfalls angenehm darüber plaudern wird. Und das thut Verfasser. Hier und da sind die Witze stark berlinisch, z. B. die Notiz aus Jerusalem, es habe sich die „Heilsbotschaft" von einem neu angekommenen Faß Münchener Bier durch Salems Straßen verbreitet. Uebrigens handelt Verfasser in sympathischer Weise von den evangelischen Missionen und Arbeiten im Orient, speciell von dem Wirken der Kaiserswerter Diakonissen. — Daß wir manche Personen und Zustände anders beurteilen, als Verfasser, erwähnen wir nur nebenbei. So scheint uns die Schilderung serbischer Verhältnisse überaus optimistisch. Verfasser hat mit dieser Schilderung wohl seinen Dank für freundliche Führung abgetragen.

— G-dur. Eine Kammermusiknovelle von Karl Gjellerup. Aus dem Dänischen von Wilhelm Wolters. (Dresden, Pierson.) 249 S.

Eine Musik-Novelle, die aber nicht mit Auflösung, sondern mit Dissonanz schließt. Wenigstens glauben wir dem Verfasser prophezeien zu können, daß der Schluß — eine verlassene Braut schreibt weinend den Abschiedsbrief an den Bräutigam, der eine andere genommen — daß dieser Schluß ihm von allen Leserinnen sehr übel vermerkt werden wird. Abgesehen von der nicht sehr erfreulichen Grundfabel geben wir gern dem kleinen Buch ein freundliches Wort auf den Weg. Verf. gehört zur Schule jener skandinavischen Dichter, die uns, Scharling voran, in den letzten Jahren so manche sinnige, gemütvolle, erfreuliche Gabe geboten und uns die Poesie ihrer Heimat, das innige Familienleben, den Zauber der nordischen Landschaft erschlossen haben. Vortrefflich ist die Kleinstadt geschildert, man sieht sie leibhaftig vor sich. Die Darstellungsweise des Verfassers ist plastisch, wenn auch hier und da etwas skizzenhaft-aphoristisch. Gewiß läßt ein rechter Dichter Lücken, die der Leser selbst ausfüllen muß. Aber die Lücken dürfen nicht zu groß sein.

— Edelweißsterne. Hochlandsgeschichten für die reifere Jugend. Von Th. Messerer. (Gotha, Fr. Andr. Perthes.) 1890. Geb. 3 M.

Zu den bedeutenderen deutschen Hochlands-Schriftstellerinnen gehört jedenfalls Th. Messerer (Therese Winkler). Ihr neuestes Buch hat sie nach jener edelsten Hochlandsblume genannt, die es giebt, nach dem Edelweiß. Und sie lesen sich gut, diese Geschichten. Durch manche von ihnen geht ein tragischer Zug hindurch, aber keine endet in der Verzweiflung, im Unglück. Die gesunden Menschen finden sich zuletzt doch noch zurecht, arbeiten sich hindurch, überwinden Jammer und Not, Sünde und Versuchung und danken dem Gott, der alles wohl macht. Die Erzählungen sind durchaus rein gehalten und können darum besonders auch der Jugend in die Hände gegeben werden, zumal ihnen auch Gewissensernst und Gemütstiefe nicht abgehen.

D.

10. Verschiedenes.

— Das Beste in der Welt. Von Henry Drummond. Deutsche autorisierte Ausgabe. (Velhagen und Klasing, Bielefeld.) Preis 1 M.

Von diesem Büchlein, obwohl es anonym erschien, und der Verfasser nur vermutet wurde, sind seit Herbst vorigen Jahres, also in etwa acht Monaten, in England 180000 Exemplare verkauft worden. Wir empfehlen es in der guten deutschen Uebersetzung und Ausstattung auf das Wärmste. Es ist ein Lobpreis der Liebe auf Grund von 1. Cor. 13. Die Deutung und Behandlung der einzelnen Gebiete, auf denen sich die Liebe bethätigen soll — Geduld, Freundlichkeit, Großmut, Demut, Höflichkeit, Uneigennützigkeit, Sanftmut, Arglosigkeit, Aufrichtigkeit — die Behandlung dieser Tugenden ist vortrefflich und voll feiner Züge und tiefer Erkenntnis. „Den fünften Bestandteil" — sagt z. B. der Verf. — die Höflichkeit, ein summum bonum zu finden, befremdet beim ersten Blick. Es ist die Liebe im geselligen Umgang, die Liebe in ihrer Beziehung zur guten Sitte. „Die Liebe stellt sich nicht ungeberdig." Es hat einer die Höflichkeit Liebe in kleinen Dingen genannt. Rücksichtsvolles Wesen ist der Liebe guter Ton. Das ganze Geheimnis wahrer Höflichkeit besteht darin, daß man ein liebevolles Herz hat. Liebe kann sich nicht ungeberdig stellen. Es ist ein Unterschied zwischen sogenannter feiner Bildung und Herzensbildung. Man kann einen ganz ungebildeten Menschen in die feinste Gesellschaft bringen, wenn er einen Schatz von Liebe in seinem Herzen hat, wird er nicht gegen die gute Sitte verstoßen." — Verf. zieht dann das Beispiel des Robert Burns an, der als einfacher und wenig gebildeter Mann ohne irgend einen Anstoß in den höchsten Gesellschaftskreisen verkehrt habe. — Besonders sympathisch berührt uns auch, daß Verf. auf die praktische Seite des kirchlichen Lebens den Ton legt.



Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Kirchliches Handlexikon. In Verbindung mit einer Anzahl evang.-lutherischer Theologen herausgegeben. Begründet von Dr. phil. Karl Meusel, fortgeführt von Ernst Haack und B. Lehmann. 26. u. 27. Liefrg. (S. 401—560, Dr. E. Huschke bis Jesia.) (Leipzig, Justus Naumanns Verlag.)

Kirchliche Monatsschrift. Organ für die Bestrebungen der positiven Union, herausgegeben von G. Pfeiffer, Superintendent in Cracau bei Magdeburg, und H. Jeep, Superintendent in Stendal. IX. Jahrgang. 1889/90. Heft 11. (Verlag von E. Baensch jun., Magdeburg.)

Zwanzig Predigten über ausgewählte Texte von Hermann Beck, evang.-lutherischer Pfarrer und Badeprediger in Bad Kissingen. (Würzburg, Georg Hertz.) 1890. 181 S.

Die Wichtigkeit der weiblichen Gemeinde-Diakonie in der Kirche unserer Tage von J. Bonnet. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) 1890. 29 S. 40 Pf.

Vademecum aus Luthers Schriften. Für die evangelischen Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Gustav Krüger und Dr. Johannes Delius. 2. Aufl. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 111 S. 1 M.

Eingabe an die städtischen Kollegien in Altona, betreffend Bildung einer Bau- und Wohnungs-Genossenschaft in Gemäßheit des Gesetzes vom 1. Mai 1889 von B. Bleicken. (Druck von Chr. Adolff, Altona-Ottensen.) 22 S.

Das Reichsgesetz betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung vom 22. Juni 1889. Erläutert von Dr. R. Bosse und E. von Woedtke. Nach amtlichen Quellen. In ca. 9 Lieferungen von 4—5 Bogen à 1,60 M. Erste Lieferung. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1890. 80 S.

Studien über Getreideverkehr und Getreidepreise in Deutschland von Dr. August Köttgen. (Jena, Gustav Fischer.) 1890. 67 S.

Die Stellung der Gebildeten zur socialen Frage. Vortrag, gehalten im Verein deutscher Studenten zu Leipzig von Prof. Lujo Brentano, nebst einem Nachwort desselben. (Berlin, Verlag der „Akademischen Blätter“ [G. Rauh].) 16 S. 25 Pf.

Ein ruhiges Nachwort zum Duell Salomon-Bering. Sonderabdruck aus der „Hannoverschen Rundschau“. (Hannover, Verl. d. „Hann. Rundschau“.) 1890. 8 S.

Repetitorium der Gesellschaftskunde zur Ergänzung des Geschichtsunterrichts. Von F. W. Dörpfeld, Rektor a. D. 3. Aufl. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1890. 48 S. 30 Pf.

Die Gesellschaftskunde eine notwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts. Begleitwort zur 3. Aufl. des „Repetitoriums der Gesellschaftskunde“. Von F. W. Dörpfeld, Rektor a. D. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1890. 40 S.

Der deutsche Kaiser. Von Dr. jur. Ritter, Mitglied des Staatsrats und des Hauses der Abgeordneten. (Berlin, Walther & Apolant.) 1890. 28 S. 50 Pf.

Immanuel Kant und die Grundlagen der christlichen Religion. Von Lic. theol. Dr. Wilhelm Koppelmann. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1890. 113 S. 1,80 M.

Einem unbekannten Gott. Rektoratsrede, gehalten in der Aula der Universität zu Königsberg von Rudolf Grau. Separatabdruck aus dem Jubiläumsheft des „Beweis des Glaubens“. Mit einem Bilde. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1890. 24 S.

Gesammtregister zum „Beweis des Glaubens“, Band I bis XXV. (1865—1890.) (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1890. 28 S.

Liturgisches Handbuch für die Gemeinde zum Gebrauch beim öffentlichen Gottesdienst. Von Pastor August Dächsel. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1890. 80 S. 60 Pf.

Kanzelbüchlein, enthaltend die sonn- und festtäglichen Perikopen, die Geschichte der Zerstörung Jerusalems durch die Römer, sowie Formulare zu den nach der Predigt zu verrichtenden Danksagungen und Fürbitten. Zum Handgebrauch für Geistliche in der Preußischen Landeskirche zusammengestellt von August Dächsel. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1890. 85 S. 1 M.

Ziele und Mittel der Hessischen Rechtspartei Vortrag, gehalten von W. Hopf, Herausgeber der „Hessischen Blätter“. (Melsungen, W. Hopf.) 28 S. 20 Pf.

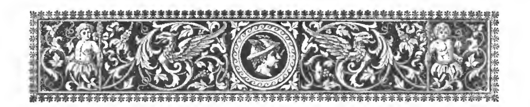
Der Untergang der kurhessischen Selbständigkeit im Jahre 1866. Vortrag, gehalten von Julius Martin, Rechtsanwalt. 2. Aufl. (Melsungen, W. Hopf.) 1890. 40 S. 30 Pf.

Die Hohenzollern unter der Fahne des Evangelischen Glaubens und der volksfreundlichen Socialreform. Von Julius Werner. (Leipzig, Buchhandlung des Evang. Bundes [C. Braun].) 1890. 67 S. 1 M.

Hannoverscher Volkskalender auf das Jahr 1891. 22. Jahrgang. Herausgegeben von Pastor Freytag. (Hannover, H. Feesche.) 78 S. 50 Pf.

Der deutsche Volksbote. Ein christlicher Kalender auf das Jahr 1891. Herausgegeben von Ernst Evers. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 112 S. 50 Pf.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Juvenilia.

Blätter der Vergangenheit.

Von

Carl Bunnius.

„O Gefilde der Seligen! O azurblaues Reich des Lichtes, der Jugend und des Glücks! Ich habe dich geschaut . . . . im Traume.“ — Iwan Turgenjew. Senilia.

So wie es mir die Erinnerung tropfenweise eingiebt, will ichs erzählen. Im verklärten Lichte liegt jetzt jene Zeit, an die ich dankbar zurückdenke, und alle die Erlebnisse runden sich in meinem Gedächtnisse ab zu schönen, lebenswarmen Bildern. War es doch die Heimat, in der ich damals lebte. Und in der Fremde gedenkt man ihrer mit klopfendem Herzen, und alles was an die Heimat erinnert, es wird einem doppelt lieb und teuer. Ich führe den Leser an das Gestade des baltischen Meeres. Dort, wo vom Ausfluß der mächtigen Düna in den rigaischen Meerbusen die weißen, von Kiefern bestandenen Sanddünen sich bis zur nördlichen Spitze Kurlands hinziehen, — liegt die meilenweite sandige Fläche des Meeresstrandes, die in den Sommermonaten nur hie und da von den Reihen der Badekarren und -Häuser unterbrochen wird, welche auf die hinter den Sandbergen liegenden großen Badeörter hinweisen, wo im Sommer aus Riga, der Hauptstadt Livlands, oft bis 50,000 Stärkung suchende Sommergäste zusammenwohnen. Hier herrscht dann um Sonnenuntergang oft ein lebhaftes Treiben. Scharen Lustwandelnder bewegen sich, munter plaudernd, auf der harten, festen Fläche. Fröhliche Kinder haben hier den geeignetsten Tummelplatz für ihre lärmenden Spiele gefunden — es ist oft ein buntes, lebhaftes Farbenbild, das vor unseren Augen sich entrollt, hier im Anblick des spiegelklaren Meeres, hinter dem eben die runde Scheibe der Sonne langsam und zögernd hinabsinkt. Aber der einsame Wanderer und Freund der Natur entzieht sich am liebsten diesem geräuschvollen Treiben und richtet seine Schritte weiter hinaus, längs dem Gestade in die dämmernde Stille des Sommerabends hinausschreitend, wo allmählich die Stimmen hinter ihm immer mehr verstummen und bald kein menschlicher Laut mehr die Ruhe unterbricht, in welcher Wald und Meer zu beiden Seiten ihm schweigend das Geleite geben.

Auch mich hatte in jenem Sommer das Bedürfnis nach Stille weiter abseits vom Getriebe der großen Badeorte in ein Bauerhäuslein geführt, das mitten in einer Waldlichtung zwischen den hohen Abhängen der Sandgebirge lag, wo die See in unmittelbarster Nähe mit ihrem blauen Spiegel durch die Wipfel des Waldes grüßte. — Welch eine würzige, erquickende Luft — überall nur Wald und Meer und das satte Grün der Waldwiesen mit ihren Blumen und im Juni zur Zeit der Heuernte der Duft des gemähten Grases. Zur einen Seite der Laubwald, wo besonders nach dem Abendregen

der starke, berauschende Atem der Birken bis zu mir dringt, — auf der anderen Seite Tannen und Kiefern, unter deren Kronen die weißen Büschel des wilden Rosmarin und andere Sommerkräuter wuchern, deren Aroma mit den Harzdüften der Nadelhölzer sich vermischt. Hier bin ich oft umhergeschweift, botanisierend oder beeren- und pilzesammelnd. Es giebt für das müdegearbeitete Haupt eines Städters kaum eine schönere, erfrischendere Erholung, — aber auch das Herz des Naturfreundes findet hier seine Freude. Wald und Meer — es sind zwei große, herrliche Offenbarungsgebiete des Schöpfers. Und sie sind es wert, daß wir mit forschendem Auge der Fülle von Schönheit und Leben nachgehen, die hier im Großen, aber auch im Kleinsten an die Macht Gottes erinnern und überall seine Spuren dem in die Tiefe dringenden Blicke des Menschen enthüllen.

Schöner aber als die Natur ist das Menschenherz und lohnender das Studium desselben. Die Natur ist stumm. Stumm ist auch ihre Geistessprache, die nirgends über die Linie des Bewußtseins sich zu erheben vermag. Der Geist des Menschen allein hat das Selbstbewußtsein, welches ihn zur Höhe der Gottesverwandtschaft führt. Die Sehnsucht nach der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, welche der große Apostel, der mit seinem durchdringenden Geiste in alle Höhen und Tiefen des Lebens gedrungen ist, aus der stummen Seufzersprache der Kreatur mit dem Ohre heraushört, welches durch den hl. Geist geöffnet worden ist auch für die Geheimnisse der Natur, — die Sehnsucht nach Gott und dem Leben aus Gott, sie findet erst im Menschenherzen ihre Sprache. Und namentlich das Jünglingsalter ist jene Zeit, wo wir fragend uns über uns hinaus erheben und den zu finden verlangen, der unser Vater ist. Viele Wege führen scheinbar zum Vater — und manches junge Herz sucht ihn in Natur und Welt, in Wissenschaft und Kunst, wo er nicht gefunden wird. Einer aber sprach: „Ich bin der Weg, niemand kommt zum Vater, denn durch mich." Die Liebe zu Ihm und der Glaube, der an Seiner Hand den Gang durchs Leben antritt, — sie führen zum Vater. — — — — —

Es liegt im menschlichen Herzen ein tiefer Zug nach Gemeinschaft. Wer lange mit der Natur verkehrte, empfindet bald doppelt das Bedürfnis, wieder Menschen aufzusuchen, Herzen, die voller Einfalt und Empfänglichkeit für Wahrheit sind und hierin die Natur abspiegeln, denn auch diese ist voller Einfalt; sie ist wahr und der Verstellung unfähig. Und solche Herzen fand ich im Volke, im russischen Volke. Ich will keine Vergleiche ziehen und allen Parallelen aus dem Wege gehen. Ein jedes Volk hat seine Fehler und Mängel. Es giebt Nationallaster und -Schwächen. Sie sind mir auch am Russen wohlbekannt. Aber es ist mir mehr Bedürfnis, bei seinen liebenswürdigen Eigenschaften zu verweilen, wie sie mir im Verkehr in jenen Sommerwochen entgegentraten. Dieses Volk hat ein tiefes Gemüt und einen edlen, empfänglichen Sinn für religiöse Wahrheit. Niemand, der es kennt und der imstande war, diese Saiten der Volksseele jemals anklingen zu lassen, wird leugnen, daß hier ein fruchtbarer Boden ist für die Saat des Evangeliums, wie er schöner nicht gedacht zu werden vermag. Denn sind's nicht vorzugsweise das Gemüt, der Wille und das Gewissen, an die sich die Wahrheit des göttlichen Wortes wendet? Wenn die Kirche, der dieses edle Volk seit nun über 900 Jahren angehört, sich einmal den Segensströmen des Evangeliums ganz und rückhaltslos öffnen würde, und dieselben sich ungehindert in diese schöne Volksseele ergießen könnten, — es müßte der Wille unter den Einflüssen des hl. Geisteswortes erstarken und zu einer Neugeburt von oben fähig werden. Gerade bei Gemütsmenschen — und als solche traten mir bisher in Dichtung und Leben die bei weitem meisten dieser Russen entgegen — bedarf der Wille einer starken Macht, um den dämonischen Gefahren gewachsen zu sein, die uns in den rätselhaften Tiefen unseres Herzens drohen. Warum treten uns im russischen psychologischen Romane keine Männer entgegen, Männer im echten, evangelischen Sinne? warum verfallen die edlen, wahrheitssuchenden Naturen in der höheren Gesellschaft meist dem ödesten Weltschmerze oder dem fadesten Atheismus? warum gehen so viele Existenzen in diesem Volke — und gerade oft die reich angelegten —

wenn irgend ein erschütterndes Lebensereignis, irgend ein großer, unerwarteter Schmerz über sie hereinbricht im Trunke oder in Ausschweifung elend zu Grunde? — Ich kann es mir nur daraus erklären, daß diesem lebhaften Temperamente, dieser rasch empfänglichen und beweglichen Phantasie, diesem oft so unendlich tief empfindenden, sehnsüchtig-melancholischen Gemüte der durch den Glauben wiedergeborene Wille fehlt, wie ihn nur das Evangelium bringt. Es müssen mehr Eisenbestandteile ins Blut, mehr sittliche Energie und Charakter in den Geist übergehen, der sonst machtlos dem Dämon in unserem Innern erliegt. — Daß der Wunsch gerade in jenen Tagen, wo ich meist im Verkehr mit Soldatenjünglingen manches edle, der Wahrheit zugewandte Herz kennen lernte, immer mächtiger sich in mir regte, Gott möge dem großen Reiche doch bald die Morgenröte aufgehen lassen einer neuen Zeit des Evangeliums, man wird es begreiflich finden nach jenen Erlebnissen, die ich im Folgenden wiederzugeben suchen will. — — — — —

Es war einer jener stillen Sommerabende, wie sie nur das baltische Meer und der höhere Norden kennt. Der Himmel ist gegen Westen, wo die Sonne hinter die spiegelebene Meeresfläche hinabsank, noch mild gerötet. Die unendliche Weite, in die das Auge schaut, und wo in der Tiefe des Horizontes Himmel und Wasser ineinanderfließen — erglänzt im gedämpften Lichte der nahenden Nacht, wie in den Farben des zarten Milchglases. Ich sehe Soldaten auf mich zukommen. Es ist die Grenzwache, die an den Küsten des rigaischen Meerbusens Nacht und Tag patrouilliert. Ich suche gern jede Gelegenheit auf, mit ihnen religiöse Gespräche anzuknüpfen und finde meist das freundlichste Entgegenkommen. Gehörte es ohnehin ja bis vor kurzem noch sehr zu den Ausnahmen in Livland, daß ein Herr, dessen Aeußerem man den Deutschen anmerkt, die Reichssprache in der Weise beherrschte, um ein Gespräch mit einem russischen Soldaten führen zu können. In einigen Jahren wird sich das vielleicht schon sehr geändert haben unter dem Einflusse jener Russificierungsmaßregeln, die mit der allgemeinen gesetzlichen Einführung der russischen Sprache und Sitte in den Ostseeprovinzen leider auch eine 700jährige und bisher ganz deutsch-evangelische Kultur in diesen Grenzländern zu vernichten drohen. Neue Verhältnisse bahnen sich an, und Gott muß auch hier die Zukunft befohlen bleiben. Bemerken muß ich nur, daß ich als deutscher Balte, der auch stets deutsch bleiben will, dies doch sehr wohl mit einer warmen Liebe für das russische Volk zu vereinigen vermag. Im Lichte des Evangeliums schwinden die Unterschiede von Juden und Griechen. Die Liebe Christi löst für mich die Frage der Nationalitäten und Konfessionen. Es kommt allerdings hinzu, daß auch aus meiner Jugendzeit, die ich an den äußersten Grenzen der baltischen Provinzen verlebte, viel Eindrücke stammen, die mir das russische Volk bereits lieb gemacht. Ich hatte infolge der nahen Nachbarschaft zu den rein russischen Gouvernements, an die meine Vaterstadt grenzte, schon damals Gelegenheit, russische Sprache und Sitte kennen zu lernen, so daß alle späteren Berührungen mit diesem Volke mir immer die Jugendzeit und einen Reichtum schöner Erinnerungen im Herzen aufleben lassen.

So hatte ich mich schon gleich in den ersten Tagen meines Strandaufenthaltes gefreut, hier mit Russen zusammenzutreffen. (Das livländische Landvolk besteht aus Letten, deren Sprache mir unbekannt ist, und hat man darum meist nur durch das Militär Gelegenheit, Leute aus dem Innern des Reiches in diesen Gegenden zu sehen.) Ich lernte hier unter den Soldaten, die zum großen Teil in den Jünglings- und ersten Mannesjahren stehen, — frische, liebenswürdige Gesichter! — Vertreter aus den verschiedensten Teilen des großen Kaisertums kennen. Da gab es solche aus Tambow, Rjäsan, Pensa, Jaroslaw, Orel und anderen Gegenden. Am liebsten wurden mir in der Folge die Mohilewer. Sie zeichneten sich in auffallender Weise vor den andern durch Intelligenz aus. Auch war die Tiefe ihres Gemütslebens größer als bei den andern. Ich verteilte an solchen Abenden, wo wir am Ufer hinwanderten, und bald ein Wort das andre gab, Schriften und Neue Testamente unter meine Gefährten. Wie dankbar wurden

diese meist dialogisch gehaltenen, religiösen Büchlein in Empfang genommen. In russischer Sprache größtenteils recht populär abgefaßt, von russischen Bischöfen zensiert — war der Inhalt evangelisch.*) Die griechische Kirche ist ihrem innersten Wesen nach viel toleranter als die römische und hat sich, soviel mir bekannt, nie principiell gegen die Bibelverbreitung im Volk ausgesprochen. Auch traf ich in den Händen mancher Soldaten — meist im Kasten der Gefreiten, Fähnriche und Feldwebel, also bei den höheren Chargen bis zum Unteroffizier — bereits eine Bibel an, die mir gewöhnlich mit viel Stolz als ein verborgenes Heiligtum hervorgeholt und gezeigt wurde. Es waren Ausgaben der britischen Bibelgesellschaft, die ich sah. Von der Reichskirche selbst geht also die Verbreitung der hl. Schrift, wie es scheint, nicht aus, — aber die russische Geistlichkeit setzt ihr auch keine Feindschaft entgegen. Bei gemeinen Soldaten habe ich damals keine Bibeln angetroffen. Manche von ihnen verstehen auch nicht einmal gut zu lesen und zu schreiben. Auch bemerkte ich bei jeder Gelegenheit — namentlich wenn ich sie während ihrer dienstfreien Stunden in ihren Wohnungen beisammen traf — wie die Strebsameren unter ihnen jede Zeit benutzten, um sich durch lautes Lesen und emsiges Abschreiben weiter zu bilden. Der stationierende Unteroffizier schien eine Kontrolle über diese Studien zu führen. Der weiter Vorgerückte half da oft dem Anfänger. Die großen, mit blauen Deckeln und Kartonpapier versehenen Hefte fielen mir bei solchen Besuchen stets in die Augen. Hier konnte man die kalligraphischen Fortschritte der eifrigen Schüler verfolgen. Die Vorgerückten benutzten das Heft zu einer Art Kladde, wo sie sich eifrig Notizenaufzeichnungen und Auszüge aus ihren und auch den von mir geschenkten Büchern machten. Ein Analphabet fiel mir unter den anderen auf. Es war ein Pole. Er antwortete einsilbig und als wäre es ihm schwer zu reden. Er war aber immer freundlich und hatte im Auge einen ganz besonders hingebenden Ausdruck. Ich wußte anfangs nicht recht, was ich aus ihm machen sollte. Bei einer Gelegenheit, wo ich seine Kameraden über ihn ausfrage, wird mir das Rätsel klar. Es war nicht etwa eine Ungewandtheit in der russischen Sprache, die ihm als Pole fremd war, sondern vielmehr das Unvermögen eines Geistes, der weder das Lesen noch das Schreiben erlernt hat, sich ausführlicher und klarer auseinanderzusetzen. Es ist etwas Eigentümliches um einen solchen Fall geistiger und seelischer Verwahrlosung, wie ich ihn hier gewahrte.

„Wie heißt euer schweigsamer Kamerad?“ fragte ich die anderen. „Er scheint ja nicht bis drei zählen zu können. Wenn ich ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen versuche, so ist er gleich fertig und lächelt nur — halb verstohlen und wie in sich hinein. Ist er nicht ganz gescheidt?“ — „O doch, er ist bei vollem Verstande“, heißt es, „Sie meinen wohl Kareta (Kalesche)?“ „Ja, — das wird Kareta sein“, wirft ein anderer dazwischen. „Ach, der ist ein ganz guter Mensch, er versteht nur nicht zu lesen und zu schreiben!“ „Wie?!“ rufe ich aus. „Kommt das noch bei euch vor? Das ist ja aber recht schlimm!“ — „Ja“, heißt es wieder, „wir verstehen wohl alle zu lesen, — aber manche, die so aus den inneren Gouvernements kommen, die wissen oft kaum die Buchstaben.“ „Nun“, meine ich, „Kareta lernt aber doch wenigstens jetzt das Buchstabieren?“ — „O ja, er ist sehr dabei. Aber Sie wissen nicht, lieber Herr, wie langsam das geht. Oft kann er stundenlang so still für sich über den Buchstaben sitzen. Und so sammelt er sie sich zusammen, einen beim anderen, — ganz allein. Aber es geht nur sehr langsam!“ „In seiner Muttersprache kann er doch lesen?“ „Nein, — auch nicht so recht, mein Herr. Es geht langsam, er giebt sich viel Mühe!“

Kareta wurde mir immer interessanter und lieber. Es war mir, als verstände ich allmählich sein stilles, in sich gekehrtes Gesicht besser, nachdem ich diese Enthüllungen vernommen. Bei der nächsten Gelegenheit wollte ich ihm einige Schriften, ganz für

*) Ich hatte sie mir aus dem Depot der britischen Traktatgesellschaft verschafft. Der Verbreitung dieser unter Alexander II., der sich bekanntlich durch edle religiöse Duldsamkeit auszeichnete, erschienenen Bücher stand nichts im Wege. Nur der öffentliche Massenverkauf durch Kolporteure war untersagt.

seine Bedürfnisse geschaffen, einhändigen. In der einen konnte man mit Erlernung des Alphabets beginnen und mit dem Leben Jesu enden. Es war eine Art geistlicher Fibel — sehr praktisch eingerichtet. Den Beschluß machte eine gedrängte Uebersicht über das Leben Jesu nach den Evangelien. In einem anderen Büchlein fanden sich groß gedruckte Bibelsprüche in sehr weit auseinander stehenden Buchstaben, so daß man hier — da die Silben abgeteilt waren — allmählich Leseübungen anzustellen vermochte. Zugleich waren meist nur die verständlichsten Stellen aus dem N. T. gewählt. Ich erinnere mich noch vieler schöner Johannesstellen über die Liebe. — Als ich einmal meine Schritte um die Nachmittagszeit zum Strande wende, die Taschen mit den Büchlein gefüllt, bemerke ich zu meiner Freude meinen Freund einsam inmitten niedrigen Kieferngestrüppes so recht im goldenen Lichte der heißen Mittagssonne stehen. Er hat sich auf seine Flinte gelehnt, sein wachsleinener Mantel hängt lose um die Schultern. Er blickt mir gerade entgegen mit dem alten, stillen und beschaulichen Ausdrucke im freundlichen Gesichte.

„Nun, Kareta, man hat mir neulich erzählt, daß du nicht lesen kannst? Ist das wahr?" Nach einer kleinen Pause sagt er: „Ja, es ist so!" — „Aber du mußt es ja schrecklich langweilig hier haben — so den ganzen Tag über in der Einsamkeit zu stehen und zu wandern — und nichts zu lesen!" Er lächelt. „Man trifft hier selten einen Menschen — aber der Tag vergeht auch!"

Wir standen auf einer hohen Sanddüne. Hinter uns der Kiefernwald — vor uns der blaue Busen des Meeres — weit und breit keine Menschen! Meine Wanderungen führten mich meist an die entlegeneren Stellen des Gestades.

„Weißt du, ich will dir Bücher geben, aus denen du lesen lernen kannst. Sie sind sehr schön." Er lächelt und sieht mich dankbar an. „Komm, setze dich hier neben mich auf den Sand — ich will doch sehen, was du weißt? — Wie heißt dieser Buchstabe?" — Er sagt: L. und vertieft sich sofort schweigsam in die Lektüre des Spruchbüchleins. Er hält das Schriftchen immer in den Händen und sieht angestrengt hinein. Seine Lippen bewegen sich, doch hört man keinen Laut über die Zähne schlüpfen. Aber sein schlummernder Geist, in dem alles wie noch ungeweckt, gleichsam wie in der Knospe ruht, erwacht zu immer lebhafterem Interesse. Endlich hat er es heraus: „Liebe". Das Wort war sehr groß geschrieben. Ich lese ihm den Spruch ganz vor. „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm." Dieser eine Spruch steht ganz allein auf der ersten Seite des Büchleins. „Und sieh' hier", fahre ich fort, „ist noch ein anderes Buch. Das beginnt mit den Buchstaben des Alphabets, und dann kommen Silben, Worte, Sätze, Sprüche — das Einmaleins — endlich ein Auszug aus der biblischen Geschichte. Ist das nicht schön? Nun mußt du aber ordentlich lesen lernen. Nicht wahr?" Er sieht mich wieder dankbar an und hält das Büchlein in der Hand. Er sagt nichts. Aber ich merke an der Art, wie er das Büchlein anfaßt, daß ihn tiefes Interesse für die Sache erfüllt.

Endlich, um ihm doch einige Worte aus dem Munde zu locken und dem Gespräche einen neuen Stoß zum großen Centrum hin zu geben, um das bei diesem Verkehr mit den schlichten Leuten aus dem Volke im Grunde doch mein wichtigstes Interesse sich immer drehte, — ziehe ich mein russisches N. T. aus der Tasche, in dem ich Bilder des Gekreuzigten liegen habe mit der Unterschrift in verschiedenen Sprachen. Es war das bekannte Bild mit dem bekannten Worte, das im Leben Zinzendorfs jene wichtige Rolle gespielt, als er durch die Dresdener Bildergallerie schreitet und plötzlich sinnend stehen bleibt: „Das that ich für dich, was thust du für mich?" Ich wählte den Vers in polnischer Sprache. Kaum daß ich das Bild aus dem Buche genommen und meinem Gefährten hingereicht mit der Frage: „Was ist das?" — da geschah etwas Ueberraschendes, Unerwartetes, das sich mir aber tief ins Gedächtniß eingeprägt hat, denn es war so schön! Solche Augenblicke vergißt man nicht. Mit der einen Hand greift mein stummer Freund nach dem hingereichten Bildchen — nur ein Blick — und lautlos beugt sich sein Haupt über meine Hand. Er küßt sie — und ich spüre eine warme

Thräne auf der Hand. Er erkannte das **Bild** sofort. Der Geist, der nicht zum Lesen und Schreiben geübt worden, nahm die Wahrheit doch im **Bilde** sofort verständnisvoll auf. Wie fein und tief vermochte dieser einfache Jüngling zu empfinden. Wie gebildet benahm sich in diesem Augenblicke der Analphabet! Wenn solche Momente bei der hl. Verschwiegenheit dessen, was hier vorgeht, Augenzeugen vertrügen — ich hätte es gewünscht, daß mancher aus der Schar jener Ueberbildeten, an denen die Zeit heute so reich ist, hier von diesem russischen Soldaten gelernt hätte, was es um die Wahrheit der ersten Seligpreisung des Bergpredigers ist: „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr!" Wie nah' beim Himmelreich war dieses Herz! —

— — — — — — — — — — — — — —

Ein andermal ist's wieder ein Sommerabend. Ich begegne alten Bekannten. Es dunkelte schon sehr. Aber in der durch die Nähe der blitzenden Meeresflut wie gelichteten Finsternis erkenne ich in der Schar seiner Genossen einen Jüngling, dessen liebenswürdiges, unschuldig freies und fröhliches Wesen mir schon seit der ersten Begegnung im Gedächtnis geblieben war. Ich hatte ihm damals das russische Neue Testament und ein Gespräch über die Wiedergeburt geschenkt. In der ganzen Zeit, wo er mir aus den Augen gekommen war, hatte ich fast mit Sehnsucht seiner gedacht und im Stillen lebhaft gewünscht, ihm noch einmal zu begegnen. Und nun tritt mir dieselbe schlanke, jugendliche Gestalt entgegen. Aber er ist stiller geworden und erscheint wie verändert. Es ist, als sei in den Spiegel dieser lebensprudelnden, übermütigen Jünglingsseele ein Stein gefallen. Auch seine Stimme klingt verändert, — ein zitternder, rührender Laut in ihr, als sei etwas in den innersten Tiefen dieses Herzens erwacht, das vorhin geschlummert.

„Was ist dir, Stephan? Wie hast du solange gelebt? Wir kennen uns doch noch seit unserer letzten Begegnung? Nicht wahr?!"

„O wie danke ich Ihnen, lieber Herr, für diese so schönen Bücher, die Sie mir damals gegeben!"

„Hast du die Bücher verstanden? — Waren sie schön?"

„O wie sollte ich nicht, — es sind so schöne Bücher — und so ans Herz greifend!"

Wir gehen weiter und reden über das Gelesene. Es ist mir interessant, wie hier alles ausschließlich durch das Medium des **Gemüts** aufgenommen worden ist, ohne daß der Verstand es noch vermag, das Gefühl in seine Details dialektisch auseinanderzulegen und sich über das Gelesene im einzelnen klar zu werden. Aber die Hauptsachen sind in ihrer beseligenden Tiefe, ich möchte sagen instinktiv gefaßt und völlig aufgenommen.

Es wird immer dunkler — das Meer rauscht leise, ohne daß es von eigentlichen Wellen gefurcht wäre, nur hie und da netzt eine sanfte Bewegung der Flut den feinen Sandkies zu unsern Füßen. Es ist wie das leise, rhytmische Atmen eines Schlummernden — die Sterne funkeln! In solchen Momenten, wo die sichtbare Gestalt des konkreten Menschen dem forschenden Auge sich im Dunkel entzieht, und nur hin und wieder die Umrisse des Körpers in ihren seelischen Linien durch die nächtliche Dämmerung brechen, wenn ein freundlicher Stern hie und da den Schleier vom Auge nimmt — da öffnet sich die Seele weiter, und der Geist redet vertrauter und inniger zum Geiste. — Mein Begleiter bleibt plötzlich stehen. Ich sehe noch die Silhouette seiner anmutigen, seelenvollen Gestalt gegen den milchhellen Nachthimmel sich so schlank abheben, wo die letzten braunvioletten Färbungen des Abendrots verblassen, seine Hand streckt sich im Gespräche aus — das ist unnachahmlich! In dieser einen Handbewegung des schlichten Soldatenjünglings — welch eine schöne, reine, dankbare Seele, wie viel natürlicher Adel der Anmut, welch eine Beredsamkeit des Herzens! —

„O, Sie sind uns von Gott gesandt, mein Herr! Immer wieder muß ich in den lieben Büchern lesen, die Sie mir neulich gaben. Nachts, wenn alles schläft, wache ich auf — ich kann nicht schlafen — ich greife nach den schönen Schriften, und ich muß lesen, lesen und finde kein Ende — — bis mir die Augen von Thränen übergehen!" —

Und ich denke so für mich hin: wie schön ist diese Volksseele, die Maria gleich so „viel zu lieben" vermag, die von Natur dem Evangelium so kongenial ist!

Turgenjew schildert in seiner Novelle gleichen Namens die Wirkungen der Lektüre des Goetheschen „Faust" auf ein russisches weibliches Herz, das erst verhältnismäßig spät durch einen akademisch gebildeten Freund, der aus Deutschland kommt, in diese Welt eingeführt wird und das große Drama des weiblichen Herzens in seiner erschütternden Lebenswahrheit erfahren lernt. Ich erfuhr mehr, um so viel höher das Neue Testament über dem „Faust" steht, wie der Himmel über der Erde, — aber das Gleiche in beiden Fällen war die russische, tiefe Seele, als die empfangende.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein liebenswürdiger Bursche war Alexander Brokaroff. Ich hatte ihn gleich zu Anfang unseres Strandaufenthaltes kennen gelernt. Und seitdem ich ihm Büchlein gegeben, war er mein treuer Anhänger. Immer wenn ich ihn am Meere, auf seine Flinte gelehnt, begegnete, hatte er irgend ein Schriftchen in der Hand und las eifrig darin. Wenn er mich in der Ferne bemerkte, unterbrach er sofort die Lektüre und kam langsam auf mich zu. Er war ein Mohilewer, voll Liebe zu seiner schönen Heimatprovinz, von der er mir Wunderdinge zu erzählen nicht müde wurde. „Bei uns zu Lande wachsen die Weintrauben, mein Herr!" „Was? das war mir unbekannt. Habt ihr da ein so südliches Klima?" — Er vertieft sich in eine Schilderung der Reize seines Geburtsortes. Es liegt etwas so Herzliches, tief Gemütvolles in seinen Worten. Während er mich in seine Familie einführt und mir von Eltern und Geschwistern zu Hause so treuherzig erzählt, betrachte ich den mir zur Seite hinwandelnden Begleiter. Es ist ein schmucker, strammer Soldat mit intelligenten Zügen. Wie genau er mir die Manipulationen des Ladens und Feuerns an seinem Hinterlader zu demonstrieren weiß. Man könne, wenn es darauf ankommt, unausgesetzt Schüsse aus dem Gewehre entsenden. Es ist ein Repetiergewehr mit sehr sinnreichem und im ganzen einfachem Mechanismus. Wir kommen auf den Krieg zu reden.

„Man sagt so", meint er naiv, „es könne schon bald losgehen!" —

„Es hat keine Eile, Alexander Petrowitsch. Wenn Bismarck und der russische Kaiser nicht wollen, so giebt es keinen Krieg. Hast du nicht neulich von einer Rede Bismarcks gelesen, wo er unseren Kaiser so lobt und unter anderem sagt: auf die Worte Alexanders III. verlasse er sich unbedingt. Wenn der etwas sage, so gelte ihm das mehr als alles Zeitungsgerede, denn Zeitungen seien ja nur Dummheiten, die zufällig die Gestalt von Druckerschwärze angenommen hätten."

„Sagte er das?"

„Ja, — liest du auch Zeitungen, Alexander Petrowitsch?"

„Zuweilen."

„Was habt ihr denn für Bücher in eurem Grenzwächterhause?"

„Zuerst die Instruktionen und Dienstreglements (wie ich hernach oft zu bemerken Gelegenheit hatte, wußte er sie wie am Schnürchen paragraphenweise herzusagen und war oft mit Memorieren neuer Paragraphen beschäftigt) —, dann giebts Bücher aus der russischen Geschichte, Erzählungen aus den Zeiten, wo Napoleon in Moskau war, — dann —"

„Aber religiöse Bücher habt ihr nicht? Besitzt ihr Bibeln?"

„Der Unteroffizier hat eine in seinem Kasten — es ist eine schöne Ausgabe — in 4 Bänden."

„Euer Offizier hat doch nichts dagegen, daß ihr die religiösen Schriften von mir in Empfang nehmt?"

„O nein. Einmal fragte er uns wohl, was das für Bücher seien? Aber ich sagte ihm, daß es sehr schöne, erbaulich zu lesende Bücher seien; der Herr, der sie uns gegeben, wird uns nur gute Bücher geben. Das sagte ich ihm. Darauf bemerkte er: ‚Es ist schon gut!'"



„Also du liest auch Zeitungen, Alexander Petrowitsch? Weißt du auch, daß des deutschen Kaisers Sohn augenblicklich schwer krank ist? — Was hilft ihm all seine Macht — die Aerzte können ihm nicht helfen!"

„Ja, ich weiß wohl — davon stand auch in unseren Zeitungen zu lesen. Sie haben ihn im Halse geschnitten — der arme Mann kann so schwer sprechen. Das ist eine schreckliche Prüfung! — Ich war auch einmal krank — da haben mich die Aerzte halbtot kuriert. Ich dankte Gott, als ich wieder aus dem Krankenhause herausgelassen wurde. Sie haben mir den halben Rücken zerfleischt!" — —

Wir wandern weiter, ich lasse mir über einige geistliche Dialoge referieren, die er kürzlich gelesen. Er hat den Kern der Sache mit scharfem Blicke meist richtig erfaßt.

Ich frage ihn, ein anderes Thema anschlagend, wie lange sie hier im Jahre zu wachen hätten.

„O bis in den Spätherbst. Da wird es oft bitter kalt — kein Mensch ist zu sehen. Es ist dann recht einsam hier."

„Habt ihr denn jemals einen Schmuggler erwischt?"

„Gott weiß es — ich habe noch niemals einen gesehen. Hier kommt uns auch niemand ins Gehege. Aber es ist so Befehl, — es ist unsere Dienstordre!" — — Wir trennen uns für heute, ich bezeichne ihm meine Wohnung, — er erbittet sich von mir die Erlaubnis, ein andermal zu mir zu kommen und sich neue Bücher abzuholen.

Das Band der Freundschaft ist geknüpft. Es vergeht keine Woche, wo wir uns von jetzt an nicht treffen. Bald hat er sich unserer Familie geradezu angeschlossen und wählt sich unseren Strand zu seinem dauernden Wachtposten aus.

Er hat dabei stets etwas so rührend Bescheidenes und Kindliches und weiß zu jedem Familiengliede in ein herzliches persönliches Verhältnis zu treten. Wenn einige Zeit hingegangen ist, so vermißt man ordentlich das liebe, freundliche Gesicht, und einer fragt den anderen: Wo mag der Brokaroff dieses Mal so lange stecken? —

Eines Tages — es rieselte ein trübseliger Landregen vom Himmel herab, der Wald stand schweigsam und triefend da, niemand hatte rechte Lust, sich in die Nässe hinauszuwagen — man saß bei einem guten Buche oder irgend einer Arbeit auf der Veranda, — da tritt unser Freund plötzlich hinter einer Baumgruppe hervor und überrascht uns unerwartet durch seinen freundlichen Gruß.

„Nun, guten Tag, Alexander Petrowitsch — das ist doch schön, daß du uns nicht vergessen hast. Aber wo ist heute denn deine Flinte geblieben?"

„Ich habe heute meinen freien Monatstag und bin eben nicht im Dienste. Da wollte ich mich doch einmal auch dankbar beweisen, — jetzt müssen Sie auch einmal diesen Wein probieren, — es ist echter Kachetiner." Dabei zieht er eine Flasche Rotwein aus der Tasche und stellt sie auf den Tisch.

„Aber das ist recht leichtsinnig von dir, daß du dich in solche Auslagen unseretwegen stürzest. — Warum hast du soviel Geld ausgegeben?"

„Ach, es ist nur meine Monatsgage, da wollte ich doch gern Ihnen etwas anbieten. Bitte trinken Sie, Munja Constantinowna. Sie müssen heute von meinen Cigaretten rauchen, Karl Constantinowitsch!" — Er zieht ein Päckchen feiner Cigaretten aus der Tasche.

Wir müssen uns wohl oder übel fügen. Es ist dieser hübsche, etwas an Leichtsinn streifende, aber noble Zug der Dankbarkeit — echt nationalrussisch. Dieses Volk reißt sich, wenn es darauf ankommt, die Kleider vom Leibe und schenkt sie fort. Es kommt ihnen nicht darauf an. Welch einer edlen Empfindung ist dieser einfache Jüngling aus dem Volke in diesem Augenblicke fähig! Er beschämt viele „Gebildete" durch eine hohe Bildung des Herzens und eine Feinheit des Empfindens, die es als Bedürfnis und Pflicht ansieht, für genossene Freundlichkeit wenigstens annähernd ein Aequivalent zu bieten und dadurch zu beweisen, daß das Empfangene zu schätzen gewußt ist. So plaudern wir einige Zeit beim Wein, der in Anbetracht der ländlichen provisorischen

Verhältnisse und in Ermangelung von Weingläsern aus Wassergläsern getrunken werden muß. Plötzlich verschwindet unser Gast geheimnisvoll, tritt aber sofort mit einem Bündel in der Hand wieder herein. Eine neue Ueberraschung, die er uns zugedacht. „Es sind schöne Pilze, die ich heute für Sie im Walde gesammelt habe."

„Bei dieser Nässe, Alexander Petrowitsch, — das ist wirklich viel. Du hast dich unseretwegen so bemüht —"

„Ach, es sind nur wenige. Die eigentliche Pilzzeit ist noch nicht recht da. Ich habe schon früh morgens mich aufgemacht. Heute war ja mein freier Tag. Ich hatte Zeit."

„Aber, was werden deine Vorgesetzten sagen, daß du dein Monatsgeld so rasch ausgegeben hast?"

„Nun, darum kümmert sich niemand. Wir dürfen es nach unserem Belieben verwenden."

Mittlerweile hat sich der Himmel aufgeklärt. Ein freundlicher Sonnenstrahl blitzt durch den Wald. Es ist gerade Badestunde. Mich lockt's an den Strand, das erfrischende Seebad nicht zu versäumen. Ich fordere meinen Schützling auf, mich zu begleiten. Auch er liebt das Bad als echter Russe. Im Handumdrehen haben wir uns im Badehäuschen der Kleider entledigt, — er ist mit einem Sprung im Wasser und schwimmt wie eine Ente.

„Es ist heute schön!"

„Ja, mein Herr, das Wasser ist heute prächtig!"

„Badest du oft?"

„Ich muß gestehen, es ist in diesem Sommer das erste Mal. Der Dienst läßt uns keine Zeit. Wir müssen uns schon so behelfen. Und dann bade ich am liebsten nicht allein, sondern in Gesellschaft."

„Mir geht es ganz ebenso. Das weite, großartige Meer hat in seiner erhabenen Einsamkeit etwas so Erdrückendes. Der Mensch fühlt sich einsam und verlassen. Oft befällt mich in dieser unendlichen Einöde, wo der Blick nur Meer und Himmel schaut, ein Gefühl der Angst, ich weiß es mir nicht zu erklären. Ach, sieh' da — auch du trägst ein Kreuzlein um den Hals?"

„Ja, wir bekommen es bei der Taufe vom Geistlichen umgehängt, und nun tragen wir's das ganze Leben auf der Brust. Wir legen es nie ab."

„Ich finde, es ist eine schöne Sitte, Alexander Petrowitsch, die eure Kirche da hat. Der Christ unterscheidet sich auch schon gleich äußerlich vom Nichtchristen. Er wird täglich an seinen hl. Taufstand erinnert und trägt an seinem Leibe ein sichtbares Andenken an seine Mutter Kirche bis an das Grab immer mit sich."

Die Sonne hat mittlerweile über die jagenden Regenwolken am Himmel gesiegt. Tiefblauer Himmel blickt an vielen Stellen durch die zerrissenen dunklen Ballen, die wie Rauch nach allen Seiten auseinanderstieben. Das Meer spielt in den tiefsten Farben. Es gleicht einem menschlichen Antlitz, in dem noch Zorn und Trübsal mit den heiteren Regungen des Herzens kämpfen. Aber schon siegt die Freude über das Leid. Ein milder Glanz ruht über der azurnen Fläche, — schon fliegen die Möwen beruhigter über die stille Flut. Wie blitzen bei jeder Wendung im Strahl der durchbrechenden Sonne ihre silberweißen Flügel! —

Ich steige mit meinem Freunde über die hohe Sanddüne, die unsere Sommerwohnung vom Meere trennt. Die Kronen des Waldes hängen voller Tropfen, und aus der Lichtung, in die wir hinabblicken, und wo im stillen Frieden die Kuh und das Pferd unseres Hausbesitzers sich das regenfrische Gras im Sonnenschein munden lassen, steigt kerzengerade die gastliche Säule des Rauches in die nach Harz und frischem Birkenlaube duftende Abendluft und verrät uns, daß sorgende weibliche Hände uns bereits mit einer Mahlzeit erwarten, die nach einem frischen Seebade doppelt vortrefflich schmeckt.

Als unser Gast sich zum Heimwege verabschiedet, muß ich ihm versprechen, ihn

nicht zu vergessen und auf meinem Spaziergange einmal auch bei ihm in seinem Soldatenquartiere vorzusprechen. „Ich müsse durchaus zum Thee kommen und solle die Freundlichkeit haben, mit ihnen ein Gläschen zu trinken." Natürlich sage ich gerne zu. Ich habe dabei gute Gelegenheit, meine Freunde genauer in ihren häuslichen Verhältnissen kennen zu lernen. — — — — — — — — — — — — — — —

Und so befinde ich mich denn auch an einem schönen sonnigen Nachmittage auf dem Wege nach dem eine Meile von uns entfernten Stationshause der Strandwache.

Es liegt an der Grenze eines entfernteren Badeortes unmittelbar an der Düne. Die Fenster blicken auf das Meer. Der Strand bietet an dieser Stelle des rigaischen Meerbusens eigentlich wenig Reize. Die Dünenbildung wird flacher. Der Kiefernwald tritt immer weiter vom Meer zurück. Badehäuser, Sand- und Steingeröll — einige einsame Fischerböte, die teils auf dem Ufer liegen, teils auf den Wellen sich schaukeln, ausgehängte Fischernetze und einige Signalstangen — das ist die Scenerie des öden Strandes, der, je mehr wir uns der Nordspitze Kurlands nähern, immer reizloser und einförmiger wird. Aber das Meer ist dasselbe, und über seiner Schönheit vergißt man alles andere.

Welch eine Ueberraschung, als ich unter die Soldaten trete! Die Gesichter dieser mir meist von Begegnungen und Gesprächen am Meere Bekannten glänzen ordentlich vor Freude.

„O das ist schön, Karl Constantinowitsch, daß Sie uns besuchen. Bitte setzen Sie sich hierher — nein! nicht auf diesen Stuhl, er ist etwas unsicher und nicht ganz sauber — bitte, wenn's gefällig ist — hier auf diesen Platz!"

„Wo ist Brokaroff?"

„Er ist eben nicht zu Hause, mein Herr, er hat den Dienst — er muß aber in einer Stunde wieder hier sein. Er wird sich freuen, Sie so gesund hier zu sehen!"

„Wißt ihr, Brokaroff ist ein netter Mensch. Er gefällt mir so gut. Er hat Verstand und Gemüt. Und er hat ein dankbares Herz. Das finde ich sehr hübsch."

„Ach ja, es ist ganz richtig, wie Sie sagen. Aber er ist nicht ganz zuverlässig und lernt nicht gern."

Also ein etwas romantisch angelegtes Gemüt mit schöngeistigen Interessen, dachte ich im Stillen, das für den Ernst des Lebens und seine Arbeit nicht das stetige Interesse mitbringt, dem die Energie des Willens fehlt. Das stimmte zum Eindruck, den ich aus unseren Gesprächen mit dem liebenswürdigen, weichen Jüngling mitgenommen. Solche Menschen sind im Leben oft großen Gefahren ausgesetzt und gehen leicht zu Grunde, weil ihr Charakter nicht genügende Widerstandskraft für die Versuchungen besitzt, die an sie herantreten. Es wäre schade um meinen Freund! — —

„Trinkt Alexander Petrowitsch?"

Der Sprecher der Gesellschaft blickt mich mit einem etwas verlegenen Lächeln an.

„Nun — es ist nicht so schlimm — wir alle, mein Herr, haben zu Zeiten etwas hinabgegossen. Sie wissen, es ist hier einsam, man muß sich dazwischen etwas ermuntern — —"

„Womit beschäftigt ihr euch in den dienstfreien Stunden?"

„Nun, da haben wir unsere Instruktionen zu lernen, dann üben wir uns im Lesen und Schreiben."

„Zeigt mir doch eure Lektüre."

Mir werden die bekannten vaterländisch-geschichtlichen Bücher gezeigt. Bei einigen Soldaten sehe ich auch die durch mich verteilten evangelischen Schriften. Sie sind alle sauber zusammengeheftet und in einen gemeinsamen Einband gelegt.

„Es sind schöne Bücher" — sagt ein junger, bisher schweigsamer Soldat. „Ich lese sie gern."

Ein anderer bringt mir Volksschriften des Grafen Leo Tolstoi, deren meist auffallend illustrierte Deckel bereits aus der Entfernung in die Augen fallen. „O, also auch

diese Büchlein sind hier vorhanden?! Das freut mich doch sehr. Wo habt ihr sie her?"

„Unser Offizier hat sie uns gebracht, damit wir in der Einsamkeit doch etwas zur Erfrischung hätten."

Einer aus dem Kreise hat sich mittlerweile entfernt. Ich höre ihn in der Küche rumoren.

„Shergei hat heute die Woche. Er sorgt für unser Mittagessen."

„Was esset ihr denn hier in der Einsamkeit?"

„O jetzt haben wir eine leichtere Zeit. Der Wald liefert uns Beeren und Pilze. Wir machen uns schöne Suppen daraus — sonst haben wir unser Brod und den Thee."

Shergei kommt aus der Küche, und während ich mir die Bilder an der Wand ansehe, die meist religiösen Inhalts sind oder Porträts aus dem Herrscherhause darstellen, stellt er Tassen und eine Theekanne auf den Tisch. Ich merke, daß ich von meinen gastfreien Russen eingeladen werden soll.

„Bitte, nehmen Sie ein Gläschen Thee zu sich, wir bitten — nehmen Sie fürlieb." Ein Soldat zieht seinen Kasten unter dem Bette hervor und öffnet eine Blechbüchse, der er schönen Stückzucker entnimmt. Ich habe bei Russen stets solchen bemerkt. Sie beißen nämlich gern den Zucker zum Thee dazu, ohne ihn in das Getränk zu schütten. Es ist ein geradezu typisches Bild, der theetrinkende Russe, der, das heiße Getränk meist in die Untertasse gießend, diese behutsam auf den 5 Fingern der einen Hand balanciert, während die andere den Zucker hält und hin und wieder abbeißt. Es ist ein gemütliches Beisammensein hier in dem stillen, niedrigen Stübchen mit den weißgetünchten Wänden und den kleinen Fensterscheiben, wo der Blick über das weite, unabsehbare Meer dahinschweift. Der weiße Ufersand schimmert im warmen Scheine der heißen Nachmittagssonne geradezu blendend. Man kann nicht lange hinsehen und muß das Auge abwenden. Einige vereinzelte grüne Bäume nicken vor dem Fenster. Ich bemerke einen Schwarm von Mücken in der Sonne spielen. Das deutet auf anhaltend ruhiges und warmes Wetter. Ein Hahn kräht im Hinterhof und erhöht durch seinen heiseren Schrei die eigentümlich anheimelnde Stimmung des Stilllebens, die uns umgiebt.

Da öffnet sich die Thüre. Alexander Petrowitsch tritt herein. Sein ganzes Gesicht leuchtet ordentlich vor Freude. Es liegt wie ein warmer Schein ausgegossen über diesen gemütvollen Zügen.

„Ich hatte heute so eine stille Ahnung, Karl Constantinowitsch, daß wir uns sehen würden. Gawrila, dem ich auf meinem Gange begegnete — wir kreuzten uns gerade, er kam aus K. und ich aus D. — sagte mir, daß er Sie gesehen habe. Da bin ich etwas eiliger hergelaufen."

Er setzt sich zu uns und mischt sich in die Unterhaltung.

„So habe ich denn also endlich gesehen, wie ihr wohnt. Es ist ganz hübsch hier — nur etwas einsam."

„Was soll man machen, — die Zeit geht auch so hin."

„Sehen alle eure Wachthäuser am Meerbusen ähnlich aus? — Wie viele giebt es solcher?"

„Es sind im ganzen vier. Das am weitesten gelegene ist das von Latschub — an der äußersten Nordspitze. Die Leute dort sehen oft in Monaten keinen andern Menschen. Da ist's schwer zu leben!"

„Nun, ihr habt da wenigstens Zeit, viel zu lesen."

„Ja, — ich habe viele von den Büchlein, die Sie mir neulich gaben, auch nach Latschub gebracht. Der Unteroffizier war ganz entzückt von den Sachen. Er fragte mich: Wer hat dir diese Schriften gegeben? — Ein Herr, sagte ich. Wer ist dieser Herr? sagte er. Es ist ein Badegast, sagte ich ihm. Ich würde diesen Herrn gern kennen lernen, sagte er."

„Ich würde gar nicht ungern auch einmal das Latschuber Wachthaus aufsuchen. Wie kommt man am raschesten dahin?"

„O es ist sehr weit — man braucht einen ganzen Tag, um dahin zu kommen. Sie können es kaum erreichen!"

„Nächster Tage wird der Unteroffizier von dort nach B. versetzt."

„B. ist leichter zu erreichen. Es liegt nach der anderen Seite, nicht wahr?"

„Ja, unsere Station liegt an der Aa!"

„Kommen solche Versetzungen oft vor?"

„Zuweilen. In Latschub ist es eben zu einsam. Man hält es dort nicht lange aus. Der Unteroffizier Jeffremoff liebt sehr zu schwatzen — er ist sonst ein guter Mensch. Aber er spricht mir doch etwas zu viel."

„Ja", bemerkt ein anderer, „es ist oft gar nicht auszuhalten. Er bindet mit einem jeden an — und dann geht es in einem Striche weiter wie ein Mühlrad. Es hält's keiner lange mit ihm aus. Mir wird immer ganz übel von diesem Sprechen. Ich gehe dann hinaus und lasse ihn allein weiter sprechen."

„Hm, — diesen Jeffremoff kenne ich noch nicht. Ich bin ihm noch nicht begegnet, würde ihn aber auch gern einmal sprechen. Nächstens muß man ihn doch in B. besuchen. Wenn er so gern spricht, so kann man von ihm gewiß viel russisch lernen?"

„Ach, mein Herr", — ruft ein älterer Soldat, der bisher am wenigsten sich am Gespräche beteiligt — „das sind auch meist leere Worte! Wirklich — es ist nicht recht der Mühe wert!"

Brokaroff, der uns auf einen Augenblick verlassen, kommt mit einem Stock in der Hand zurück.

„Bitte, Karl Constantinowitsch, ein kleines Andenken von mir. Ich habe ihn für Sie von einem Wachholder abgeschnitten und zubereitet."

„Danke dir, lieber Alexander Petrowitsch. Ich will ihn auf meinen Spaziergängen schon brauchen. Aber wie hast du ihn eigentlich so bunt herstellen können?"

Shergei giebt für seinen Freund eine Erklärung des Kunstwerks ab. „Er hat ihn erst weiß geschält und oben im Griff ein kleines Löchlein mit einem glühenden Draht durchgebohrt, — sehen Sie, dadurch bekommt die Spitze den Anblick eines Hunde- oder Entenkopfes — es sind gleichsam die Augen —"

„Man kann auch ein Schnürlein zum Anhängen hindurchziehen", bemerkt Brokaroff.

„Aber wodurch hat er denn diese grüne, scheckige Farbe erhalten?"

Es ist Tinte, grüne Tinte. Wir hatten nichts anderes. Ich habe ihn mit Tinte von oben bis unten mit Streifen und Schlangenlinien bemalt."

„Ja, — so hat er in der That ein ganz eigenartiges Ansehen bekommen. Ich werde also bei diesem Stocke immer an unser heutiges Zusammensein erinnert werden. Er wird euch mir stets ins Gedächtnis rufen helfen."

„Aber trinken Sie nicht noch ein wenig von unserem Thee?"

„Nein, ich danke wirklich. Ich kann nicht soviel wie ihr hinunterschlucken. Bei euch heißt es ja bekanntlich „bis zum ersten, bis zum zweiten, bis zum dritten Schweiß", wie ich selbst einmal hörte. Es geht oft bis zehn Glas. Ist's nicht so?"

„O manche trinken noch mehr. Was soll man machen. In der Einsamkeit — der Mensch hat hier viel Zeit."

„Nun, — ein Glück ist's immer noch, daß es unschuldiger Thee und nicht Schnaps ist. — Doch nun lebt wohl! — Ich muß nach Hause. Ein andermal auf Wiedersehen — ich verlasse in den nächsten Tagen die Sommerfrische, meine Arbeit in M. hat begonnen. Da die Meinigen noch bis in den September hierbleiben, so ist's möglich, daß ich hin und wieder zum kurzen Besuche für die Sonntage in Zukunft hier wieder vorspreche. Darum nehme ich heute noch nicht für immer Abschied!"

„Auf Wiedersehen, Karl Constantinowitsch."

Ich trat aus der niedrigen Thür ins Freie. Brokaroff ließ es sich nicht nehmen,

mir den halben Weg nach Hause das Geleit zu geben. Wie liebenswürdig dieser gemeine Soldat mich zu unterhalten verstand. Uns beiden ging der Gesprächsstoff nie aus. Er ließ mich allmählich in alle Leiden und Freuden seines täglichen Lebens blicken. Ich gewann ihn immer lieber. Diese Seele, voll Einfalt und Unschuld, hatte in ihrer schlichten, zu Herzen gehenden Sprache einen Reiz, der sich bei jeder Berührung erneute. Er bat, mit mir korrespondieren zu dürfen, „damit man doch nicht so ganz getrennt bliebe". Natürlich versprach ich es ihm mit Vergnügen. Fünf Briefe von ihm habe ich allmählich erhalten. Es war ein kleiner Gedankenkreis, in dem er sich immer wieder bewegte. Aber nie vergaß er, mit der größten Ausführlichkeit sie bei Namen nennend, alle die Meinen grüßen zu lassen, die er im Laufe des Sommers kennen gelernt. Ein russisches Herz vergißt nicht so leicht empfangene Liebe. Der Grundton, der aus allen Briefen sprach, war eine tiefe, elegische Gemütswärme, die mit Wehmut der schönen Zeit des sommerlichen Verkehrs gedachte. Als ich ein andermal — es war im Winter — unsere Hauswirte besuchte und mich nach Brokaroff erkundigte, erzählten sie mir, daß sie ihn nach unserer Abreise noch oft in der Nähe unserer Wohnung gesehen hätten. Es sei ihnen gewesen, als hätte er sich von diesem ihm so lieb gewordenen Fleckchen Erde nicht trennen können, und immer wieder habe er sich nach uns erkundigt. — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

(Schluß folgt.)



Die bedingte Verurteilung.

Von

P. von Oertzen.

Bedingte Verurteilung (condemnation conditionelle, sursis à l'exécution de la peine, conditional liberty, probation system genannt) ist eines der neuen Schlagwörter, das zur Zeit die Strafrechtslitteratur bewegt, für welches auf Kongressen und in der Presse geworben wird, und das auch in der Legislatur einzelner Staaten bereits Anerkennung gefunden hat. Die bedingte Verurteilung wird geradezu mit einer förmlichen Begeisterung vertreten, und man verspricht sich von ihr eine vollständige Umwandlung unseres Strafsystems. Nur ist es schwierig, zu sagen, inwieweit diese Begeisterung echt, oder wie weit sie nur eine gemachte ist. Am eifrigsten verficht die sogenannte Judenpresse diese neue Idee. Ihre ursprüngliche Anregung in Deutschland hat sie jedoch von solchen Leuten empfangen, welche in dem jesuitisch-katholischen Ideenkreise ihre Bildung erhielten. Ihre hauptsächlichsten Vertreter bei uns sind unter anderen Professor von Liszt, von Jagemann und der jüdische Amtsrichter Aschrott in Berlin.

Die bedingte Verurteilung schien anfänglich eine so allgemeine Anerkennung und Billigung zu finden, daß Professor von Liszt aussprechen konnte, „manchmal habe ihm dieser Sieg ohne Kampf schier unheimlich werden wollen, und er hätte wohl ab und zu etwas dafür gegeben, daß auch die Gegner sich zum Worte meldeten.“ „Es kann sich,“ so schließt Professor von Liszt, „da die mit der bedingten Verurteilung verbundenen Vorteile außer Zweifel stehen, nicht darum handeln, ob, sondern nur darum, wie sie in das deutsche Recht aufgenommen werden soll.“

Inzwischen hat sich das Blatt aber erheblich gewendet. Wurden anfänglich nur wenige Stimmen gegen die bedingte Verurteilung laut, wurden die sich meldenden ohne weiteres mundtot gemacht, — so erging es z. B. dem unseren Lesern durch seine kriminalistischen Artikel in der „Allg. konf. Monatsschrift“ (Jahrgänge 1885 u. 1886) wohlbekannten Professor von Kirchenheim zu Heidelberg auf der Versammlung der deutschen Abteilung der internationalen kriminalistischen Vereinigung in Halle, — so häufen sich jetzt die sich gegen dieselbe aussprechenden Stimmen sowohl aus den Reihen der Theoretiker, als der Praktiker. Unter anderen haben sich Olshausen und Professor Wach zu Leipzig — letzterer in einer sehr lesenswerten kleinen Schrift: „Die Reform der Freiheitsstrafe, ein Beitrag zur Kritik der bedingten und der unbestimmten Verurteilung“ (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot) — ganz auf die Seite von Kirchenheims gestellt. Die von dem königlich preußischen Justizminister zum Erachten aufgeforderten preußischen Oberlandesgerichte haben sich bis auf

eins gegen die bedingte Verurteilung erklärt. Denselben Standpunkt hat der nordwestdeutsche Gefängnisverein in Thesen, die wir unten mitteilen, fast einstimmig angenommen.

Der Name „bedingte Verurteilung" bezeichnet das Wesen der neuen Idee nicht zutreffend. Man versteht nämlich darunter das Folgende: Wer das erste Mal eine Strafthat begeht, der soll zwar verurteilt werden, aber seine Strafe nur abbüßen, wenn er binnen einer gewissen Zeit — 3 bis 5 Jahre sind in Vorschlag gebracht — wiederum ein Verbrechen oder Vergehen begeht. Bei guter Führung innerhalb dieses Zeitraums aber wird die Verurteilung als nicht geschehen angesehen.

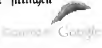
Offensichtlich handelt es sich hier nicht um eine bedingte Verurteilung, sondern um einen bedingten Straferlaß, um eine Art richterlichen Gnadenakts. Das Gericht verurteilt zu der gesetzmäßigen Strafe, sagt dem Delinquenten aber: Deine Strafe bleibt auf gewisse Zeit probeweise ausgesetzt. Bewährst du dich, so bleibst du straffrei, andernfalls aber wird die erkannte Strafe vollzogen.

Ihre Anhänger versprechen sich von der bedingten Verurteilung ungeheuer viel. Sie gehen aus von den allgemein anerkannten und unbestreitbaren Mängeln unserer kurzzeitigen Freiheitsstrafen, die für den verdorbenen Sünder keine Strafen sind und für den unverdorbenen Gesetzesübertreter durch den nicht zu hindernden täglichen Umgang mit Strolchen und Landstreichern, wie unsere kleinen Gefängnisse ihrer viele bergen, die hohe Schule des Verbrechens werden. In Preußen allein giebt es 828 Anstalten, welche noch nicht 50 Personen fassen. Die Einrichtungen dieser kleinen Gefängnisse, wo regelmäßig die kurzzeitigen Freiheitsstrafen verbüßt werden, pflegen so mangelhaft zu sein, daß die Neulinge des Verbrechens von den ergrauten Verbrechern nicht zu trennen sind. Dazu kommt als weiteres schweres Uebel die Behandlung der jugendlichen Verbrecher in Deutschland, deren Zahl eine große und immer wachsende ist. Im Jahre 1887 wurden wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze, also abgesehen von allen Uebertretungen und allen gegen die Gesetze der Einzelstaaten gerichteten Vergehen, bestraft 33113 Personen im Alter von noch nicht 18 Jahren. Darunter befanden sich 11645 Kinder unter 15 Jahren. Bereits vorbestraft waren 3045 im Alter von 15 bis 18 Jahren und 1026 noch nicht Fünfzehnjährige. Im Jahre 1888 wurden 33012 Jugendliche wegen Verbrechen und Vergehen gegen die Reichsgesetze verurteilt. Muß es schon in erziehlicher Hinsicht für eine sehr bedenkliche Maßregel gehalten werden, solche Scharen von Jugendlichen, die zum großen Teil der Schulbank und der elterlichen Zucht noch nicht entwachsen sind, in öffentlicher Sitzung vor das Schöffengericht oder das Fünf-Männer-Kollegium, die Strafkammer, zu stellen, so pflegen sie in der Untersuchungshaft und der dann folgenden Strafhaft bei dem erwähnten Zustande vieler unserer Gefängnisse erst recht sittlich verdorben zu werden. Wohl giebt es Gefängnisse und Stationen für jugendliche Verbrecher, aber die Zahl ist nicht ausreichend, und die wenigsten sind mit Rücksicht auf die eigenartige Aufgabe der Zucht und Erziehung jugendlicher Verbrecher angelegt, organisiert und verwaltet.

Diesen allgemein anerkannten Mißständen wird die bedingte Verurteilung nach der Meinung ihrer Verteidiger ein schnelles Ende bereiten. Dem Besserungsfähigen soll die ihm durch die Verurteilung zu teil gewordene ernste Vermahnung und die Vorstellung des über seinem Haupte schwebenden „Damoklesschwertes" von weiterer Verfehlung zurückhalten und zugleich das Aussetzen des Strafvollzuges vor sittlichem und wirtschaftlichem Verderben bewahren. Besteht er die Probe nicht, so sorgt die Häufung der Strafe nunmehr für die nachdrücklichste Vergeltung.

Wir geben zum Beweise einige auszügliche Mitteilungen:

Prof. v. Liszt schreibt in der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft IX, 759: „Das belgische Gesetz" (wir geben das Wesentliche aus demselben weiter unten im Wortlaut) „bedeutet einen hoch beachtenswerten Versuch, mit dem ganzen Jammer der kurzzeitigen Freiheitsstrafe aufzuräumen und den Gelegenheitsverbrecher vor der sittlichen



Verderbnis zu schützen, welche ein nach Tagen oder Wochen bemessener Aufenthalt im Gefängnis, mag dieses auch nach belgischem Muster mit der genügenden Anzahl von Einzelzellen verbunden sein, notwendig mit sich bringt."

Guillery hat sich nach den Mitteilungen der internationalen kriminalistischen Vereinigung in Nr. 3 Seite 183 folgendermaßen ausgesprochen: „Die bedingte Verurteilung sei das energischste und beste Mittel zur Verhütung des Rückfalles. Verurteilt zu sein und das Damoklesschwert über seinem Haupte schweben zu wissen, das sei eine Strafe, während die Einsperrung häufig nicht nur unzweckmäßig erscheine, sondern geradezu zur schreienden Ungerechtigkeit werde."

Ofner läßt sich in „Einigen Reformvorschlägen zum Strafgesetzentwurf" wie folgt vernehmen: „Das Bewußtsein des Verurteilten, daß, wenn er in der ihm angekündigten Zeit ein weiteres Verbrechen oder Vergehen verübt, er doppelte Strafe abbüßen muß, wird gewiß die Folge haben, daß er sich doppelt in acht nimmt, und da die Strafe Schutz der Gesellschaft durch ein dem Schuldigen zugefügtes Leid ist, so ist dessen Furcht begrifflich selbst als Strafe anzuerkennen." (?!)

Wahlberg sagt: „Aber das Damoklesschwert, das über der Freiheit und gesellschaftlichen Stellung des bedingt Verurteilten schwebt, hält denselben ungleich wirksamer im Zaume, als die Strafdrohung, da die dem Verurteilten individuell angedrohte Strafvollstreckung sicher in Aussicht steht und ihn wenigstens das bestärkte Furchtmotiv beherrscht, wenn sein Wille zu schwach sein sollte, aus freien Stücken den Weg des Rechts zu wandeln."

Der Bericht des österreichischen ständigen Strafgesetzausschusses bemerkt zu dem Entwurf des österreichischen Strafgesetzbuches in dieser Beziehung endlich folgendes: „Dem bezüglichen Antrage" (auf Einführung der bedingten Verurteilung) „wurde im Ausschusse von keiner Seite ein prinzipieller Widerspruch entgegengebracht. — — Der Annahme des Antrages liegt die vom Ausschusse gewonnene Ueberzeugung zu Grunde, daß bei Verurteilten, welche eine Vorbestrafung noch nicht erlitten haben, in vielen Fällen der Ausspruch des Gerichts, daß die Bestrafung einzutreten habe, ausreichend sei, um eine Umkehr zu bewirken, dieselben für die Zukunft abzuhalten, den Weg der Begehung strafbarer Handlungen wieder zu betreten, und daß gerade in dem Umstande, daß sie mit dem Makel des Vollzuges der Freiheitsstrafe nicht behaftet werden, eine Stärkung des Vorhabens der Vermeidung strafbarer Handlungen gelegen ist. Auch mußte sich der Ausschuß gegenwärtig halten, daß die Einrichtungen dort, wo es sich um kurzzeitige Freiheitsstrafen handelt, keine Gewähr bieten, daß die Vollstreckung der Freiheitsstrafen nicht geradezu von nachteiligen Folgen für das weitere Verhalten des Verurteilten begleitet sei."

Bei voller Anerkennung der edlen Gesinnung, welche die Vertreter der bedingten Verurteilung beseelt, bedarf ein so grundstürzender Vorschlag zur Aenderung unseres ganzen Strafsystems doch der eingehendsten praktischen und theoretischen Prüfung und Erwägung.

In England ist dieselbe durch ein Gesetz vom 8. August 1888: „The probation of the first offenders ait", und in Belgien durch ein Gesetz vom 31. Mai 1888 eingeführt. Letzteres lautet: „Les cours et tribunaux, en condamnant à une ou plusieurs peines, peuvent, lorsque l'emprisonnement à subir, soit comme peine principale ou subsidiaire, soit par suite du cumul de peines principales et de peines subsidiaires, ne dépasse pas six mois et que le condamné n'a encouru aucune condamnation antérieure pour crime ou délit, ordonner par décision motivée, qu'il sera sursis à l'execution du jugement ou de l'arrêt, pendant un délai dont ils fixent la durée, à compter de la date du jugement ou de l'arrêt, mais qui ne peut excéder cinq années. La condamnation sera considérée comme non avenue, si, pendant ce délai, le condamné n'encourt pas de condamnation nouvelle pour crime au délit. Dans le cas contraire,

les peines pour lesquelles le sursis a été accordé et celles, qui font l'objet de la condamnation nouvelle sont cumulées."

Man hat der bedingten Verurteilung endlich Raum gegeben in den Ausschußentwürfen des französischen und des österreichischen Strafgesetzbuches.

Praktische Erfahrungen über den Erfolg und die Wirksamkeit der bedingten Verurteilung liegen jedoch in Europa noch nicht vor. Ihre Verteidiger verweisen uns nun aber auf Amerika, insbesondere auf Massachusets und Boston. Dort habe sie sich seit dem Jahre 1878 bereits auf das vorzüglichste bewährt.

Aber leider ist das nordamerikanische Probation-System, das sich dort allerdings bewährt hat, prinzipiell ganz verschieden von der uns angepriesenen bedingten Verurteilung.

Professor Wach hat sich das große Verdienst erworben, entgegen den auf der internationalen kriminalistischen Vereinigung am 7. August 1888 in Brüssel gemachten irrtümlichen und falschen Angaben das Wesen des amerikanischen Systems im Gegensatz zu dem nach Europa verpflanzten klar zu legen und festzustellen. Er sagt in der schon angezogenen Schrift:

„Das in Boston ausgebildete Probation-System ist das von allem Formalismus freie Mittel einer unter polizeilicher Aufsicht sich vollziehenden Zwangserziehung. Ursprünglich war es nur für Jugendliche bestimmt; seit 1880 ist es zufolge der guten Erfahrungen auf Erwachsene ausgedehnt worden. Diese Wesenseigentümlichkeit äußert sich in allen Stücken: so schon darin, daß nicht — wie unzutreffend M. Adolphe Prins in Brüssel sagte — eine „condamnation conditionelle, condamnation ou probation", sondern überhaupt keine Aburteilung der der Vergünstigung wert erachteten Personen stattfindet. Der äußere Hergang ist folgender: Der zur Wahrung des Gesetzeszweckes angestellte Probation Officer, von dem es heißt:

he shall in the execution of his official duties have the powers of Police officers and may hea member of the police force of his city or town,

stellt bei dem Gericht den Antrag, die angeschuldigte Person auf Probe zu stellen (to place him upon Probation). Der Gerichtshof kann dem in der Form entsprechen, daß der Thäter *ohne Aburteilung* für eine dem Gerichtshof angemessen erscheinende, übrigens prolongierbare Zeit unter der Aufsicht des Probation Officer auf freiem Fuß belassen wird. Entspricht die Führung während derselben nicht den gehegten Erwartungen, so wird der Sträfling dem Gericht zur Aburteilung oder sonst einer gesetzlichen Anordnung überliefert; andernfalls wird er nach Ablauf der Probezeit für straffrei erklärt. Die Fälle, in welchen das Probeverfahren in Anwendung kommt, sind hauptsächlich Uebertretungen oder geringfügige Vergehen: Trunkfälligkeit, Prostitution, geringe Friedbrüche, grober Unfug, Entheiligung des Sonntags, einfache Diebstähle, Anfall von Personen u. dgl. Nicht daß der Sträfling bisher makellos gewesen, wohl aber, daß die Hoffnung, ihn zu retten, begründet erscheint, bildet die Voraussetzung der Probe. Auf Trinker und Prostituierte wird sie hauptsächlich angewendet. Nach dem Report für South-Boston vom Jahre 1888 waren unter 244 on Probation Gestellten 137 wegen Trunkenheit, 25 wegen Angriffe gegen die Person, 18 wegen einfachen Diebstahls, 13 wegen Friedensstörung verhaftet. Tallack bemerkt, daß manche dieser Straffälle die Zeichen altpuritanischer Strenge an sich tragen; so seien Personen verhaftet, weil sie am Sonntag Ball gespielt oder sich am Kartenspiel beteiligt hatten. Der Probation Officer hat sich, bevor er die Probe beantragt, gewissenhaft durch Erkundigung über die Persönlichkeit, ihre Vergangenheit, ihre Verhältnisse davon zu überzeugen, daß dem öffentlichen Interesse und dem des Angeklagten durch das Aussetzen des Urteils am besten gedient sei. Wenn nun dieses erfolgt, dann fällt auf ihn die von seiner Polizeimacht unterstützte Fürsorge für den Sträfling. Mancherlei Mittel werden angewendet. Obenan steht der Kampf gegen die Völlerei. Die Verpflichtung zur Enthaltung von allem Alkohol spielt dabei eine bedeutsame Rolle. Im Jahre 1887 nahmen in South-

Boston von den 244 Prüflingen 230, in Suffith County von 809 immerhin 306 die Mäßigkeitspflicht (teatolat pledge) auf sich, und wenn das auch in manchen Fällen nur nominell sein mag, so ist in zahlreichen anderen die Wirkung günstig. Der Probation Officer und die ihn unterstützenden Personen lassen es sich angelegen sein, ihre Schützlinge regelmäßig zu besuchen. Der Report für South-Boston spricht von nahezu 2000 Besuchen bei den erwähnten 244 Prüflingen. Man sorgt für ihr Unterkommen und ihre Arbeit, sucht zumal die Prostitution wirksam zu bekämpfen, indem man die Beziehungen zur Familie wieder herstellt. Kurz und gut: man stellt nicht nur auf Probe, sondern man stützt und trägt den Schwachen, soweit man kann, um ihm auf dem rechten Wege zu helfen, und wartet nicht die Begehung neuer Verbrechen ab als Beweis des Mißerfolgs, sondern findet diesen im schlechten Lebenswandel."

Der wesentliche Unterschied zwischen dem amerikanischen Probation-System und der in Europa eingeführten bedingten Verurteilung liegt auf der Hand. Dort Aussetzung des Urteils, nicht Aufschub der Vollstreckung, hier nicht Aufschub des Urteils, sondern Aussetzung der Vollstreckung. In Amerika wird der Uebelthäter einer bewahrenden, helfenden, schützenden Ueberwachung unterstellt und verurteilt, nicht erst, wenn er eine neue Strafthat begeht, sondern dann bereits, wenn er einen schlechten Lebenswandel führt. In Europa überläßt man den Uebelthäter sich selbst, wartet ab, ob das über ihm schwebende Damoklesschwert des Strafvollzuges ihm so viele moralische Festigkeit verleiht, der in ihm wieder erwachenden bösen Lust zu widerstehen, und straft nicht bei schlechtem Lebenswandel, sondern erst dann, wenn eine neu zur Untersuchung gelangte Strafthat, die sich als Verbrechen oder Vergehen qualificiert, den Sünder wiederum dem Strafrichter überantwortet, nunmehr aber doppelt hart.

Dies amerikanische System der Zwangserziehung auf freiem Fuße, mit dem damit notwendigerweise verbundenen willkürlichen Eingreifen der Polizeiorgane in Privatverhältnisse, kann selbstverständlich bei uns nie zur Einführung gelangen. Die Verfechter der bedingten Verurteilung bei uns haben aber, wie klar erhellt, kein Recht, sich auf die günstigen Erfolge der amerikanischen Systeme zur Rechtfertigung der von ihnen vorgeschlagenen Maßregel zu berufen. Was sie wollen, ist nur ein Experiment, dessen Erfolg vollständig ungewiß ist, und da jede praktische Erfahrung fehlt, ist die Kritik angewiesen auf die Logik, auf den praktischen Verstand und die Zeugnisse der mit der Gefängnisverwaltung und der Rechtspflege beauftragten Personen. Hören wir zunächst einige Stimmen aus diesen Kreisen.

Der nordwestdeutsche Gefängnisverein hat am 31. Mai zu Hamburg fast einstimmig folgende Thesen angenommen:

1. Die Einführung der sogenannten „bedingten Verurteilung" (Begnadigung auf Widerruf durch richterliches Urteil) ist nicht zu empfehlen. In dieser Einrichtung, welche für gewisse Fälle eine Beseitigung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen bedeutet, kann ein Ersatzmittel der letzteren keineswegs erblickt werden.
2. Es kann nicht anerkannt werden, daß aus der Reformbedürftigkeit des Systems der kurzzeitigen Freiheitsstrafen sich die Notwendigkeit gerade der Einführung der „bedingten Verurteilung" ergiebt, und daß der Zweck — Einschränkung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen — gerade dieses Mittel — die bedingte Verurteilung — rechtfertigt. Vielmehr folgt aus jener Reformbedürftigkeit lediglich die Notwendigkeit, die kurzzeitigen Freiheitsstrafen rationeller zu gestalten (dieselben mit größerer Energie auszustatten, ihre schädlichen Folgen möglichst einzuschränken).
3. Ein Bedürfnis zur Uebertragung des Begnadigungsrechtes, welches in dem Strafaufschube enthalten ist, in die mit Aburteilung der geringen Straffälle betrauten Gerichte kann im Hinblick auf unsere staatsrechtlichen und strafprozessualen Bestimmungen

(Str.-Pr.-O. § 488)*) nicht anerkannt werden. Die letzteren erscheinen vollkommen ausreichend, da nur für eine verhältnismäßig sehr geringe Anzahl erstmaliger Strafthaten eine vorläufige Strafbefreiung angemessen ist.

4. Die Einführung der fakultativen „bedingten Verurteilung“, welche allein von allen Seiten bisher vorgeschlagen ist, würde notwendigerweise trotz des besten Willens der Richter bedeutende Ungleichmäßigkeiten und Schwankungen der Strafrechtspflege herbeiführen, möglicherweise die Gegensätze der Stände an einem der bedenklichsten Punkte schärfer hervortreten lassen und so — jedenfalls in den Augen des Volkes — den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze, der Gleichheit vor dem Gerichte verletzen.
5. Eine obligatorische „bedingte Verurteilung“ aber würde die Fundamentalgrundsätze unseres Strafrechtes — und mittelbar unserer Staats- und Gesellschaftsordnung — zertrümmern, die sittlichen Anschauungen des Volkes zu verwirren geeignet sein und einer großen Gruppe von Delinquenten einen Freibrief für eine einmalige Uebertretung des Strafgesetzes gewähren.

An dies Zeugnis aus der Praxis, mit dem die Erachten der preußischen Oberlandesgerichte sich zum großen Teil wesentlich decken, schließen wir ein Zeugnis aus der Wissenschaft an. Professor von Kirchenheim beantragte in der in Halle versammelten deutschen Gruppe der internationalen kriminalistischen Vereinigung folgende Resolution, die allerdings mit ganz überwiegender Majorität abgelehnt wurde, woraus aber nicht folgt, daß sie falsch ist:

> „Wir erklären uns unter voller Anerkenntnis der Reformbedürftigkeit der kurzzeitigen Freiheitsstrafen gegen die Einführung der sogenannten „condamnation conditionelle.“
>
> In dieser Einrichtung, welche für zahlreiche Fälle eine Beseitigung der kurzzeitigen Freiheitsstrafen bedeutet, können wir ein Ersatzmittel der letzteren von „gleicher Wirksamkeit“ nicht erblicken.
>
> Ein Bedürfnis zur Uebertragung des Begnadigungsrechtes, welches in dem Strafaufschube enthalten ist, in die mit Aburteilung der geringen Straffälle betrauten Gerichte kann im Hinblick auf unsere staatsrechtlichen und strafprozessualen Bestimmungen (Str.-Pr.-O. § 488) nicht anerkannt werden.
>
> Die Einführung der fakultativen „bedingten Verurteilung“ würde in hohem Maße den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze verletzen und eine erste Etappe zur strafrechtlichen Klassengesetzgebung bilden.
>
> Eine obligatorische „bedingte Verurteilung“ aber würde die Fundamentalgrundsätze unseres Strafrechtes — und mittelbar unserer Staats- und Gesellschaftsordnung — zertrümmern, die sittlichen Anschauungen des Volkes zu verwirren geeignet sein und einer großen Gruppe von Delinquenten einen Freibrief für eine einmalige Uebertretung des Strafgesetzes gewähren.“

Diese beiden Urteile stimmen, wie man sieht, sachlich, ja im Schlußsatz sogar auch wörtlich in der entschiedenen Ablehnung der bedingten Verurteilung ganz überein. Es erscheint in der That fast unbegreiflich, wie man sich für einen solchen „exotischen Unsinn“, wie Direktor Krohne es in Hamburg nannte, geradezu begeistern kann.

Den dagegen sprechenden staatsrechtlichen und prozessualen Bedenken legen wir allerdings ein erhebliches ausschlaggebendes Gewicht nicht bei. Wäre die neue Idee wirklich fruchtbringend und heilsam, so würden diese von der Gesetzgebung beseitigt

*) Der § 488 d. Str.-Pr.-O. lautet:
Auf Antrag des Verurteilten kann die Vollstreckung aufgeschoben werden, sofern durch die sofortige Vollstreckung dem Verurteilten oder der Familie desselben erhebliche, außerhalb des Strafzwecks liegende Nachteile erwachsen. Der Strafaufschub darf den Zeitraum von 4 Monaten nicht übersteigen. Die Bewilligung desselben kann an eine Sicherheitsleistung oder andere Bedingungen geknüpft werden.

werden können. Wohl aber beruht dieselbe auf einer totalen Verkennung des Wesens der Strafe. Sie ist nichts anderes, als ein sentimentaler Rückfall in die anscheinend längst überholten und beseitigten Abschreckungs- und Besserungstheorien. Der Grund und Zweck der Strafe ist nicht Besserung und Abschreckung des Verbrechers, so erfreulich es auch ist, wenn der Vollzug der Strafe diese mitbewirkt, sondern gerechte Vergeltung und Sühne für den Bruch der Rechtsordnung. Die Anhänger der bedingten Verurteilung wollen den Uebelthäter bewahren, übersehen aber dabei, daß sie die ganze Gesellschaft gefährden. Mag auch der Gedanke der bedingten Verurteilung auf den ersten Blick milde und menschlich erscheinen, im letzten Grunde ist er doch unsittlich. Das Rechtsgefühl des Volkes wird erschüttert, das Rechtsbewußtsein verwirrt, das Gewissen geschwächt werden, wenn im Volke die Vorstellung erregt wird, daß das Gesetz nicht mehr ernsthaft gemeint ist, daß dem Verbrecher nicht mehr die gerechte Strafe als notwendige Folge droht.

Wie aber ist weiter die Einführung der bedingten Verurteilung gedacht? Sie als obligatorische Einrichtung bei allen Strafthaten zu verlangen, wagen ihre begeistertsten Verteidiger selbst nicht. Soll sie aber fakultativ sein, so wird sie in das subjektive Ermessen des entscheidenden Richters gestellt. Wird schon jetzt so vielfach — und oft nicht mit Unrecht — über das freie richterliche Ermessen und die damit verbundene Willkür geklagt, wie würde es dann erst bei Handhabung der bedingten Verurteilung werden? Sie würde aus der Gerechtigkeit eine schreiende Ungerechtigkeit machen. Der eine Richter würde sie zur Regel, der andere zur Ausnahme machen. Der eine Richter würde die bedingte Verurteilung nur eintreten lassen, wenn ihm Thatsachen vorliegen, aus denen er die Besserungsbedürftigkeit und Besserungsfähigkeit des Angeklagten entnehmen kann, der andere würde einen solchen Nachweis nicht für notwendig erachten und sich mit vagen Versprechungen und Beteuerungen des Angeklagten begnügen. Ein geschickter und gewandter Verteidiger aber würde pflichtgemäß seinen Klienten immer dem Richter als besserungsfähig und besserungsbedürftig, die Strafe als höchst verderblich, den bedingten Straferlaß als das allein Heilsame und Richtige hinstellen. Er wird, was das Gesetz nur als möglich bezeichnet, als ein Recht des Angeklagten fordern.

Die Wirkung der bedingten Verurteilung wird je nach dem Charakter, der Sinnesart und dem Vorleben des Angeklagten eine ganz verschiedene sein. Ist derselbe ein Neuling im Verbrechen, ist sein Gemüt noch verhältnismäßig rein und unbefleckt, stammt er aus einer Familie, aus einem Ort, wo Zucht und Ordnung herrscht, wo eine Berührung mit den Strafgerichten eine Ausnahme bildet, so wird die in öffentlicher Gerichtssitzung ausgesprochene Verurteilung ihn sowohl moralisch tief demütigen, als auch ihm in den Augen seiner Nachbarn und Gefreundeu einen schweren Makel anhängen, einerlei, ob der Strafvollzug folgt oder ausgesetzt bleibt. Ja dem zarten, gewissenhaft empfindenden, reuigen Verbrecher kann das Aufschieben desselben, das Verfangenbleiben in der Hand der Justiz an Stelle des sofortigen Abbüßens, dem ein neues Leben folgen könnte, vielleicht sogar zur nutzlosen Qual werden.

Anders ist es mit dem hartgesottenen Sünder, dem Landstreicher, dem vom Laster und Verbrechergift bereits ganz Inficierten. Dem wird das Strafurteil nur zum Spott, nur zur Warnung, es das nächste Mal klüger zu machen und sich nicht wieder fangen zu lassen. Was kümmert den Landstreicher, der heute hoch oben im Norden Deutschlands wegen Bettelns, Landstreichens und Stehlens verurteilt ist, das über ihm schwebende „Damoklesschwert“, wenn er morgen vielleicht unten im Süden eine Körperverletzung oder einen Einbruch begeht. Schnell zwar durchkreuzt der Vagabund das Vaterland von einem Ende zum andern. Schwer aber wird es der rächenden Gerechtigkeit, seinen verschlungenen Pfaden zu folgen und sein Vorleben aufzuspüren.

Wenn nun aber ein Verbrecher wirklich die Probe besteht und in 3 oder 5 Jahren kein Verbrechen oder Vergehen begeht, beweist dies in der That eine Sinnesänderung oder die erzieherische Kraft des Strafaufschubes? Lehrt nicht die einfachste Klugheit bereits den Verbrecher, sich während dieser Zeit entweder nicht erwischen zu lassen, oder

seinem verbrecherischen Gelüste einige Zügel anzulegen? Jede Lumperei, ja selbst strafbare Handlungen, wenn sie sich nur in den Grenzen der Uebertretungen (Strafe bis zu 300 Mark Geldstrafe oder 6 Wochen Haft) halten, sind ihm ja erlaubt.

Welch innerer Grund endlich rechtfertigt die nachträgliche Vollstreckung der alten erkannten Strafe, wenn der Verurteilte innerhalb der Probezeit ein neues Verbrechen oder Vergehen begeht, das mit dem ersten in gar keinem inneren Zusammenhange steht? Dies würde doch nur dann gerechtfertigt sein, wenn die neue Strafthat derselben verbrecherischen Wurzel entsprossen wäre. Hat es Sinn, denjenigen, welcher wegen eines Eigentumsvergehens bedingt verurteilt ist, sich dies zu einer Warnung hat sein lassen und fremdes Eigentum hinfort heilig gehalten hat, die Strafe wegen des Eigentumsverbrechens nachträglich verbüßen zu lassen, wenn er innerhalb der Probezeit fahrlässig einen Brand verursacht oder eine Körperverletzung begangen hat?

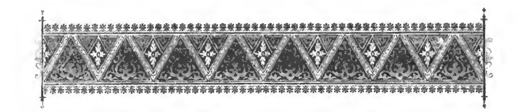
Die Mangelhaftigkeit der kurzen Freiheitsstrafen hat den ersten und wesentlichsten Anlaß geboten zu der Idee, unser Strafsystem durch Einführung der bedingten Verurteilung zu reformieren. Die Anhänger der bedingten Verurteilung scheinen uns aber eine ganz verkehrte Logik hierbei anzuwenden, wenn sie daraus etwas anderes folgern, als daß diese verbessert werden müssen. Dazu bedürfen wir der bedingten Verurteilung noch lange nicht.

Heute werden allerdings die kurzen Freiheitsstrafen zum Teil nicht mehr als Strafe empfunden. Gestalten wir sie daher so um, daß sie ein wirkliches Strafübel werden! Sorgen wir dafür, daß sie in solchen Räumen verbüßt werden, daß wir uns nicht durch sie neue Verbrecher groß ziehen! Man verkürze sie, aber man verschärfe sie! Je kürzer sie sind, desto leichter wird es sein, sie in vollständiger Isoliertheit zu vollstrecken. Die militärischen Strafen des mittleren und strengen Arrestes zeigen, wie energisch und verschiedenartig kurze Strafen gestaltet werden können. Wenn ein Soldat wegen einer kleinen Disziplinlosigkeit mit Dunkelarrest, bei Wasser und Brot mit harter Lagerstatt, bestraft wird, und diese Strafe wochenlang*) ohne Nachteil für seine Gesundheit erträgt, warum soll nicht ein gleichaltriger roher Bursche wegen Sachbeschädigung, Körperverletzung u. s. w. mit gleicher Strafe belegt werden? Es würde dies eine gerechte Vergeltung sein, die gleichzeitig bessern und abschrecken kann.

---

*) Am 4., 8. und demnächst jeden 3. Tag wird bei dem strengen Arrest ein sogenannter guter Tag mit warmer Kost, hellem Arrestlokal, Strohsack und Decke, eingeschoben.





Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit.*)

(Von der Verfasserin der „Gräfin Sophie Reinhard", „Mörikeana", „Visionen und Träume".)

(Schluß.)

Am 28. Dezember 1879 ging der langjährige treue Freund unserer Familie J. T. Beck zur Ruhe des Volkes Gottes ein. Die Briefe dieses letzten großen Bibeltheologen — 45 an der Zahl — zu sichten, zu ordnen und mit dem nötigen Kommentar (über Personen und Vorkommnisse meiner Vaterstadt) zu versehen, wurde meine erste schriftstellerische Arbeit. Nicht allein meinem Dasein glaubte ich damit einen „höheren Stempel" aufzudrücken — auch in den Kreisen der Schüler und Anhänger Becks hoffte ich mit dieser sehr mühsamen Arbeit mir Dank zu erwerben.

Die wichtigsten Briefe aus den Jahren 1836, 37 und 38 waren auf grobes, graues Papier geschrieben, das zerrissene Stellen durch den Verschluß mit Oblaten hatte, so daß ich manches Wort erst mit Hülfe der Lupe herausbringen konnte, was die Arbeit sehr erschwerte; doch endlich lag sie druckreif vor mir, und auch die Witwe Becks hatte bereits ihre Einwilligung zur Veröffentlichung gegeben. Da, als das Manuskript sich schon in den Händen des Buchhändlers befand, störte Pfarrer J. Lindenmeyer, ein Schwiegersohn des Verstorbenen, die Herausgabe der Briefe mit einem Gesetzesparagraphen und drohte, „bis an das Reichsgericht zu gehen", wenn ich mein Vorhaben nicht aufgebe. Auf diese Art wurde das Unternehmen lahm gelegt.

Becks Briefe bilden unter sich ein zusammenhängendes Ganze und beschränken sich in der Hauptsache auf die Baseler Zeit; sie tragen von Haus aus einen gewissen encyklischen Charakter an sich, indem sie, wenn auch intimer Art und stets an bestimmte Personen adressiert, doch wieder — und nicht selten ausdrücklich — für einen weiteren Freundeskreis bestimmt sind. Ueberfichtlich kurz zusammengedrängt enthalten diese Briefe zunächst Schilderungen über Becks Reise nach Basel, seinen Empfang dort und — soweit er urteilen konnte — über Land und Leute das Beste. Dann folgen Urteile der Presse über Becks Einstandspredigt u. s. w. Die Briefe vom Jahr 1837 enthalten (nach einer größeren Fußreise, welche der Schreiber derselben in die übrige Schweiz unternommen hatte) über einzelne Kantone und die Schweiz im allgemeinen Ungünstiges. Basel allein wird immer lobend ausgenommen und besonders günstig lauten Becks Berichte über das Baseler Missionsfest. Den Briefen nach scheint der erste Mißklang mit dem Missionshaus und Beck durch den Mexikaner Vargas hervorgerufen worden zu sein, einen jungen

*) Vgl. „Allg. konf. Monatsschrift" Juniheft 1889.

Mann, welcher durch den Herzog Paul von Württemberg in meine Vaterstadt gebracht und dort — soweit ich mich erinnere — von Beck unterrichtet und getauft wurde, und der es später Becks Fürbitte allein zu verdanken hatte, daß er zur „Probe" in das Baseler Missionshaus war aufgenommen worden, aber wegen verschiedener Vorkommnisse auch wieder daraus entlassen wurde. Professor Beck sorgte aber mit Hülfe von Freunden für Vargas, bis derselbe soweit unterrichtet war, um als christlicher Lehrer oder Prediger zu seinen Landsleuten zurückzukehren. Vargas ließ nach seiner Abreise aber nie mehr auch nur eine Silbe von sich an Beck gelangen, und als ich deshalb später einmal (in Gegenwart eines Züricher Universitätsprofessors, dem Beck von Vargas und dem Missionshaus erzählte) Vargas' Charakter und Dankbarkeit anzweifelte, entschuldigte Beck seines Schülers Undank damit: er könne auf der Reise nach Mexiko Schiffbruch und den Tod erlitten haben! — —

Ungefähr ¾ Jahr nach Professor Becks Tod erkrankte eine ehemalige Konfirmandin und langjährige treue Anhängerin von ihm, unsere Jugendfreundin Mathilde von Milkau, recht schwer, und ihr Gatte erhielt uns Schwestern treulich auf dem Laufenden mit Berichten über das Befinden der Kranken. Die letzten, welche an einem Sonntag Morgen einliefen, lauteten recht hoffnungsvoll. Unter der Nachmittagskirche saß meine Schwester an meinem Bett, um mir eine Becksche Predigt vorzulesen, bemerkte aber, daß ich derselben keine Aufmerksamkeit schenkte. Darum befragt, gab ich erregt zur Antwort: ich höre schon lange das Totenglöckchen aus unserer alten Heimat läuten (das nämlich seinen ganz besonderen, nur ihm eigenen Ton hatte) und fürchte nun, daß jemand von dort, der mich nahe angehe, gestorben sei. Beruhigend antwortete Emma: „Jedenfalls ist es Mathilde nicht, denn über sie liefen ja heute von ihrem Manne die besten Nachrichten ein." Dies leuchtete mir ein, und erschöpft durch längeres Kranksein schlief ich ein und sank bald in eine eigentümliche Art tiefen Schlafes, in dem ich — wie schon zuvor — Einblick bekam in einen lichterfüllten wunderholden Ort. Meine Augen begegneten dort gleich einer leuchtenden Gestalt, in der ich sofort Beck erkannte, und dieser begrüßte herzlich eine eben Ankommende, die niemand anders war als Mathilde von Milkau. Schon am nächsten Tage traf wirklich deren Todesnachricht bei uns ein; sie war ganz unerwartet am Sonntag Nachmittag während der Kirche gestorben.

Ein anderer Traum, der mir den Tod eines Kindes aus unserer Familie anzeigte, mag sich auch hier anreihen. Im Laufe des Sommers hatten wir in der Residenz eine Nichte besucht, welche zwei sehr schöne Kinder hatte; der Knabe fing an zu laufen, das Mädchen wurde noch getragen, schaute aber mit Augen um sich, wie wenn ihrem Blick der Himmel bereits offen stände. Im darauffolgenden Winter erkrankte die kleine Hildegard, doch unsere Schwägerin erwähnte dies nur gleichsam nebenher am Schlusse eines Briefes. Ich lag gerade, wie so oft, unwohl zu Bett, und als sich gegen Abend das Fieber bei mir mehrte, verlangte ich ungeduldig, meine Schwester solle die vielen Kinderkrenze von meiner Decke fortnehmen, „das Kind sei ja noch nicht gestorben." In der Nacht jammerte ich aber laut: „Jetzt ist das Kind doch auf- und davongeflogen." Und als mich meine Schwester fragte, was mir denn soeben geträumt habe, erzählte ich ihr wie ein Erlebnis: „Denke dir, vor meinen Augen sind der kleinen Hildegard soeben Flügel gewachsen, und sie ist davongeflogen!" Dies bestätigte sich, im Laufe des nächsten Tages erhielten wir die Nachricht, daß das Kind gestorben war.

Im Frühjahr 1881 waren die Spalten unserer Zeitungen angefüllt mit Nihilistengräueln; ich las meiner augenleidenden Schwester die Blätter vor, und war immer froh, wenn dieser aufregende Teil der Lektüre überstanden war. Eines Nachts erwachte Emma von meinem lauten Rufen nach ihr. „Was soll ich denn?" fragte sie. „Schnell an den Himmel hinaufsehen," entgegnete ich. Da meine Schwester von ihrem Bett aus kein Fleckchen Horizont vor sich hatte, so überzeugte sie sich alsbald, daß ich nur im Traume gesprochen haben konnte, und wollte sich schon wieder auf das Ohr legen, als sie mich so herzbrechend stöhnen und jammern hörte, daß sie es für das Beste hielt, mich zu



wecken. Natürlich wollte sie dann von mir hören, was ich denn — meinem Aechzen nach — so Mark und Bein Erschütterndes im Traume erlebt habe? Nach einigem Besinnen erzählte ich ihr, daß ich soeben — im Schlaf — in unserem alten Garten in der Krammetsgasse mich befunden habe, und dort am Firmament Bilder geschaut hätte, an Größe und Deutlichkeit denen vergleichbar, die ich nicht träumend, sondern in Wirklichkeit und am hellen Mittag, einst auf dem Gottesacker unserer Vaterstadt gesehen hatte. Ueber die Erscheinungen am Firmament gefragt, erzählte ich: Zuerst sei ein prächtiger Wagen daher gefahren gekommen, plötzlich aber von Bomben beworfen worden, doch hätten diese nur das Dach zerstört und aus dem Wagen sei ein stattlicher Herr in militärischer Kleidung ausgestiegen. Diese Vorgänge am blauen Himmelszelt erschienen mir so merkwürdig, daß ich im Traum eiligst den Gartenweg vorlief bis unter die Fenster unserer Wohnstube, und dort laut hineinrief: Emma solle heraus und an den Himmel hinauf schauen! Dann wandte ich selbst mein Gesicht diesem wieder zu, und siehe, der vornehm aussehende Herr stand unter einem Kreis von Menschen, und mit lebhaften Geberden schien er zu diesen zu sprechen. Mit einmal sah ich wieder zwei große Bomben sprühend und sauchend daherfliegen, und bis ihr Dampf und Qualm sich verflogen hatten, lag der Herr, den ich aus dem Wagen hatte steigen sehen, barhäuptig an dem Boden — aber nur noch mit halbem Leibe! Der Anblick war ein so furchtbarer, daß alles zusammen schrie und winselte, ich desgleichen und meine Schwester mich deshalb weckte. — Nachdem ich obiges erzählt hatte und meine Nerven etwas beruhigt waren, schlief ich wieder ein und träumte noch einmal etwas Grauenvolles, wenn auch in anderer Art. Ebenfalls am Firmament sah ich einen mehrteiligen Galgen, an dem 8 — 10 Menschen hingen, die mit einer Art Kutte bekleidet waren; da die Gesichter mit der Kapuze ganz verhüllt waren, und die Gestalten wie in einem Sack steckten, so konnte ich nicht unterscheiden, ob es Männer oder Frauen waren. Am Morgen erzählte ich diesen zweiten Traum auch gleich meiner Schwester, und wir besprachen uns darüber, ob er wohl im Zusammenhang mit dem ersten stehe? — Kurz darauf trug der Telegraph aller Welt zu, was sich in Petersburg Entsetzliches ereignet hatte, und meine Schwester, die mir die Nachricht zuerst mitteilte, fügte hinzu: „Jetzt bin ich gewiß, daß deine beiden Träume im Zusammenhang zu einander stehen, daß es eine Mörderbande von 8 — 10 Personen ist, und daß alle zusammen an einem großen mehrteiligen Galgen gehängt werden, wie du es im Traume gesehen hast!!" Das Schreckliche liegt uns noch nicht so fern, um nicht jedermann bekannt zu sein; es bedarf deshalb wohl kaum der Versicherung, daß die Wirklichkeit meinen Traum bestätigte. —

Im Sommer 1881 kamen durch eine Freundin des verstorbenen Aesthetikers Professor Dr. F. Th. Vischer dessen „Studien über den Traum" in meine Hände. Dieselben regten mich an, eine Reihenfolge meiner eigenen Träume aus der Kindheit und Jugend bis zur Gegenwart aufzuschreiben, und sie Vischer zur Verfügung zu stellen, im Falle er seine Studien über den Traum fortzusetzen gedenke, und weitere Veröffentlichungen beabsichtige. Im gegenteiligen Falle erbat ich gelegentlich das Manuskript zurück durch unsere gemeinschaftliche Bekannte, Frau Baurat B., damit dem Herrn Professor ja keinerlei weitere Mühe daraus erwachse, denn ich wußte, daß Vischer sich oft in einer wahren Notlage befand Zusendungen gegenüber. Nach einiger Zeit ließ mir Professor Vischer durch seine Freundin B. für meine Zuschrift danken und ließ mir sagen, er halte mein Manuskript unbedingt für wert, veröffentlicht zu werden; da er aber nicht gedenke, Aehnliches noch einmal herauszugeben, so erbiete er sich, mein Manuskript durch Vermittlung seines Sohnes Robert (damals in München Privatdozent oder außerordentlicher Professor) einem Herrn daselbst zustellen zu lassen, der sich vorzugsweise mit Veröffentlichungen aus diesem dunklen Gebiete abgebe. Stimme ich diesem Vorschlage aber nicht bei, so stehe mir natürlich mein Manuskript jeden Tag wieder zur Verfügung. Zufällig war mein Bruder bei uns, als diese Antwort eintraf, und dieser redete mir nun energisch zu, mir mein Manuskript zurückgeben zu lassen, und dasselbe

zu einem zweiten litterarischen Versuch zu verwenden. Dann gab dieser kluge Bruder mir auch noch den guten Rat, zunächst mit einem Thema vor die Oeffentlichkeit zu treten, das im engeren Vaterlande gleich jedermann interessierte (selbst wenn es von einer unbekannten Feder angeregt würde!), wie z. B. meine Erinnerungen an den Dichter Eduard Mörike, im Anschluß daran meine Vision und den einen oder andern Traum zu bringen, und dann abzuwarten, welches Interesse diesem Thema entgegengebracht würde. Dies befolgte ich, doch passierte mir noch recht Aergerliches, bis es soweit war. Einmal sagte in dieser Zeit meine Schwester morgens zu mir: „Heute Nacht hast du im Traume so geseufzt und gejammert, daß ich versucht war, dich zu wecken." Da dachte ich ein wenig nach und lachte, gestand aber zugleich, ich hätte mich im Schlafe schwer geärgert; denn die mir so kostbaren Mörikeschen Briefschaften hätten sich nirgends von mir auffinden lassen, seien wie spurlos verschwunden gewesen. Emma fragte: „Hast du sie im Traume auch nicht wiedergefunden?" „Doch, doch! und was mir das Komischste dabei ist, in einem blauen Leinwandcouvert, wie ich mich nicht erinnere, eines zu besitzen", gab ich lachend zur Antwort. Kurz darauf wollte ich zur Abfassung meines Manuskriptes die Mörikeschen Sachen herbeiholen und suchte sie in derselben grauen Schatulle, der nämlichen roten Brieftasche, in der ich sie seit Jahren verwahrt hatte; beides war an seinem gewohnten Platz in der geschweiften Kommode, aber die Papiere von des Dichters Hand waren daraus verschwunden! Nun ging meinerseits ein solch ungestümes Suchen und Herumstöbern in Kisten und Kasten los, daß mir Emma lachend „eine Heugabel" dazu anbot. Doch endlich, endlich! kam auch das von mir im Traum geschaute blaue Leinwandcouvert mit seinem mir so notwendigen Inhalte zum Vorschein, und plötzlich erinnerte ich mich jetzt ganz deutlich, daß ich beim Abzug aus meiner Vaterstadt den Inhalt meines Schatzkästleins" (wie man die graue Schatulle spottweise nannte) nicht gern dem Möbelwagen anvertraute, sondern, was mir am wertvollsten war, in das nächste starke Couvert steckte, das mir zur Hand kam, und dieses in einer Umhängetasche unter meinem Ueberkleide barg, im Sturm des Auspackens und Einräumens hatte ich dann aber das Briefcouvert mit seinem Inhalt der roten Brieftasche und grauen Schatulle nicht mehr einverleibt, sondern die weiße Tasche mit allem, was darin war, unter frischer Wäsche geborgen.

Nach einem mir passenden Arbeitsfeld verlangte mich doppelt, weil zu dieser Zeit meine Schwester von einem schweren Magenleiden heimgesucht wurde, das ihrem weiteren Unterrichtgeben ein Ende machte. Unser Aufenthalt in H. kam dadurch zu seinem Ende, und wir beabsichtigten wieder nach W. zurückzugehen, weil uns dort die Gräber unserer Mutter und unseres Bruders eine Art Heimatberechtigung gaben. Ein Bürger dieses Städtchens hörte unsere Absicht und bot uns eine neu hergerichtete billige Wohnung bei sich an. Nach dem Grundsatze unserer Mutter: jeden Entschluß von Wichtigkeit sich eine Nacht zu überlegen, sagten wir jetzt nicht gleich zu, sondern versprachen erst bis zum nächsten Tag die entscheidende Antwort. In der Nacht befand ich mich im Traume an einem Ort, wo alles wie aus Licht gewoben schien, und in der ersten leuchtenden Gestalt, die mir daselbst begegnete, erkannte ich meinen Bruder Hermann. Voll Freude ging ich auf ihn zu, er aber nahm meine Begrüßung recht kühl entgegen; betroffen sagte ich: „Hermann, erinnerst du dich denn nicht mehr deiner Geschwister, und wie lieb wir uns gehabt haben?" worauf er erwiderte: „Wenn ihr mir eure Liebe bewahrt hättet, so wäret ihr nicht den Toten nachgezogen, sondern den Lebenden — meinen Kindern — und hättet auf sie eure Liebe für mich übertragen." . . .

Dieser Traum machte mir und meiner Schwester tiefen Eindruck, wir sagten nach W. ab und faßten nun den Plan, nach C. überzusiedeln — ein Entschluß, über den wir uns inmitten einer munteren, geistesfrischen Nichten-Schar täglich freuen. Bis es aber zu einem Umzuge kam, hatte ich, einem „Wettrennen mit Hindernissen" vergleichbar, meinen zweiten schriftstellerischen Versuch unternommen und das betreffende Manuskript durch unsern damaligen Hausfreund, den unlängst verstorbenen Baron v. Milkau, dem



Redakteur des Staatsanzeigers, Herrn Professor Wieland, übergeben lassen; von diesem Herrn richtete mir der Baron aus: keinesfalls erscheine meine Arbeit in den nächsten paar Nummern! Meiner vollkommenen Unkenntnis in dergleichen Dingen war es nun zuzuschreiben, daß ich erwartete, mein Manuskript, wenn auch nicht in den nächsten, doch ganz gewiß in den „übernächsten“ Nummern der Beilage vorzufinden. Darin sollte ich mich aber gründlich getäuscht haben. Doch brachte mir das Neujahr 1882 wenigstens die „Annahme“ aus der Redaktion, und nun hoffte ich das Beste von einem Tag zum andern und träumte in der ersten Hälfte des Januar, ich könne meine Ungeduld nicht länger mehr zügeln, sondern fahre in einem offenen Schlitten der Residenz zu, um in der Redaktion zum Rechten zu sehen. Mein niederer offener Schlitten wurde aber von fünf Wölfen verschiedener Größe verfolgt, die unablässig an dem Schlitten heraufsprangen, nach mir schnappten und mich nicht schlecht ängstigten! Der größte Wolf gab die Jagd zuerst auf und blieb zurück, dann der zweite und in Zwischenräumen so alle fünf bis zum letzten kleinsten, der mich erst verließ, als mein Schlitten vor der Redaktion hielt. Hart an der Hausthür mußte ich, um in die Redaktion zu gelangen, eine schmale hohe Treppe hinauf, die ich leichten Fußes betrat, aber o Schrecken! an der Wand, an welcher mich die Treppe entlang führte, saßen fünf große schwarze Spinnen — meine höchste Antipathie! Die, an welcher ich zuerst vorbei mußte, blieb in der Größe kaum hinter einer Seespinne zurück; die zweite war dann etwas kleiner und weniger schrecklich, und so ging es gradatim bis zur kleinsten und letzten! Mich hart auf die andere Seite drückend und möglichst weiten Raum zwischen mir und den Ungetümen lassend, schritt ich auf diesem Marterweg vorwärts und wurde auf der obersten Stufe spöttisch lachend von dem Herrn Redakteur empfangen, der mir Geduld empfahl und mit seiner Hand bedeutungsvoll nach den fünf häßlichen Spinnen hinwies. Ganz erbost erwachte ich! Doch bald sprach mir die Hoffnung von fünf Tagen und dann von fünf Wochen und zuletzt von fünf Monaten! Mitleidigen Lesern zuliebe sage ich gleich jetzt, daß keine fünf Jahre daraus wurden, sondern daß ich nach fünf Monaten mein erstes gedrucktes Manuskript in den Händen hielt! Auch hat mich der Herr Redakteur nie ausgelacht, sondern sich immer als echter „Gentleman“ gegen mich betragen, und dankbar schreibe ich ihm jeden Erfolg zu, den sich meine Feder bis heute erworben hat, denn wäre mein zweiter schriftstellerischer Versuch mißglückt gleich meinem ersten, so hätte ich kaum einen dritten probiert.

Im Mai 1882 siedelten wir Schwestern zu unseren Verwandten nach dem Badeort C. über, und daß ich auch da die „Träumerin“ blieb, stellte sich bei Gelegenheit des ersten Steuerzettels heraus, der über unsere Erwartung ausfiel. Zum Erschrecken war gerade die Sache nicht, doch blieb immer soviel daran, daß der Wegfall aller Privatstunden und die Kosten des Umzuges eine solche Ebbe in unserem Geldbeutel zurückgelassen hatte, daß augenblicklich nicht soviel bares Geld bei uns vorhanden war, als zur Deckung des Steuerzettels nötig gewesen ist. Dies widerwärtige Vorkommnis beschäftigte mich bis zum Einschlafen. Kaum schloß ich die Augen, so träumte mir, unsere Kapitalbriefe lägen vor mir ausgebreitet, ich sehe sie durch und finde einen vergessenen Koupon vom letzten Jahr, der decke, was uns zur Zahlung der Steuer noch fehle, und selbst einen kleinen Ueberschuß in unserer Hand lasse. Beim Erwachen erinnerte ich mich, daß die Zahl der Mark „11“ war, und daß bei den Pfennigen eine „5“ gewesen ist. Natürlich ließ ich meiner Schwester keine Ruhe, unsere Staatspapiere sogleich herbeizuholen, was sie nur widerstrebend that, da sie durchaus nicht an einen „vergessenen“ Koupon glauben konnte. Doch fand sich in Wahrheit ein solcher vor mit 11 M. 45 Pf.! . . . .

Gewiß erinnern sich die Leser dieser Monatsschrift noch, daß im Januar 1883 häßliche Debatten im Reichstag über den Militäretat waren, und daß die vaterlandslose Partei in demselben auch die Unteroffiziervorschule in Neubreisach ablehnte mit Reden, bei denen zwischen den Zeilen zu lesen war, daß diese Partei an keinen Fort-

bestand des deutschen Reiches glaubte, sondern überzeugt sei, dasselbe falle wie ein thönerner Riese zusammen, sobald die Augen derer, die es gegründet hatten, nur erst im Tode geschlossen wären! Selbst unseres großen Feldmarschalls dringende Mahnungen fanden damals bei dieser Partei kein Gehör; da überkam mich der Wunsch, meine auf die Wiedergeburt Deutschlands bezügliche Vision Moltke mitzuteilen, und seine Antwort darauf lautete: „Berlin, 22. Februar 1883. Mein Fräulein! Ihr Brief und die denselben begleitende Sendung sind richtig in meine Hände gelangt. Indem ich Ihnen für beides meinen besten Dank sage, füge ich hinzu, daß ich Ihre merkwürdigen Visionen mit Interesse gelesen habe. Ergebenst Graf Moltke, Feldmarschall." — — —

Ende September 1883 träumte mir eines Nachts, ich steige in schöner Gegend, durch die ein breiter Strom floß, mit meiner Schwester eine Anhöhe empor, auf der eine Festlichkeit stattfinden sollte. Da entdeckte ich plötzlich am Boden und an Bäumen entlang eine Drahtleitung, welche am Berg hinauflief; ich machte meine Schwester darauf aufmerksam und Emma befürchtete, diese eigentümlich aussehenden Drähte möchten eine Dynamitexplosion bewerkstelligen sollen zum Verderben der Menschen droben auf der Anhöhe. Da fing ich an zu laufen so schnell es mir gelingen wollte, sah auch bald den Festplatz vor mir und schrie schon von ferne aus Leibeskräften unter die Festgesellschaft hinein: „Rettet euch, rettet euch! ein Dynamitkomplott ist entdeckt!" — „Was ist entdeckt? ein Brand?" fuhr Emma erschreckt aus dem Schlafe empor. Darüber erwachte ich, besann mich und erzählte ihr, was ich soeben geträumt hatte, und plötzlich erinnerten wir uns beide, daß ja in diesen Tagen die Einweihung des Niederwalddenkmals stattfinden sollte. Schon am nächsten Morgen brachte auch der Telegraph kurze Schilderungen über den glänzenden Verlauf der Feier in Gegenwart des Kaisers und eines erhabenen Kreises von Fürstlichkeiten, und meine Schwester sagte befriedigt: „Gottlob, von einem Dynamitattentat ist keine Rede dabei." Doch schon nach wenigen Tagen sickerten durch die Presse Gerüchte über ein von den Anarchisten angezetteltes Dynamitkomplott, das bei der Niederwaldfeier zum Ausbruch kommen sollte, aber durch göttlichen Eingriff — nasse Witterung — verhindert wurde.

Im November 1883 wurden wir Schwestern krankheitshalber abgehalten, uns an einer der Luther-Feiern zu beteiligen, was mir recht nahe ging, denn unserem Luther hätte ich gern diesen Tribut der Verehrung gezollt. Da träumte mir nachts, daß ich in einem Zimmer nebenan recht laut und energisch sprechen höre. Neugierig, was dort vorgehe, öffnete ich die Zwischenthür und schaute zu meiner großen Verwunderung in ein mir ganz fremdes, mittelalterlich eingerichtetes Gemach. Die Wände waren, soweit ich sie sehen konnte, mit Büchern auf Gestellen bedeckt, und vor deren einem stand ein schmächtig und blaß aussehender Herr im Talar und Barett, ein Buch in der Hand haltend und wie schüchtern in eine Ecke des Zimmers blickend, die ich nicht übersehen konnte. „Der kleine Mann kann doch nicht so laut geschrieen haben," dachte ich eben für mich, da drangen schon wieder grollende Laute an mein Ohr, und jemand kam aus der Ecke hervor energisch ausschreitend und heftig gestikulierend, und wie ich so recht hinschaute und die Gestalt im Gesicht erblickte, vergaß ich mich soweit, vor Freude laut aufzuschreien: „Ach Gott, das ist ja der Luther!" und schon stand dieser jetzt vor mir, und wie unwillig über mein Geschrei schaute er mich mit flammenden, Leib und Seele durchdringenden Blicken an. Was er aber in mir entdeckte, muß eitel Liebe und Verehrung für ihn gewesen sein, denn die zuvor zornig blickenden Augen lächelten mir mit einem Male freundlich zu, und mir dabei gütig die Hand hinreichend, scherzte er: „Ja, was ist denn so Großes an dem Luther, daß sich die Jungfer so freut, ihn zu sehen?" Die Antwort darauf blieb ich ihm aber schuldig, denn meine Bewegung, den teuern Gottesmann leibhaftig vor mir zu sehen, war so übermächtig groß, daß ich davon erwachte. . . . .

Im Frühjahr 1884 befand ich mich einmal nachts im Traum mit meiner Schwägerin Sophie und allen ihren Töchtern, Schwiegersöhnen und Enkeln in einem großen Garten.



Blumen blühten in demselben, der Rasen war saftgrün, über uns blaute der Himmel und warm schien die Sonne. Aber ein düsterer Punkt lag vor meinen Augen, ein Föhren- oder Tannenwald, der den Garten wie abschloß, und solch schwarzen Schatten hereinwarf, daß es mir gruselte bei dem Gedanken, in diese Waldesnacht dort hineingehen zu sollen. Da mit einem Male sah ich, daß meine Schwägerin den schnurgeraden Weg nach dem finsteren Walde einschlug. „Ja, wo geht denn eure Mutter hin?“ fragte ich erschreckt meine Nichten, und eine antwortete mir: „Sie tritt die große Reise an, welche jedes von uns allein macht.“ Da wallte es mitleidig in mir auf und ich sagte: „Die kranke Frau kann man doch nicht allein reisen lassen!“ und damit wollte ich ihr nacheilen, umsomehr, als meine Schwägerin, da sie ungefähr noch sechs bis sieben Schritte zu machen hatte, bis sie im Schatten des Waldes verschwand, stehen blieb, sich uns zukehrte und mehrmals mit der Hand einem von uns winkte. Mir, glaubte ich, gelte es, aber Emma hielt mich krampfhaft fest und beteuerte: „Sophie hat nicht dir gewinkt, sondern deinem Nachbar!“ Und als ich mich umschaute, wer mein Nachbar sei, setzte dieser schon aus, seiner Schwiegermutter zu folgen, und war zu meinem Schrecken der Mann meiner ältesten Nichte, ein Vater von vier kleinen Kindern. Am 12. Mai 1884 starb meine Schwägerin, und an ihrem Leichentag erzählte ich obigen Traum meinem Bruder, der zum Begräbnis erschienen war. Dieser bemerkte darauf: „Da dir in früheren Träumen die Zahlen Monate bedeutet haben und du von sechs bis sieben Schritten sprichst, so könnte demnach im November eine zweite Trauer über die Familie kommen.“ So war es auch! Unsere Nichte verlor ihren Mann am 25. November des gleichen Jahres. —

Doch der Raum drängt mich, mit den „Skizzen aus meinem Leben“ zu Ende zu kommen, und ich möchte jetzt nur noch auch hier wiederholen, was schon bei anderer Gelegenheit gesagt wurde, daß ich natürlich nicht imstande bin, eine zureichende Erklärung für die von mir erzählten Träume und Visionen abzugeben! Veröffentlichungen aus diesem „Nachtgebiete der Natur“ können nur die Absicht haben, Material beizuschaffen, für dessen Geschehensein die Erzählerin (und insofern auch andere Personen, denen sie das Erlebte oder Geträumte immer *sogleich* mitteilte) voll und ganz einsteht. — Der wache, reflektierende Geist darf das Erkennen der Wahrheit nicht so ausschließlich, wie gewöhnlich geschieht, für sich in Anspruch nehmen! Ist doch das wache Denken in seinem tiefsten Grunde und seiner vollen regelrechten Entwicklung gerade so ein Geheimnis für uns, wie das traumhafte Schauen. — Den Schleier der Zukunft, des Verborgenen, des Unsichtbaren eigenmächtig und willkürlich zu heben, wird uns immer unmöglich bleiben. Es muß gegeben sein. Auch wird es uns wohl stets nur in sehr beschränktem Maße gegeben werden. Aber wer giebt? Wer empfängt? Handelt es sich stets nur um ein freies Spiel unseres Geistes? Oder sind noch andere Mächte mitthätig? Wer will es bestimmen? Spuren psychologischer Vermittlung können wir auch da oft entdecken, wo aus dem mit allerlei Gedanken, Gefühlen und Erfahrungen gesättigten Geistesboden der Traum in selbständiger, vielleicht höchst phantastischer Gestalt sich erhebt. Anderseits aber treten uns doch auch Fälle entgegen, denen gegenüber jede logische und psychologische Erklärung zu Schanden wird, und wo der scharfsinnigste Kritiker auf die Frage: Wie ist es zugegangen? wird gestehen müssen: Ich weiß es nicht. Ueber solche Schwierigkeiten durch einfaches Leugnen der Thatsachen und ihre Verkehrung in ein nachträgliches subjektives Meinen, die Sache gesehen und gehört zu haben u. dgl. sich hinüber zu helfen, ist zwar bequem, löst jedoch nicht den Knoten, sondern zerhaut ihn.

Eine Zeit aber, die überall und um jeden Preis die Wahrheit und Wirklichkeit zu eruieren sucht, soll auch auf diesem dunkeln Gebiet zwar vorsichtig und prüfend, doch nicht mit vorgefaßten Anschauungen über das, was sein und was nicht sein kann und darf, an das Werk gehen. Es muß sich vielmehr darum handeln, für das menschliche Wissen und Erkennen immer neue Provinzen zu erobern, und auf Thatsachen gestützt,

die Leuchte der Wahrheit auch in solche Gebiete soweit wie möglich hineinzutragen, die unserem Auge hier wohl nie völlig sich erschließen werden. Die Wissenschaft an sich kann jedenfalls nicht enger und kleiner sein wollen, als das Leben selbst!" . . . . . .

Ich verabschiede mich jetzt von meinen Lesern mit dem Wunsche, daß sie „lebend" und „wachend" an sich möchten in Erfüllung gehen sehen, was mir in folgendem Traum über die Ewigkeit zu teil wurde:

Der Strom des Lebens hatte mich dahin getragen, wie tausende von Menschen, die, wie Shakespeare sagt: weder der Knopf von der Mütze der Fortuna sind, noch deren Fußsohlen! Es war unterdessen die Zeit neuer Seelen-Theorien daher gekommen, und von Professor Jäger (dem sogen. „Seelen-Jäger") wurde eine allerneueste Seelenlehre dociert, und wie es immer geht, man nahm Partei „für" und „wider" dieselbe. Unlängst wurde auch vor meinen Ohren obiges Seelen-Thema lebhaft besprochen, aber der Seele: unde, ubi, quo? bieb ungelöst.

Nachts lag ich schlaflos, und ließ nicht ab, mich mit diesem „Wo", „Wohin"? der Seele nach dem Tode zu beschäftigen, und natürlich interessierte mich am meisten das meiner eigenen Seele! Allmählich geriet ich in den Zustand, wo:

„Lind und leise nahen
Die dunkeln Wogen der Nacht,
Und entheben die Menschen
Dem lauten, bunten Eiland des Tages,
Und tragen die Schwimmenden,
Suchenden, Willenlosen
Auf die stille hohe See des Schlafes —
Und aus der Wogen Tiefe
Tauchen dann wieder herauf
Des Traumes beglückende Geister."

(A. Brück.)

Da wie mit einem Ruck riß es mich empor vom Lager, und etwas Gewaltiges schleuderte mich in die Höhe und mit großer Schnelligkeit wurde ich von den Lüften dahin getragen höher und höher! Da besann ich mich, was mit mir geschah, und wie von einem elektrischen Strome berührt durchzuckte es mich: ich war soeben gestorben und trat jetzt „als abgeschiedene Seele" meinen Flug in die Ewigkeit an. Ich schaute mich um, es schien die erste Hälfte der Nacht zu sein, denn unter mir brannten in den Wohnungen der Menschen noch vereinzelte Lichter, doch drang kein Ton mehr aus diesen Städten oder Dörfern herauf zu mir. Bald gewahrte ich, daß ich nicht allein unterwegs war, denn neben mir, vor mir, unter mir, überall bewegte und regte es sich schattengleich von abgeschiedenen Seelen gleich mir. Doch Entsetzen und Grauen erfaßte mich, als ich mich überzeugte, daß es lauter „schwarze" Seelen und „finstere" Geister waren, die mit mir der Ewigkeit zuflogen, und daß ihre schrecklichen Augen mich nicht aus Menschen-, sondern aus Tierleibern anglotzten! Dabei kamen sie mir immer näher, und „Aus tiefster Not schrei' ich zu Dir" fing ich nun laut an zu beten. Dies schien sie mir vom Leibe zu halten, und als ich stammelte „Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein" — da zog ein heller Lichtschimmer über mich dahin, und ich sah zu meiner unaussprechlichen Erleichterung, daß es eine lichtumflossene, abgeschiedene Seele in weißer, menschlicher Gestalt war, die in der Stille des Aethers über mir dahin zog. Ich versuchte zu ihr hinaufzukommen, um in ihrer Nähe zu sein, aber die schwarzen Seelen und finstern Geister umdrängten mich in Rotten und schienen mir mein Vorhaben unmöglich machen zu wollen. Doch unter unablässigem, lautem Geschrei zu Gott und unter dem Aufgebot aller meiner Kräfte gelang es mir endlich, den Lichtkreis des über mir dahin schwebenden seligen Geistes zu erreichen, und, sobald er mich aufgenommen hatte, blieben die schwarzen Unseligen von mir zurück. So sehr ich aber auch wünschte, der lichtumflossenen Gestalt näher, immer näher zu kommen, es gelang mir nicht! Um mich eines irdischen Ausdruckes zu bedienen: es war mir unmöglich, mit ihr gleichen

Schritt, das heißt gleichen Flug zu halten, denn sie schien, was man drunten auf der Welt „Schwungkraft“ heißt, mehr zu besitzen wie ich, und so war sie immer eine geringe Entfernung mir voraus und blieb auch in der gleichen Höhe über mir. Doch entging ihr nicht, daß es mein unablässiges Bestreben war, in ihrem Lichtkreis zu bleiben, denn sobald mir die Kraft versagen wollte, blickte sie mit einem ermunternden Lächeln, das sagte: „Halte an, halte aus!“ her zu mir, und schien selbst voll Erbarmen geneigt mich zu erwarten, doch war ihr dies offenbar nicht möglich, denn unaufhaltsam zog es sie himmelwärts, doch Gottlob! auch mich ihr nach — bis zu einer wie aus Licht gewobenen Scheidewand, an der sie mich zurückließ. Dahinter tönte es wie Chorgesang zu mir herüber: „In mir Gott, außer mir Gott, überall Gott!“ Es überschauerte mich eine Ahnung von der Seligkeit der Singenden, und laut flehte ich: „Auch meine Seele verlanget nach dir, Gott, meinem Heilande!“ Kaum waren diese Worte gesprochen, so stand eine ernste, hehre Gestalt vor mir und sagte: „In unseres Vaters Haus sind viele Wohnungen, und zu deren einer will ich dich jetzt bringen.“ Dann betraten wir etwas, das nach meinen irdischen Begriffen einem Nachen glich, und mein Führer steuerte mich darin über Wolken und Sterne (die nur wie glänzende Kiesel unter mir lagen!) einen Weg entlang, der in der Beleuchtung einer Winternacht — wie Mondlicht auf Schnee — vor uns lag und zuletzt an einem dämmerigen Gestade mündete, wo ich auszusteigen hatte. Hier erwartete mich ein unsagbar überirdischer Anblick. Vor meinen Augen wölbte es sich wie das Dach eines Riesen-Domes, der aber nicht von Wänden getragen wurde, denn überall hin schien er offen, ja endlos! und nur meine Erinnerungen von der Welt drunten ließen mich dabei an das lang gedehnte Schiff einer großen, unendlich großen Kirche denken, und darinnen lebte, webte und regte es sich von zahllosen abgeschiedenen Seelen gleich mir. Die einzige Helle, welche in dieser Geister-Kirche herrschte, schien von den göttlichen Funken herzukommen, deren einer noch in jeder Seele glimmte — freilich oft nicht größer und leuchtender als der Schein eines Glühwurmes. Keine der abgeschiedenen Seelen hier schien mich zu beachten, noch im geringsten sich um mich zu bekümmern, und wie ich bald herausfand, war die Ursache davon, daß eine jede Seele eifrig und anhaltend mit irgend etwas beschäftigt schien; ich trat näher, zu sehen, mit was? Da merkte ich, daß ein Teil sich bemühte, aus Kopf und Herzen allerlei auszuwischen, was die Welt dort hingeschrieben oder eingegraben hatte, — dieses schien aber eine schwierige Arbeit zu sein, die kaum gelingen wollte, denn immer und immer wieder versuchten es die Seelen und — wie ich wohl sehen konnte — mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kräfte! Doch konnte ich den Erfolg nicht abwarten und näherte mich anderen, zu sehen, was sie trieben. Die nächsten zertrümmerten Gegenstände, die meinen Augen wie Götzenbilder vorkamen, und es fielen mir dabei die Worte ein:

„Hau' deinen Götzen mutig um,
Er sei Geld, Wollust oder Ruhm!...

Wieder andere Seelen schienen sich auf der Reise in die Ewigkeit mit überflüssigem Gepäck belastet zu haben, und waren jetzt damit beschäftigt, sich desselben zu entledigen — da flog ein Rosenkranz, an dem noch blonde Locken hingen, so stürmisch war er vom Haupte gerissen worden!... Einige Seelen umstanden etwas, das einem offenen Buche mit zwei Blättern glich, die wie Spiegel aussahen; eine Seele nach der andern drängte sich heran, um hineinzuschauen, und zuletzt auch ich! Das erste Spiegelblatt zeigte mir, daß ich „göttlichen Geschlechtes“ war, aber im zweiten erschien ich so befleckt und verunstaltet, daß ich voll Abscheu darüber laut jammerte um meine verlorene Gotteskindschaft und wahrhaft lechzte nach Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in mir! Der erste Schritt dazu schien mir das Reinwaschen von Sündenschmutz und Erdenstaub zu sein, und als meine Augen begierig Wasser suchten, hörte ich es auch schon rauschen und sah, daß unter einem Opfer-Altare hervor eine purpurschimmernde Flut wogte und wallte. Ich eilte auf sie zu, stürzte mich in dieselbe hinein, und mit mir thaten dies noch andere Seelen, die rein werden wollten wie ich! Ob unsere Reinigung einen Tag

dauerte, ein Jahr oder hundert Jahre, weiß ich nicht, denn die Zeit schien dabei wie stille zu stehen. Doch „Tausend Jahre sind ja vor dir, o Gott! wie ein Tag, der vergangen ist, und wie eine Nachtwache!" Doch seufzte ich oft: „Hüter, ist die Nacht bald hin?" Und siehe, mit einem Mal fiel plötzlich in unser nächtliches Dunkel ein himmlischer Strahlenglanz! Wie von einem Druck befreit, schaute ich auf, und meine Augen begegneten einer unaussprechlich herrlichen Erscheinung! Vom Chor des Geister-Domes her sah ich ein großes leuchtendes Kreuz einherschweben, und ein wenig diesem voraus — mit ausgebreiteten Armen: Ihn! der einst für uns an diesem Kreuze litt und starb, aber dem es jetzt nur noch den Glorienschein zu geben schien für seine göttliche Gestalt als Sieger, Held und Triumphator! .. Einst hatte ich drunten auf der Erde mit bekümmerter Seele mich niedergelassen vor einem sogenannten „heiligen Kreuze," und eine Andächtige betete laut neben mir:

„Sieh', mit ausgespannten Armen
Will Er steh'n und will nicht weichen,
Ob das ewige Erbarmen
Mög' die Seele noch erreichen!"

Und siehe, selbst hier — in der Ewigkeit — erreichte es die abgeschiedenen Seelen noch! Noch jetzt waren die Arme des Erbarmers liebevoll geöffnet uns büßenden Seelen! und solche, auf die seine Augen fielen, denen wuchs es wie Flügel, die sie hoben und trugen hinauf an den Kreuzesstamm, dessen Strahlen ein jeder eine Seele festzuhalten schien. Zuletzt — o Himmelsglück! traf auch mich noch ein Blick des Erlösers, der wie Schwert und Feuerflamme mich durchzuckte und überschauerte wie Schmerz und Seligkeit zugleich! Schmerz — unsagbar bittern — empfand ich darüber, Ihn, meinen Erlöser und Heiland! nicht schon drunten auf der Welt über Alles geliebt zu haben! Doch flammte zu gleicher Zeit — blitzartig — die unaussprechlich beseligende Gewißheit in mir auf, daß ich es jetzt — in der elften Stunde — thue! Und beide Empfindungen waren so erschütternd, daß ich an Leib und Seele bebend — erwachte. . . . .





Briefe über Goethe und Dante.

Von

Bernhard Gräfe.*)

I.

Meine Abhandlung über Dantes göttliche Komödie als Quelle von Goethes Faust, II. Theil, in dem Mai-, Juni- und Julihefte des Jahrgangs 1889 dieser Zeitschrift hast du also, lieber Freund, mit Interesse gelesen, aber du schreibst: Schwere Kost! Ungenießbar für geplagte Menschenkinder! Da brummt einem beim Lesen der Kopf von lauter Dante und Goethe. Und was ist der Gewinn von all den gelehrten Untersuchungen für den gewöhnlichen Sterblichen? Dankbar würde mancher gute Deutsche sein, wenn er den Faust ohne allzugroße Mühe verstehen lernte. Aber erst Gräfe studieren, dann Dante studieren und zuletzt den Faust noch nicht verstehen! Das ist zuviel verlangt. Schreibst du wieder, dann schreibe gefälliger.

Dante findet in der Hölle seinen hochverehrten Lehrer Brunetto; der Verstorbene sagt zum noch lebenden Schüler

V. 119: Mein Schatz sei dir empfohlen.
Ich leb' in ihm noch — mehr begehr' ich nicht.

Die Ausleger behaupten, Brunetto habe zwei Werke hinterlassen, il tesoro und il tesoretto. So lebt Dante in seiner Dichtung noch heute, so lebt Goethe noch in seinem Faust. Gott hat mir diese beiden Schätze empfohlen. Ich will versuchen, ein Schätzchen aus dem entdeckten Goethe- und Danteschatz zusammenzustellen.

Hast du mal Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre gelesen? Hast du dich durchgearbeitet? Oder hast du wenigstens beim Umblättern in dem wunderlichen Buche zufällig einen von Goethe gezeichneten Schlüssel mitten im Text gefunden? Wie kommt denn ein Goethe, der das Wort in der Gewalt hat, wie kein zweiter, dazu, daß er Hieroglyphen malt?

Bis jetzt hat wohl noch kein Mensch sich einen richtigen Gedanken gemacht von diesem Schlüssel und von dem dazu gehörigen Kästchen. Ich halte es für ein wunderliches Geschenk Gottes, Schlüssel und Kästchen gefunden, das Pünktchen auf dem I entdeckt zu haben; und Gottes liebliche Gabe nicht zu verschütten oder für mich zu behalten, das ist der Grund und Zweck meiner Schreiberei.

*) Wir bringen diese beiden Briefe über das früher vom Verf. ausführlich behandelte Thema noch zum Abdruck, obwohl wir den hier gegebenen Auslegungen nur zum Teil und auch nur bedingungsweise zuzustimmen vermögen. Die Redaktion.

In dem Kästchen steckt Dantes göttliche Komödie; das Schlüßlein vermittelt das Verständnis dieser dunkeln und doch so lichtvollen Dichtung des großen Italieners († 14. Sept. 1321). Wem die Bedeutung dieser Entdeckung aufgeht, dem habe ich einen erklecklichen Nutzen gestiftet zum richtigen Verständnis der 2 letzten oder auch aller 3 Bücher der Wanderjahre, sowie des 2. Teils vom Faust, und bin damit dir, lieber Freund, wohl noch etwas mehr geworden.

Diese Werke Goethes sind Zwillinge, wie Kastor und Pollux. Die Lehrjahre hat Goethe in einer früheren Lebensperiode geschrieben (1777—1796); aber die Fortsetzung, die Wanderjahre, stammen aus dem hohen Alter des Dichters; das erste Buch ist 1821 erschienen; die beiden letzten Bücher arbeitet er 1825—1829. In demselben Jahre 1825 beginnt er lebhaft an dem 2. Teil des Faust, dessen 3. Akt ein älteres Dichtwerk ist, und beschließt es 1831. Welchen unendlichen Fleiß hat der hochbegabte Mann an diese Werke gewendet! Ueberblicke die angeführten Jahreszahlen, und dazu vergleiche die verhältnismäßige Kürze der Bücher. Verschütte die kostbare Salbe nicht, verachte die Perlen und Kleinodien in diesem Schatze nicht!

Das eine Werk klingt wie ein Roman, das andre wie ein Schauspiel; aber traue dem alten Schalk nicht! Das eine ist kein Roman, das andre kein Schauspiel. Schätze pflegt man ins Geheime zu verbergen. Goethe hat sein eignes Leben, die Schätze seiner großangelegten Seele, in diese Zwillingswerke hineingelegt, und ich rate jedem zu großer Bescheidenheit, wenn er nicht alles auf den ersten Blick versteht. Wir sind Pygmäen, Goethe ist ein Riese, und der Riese hat seine Beute geholt von Dante, und Dante ist ein Koloß, ein Elefant unter den Dichtern.

Wollte man die Lehr- und Wanderjahre Goethes Atelier und Dichterwerkstatt nennen, und den Faust sein glanzvolles Selbstporträt, so käme man der Wahrheit näher. Doch Worte und Namen sind Schall. Goethe hat seine Werke als ein Testament hinterlassen, und sie werden wie Kastor und Pollux am Himmel glänzen, und mancher Wandrer wird noch herzukommen und Philemon und Baucis freudig begrüßen.

In den Wanderjahren W. II, 11 wird in einem Briefe einer Hersilie an Wilhelm viel Wesens gemacht von zwei auf kleinen Schiefertäfelchen sauber eingravierten Inschriften:

Felix liebt Hersilien. Der Stallmeister kommt bald.

Rückantwort: Hersiliens Gruß an Felix. Der Stallmeister halte sich gut. —

Felix ist der Sohn von Wilhelm Meister und seiner ersten Liebe, einer verstorbenen Schauspielerin Marianne, und befindet sich in einer pädagogischen Anstalt, um schreiben und reiten zu lernen. Hersilie ist die Geliebte des Vaters Wilhelm und wird die Geliebte des Sohnes Felix.

Nun höre meinen Kommentar: Wilhelm Meister ist Goethe, Felix ist sein Sohn, sein zweites Ich, seine eigne Dichterseele. Dichten heißt die geheimsten Herzensgedanken plastisch gestalten und zum Schauspiel auf die Bretter bringen, und so wird der Dichter und alle Leser und Schauer pädagogisch erzogen. Odysseus hat seinen Telemach, Wilhelm seinen Felix, Faust und Helena ihren Euphorion. Hersilie — ist das nicht die geraubte Sabinerfürstin, die Romulus zu seiner Gattin gemacht, die die Mutter aller römischen Bildung ist und die poetische Mutter von dem Virgil, der so wahrheitsgetreu von Aeneas und seinem Sohne berichtet hat, und damit die Mutter von dem Dante, der hinaufzieht zu dem Kloster, wo Christus selbst ein Römer ist? Felix lernt schreiben, ja schreiben die Wanderjahre und den Faust, und er lernt reiten, der Stallmeister, in der pädagogischen Anstalt, der göttlichen Komödie, um zur Hersilie zu reisen, den Dante zu verstehen. Was für Wonne empfindet Goethe, wenn er Hersiliens Gruß vernimmt, wenn ihm Dante zuruft: Der Stallmeister halte sich gut!

Hersilie schreibt W. III, 2 an Wilhelm: Zu Ihrem Prachtkästchen ist das Schlüsselchen gefunden; das darf aber niemand wissen, als ich und Sie. Nach dem Lauf der Erzählung hat nämlich Hersilie in dem Rocke eines vagabondierenden Knaben

Fitz ein winzig kleines, stachlichtes Etwas gefunden, sie ist so apprehensiv, kitzlich und schreckhaft, sie faßt in die Tasche. Goethen ist die Sache so überaus wichtig, daß er den seltsamen Schlüssel mit seinen Pfeilen und Widerhaken im Texte abzeichnet. Hier noch eine Probe aus dem Briefe: Ein famoses Organ entwickelt sich plötzlich, Ihnen zuliebe; welch ein wunderlich Ereignis! .. ich mache mir hundert Grillen und Märchen. Ich muß mich an Sie wenden als den Heiligen, der das Verbrechen veranlaßt. — Kommen Sie eiligst und bringen das Kästchen mit. Vor welchen Richterstuhl eigentlich das Geheimnis gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen; bis dahin bleibt es unter uns; niemand wisse darum, es sei auch, wer es sei.

In einem Postskriptum heißt es: Was geht aber mich und Sie eigentlich das Kästchen an? Es gehört Felix, der hat's entdeckt, hat sich's zugeeignet, den müssen wir herbeiholen ꝛc. Thun Sie, was Sie können, aber kommen Sie beide.

Du interessierst dich vielleicht für die Entdeckung dieses Kästchens. Schon W. I, 3 hat Felix das Prachtkästchen gefunden; er hatte in der St. Josephskapelle in einer Ecke einen Kasten mit Steinen entdeckt. Es waren schöne und in die Augen fallende Dinge darunter. (War es vielleicht die Geschichte vom Grafen Ugolino?) Bald gesellt sich Montan, ein Steinkundiger, der in den Lehrjahren Jarno hieß (Herder) hinzu, W. I, 4, und der vagabondierende Knabe Fitz geleitet die „Wanderer" zu einem Riesenschloß. (Komödie?) Da war auf einmal Felix verschwunden, und der Vater sucht mit einem (Ariadne-) Faden und einem Pfeifchen den Verlornen in der Höhle. Endlich schaute Felix am Boden aus einer Kluft des schwarzen Gesteins hervor. „Bist du allein?" lispelte bedenklich der Knabe. — „Ganz allein!" versetzte der Vater. „Reiche mir Scheite! reiche mir Knittel!" sagte der Knabe, empfing sie und verschwand, nachdem er ängstlich gerufen hatte: „Laß niemand in die Höhle!" ꝛc. — Endlich erhob sich der Verwegene schnell aus der Spalte und brachte ein Kästchen mit, nicht größer als ein kleiner Oktavband, von prächtigem, altem Ansehn: es schien von Gold zu sein, mit Schmelz geziert. „Stecke es zu dir, Vater, und laß es niemanden sehen!"

So ist also das Prachtkästchen ein Prachtbüchlein, und Vater und Sohn versprachen sich deshalb beiderseits ein tiefes Geheimnis.

Ich will dir auch den Grund verraten, warum Goethe so lange Jahre seines Lebens von Dante fast geschwiegen hat, an dem er doch täglich seines Herzens Freude und Trost gehabt, ja mit dem er seine Phantasie Tag und Nacht genährt hat, warum er auch in seinen Faust so viel „hineingeheimnist" hat.

Seit einer Reise über das Gebirge (d. h. seit der italienischen Reise Goethes) hat Felix eine gewaltige Neigung zum Gestein (d. h. zum Dante).

Das Dantestudium beschreibt er also: „So sage mir denn," versetzte Wilhelm gegen Montan (Goethe zu Herder), „wie bist du zu diesen Kenntnissen und Einsichten gelangt?" — „Mein Freund," versetzte Jarno, „wir mußten uns resignieren (Wanderjahre heißen ‚die Entsagenden'), wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das erste, was einem guten Menschen unter solchen Umständen einfällt, ist, ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenstände sind ihm nicht genug, diese taugen nur zur Zerstreuung; er fordert ein neues Ganze und stellt sich gleich in dessen Mitte."

Nach meiner persönlichen Erfahrung muß Dante einsiedlerisch traktiert werden; es ist ein Studium von starren Felsen und Zacken. So giebt Goethe als Grund für sein befremdliches Schweigen über Dante an, indem er die moderne, kritische, rationalistische Theologie schälkisch verspottet: „Würde nicht ein scharfer Kritikus kommen und versichern: Alles ist untergeschoben? Würde man nicht die Lesarten streitig machen?" Eben deswegen rede ich mit niemandem darüber, und mag auch eben mit dir, weil ich dich liebe, das schlechte Zeug von öden Worten nicht weiter wechseln und betrüglich austauschen.

Einige Grundsätze zum Dantestudium will ich aus W. I, 4 hersetzen: 1. Zwischen den Bergen gelangt man zur Kenntnis der Gebirge (d. h. Dante nur aus Dante!).

2 Aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen. 3. Was der Mensch leisten soll, das muß sich als ein zweites Selbst von ihm ablösen. (Das ist wunderrichtig vom Dante abgelauscht und brillant ausgedrückt.) 4. In dem einen, was der Mensch recht thut, sieht er ein Gleichnis von allem, was recht gethan wird.

In den bedeutenden Unterhaltungen Meisters mit Montan, dessen Namen wohl vom Fegefeuerberge herkommt, heißt es: In der Nähe ist eine Erziehungsanstalt: es ist ein Kohlenmeiler. Montan nennt sich einen alten Kohlenkorb tüchtig buchener Kohlen; dabei erlaube ich mir die Eigenheit, mich nur um meiner selbst willen zu verbrennen; deswegen ich denn den Leuten gar wunderlich vorkomme. — Bei solchem Gespräch zieht Wilhelm etwas aus dem Busen, halb wie eine Brieftafel, halb wie ein Besteck aussehend; er trug es wie einen Fetisch.

Solche pädagogische und medizinisch heilende Wirkung traut Goethe schon in dem 1821 erschienenen Buch der Wanderjahre der divina comedia zu: was ist sie ihm seit 1825 geworden?

Der schlaue, schelmische Fitz warnt vor dem Gang nach dem Riesenschloß, schärft dann dem nicht gehorchenden Felix ein, sich nicht zu tief einzulassen. Nun ziehn sie hin, und Felix hüpft fröhlich von Granit zu Granit.

Könnte ich dir doch, lieber Freund, diese Fröhlichkeit geben, wenn ich dir das Verständnis anbahnte von Faust und den Wanderjahren und dem göttlichen Dante.

Zur Freude an meiner Steinkunde aus Dante bin ich veranlaßt worden durch Fegef. 9, 93 ff.:

Wir kamen hin — die erste Stufe war
Von Marmor weiß, von höchster Glätt' und Reine,
D'rin spiegelt' ich mich ab, wie ich erschien.
Die zweite schien mir von verbranntem Steine,
Rauh, lang und quer geborsten und zerschlitzt,
Und ihre Farbe schwärzlich dunkle Bräune.
Die dritte höchste Stuf' erschien mir itzt
Wie Porphyr, flammend, gleich des Blutes Quelle,
Die frisch und warm aus einer Ader spritzt.

Solche Beschreibung der christlichen Selbsterkenntnis und Buße und der Liebe Christi scheint auch Goethen zum Studium des ganzen Fegefeuerberges gereizt zu haben.

Denn W. I, 12 trennt sich Wilhelm wohl noch von dem Prachtkästchen, da er sich auf Reisen begiebt, er deponiert es bei einem Antiquitäten-Pfandleiher (d. h. er stellt den Dante unter seine Bücher), wohl inventarisiert, und er weiß Zeit und Ort seiner Entstehung mit den Worten (d. h. sein Verständnis ist noch leeres historisches Wissen): „Bleibe das Kästchen verschlossen, bis der Schlüssel sich findet, und wenn es bis ans Ende meines Lebens liegen sollte."

Aber eine Ahnung hat er schon 1821, was ihm sein Dante werden sollte, redet ja derselbe gar wunderlich von den beiden Schlüsseln Petri, dem goldnen, der den Himmel aufschließt und dem silbernen, der das verdrehte Menschenherz aufschließt; er erzählt also:

„Wer lange lebt," sagte der Alte, „sieht manches versammelt und manches auseinanderfallen." Und so beschreibt er ein Erlebnis: „Von diesem elfenbeinernen Kruzifix besaß ich seit 30 Jahren den Körper mit Haupt und Füßen aus einem Stück; der Gegenstand sowohl als die herrlichste Kunst ward sorgsamst in dem kostbarsten Lädchen aufbewahrt (Prachtkästchen); vor ungefähr 10 Jahren erhielt ich das dazu gehörige Kreuz mit der Inschrift, und ich ließ mich verführen, durch den geschicktesten Bildschnitzer unserer Zeit die Arme ansetzen zu lassen; aber wie weit war der Gute hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben; doch es mochte stehen, mehr zu erbaulichen Betrachtungen als zu Bewunderung des Kunstfleißes. Nun denken Sie mein Ergötzen! Vor kurzem erhielt ich die ersten, ächten Arme, wie Sie solche, zur lieblichsten Harmonie,

hier angefügt sehen, und ich, entzückt über ein so glückliches Zusammentreffen, enthalte mich nicht, die Schicksale der christlichen Religion hieran zu erkennen, die, oft genug zergliedert und zerstückelt, sich doch endlich immer wieder am Kreuze zusammenfinden muß."

Vergeblich sucht man im Dante ähnliche Darstellung, aber mit solcher Hoffnung stellt 1821 er seinen Dante auf's Repositorium.

Ganz anders vor 30 Jahren hat Goethe den Dante schon gekannt und geliebt. Da nennt er in den Lehrjahren die Hersilie die Natalie, die Tochter des durch Deutschland reisenden Marchese; der Wundarzt desselben hat unter Benutzung eines auffallenden Bestecks den unter die Räuber gefallenen Wilhelm Meister verbunden, und Wilhelm findet glücklich später in Italien die Natalie wieder und auch das Besteck, d. i. die divina comedia.

Jetzt will ich dir noch die Wirkungen Dantes auf Goethe seit 1825 beschreiben.

Hersilie findet W. III, 2 den Schlüssel in der Kleidung des Fitz; W. III, 7 kommt sie auch in den Besitz des Kästchens; W. III, 17 zeigt sie dem Felix das Prachtkästchen und auch den Schlüssel:

„Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man niemand sehen; er bittet wie betend, kniet und bittet mit so feurigen, holden Augen, mit so süßen, schmeichelnden Worten, und so war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimnis von weitem, aber schnell faßte er meine Hand und entriß ihn und sprang mutwillig um einen Tisch herum.

‚Ich habe nichts vom Kästchen noch vom Schlüssel!' rief er aus, ‚dein Herz wünscht' ich zu öffnen, daß es sich mir aufthäte, mir entgegenkäme, mich an sich drückte, mir vergönnte, es an meine Brust zu drücken.' Er war unendlich schön und liebenswürdig, und wie ich auf ihn zugehen wollte, schob er das Kästchen auf dem Tische immer vor sich hin; schon stak der Schlüssel drinne; er drohte umzudrehen und drehte wirklich. Das Schlüsselchen war abgebrochen, die äußere Hälfte fiel auf den Tisch."

Nicht wahr, alter Freund, Goethe schreibt gar nicht so unsittliches Zeug, wenn man erst versteht, wie es gemeint ist. Auch ist die Komposition der Wanderjahre gar nicht so verworren oder so lose zusammengeworfen, wie mancher denkt.

Wenn W. III, 6 ein derber Wundarzt und Bartkünstler von eminentem Erzählungstalent in eine Gesellschaft eingeführt wird und das Märchen, die neue Melusine, als selbsterlebte wunderbare Geschichte erzählt, so denke nur, Goethe erzählt dir zur Lehre, was der Dante ihm geworden sei, nachdem er den großen Herrn (cf. die Geschichte „Eine gefährliche Wette") erst hat rasieren gelernt. Ich will dir kurz das Märchen extrahieren.

Er sei einmal in reduzierten Verhältnissen in einen Gasthof gekommen, und bald nach ihm sei eine Dame von schöner Gestalt und liebenswürdigem Gesichte vorgefahren. Ein Kästchen, welches diese Pygmäenprinzessin auf einer Brautfahrt vor sich auf dem Sitze stehen gehabt, habe er sorgfältig aus der Kutsche hinausgetragen und am Tage darauf ein Schlüsselchen empfangen, das alle Schlösser aufgeschlossen. In einer Nacht sieht er seine Braut, seine Frau, in dem Kästchen im allerkleinsten Maßstabe wie in einem königlichen Saale. Wieder zur menschlichen Größe gekommen, erzählt sie, daß sie durch einen ungeheuer kleinen Fingerring von einem königlichen Ahnherrn sich so groß machen könne, um einen Gatten unter den Menschen sich zu suchen. „Ich prüfte manchen, aber niemand als du schien mir wert, den Stamm des herrlichen Eckwald zu erneuern und zu verewigen."

Die Liebe seinerseits ist nicht uneigennützig; wenn er sich trennen würde, hörte Gold und Wein und Extrapost wieder auf. In einer erregten Stunde läßt die Zwergin den goldnen Ring von ihrem Finger auf die seinen laufen, und nach gewaltigem Schmerz findet sich Goethe in kleiner Gestalt mit seiner Schönen in einem Walde von Grashalmen, gelangt zu einem goldnen Palaste, wo Vater und Mutter und Diener und Musik die heimgekehrte Tochter begrüßen. Nun wird fröhliche Zwergenhochzeit gefeiert.

Bei einem Fluchtversuch des Herrn Bräutigams durch eine Steinritze hat er einen harten Kampf mit Ameisen zu bestehen. Nun begriff ich, schreibt W., zum erstenmale, was die Philosophen unter ihren Idealen verstehen möchten, wodurch die Menschen so gequält sein sollen. Ich hatte ein Ideal von mir selbst und erschien mir manchmal im Traum wie ein Riese. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergennatur, so viele andre Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernst zu denken begann."

Zuletzt feilt er das Ringlein entzwei, und, zur natürlichen Größe zurückgekehrt, kommt er sich nur um vieles dümmer und unbehülflicher vor. Doch fand er bei sich zur Weiterreise die Schatulle und das dazu gehörige Ringlein. —

Lebe wohl! Meine Beschäftigungen mit Goethe und Dante sind nicht unnütze Allotria. Laß uns mit Dante und mit dem greisen Goethe so klein werden; im königlichen Schlosse ist noch viel Raum zur Herberge.

II.

Schon habe ich am Schluß des ersten Briefes gezeigt, daß 3 Perioden in der Einwirkung Dantes auf Goethe unterschieden werden können; 1. in den Lehrjahren bezeichnet Natalie in Deutschland und in ihrem Heimatlande Italien die göttliche Komödie; 2. in den Wanderjahren heißt sie Hersilie, und das Prachtkästchen mit dem Schlüssel haben mir wohl gedient, die früher kaum geahnte Thatsache von solcher fortlaufenden Influenz für alle Zukunft festzustellen.

W. II, 6 bezeichnet Goethe in einem Briefe an den Abbé diesen Einfluß so: „Der Wunsch, meine Wanderjahre mit mehr Fassung und Stetigkeit zu vollenden, wird immer dringender." Nach einer frommen Wallfahrt will er diesem innern Triebe gemäß von neuem beginnen.

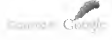
Nach diesen Worten genügt ihm also das erste Buch der Wanderjahre vom Jahre 1821 nicht ganz. 1825 ist nach W. II, 6 ein großes Ereignis inzwischen eingetreten; Meister beschreibt dasselbe also:

Endlich, teuerster Freund, kann ich Lenardo sagen, sie ist gefunden, und zu Ihrer Beruhigung darf ich hinzusetzen, in einer Lage, wo für das gute Wesen nichts weiter zu wünschen übrig bleibt. —

Weiter schreibt er an den Abbé: Möge dieser vorzügliche junge Mann (Goethe) in eurem Kreis zu ununterbrochenem, bedeutendem Wirken verschlungen werden, da, wie ich hoffe, sein Inneres beruhigt ist.

Worin diese innere Beruhigung besteht, so will ich nicht zuviel behaupten, weil ich an die Unsicherheit Davids bei der Selbstprüfung in Psalm 26 und 139 denke. Im Faust bezeichnet sie Goethe als Thronbesteigung des Kaisers. Es ist gewiß der ernstesten Erwägung wert, wenn Goethe mit dem gewaltigen Ernste eines christlichen Haushalters von seinen Werken, dem Faust und den Wanderjahren, redet, an welchen er so viele Jahre und mit so intensivem Fleiße gearbeitet und jeden Satz, jede Zeile, jede Silbe, jedes Interpunktionszeichen auf die Goldwage gelegt hat. (?) Was ist seine innere Beruhigung in solchen Werken, deren Inhalt ich nicht besser bezeichnen kann, als pinxit se sibi? Nach seinem Tode erst sollte die Welt dies Bildnis schauen, wenn seine Seele schon vor dem ewigen Richter steht. Mein Urteil könnte fehlen; darum frage ich: was ist das große Ereignis zwischen 1821 und 1825 nach dem Roman?

Zuvor aber erinnere ich an zwei Resultate meiner Faustuntersuchung. Meine Nachweisung über Chiron und Manto, über Kunst und Wissenschaft, daß sie eine zweifache Wirkung haben, eine pädogogische und eine heilende, komme dem Wandrer durch die Wanderjahre zu statten. Dante ist Chiron und Manto zugleich, ein Dichter, der auf Gemeinverständlichkeit und Popularität keinen Anspruch erhebt. Wozu erzieht Dante



den gelehrigen Goethe? Wie und was heilt er? Was ist die Beruhigung des Goetheschen Innern? Sodann empfiehlt sich ein Kunstgriff in den Zwillingswerken, alle Personen irgendwie mit Goethe und mit Dante zu identifizieren.

Was ist nun das große Ereignis, damit du, lieber Freund, auch die Goethesche Beruhigung suchen kannst? Lenardo sucht nach seiner Heimkehr ein nußbraunes Mädchen (W. I, 11, eine Geschichte aus dem J. 1816), welches ihm den Vater herzlich flehend vor seiner Abreise empfohlen hatte. Ich zweifle kaum, daß Goethe aus dem Namen des Brunetto das nußbraune Mädchen konstruiert hat, und daß unter seinem Vater Dante zu verstehen ist. Nun findet Lenardo in Begleitung Wilhelms statt ihrer eine schlanke Blondine; er weiß nicht einmal den Namen des nußbraunen Mädchens, ob sie Valerine oder Nachodine geheißen. So wenig kommt es beim Dante auf Namen an, wie viel seltsame Personen und Geschichten auch vorkommen; die Sache ist allein wichtig; die schlanke Blondine könnte sehr wohl die Friederike sein oder Gretchen oder Suleika. Jetzt aber liegt die Dantesche Beatrice ihm am Herzen und Lenardo bittet den Wilhelm, das nußbraune Mädchen zu suchen, und sagt: Ich hoffe, wenn ich das Mädchen glücklich weiß, bin ich sie los (beruhigt?).

Hierauf folgt in 3 Kapiteln W. II, 3—5 die seitdem auch dramatisch behandelte Geschichte „Der Mann von fünfzig Jahren“, wo ein kahlköpfiger Major seine frische Nichte Hilaria heiraten zu müssen für gut findet, die aber schließlich seinem Sohne Flavio zufällt, während sich der Papa mit einer unwiderstehlichen Witwe tröstet, welche vorher dem Sohne den Kopf verdreht hatte.

An den Kopf dieses fortlaufenden Vortrags schreibt Goethe: Möge derselbe seinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Personen dieser abgesondert scheinenden Begebenheit mit denjenigen, die wir schon kennen und lieben, aufs innigste zusammengeflochten sind. Da finden wir am Ende der Geschichte eine Makaria, und dieser Name zieht sich wie ein roter Faden durch die Wanderjahre, ganz ähnlich wie das Prachtkästchen mit dem Schlüssel, hindurch, so daß du, lieber Freund, getrost auf meine Autorität hin glauben magst, daß Goethe überall auf Danteschem Felsengrund hinwandert.

Nach Erwähnung der Hilaria und Makaria schreibt Wilhelm an Lenardo W. II, 6: Endlich habe ich sie gefunden.

Aber trotzdem findet Lenardo sie viel später W. III in einer Leinwandfabrikanten-Witwe Susanne, und hier nennt er sie die Schöne-Gute, auch die Gute-Schöne.

Ich finde keine Stelle, wo Goethe tiefer über seinen Dante, den καλὸς κἀγαθος gesprochen, als W. III, 13.

„Ein Kind, das indessen beim Vater geblieben war, bat mich zu eilen, der gute Mann sei unruhig. Wir traten hinein; heiter, ja verklärt saß er aufrecht im Bette. ‚Kinder‘, sagte er, ‚ich habe diese Stunden in anhaltendem Gebete vollbracht; keiner von allen Dank- und Lobgesängen Davids ist von mir unberührt geblieben, und ich füge hinzu, aus eignem Sinne mit gestärktem Glauben: ‚Warum hofft der Mensch nur in die Nähe? Da muß er handeln und sich helfen; in die Ferne soll er hoffen und Gott vertrauen.‘ Er faßte Lenardos (Goethes) Hand und so die Hand seiner Tochter (Susanna—Komödie) und beide ineinander legend, sprach er: ‚Das soll kein irdisches, es soll ein himmlisches Band sein; wie Bruder und Schwester liebt, vertraut, nützt und helft einander, so uneigennützig, wie euch Gott helfe.‘ Als er dies gesagt, sank er zurück mit himmlischem Lächeln und war heimgegangen. Die Tochter stürzte vor dem Bett nieder, Lenardo neben sie; ihre Wangen berührten sich, ihre Thränen vereinigten sich auf seiner Hand.“

Um nun die Bedeutung des Namens Makaria anzuzeigen, will ich des Längern über die 3 oben bezeichneten Danteperioden handeln.

In den Lehrjahren heißt die Komödie Natalie, welche ihren Vater, einen Marchese, auf einer Reise nach Deutschland auf der Suche nach Augustin und Mignon begleitet;

sind letztere Danteschen Ursprungs, so weiß ich's nicht. Dies geschah zu der Zeit, als Goethe in die Nähe des Prinzen Heinrich von Preußen geführt wurde, ferner zu der Zeit, als er seine prächtige Hamletstudie machte. Da heißt Natalie L. IV, 8 ein hülfreicher Engel, und der Wundarzt, Chirurg (Dante), der gleich einen Beutel von 20 Louisd'oren hinterlassen kann, mit einem schönen Besteck, wird sein Helfer. Vielleicht interessiert dich die tolle Zigeunerfahrt L. IV, 4 ꝛc., wo Wilhelm Meister überfallen, verwundet, also von Dante verbunden und darauf von der lustigen Philine im Hause eines Pfarrers gepflegt wird. Du wirst mir beistimmen: Das ist kein Roman, sondern Goethe läßt uns in die Werkstätte seines phantasiereichen Genius, in sein Laboratorium, blicken.

Goethe merkt den gewaltigen Unterschied seiner und der Danteschen Poesie; seine Philine küßt wie ein Kammermädchen der hehren Natalie die Hand. „In diesem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes stammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart so sonderbar auf seine schon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als sei ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über ihr ganzes Bild verbreite sich nach und nach ein glänzendes Licht" L. IV, 6. Der Chirurgus zog die Kugel aus der Wunde, und die Heilige entschwand vor den Augen des Hinsinkenden.

Das ist die erste Periode, die divina comedia ist eine vorübergehende Erscheinung; Beatrice ist bloß noch die ungemein verhimmelte Geliebte Dantes. Als später Goethe mit Mignon nach Italien gekommen, schaut er wieder das Besteck des Chirurgus und auch Natalie, und er erzählt L. VIII, 7:

Einst saßen Natalie, Jarno und Wilhelm zusammen und Natalie begann: Sie sind nachdenklich, Jarno, ich kann es Ihnen schon einige Zeit abmerken. Was giebt's also? Jarno (Herder) will nach Amerika auswandern und Wilhelm soll mit. Wohin soll Goethe auswandern? Nach Amerika? Ja, Amerika liegt jenseits des atlantischen Ozeans, und Dantes Fegefeuerberg liegt auch jenseits desselben Ozeans, als Amerika noch nicht entdeckt war, und darum behaupte ich, was schwerlich vor mir jemand gewußt hat: wo vom Auswandern in den Lehr- und Wanderjahren geredet wird, da denkt Goethe an das vom Dante hingezauberte Dichterland, an das Purgatorium, und Jarno wird Montan, der Bergkundige. —

Aus der gefährlichen Wette W. III, 8 habe ich mir einige Kühnheit angeeignet in der Auslegung, wo Dante nach Goethe fragt: Hat der Fremde nicht nach dem Barbier gefragt? Dante will rasiert sein und Goethe will auch rasiert sein. Die Männer wollen vernünftige Herren sein und schreiben keine Narrenpossen. (?!) Siehe — en passant — W. III, 8 findest du auch den Raufbold, den Namen eines von den 3 Gewaltigen im Faust. Frage alle Faustkenner, ob sie eine gescheutere Erklärung von diesen Gewaltigen geben können, als W. I, 6: Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkt machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein, um nicht Egoist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne. Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher ist es, sich für sie als Verwalter zu betragen. Dies ist der Sinn der Worte Besitz und Gemeingut.

Hierzu vergleiche nun die Namen der 3 Gewaltigen, Raufbold, Habebald und Haltefest. Solche gewaltigen Geisteskräfte verlangt Goethe zum ersprießlichen Studium Dantes. So halte fest, lieber Freund, Amerika ist bei Goethe Purgatorium. Und, wenn's zum Sterben kommt, Paradies.

Die zweite Periode steht in Wanderjahren I. Buch; in W. II und III die dritte. In der zweiten Periode taucht das Wort Makaria auf.

Der Verfasser bereitet sich in W. I ganz eigentümliche Schwierigkeiten dadurch, daß Wilhelm nur 3 Tage als Wanderer in einer Herberge verweilen und nicht dorthin zurückkehren darf. Der Grund zu dieser Pedanterie liegt in der Disposition des Danteschen Purgatoriums, wo Dante mit Virgil 7 Stufen ersteigen muß, und wo er bei



jedem Fortschritt sich vollkommen andere Situationen geschaffen hat, und meistens braucht Dante für jede Stufe 3 Gesänge.

Nun findet Wilhelm in der ersten Herberge die Makaria als Tante der Hersilie und der Julietta W. I, 6, in der zweiten Herberge bei der Angela und dem Astronomen W. I, 10 spricht Makaria viel mit Wilhelm; es war, als wenn sie die innere Natur eines jeden durch die ihn umgebende individuelle Maske durchschaute. In einem besonderen Abschnitte wird von den Eigenheiten der Makaria gehandelt.

Aber Goethes Auge ist trotzdem in dieser Periode noch getrübt; noch hat er es nicht begriffen, daß alles, alles und jedes, das Größte und das Kleinste bei Dante Allegorie ist; so sucht er noch rationalisierende Erklärungen für das nußbraune Mädchen.

Wie ganz anders ist in W. II, 5 „ein Briefwechsel der schönen Frau, deren himmelschönes Innere nun hervortritt und das Aeußere zu verherrlichen beginnt. Wie ganz anders W. III, 15! Makaria befindet sich zu unserm Sonnensystem in einem Verhältnis, welches man auszusprechen kaum wagen darf.

Mein Brief würde wohl zu lang werden, wenn ich zur Erklärung dieser Sätze Purgatorio und Paradiso beschreiben wollte.

Der Name Makaria erinnert an die 7 Seligpreisungen oder Makarismen in der Bergpredigt, nach denen Dante das mittlere Drittel seines Fegefeuerberges aufgebaut. Das Wort schmilzt den heidnischen Begriff Felix, wie Goethe seinen Sohn genannt hat, um in das christliche Selig, und dürfte eine Uebersetzung sein der Danteschen Beatrix.

Daß Dichtkunst und Theater eine erziehende Wirkung ausüben sollen, dazu hat Goethe seinem Helden einen Sohn gegeben. Was kann seine geliebte Braut, die Schauspielerin Marianne, von den schöpferischen Ideen verstehen, die ihm in seinem hölzernen Puppentheater aufgegangen sind? Wie er davon begeistert erzählt, legt sie gar bald schlummernd ihr Köpfchen an seinen Arm, und die alte Kupplerin Barbara hält sich nur wach durch fleißigen Zuspruch zum trefflichen Wein. — Wird sein lieber Sohn ein Felix werden? Das ist die Idee der Lehrjahre. In den Wanderjahren wirkt nun eine andere Dichtung auf Goethe ein, und am Ende schreibt dem Anfang in den Lehrjahren entsprechend W. III, 18 Hersilie an Wilhelm: „Ich will's nur gestehen, ich gab ihm (dem Felix) seine Küsse zurück; es ist doch sehr schön, einen Glücklichen (sic!) zu machen."

Die Identität von Vater und Sohn kann kaum plastischer dargestellt werden: „Der Jüngling (Felix) stellte sich mutvoll auf seine Füße, sah Wilhelm scharf an und rief: Wenn ich leben soll, so sei es mit dir! Mit diesen Worten fiel er dem erkennenden und erkannten Retter um den Hals und weinte bitterlich. So standen sie fest umschlungen, wie Kastor und Pollux, Brüder, die sich auf den Wechselwegen vom Orkus zum Licht begegnen.

Am Schlusse ruft Wilhelm, wie er mit Wohlgefallen auf den Felix, dessen Wangen sich gesund röteten, herabschaut: Wirst du doch immer aufs neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes! und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt von innen oder von außen! W. III, 18.

Lieber Freund! Giebt es ein interessanteres Thema, als das der Wanderjahre? Ist es nicht prächtig, wenn Ariel im Faust das Thema singt:

Gebt ihn zurück dem heiligen Licht?

Ich hoffe, daß du mir zugiebst: Ohne Dante kein Verständnis von Kastor und Pollux, den Zwillingen Goethes! Vale!



Jonathan Swift,

der englische Satiriker.

Von

C. Schmitthenner.

Gewaltig, riesenhaft steht Jonathan Swift da inmitten der Großen seiner Zeit und seines Landes. Ein Herrscher im Reich des Geistes, thront er auf einsamer Höhe, an die kein anderer unter all den glänzenden Namen jener Periode der englischen Litteratur hinanreicht. Aber es ist eine Größe, vor der uns graut, eine Einsamkeit, in der unser Herz erbebt, denn er ist allein — allein mit seiner dämonischen Phantasie, allein mit seinen bittern Gedanken, allein mit seinem ruhelosen Herzen, mit seinem unbefriedigten Ehrgeize, mit seinem Hasse und seiner Wut. Wer kann ermessen, was der einsame Mann gelitten hat, bis endlich das ewige Geheimnis des Wahnsinns sein Leben und Leiden mit einem dunkeln Schleier verhüllte, bis er, der unglücklichste Mensch seiner Zeit, einsam starb.

Geboren von englischen Eltern in Dublin (am 30. November 1667), ist Swift nur diesem Zufalle seines Geburtsortes nach ein Irländer, und wenn auch die Umstände seines Lebens ihn auf fast wunderbare Weise mit Irland verketten, und er in seinem Geburtslande jahrelang lebte und auch dort starb, so ist er doch durch und durch ein Engländer. „Ich gehöre diesem schändlichen Lande nicht an, ich bin ein Engländer!" rief er einst im Aerger über die Irländer aus[1]). Englisch ist sein männlicher Charakter, die Tiefe seiner Leidenschaften, die Bitterkeit seines Witzes und die Energie seines Hasses; — englisch ist sein Stil, der an Reinheit und Kraft noch heute unübertroffen dasteht; — englisch ist seine mächtige Gestalt, sind seine markigen Züge, seine „furchtbaren" blauen Augen[2]). —

Als im Jahre 1645 die Schlacht bei Naseby und mit ihr die Sache der Royalisten verloren war, und der unglückliche König Karl I. sich auf der Flucht ins schottische Lager befand, erschien auf dem Schlosse Ragland, wo er abgestiegen war, ein treuer Unterthan des Königs. Er hatte sein Familiengut um 300 Pfund Sterling verpfändet, das Geld in seine Kleider genäht und war dem fliehenden Könige gefolgt, um ihm das Letzte nachzutragen, das er sein nennen konnte. Dieser Mann war Thomas Swift, der Großvater des Satirikers. Er hatte ein sehr bewegtes Leben hinter sich, war von

[1]) „I am not of this vile country, I am an Englishman!" Hawksworth, Life of Dr. Swift.
[2]) „Blau wie der Himmel" nennt sie zwar Pope, der Freund und Bewunderer Swifts. (His eyes are as azure as the heavens. Thackeray, The English Humorists.)

seiner eigenen Mutter enterbt worden, obschon er ihr einziger Sohn war, weil er als kleiner Junge in einen Obstgarten eingebrochen war und sich die Aepfel und Birnen hatte schmecken lassen. Für seine Königstreue wurde er von den Soldaten des Parlaments mehr als dreißigmal ausgeplündert[1]), seines Amtes entsetzt (er war Geistlicher) und gefangen genommen.

Thomas Swift hatte sechs Söhne. Einer derselben, Jonathan, ein Advokat, war nach Dublin gezogen, wo er als Agent ein kümmerliches Auskommen fand und sieben Monate vor der Geburt seines zweiten Kindes und einzigen Sohnes starb. Seine Witwe, die aus einer guten, aber ganz verarmten Familie stammte[2]), wäre in die größte Not geraten, wenn nicht Godwin Swift, ein in Irland ansässiger Bruder ihres Mannes, der wohlhabend geworden war, sich ihrer angenommen hätte. Sie lebte ungefähr zwei Jahre in seinem Hause, dann verließ sie Irland, um in ihre englische Heimat in Leicestershire zurückzukehren, aber ohne ihre beiden Kinder mitzunehmen.

Aus der frühesten Kindheit Swifts wissen wir nur, daß seine Amme sich längere Zeit mit ihm in Whitehaven in England aufhielt, was zu der irrtümlichen Meinung, er sei in England geboren, Veranlassung gegeben hat. Er war ein aufgewecktes Kind und soll schon mit vier Jahren die Bibel gelesen haben.

Was für ein Mann Godwin Swift war, wird uns nicht ausdrücklich geschildert. Er verfiel später in unheilbaren Trübsinn, und es ist kaum anzunehmen, daß die Kinder eine sehr fröhliche Heimat bei ihm hatten. In seinem sechsten Jahre kam Jonathan auf die Schule nach Kilkenny, wo er acht Jahre blieb; mit vierzehn Jahren schickte ihn sein Oheim nach Dublin auf die dortige Universität Trinity College.

Jonathan war schwerlich beliebt bei seinen Altersgenossen. Was sollten die liebenswürdigen, leichtsinnigen irischen Jungen, denen damals, wie heute, ein lustiger Streich über alles ging, auch anfangen mit einem Gefährten, der gewiß von der glücklichen Unbefangenheit eines Kindes wenig in seinem Wesen hatte, und dessen geistige Ueberlegenheit sie als eine unbequeme Abnormität mit Unbehagen ahnen mochten.

Auf der Universität scheint Swift schwer unter dem Gedanken an seine Abhängigkeit gelitten zu haben; sein Oheim war nicht allzu freigebig, und der ehrgeizige und stolze Jüngling empfand seine Armut und seine Verpflichtung zur Dankbarkeit für kärgliche Hülfe aufs Bitterste. Viele Jahre später, als er gefragt wurde, ob er seine Schul- und Universitätsbildung nicht seinem Onkel Godwin verdanke, sagte er: „Ja, er gab mir eine hündische Erziehung[3])!" In seiner Vorrede zum Märchen von der Tonne, dessen größter Teil schon auf der Universität entstand, sagt Swift: „Die schärfsten Stellen dieser Abhandlung sind im Bette in einer Dachkammer geschrieben worden; zuweilen hielt ich es für zweckmäßig, (aus Gründen, die mir selbst am besten bekannt sind), meine Erfindungskraft durch Hunger zu schärfen, und überhaupt wurde die ganze Arbeit begonnen, fortgeführt und vollendet während einer langen Arzneikur und bei großem Mangel an Geld."

Weder auf der Schule noch auf der Universität zeichnete sich Swift durch seinen Fleiß aus. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem, was ihn ansprach, mit Geschichte und Dichtung. Sein erstes Examen konnte er nicht bestehen; ein Jahr später erlangte er allerdings den Grad eines Baccalaureus, aber nur „aus besonderer Gnade", was auf der Dubliner Universität soviel hieß als: „mit besonderer Schande." Um diese Zeit wurde Godwin Swift geisteskrank und konnte nichts mehr für den Neffen thun. Es war das Jahr der Revolution in England, das Jahr 1688. Der langjährige Kampf zwischen König und Parlament endigte mit der Absetzung Jacobs II. und der

[1]) Hawksworth.

[2]) Ihr Name war Abigail Errick. Einer ihrer Vorfahren hatte aus eigenen Mitteln im Jahre 1066 eine Anzahl Streiter gegen Wilhelm den Eroberer ins Feld gestellt. Hawksworth.

[3]) Thackeray. Es wurde ihm darauf geantwortet, er aber habe nicht einmal die Dankbarkeit eines Hundes.

Berufung Wilhelms von Oranien auf den englischen Thron. In Irland brachen die alten Feindseligkeiten zwischen den irischen Bewohnern und den hereingezogenen Engländern aufs neue in hellen Flammen aus und wurden zum erbitterten Rassenkampf zwischen Kelten und Germanen — zum Religionskampf zwischen Katholiken und Protestanten.

Da erschien eines Tages in Leicestershire in England Jonathan Swift vor den Augen seiner Mutter. Welch ein Wiedersehen muß dies gewesen sein! Mit welchen Gedanken hat die Mutter auf den Sohn geblickt, der mit düsterer Stirne und anklagendem Herzen ihr fremd gegenüber stand? Konnte sie ihn verstehen, lernte sie in der Seele ihres Kindes lesen, ahnte sie, welch einen Geist ihr Sohn besaß?

Eine Tragödie? Ja, von Scene zu Scene, eine fort und fort gesteigerte Qual für sein stolzes Herz war die Jugend Jonathan Swifts, und wenn er in der Mannesreife den Menschen mit Hohn und Verachtung entgegentritt, wenn er jede empfangene Demütigung zehnfach vergilt mit bitterm Hasse, wenn er endlich unter dem dunkeln Schatten des nahenden Wahnsinns sich wie ein wildes Tier auf seine Beute stürzt und sie Glied um Glied in Stücke reißt, — wer will ihm allein die Schuld beimessen?

Das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn war nur kurz; — nach wenig Wochen trennten sie sich. —

Auf seinem Landgute Moor Park in der Grafschaft Surrey führte zu Anfang der Regierung Wilhelms III. Sir William Temple ein beschauliches Leben. Unter Karl II. Gesandter in Brüssel und im Haag, hatte er sich den wohlverdienten Ruf eines gewandten Diplomaten und wahren Vaterlandsfreundes erworben. Seinen geschickten Unterhandlungen war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die „Triple-Allianz" zwischen England, Holland und Schweden zustande kam (1667), und sein Name wurde in jenen Tagen von allen mit Dankbarkeit und Anerkennung genannt. Da kam der geheime Vertrag zwischen Karl II. und Ludwig XIV. zu Tage, Sir William Temple wurde zurückberufen und bald darauf entlassen. Zweimal noch, bei politischen Krisen in den Jahren 1670 und 1679, trat er wieder an die Oeffentlichkeit, und nachdem er der Krone erhebliche Dienste geleistet hatte, wurde er mit dem stuartschen Undank seines königlichen Herrn gelohnt. Er zog sich 1683 endgültig ins Privatleben zurück, stand aber späterhin hoch in der Gunst bei Wilhelm III., dessen Heirat mit der Prinzessin Mary, der Tochter Jakobs II., er seiner Zeit thätig gefördert hatte. Der König besuchte Sir William häufig auf seinen Gütern Moor Park und Scheene und erholte sich in wichtigen Angelegenheiten zuweilen den Rat des erfahrenen Mannes[1]).

Sir William Temple that sich etwas darauf zu gut, ein feiner Gelehrter und ein Bewunderer der Klassiker zu sein. Er las die lateinischen Schriftsteller, schrieb elegante Aufsätze und Abhandlungen und war eine Autorität in allem, was die Kunst des Gartenbaus betraf. Er schwelgte gerne in Erinnerungen an die Zeit, da er für die Ehre des Vaterlandes mit soviel Erfolg thätig gewesen war, und sprach oft von jener glänzendsten Periode seines Lebens. Wenn er zwischen seinen Tulpenbeeten oder in seinen Taxusalleen auf und ab wandelte, ging um die Zeit des Thronwechsels häufig ein junger Mann hinter ihm her, dessen ungelenke Gestalt und dunkle Kleidung unvorteilhaft abstachen gegen den eleganten Hofmann in seidenen Strümpfen und prächtiger Perücke, und der mit niedergeschlagenen Augen die lateinischen Citate des großen Herrn anhörte. Oder wenn dieser die Gicht hatte, stand er schweigend und mit bewölkter Stirn neben dem Lehnsessel des Kranken und ertrug mit stummer Wut die schlechte Laune seines „Gönners".

Sir William war ein Autokrat in seiner Familie und war es mit einer gewissen Genugthuung. War er übel gelaunt, so zitterte der ganze Haushalt vor ihm, von seiner Gemahlin, der sanften Lady Dorethy, bis hinab zur kleinen Hesther Johnson,

[1]) Scott. Hawksworth.



dem schwarzäugigen Töchterlein der Haushälterin. In Wahrheit aber hatte Hesther einen noch viel größeren Respekt vor ihrem Lehrer, dem gelehrten Herrn Sekretär, als vor dem großen Sir William in seinem vergoldeten Lehnsessel.

Daß Swift Sir William zu großem Danke verpflichtet war, machte ihm sein Leben in Moor Park nicht angenehmer und wurde in späteren Jahren mit Scham und Zorn von ihm empfunden. Ueberhaupt scheint die Dankbarkeit, diese vornehmste Regung, dem Herzen Swifts ebenso fremd gewesen zu sein als die Seligkeit des Verzeihens. Lady Doretsy Temple war eine entfernte Verwandte der Mutter Swifts, und als der junge Mann auf den Rat der letzteren in Moor Park erschienen war, ein Bittender, ohne anderes Recht auf Hülfe als diese entfernte Verwandtschaft, hatte sich Sir William seiner sofort angenommen und ihm eine Heimat in seinem Hause angeboten.

Im ganzen lebte Swift zehn Jahre bei seinen reichen Verwandten. Im Jahre 1692 erwarb er sich in Oxford den Magistergrad, hierauf kehrte er nach Moor Park zurück und wurde von Sir William als Sekretär angestellt. Er erhielt einen Gehalt von zwanzig Pfund Sterling, seine Mahlzeiten nahm er im Bedientenzimmer mit Kutschern und Lakaien ein. — Unverstanden von seinem kaltsinnigen „Herrn", der seine schlechte Laune viel bequemer an dem armen Vetter als an einem höher besoldeten Kammerdiener auslassen konnte, über die Achsel angesehen von den „höheren" Bedienten, die es bei den Mahlzeiten gewiß nicht an Anspielungen auf bettelhafte Verwandte fehlen ließen, allein mit seinem wunden Stolze, der täglich hundertmal mit Füßen getreten wurde von denen, die er geistig unendlich überragte, — wie einsam, wie unglücklich muß er gewesen sein!

Aber eine Freude hatte er hier. Die wohlgefüllte Bibliothek Sir Williams stand ihm offen, und er verschlang ihren Inhalt mit einem wahren Heißhunger. Er studierte täglich 8 Stunden[1]), und um seiner Gesundheit dadurch nicht zu schaden, pflegte er alle zwei Stunden einen nahe gelegenen Hügel gestreckten Laufs hinauf- und hinabzurennen und eine Entfernung von einer englischen Meile in sechs Minuten zurückzulegen. Im Garten hatte er sich von Steinen und Moos einen Sitz hergerichtet, auf dem er mit Vorliebe saß und studierte, aber er zog sich da für sein ganzes Leben eine Neigung zu Schwindel und ein Ohrenleiden zu; infolge von übermäßigem Obstgenuß wurde er krank, und das Leben in Moor-Park wurde ihm mehr und mehr verleidet.

Der König Wilhelm III. unterhielt sich bei seinen Besuchen oft leutselig mit dem jungen Sekretär, wenn Sir William durch die Gicht ans Zimmer gefesselt war und Swift statt seiner den hohen Gast auf seinen Gängen im Park und Garten begleiten mußte. Der König zeigte ihm, wie die Spargeln in Holland geschnitten werden und wollte ihn zum Dragoner-Offizier machen. Aber nicht den roten, sondern den schwarzen Rock wählte Swift. In einer „unheilvollen" Stunde entschied er sich für den geistlichen Beruf. Unheilvoll, denn die Folgen dieses Schrittes quälten ihn sein Leben lang: der Verfasser des Tonnenmärchens, der Dichter des Gulliver, der die schärfsten Pfeile seines Witzes gegen die idealsten und höchsten Güter der Menschheit richtete, dessen Predigten seinem eigenen Ausspruche nach nur Pamphlete waren, der aber ein zu großer Mensch war, um nicht die Heuchelei zu verabscheuen, wurde durch diese Wahl seines Berufs zu lebenslänglicher Lüge, zum ewigen Zwiespalt zwischen Pflicht und Ueberzeugung verdammt.

Aber das Leben in Moor-Park war ihm zur unerträglichen Qual geworden. Nach einer stürmischen Scene mit Sir William sagte er ihm den Dienst auf und ging (zu Fuß) nach Leicester zu seiner Mutter. Und doch schrieb er nicht lange darauf einen Brief an Sir William und bat ihn in den demütigsten Ausdrücken um ein gutes Leumundszeugnis für seine bevorstehende Ordination. Es ist unbegreiflich, daß ein Mann, der einen so unbändigen Stolz besaß wie Swift, und der seinen Wohlthäter im

[1]) Hawksworth.

Unfrieden verlassen hatte, kurz darauf in fast kriechenden Worten ihn wieder um eine Gefälligkeit bitten konnte. Dies ist nicht das einzige Mal in seinem Leben, daß Swift inkonsequent handelte; sein Selbstgefühl war groß, aber sein Ehrgeiz und sein Egoismus waren noch größer, und um seine Ziele zu erreichen, konnte er seinen Stolz vergessen und den um einen Dienst ansprechen, den er eben noch beleidigt hatte, oder von dem er sich gekränkt fühlte. Diese Widersprüche in seinem Charakter und der innere Zwiespalt, den sie notwendig bei ihm erzeugen mußten, sind ein weiterer Schlüssel zum Verständnisse seines unglücklichen Lebens.

Im Jahre 1694 wurde er ordiniert und erhielt eine Stiftsstelle in Kilroot in Irland und zwar durch Verwendung von Sir William Temple, der auch jetzt seine Hand nicht von ihm abziehen wollte. Aber er hielt es hier nicht aus. Die Sklaverei in Moor Park war doch erträglicher gewesen als das Leben in Kilroot, und ehe ein Jahr vorüber war, kehrte er nach Moor Park zurück. Alles schien ihm besser als sein neuerwählter Beruf. Es war, „als ob der Chorrock ihn vergifte und der Priesterkragen ihn erdroßle. Er geht durch das Leben wütend, wie ein Besessener[1])."

Von nun an schien aber seine Stellung zu Sir William eine bessere zu werden, und er blieb bei ihm bis zu dessen Tode im Jahre 1699. Der mit Staatsgeheimnissen und politischen Intriguen wohl vertraute Ex-Gesandte führte Swift zuerst in die Staatskunst ein, und er war es, der ihn auf seine eminente Begabung für Politik aufmerksam machte. Sir William beteiligte sich um diese Zeit an einem Federkrieg zwischen den Anhängern der klassischen und denen der modernen Schriftsteller. Swift schrieb für ihn die geistvolle Satire „Das Treffen der Bücher." Es ist nicht unsere Absicht, auf die Werke Swifts näher einzugehen; die besten sind in vortrefflichen deutschen Uebersetzungen denjenigen zugänglich, die sich damit bekannt machen wollen. Wir werden nur solche Einzelheiten daraus anführen, die den Verfasser als Menschen charakterisieren.

John Dryden, der Uebersetzer des Virgil, hatte ihn beleidigt[2]), und Swift, der niemals eine Beleidigung verzieh, griff den noch lebenden Dichter auf das Schonungsloseste an. Bezeichnend sind folgende Stellen: „Ein jeder gemeine Reiter wollte Generalissimus sein, von Tasso und Milton bis herab auf Dryden und Withers." „Der arme Virgil wurde auf der einen Seite von Withers, auf der andern von Dryden eingeengt." ... „Virgil war im Begriffe, auf Dryden loszusprengen, als dieser mit schwacher Stimme anfing eine Rede zu halten; er nannte den Virgil Väterchen und bewies ihm in einer langen genealogischen Auseinandersetzung, daß sie miteinander verwandt seien. Dann schlug er ihm vor, die Waffen mit ihm zu vertauschen, sah aber in der glänzenden Rüstung des Alten jämmerlich aus, und als er schließlich dessen Pferd besteigen wollte, kam ihm solche Furcht an, daß er nicht hinaufkommen konnte." — Sir William Temple aber führt siegreich die Hülfstruppen der Alten an.

Während seines zweiten Aufenthaltes in Moor Park knüpfte sich das eigentümliche Liebesverhältnis zwischen Swift und der schönen, reichbegabten Hesther Johnson, oder Stella, wie Swift sie nannte. Daß sich die beiden Herzen fanden, ist nicht unbegreiflich. Aus dem schwarzäugigen Töchterlein der Haushälterin war eine im Zauber der ersten Jugend erglühende Jungfrau geworden; ihr aristokratisches Gesicht und Wesen ließen auf nahe Verwandtschaft mit Sir William schließen. Die eigenartige Stellung dieser beiden jungen Menschen im Hause, ihre unaufgeklärten oder nicht anerkannten Beziehungen zur Familie, und vor allem ihre geistige Verwandtschaft, ihre gegenseitige Bewunderung führte sie zusammen. Aber es war Stella, die qualvolle Jahre lang jedes Opfer brachte, und Swift, der in kalter Selbstsucht dies annahm und ihr dabei jegliche Recht-

[1]) Thackeray.

[2]) Er hatte einmal zu ihm gesagt: „Vetter Swift, Ihr werdet niemals ein Dichter werden." Sie waren entfernte Verwandte. Dryden starb 1700. Das Treffen der Bücher erschien vor dem Tode Sir Williams, also vor 1699.



fertigung vor der Welt verweigerte. Ihre Liebe ertrug und überdauerte seine Grausamkeit, und die geistvolle, herzenswarme Frau muß trotz seines feigen Egoismus in ihrem Verhältnisse zu Swift ein Glück gefunden, in seinem Herzen Tiefen der Liebe entdeckt haben, die sie für jedes äußere Opfer reichlich entschädigten. Bei dem Tode Sir Williams war sie 16 Jahre alt. Ein Legat von 1000 Pfund Sterling bestätigt die Vermutung, daß sie seine natürliche Tochter war.

Swift widmete Sir Williams nachgelassene Werke dem Könige, in der Hoffnung, eine Anstellung von ihm zu erhalten. Der König gab aber kein Zeichen, daß er sich seiner erinnere; selbst eine Bittschrift um eine Stiftsstelle in Canterbury oder Westminster blieb ohne Antwort. Nach fruchtlosem Warten nahm Swift das Anerbieten des Grafen von Berkeley an, ihn als sein Kaplan und Sekretär nach Irland zu begleiten. Durch Intriguen verlor er beide Stellen nach kurzer Zeit, und auch die Hoffnung auf die Dechanei von Derry, welche der Graf zu vergeben hatte, schlug fehl. Mißmutig und verbittert durch diese mancherlei Demütigungen mußte Swift sich mit der Pfarrei von Laracor und Rathbeggin begnügen; es war dies weder eine einflußreiche noch eine einträgliche Stelle. Er, der ein Offizierspatent unter dem Könige Wilhelm und eine Civilstelle unter Sir William Temple[1]) ausgeschlagen hatte, war nun Landgeistlicher in einem Winkel von Irland.

Er lud Hesther Johnson ein, nach Irland zu kommen. Sie folgte dieser Einladung und kam in Begleitung von Mrs. Dingley, einer älteren Verwandten. Stella selbst war damals höchstens 18 Jahre alt. Es ist bezeichnend für ihr Verhältnis zu Swift, daß die beiden sich in ihrem ganzen Leben niemals allein sahen. Die Frauen wohnten in einem andern Hause, und nur wenn Swift längere Zeit abwesend war, bezogen sie das Pfarrhaus. Ihr Verkehr war ein reger und herzlicher.

Swift, der damals noch den Whigs angehörte, war oft in London; er leistete seiner Partei erhebliche Dienste, schrieb für sie ein politisches Pamphlet, „Ueber die Kämpfe und Streitigkeiten zwischen den Edlen und Gemeinen in Athen und Rom", und sein Ruf als der witzigste und geistreichste Schriftsteller seiner Zeit verbreitete sich immer mehr. Im Jahre 1701 erlangte er den Grad eines Doktors der Theologie. 1702, als der König Wilhelm III. gestorben war, seine Schwägerin Anna, die zweite Tochter Jakobs II., den Thron bestiegen hatte, und die Whigs noch fest am Ruder saßen, hatte er wieder Hoffnung auf ein Bistum, aber wieder vergeblich. Diese erneute Zurücksetzung entfremdete ihn seinen Parteigenossen, deren Lässigkeit er die Vereitlung seines größten Wunsches zuschrieb, und die Führer der Whigs bereuten es später jedenfalls, daß sie sich den ehrgeizigen Priester zum Feinde gemacht hatten. Viele Jahre später schrieb Swift mit wahrhaft verletzender Offenheit an Lord Bolingbroke: „Alle meine Bemühungen, mich auszuzeichnen, hatten ihren Grund in dem Umstande, daß ich weder aus vornehmer Familie stammte, noch Vermögen besaß, und doch das Verlangen hatte, von denjenigen, die meine Talente erkannten, als ihr Meister angesehen zu werden — ob mit Recht oder Unrecht — ist einerlei. Und somit ersetzt der Ruf, ein witziger Mann und ein Gelehrter zu sein, das Ordensband und die vierspännige Kutsche."

Im Jahre 1704 erschien „Das Märchen von der Tonne", eine wunderbare, geistsprühende Satire auf die drei christlichen Konfessionen, dargestellt in der Person von drei Brüdern, Peter, Martin und Hans. Martin (Luther) kommt noch am glimpflichsten dabei weg, sehr schlimm springt er mit Hans (Joh. Calvin, d. h. mit den englischen Dissenters) um. Addison[2]) war entzückt über den geistvollen Witz des Verfassers, aber für die Verwirklichung seines Lieblingswunsches wurde dieses Werk verhängnisvoll. Swift betont zwar ausdrücklich, er habe das Tonnenmärchen zu gunsten seiner, d. h. der englischen Hochkirche geschrieben, aber die Königin Anna verzieh ihm diese Satire nie.

[1]) Deputy of the Rolls in Ireland. Hawksworth.
[2]) Joseph Addison, der Dichter des „Cato" und Herausgeber des „Spectators."

Zwar schien es, als sollten sich in den Jahren 1710 bis 1714 seine kühnsten Hoffnungen erfüllen. Er war 1710 im Auftrage der irischen Bischöfe nach London gekommen, um bei der Königin die Erlassung der Abgaben für sie auszuwirken. Seine Pfarrei wurde inzwischen durch einen stellvertretenden „curate" versehen. Um diese Zeit hatten die Whigs fast allen Grund und Boden verloren; die Königin, die im Herzen stets eine Tory war und sich im Anfang ihrer Regierung nur ungern einem Whig-Ministerium gefügt hatte, zeigte immer unverhohlener ihre Vorliebe für die Tories. Dazu kam noch der Umstand, daß ihr die Tyrannei der Herzogin Sarah Marlborough unerträglich geworden war. Abigail Hill-Masham, die Kammerfrau der Königin und Feindin der Lady Marlborough, gebrauchte ihren wachsenden Einfluß auf Anna, um die Herzogin zu verdrängen und die beiden Anführer der Tory-Partei, St. John[1]) und Harley ins Kabinett zu bringen. Ein Geistlicher, Namens Sacheverel, ein Geschöpf St. Johns, der gegen die Revolution von 1688, d. h. gegen den Oranier Wilhelm gepredigt hatte, wurde vom Parlament verhört und auf drei Jahre sequestriert. Dieses Urteil erregte einen neuen Sturm gegen die Whigs, und das Ministerium konnte sich nicht länger halten. Marlborough wurde des Geldunterschleifs und der Bestechung beschuldigt und mußte abdanken. Harley, später zum Grafen von Oxford ernannt, und St. John, später Lord Bolingbroke, wurden Minister.

Swift warf sich mit dem ganzen Gewicht seines Geistes in die Bewegung jener Zeit. Um die Sache der Bischöfe besser führen zu können, suchte er die Bekanntschaft Harleys zu machen; durch ihn lernte er St. John kennen. Beide, die wohl wußten, wieviel er als Gegner ihnen schaden konnte, und welch mächtiger Bundesgenosse er sein würde, suchten ihn für ihre Partei zu gewinnen. Sie empfingen ihn mit offenen Armen und überhäuften ihn mit Schmeicheleien. Swift ließ sich dies gerne gefallen; scheinbar wenigstens ohne Skrupel und ohne Zögern verließ er die Whigs und griff sie nunmehr in Pamphleten, Gedichten und Aufsätzen[2]) mit derselben Schärfe und derselben Bitterkeit an, mit der er früher die Tories verfolgt hatte. Der Litterarhistoriker Dr. Samuel Johnson, der übrigens kein Freund von Swift ist, sagt in dessen Biographie: „Man muß zugeben, daß Swift eine Zeitlang die politischen Ansichten der englischen Nation vorgeschrieben hat[3])."

Sein Einfluß war so groß, daß im Ober- und Unterhaus des Parlaments Reden gegen ihn gehalten wurden[4]). Im Jahre 1711 erschien „Die Führung der Verbündeten"[5]) von Swift, eine so meisterhafte Streitschrift, daß die Tories beider Häuser in den Debatten ihre Argumente darauf gründeten.

Man kann wohl sagen, Swift war in jenen Tagen der einflußreichste Mann in England. Er war der vertraute Berater der Minister, war bei ihren geheimsten Verhandlungen zugegen, — nahmen sie seinen Rat nicht an, oder mißfielen sie ihm sonst auf irgend welche Weise, so schalt er sie aus wie Schuljungen. „Fünfmal bin ich wegen einer wahren Lappalie bei dem Herzog von Ormond gewesen," schreibt er an Stella[6]), „und er hat es immer vergessen; ich habe ihn darum ausgezankt wie einen Hund." . . . . „Der Lord Siegelbewahrer sagte: Dr. Swift ist nicht nur unser aller Liebling, sondern unser Hofmeister." . . . . „Ich verabscheue Tom Leigh . . . . der Hund weiß ganz genau, daß ich mit einem Wort mehr ausrichten kann, als sie alle zusammen." . . . . „Ich glaube, daß ich bekannter bin, als irgend jemand, der hier erscheint." . . . „Ich werde morgen bei dem Staatssekretär (St. John) essen. Die Wahl der Gesellschaft ist mir überlassen, und so habe ich Lord Carteret und Lord Angelsea eingeladen und habe

[1]) Sain John, ausgesprochen: Sind'schn.
[2]) Er gab unter anderm auch die Zeitschrift „The Examiner" heraus.
[3]) Johnson, Lives of the Poets.
[4]) Hawksworth.
[5]) The Conduct of the Allies.
[6]) Swifts Tagebuch in Briefen an Stella. Deutsch von C. v. Glümer. Berlin 1866.

versprochen, noch drei andere aufzufordern." .... „Der Staatssekretär erzählte mir, daß der Herzog von Buckingham viel von mir gesprochen und den Wunsch geäußert hätte, meine Bekanntschaft zu machen. Ich erwiderte, daraus könnte nichts werden, weil mir der Herzog nicht die nötigen Avancen gemacht hätte. Der Herzog von Shrewsbury meinte; er glaube nicht, daß dieser Herzog überhaupt Avancen zu machen pflege; ich aber blieb dabei. . . ."

Die höchsten Damen bemühten sich um seine Gunst: „ . . . Und dann kam die Herzogin von Shrewsbury und machte mir Vorwürfe, daß ich nicht bei ihr gegessen hätte. Ich erwiderte, das wäre nicht so leicht gethan, denn von vornehmen Damen, besonders von Herzoginnen, pflegte ich größere Avancen zu verlangen. Sie versprach, alles zu thun. . . ." „Lady Oglethorp brachte mich heute während des Drawing-rooms (Empfang im königlichen Schlosse) mit der Herzogin von Hamilton zusammen, und ich habe derselben einige Aufmunterung zu teil werden lassen, aber nicht viel[1]). . . ."

Wir sehen, es ist Dr. Swift, der das große Wort führt, der die Minister hofmeistert, und dem die vornehmen Damen Weihrauch streuen. Thackeray sagt von ihm: „Wer geistig unter ihm stand, den beschimpfte, bespöttelte und beleidigte er. Wer ein Lord war mit dem Hosenbandorden, der seiner Eitelkeit schmeichelte oder seinem Ehrgeize weiter helfen konnte, der fand in ihm den angenehmsten Gesellschafter der Welt. Seine Kriecherei war so lärmend, daß sie wie Unabhängigkeit aussah; er führte die Aufträge seiner hohen Freunde aus, aber mit einer Miene, als ob er sie patronisiere, und nachdem er sich vermummt für sie auf den Straßen herumgeschlagen hatte[2]), behielt er vor der Gemahlin und den Töchtern seines Gönners den Hut auf dem Kopfe und machte sich auf diese Weise bezahlt für seine großen Dienste[3])."

A. Stern, der Herausgeber der Briefe an Stella in deutscher Uebersetzung, bemerkt sehr richtig: „Die Art, wie er die Herrschaft über seine damaligen Kreise errang, wie er eben diese Kreise den Staat beherrschen sah, konnte seine Menschenverachtung nur steigern."

Zwanzig Jahre später, als Swift allen Einfluß verloren und sich grollend nach Irland zurückgezogen hatte, schreibt Bischof Kennet über ihn[4]): „Dr. Swift kam in das Kaffeehaus, und alle außer mir verbeugten sich vor ihm. Als ich in das Vorzimmer (bei Hofe) trat, um auf den Beginn des Gottesdienstes zu warten, war es Dr. Swift, der fast allein sprach, und der in allem zu kommandieren schien. Er ging den Grafen von Aran an, sich bei seinem Bruder, dem Herzog von Ormond, um eine Stelle für einen Pfarrer zu verwenden. Er versprach Dr. Thorold, daß er den Lord Schatzmeister veranlassen werde, ihm als einem Gliede der englischen Kirche in Rotterdam ein Gehalt von 200 Pfund Sterling zu bewilligen. Er hielt Herrn Gwynn auf seinem Wege zur Königin an und sagte ihm laut, er hätte ihm etwas vom Großschatzmeister mitzuteilen. Er zog eine goldene Uhr heraus, bemerkte, wieviel Uhr es war, und beklagte sich, daß es schon so spät sei. Jemand meinte hierauf, seine Uhr ginge vor. „Was kann ich dafür," sagte der Doktor, „wenn mir die Hofherren eine Uhr schenken, die falsch geht." Dann belehrte er einen jungen Mann, daß Mr. Pope (ein Papist, fügt der Bischof hinzu) der beste Dichter in England sei, daß er eine Uebersetzung des Homer begonnen habe, zu der sie alle subskribieren müßten, „denn," sagte er, „er soll nichts drucken lassen, bis ich tausend Guineen für ihn beisammen habe[5])." Der Lord

---

[1]) Auszüge aus Swifts Briefen an Stella.

[2]) Swifts Schriften erschienen alle ohne seinen Namen.

[3]) Thackeray, The English Humorists.

[4]) Dieser Brief wird von Thackeray angeführt.

[5]) Diese Uebersetzung von Pope, die ihm in der That 1000 Guineen, 21000 Mark, einbrachte, steht weit hinter der deutschen von Voß zurück. Pope hatte an Swift einen treuen und thätigen Freund. — Milton erhielt für sein verlorenes Paradies 10 Pfund Sterling, und für weitere 8 Pfund mußte seine Witwe allen ferneren Ansprüchen an das Werk entsagen.

Großschatzmeister kam auf seinem Wege von der Königin durch das Zimmer, er winkte Swift, sie gingen miteinander weg, gerade vor Beginn des Gottesdienstes."

Zur Ehre Swifts muß gesagt werden, daß er stets bereit war, andern eine hülfreiche Hand zu reichen; junge Offiziere, junge Dichter, Geistliche, Schreiber, seine Buchdrucker empfahl er seinen mächtigen Freunden und ließ nicht nach, bis er ihre Beförderung durchgesetzt hatte. Er selbst erhielt diese ganze Zeit über keine Gratifikation; als ihm Harley durch seinen Sekretär ein Geldgeschenk übersandte, nahm Swift dasselbe nicht an, und Harley mußte ihn deshalb wiederholt um Verzeihung bitten. An Oxford schrieb Swift später: „Ich war zu stolz, um auf die Ehre eitel zu sein, die Sie mir erwiesen."

Wie Lichtblicke treten uns in seinen Briefen an Stella diese kleinen Züge, — Beweise seiner Wohlthätigkeit, seiner Freundschaft oder seines männlichen Stolzes — entgegen. Im ganzen aber ist es ein herbes, hartes Bild, das uns seine eigenen Worte vor die Augen malen. Am 25. Juli 1711 schreibt er an Stella: „Heute Morgen war ich bei dem Staatssekretär in seinem Bureau und gab mir Mühe, die Begnadigung eines Menschen zu verhindern, der wegen einer Entführung zum Tode verurteilt ist. Der Unterstaatssekretär versuchte ihn zu retten . . . . aber ich sagte dem Staatssekretär, er dürfe nicht begnadigen, ohne günstigen Bericht des Richters; überdies wäre der Mensch ein Geiger, folglich ein Schuft, der das Hängen schon um anderer Ursachen willen verdiene — und so soll er denn baumeln." Den 10. April 1713: „Lady Mashams ältester Knabe ist sehr krank; ich fürchte, daß er nicht leben bleibt, und nun ist sie in Kensington, um ihn zu pflegen, was uns alle ärgert. Sie ist so übermäßig weichherzig, daß ich ganz rasend darüber werde. Sie darf die Königin nicht verlassen, sondern muß alles übrige hintansetzen, um das zu verfolgen, was sowohl in ihrem eigenen Interesse, als dem der Gesamtheit liegt."

Aber das erhoffte Bistum blieb aus. Die Königin und die englischen Prälaten wollten und konnten den Verfasser des Tonnenmärchens nicht zum Bischofe machen. Alles, was seine Freunde für ihn erreichten, war die Dechanei an der St. Patriks Kirche in Dublin. Er empfing diese Gunst mit wenig Freude und wenig Dank. Nur vierzehn Tage war er in Dublin, um die Stelle anzutreten, dann eilte er wieder nach London zurück, mit der Absicht, die nunmehr vollständig entzweiten Minister Oxford und Bolingbroke zu versöhnen. Alle seine Bemühungen waren aber umsonst; der Riß war unheilbar, die Tory-Partei dadurch ihrem Sturze nahe, und alle Aussicht Swifts auf eine einflußreiche Stelle in Kirche oder Staat für immer zunichte gemacht.

Der Verfasser des „Esmond"[1] schreibt: „Wenn der größte Satiriker, den die Welt gesehen, gegen Harley anstatt für ihn geschrieben hätte, welche Geschichte der letzten Jahre der Regierung Annas hätten wir dann erhalten! Aber Swift, der die ganze Menschheit verachtete und sich selbst nicht am wenigsten, hatte dieses eine Verdienst, daß er ein treuer Anhänger war, daß er den Anführer liebte, der ihn gut behandelt hatte, und daß er ihn in seinem Falle nicht verließ."

Der Tod der Königin Anna im Jahre 1714, die Berufung des Kurfürsten Georg von Hannover auf den englischen Thron und der darauf folgende Sturz der Minister[2]) brachen alle Verbindung zwischen Swift und dem Hofe ab. Mit genauer Not entging er der drohenden Anklage, und „Groll im Herzen und die Bitterkeit des Todes auf den Lippen"[3]) kehrte er nach Dublin zurück.

Fast am Ziele angelangt, war alles verloren — Macht und Einfluß dahin, das anregende Leben mit den Größten im Lande inmitten einer Zeit, in der die politischen Wogen am höchsten gingen, zu Ende — zu Ende alle Aussicht auf die Erfüllung der ehrgeizigen Pläne seines Lebens: — so kehrte Swift zurück. Die Bitterkeit des Todes

[1]) W. M. Thackeray.

[2]) Oxford wurde in den Tower gesandt, Bolingbroke und Ormond flohen nach Frankreich zum Pretender Jakob Stuart.

[3]) Swifts eigene Worte.

verließ ihn nicht wieder, wie eine unheilbare Krankheit fraß sie sich in sein innerstes Herz, vergiftete seine Gedanken und steht auf jeder Seite seiner letzten und größten Werke, wenn auch verborgen unter der Maske einer grotesken Phantasie. Mehr als dreißig Jahre lebte Swift noch in Dublin; er stand anfänglich in regen brieflichem Verkehr mit seinen hohen Freunden, er reiste noch einigemale nach London, besuchte seinen Freund Pope in Twickenham, ja er ließ sich dem Könige Georg II. vorstellen und wurde zum Handkuß zugelassen, — aber die Farbe seines Lebens war und blieb düster, die Schatten wurden dichter und schwärzer, und der entsetzlichste Wahnsinn schien schon jetzt ihn als seine zukünftige Beute gezeichnet zu haben.

Aber ehe wir uns zu diesem letzten, traurigen Bilde wenden, wollen wir des eigentümlichsten aller Liebesverhältnisse, des Verhältnisses zwischen Swift und Stella gedenken. Die Briefe, die er während seines Londoner Aufenthaltes an sie schrieb, sind das Wohlthuendste, das wir aus seiner Feder besitzen. Frisch und lebendig schildern sie in meisterhaften Zügen das Leben am Hofe Annas und geben uns ein Sittengemälde, das in der That unübertroffen ist. Aber auch auf den Satiriker selbst werfen sie ein neues Licht und lassen uns Blicke thun in das Herz des schroffen Mannes, die ihn uns lieb machen und uns nahe bringen. Er schreibt täglich und stets an beide Frauen, an Stella und ihre Gesellschafterin Mrs. Dingley, zusammen. Die Briefe, die er alle zwei bis drei Wochen wegschickt, wachsen zu stattlichen Tagebüchern an; ist ein Brief abgeschickt, so fängt er an demselben Tage einen neuen an. Er erzählt Stella, wo und mit wem er zu Mittag gegessen hat, mit wem er l'Hombre gespielt und wieviel Schillinge er verloren hat, wann er aufsteht und wie spät er sich zu Bette legt. Er schreibt oft abends spät oder am frühen Morgen im Bett, dann holt er sich Stellas Briefe unter dem Kopfkissen hervor, wo er sie abends hingelegt hat, er kann sich nicht von ihnen trennen und plaudert mit ihnen wie mit einem geliebten Wesen. „Paßt auf, ich will heute einiges aus Eurem Briefe beantworten; laßt mich sehen — komm und erscheine, kleiner Brief! Hier bin ich, sagt er, und was sagt Ihr an diesem frischen, kühlen Morgen zu M. D.?" — „M. D." steht meistens für Stella, manchmal auch für Stella und Dingley. Sie selbst nennt Swift in diesen Briefen „Presto." Beide Namen, Pr. und Sw., „Swift" sowohl als „Presto", bedeuten „schnell."

Er kann nicht zu Bette gehen, bis er ein Wort mit ihnen gesprochen hat, sein Licht nicht auslöschen, bis er ihnen gute Nacht gesagt hat. Er neckt Stella wegen ihrer orthographischen Fehler, oder lobt sie auch wegen ihrer Schrift: „Stella schreibt wie ein Kaiser. Ich fürchte, es schadet Euren Augen." Stella darf ihre „armen lieben Augen" nicht anstrengen: . . . „ich will größer schreiben, wenn ich nur irgend daran denke." „Könnt Ihr denn nicht Dingley diktieren, statt Eure armen, lieben Augen anzustrengen? Der Gedanke, daß Ihr leidend seid, bekümmert meine Seele. Bitte, haltet Euch ruhig, und wenn Ihr schreiben wollt, macht die Augen zu und schreibt nur eine Zeile und nicht mehr . . . und dann kann Dingley dabeistehen und Euch sagen, wenn Ihr zu hoch oder zu niedrig kommt." Ist er besonders guter Laune, dann schreibt er in Knittelversen: „Guten Morgen, meine Damen, guten Morgen! Ein fröhliches Neujahr wünsch ich Euch hier, — Roastbeef, Pasteten und gutes Bier, — und mir einen Anteil an Eurem Plaisir; — daß ich bei Euch wär, oder Ihr bei mir, — und liebere Närrchen giebts nicht als Ihr! — Guten Morgen noch einmal Ihr Rangen, man kommt ja nicht zum Aufstehen wegen Eurer Tändeleien" . . . „Und nun laßt uns sehen, was der liebe, ungezogene Brief von M. D. zu sagen hat. Komm hervor, kleiner Brief, komm heraus aus den Papieren! Hier unter diesem Blatte liegt er und will nicht kommen. Noch einmal befehl ich Dir: komm hervor! So, — endlich — da ist er. — Bitte, was hat mir Presto zu sagen? fängt er an. Komm her, ich will Dir meine Antwort für Deine Ladies geben; darum halte jetzt als guter Brief den Kopf in die Höhe! Bitte, wie steht Ihr jetzt eigentlich mit Presto, Madame Stella?" . . . „Ich nahm dieses Papier zur Hand, als ich nach Hause kam, das heißt

in diesem Augenblicke, und dann sagte ich: nein, nein, wirklich M. D., Ihr müßt warten, und damit wollte ich den Brief bei Seite legen, aber ich kann es nicht übers Herz bringen, obwohl ich sehr beschäftigt bin . . . Später werden wir mehr mit einander plaudern, jetzt aber muß ich Dich bei Seite legen, kleines Papier, — bis nachher, so da — jetzt an die Arbeit. Dableiben, sag' ich — mach daß Du fortkommst. Nein, stoßen will ich Dich nicht, aber leg Dich auch ruhig nieder."

Aus jeder Zeile dieser gemütlichen Plaudereien, — und es wäre leicht, die Auszüge zu verzehnfachen, spricht eine männliche, tiefe Liebe, eine rührende Zärtlichkeit, die um so ergreifender auf uns wirkt, wenn wir bedenken, daß der Mann, der so herzlich und innig fühlt und sich ausspricht, derselbe ist, der für fast alle andern Menschen nur ein herrisches oder spöttisches Wesen zur Schau trug, aber auch derselbe, der diejenige, die er doch jedenfalls liebte, zur Marter jahrelangen Wartens und Hoffens verdammte, der von ihr jedes Opfer annahm und sie, die ehrenhafte Frau, in eine Lage brachte, die vor den Augen der Welt ihre Tugend in Frage stellen mußte. Warum er Stella nicht gleich nach ihrer Uebersiedelung nach Irland heiratete, — wie sie jedenfalls erwartete, — ist eine Frage, auf die wir keine Antwort haben. Es ist allerdings zu seiner Rechtfertigung angeführt worden, daß Swift schon damals sein schreckliches Ende voraussah, da schon frühere Glieder seiner Familie dem Wahnsinn verfallen waren. Warum er zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus London sich mit ihr trauen ließ und ihr, wenigstens der äußeren Form nach, das Recht gab, seinen Namen zu tragen, hatte seinen Grund, wie wir gleich sehen werden, in einer Episode, die gerade für sein Verhältnis zu Stella gefährlich zu werden drohte.

Swift kehrte nicht als derselbe zurück, der er gewesen war, auch nicht in seinen Beziehungen zu Stella. Dies zeigt sich unverkennbar in seinen Briefen. Die ersten sind zärtlich, gemütlich, sehr ausführlich; gegen das Ende seines Londoner Aufenthaltes werden sie gedrängt und beschränken sich durchweg auf Mittheilungen allgemeinen, meist politischen Inhalts. In einem der ersten Briefe erwähnt er eine Mrs. Vanhomrigh, eine Witwe, die in seiner Nähe in Bury-Street wohnte. Ihr Name findet sich von da ab fast auf jeder Seite des Buches. Er aß bei ihr zu Mittag, so oft er nicht anderswo eingeladen war, er brachte häufig den Nachmittag oder Abend bei ihr zu und spielte mit ihrem gemeinsamen Freunde Sir Andrew Fountain das damals beliebte l'Hombre. Als er während einiger Monate in dem nahen Dorfe Chelsna wohnte, bewahrte er seine neue Perücke und seinen Staatsrock bei Mrs. Vanhomrigh auf und wechselte bei ihr die Kleider, ehe er zu seinen vornehmen Freunden ging. Hatte er eine neue Schärpe nötig, so half ihm Mrs. Vanhomrigh sie einkaufen. Einige Dutzend Flaschen Wein, die er geschenkt bekam, hob sie ihm auf. Dies alles schrieb er an Stella, — aber daß sie zwei Töchter hatte, daß Dr. Swift diesen hübschen jungen Mädchen lateinischen Unterricht gab, und daß die eine der Schwestern dem interessanten Schriftsteller eine leidenschaftliche Bewunderung entgegenbrachte, — davon schrieb er kein Wort an die treue, liebende Stella in Irland. Esther Vanhomrigh, eine üppige Schönheit, ging so weit in ihrer Leidenschaft, daß sie Swift allen Ernstes einen Heiratsantrag machte. Dies war nun allerdings nicht ganz nach seinem Sinne, aber die Vergötterung von Seiten des schönen Mädchens schmeichelte seiner Eitelkeit, er stellte sich, als nehme er ihren Antrag nur für einen Scherz auf, er neckte sie, hielt sie hin mit schönen Phrasen, aber er setzte seine Besuche fort, und die Leidenschaft des heißblütigen Mädchens wurde immer stürmischer. Von Stella erwähnte er kein Wort. Auch Esther Vanhomrigh nannte er nicht bei ihrem Namen sondern Vanessa; ihr Liebesverhältnis, das seinerseits wohl nur in befriedigter Eitelkeit seinen Ursprung hatte, verherrlichte er in einem Gedichte „Cadenus und Vanessa", das er 1713 schrieb. Cadenus (Swift selbst) ist eine Umstellung der Buchstaben in Decanus. Die Heldin bedachte er in diesem Gedichte mit allen Tugenden unter der Sonne. Lord Orrery, ein Zeitgenosse Swifts, beschreibt uns Vanessa in folgenden, nicht sehr schmeichelhaften Worten: „Vanessa war im höchsten

Grade eitel. Der Charakter, den ihr Cadenus beilegt, ist fein ausgeführt, aber im großen und ganzen erdichtet. Sie war putzsüchtig, gefallsüchtig, sehr romantisch in ihren Ansichten, in ihren eigenen Augen erhaben über alle andern ihres Geschlechts, voll Naseweisheit, Uebermut und Stolz, nicht ohne einige angenehme Fertigkeiten, aber weit davon entfernt, schön oder gebildet zu sein . . . glücklich in dem Gedanken, Swifts Maitresse genannt zu werden, aber darauf ausgehend, seine Frau zu werden[1])."

Um diese Zeit wurden seine Briefe an Stella kürzer und weniger herzlich. Aber das Spiel, das er mit dem leidenschaftlichen Mädchen trieb, sollte sich noch schwer an ihm rächen. Vanessa verfolgte ihn immer dringender mit den Ansprüchen ihrer Liebe. Er aber war der ganzen Geschichte müde geworden, und als er 1714 London verließ, nahm er kurzen schriftlichen Abschied von Miß Vanhomrigh und verbot ihr strenge, ihm nach Irland zu folgen. Er hätte ebensogut dem Wasser verbieten können, thalabwärts zu fließen. Vanessa und sein Verhängnis verfolgten ihn nach Dublin. Noch im Jahre 1714 starb Mrs. Vanhomrigh; die Töchter entdeckten, daß einige Schulden vorhanden waren, und angeblich um dem Schuldgefängnis zu entgehen, folgten sie Swift nach Irland. Sie wohnten in Dublin. Swift besuchte sie häufig „als ihr Präceptor", wie sein Biograph Hawksworth sich etwas naiv ausdrückt. Vanessa aber war beharrlich in ihrem Verlangen nach einer Verbindung mit dem unerbittlichen Dechanten. Es scheint, als ob er sich nun zu einer Heirat mit Stella entschloß, nur um nicht Vanessa doch noch gegen seinen Willen heiraten zu müssen. Er ließ sich 1716 in aller Stille mit Stella in seinem Garten trauen, verlangte aber von seiner Frau, daß ihre Heirat vor aller Welt geheim gehalten werde, und daß keinerlei Aenderung in ihrer bisherigen Lebensweise eintrete. Stella ging darauf ein, und sie wohnte nach wie vor auf dem einen Ufer des Liffey, Swift auf dem andern.

Ihr Leben war in der That ein trauriges. Der Mann, dessen Herz sie unzweifelhaft besaß, und dem sie einen wahren Schatz an selbstloser Liebe und Hingabe entgegen brachte, dem sie ihre ganze Jugend geopfert hatte, weigerte sich mit unerbittlicher Härte, ihr öffentlich die Rechte zuzugestehen, die er ihr durch den kirchlichen Akt eingeräumt hatte und brachte sie dadurch in die schlimmste Lage, in die eine feinfühlende Frau durch die Grausamkeit oder Selbstsucht eines Mannes nur geraten kann. Durch ihre echt weiblichen Tugenden, ihren großen Verstand und feinen Takt erwarb sich Stella nach und nach die Achtung aller, die sie kannten, und wenn sie in ihrer zweideutigen Lage auch hauptsächlich nur mit Männern verkehren konnte, so wurde ihr doch von den Frauen, und zwar von den besten und höchsten, stets mit Höflichkeit und gewiß nicht ohne stilles Mitleid begegnet.

Swift hatte während seines Londoner Aufenthaltes nicht unbedeutende Schulden gemacht[2]). Um wieder Ordnung in seine Verhältnisse zu bringen, lebte er im höchsten Grade einfach, ja sparsam. Nur bei besondern Gelegenheiten wurde die Würde seiner hohen kirchlichen Stellung auch nach außen hin aufrecht erhalten. Alle dazu nötigen Anordnungen besorgte Stella, — war Swift krank, so pflegte sie ihn mit rührender Sorgfalt, — überhaupt schien sie stillschweigend alle Pflichten, alle Verantwortung einer Gattin auf sich genommen zu haben, ohne ein einziges Recht als solche beanspruchen zu dürfen.

Nach Swifts Heirat mit Stella wurden seine Besuche bei Vanessa seltener. Er schlug ihr sogar vor, sich nach einem Manne umzusehen und betrieb auf's eifrigste die Werbung eines Dubliner Herrn um die Hand der nunmehr fast zu üppig und korpulent gewordenen Vanessa. Empört und verletzt, verließ sie Dublin und zog sich nach Marley Abbey zurück, einem alten Kloster bei Selbridge, zwölf englische Meilen von Dublin entfernt. Sir Walter Scott erzählt uns, daß einer seiner Freunde Vanessas

[1]) Lord Orrery, Remarks on the Life and Writings of Dr. Jonathan Swift.

[2]) Hawksworth.

Haus und Garten in Selbridge sich angesehen habe. Ein alter Gärtner erinnerte sich noch an sie, die er als kleiner Junge oft gesehen hatte. „Sie war immer traurig, außer wenn der Dechant Swift da war, dann schien sie glücklich zu sein." Der Garten war dicht mit Lorbeerbäumen bepflanzt. Der alte Mann erzählte, daß jedesmal, wenn Vanessa den Dechanten erwartete, sie mit eigener Hand einen Lorbeerbusch pflanzte. Er zeigte ihr Lieblingsplätzchen, das noch Vanessas Laube hieß. . . . Es waren zwei Sitze darin und ein einfacher Tisch, — der Blick öffnete sich auf den Liffey . . . dort soll der Dechant oft mit Vanessa gesessen haben[1].)

Ihr Entschluß, Swift zur Erfüllung ihrer Wünsche zu bewegen, verließ sie nie. Umsonst waren seine Beteuerungen, seine Schwüre, umsonst seine Versuche, sie zu besänftigen oder noch länger einzuschüchtern[2]), sie hatte jedenfalls von Swifts rätselhaften Beziehungen zu Stella gehört und war entschlossen, eine Entscheidung herbeizuführen. Daß sie acht Jahre lang Swifts Grausamkeit ertrug, ist wohl der großen Furcht zuzuschreiben, die ihr seine Persönlichkeit einflößte. „Der Grund, warum ich dies schreibe, ist, weil ich es Euch nicht sagen kann, wenn ich Euch sehe, denn wenn ich anfange zu klagen, werdet Ihr zornig, und dann liegt ein so fürchterlicher Ausdruck auf Eurem Gesichte, daß ich verstummen muß[3]).

Entschlossen, die volle Wahrheit zu erfahren, schrieb sie endlich an Stella und fragte sie selbst, in welcher Beziehung sie zu Swift stehe. Stella, tief gekränkt darüber, daß Swift einer andern das Recht gegeben hatte, eine solche Frage an sie zu richten, schickte Vanessas Brief an ihn, verließ Dublin und begab sich in das Haus eines Freundes. Swift, außer sich vor Wut über Vanessa, ritt sofort nach Marley Abbey. Als er in ihr Zimmer trat, war sein Gesicht so vom Zorn entstellt, daß die unglückliche Vanessa nicht einen Ton hervorbringen konnte. Ohne ein Wort zu sprechen, warf Swift einen Brief auf den Tisch, verließ das Haus und jagte nach Dublin zurück. Es war ihr eigener Brief an Stella. Dies war ihr Todesurteil. Sie starb wenige Wochen darauf 1723; er hatte ihr das Herz gebrochen, und Stella war gerächt.

Nach dem letzten Willen der Unglücklichen wurde „Cadenus und Vanessa" gleich nach ihrem Tode veröffentlicht. Als man Stella sagte, Vanessa sei tot, und der Dechant habe wunderschöne Verse über sie geschrieben, erwiderte sie, es sei allgemein bekannt, daß der Dechant sogar über einen Besenstiel wunderschön schreiben könnte[4]). Als echtes Weib konnte sie ihrer Rivalin nicht einmal im Tode verzeihen.

Nach einer Unterbrechung von mehreren Jahren schrieb Swift 1720 einige politische Artikel, in denen er den allgemeinen Gebrauch irischer Fabrikate empfiehlt. 1724 erschienen die berühmten „Tuchmacherbriefe"[5]) gegen die Einführung englischer Kupfermünzen. Einem gewissen Wood von Wolverhampton war von der englischen Regierung das Patent ausgestellt worden, Kupfermünzen im Werte von 80000 Pfund Sterling zu prägen, hauptsächlich für den Bedarf in Irland, wo ein augenblicklicher Mangel an Kupfergeld herrschte. Obschon der berühmte Sir Isaak Newton als Münzmeister diese Münzen prüfte und vollwertig fand, gefiel es doch Swift, unter der Person eines irischen Tuchhändlers einen Sturm gegen die englische Regierung zu erregen. Es ist weniger die Ungerechtigkeit als solche, selbst wenn sie existiert hätte, die ihn zu dieser Schrift veranlaßte, als sein Groll gegen England, dem er Luft machen mußte. Er verachtete im Grunde die ganze Menschheit, — aber was englisch war und von England kam, das verfolgte er mit einem ganz besonderen Hasse, mit einer Energie und Bitterkeit, die jetzt schon an Wahnsinn grenzte. Die englische Regierung setzte eine Belohnung von 300 Pfund Sterling aus für den Namen des Verfassers, und obschon jeder wußte,

[1]) Sir Walter Scott, Life & Writings of Dr. Swift.
[2]) Thackeray.
[3]) Vanessas Briefe an Swift.
[4]) Swift hatte früher in der That eine „Betrachtung über einen Besenstiel" geschrieben.
[5]) „Letters by M. B. Drapier." Drapier oder draper heißt Tuchhändler.



daß der Drapier und der Dechant eine und dieselbe Person waren, wurde er nicht verraten; er war der Abgott des leichtsinnigen irischen Volkes geworden, das von jeher den als seinen besten Freund angesehen hat, der die Engländer am tiefsten haßte.

Wahrhaft widerlich ist sein „Bescheidener Vorschlag", in teuren Zeiten kleine Kinder zu essen. Mit meisterhafter Logik führt er den Gedanken durch bis in seine letzten Konsequenzen, er beleuchtet ihn von allen Seiten, spielt mit ihm und kann davon nicht loskommen, so anziehend ist für ihn der Gegenstand. „Ein sehr gewürfelter Amerikaner meiner Bekanntschaft," sagt er, „hat mich versichert, daß ein gesundes, gut genährtes Kind von einem Jahr eine höchst wohlschmeckende, nahrhafte und gesunde Speise abgebe, — sei es gedämpft, gebraten, gebacken oder gekocht; und ich bin überzeugt, es wird sich ebensogut als Ragout servieren lassen." . . . Er schlägt vor, anstatt Wildpret junge Knaben und Mädchen zwischen 12 und 14 Jahren auf den Tischen der Gutsherren servieren zu lassen, und meint, bei einer kleinen Gesellschaft genüge ein Kind gerade für zwei Gänge, wenn aber die Familie allein speise, so reiche ein Vorder- oder Hinterviertel. Wie muß es in dem Herzen des Mannes ausgesehen haben, der solche teuflischen Gedanken in das Gewand einer witzigen Satire kleiden konnte. Doch sein grausiger Humor ist nur ein Mittel, dessen er sich bedient, es ist ihm gleichgültig, ob er uns zum Lachen reizt oder nicht. Aber was ihn erfüllt, Groll, Haß, Hohn, das muß er in die Welt hinausrufen, und sie dadurch beleidigen und besudeln. Er haßt nicht nur Männer und Frauen, er haßt die Kinder, er verhöhnt, wo er kann, die göttlichen und menschlichen Einrichtungen und verachtet die Heiligkeit der Ehe.

Im Jahre 1727 erschien sein größtes Werk, „Die Reisen des Lemuel Gulliver." Es wurde ohne den Namen des Verfassers in London gedruckt, und die erste Auflage war in einer Woche verkauft. Man hat in England das Buch von allen Unsittlichkeiten und unreinen Gedanken (die Swifts Werken nur zu sehr anhaften) gereinigt und den Kindern in die Hand gegeben, — und nun lachen die kleinen Engländer voll Entzücken über das ergötzliche Märchen, über Gulliver bei den winzigen Einwohnern von Lilliput und den sechzig Fuß hohen Riesen in Brobdignag und möchten am liebsten selbst solche wunderbare Abenteuer erleben. Sie ahnen nicht, welcher tiefe Sinn darin verborgen ist, welcher mächtige Geist sich in diesen dämonischen Phantasien offenbart, und welch ein unglücklicher Mensch der Verfasser war. Und die Großen? Wenn wir das Buch in die Hand nehmen, wie werden wir gefangen von dem Zauber des großen Meisters, wie schwer wird es auch uns, aufzuhören, ehe wir die letzte Seite gelesen haben, mit welcher Bewunderung und — mit welchem Ekel legen wir es bei Seite! Wollten wir Auszüge daraus anführen, die besonders charakteristisch oder geistreich oder witzig sind, wir müßten das ganze Buch abschreiben, denn charakteristisch für den Verfasser ist jede Seite, geistreich, witzig ist jedes Wort, — aber es ist kein wohlthuendes Buch für den, der den Verfasser versteht, es ist ein entsetzliches und verruchtes Buch. Der letzte Teil, die Satire auf die ganze Menschheit, beleidigt uns auf jeder Seite. Besessen vom Dämon des Hasses, „die Bitterkeit des Todes" im Herzen, ist es ihm nicht genug, mit einem brutalen Schlage sein Opfer niederzuwerfen, — er tritt es mit Füßen in den Kot, — wie ein Raubvogel mit seinen Krallen, reißt er es in tausend Stücke, und dabei gellen unsere Ohren wieder von seinem wahnsinnigen Gelächter.

Und sein guter Engel sollte ihn nun verlassen. Stella, die liebende, die treue, die allein den düstern, bösen Geist von seiner Stirn bannen konnte, die ihn trug und ertrug in starker Liebe, und in der ihm die so verhaßte und verachtete Menschheit doch zeitweise in einem himmlischen Lichte erscheinen mußte, — Stella sollte sterben. Selbst krank, war sie im Oktober 1727 an das Krankenbett Swifts geeilt, um ihn zu pflegen, — ihrer selbst nicht schonend, die doch so sehr der Schonung bedurfte. Da brach noch einmal seine mächtige Liebe zu ihr hervor, und er ruft aus: „Wer möchte einen Palast niederreißen, um mit seinen Steinen ein geborstenes Haus zu stützen," und fleht sie an, ihre Gesundheit zu schonen, anstatt sich für ihn zu opfern. Wenige Monate darauf,

am 28. Januar, starb Stella. Nach seinem Biograph Hawksworth soll nun Swift selbst darauf gedrungen haben, ihre Ehe zu veröffentlichen — nach andern habe Stella ihn auf ihrem Totenbette darum angefleht — er aber soll sich finster von ihr abgewandt und die Sterbende nicht wieder gesehen haben.

Nach Swifts Tode wurde eine Locke von Stellas Haaren in Papier eingeschlagen gefunden, worauf von seiner Hand geschrieben stand: „Nur das Haar einer Frau." Thackeray, der dies erwähnt, fügt hinzu: „Nur Liebe, nur Treue, nur Tugend, Unschuld, Schönheit; nur das liebevollste Herz der Welt zerschlagen und verwundet und jetzt erlöst von den Schmerzen unerfüllter Hoffnung, gekränkter Liebe und herzloser Vernachlässigung; nur noch diese Locke, und die Erinnerung und die Reue dem schuldigen, einsamen Unglücklichen, der über dem Grabe seines Opfers zusammenschauert."

Am Tage ihres Todes schrieb Swift mit einer unheimlichen Kälte, die uns das Herz zusammenschnürt, folgende Worte nieder: „Niemals besaß ein Weib höhere geistige Anlagen oder hatte sie durch Lesen und Unterredung besser ausgebildet. . . . Wir alle, die wir das Glück hatten, ihre Freundschaft zu besitzen, stimmten darin überein, daß der witzigste Ausspruch bei einer Nachmittags- oder Abendunterhaltung stets von ihr herrührte . . . . Sie war von ihrer Kindheit an kränklich bis zu ihrem fünfzehnten Jahre; von da an aber kräftigte sich ihre Gesundheit vollständig, sie wurde allgemein für das schönste, anmutigste und angenehmste junge Mädchen in London gehalten, — nur war sie ein wenig zu korpulent. Ihr Haar war rabenschwarz und jeder Zug ihres Gesichtes vollendet schön . . . . Eigentlich," fährt er mit schrecklicher Ruhe fort, „lag sie schon seit sechs Monaten im Sterben."

Und nun war das Licht aus seinem Leben gewichen, und jede Freude verließ ihn. Sein hartes, finsteres Wesen verscheuchte die Freunde, die ihm noch geblieben waren, seine Schwindelanfälle und seine Taubheit nahmen auf erschreckende Weise zu. „Alle meine Freunde haben mich verlassen," klagt er, „Vertiginosus, inops, surdus, male gratus amicis." Und doch lebte er noch fast 18 Jahre nach Stellas Tod. Als er 1736 eine Satire über das irische Parlament schrieb, hatte er wieder einen seiner beängstigenden Anfälle. Von der Stunde an schrieb er kein Wort mehr. Seine Sehkraft ließ nach, und da er nicht dazu zu bewegen war, eine Brille zu tragen, konnte er nicht mehr lesen. Er hatte von jeher seinen Geburtstag als einen Tag der Trauer begangen, und solange seine Augen noch gut waren, pflegte er das dritte Kapitel aus Hiob zu lesen: „Der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren ward." Er hatte schon vor dieser Zeit an Bolingbroke geschrieben, der Gedanke an seinen Tod erwache mit ihm des Morgens und verlasse ihn nicht, bis er sich abends niederlege. Freudlos, einsam, ohne Freunde, des Gehörs und Gesichts fast beraubt, allein mit seinen Gedanken, seinen Erinnerungen an das, was er besessen und verloren hatte, so schleppte er seine Tage hin. Die ersten Anzeichen einer Zerrüttung des Geistes machten sich im Jahr 1741 bemerkbar. Ein Jahr später brach der Wahnsinn aus. Seine Leiden, körperlich sowohl als geistig, waren entsetzlich, und seine Wutanfälle so furchtbar, daß zeitweise fünf starke Männer ihn halten mußten, er hätte sich sonst seine eigenen Augen ausgerissen. Wochenlang ging er ruhelos von morgens bis in die Nacht in seinem Zimmer auf und ab, und seine Nahrung, die ihm der Wärter zugeschnitten reichte, schlang er im Gehen hinunter. Dann fiel der Schatten eines tiefen Schweigens auf ihn. Drei Jahre lang sprach er kein Wort, bis er im Oktober 1745 ohne Todeskampf verschied. Sein Grab bezeichnet ein schwarzer Marmorblock; ein anderes Monument setzte er sich selbst in Dublin: mit seinem Vermögen wurde nach seinem letzten Willen eine Anstalt für unheilbare Geisteskranke gegründet.

So lebte und so starb Jonathan Swift.





Beim Kommandierenden.

Erzählung

von

B. von der Wöhlau.

Beim Kommandierenden war einmal wieder musikalische Soirée. Er haßte die großen Völkerfeste, welche er dann und wann zu geben durch seine Stellung doch gezwungen war, hatte er aber dieser Pflicht in jedem Jahre durch einen Ball von drei- bis fünfhundert Personen Genüge gethan, so folgte er gern seiner Geschmacksrichtung und sammelte im Lauf des Winters mehrere Male einen kleineren Kreis, höchstens 50 Personen, um sich, der „holdesten“ Kunst gemeinsam zu pflegen.

Ausübend musikalisch war er nicht, liebte jedoch die Musik leidenschaftlich und brachte ihr ein weit tieferes Verständnis entgegen, als man es bei einem so echten Sohn des Mars, einem solchen „Mann von Eisen“, wie man ihn gern nannte, hätte erwarten mögen. Selbst die anspruchsvollen Künstler der Jetztzeit rechneten es sich zur Ehre, bei Seiner Excellenz zu spielen oder zu singen, und meinten oft, man könne völlig vergessen, daß er nicht zu ihnen gehöre, so überraschend fein sei sein Ohr, so wahr und tief empfunden sein Lob — seine Kritik.

Es fehlte auch nie bei diesen Abenden ein Stern ersten Ranges, er hatte ihn sich stets vom musikalischen Firmament herunter zu telegraphieren gewußt.

Da ihm neben seiner Gage und den Repräsentationsgeldern noch ein immenses Privatvermögen zu Gebote stand, so scheute er keine Kosten, diese wenigen Stunden der Erholung von seiner anstrengenden militärischen Berufsthätigkeit für sich und seine Gäste zu den genußreichsten zu machen; jedoch so hohen Genuß, wie er selber, hatten wohl nur wenige unter dem Auditorium, weil wahres Verständnis für Musik etwas zu Seltenes ist. Wenn er auch bei den zu ergehenden Einladungen für solchen Abend selber die Auswahl derer traf, die er bei sich zu sehen wünschte, so liefen doch manche Schmuggler und Schuster mit darunter, die es verstanden hatten, Liebe zur Musik zu heucheln, um sich „lieb' Kind“ bei dem „großen Tier“ zu machen, und die doch kaum einen Choral von einem Walzer unterscheiden konnten.

Das Schusterhandwerk spielt, wie in jeder Karriere, so auch in der militärischen eine große Rolle. Hatten die Gesellen dieses Handwerks es wirklich erreicht, zu den „Musikalischen“ des Kommandierenden geladen zu werden, so mußten sie, um es zur Meisterschaft zu bringen, doch eine harte Probe bestehen, — nämlich sich bei dem Vortrag instrumentaler oder gesanglicher Piecen mäuschenstill verhalten, was unmusikalischen Menschen so leicht zur Unmöglichkeit wird; aber der Kommandierende verstand hier,

wie in militärischen Dingen keinen Spaß — hatte jemand auch nur geflüstert oder mit dem Stuhl gerückt, so konnte derselbe sicher sein, nie wieder mit einer Einladung zu diesen kleineren Zirkeln „belästigt" zu werden.

War die Musik beendet, so war Seine Excellenz doch auch wieder der erste, der durch die liebenswürdige, ungezwungene Art, den Künstlern seine Anerkennung auszusprechen, den Bann des Schweigens brach und im Lauf des Abends durch sein kameradschaftliches Wesen, selbst dem jüngsten Lieutenant gegenüber kund gab, wie er jede militärische, steife Disziplin in solchen Stunden aus seinen Salons vertrieben wissen wollte.

Aber nicht nur der bunte Rock war da vertreten, eine sehr gemischte Gesellschaft bewegte sich höchst zwanglos durch einander. Es konnte sogar passieren, daß die Frau Oberpräsidentin, auf einem niedrigen Puff oder Tabouret sitzend, die junge Gattin eines Referendars oder Lieutenants aufs Sofa nötigte und diese ohne Erröten und sonst üblichen Redensarten, wie: es gehöre sich doch nicht ꝛc. — dort Platz nahm!

Der heutige Abend versprach besonders interessant zu werden, da ein junger Tenorist, der schon viel von sich reden gemacht hatte, und den man für die königliche Oper in X. demnächst zu einem mehrwöchentlichen Gastspiel verpflichtet wußte, gewonnen war, seinem ersten Debüt einige Gesangsvorträge im Salon des Kommandierenden vor dem X.'schen Elite-Publikum vorausgehen zu lassen. —

Herr Mildnitz — so sei der junge Sänger genannt — wurde soeben von dem liebenswürdigen Wirt in längerem Gespräch gefesselt, nachdem er den Damen der Gesellschaft vorgestellt war und ahnte nicht, daß diese den günstigen Augenblick nun sogleich benutzten, über seine äußere Erscheinung Kritik zu üben, welche er jedoch kaum zu fürchten hatte, denn ihm war mit seiner Stimme zugleich eine herrliche Bühnengestalt verliehen.

„Als Lohengrin muß er ja hinreißend sein!" flüsterte Fräulein von Mertens ihrer Nachbarin zu, „hoffentlich singt er heute schon einige Sachen aus der zauberischen Oper! O — Wagner!" — sie seufzte begeistert auf.

„Im Saal finden wir sicher wie immer Programme, da werden wir ja sehen, was uns blüht," erwiderte Fräulein von Burghoff gleichgültig Sie war nicht musikalisch, und ihre Augen hingen nicht an dem jungen Sänger, sondern an der hohen, kraftvollen Gestalt des kommandierenden Generals von Wildenhorst. Er war der schönste Mann, den sie je gesehen, und obgleich er Mitte der Fünfziger sein mußte, machte er den Eindruck eines soeben erst in die Vierziger eingetretenen. Sein Auge wurde das Falkenauge genannt, weil dem durchdringenden Blick von ungewöhnlicher Schärfe und Klarheit nichts zu entgehen schien, ja viele glaubten bei ihm an die Macht, andern bis ins Herz sehen zu können, während er selber ein Buch mit sieben Siegeln blieb. Ein starker Schnurrbart ließ die hoch gebogene Adlernase nicht zu frappant erscheinen, um Mund und Kinn lag ungeheure Willenskraft und der Name: „Mann von Eisen", den man ihm gab, war entschieden höchst bezeichnend für den Gesamteindruck dieses Menschen.

Seine Züge trugen meist den Stempel ungewöhnlichen Ernstes, darum konnte ein Lächeln in diesem Antlitz geradezu bezaubernd wirken.

Der junge Mildnitz war denn auch bezaubert, als er im Lauf der eingehenden Unterhaltung einmal dieses Lächeln gesehen hatte. Er fühlte, daß ihm heute sein Singen noch ganz anders gelingen müsse als sonst, denn er war begeistert für diesen Mann, der da vor ihm stand; was gingen ihn die übrigen Menschen noch an — er würde nur für ihn singen.

Hoch klopften die Pulse der jugendlichen Beobachterin, als sie das Lächeln gewahrte, das dem Sänger wurde — dem Glücklichen! Nun seufzte auch sie, aber nicht in Lohengrin-Begeisterung, wie Anna Mertens nein! sie dachte: „Und er hat doch kein Herz — sie sagen es alle." —



In der Nähe der jungen Mädchen saßen zwei ältere Damen in eifrigem Gespräch. Die Generalin Ringsleben und Regierungspräsidentin von Mallin.

„Haben Sie Carl Mildnitz auch noch nicht gehört?" war die Frage der letzteren an die Generalin, „in Berlin sind sie ja alle weg in ihn! Ich glaubte, Sie hätten zur Zeit seines dortigen Gastspiels Ihre Eltern besucht und hätten die Gelegenheit wahrgenommen, ihn zu hören."

„Sie haben ganz recht vermuthet, liebe Frau von Mallin, ich hatte damals die beste Absicht dafür, konnte aber keine Billette mehr für meine Mutter und mich bekommen, ich freue mich daher doppelt auf den heutigen Genuß."

„Denken Sie nur," fiel Frau von Mallin der Sprecherin ins Wort, „noch gestern schreibt mir eine Freundin aus Frankfurt, wo er viel verkehrt, daß er als Liedersänger in ihren Augen noch Größeres leiste, als auf der Bühne, denn er verstände mit dem einfachsten Liede mitten ins Herz zu treffen, und das müßte für jeden Gesang das höchste Ziel sein."

Fräulein von Burghoff hörte jetzt diesem Gespräch aufmerksam zu, während Anna Mertens noch weiter ihren Lohengrin anschwärmte.

„Mitten ins Herz treffen!" wiederholte Generalin Ringsleben, „wenn aber nun einer kein Herz hat, wie unser Kommandierender, wo trifft's da hin? wohl nur das Ohr!?"

„Der soll kein Herz haben!" erwiderte Frau von Mallin „wer Musik liebt — so liebt wie er, der muß ja ein Herz haben, ein großes, edles, tief empfindendes Herz!"

„Ich behaupte dennoch, er hat keins!" fuhr die Generalin fort, „können Sie sich sonst erklären, daß so ein Mann unverheiratet geblieben ist?"

„Er kann ja noch heiraten, es schwärmt ja die ganze Damenwelt für ihn, vom Backfisch bis zur Oberpräsidentin," rief Frau von Mallin lachend.

„Kümmert er sich denn um irgend eine besonders? Er denkt nicht daran! An unsern größten Schönheiten, auf die die ganze Stadt stolz ist, geht er gleichgültig vorüber, um sich mit dem unscheinbarsten kleinen Mädchen zu unterhalten. Der artige Kavalier ist er ja stets gegen alle Damen, wenn man ihm aber doch so sehr eine Frau wünscht, möchte man doch auch gern irgendwo eine Aussicht auf Erfüllung dieses Wunsches sehen. Als Oberst von Burghoff das hiesige Kürassier-Regiment bekam, dachte ich sicher, die Hildgund —"

Eine dunkle Röthe übergoß Fräulein von Burghoffs Wangen.

„Sie sitzt ganz in unserer Nähe!" flüsterte Frau von Mallin, worauf die Generalin leiser fortfuhr: „Haben Sie je ein schöneres Mädchen gesehen? aber es ist wieder nichts, seitdem habe ich ihn aufgegeben, es füllt eben nur der Ehrgeiz sein Leben aus, wie hätte er es sonst so früh zu solcher Stellung bringen können, vielleicht gönnt er sich den Luxusartikel — eine Frau — erst als Feldmarschall; so lange noch eine Staffel unerklommen, so lange auf seiner Brust noch Platz für einen Orden ist, so lange ist noch kein Platz in ihm für die Liebe!"

Die Generalin war ganz heiß geworden vor Erregung. Trotzdem sie leiser gesprochen, hatte doch Hildgund Burghoff jedes Wort verstanden.

Die Unterhaltung der Damen wurde hier unterbrochen durch die laut gewordene Bitte, sich nun, wo alle erwarteten Gäste beisammen, aus dem Empfangssalon in den Saal zu begeben, damit die Musik ihren Anfang nehmen könne.

In dem großen, nur von Kerzen erhellten Raum stand ein Steinway-Flügel, und vor demselben in wohl erwogener Entfernung waren im Halbkreis mehrere Reihen Stühle aufgestellt, deren jeder mit einem Programm der heute zu erwartenden Vorträge belegt war. Die Damen nahmen diese Plätze ein, die Herren saßen je nach Belieben auf den schmalen rot damastnen Sofabänken und Rokoko-Sesseln, die an die Wände des Saales geschoben waren, oder lehnten an den Säulen, die je zu beiden Seiten der Fensternischen eine besondere Dekoration des schönen Raumes bildeten.

An solch einer Säule stand General von Wildenhorst. Er hatte sich überzeugt, daß jeder seiner Gäste einen günstigen Platz gefunden, nun konnte er sich ganz der Musik widmen. Er stand meistens an dieser Fensternische, wollte er sich dann einmal ganz allein fühlen, so brauchte er nur einen Schritt zu thun und der schwere Damastvorhang verbarg ihn.

Hildgund fürchtete, er würde sich auch heute, wie manchmal schon, auf diese Weise den Blicken seiner Gäste entziehen. Doch nein, die Musik begann, und er blieb stehen, voll beleuchtet durch die Kerzen eines großen Kandelabers.

Ballade und Spinnerlied aus dem fliegenden Holländer . . . . . Wagner—Liszt trug das Programm als erste Nummer. Der Kapellmeister der X.'schen königlichen Oper führte das Stück vortrefflich auf dem herrlichen Flügel aus, — er leitete damit mehrere Gesänge aus Lohengrin ein, die zum Entzücken der jungen Wagner-Schwärmerin die zweite Nummer bildeten.

Carl Mildnitz sang mit einer wunderbar weichen und doch mächtigen Stimme, mit einer Begeisterung, die die Hörer mit fortriß. Er wußte es selbst, er hatte noch nie so schön gesungen. —

Dann folgte in vollendeter Zusammenstellung eine Piece der andern, so auch zwei Romanzen von Schumann für Klavier, dann drei Schumannsche Lieder, alles Sachen, wo glühendes Leben in Vortrag und die Macht der Stimme sich entfalten konnte.

Die Generalin Ringsleben und Frau von Mallin saßen wieder neben einander. „Ich friere schon vor Aufregung," bemerkte erstere zu ihrer Nachbarin, „er hat einen Vortrag, daß einem faktisch das Herz dabei zittert, und nun sehen Sie den da drüben an, ob ich nicht recht hatte! Da steht der Wildenhorst unbeweglich, die ganze Zeit, — die Musik liebt er, empfindet er — ja! aber das Herz rührt sich bei ihm nicht, einfach, weil er keins hat!"

Es waren noch zwei Augenpaare, die in General Wildenhorsts Zügen forschten, außer denen der beiden älteren Damen, Hildgund Burghoffs schöne, traurig leuchtende Sterne und die begeistert erstrahlenden des jungen Sängers, die jedoch plötzlich ein Schatten überflog, denn er sah, daß er noch nicht erreicht hatte, was er erreichen wollte, es war ihm noch nicht gelungen, das Schlummernde zu wecken — er hatte „ihn" noch nicht ins Herz getroffen.

Auf dem Programm war noch eine Löwesche Ballade verzeichnet. Leise sprach Mildnitz einige Worte zu dem ihn begleitenden königlichen Kapellmeister.

Präsident von Mallin war zu Excellenz Wildenhorst getreten: „Eine herrliche Stimme" konnte er nur sagen, da geboten die neu einleitenden Töne vom Flügel her Schweigen, und er blieb stumm neben Wildenhorst stehen.

Hildgund, die diesen durch mannigfache Beobachtung so gut kannte, sah, daß er einen Moment eine Bewegung machte, als wolle er sich nun hinter den Vorhang zurückziehen, daß er dann aber, wie von einem Zauber gehalten, stehen blieb, daß alles Blut aus seinem Antlitz wich, daß seine Augen über den jungen Sänger fortschweiften, wie in weite, weite Ferne. — — —

Was war's, das ihn plötzlich so veränderte? Daß das keine Löwesche Ballade war, die Mildnitz jetzt sang, daß es Mendelssohns Veilchen war, das einfache, kleine Lied, welches ihr die Gesanglehrerin einst als erstes zu singen gegeben hatte, das hörte sie auch, aber konnte ihn das denn so bewegen? — Ihre Blicke hingen wie gebannt an seinen Zügen, und dabei hörte auch sie das altbekannte, kleine Lied als ein ganz neues, es war dasselbe, das sie bisher gekannt und doch nicht dasselbe — so ganz, ganz anders! Der Sänger legte eine Geschichte in die wenigen Worte, in die einfachen Töne eine herzbewegende Geschichte — eine Lebensgeschichte:

Als ich das erste Veilchen erblickt,
Wie war ich von Farben und Duft entzückt,
Die Botin des Lenzes drückt' ich voll Lust
An meine schwellende, hoffende Brust.



Der Lenz ist vorüber, das Veilchen ist tot
Rings steh'n viel Blumen, blau und rot,
Ich stehe inmitten und sehe sie kaum — —
Das Veilchen erscheint mir im Frühlingstraum.

„Das Veilchen ist tot!" Große Thränen standen in Hildgunds Augen, sie umdunkelten ihr den Blick, und sie wollte, sie mußte jetzt klar sehen, das Geheimnis eines Lebens — seines Herzens — nun wußte sie es — er hatte ein Herz! — von dem Antlitz zu lesen, das sie unablässig beobachtete. Ihre Thränen fielen von den langen, dunklen Wimpern herab auf ihre Wangen, das Auge war wieder frei, und doch — sah es recht? —

Es sah, wie ein Tropfen auf Wildenhorsts Hand fiel, wie er zusammenzuckte, als ob dieser Tropfen brennend heiß gewesen sei. War es eine Thräne? oder war es von den Kerzen des Kandelabers neben ihm? — „Das Veilchen erscheint mir im Frühlingstraum" — leise ließ der Sänger das letzte Wort verklingen — Wort und Ton schwebten auch nur wie ein Traum durch den Saal. Eine Sekunde lang legte Wildenhorst die Hand über die Augen; — dann war das Lied zu Ende. —

„Das ist mir denn doch ein bischen zu sentimental," begann der Präsident seine Kritik — Wildenhorst achtete nicht darauf, mit festem Schritt ging er aus dem Saal. — Vielleicht dachten viele, wie der Präsident, „zu sentimental"; aber die wenigen, die den Sänger verstanden hatten in dem Liede, werden den Eindruck, den auch auf sie sein Vortrag bewirkt hatte, nie vergessen.

Es folgte nun die Löwesche Ballade, die Mildnitzs Größe bei den Unmusikalischen unter den Zuhörern wiederherstellte und donnernden Applaus hervorrief.

Mildnitz verbeugte sich mechanisch, mechanisch hatte er auch die Ballade gesungen, seine Gedanken waren nicht dabei gewesen — sie waren bei dem „Mann von Eisen", den er ins Herz getroffen hatte, mitten ins Herz! fast zu tief, fürchtete er.

Und Hildgund? Unbewußt war ihr Blick auf die Thür gerichtet geblieben, durch welche seine hohe Reckengestalt verschwunden war. Sie dachte nichts — sie wußte alles — das Veilchen war tot, rings blüh'n viel Blumen blau und rot, die rote Blume saß da drüben und die blaue war sie selbst, und noch die vielen andern bunten Blumen im Saal — sie sah sie alle, und er steht inmitten und sieht sie kaum. Das Veilchen erscheint ihm im Frühlingstraum. Wer hat sie ihr doch erzählt, diese Geschichte? Ach ja! das Lied! Und die Generalin wundert sich noch, daß er die Blumen blau und rot nicht sieht, nicht pflücken mag?

Da tritt er wieder ein in den Saal, festen Schrittes wie er hinausgegangen war — der Mann von Eisen! Klaren Auges überblickt er die Versammlung, ein Stuhl neben der Ober-Präsidentin ist frei, er setzt sich zu ihr, hört noch das Chopinsche H-moll-Scherzo von Meisterhand herzandringend gespielt, und dann ist er der liebenswürdigste Wirt wie immer, vielleicht liegt nur ein noch tieferer Ernst in den klugen Augen, aber das bemerkt niemand — außer zwei Menschen, die nie mehr gefragt haben: „Weshalb hat der Mann nicht geheiratet?" —

Der General Ringsleben mit Gemahlin und Präsident von Mallin mit seiner Gattin fahren in einem Wagen nach Hause, sie haben denselben Weg. Die Generalin kann von ihrem Lieblingsthema noch nicht lassen, leise versichert sie ihrer Nachbarin noch einmal: „Er hat kein Herz! Und die Hildgund Burghoff wird nie einen andern nehmen, ich bin überzeugt, sie liebt ihn, trotz des Unterschieds der Jahre, das schöne, herrliche Mädchen! Er ist blind, ich begreife ihn nicht!" —

„Ich dachte gar nicht, daß Seine Excellenz so leicht zu verletzen sei," sagte Herr von Mallin zu dem neben ihm sitzenden General; ich wagte heute nur das eine sentimentale Lied weniger schön zu finden als die andern, gleich geht er mir ohne ein Wort pikiert davon, und sein Geschmack kann das Lied doch gewiß nicht gewesen sein, denn Sentimentalität kann man ihm bei all seiner Musikschwärmerei doch nicht nachsagen."

„Der Mann von Eisen und sentimental," lachte der General, „das reimt sich nicht zusammen — na! Gott sei Dank, diesen Abend hätte man mal wieder überwunden, schön singt der Kerl, der Mildnitz aber doch, das muß wahr sein!"

Hildgund saß mit ihren Eltern stumm im dunklen Wagen. Die Mutter war angegriffen, der Vater sprach auch nicht — das war eine Wohlthat. Zur Gute Nacht sagte die Mutter: „Es war doch ein schöner Abend, nicht wahr, Hildgund?" „Ein unvergeßlicher!" erwiderte diese nur und lief eilig auf ihr Zimmer — sie schlief diese Nacht nicht, sie hörte fortwährend zwei Worte: „Das Veilchen ist tot!" und „mitten ins Herz getroffen!" Wer denn? Doch nicht sie selbst? —

Als sie sich am nächsten Morgen erhob, fühlte sie sich eine andere wie bisher.

Der Sänger Carl Mildnitz wollte sich von Sr. Excellenz General von Wildenhorst mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung verabschieden, da griff dieser nach der Hand des jungen Mannes und hielt sie dann in der seinen mit kräftigem Druck: „Ich danke Ihnen, Herr Mildnitz. Gott hat Ihnen viel gegeben, zeigen Sie sich stets des gelieh'nen Schatzes wert — Sie sind noch so jung — es giebt so viele Klippen!"

Mildnitz konnte nicht antworten, er verneigte sich nur noch einmal tief, fast als wollte er die Hand küssen, die die seine hielt, dann eilte er hinaus. Hatte sein Lied auch das Innerste dieses Mannes bewegen können, so fühlte er, daß jetzt die wenigen Worte desselben genügt hatten, ihn, den Sänger, mitten ins Herz zu treffen; er wußte, er würde dieser Worte, dieses Abends nie vergessen, es sollte ihm die Erinnerung daran ein Segen fürs Leben bleiben.

Excellenz von Wildenhorst war nun allein. Die Luft schien ihm beklommen, er trat an ein Fenster, öffnete es und lehnte sich hinaus. Er atmete tief auf und sah hinauf zu den Sternen. Da fiel ihm leuchtend eine Sternschnuppe entgegen: „Elisabeth!" flüsterte er, ein zweiter Gruß von dir! O daß ich heute dein Lied wieder hören mußte, nach so langer, langer Zeit. Gute Nacht, Elisabeth! schlaf wohl! — Auf Wiedersehen!"

Dann trat er vom Fenster zurück, begab sich in sein Schlafzimmer und zur Ruhe; er schläft auch heute bald und fest — der Mann von Eisen, er darf nicht träumen, er braucht Ruhe und Kraft, um sein Tagewerk auf Erden zu vollenden.

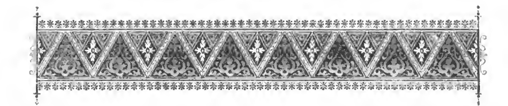
— —

Am nächsten Morgen geht die Sonne hell und strahlend auf, wie in X. so auch über der Hauptstadt — der Kaiserstadt Berlin. Nicht nur auf das früh schon rege Leben und Treiben in den Straßen schaut sie herab, nein! auch auf die vielen stillen Friedhöfe vor den Thoren der Stadt. Ihre Strahlen gleiten über die Steine und Kreuze hin, als wollten sie die Inschriften lesen, und sie wissen es doch am besten, wer da ruht, Tag für Tag nehmen sie denselben Weg, seit sich die Hügel hier wölbten und die Kreuze aufgerichtet wurden. Auch heute leuchtet es auf das „Ruhe sanft" in goldenen Buchstaben auf dem eisernen schwarzen Kreuz, auch heute bricht sich der Sonnenstrahl auf dem marmornen Stein, auch heute küßt er weiter dort den Veilchenkranz, der nie an diesem Hügel fehlt. Es ist März und die Veilchen können schon dem Sonnenstrahl Dank entgegen duften für den Kuß, sie sind ja an seiner Wärme in der Frühlingsluft erblüht, nicht mehr hinter Glaswänden künstlich ans Licht getrieben, wie die winterlichen Schwestern, denen das Köstlichste fehlt — der Duft! und die nun im verwelkten Kranz am Boden liegen, während sich die echten Frühlingskinder in dunkelblauer Frische um den Arm des Steinkreuzes schwingen.

Jetzt ist dieses voll beleuchtet, die Sonenstrahlen scheinen hier besonders lange, besonders gern zu verweilen, jetzt flammt die goldene Inschrift auf unter ihrem Kuß, weithin leuchtet es: „Siehe, ich bin des Herrn Magd" und darunter „Elisabeth von Karwitz, geb. den 20. März 1843, gest. den 18. Mai 1861." —

Nun ist der Glanz erloschen, der Sonnenstrahl vorübergezogen. Das Kreuz steht wieder im Schatten, nur die Veilchen duften weiter im Frühlingstraum.





Die Belagerung von Danzig durch die Russen.

1734.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

August II., der Starke, von Sachsen, König von Polen, war am 1. Februar 1733 in Warschau, während der polnische Reichstag in außerordentlicher Sitzung tagte, im 36. Jahre seiner Regierung verstorben. Die Nachricht von seinem Ableben traf am 6. Februar 1733 abends 9 Uhr per Staffette von Warschau in Danzig ein, und alsbald ordnete die Stadt die dem hingeschiedenen Monarchen gebührenden Trauerfeierlichkeiten an.

Während dieselben unter vielfachem Zeremoniell bis in den März hinein währten, schritt man in Polen zur Wahl eines neuen Königs; jedoch erst am 12. September wurde von einer von Frankreich unterstützten Partei der bereits früher gewählte und nach fünfjähriger Regierung entthronte Stanislaus I. Lesczynski wieder zum König ausgerufen, und der Stadt Danzig dies Resultat am 15. September durch den Primas des Reiches, den Grafen Theodor Potocki, mitgeteilt. Te deum, Dankpredigten, Trompetenfanfaren und Kanonendonner folgten dieser Bekanntmachung.

Allein die Partei des von den Russen unterstützten Gegenkönigs, Augusts des III., behielt in Polen die Oberhand, und König Stanislaus Lesczynski sah sich genötigt, Warschau zu verlassen und in Danzig Schutz zu suchen. Am 2. Oktober traf der König mit dem Primas und anderen ihm zugethanen polnischen Magnaten in Danzig ein und wurde mit den gebührenden Ehrenbezeugungen durch den Bürgermeister und Kriegs-Präsidenten v. Böhmeln, Herrn Johann Siegmund Ferber und den Syndikus Albrecht v. Rosenberg empfangen.

Wohl fand sich eine kleine Anzahl von Männern in Danzig, welche die Aufnahme des Königs Stanislaus in die Stadt nicht billigten und als Folge derselben, nicht ununterrichtet von dem zweifelhaften Wahlresultat, Unheil prophezeiten. Die Anhänger König Stanislaus' stellten jedoch die inzwischen erfolgte Wahl Augusts III. zum König von Polen als einen nicht auf die Dauer in Betracht kommenden Zwischenfall hin und waren auch bemüht, die Bedeutung des nunmehr zu erwartenden Anmarsches der die Wahl Augusts III. unterstützenden Russen in den Augen der Bewohner Danzigs herabzusetzen.

Trotzdem schritt man in Danzig, besonders auf den Rat des Stadtkommandanten von Wittinghoff, zur Verstärkung der Wachen und der allerdings zunächst nicht sehr ergebnisreichen Anwerbung einiger 1000 Rekruten.

König Stanislaus aber erließ wiederholte Aufrufe an den polnischen Adel, „zum Aufsitzen parat zu sein" und ihm beizustehen, und sein Primas Regni mehrere Wahlmanifeste.

Die Bevölkerung Danzigs blieb dem persönlich sehr gnädig und liebenswürdig auftretenden Könige unausgesetzt zugethan, und die Chronik berichtet unter anderem: „Es wollten auch die Bierbrauer ihrem König in der That zeigen, daß sie wußten, wie er zugegen wäre, weswegen sie ihm an dem St. Nicolas-Tag, als am Gedächtnistag ihres Patrons, mit einem schön poliert Eichen-Faß mit sogenannten Nicolas- oder doppelt Bier beschenkten, dergleichen sie dem Primas Regni und französischen Ambassadeur Marquis de Monti auch thaten."

Das Jahr 1733 ging für Danzig zwischen Furcht und Hoffen vor dem drohenden, noch nicht völlig ausgesprochenen Angriff der Russen zu Ende. Im Januar traf eine französische Fregatte mit Geld und Gewehren, und ein schwedisches Schiff mit 100 jungen vornehmen Offizieren, Pulver und Gewehren ein, was den Mut der Danziger und der Polen belebte, so daß die letzteren keinen Anstand nahmen, den Karneval mit den üblichen Maskenbällen zu feiern, auf denen jedoch König Stanislaus nie erschien.

Inzwischen traf die Nachricht von der Einnahme Krakaus durch den sächsischen General Baudiß und der Krönung Augusts III. in dieser Stadt, sowie vom Anmarsch der Russen, die bereits in Thorn eingetroffen waren, in Danzig ein.

Die Danziger berieten darauf, wie das drohende Unwetter von der Stadt abzuwenden sei, „schickten auch," wie der Chronist berichtet, „eine Deputation an den Stanislaum, welche ihm ihre anscheinende Noth kläglich vorstellen und dabei, wiewol ziemlich verblümt, zu verstehen geben, daß er vielleicht außer ihrer Stadt vor seiner Person weit sicherer als in ihren Mauern seyn würde, schließlich aber um einen guten väterlichen Rath, wie sie sich in dieser verwirrten Sache aufzuführen hätten, wehmüthigst bitten sollten. Der Stanislaus hörte sie zwar sehr gnädig und gelassen an, hielt aber den französischen Ambassadeur Herrn Marquis de Monti am geschicktesten, diesen odieusen Vortrag zu beantworten." Der Gesandte sprach den Bürgern wieder Mut zu, und dieselben beschlossen in aller Eile, die Außenwerke, die Bischofs- und Hagelsberge und die Festungswälle zu verstärken und zu verpalissadieren und die Werke der Stadt mit mindestens 800 Geschützen zu besetzen, sowie einige 1000 Mann junger Mannschaft anzuwerben. Der französische Gesandte offerierte der Stadt 30000 Dukaten, 1500 Gewehre mit Bajonett und 60000 3löthige Kugeln, und binnen kurzem belief sich das Regiment der Stadt-Garnison auf 6000 Mann.

Der Fürst Czartorisky vermehrte seine „Cron Guarde" auf 2000 Mann und der Marquis de Monti errichtete ein neues Dragoner-Regiment von 1400 (?) Mann, von denen jedoch nur 80 beritten gemacht wurden. Die Schweden wurden als Offiziere verwandt. Ein Capitain mit 400 Mann wurde nach der „Münde" zur Verstärkung der Besatzung gesandt, und der Holzplatz hinter dem Pockenhause aufgeräumt.

Die Landmiliz wurde bewaffnet und vereidigt und auf den Kneiphof gelegt. Ein Versuch, den sich inzwischen Marienburg und Dirschau nähernden Russen entgegen zu treten, wurde angesichts der festen Haltung derselben und der Unzuverlässigkeit der polnischen Scharen des Königs, kaum begonnen, wieder aufgegeben. Die Truppen des Königs wurden, nachdem sie vereidet, in die Vorstädte gelegt, ein Teil diente als Besatzung eines Retranchements für 8 Geschütze vor der Ohra.

„Die Wirthe bekamen vor jeden Gemeinen wöchentlich 3 Dittchen vor Licht und Holtz; vor einen Offizier aber 6 Dittchen."

Die zur Verteidigung von Danzig verfügbare Streitmacht bestand aus der Bürgerschaft in 4 Regimentern, jedes zu 12 Fahnen, in Summa 48 Fahnen von 140—180 Mann, und war etwa 8000 Mann stark. Die Truppen König Stanislaus, betrugen 4000 Mann. Die Formation der neu aufgestellten jungen Mannschaft verursachte



Schwierigkeiten, obgleich, wie der Chronist berichtet, „sich die Kauff-Gesellen oder Kauffmannsdiener, wie man sie anderwerts nennet, am ersten resolvirten, der Stadt Danzig auf ihren Wällen zu dienen, und ließen sich auch fast alle, bis auf sehr wenige, dem Stanislav zu Liebe Schwedische Montur machen, und trugen allesammt Hüte mit silbernen Tressen und strohernen Cocarden darauf." Allein die vielen fremden Handwerksburschen in der Stadt waren ein schwieriges Element; schließlich gelang es jedoch, alle in dienender Stellung befindlichen waffenfähigen Männer, ca. 12000 Mann, in 6 Fahnen aufzustellen.

Diese Ziffern ergeben zusammen 24000 Mann; allein man rechnete die jedenfalls zu hoch gegriffene Ziffer von im ganzen 40000 wehrhaften Leuten heraus und hielt sich daher stark genug, dem Feinde solange Widerstand zu leisten, bis die französische Flotte Succurs brachte. Die regulären Truppen wurden in die Außenwerke, die Schanzen und auf die Anhöhen gelegt, die Bürger aber und die junge Mannschaft besetzten die Wälle und Thore der Stadt.

Die Bürgerschaft beschloß ferner, „die ihrer Stadt ehemals bei Kriegszeiten nützlich gewesenen Frey-Schützen, oder wie sie von ihren Feinden genannt wurden, Schnapphähne, wieder aufzurichten, und man hatte kaum solches eclatiren lassen, als sich ganze Haufen müßige Leute angaben, welche Frey-Beuter wurden. 5 Rthlr. Geld nebst einem gezogenen Rohr und einer Pistole bekam ein solcher Kerl, und die Freiheit, alles, was er bei denen Toten findet, auch von Feinden rauben und plündern kann, vor sich behalten zu dörffen, animirte so viele von denen gemeinen Leuten, daß die Stadt in kurtzen ein Corps von 6—700 Mann zusammen bekam."

Die Bürger erhielten ferner Befehl, sich mit Gewehr, Pulver und Blei und Proviant zu versehen, und die Ausfuhr von Viktualien wurde verboten.

In der Stadt entwickelte sich nun ein äußerst lebhaftes Treiben hinsichtlich der Zurüstungen für die Belagerung, was jedoch die Einwohner nicht hinderte, ein wachsames Auge auf den noch von außen mit der Festung bestehenden Verkehr zu haben. So gelang es, einen russischen Kabinetts-Kourier, der im Geheimen Danzig passierte, aufzuheben und demselben wichtige Depeschen abzunehmen, infolge deren Kenntnisnahme der russische und der sächsische Geschäftsträger in Danzig am nächsten Tage auf Befehl des Königs die Stadt verlassen mußten.

Inzwischen hatten sich die Russen dem Danziger Gebiet derart genähert, daß die Stadt zu ihrem letzen Verstärkungsmittel griff und das ganze Bau-Amt und ein Stück vom Werder unter Wasser setzte.

Kaum war dies geschehen, so rückte der russische kommandierende General von Lasey mit seinen Truppen in den Werder ein, ließ jedoch die Stadt benachrichtigen, daß er als Freund derselben käme und nur den Feind in ihr (den König) suche.

Am 20. Februar lagerten die Russen im Werder, in Langefurth und in Prust.

Die Danziger Besatzung warf vom Olivaer Thor aus die ganze Nacht Leuchtkugeln zur Beobachtung der Russen.

Es war ein Glück für die Stadt, daß in diesem Jahre ein sehr gelinder Winter war, und daß die Stadtgräben und andere Danzig umgebende Gewässer nicht zufroren.

Die Außenwerke waren noch lange nicht in dem gehörigen Verteidigungs-Stande, und konnten einem brüsken Angriff der Russen nicht widerstehen.

Es wurden nunmehr seitens der Verteidiger täglich 50 Mann Kavallerie auf die Höhen vor die Außenwerke als Vorposten kommandiert, und die Bürger zogen jetzt täglich mit 8 Fahnen in Stärke von ca. 1200 Mann auf Wache. Am nächsten Tage rekognoscierte der russische General Lasey vom Stolzenberge aus die Stadt, und es fielen die ersten Schüsse bei den Vorposten.

Die Belagerer schritten zuerst dazu, der Stadt das Wasser der Radaune, welche die einzige große Mühle derselben trieb, abzuschneiden, wodurch die Einwohner in der Folge zum Genuß geschrotenen Brotes genötigt wurden. Bald darauf schnitten die

Russen der Stadt auch das Tempelburger Wasser ab. Alle Lebensmittel mit Ausnahme des Biers stiegen rasch gewaltig im Preise.

General Lascy schlug sein Hauptquartier in Prust auf und besetzte das St. Albrechts-Kloster mit Feldgeschütz und Infanterie, und seine Kosaken umschwärmten die Stadt. Seitens derselben wurde unterdessen Tag und Nacht an den Befestigungswerken gearbeitet, so daß der Feind ohne schweres Geschütz ihnen nichts anzuhaben vermochte; ferner besetzten die Belagerten den Cavalierberg mit schwerem Geschütz und lieferten dem Feinde mehrfache Scharmützel an den Außenposten.

Jetzt ließ General Lascy die Stadt auffordern, den König August III. anzuerkennen, diese Aufforderung wurde jedoch von der Stadt ablehnend beantwortet.

In diesem Zeitpunkt traf der russische Feldmarschall Münnich als Höchstkommandierender vor Danzig ein, und man nahm an, daß dem auf etwa 8000 Mann geschätzten russischen Belagerungscorps nunmehr das schwere Geschütz und die Munition für dasselbe bald folgen werde. Feldmarschall Münnich, der sein Hauptquartier in Prust nahm, ließ die Stadt zur Uebergabe auffordern, wurde aber ebenfalls abschlägig beschieden.

Die Russen besetzten hierauf den Zigankenberg mit Geschütz und befestigten sich auf demselben, unter dem Feuer des von den Belagerten besetzten Hagels- und Bischofsberges. Am 19. März nahmen die Russen in der Nacht mit 5000 Mann Ohra ein, nötigten seine Besatzung unter Zurücklassung einiger Geschütze zum Rückzuge, erlitten jedoch einen Verlust von angeblich 1500 Mann (wohl 150), während die Verteidiger nur 130 Mann verloren. Der Feind setzte sich in Ohra fest, machte dasselbe zu seinem General-Stabsquartier und ließ dort wieder Gottesdienst halten wie sonst; „da besonders zu gedenken ist, — so berichtet die Chronik — daß der dasige Schulmeister die ganze Zeit in einem halb conditionirten Schlafrock seine Kirchendienste verrichten mußte, weilen ihm die fremden Gäste nichts mehr übrig gelassen, doch davor hatte er das Vergnügen, daß, so oft ihn ein Russe erblickte, sich vor ihm zur Erde neigete und ihn mit Kreuzschlagen verehrete."

Gleichzeitig besetzten die Russen die Vorstadt Schiedlitz und brannten sie ab, und ihre Kosaken schwärmten, sengten, plünderten und mordeten rings in der Umgegend. Die Einwohner der Vorstädte Ohra und Schottlau, wie der Chronist wohl übertrieben angiebt, an 10000 meist ganz unbemittelte Leute, flüchteten in die Stadt und vermehrten dort die Not und Teuerung.

Am 21. März begann die Beschießung der Stadt durch die Russen, zunächst ohne vielen Schaden anzurichten. Inzwischen gelangte ein kleiner, 60 Mann starker Transport Schweden in die Festung.

Die Belagerer legten darauf hinter dem Jesuitenkloster eine Schanze an und nahmen den Danzigern die Grand-Schanze und das sogenannte Haupt oder Heft an der Weichsel weg, welches die Verbindung auf der Weichsel mit der Stadt sicherte, aber von den Belagerten, da es nicht in Verteidigungszustand gesetzt war, verlassen werden mußte.

Der Feind hatte nunmehr von der ganzen Niederung Besitz genommen und die Stadt völlig eingeschlossen. Von jetzt ab hatte, eines Sturmes gewärtig, allnächtlich ein Piket von 8 Fahnen in der Festung die Wache; es trafen abermals 90 Schweden in der Stadt ein. Die Beschießung nahm ihren Fortgang, und neue russische Schanzen entstanden vor dem Olivaer Thore und bei den Heubuden jenseits der Weichsel, gegen welche die Belagerten eine Schanze beim Kneiphof anlegten.

Ein Angriff der Russen auf die Sommerschanze wurde abgeschlagen, und die Belagerten ließen einen großen, mit 8 Geschützen besetzten Steinprahm und eine armierte Fregatte in die Weichsel gehen, um fernere Angriffe der Russen auf diese Schanze zu hindern. In der Stadt wurden allwöchentlich 2 Betstunden angeordnet.

Der Feind zog nun einen Laufgraben 300′ vor dem Olivaer Thor und schlug die Versuche der Belagerten, ihn wegzunehmen, ab. Ein wiederholter Versuch auf die Sommerschanze wurde zurückgewiesen, dagegen die Winterschanze von den Russen genommen

und eine neue Schanze von ihnen bei der Legan errichtet. Sie waren nunmehr Meister des ganzen Holms, legten in demselben eine Redoute aus Holz und Faschinen an und verbanden die Schanzen durch Laufgräben miteinander; alle diese Arbeiten waren in dem morastigen Terrain mit großen Schwierigkeiten verbunden und geschahen im Feuer der Danziger Werke.

Unterdessen wurde Elbing von den Russen besetzt und befestigt, und der Feldmarschall Münnich nahm gegen die oben erwähnten Schnapphähne der Stadt Danzig „Contra-Schnapphähne" in seinen Dienst, welche sich in die Stadt schlichen und dort alles auskundschafteten.

Da die Besatzung der Stadt allmählich an Stärke abnahm, so schritt man dazu, diesem Mangel durch öffentliche, ziemlich gewaltsame Werbung unter Trommelschlag abzuhelfen. Zu dieser Zeit erschien eine französische Yacht und belebte den gesunkenen Mut der Verteidiger durch die Nachricht vom Herannahen der französischen Flotte.

Die Aufforderung des im russischen Lager eingetroffenen Bischofs von Kujavien, August III. als König anzuerkennen, wurde daher von der Stadt abgelehnt und die Verteidigungsanstalten energisch fortgesetzt.

Der Parlamentär des Bischofs, ein Tambour, hatte, wie die Chronik berichtet, das Unglück, daß er im Anmarsch nach der Stadt von einem Schnapphahn durch den Arm geschossen wurde, weil er nicht beständig getrommelt.

Die Lebensmittelnot in der Stadt stieg jetzt so, daß ein Lachs, der sonst 1 Thlr. gekostet hatte, 12 Thlr. kostete.

Die Russen warteten immer noch auf ihr schweres Geschütz, welches nebst der erforderlichen Munition über Libau zur See eintreffen sollte; die Mission eines demselben entgegengeschickten französischen Kapers blieb ohne jedes Resultat; dagegen traf eine schwedische Yacht mit Pulver und Gewehren in Danzig ein und brachte die Nachricht, daß 6 französische Kriegsschiffe im Kattegat lägen.

Die Russen näherten sich von Schiedlitz her immer mehr Neugarten, so daß die Stadt letzteren Ort in Brand stecken ließ, worauf die Russen durch mehrtägige Beschießung der Stadt mit glühenden Kugeln antworteten.

Wie harmlos andrerseits die Kriegführung der damaligen Zeit sein konnte, geht aus der Bemerkung des Chronisten hervor: „Dessen ungeachtet ließ der Herr General-Feldmarschall an die Stadt gelangen, daß man ihm etliche Faß Wein nebst Gewürz vor Geld möchte hinausschicken, welches auch geschahe, und durch den englischen Residenten spedirt wurde."

Russischerseits wurde jetzt die Besatzung des Holms um 2000 Mann verstärkt, die bei der Winterschanze postiert wurden; gleichzeitig aber traf die für die Belagerten entmutigende Nachricht ein, daß auf die französische Unterstützung nicht zu rechnen sei, da kein einziges Kriegsschiff segelfertig bei Brest läge.

Die Russen fuhren im Bombardement der Stadt fort und schritten zum Angriff auf die Kalksschanze.

Inzwischen hatten sich die Anhänger König Stanislaus Lesczynskis zu einem Entsatzversuch Danzigs ermannt, und ein Corps von 2000 Mann reguläre Truppen und 10000 „Pohlacken" oder Irreguläre war unter dem Grafen Tarlo auf Danzig im Anmarsch. Allein der von der Stadt erwartete gleichzeitige Ausfall ihrer Besatzung unterblieb infolge trügerischer Unterhandlungen der Russen, und der russische General Sagresky schlug mit 3000 Mann das polnische Entsatzcorps in die Flucht.

Doch die Besatzung war, wie der Chronist berichtet, „willens einmal einen rechten starken Ausfall zu thuen, und wurden deswegen auch 4000 Mann darzu commandiret, die auch bereits hinter dem Majoren-Thor fertig stunden; da aber kurz vorher eine Raquete in der Stadt aufstieg, und darauf die Russen viele Leicht-Kugeln schmissen, kunnten sie klärlich sehen, daß sie verrathen waren, dahero sie auch wieder zu Hause kehreten, und sich die neue Zeitungen erzählen ließen, wie ein Kauffmann in Briefen

von Breslau wollte erhalten haben, daß nämlich der Woywode Kyowsky das Glück gehabt, die gantze Sächsische Armee zu ruiniren; item ein anderes; daß die frantzösische Flotte schon wieder den Sund passiret; daß sie aber den Weg nach Dantzig nicht finden kunnte, erfuhr man leider genug, weil sie niemals ankam."

Den Belagerten verursachte es vieles Kopfzerbrechen, wie die Russen zu den drei Mörsern, aus denen sie, bevor noch ihr „grobes" Geschütz zur See eingetroffen, die Stadt bombardierten, gelangt seien; und man erfuhr endlich, daß dieselben per Post von Dresden über Berlin als herzoglich v. Weißenfelsisches Gepäck deklariert, ins russische Lager gesandt wären.

Nach einer heftigen Beschießung der Stadt am Charfreitag ließ Feldmarschall Münnich derselben den Beginn des eigentlichen Bombardements auf den 30. April ansagen und forderte die in der Stadt anwesenden Fremden zum Verlassen derselben auf, wozu ihnen der Magistrat jedoch die Erlaubnis verweigerte.

Am 30. April abends 8 Uhr begann in der That das eigentliche Bombardement der Stadt, da das dazu erforderliche Material inzwischen bei Bohnsack gelandet und ausgeschifft war. Es entstand eine Panik in der Stadt. Der König, sein Hof und die Wohlhabenderen flüchteten nach Langgarten, woselbst der erstere im gräflich Dohnaschen Hause Quartier nahm. Alle Kaufläden wurden geschlossen, und die Straßen waren nur von unzähligen Wagen mit flüchtendem Gut oder Deckungsmaterial, wie Sand, Bretter und Wolle angefüllt.

Die Russen unternahmen nunmehr einen Angriff auf den Kneiphof, da sie das Quartier des Königs in der Nähe wußten, wurden jedoch mit Verlust zurückgeschlagen, und die Belagerten beantworteten dies Vorgehen mit der Anlage einer Schanze am Gänsekrug und am Nehringschen Wege.

Unterdessen waren 200 russische Konstabler und Kanoniere als Verstärkung eingetroffen, nur die Danziger schauten vergeblich mit, wie berichtet wird, 10 Ellen langen Perspektiven vom Langgartener Kirchturm nach der französischen Flotte aus.

Die Bürgerschaft sandte nun eine Deputation an König Stanislaus Leszynski, um sich genaue Auskunft über den Stand der französischen Unterstützung auszubitten und dem Könige die elende Lage der Stadt vorzustellen, und daß sie nicht mehr imstande sei, der unruhigen, an der französischen Hülfe verzweifelnden Bevölkerung den Gedanken an eine Uebergabe zu benehmen. Der König ermahnte sie zur Treue und zum Ausharren, wies auf die zu erwartende französische Hülfe und Belohnung hin und gab ihr den Rat, nicht durch eine Kapitulation mit den Russen zwar das russische Bombardement zu beenden, sich aber dafür ein noch kräftigeres französisches Bombardement auf den Hals zu ziehen. Eine abermalige Aufforderung des Feldmarschall Münnich zur Kapitulation wurde in der Folge abgelehnt.

Bald darauf, am 7. Mai, glückte es den Russen, die Sommerschanze ohne jeden Verlust durch Verrat einzunehmen.

Am 9. Mai unternahmen die Russen einen Sturm auf die Befestigungen des Hagelberges. Der mehrfach wiederholte Angriff währte fünf Stunden; bereits hatten sie ein Ravelin erstiegen, wurden jedoch mit großem Verlust von den tapferen Verteidigern zurückgewiesen. Die Chronik fabelt von 4048 Toten und über 4000 Blessierten, während der Verlust der Danziger alles in allem nur etwa 100 Mann betragen hätte.

Der siegreich abgeschlagene Sturm wurde in der Stadt mit lautem Jubel gefeiert, und der König kargte nicht mit Gnadenbeweisen, besonders mit einer reichlichen Austeilung an die Armen.

Russischerseits begann aber ein neues Sengen und Brennen in der Niederung und wurde das Bombardement mit erhöhter Heftigkeit fortgesetzt, so daß besonders auch die weibliche Bevölkerung der Stadt in Harnisch geriet. Unser Chronist sagt darüber: „Jedesmahl so in specie eine Bombe aufgestiegen kame, so speiten die Weiber dreimal aus und riefen: phy, phy, phy, da kömmt dee Drack getagen," und hatten den Aber-

glauben, wer etwas von einer Bombe oder Kugel im Hause hätte, der würde sich von solche Beesters mehr auf den Hals ziehen."

Die Not an Lebensmitteln stieg in der Stadt immer mehr; der Vorrat an Fleisch und Federvieh ging zu Ende. Die Armen nährten sich fast ausschließlich nur noch von Heringen, von denen merkwürdigerweise 9—11 Stück nur „ein Dittchen" kosteten.

Infolge des fortgesetzten Bombardements entstanden an vielen Stellen der Stadt Brände, zu deren Löschung die Menoniten, welche keine Kriegsdienste thaten, verwandt wurden.

Das Dönhoffsche Palais wurde durch die Beschießung vollständig ruiniert.

Der Feldmarschall Münnich forderte jetzt die Stadt abermals vergeblich zur Uebergabe auf und ließ 2000 abgebrannte und abgeplünderte Bewohner der Nehrung an das Langgartensche Thor treiben, damit sie der Stadt zur Last fielen. Er bewilligte dagegen der Stadt einen 48stündigen Waffenstillstand, den dieselbe zu ihrem Retablissement, zu Beerdigungen und zum Gottesdienst benutzte, während die Russen die Außenwerke derselben rekognoscierten, ganz nahe an dieselben und deren Verteidiger herankamen und „Unteroffiziere und Gemeine einander ein Schnüpfchen Toback praesentireten." —

Ein preußischer, durch den Kanzler von Grumkow und den Geheimen Rat von Brand unternommener Vermittlungsversuch blieb ohne Resultat; dagegen traf endlich der sehnlichst erwartete französische Succurs ein; derselbe betrug jedoch nur 3 Bataillone à 12 Compagnieen, in Summa 21393 Mann, unter dem General de la Motte.

Bei einer jetzt stattfindenden Versammlung des Magistrats in Langgarten legte der Stadtpräsident und regierende Bürgermeister von Böhmeln aus „wichtigen Ursachen", die der Chronist nicht näher angiebt, sein Amt nieder; dasselbe ging an den Kriegspräsidenten von Grodeck über.

Es handelte sich nun darum, die französischen Hülfstruppen, die bei Weichselmünde gelandet waren, in die rings von den Russen umgebene Stadt zu bringen; zu diesem Zweck wurde gleichzeitig von den Franzosen ein Angriff auf die russische Schanze vor Weichselmünde und von den Belagerten ein Ausfall auf dem Holm unternommen; die Russen schlugen jedoch beide Angriffe zurück.

Zu diesem Zeitpunkt, am 25. Mai, traf der Herzog Johann Adolph von Sachsen-Weißenfels mit 6 Bataillonen sächsischer Infanterie und 6 Kavallerie-Regimentern zur Verstärkung der Russen bei Langfurth ein, bezog daselbst ein Lager und legte Verschanzungen an.

Am 29. Mai glückte es, mittelst des zwischen Danzig und Weichselmünde die Verbindung aufrecht erhaltenden Schiffes einen französischen Ingenieur und 30 Artilleristen in die Stadt zu bringen, wo dieselben mit Jubel aufgenommen wurden. Das französische Hülfscorps, welches auf der Platte bei Weichselmünde lagerte, verschanzte sich ebenfalls, da die Nachricht vom Herannahen einer russischen Flotte eingegangen war. Inzwischen sah man sich in der Stadt genötigt, Baracken für die zahlreichen Kranken und Verwundeten auf der Reiser-Bahn bei Langgarten anzulegen.

In diesem Moment aber vollzog sich ein für den Fortschritt der Belagerung äußerst wichtiges Ereignis.

Die angekündigte russische Flotte traf bei Pillau ein und russischer- und sächsischerseits plante man einen Brückenschlag über die Weichsel zur besseren Verbindung der nunmehr auszuführenden Operationen, und sperrte hingegen den Strom zur Unterbrechung der Verbindung zwischen der Stadt und Weichselmünde durch eisenbeschlagene Balken, da die früher gezogenen Taue von den Belagerten durchschnitten worden waren. Von der Stadt aus wurde das sächsische Lager, jedoch ohne großen Erfolg, beschossen.

Am 12. Juni langte die russische Flotte auf der Danziger Rhede an und rief in der Stadt, da sie im ersten Augenblick für die erwartete große französische Flotte gehalten wurde, nachdem ihre Nationalität erkannt war, doppelt große Enttäuschung hervor.

Der Lebensmittelvorrat in der Stadt ward täglich kleiner, und die Preise stiegen außerordentlich: Ein Pfund Butter kostete 1½ Gulden gegen früher 6 bis 9 Groschen. Ein Kälber- oder Schöpsenviertel 15 bis 16 Gulden statt 2 bis 3 Gulden; ein ganzer Ochse kostete 130 Thlr. gegen früher 20—50 Thlr.; ein Fuder Heu 100 Gulden, ein Schock Stroh 60—90 Gulden; eine Gans 5 Gulden, sonst ¾ Gulden.

Der russische Feldmarschall forderte am Tage nach dem Eintreffen der Flotte die Stadt nochmals vergeblich zur Uebergabe auf und setzte darauf das Bombardement auch gegen Weichselmünde und das französische Lager mit vermehrter Lebhaftigkeit fort.

Die eingetroffene russische Flotte war 1154 Geschütze und 8545 Matrosen stark. Die französische Fregatte, welche sich, wie wir sahen, bei Neufahrwasser befand, wurde jetzt bald weggenommen und demontiert.

Am 17. Juni ließ der Herzog von Weißenfels die Laufgräben vor Weichselmünde eröffnen, so daß die Sachsen nur 200 Schritt von den Danziger Werken Stellung nahmen.

In der Stadt war man zu dieser Zeit, weniger wegen des Ausbleibens der noch immer erwarteten großen französischen Flotte, als ganz besonders darüber entrüstet, daß die Landsleute und Unterthanen König Stanislaus', die Polen, keinen Versuch mehr zum Entsatz ihres Herrschers und der ihn heldenmütig verteidigenden Stadt machten, und daß auch die zahlreichen in der Stadt befindlichen Polen sich nicht thätig an deren Verteidigung beteiligten.

Inzwischen begann das in Weichselmünde und auf der Platte postierte französische Hilfscorps derart Mangel an allem zu leiden, daß General de la Motte die Russen um einen dreitägigen Waffenstillstand bat und mitteilen ließ, daß er kapitulieren wolle. Der Waffenstillstand wurde ihm bewilligt und der Herzog von Sachsen-Weißenfels rekognoscierte während desselben die französischen Verschanzungen. Am 23. Juni erfolgte die Kapitulation mit den Franzosen und zugleich mit der unter Oberst Stackelberg in der Wester Schanze bei Weichselmünde befindlichen nur 50 Mann starken schwedischen Abteilung. In der Stadt tröstete man sich immer noch mit dem Glauben an die unaufhörlich vom dortigen französischen Geschäftsträger und den Polen verbreiteten falschen Entsatz-Nachrichten. „Wenn schon die Ordnungen", sagt in dieser Hinsicht die Chronik, „auf guten Wegen waren, der ziemlich ruinirten Stadt durch einen Accord Friede und Ruhe zu schaffen, so wußte doch die List der Französischen allezeit durch neue und favorable Nachrichten die Gemüter zu corrumpiren, daß alles Consuliren und Conferiren zu Wasser wurde. Dieses geschahe auch am 23. Junii, da die Ordnungen von früh bis Abends beysammen waren. Denn da wurde unterdessen auf allen Straßen erzählet, wie der Pole Kyowsky unfehlbar mit 40000 Mann Pohlacken 15 Meilen von Danzig stände, und daß dieserwegen der Herr Graf Münnich alle Bomben, Mörser und Kanonen in geschwinder Eyl zu Schiffe bringen lassen, weil er sich nicht im Stande befände, denen Pohlen zu widerstehen" ꝛc.

Angesichts der durch diese Nachrichten wieder belebten Hoffnungen traf die Nachricht von der Uebergabe Weichselmündes die Belagerten um so schmerzlicher; und man dachte von nun an verzeihlicherweise an nichts mehr als an eine günstige Kapitulation.

Die Ordnungen beratschlagten sich eifrig darüber und ließen dem Könige durch eine Deputation die Unmöglichkeit, sich länger zu halten, vorstellen, auch baten sie um einen achttägigen Waffenstillstand, der ihnen jedoch verweigert wurde.

Inzwischen hatte die Uebergabe von Weichselmünde an den Feldmarschall Münnich und den Herzog von Sachsen-Weißenfels unter dem in damaliger Zeit üblichen Ceremoniell stattgefunden und „Ihro Durchlaucht", so berichtet die Chronik, „hatten nach dieser Solennität in ihrem Hauptquartier den Herren Brigadier de la Motte, die Obristen de la Luzerne von dem Regiment Perigord und Marquis de Bellefonds von dem Regiment Blaisois tractieret, dabei sich zugetragen, daß, als man von denen Nationen und deren Naturell und Constitutionen gesprochen, Ihro Durchlaucht die Dauerhaftigkeit und das gute Verdauen derer Russen und Kosacken an ihrer harten Natur zu loben beliebt hatten,



indem sie im Fall der Noth Wurzeln und roh Fleisch fressen könnten, welches zu sehen die Herren Franzosen wohl gewünschet hatten, worauf Ihro Durchlaucht einen Kosacken, der seine Trampel Thiere wartete, bei die Tafel fordern, und ihm roh Kalb Fleisch und Saltz zu essen geben lassen, und als er solches mit großem Appetit verzehrt, hatten sie ihm die Verwunderung, die die Herren Frantzosen darüber bezeuget, zu verstehen gegeben, worauf er geantwortet, daß er wohl gern einen von den Frantzosen verzehren wollte, wenn es der Hertzog befiehlen, worüber ein nicht geringes Gelächter, wiewol unter einiger Bestürzung der Französischen Gäste entstand. Dieses mag auch hernach Gelegenheit gegeben haben, aus Unwissenheit der Umstände in denen Berliner Zeitungen zu melden, daß die Kosacken einen jungen Franzosen allhier gefressen hätten." —

Die Russen setzten das Bombardement der Stadt in alter Heftigkeit fort und man entschloß sich nunmehr, in derselben seitens der Ordnungen durch eine Deputation dem Staat und dem Könige den Gehorsam aufzusagen.

Die Lebensmittel waren abermals enorm im Preise gestiegen: eine Metze Mehl kostete 24 Groschen bis 1 Gulden, 1 Pfund Butter 1 Gulden 18 Groschen, eine Mandel Eier 24 Groschen, eine Henne 2 Gulden. Ochsenfleisch war unerschwinglich theuer.

Der Danziger Magistrat sandte darauf am 27. Juni zwei Deputirte, die Herren Wahl und Ferber und die Sekretäre Klein und Janzen an den Feldmarschall Münnich, die erklären sollten, daß die Stadt willens sei, sich den russischen und polnisch-sächsischen Waffen zu unterwerfen und König August III. anzuerkennen und ferner behufs Entwurf der Traktate um einen 8tägigen Waffenstillstand bäte. Feldmarschall Münnich stellte als erste Bedingung die Auslieferung König Stanislaus' und seiner Anhänger und bewilligte nur einen 3tägigen Waffenstillstand.

Die Stadt kam nicht in die Verlegenheit, dieser Bedingung zu entsprechen. König Stanislaus Leszynski verließ am 27. Juni nachts 12 Uhr Danzig und flüchtete in einem von 2 Bauern geführten Boote zunächst nach Marienwerder, alsdann nach Königsberg.

Während nun die Unterhandlungen hin und her gingen, wurde, sobald der Waffenstillstand zu Ende war, das Bombardement russischerseits wieder fortgesetzt. Die in Danzig sich aufhaltende Herzogin von Curland ließ sich, um Schutz gegen dasselbe zu finden, ein besonderes bombensicheres Haus aus Eichendielen und Schiffsbalken erbauen, benutzte dasselbe jedoch nicht, da sie einen Geleit-Brief vom Herzog von Sachsen-Weißenfels erhielt und sich mit demselben in den Schutz des sächsischen Lagers begab.

Endlich am 9. Juli kam die Kapitulation zustande, und 200 Sachsen besetzten das Olivaer Thor. Die polnischen Truppen zogen etwa 3000 Mann stark mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel aus der Stadt nach Ohra, wo sie bei den dortigen russischen Regimentern und der Generalität vorbei defilierten und alsdann die Waffen streckten.

Am 11. Juli fand ein Dankfest aus Anlaß der Wahl und Krönung Augusts III. in Danzig statt, und wurde unter Trompeten- und Paukenschall und Kanonendonner ein Tedeum gesungen, welchem der Feldmarschall Münnich und der Herzog von Sachsen-Weißenfels und die Generalität und Offiziere beiwohnten.

Am 19. Juli traf auch der nunmehr anerkannte König August III. in Oliva ein und nahm dort eine Deputation des Magistrats von Danzig und die Unterwerfung der Stadt an.

Nach mehrfachen größeren Festlichkeiten, die sämtlich zu Oliva stattfanden, und nachdem er die russischen Heerführer reich beschenkt (Feldmarschall Münnich erhielt einen mit Brillanten besetzten Stab und Degen im Werte von 40000 Thlr., General Lascy den weißen Adlerorden mit Brillanten im Werte von 15000 Thlr.), kehrte der König am 29. Juli wieder nach Sachsen zurück.

In der Stadt sah es nach der Belagerung trostlos aus. Die feindlichen Bomben und sonstigen Geschosse hatten eine gewaltige Verheerung angerichtet. Das hohe Thor,

das Zeughaus und der Stock waren stark beschädigt. In die große Pfarrkirche waren allein 22 Bomben gefallen, hatten die Gewölbe durchschlagen, ein Grabgewölbe zerstört, jedoch weder die Kanzel, noch den Altar und Taufstein beschädigt. Das Rathaus war ziemlich stark mitgenommen; jedoch sein schöner Turm unverletzt. Auf Bitten des Herzogs von Sachsen-Weißenfels hatte Feldmarschall Münnich dasselbe verschont. Der schöne mit kostbaren und seltenen Gemälden ausgestattete Junkerhof hatte keinen weiteren Schaden gelitten, als daß er „an denen Fenstern durchleuchtig war worden.“ Die lange Gasse, Joppen-Gasse, Heilige Geist-Gasse, Breitgasse und deren Querstraßen hatten am meisten gelitten, keins ihrer Häuser war verschont geblieben, und manche waren von 10 bis 12 Bomben getroffen. Man sagt, daß 1800 Häuser ruiniert oder beschädigt waren, und daß 1500 Menschen beim Bombardement umgekommen oder zum Krüppel geschossen wurden.

Daß sich manche Fabel von den Wirkungen der Bomben bildete, war erklärlich; so berichtet die Chronik unter anderem: „In der Altstadt crepirt eine Bombe in einer Stube, und schmeißt von der gepreßten Luft ein Windel Kind aus einer Wiege an die Wand, daß es ohne Schaden mit der Windelschnur an einen Nagel hengen bleibt. In dem Vorstädtischen Graben kommt eine Bombe in ein Haus, darinnen ein Mann schon 6 Jahre krank zu Bette gelegen, welcher von der Alteration auffspringt, aus dem Hause laufft und nunmehr frisch und gesund ist“ und dergl. mehr. Das Andenken an den liebenswürdigen und besonders gegen die Armen wohlthätigen König Stanislaus Leszynski hielt sich noch geraume Zeit in der Stadt. Man trug Bänder und Ringe mit der Inschrift: „Vive le roi Stanislas.“ Allein auch die Herrschaft seines Nachfolgers Augusts III. brachte dem schwergeprüften Orte keinen besonderen Segen und Wohlstand. Erst der Herrschaft der Hohenzollern war es, nach Verlauf der schweren Kriegsjahre zu Anfang unseres Jahrhunderts, vorbehalten, das Wiederemporblühen der alten mächtigen Hansestadt zu inaugurieren und dieselbe zu ihrem jetzigen Reichtum und gediegenen Wohlstand gelangen zu sehen.





Spruchweisheit und Volkshumor.

Von

Peter Pümpe.

Das Herz des gesunden, noch unverbildeten Volkes zu belauschen, gehört zu den dankbarsten Aufgaben, die darum auch von jeher auf gebildete Kulturmenschen einen hohen Reiz ausgeübt hat. Der eine thut es im Stillen und behält seine Resultate für sich; ein anderer ist mitteilsamer, er sucht die in der Volksseele entdeckten Schätze auch andern zugänglich und nutzbar zu machen.

Das letztere wird in unserer Zeit der überfließenden — und oft überflüssigen! — Druckerschwärze die Regel sein, denn wer irgend eine neue Entdeckung gemacht hat, hat in den meisten Fällen nicht eher Ruhe, als bis er sie schwarz auf weiß, wenn auch nur im Lokalblättchen, an den Mann gebracht hat. Aber auch in früheren Zeiten, ja selbst Jahrhunderten wußte man schon — mit dem Volke zu reden — „wo Barthel den Most holt", und daß dieser Most oft weit besser, zum mindesten kräftiger war, wie meist die „breiten Bettelsuppen" heutzutage, das wird jeder Litteraturkenner zugeben.

So gab es denn auch schon vor 200 Jahren, ja selbst zu der Zeit, wo der böse dreißigjährige Krieg Deutschland verwüstete und alle idealeren Interessen in den Hintergrund drängte, in Deutschland Leute, die für das innere Leben des Volkes offene Augen und Ohren besaßen, und da in jenen Zeiten kleine und große „Büchmänner" noch nicht existierten, auch Lexika der Lebensweisheit und mit Goldschnitt gebundene Anthologien noch unerfunden waren, so war es sehr verdienstlich, wenn solche Leute ihre im Volke gesammelte Weisheit — zu der sie immerhin ihre eigene hinzusetzen mochten — schriftlich fixierten und durch den Druck auch andern zugänglich machten.

Ein solcher Mann war Christoph Lehmann, geboren im Jahre 1568 zu Fürstenwalde in der Mark, gestorben als Syndikus von Heilbronn im Jahre 1638, im zwanzigsten Jahre des dreißigjährigen Krieges. Derselbe gab acht Jahre vor seinem Tode ein Buch heraus, das trotz der ungünstigen Zeitläufte bald viermal hintereinander aufgelegt wurde und seitdem die Quelle zahlreicher Spruch- und Reimsammlungen geworden ist. Es ist der sogenannte „Politische Blumengarten", dessen umständlicher Urtitel folgenden Wortlaut hat:

„Florilegium politicum. Politischer Blumengarten. Darinn auserlesene politische Sentenz, Lehren, Reguln und Sprüchwörter auß Theologis, Jurisconsultis Politicis, Historicis, Philosophis, Poëtis und eygener erfahrung unter 286 Tituln zu sonderm nutzen und lust Hohen und Niedern im reden, raten und schreiben, das gut zu brauchen und das böß zu meiden, in locos communes zusammengetragen. Durch Christophorum Lehmann."

Es ist dem braven Lehmann seiner Zeit freilich nicht leicht gemacht, seinen Sentenzenschatz zustande zu bringen. Darüber berichtet sein Biograph Baur, der seinerseits wieder ein Zeitgenosse des siebenjährigen Krieges war, folgende höchst merkwürdige Thatsachen:

„In dem ersten Jahr seiner erwählten Ruhe-Tage beschäftigte Lehmann sich mit einem allgemein nützlichen Werk, welches nur denen bösen Geistern mißfallen können, denn als er im Winter 1629 hieran gearbeitet und vermuthlich biß spät in die Nacht aufgeblieben, wurde er von denen Hexen sehr beunruhiget: Er erzehlte dieses im Februar d. a. dem regierenden Bürgermeister Hinterrod, wie nehmlich die Hexen und Unholden in dem Rath-Hof einen großen Tumult, Getümmel und Unwesen gehabt hätten, daß er auch zum Fenster hinnausgeruffen, sie sollten, wo sie hingehörten, zum Teufel, fahren."

Zum Glück ist das Buch trotzdem zustande gekommen, und wenn wir auch dem Urteil des bekannten Satirikers und „Theologen" Balthasar Schuppius, der noch ein Zeitgenosse des alten Lehmann war, nicht beipflichten können, der das „Florilegium" „allernächst nach der Bibel setzte", so wird die Bedeutung desselben doch schon durch den Umstand bewiesen, daß ein Lessing sich eingehend mit dem Buche beschäftigte, sich sogar im Anfang seines Wolfenbütteler Aufenthaltes mit dem Plane einer Umarbeitung und Neuherausgabe desselben getragen hat. Und noch heute erscheinen — mit oder ohne Quellenangabe — Auszüge und Sammlungen aus des alten Lehmanns „Blumengarten" und erleben ihre regelmäßigen Auflagen; ein „Liebhaber alter deutscher Sprache und Weisheit" giebt ihn „frisch ausgejätet, aufgeharkt und umzäunt" bei Kornfeld in Berlin, ein anderer, nach dem wir hier citieren, in ausführlicherer Gestalt bei Karl Duncker daselbst heraus. — Es mag sich daher verlohnen, einige besonders schöne oder originelle Gewächse dieses Gartens einmal näher anzusehen, und das kann um so interessanter werden, wenn wir, mit Benutzung noch anderer Quellen, auch den specifisch süddeutschen Volkshumor — älteren und modernen Genres — in den Kreis unserer Betrachtung hineinbeziehen, da Christoph Lehmanns Buch durchgehends norddeutschen Charakter an sich trägt. Denn so mögen wir ja in das Denken und Fühlen unseres Volkes einen kleinen Einblick bekommen.

Das erste Gefühl, welches einen wohl bei dem Durchblättern der Lehmannschen Spruchsammlung überkommen kann, ist das einer kräftigen Depression: Man schämt sich, daß in jener finsteren Zeit, die man sich gern so schwärzlich wie möglich vorzustellen pflegt, wo Aberglaube und Unwissenheit mit Hexerei und Teufelsspuk Arm in Arm auf offenem Markte spazieren gingen, wo an jedem vorhandenen Pflock ein Folterwerkzeug hing und gräßliche „Schwedentrünke" so ziemlich die Stelle des Vespertrunkes eingenommen hatten — daß in dieser Zeit doch eine solche Fülle von Lebensweisheit Gemeingut des Volkes war, ein so gesunder Humor, oft schlagender Witz in ihm lebte, daß wir Kinder des aufgeklärten 19. Jahrhunderts noch immer unsere Freude daran haben, ja noch recht viel daraus lernen können.

Ihrem Inhalte nach ist ja freilich diese Weisheit nicht neu, es ist und bleibt Gassenweisheit, deren Wahrheit — wenn sie eine solche enthält — jedem sofort von selbst einleuchtet, die auch so ziemlich jedem verständigen Menschen schon bekannt war. Die Hauptsache ist die Form, sowie die treffliche Beobachtung, welche diese oft höchst prägnanten Sätzchen verraten.

Das eigentümlich Interessante, Packende bei diesen Sentenzen besteht zumeist darin, daß eine allgemein bekannte Wahrheit nicht in doktrinärer Weise theoretisch ausgesprochen, sondern an einem individuellen, möglichst drastisch gewählten Beispiel gleichsam vor die Augen gestellt wird. Statt unserm: „Hunger ist der beste Koch", heißt es bei Lehmann: „Der Hunger macht rohe Bohnen zu Mandeln." — Um den Gedanken, daß die Kinder in der Regel den Eltern nacharten, auszudrücken, den ja z. B. auch unser: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm" ausspricht, setzt L. einen speciellen Fall:

„Wenn du willst das Töchterlein ha'n,
So sieh zuvor die Mutter an;
Ist die Mutter von guten Sitten,
Magst wohl um die Tochter bitten.“ —

„Die kleinen Diebe henkt man, gegen die großen zieht man den Hut ab“, heißt es dort mit specialisierendem Schluß. — „Was sich liebt, das neckt sich“, sagen wir. Auch zu Lehmanns Zeiten wird es nicht anders gewesen sein, nur daß das Necken damals etwas handgreiflicher betrieben wurde, denn L. sagt: „Diejenigen Personen, die sich heimlich lieben, werfen einander mit Steinlein.“ Ein süddeutsches „Schnodahüpfl“ spricht denselben Gedanken — aber in seiner Weise aus:

„Die Lieb' is a Diendel,
Der Verstand is a Bua,
So g'scheidt er a is,
Sie foppt ihn doch gnua,“

nur daß das „Foppen“ des „Bua“ durch das „Diendel“ hier nicht der Hauptgedanke ist, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt wird. — Daß soviel gelogen wird auf der Welt, drückt L. so aus: „Die Wahrheit hat einen blauen Rücken.“ — Jeder kommt in seinem Elemente fort, das ist nicht anzuzweifeln, auch wenn es dafür specieller heißt: „Im Meer ertrinkt kein Fisch“ oder „Schmieds Kinder sind die Funken gewohnt.“ — Kleine Ursachen, große Wirkungen, diese Erfahrung können wir im Leben fast alle Tage machen. Lehmanns „Kleiner Mann macht auch großen Schatten“ bedeutet dasselbe und klingt etwas origineller. — Viel Glück macht die Menschen leicht unzufrieden, diese hausbackene Weisheit umschreibt der blumige Vers: „Daß man der Dornen acht't, das haben die Rosen gemacht.“ — „Der Maulesel macht viel Parlaren, daß seine Eltern Pferde waren“, bedeutet einen Hieb auf den Ahnenstolz heruntergekommener Leute. — Auch die Wahrheit, daß Gott den züchtigt, den er lieb hat, sucht L. möglichst konkret — wenigstens mit Zuhülfenahme eines Bildes — auszudrücken: „Wer zum Himmel ist gebor'n, den sticht alle Tag ein Dorn“, sagt er. — Niemand kann aus seiner Natur heraus, denn „Affen sind Affen und bleiben Affen, wenn sie schon Chorröcke anhaben.“ Der Hieb auf den geistlichen Stand ist bei diesem Wort nicht weiter befremdlich, denn gerade dieser muß im Volkswitz sehr häufig herhalten, ohne daß sich daraus schon auf eine Bosheit oder besonders irreligiöse Gesinnung schließen ließe. Das Volk, besonders das süddeutsche, katholische, weiß in dieser Hinsicht Person und Sache sehr gut zu unterscheiden. Für diesen speciellen humoristisch-satirischen Zug im Volksleben noch folgende Beispiele: „Wäre Holzhauen ein Orden, So wären nicht so viel Mönche worden.“ — „Nimmer so teuer, die Pfaffen haben Wein und die Krähen Nüsse.“ Ferner im süddeutschen Spottvers:

„Zu Kirchheim im Bad
Thut unser Herrgott a Gnad',
Und der schwarze Kaplan
Stellt a dort sein'n Mann.“

Oder:

„Unsa Pfarr'r und unsa Hund
Verdienen's Brot mit ihr'm Mund,
Und d' Dien verdient die Bussel'n
Mit ihr'm herzlieben Russel.“ —

Doch kehren wir wieder zu unserm früheren Gedankengang zurück und geben noch einige weitere Beispiele für die originell-konkrete Darstellung allgemein bekannter Wahrheiten. — Was Einer alle Tage umsonst hat, das hat für ihn keinen Wert: „Der Barbier läßt sich mit abgeschnittenen Haaren nicht bezahlen.“ — Die Freude am Gesange ist bekanntlich einer der urtümlichsten Instinkte eines jeden und nicht zum letzten des deutschen Volkes. „Ein guter Gesang wischt den Staub vom Herzen“, sagt darum auch L. mit einem originellen Bilde. — „Es ist eine böse Wahl unter Mohren und Köhlern“,

ist ein Wort, das sich z. B. oft auf Reichstags-Stichwahlen anwenden läßt — vom konservativen Standpunkt aus dann, wenn der Kampf ums Mandat zwischen Freisinnigen und Socialdemokraten ausgefochten wird. — Die mütterliche Eitelkeit auf ihre Kinder persiffliert das Volk folgendermaßen: „Es ist keine Eule, sie schwüre einen Eid, sie hätte die schönsten Jungen"; oder kürzer und unverblümter: „Es meint jede Frau, Ihr Kind sei ein Pfau." — „Es ist ungewiß, ob die Reichsthaler im Himmel zwanzig Batzen gelten", ist wohl als eine Mahnung für Geizige aufzufassen, daß ihnen ihr Reichtum nach dem Tode nichts mehr nützen kann. — Eine andere Mahnung wendet sich gegen vorzeitiges Frohlocken bei einer Unternehmung: „Ruse nicht eher juchhe, ehe du über den Graben bist." Sie bedeutet ungefähr dasselbe, wie unser allgemeineres: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben." — Eine ganze, specielle Situation malt sich der Volkssinn aus, um den Gedanken zu illustrieren, daß übertriebene Sparsamkeit oft recht kostspielig werden kann. „Was hilft's auf Stelzen gehen, daß man die Strümpf' schone, und fällt darnach gar in den Koth?" — Aehnlich wird ein unpraktischer Sinn in folgendem drastischen Bild gegeißelt: „Wenn's am Rheinstrom brennt, soll man nicht Wasser aus der Donau holen." — Auf Deutschlands geographische Lage in Europa läßt sich — wenigstens im Hinblick auf vergangene Zeiten — das Wort anwenden: „Wer mitten im Hause wohnt, der wird von den oberen begossen und von den unteren beräuchert." Im übrigen verrät dieser Satz deutlich seine mittelalterliche Herkunft, denn das Begießen wenigstens, das ehemals allgemeine gute Sitte und Bürgerrecht war, hat doch jetzt längst aufgehört; vor dem Beräuchern ist man darum auch jetzt noch nicht sicher.

Oft sind freilich diese Bilder, diese Vergleiche auch recht lehrhaft-langweilig, zumal wenn die Erklärung in breiter Ausführlichkeit gleich dabei gesetzt ist. Dafür nur zwei Beispiele: „Die Natur hat den Menschen an die irdischen Dinge dermaßen hart verknüpft, wie der Wirt im Evangelio seinen Esel angeseilet; davon kann ihn Niemand abbinden als der Herr durch sein Wort." Oder: „Ein Ruder, das an sich selbst gerade ist, wenn es ins Wasser gestoßen, scheinet's krumm zu sein; also ist oft ein Regent oder Mensch richtig und gut, aber in den trüben Köpfen scheinet er krumm." Die Gedanken sind beide nicht übel, aber die weitschweifige Art ihres Ausdrucks zerstört die Wirkung.

Es versteht sich für jeden, der die Ausdrucksweise des Volkes kennt, von selbst, daß unter diesen Sprüchen sehr viele — und nicht immer die schlechtesten — sind, die sich aus ästhetischen Rücksichten in einem Familienblatt nicht wiedergeben lassen. Dem Reinen ist alles rein, und im Munde eines naturwüchsigen Volkes erscheint oft kräftig und kernhaft, was dem gebildeten Stande als Schmutz und Gemeinheit ausgelegt werden müßte. Einige Beispiele für diese derbe Art der Volksweisheit können wir gleichwohl mitteilen, indem wir ein paar verhältnismäßig unanstößige und doch treffende auswählen: „Eine reiche Schwieger, gesottene Krebs, ein feistes Schwein die drei allerschönsten Toten auf Erden sein", heißt es drastisch, wobei der so „modern" gewordene Hieb auf die Schwiegermutter noch besonders auffällt. — Eine häßliche Maid muß sich manchen bösen Spottvers gefallen lassen:

„Und i woaß a schön's Diendel,
Dees hat an'n schön' Gang,
Mit anen Fuß moacht's Kuhgras,
Mit anen heugt se's z'samm."

Oder:

„Die steirischen Diandeln
Wär'n gern alle schön;
Steig' af ihr'n Kropf aufi,
Sigst die Sunn' untergehn."

Ein anderes Wort scheint für Pensionsvorsteherinnen erfunden zu sein, wiewohl diese während des dreißigjährigen Krieges selten gewesen sein dürften. Es lautet: „Es ist viel leichter, eines Korbes Flöhe zu hüten, als eines Dutzends junger Mädchen."

Dagegen läßt sich nicht viel einwenden. — Daß „Kleider Leute machen", wußte auch Christoph Lehmann schon, er wußte sogar noch mehr, denn er setzt derb hinzu: „Lumpen (machen) Läuse." — „Der Teufel greift gemeiniglich die Leute am Bauch an, da sie am weichsten sind", lautet eine andere kräftige Wahrheit. — Wir sind alle arme Sünder, oder, wie L. sagt: „Ein jeder hat etwas, wonach er . . . . ." — Weiter wollen wir uns nicht versteigen und selbst ein höchst verlockendes Beispiel, das sich gewissermaßen gegen die vielberufene „Tournüre" verwerten ließe, bei Seite lassen: wir sind eben keine Naturkinder mehr, denen eine solche Sprache wohl ansteht und ganz natürlich ist.

Eine besondere, oft recht ergötzliche Species bildet der reine **Volkswitz**, der durch keines tieferen Gedankens Blässe irgendwie angekränkelt ist. „Das muß ein armer Mann sein, der nicht ein Fähnlein Läuse ernähren kann." Im süddeutschen Volksgesang sind solche inhaltsarmen, nur auf die Komik berechneten Reime besonders häufig:

„Mizele, Moizele,
Was wer'n mer denn kochen?
Salz is koans, Schmalz is koans,
Der Haf'n is z'rbrochen." —

Oder ein anderes Beispiel:

„Sein mer drei Bauernsöhn',
Aner macht Hobelspän',
Aner macht Stiefelwichs
Und i kann nix."

Auch sonst fehlt es hierfür nicht an Beispielen. Oft beruht die Komik nur in einer ganz trockenen Hinstellung einer am Tage liegenden, selbstverständlichen Thatsache. „Hielte ein jeder sein Maul, so wäre es ganz still", ist hierfür ein Beispiel; „Worte sind gut, aber Hühner legen Eier" lautet ein anderes. Zwei weitere behandeln Essen und Trinken, indem das eine feststellt: „Butter und Käse sind auf einen Tag geboren", das andere aber den lehrreichen Hinweis macht: „Fische haben gutes Leben, die trinken, wann sie wollen!"

Oft schießt freilich der Volkswitz über sein Ziel hinaus. Besonders leicht passiert ihm das, wenn er einen pessimistischen, verbitterten Zug an sich trägt. „Stiehl viel und gieb wenig, so kommst Du davon", kann nur einer sagen, der schlimme Erfahrungen im Leben gemacht hat. — Und wenn es auch sicher richtig ist, was der Tiroler singt:

„Den Leuten ihr' Reden,
Die muß ma versteh'n,
Sagt aner: ‚Grüeß Gott!'
Und moant: ‚Du kannst geh'n!'"

so ist daraus doch nicht die allgemeine Regel zu machen, die Lehmann aufstellt: „Heuchelmann ist am besten dran." — Eher kann man dem Norden wie dem Süden zustimmen, wenn sie die Seltenheit wahrer Freundschaft hervorheben, obgleich beide auch hier reichlich schwarz sehen dürften. Sie thun das wieder jeder in *seiner* Weise. Dort heißt es:

„Freund' der Welt in großer Not
Gehn vierundzwanzig auf ein Loth,
Und, die die besten wollen sein,
Der gehn fünfzig auf ein Quintlein."

Der Süddeutsche aber meint:

„Der treueste Freund,
Den ans hat af der Welt,
Das is gar oft der,
Der im Hof drunten bellt." —

Höchst pessimistisch zeigt sich der Volkswitz — denn Weisheit wird man das kaum nennen wollen — auch in der Schätzung des Weibes und, was damit zusammen-

hängt, des ehelichen Standes, obgleich sich hier die Erscheinung geltend macht, daß verschiedene Stimmen sich einander direkt widersprechen. Von irgend einer Galanterie gegen das schöne Geschlecht kann beim Volke natürlich nirgends die Rede sein: man sagt gerade heraus, was man denkt, und das klingt oft recht derb und boshaft:

„Im Unterland drunten
Ist auch a schön's Weib,
Hat d' Nas' auf dem Buckel
Und's Maul an der Seit'."

Richtet sich ein solcher Spottvers nur gegen eine ihres Geschlechts, so sprechen andere eine allgemeinere Sprache. „Jungfrauen Gemüt ist wie ein Taubenhaus, ein Narr fleucht ein, der andere aus", lautet ein etwas hartes Urteil. — Auf das Heiraten ist der Volksmund nun erst gar schlecht zu sprechen. Hier eine kleine Auswahl von Beispielen:

„Es soll keiner ein Weib nehmen, er könne denn zwei ernähren."

„Lediger Stand hat Ruh' im Land."

„Nimmt einer ein Weib, der zieht Unglückshosen an."

„Der ist selig, dem das Weib wohlgerät; aber der kein Weib nimmt, ist seliger."

„Es ist besser, Weiber zu begraben, denn zur Kirche führen."

„Der zu schaffen haben will, der kauf' eine Uhr, oder nehme ein Weib, oder schlage einen Pfaffen."

Daß sich dabei auch das Gegenteil dieser weiberfeindlichen Gesinnung findet und vielleicht ebenso oft — besonders im Volksliede — ausgedrückt ist, wurde schon angedeutet. Diese Erscheinung erklärt sich von selbst aus den oft entgegengesetzten Erfahrungen, die in der Ehe gemacht worden sind: ein Sokrates wird anders denken über das Heiraten, als ein Philemon, denn der eine hatte eine Xanthippe, der andere eine Baucis zur Frau. So finden wir auch den heiratsfreundlichen Standpunkt in Sprüchen gewahrt: „Eine Haushaltung ohne Weib ist eine Laterne ohne Licht", heißt es geradezu; oder: „Ein frommes, adeliges Weib ist eine Speiskammer der Tugenden." — Von den oft recht hübschen und anmutigen Volkspoesien, die speciell die „Liab" zwischen „Bua" und „Diandl" verherrlichen, soll hier im wesentlichen abgesehen werden. In der Regel pflegt ihnen ja kein irgendwie pessimistischer Zug anzuhaften, vielmehr sind sie nicht selten sehr leichtfertig, zuweilen jedoch auch wirklich gemütvoll:

„Du flachshaartes Diendl
I han di so gern,
I kunnt' weg'n deiner
A Spinnradl wer'n."

Oder:

„Mei Schatz is koa Zucker,
Wie bin i so froh,
Sonst hätt' ich ihn gessen,
Jetzt hab' ich ihn noh."

Aber auch hier zeigt sich zuweilen eine Minderachtung für die Ehe; dieselbe ist dem Volkssinn offenbar zu prosaisch, um einen anziehenden Stoff für sein poetisches Fühlen zu bilden; kommt sie vor, so wird sie selten in rosigem Licht dargestellt:

„Auf hoaße Liabe folgt oft a kalte Eh',
Und nach a lust'gem Tanz schmerzt ei'm die Zeh'." —

Sehr häufig findet man speciell unter den Sprüchen des alten Lehmann solche, die ihren Geburtsschein sozusagen an der Stirn tragen, und die zwar zu ihrer Zeit treffend und richtig gewesen sein mögen, jetzt aber, bei den gänzlich veränderten Zeitverhältnissen, nichts mehr zu bedeuten haben. Das ist besonders dann der Fall, wenn in den Citaten auf politische oder kirchliche Zustände angespielt wird. „Das Reichsgesetz hat kein Maul, sonst würd' es erzählen, wie es gemartert und gefoltert und wie

eine Schlumpe behandelt wird." Das Wort, das auf die Zustände im alten Reich sehr wohl anwendbar war, würde heute so leicht niemand mehr aussprechen. — Den Ausspruch: „Soldaten Hoffart währt nicht lange", würde Lehmann, wenn er jetzt lebte, auch schwerlich noch gethan haben. — „Bunds- und Hundsketten reißen mit Bellen und mit Beißen" riecht nach dem dreißigjährigen Krieg mit seinen stets wechselnden Parteigruppierungen und Bündnissen. Denselben Pulvergeruch trägt das Wort: „Bleibarsch richtet viel aus" an sich, sowie auch jenes andere auf Kriegszustände hinweist: „Seither das Beuten aufkam, findet man keine Diebe mehr." Ihren mittelalterlichen Ursprung verraten auch die Auslassungen über Römer- und Pilgerfahrten, und es ist interessant, aus denselben die allgemeine Unbeliebtheit jener Fahrten in Norddeutschland aufs neue bestätigt zu sehen. „Es gehen viele Kaiserfahrten aus Deutschland gen Rom", heißt es, „aber wenig wieder heraus." — „Drei Ding' bringen ein' jeden gen Rom: Gewinn, Wunder und Freiheit." Dagegen „drei Ding' bringt man gewöhnlich von Rom: böse Gewissen, böse Magen und leere Säckel." Mit dieser zweifelhaften Wertschätzung Roms stimmt übrigens auch der süddeutsche Volksmund nicht selten überein. Dafür mag nur ein Beispiel angeführt werden, das sich in katholischen Landen, nämlich unter einem sogenannten Wegbilde bei Mitterndorf an der „Salzstraße" befindet — wenigstens bis vor kurzem noch befunden haben soll: „Gott ist überall, nur in Rom nicht, da hat er seinen Statthalter." — Ein böser Spruch, den nur eine böse Zeit zeitigen konnte, ist endlich auch der: „Ein Nachbar ist dem andern einen Brand schuldig." Da sind wir Modernen doch „bessere Menschen" geworden, denn solche mordbrennerischen Gedanken sind uns doch in der Mehrzahl unbekannt. —

Daß die Weisheit des Volkes sich mitunter selbst widerspricht, wenigstens durchaus nicht allemal einig ist, sahen wir oben schon, als wir ihre Meinung in der Frage des Heiratens zu Rate zogen. Dafür noch zwei weitere Beispiele auf andern Gebieten. Das Sprichwort „Gleich und Gleich gesellt sich gern" ist uns so geläufig geworden, daß es manchen geben dürfte — der es gar nicht mehr hören mag. Einem solchen Mann kann geholfen werden, und da bekanntlich die Extreme sich berühren, so mag er in Zukunft getrost — nach Lehmann — citieren: „Gleich zu gleich giebt gute Feindschaft." Sinn und Wahrheit liegt ja in beiden Worten. — „Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen", sagen wir, wenn wir uns einem eigensinnigen Kopfe gegenüberbefinden, der auf unsern guten Rat nicht hören will. Lehmann stellt sich die Situation etwas anders vor und kehrt dementsprechend die Sache um: „wo keine Hülfe ist, da ist auch kein Rat", ohne dadurch den Sinn wesentlich zu ändern. —

Haben wir bisher die Weisheit und den Humor des Volkes inhaltlich näher betrachtet, so wollen wir nun zum Schluß noch einen kurzen Blick auf die Form desselben werfen. Dieselbe ist ja so ziemlich aus den oben mitgeteilten Proben kenntlich. Kürze und möglichst schlagender Ausdruck sind Hauptbedingungen — schon der leichteren Behältlichkeit wegen. Was langweilig und doktrinär ist — und der Lehmannsche „Blumengarten" enthält dergleichen Sentenzen eine ganze Menge — das ist nicht mehr echt volkstümlich, zum mindesten nicht im Volke entstanden, und wird auch schwerlich je dort heimisch geworden sein. Auch von dieser Art sind unter den oben angeführten mehrere Beispiele.

Sehr beliebt ist in den Volkssprüchen — ebenfalls wohl zum Teil der Behältlichkeit wegen — der Endreim. Derselbe ist aber keineswegs immer sehr sauber; vielmehr faßt das poetische Gefühl des Volkes oft nur den Vokal der letzten Klangsilbe, um darauf zu reimen, ohne Berücksichtigung der Konsonanten, und man kann behaupten, daß gerade solche Sprüche wirlich im Volke entstanden sind; z. B.: „Trauern gar nichts dem Menschen nutzt, Als daß es ihm das Leben kurzt." Oder: „Die sich der Ehr' wehren, Die wollen sich der Ehr' nähern" — nebenbei auch inhaltlich ein von feiner Beobachtung zeugendes Diktum. — Nicht selten wird der Reim gar her-

gestellt durch lautliche Umgestaltung des Reimwortes: „Durch Meinen und Bedunken Ist manch' gute Sache ertrunken."

Ebensowenig hält sich das Volk an ein striktes Versmaß. Im Gegenteil, wo ein solches sich findet, da kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß dasselbe erst später hineingebracht, die Sentenz also nicht mehr ursprünglich ist. Die eigentliche Volkspoesie weiß nichts von regelrechten Versfüßen, und auch für die gleichmäßige Länge zweier Reimzeilen hat sie so wenig Verständnis, daß sie sogar nicht selten die erste Zeile nur aus einem einzigen Wort bestehen läßt, um darauf mit einem längeren Satze zu reimen. Z. B.: „Not — Kennt kein Gebot"; „Wirb! — Das Glück ist mürb", u. a.

Ein Blick auf die Form belehrt uns auch, wie wenig es zutreffen würde, wollte man speciell Lehmanns Blumengarten, als Ganzes genommen, für einen Volksblumengarten halten, denn unter seinen Gewächsen sind diejenigen durchaus nicht selten, die ihren ausländischen Ursprung schon äußerlich, auf den ersten Blick, an der Stirn tragen. Es sei zum Beweise hierfür nur auf solche, mehrfach vorkommenden Sprüche verwiesen, in denen sich lateinische Worte vorfinden, die also nicht im Volke entstanden, noch demselben je geläufig geworden sein können. Zum Teil sind auch hierunter ganz hübsche Beispiele:

„Graf Ego hört, sieht und thut alles am besten."
„Wer Herren Omnes dient, dem dankt Herr Nemo."
„Vier Pronomina machen Unfried' in der Welt: Ego, tu, meum, tuum."

„Wer einen lobt in praesentia
Und schilt ihn in absentia,
Den hol' die pestilentia." —

Durchaus volkstümlich ist dagegen eine besondere Art der humoristischen Ausdrucksweise, die nämlich, aus verschiedenen Bestandteilen sinnreiche Eigennamen zu bilden, um von diesen etwas auszusagen, und so eine allgemeine Wahrheit in origineller Weise vorzubringen. Es beruht diese — zuweilen recht drollige — Form also im letzten Grunde wieder auf jenem im Anfang besprochenen Zug des Volkes zum Konkreten, Individuellen, der sich hier in einer besonderen Gestalt zum Ausdruck verhilft. Hierher gehört z. B. der in ganz Norddeutschland wohlbekannte Hund „Murrjahn", den man starrköpfigen Leuten als Beispiel vorhält: denn „Murrjahn" war wohl ein sehr bösartiger Hund, aber — „er mußte sich doch geben." Auch Lehmann bietet für diese Form der Volkssentenzen manches Beispiel. Da hat „Eilesehr" den Hals gebrochen; ebenderselbe Herr „Eilesehr" nimmt den Teig roh mit aus Egypten. Auch „Giebmir" hat das Genick gebrochen, das soll heißen: geschenkt wird nichts mehr! Herr „Langsam" geht weit; und „Hans Unfleiß" schleicht in alle Häuser; „Sankt Haltzurat" hat „Sankt Wohlgetan" zum Gefährten, und was dergleichen Herren noch mehr sind. —

Ein alle Einzelheiten umfassendes Bild der deutschen Spruchweisheit zu geben, war nicht die Absicht dieser kurzen Darstellung. Nur ein paar flüchtige Streiflichter auf das reiche Gebiet konnten und sollten geworfen werden.

„'s Liedel is aus,
's wird nimma länger,
Der's länger will hab'n
Muß's z'an Nagelschmied trag'n."



Ein Briefwechsel.

Hohensalchow, den 19. September 1890.

Mein lieber Freund!

Also Du willst wieder einen Brief! — Aber worüber?

Gut, daß gestern Abend der würdige Schulmeister von Hohensalchow zu mir kam und mir einen Vortrag hielt über die Gegensätze in unserer Zeit.

Ich war anfangs etwas mißtrauisch gegen die Belehrung, die ich entgegennehmen sollte. Es war mir fast zu Mute, wie wenn ich irgendwo einen Zeitungsartikel oder die Einleitung zu einem Buche mit den Worten begonnen finde: „Wir leben in einer ernsten Zeit." Ich klappe in solchem Falle schleunigst das Buch oder die Zeitung zu, weil ich mir denke, daß ein Verfasser nicht viel Gutes bringen kann, der solchen Gemeinplatz zu Tage fördert. Und nun liegen mir die Sentenzen des alten Herrn so sehr im Kopfe, daß ich beinahe meinen heutigen Brief mit einer ähnlichen Betrachtung begonnen, etwa mit dem Satze: „Wir leben in einer widerspruchsvollen Zeit."

Gleichviel, ob es ein Gemeinplatz ist, oder nicht, ob auch alle Zeiten für ernste Menschen ernst sein und für unbefangene Beobachter Widersprüche in sich bergen mögen, — es hatte wirklich für mich ein gewisses Interesse, mir einmal allerlei merkwürdige Widersprüche entwickeln und vorführen zu lassen.

Ich will Dich nicht mit allen diesen Merkwürdigkeiten behelligen, noch weniger sie Dir in der Form vortragen, in der sie mir vorgetragen wurden. Aber einem dieser Gedankengänge entgehst Du nicht, ich meine dem Widerspruch, daß es jetzt so viele Demokraten giebt, die aristokratische Gesinnungen und Formen verraten und so viele Aristokraten, denen es in der Welt nicht demokratisch genug hergehen kann. In Deutschland wenigstens breitet sich höfische Sitte und militärische Umgangsform über alle Schichten der Bevölkerung aus. Nicht nur der Offizier macht seinen Kameraden durch Namensnennung bekannt, sondern auch der Hausknecht stellt am Sonntag seinen Freund, den Kutscher, in aller Form der „Dame" vor, die ihn in den „Salon" begleitet. Jeder Diener ist „Herr" geworden und die Tochter des jüdischen Schnittwarenhändlers läßt sich wenigstens vom Kommis ihres Vaters „gnädiges Fräulein" titulieren. Das Sichselbstvorstellen, in der Armee, die gewissermaßen eine geschlossene Gesellschaft bildet, aufgekommen, und hier vielleicht, aber auch nur hier berechtigt, hat sich auf alle Volkskreise übertragen, und man ist nirgends, im Eisenbahnwagen, am Wirtstisch, oder sonstwo, noch sicher, daß nicht plötzlich ein ganz Unbekannter herbeigestürzt kommt mit der üblichen Wendung: „Mein Name ist Meyer!" Und neulich bat mich sogar ein junger Bauer in gewandtester Form um Entschuldigung, als er mich versehentlich auf

den Fuß getreten hatte, ein Mann, dessen Vater im gleichen Falle mir wahrscheinlich noch gesagt haben würde: „Nehmen Sie doch Ihren Fuß da weg, wo ich gehe!"

Das ist der höfische Zug der Zeit, der Zug zum „Vornehmen." Weiß doch auch der Restaurateur, der Kaufmann seinem Geschäft nichts besseres nachzusagen, als daß es „vornehm" ausgestattet sei, und der Recensent eines Buches, der Kritiker einer Theatervorstellung wissen für Form und Inhalt kein höheres Lob, als daß sie „vornehmen" Eindruck machen. Die jüdischen Blätter haben das Wort geradezu in Pacht genommen.

Das Gegenbild ist der Zug zum Demokratischen. Kein Stand ist heute so populär, wie der Arbeiterstand. Kein Politiker, der sich nicht irgend ein Mittel ausgedacht hätte, die socialen Schäden zu heilen und die großen Massen an den Fortschritten der Kultur und Civilisation teilnehmen zu lassen. Fürst Bismarck sprach als Reichskanzler von den „Enterbten." Den Gipfel dieser Tendenzen finden wir in Rußland. Dort giebt es schon Socialisten aus gräflichem und fürstlichem Geschlecht, die nicht etwa nach dem Vorbild Lassalles „Blut reden und Champagner trinken", sondern die aus den feineren Restaurants der Standesgenossen ausgewandert sind, um ganz mit dem „Volk" zu leben und ihren Verkehr im Keller der Droschkenkutscher gesucht und gefunden haben. Sie reden auch wohl Blut, aber sie trinken Fusel, was ja ohne Zweifel besser zusammenpaßt als Blut und Champagner.

Der Gegensatz ist also da. Und die Frage ist die: Welche dieser Richtungen wird die Oberhand behalten? Werden unsere Aristokraten „Volk", oder wird das Volk aristokratisch werden? Werden wir in Zukunft alle Fusel oder alle Champagner trinken? Gehen wir einer Zeit entgegen, in welcher sich die Mitglieder aller Stände auf dem Fuße voller Gleichheit in feiner, achtungsvoller, gebildeter und höflicher Form begegnen und derart miteinander verkehren werden, oder haben wir Gegenteils einen Vernichtungskampf der Stände zu erwarten, der vor allen Dingen das Land mit soviel Ruinen bedeckt, daß zunächst wieder von vorn angefangen werden muß mit Kultur und Civilisation?

Oder wird — auch diese Entwickelung ist möglich — der gegenwärtige Zustand „versumpfen", so etwa wie es in der französischen Republik der Fall ist. Alle Welt ist in Paris ja im Grunde überzeugt, daß es wie bisher nicht weiter gehen kann, aber den besitzenden Klassen fehlt die sittliche Kraft zu helfen und dem Gemeinwohl Opfer zu bringen, und den Arbeitern fehlt ebenso die Kraft, eine rechtschaffene Revolution zu machen. Ohnehin hoffen sie von Umwälzungen nichts mehr. Keine einzige der früheren Revolten hat ihnen Nutzen gebracht, und so sind sie in einen Zustand von Verzagtheit verfallen, insoweit sie nicht die politische Partei als Aushängeschild für eigennützige Bestrebungen ansehen, wie etwa die socialistischen Pariser Gemeinderäte, die sich hin und wieder gegenseitig ein paar tausend Franken aus der Stadtkasse bewilligen.

Aber ich bin ins Philosophieren gekommen und wollte doch eigentlich nur wiedergeben, was der Lehrer mir mitgeteilt, der seinen „Reichsboten" mit Nutzen liest. Er meinte, es sei auch bei uns schon alles verdorben bis ins Mark.

Ich hielt ihm vor, daß doch gerade die ersten Gesellschaftskreise die Träger einschneidender Socialreform seien.

„Und aus ihrer Mitte" — erwiderte er — „erleben wir dann in einer Woche vier große Skandalgeschichten, deren Ausgang hier der Selbstmord, dort das Gefängnis gewesen ist."

„Dergleichen kommt immer vor" — sagte ich. „Es kommt nicht darauf an, was geschieht, sondern auf die Aufnahme, die skandalöse Vorgänge finden. Ueber den „Fall Lindau" sind Sie doch auch orientiert?"

„Gewiß!"

„Nun!" — sagte ich — „Ist es nicht ein wesentlicher Unterschied, die freundliche Aufnahme, welche Lindaus Wandel und Verfahren in „National-Ztg.", „Berliner

Tageblatt" und anderen liberalen Blättern gefunden und die ernste Buß- und Strafpredigt, die „Kreuzzeitung", „Reichsbote" und andere konservative Blätter ihren Gesinnungsgenossen halten? Als Lindau sündigte, nahm ganz Israel eine ungeheure Mohrenwäsche mit ihm vor, und der Berufsgenosse Brahms erklärte feierlich: Der Mann hat nichts gethan, was wir nicht schon alle verbrochen hätten. Die konservativen Blätter aber sagen sich von unwürdigen Menschen, auch wenn sie im eigenen Lager vorkommen, entschieden los. Ist solches Vorgehen nicht erfreulich?"

„Das ist es wohl. Aber es wird nichts helfen."

Also der Pessimismus auch schon in der Dorfschule! Und ich war mit dem Lehrer so weit, wie früher mit dem General. Ist es wirklich so — das ist die Frage — daß, so wenig ganze Völker von einem Leben voll Luxus und verfeinerter Kultur zur Einfachheit väterlicher Sitten zurückkehren können, so wenig auch eine sittliche Umkehr weiter Kreise aus freier Entschließung zu erwarten ist? Liegt es wirklich so, daß moralische Umkehr sich nur unter dem Druck der allerschwersten Heimsuchungen und Prüfungen vollziehen kann?

Aber ich bin schon wieder so ins Philosophieren gekommen, daß ich mich selbst nicht kenne. Das kommt vom Briefschreiben. Indessen will ich Dir nicht zumuten, etwa nach der Vormittagspredigt über die Gegensätze in unserm Volksleben auch noch eine Nachmittagspredigt über die Unmoral der höheren Stände mit anzuhören. Für heute will ich mein Kolleg schließen. Ich fasse ja meine Aufgabe bei unserm Briefwechsel prinzipaliter auch nur so auf, daß ich der Fragende bin und Du das weltweise Redaktionsorakel. Auf Deine Antwort bin ich diesmal gespannt. Gieb sie aber nicht nach Orakelart in doppelsinniger Form, sondern deutlich und unmißverständlich, wie die Briefe des Herrn Funke an den Geheimrat Hintzpeter in Bielefeld.

Mit Gruß

Der Deinige.

Schwerin, den 25. September 1890.

Lieber Freund!

Wenn Hohensalchow für alles ein so fruchtbarer Boden ist, wie für Philosophie und Spekulationswissenschaft, dann kann man Dir nur gratulieren: Du hast dann sicher auch riesenhaften Roggen und Weizen, dickährige Gerste und strotzenden Hafer gebaut — von dem Leibesumfang Deiner rundlichen Zuckerrüben gar nicht zu reden.

In der That, Du bist ein Landmann geworden, wie er im Buch steht, d. h. sonst nur im Buch steht. So wenig wie auf Deinem Acker vermag in Deinem Herzen das Unkraut — der Alltäglichkeit — Wurzel zu fassen, denn hier wie dort sorgst Du für schleunige Ausrottung; und trotz Bohnen, Erbsen und andern Hülsenfrüchten, ja selbst den wässerig-dummen Kürbissen und ganz prosaischen Kohlköpfen zum Trotz, hast Du Dir doch für höhere, mehr theoretische Gebiete ein Interesse bewahrt, um das Dich selbst ein deutscher Professor beneiden könnte.

Doch der Vergleich ist am Ende noch gar nicht sehr schmeichelhaft, denn allerdings ist — neueren Untersuchungen zufolge — der deutsche Professor nur dazu da und wird deswegen staatlich besoldet, um unpraktische und unfruchtbare Untersuchungen anzustellen, Systeme zu finden, die nirgends vorhanden sind, und Schablonen aufzustellen, die niemand brauchen kann. Du aber pflegst darin den Laien noch immer nicht zu verleugnen, daß Deine Gedanken stets verständig sind und sich mit Dingen beschäftigen, die wirklich vorhanden, nicht bloß erdacht und angenommen sind.

Ob Du nicht aber diesmal auch etwas über die philosophischen Stränge geschlagen hast? Ob Du nicht in dem löblichen Bestreben, eine klare Position zu schaffen, willkürlich ein „aut-aut" konstruiert hast in einer Frage, bei der ein „tertium" nicht nur „datur", sondern in der dieses tertium thatsächlich das wahre und richtige ist?

Von der „Zeit“ willst Du nichts ausgesagt wissen. Ich würde sonst mit Hamlet sagen: „Die Zeit ist aus den Fugen“ — und hätte dann gleich den Trost, daß sie auch wohl wieder in die Fugen hineinkommen wird, wenn sie sich schon in den Tagen des Prinzen von Dänemark dergleichen kleine Extravaganzen erlaubte. Ich würde es dann auch verständlich finden, wenn Du einmal, wie ich denke, auf eine philosophische Sandbank geraten bist — in einer „Zeit“, wo selbst der neueste deutsche Dampfer „Reichstag“ auf ebenso neudeutschem Strande mit so echt altdeutscher „Gründlichkeit“ verfahren — sich denn auch gründlich verfahren hat.

Doch um die armen Worte nicht totzuhetzen, oder gar zu der Vermutung Anlaß zu geben, als könnten sie sich möglicherweise nur eingestellt haben, „weil Begriffe fehlen“, so gestatte mir, daß ich die Klippe festzustellen und Dich dann womöglich flott zu machen versuche. Wenn alles so gut, wie letzthin mit dem „Reichstag“ in Dar es Salaam abläuft, dann wollen wir nachher recht vergnügt sein.

Du erwähnst zunächst den Zug eines Teils der Aristokratie zu demokratischen Umgangsformen — und oft dementsprechender, recht niedriger Gesinnung, mit Bezug auf einige Berliner Vorkommnisse der allerneuesten Zeit, und, wenn Du auf russische Verhältnisse hindeutest, hast Du wohl offenbar auch an den Grafen Leo Tolstoi gedacht, der es für seine Pflicht hält, sich auch äußerlich mit seinen Bauern auf gleiche Stufe und Lebensbedingung zu stellen. Anderseits macht sich ein Streben nach der „Kultur, die alle Welt beleckt“, auch im untersten Stande immer mehr erfolgreich geltend. Welches von beiden — fragst Du nun — wird die Oberhand behalten: das aristokratische oder demokratische Element im Volksleben? Im ersteren Falle ein Triumph der feinen Sitte und des Anstands, daß das Adelfels'sche „Lexikon der feinen Sitte“ dann ein ganz überflüssiges Buch geworden sein wird, im zweiten ein Zurücksinken in den Naturzustand, in die göttliche Grobheit des Sauhirten Eumaios und anderer homerischer Heldengestalten? Als auch noch mögliches drittes lässest Du nur die „Versumpfung“ übrig!

Ja, muß man denn die Dinge so auf die Spitze stellen?

Wenn zwei sich entgegengehen, dann treffen sie sich auf halbem Wege und bleiben sodann — in der nächsten Gastwirtschaft meinetwegen — beisammen. Sollten nicht Aristokraten und Demokraten — in Bezug auf äußere Umgangsformen — ebenfalls einen Vereinigungspunkt erreichen, bei dem die Mehrzahl der beiderseitigen Vertreter stehen bliebe und es extravaganten Naturen, an denen es beiden Teilen nicht fehlen würde, überließe — sich lächerlich zu machen?

Ich meine, daß dies zum Teil schon heute der thatsächliche Zustand ist, und wie die Welt nun einmal ist, wird man sich darüber kaum beklagen wollen. Auch Du bist doch hoffentlich nicht unzufrieden, daß der Bauernknecht sich entschuldigt, wenn er Dich auf den Fuß getreten. Sein Vater hätte das dem Deinigen gegenüber freilich nicht gethan; der aber wurde auch noch nicht mit „Sie“ angeredet und spielte — dem Adel und vornehmen Bürger gegenüber — kaum erst den „Mensch sozusagen“, den er in Schillers Wallenstein dem Soldatenvolk gegenüber macht. — Die Standesunterschiede, soweit sie auf bloßer Geburt basieren, werden sich freilich wohl je länger je mehr verwischen; darum wird aber das wahrhaft Adlige, die wirkliche „Vornehmheit“ so wenig verschwinden, wie ihr Gegenteil. Auch wird beides sich nicht anlernen lassen, wie die äußeren Umgangsformen, sondern es kann immer nur der Ausdruck vorhandener Gesinnung sein.

Eben, wo ich den möglichen Ausgangspunkt Deiner Philosophie überdenke, fällt mir noch ein, daß derselbe wohl höchstwahrscheinlich „Rembrandtscher“ Natur sein dürfte. Du hast das „von einem Deutschen“, der sich inzwischen als einen Sachsen entpuppt hat, verfaßte Buch „Rembrandt als Erzieher“, auf das ich Dich früher schon einmal aufmerksam machte, jedenfalls erstanden und so zu den 17 Auflagen, die dasselbe während des halben Jahres seines Bestehens angeblich erlebt haben soll, das Deinige beigetragen. Der Kauf wird Dich — nach anfänglicher Enttäuschung — auch nicht

gereut haben, denn das Buch ist eine wirklich bedeutende Leistung, mit geistvollen, packenden Ideen gespickt, von denen sich die bloßen Geistreicheleien, die paradoxen Gedankenblitze, die auch durchaus nicht selten sind, sehr leicht absondern lassen. Vor allem der immer wiederkehrende Grundgedanke, der sich im Titel ausspricht, ist durchaus deutsch und beherzigenswert: die Forderung der Individualität, und sie ists wohl auch, die Dir bei Deiner Philosophie zu Grunde lag. Denn in der That geht die Individualität des Einzelnen wie der ganzen Stände bei der wachsenden Ausbreitung einer allgemeinen Normalumgangsform mehr und mehr verloren. Das mag zu beklagen sein — vom Standpunkte des künstlerisch veranlagten Menschen ist es das jedenfalls — aber es hat auch seine guten Seiten, die z. B. einem Redakteur sehr fühlbar werden.

Für unsereinen sind die scharf ausgeprägten Individualitäten eine wahre Landplage — im brieflichen Berufsverkehr, meine ich; im persönlichen Verkehr lasse ich sie mir gern gefallen. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie schwierig es ist, einen so von „Eigenart" strotzenden Autor — dessen ganze „Individualität" übrigens oft nur eine maßlose Eitelkeit zur Wurzel hat — als Redakteur, in seines Nichts durchbohrendem Gefühle, gegenüberzustehen, wie unmöglich, ihm irgend etwas zu Dank zu machen. Solchen Herren gegenüber besteht die einzige Rettung in knappster Kürze, selbst auf die Gefahr hin, unhöflich zu scheinen — das weiß ich jetzt, aber natürlich bin auch ich erst durch Schaden klug geworden.

Gewiß können derartige „Individuen" ihren Mitmenschen als Geduldsprüfer von großem Segen werden, sie können die reinen „Rembrandte als Erzieher" sein — aber für die Species „Redakteur", welche doch noch immer gewissermaßen unter die Gattung „Mensch" fällt, sind sie fürchterlich, sind sie die reinen — „Höllenbreughel."

Höllenbreughel? Was soll der alte niederländische Maler aus dem 16. Jahrhundert, von zweifelhaftem Kompositionstalent und unzweifelhafter — weil nicht vorhandener — Technik, in diesem Zusammenhang? Ja, lieber Freund, das ist diesmal mein Haupttrumpf, den ich mir bis zum Schluß aufgespart habe.

Daß das Buch „Rembrandt als Erzieher" mit seinen vielfach barock vorgebrachten Ideen Widerspruch hervorrufen würde, war wohl zu erwarten. Schon der Titel klang so sonderbar und mußte in Verbindung mit der äußeren Ausstattung befremdlich wirken. Und nun erst der Inhalt, der so wenig der großen Heerstraße der Alltäglichkeit folgte und — das war das ärgste! — ausdrücklich eine reformierende Wirksamkeit für sich in Anspruch nahm. Da nun das Buch obendrein viele Auflagen erlebte, also in weiten Kreisen Verbreitung fand, so konnte jeder, der die Litteratur und ihre stoffhungrigen Jünger kennt, im voraus sagen, daß ein so günstiger „Fall" nicht ungenutzt bleiben würde.

Zwei Gegenschriften liegen denn auch bis jetzt schon vor, und wiewohl man sonst an der Persifflage eines guten Buches kein Gefallen finden sollte, so ist doch die Art, wie sie in der einen betrieben, stellenweise so spaßhaft, daß ich es mir nicht versagen kann, Dir einige Beispiele davon mitzuteilen. Kaufen wirst Du ja das Buch sicherlich nicht — dazu ist es als Gesamtleistung doch zu wenig anziehend, zumal in seinem 2. Teil, wo der „wenige Witz" des Verfassers schon verbraucht und nur das „viele Behagen" zurückgeblieben ist. Aber „riechen darf man doch wohl daran", sagte die Maus zu dem Speck.

Das Heftchen nennt sich „Höllenbreughel als Erzieher", trägt auf dem Titelblatt — da des alten Pieter Brueghels Photographie wohl schwer zu beschaffen und dann kaum recht gewürdigt wäre, einen Mephistokopf in Malertracht und ist auch sonst ganz à la Rembrandt ausgestattet. Ob es „auch von einem Deutschen" geschrieben worden, wie der Titel angiebt, scheint mir fraglich; vielmehr deutet manches auf einen Musik liebenden Israeliten hin. Die am Rande fortlaufend gegebenen Inhaltsangaben sind oft treffend nachgebildet: Höllenbreughel — Dunkles — Resultate — Sitzfleisch — Seife — Prügelknaben — Militarismus — Schwarzes — Schwärzeres — Klavier — Männliches u. s. w. Wenn Du Deinen „Rembrandt" einigermaßen kennst, so darf ich

Dir die Kritik des „Höllenbreughel" selber überlassen und darf auch wohl sicher sein, daß der letztere einen kleinen Heiterkeitserfolg auf Dich nicht verfehlen wird. Hier einige Beispiele, wie sie beim Blättern im „Höllenbreughel" grade fallen. Du magst besonders auf die sonderbare Art der Gedankensprünge achten, die oft einen mehr oder weniger sanften Blödsinn zustande bringt, der ja hier beabsichtigt, aber auch beim „Rembrandt" nicht immer vermieden ist.

„Leider Gottes ist der größte Teil der heutigen Deutschen uniformirt, uniform, gleichartig, letzteres freilich nicht in dem Sinne, als ob Alle gleich artig wären. Eine Uniform mit etwas Inhalt und reichem Schwiegervater nennt man Offizier. Solche Offiziere giebt es sehr viele unter den Soldaten, sehr wenige unter den Soldaten des Geistes. Die Gemeinen sprechen leider hier das letzte Wort, ohne daß sie Dunkelarrest zu befürchten hätten. Das ganze geistige Deutschland ist nur noch eine Uniform, fast könnte man sagen eine Offiziererei oder eine Gemeinheit."

„Plato nannte einst den Menschen einen federlosen Zweifüßler, und Diogenes verspottete diese platonische Definition, indem er einen gerupften Hahn in den Lehrsaal brachte und den Studenten der Philosophie mit den Worten vorstellte: ‚Meine Herren! Sehen Sie hier den platonischen Menschen!' Aber in den ironischen Worten des attischen Cynikers liegt eine große gerupfte Wahrheit. Wir müssen uns noch mehr rupfen lassen, als wir es schon sind; wir müssen gerupfte Hähne, d. h. platonische Menschen werden. Daher muß es denn unsere nächste Lebensaufgabe sein, dem platonischen Menschen gleich zu werden, unsere Nebenmenschen zu idealisiren, sie zu rupfen. Den Anfang mit dieser auf die Rückeroberung der wahren Cultur abzielenden Beschäftigung, welche einer sittlichen Erziehung des Menschengeschlechtes auf das Wirksamste vorzuarbeiten berufen scheint, haben einzelne deutsche Badeorte schon im Großen begonnen. So werden den Besuchern des Harzes und einzelner Seebäder so gründlich die Federn gerupft, daß es eine wahre Freude ist. Das nennt man Kritik der reinen Vernunft; die Gerupften pflegen in der That eine erhebliche Steigerung ihrer Vernunft und ihrer Verstandeskräfte mit nach Hause zu bringen, und wenn ein langer, trüber, freudloser Winter mit seiner bleiernen Allmacht die Menschen heimsucht, dann genügt die bloße Erinnerung an die Harzreise oder an die Badereise des letzten Sommers, um das stockende Blut, die träge dahinschleichenden Lebenssäfte in wohlthätige Wallung zu bringen. Der Deutsche ist, was Rupfen anbelangt, eine Specialität in der modernen Gegenwart; die größten Rupfer sind in Helgoland, im Harz und in Oberammergau zu Hause; letztere pflegt man auch Oberammergauner zu nennen, eine Bezeichnung, in deren vollen, saftigen Lauten eine Welt voll Passion enthalten ist."

Unter der Deckadresse: „Griechisches" findet sich folgende Auslassung: „Alles was man von Poesie in jenem echt goldenen Zeitalter kannte, waren die paar Hexameter, welche der Vater Homer zuweilen Sonntag Nachmittags aus der Iliade oder der Odyssee citirte. Die damals noch sehr jungen Griechen saßen um den Alten im Kreise herum und sperrten vergnügt Maul und Ohren auf, wenn sie es nicht vorzogen, die Nase als Futteral für die Finger zu benutzen. Das Letztere war echt naiv, echt kindlich, echt heroisch: die erste schüchterne Regung jenes Forschertriebes, welcher in dem Worte der griechischen Weisen: ‚γνῶθι σεαυτόν', ‚Erkenne dich selbst', seinen höchsten, treffendsten Ausdruck erhalten; jene intime Beschäftigung der jungen Griechen mit den Eingeweiden des eigenen Rotznäschens bildete den Anfang jener Entdeckungsreisen, die vom eigenen Körper, von den Haaren des eigenen Kopfes hinweg auf die große Welt tasteten, vom Mikrokosmos auf den Makrokosmos übersprangen und schließlich zur Entdeckung Amerikas führten. Ja, die Geschichte des ganzen Handels ist in diesen kindlichen Studien implicite enthalten, die erste Weltumseglung embryonal angedeutet. Der erste kleine Grieche, der sein Näschen in die Hand und die Hand in sein Näschen nahm, war der Urahne eines Vasco di Gama und eines Columbus. Naturtriebe steigern sich mit der Vervollkommnung der Natur. Daß wir alten Europäer in vielen Punkten

vollkommener sind als die jungen Griechen, geht schon aus der Thatsache hervor, daß die griechischen Augen farbenblind waren und nur eine Farbe, das Purpurne zu unterscheiden vermochten. Vielleicht kannten sie auch noch den blauen Montag. Der grüne Donnerstag war ihnen ganz sicher ein Unding. Homer hat ihn wenigstens noch nicht gefeiert."

Die Sachsen müssen verschiedentlich herhalten; man begreift leicht, warum? Es heißt da z. B.: „Der sächsische Stamm ist unter den deutschen Stämmen der einzig culturfähige, culturspendende; er ist der Prometheus unter den Deutschen, und mancher Funke, wäre er nicht im Bliemchenkaffee ersäuft worden, würde ein Pulvermagazin von großen Gedanken in den Weltraum gesprengt haben, hätten die Sachsen überhaupt ein Pulvermagazin von großen Gedanken jemals in ihren Köpfen gehabt."

An einer andern Stelle werden den Sachsen folgende Komplimente gesagt: „Den Ruhm, die Helligkeitscoefficienten unserer Cultur darzustellen und die Erfinder des durch seine kristallene Klarheit so ungemein erbaulich wirkenden Bliemchenkaffees zu sein, wird den Sachsen wohl kein anständiger Deutscher streitig machen wollen. Daß die Sachsen, das heißt die eigentlichen Kernsachsen, also jene, welche zwischen Dresden, Meißen und Leipzig seßhaft sind, blaue Augen, ein angenehm blondes Haar und soviel Charakter haben, daß sie nur in den Augenblicken der höchsten Noth mit einem Juden Skat spielen, daß sie sich täglich waschen, keine Trinkgelder geben und die Eigenart ihres Stammes durch das Rauchen von schlechten Cigarren durchaus nicht umnebeln lassen, der Umstand, daß sie ein ungemein wohllautendes, musikalisches Idiom sprechen, läßt leider die Culturfähigkeit dieses dem Herzen des deutschen Charakters so nahestehenden Volkes in hellstem Lichte erscheinen und ist nicht im Stande, das der Individualität dieser Culturwesen wie ein langer, geringelter Schwanz aufgesetzte Fragezeichen zu amputiren."

Vom Dichten steht folgendes zu lesen: „Daß das Dichten eine sehr ungesunde Beschäftigung ist, geht schon daraus hervor, daß die meisten Dichter ihre Haare verdichtet haben und gewöhnlich mit sehr hohen Stirnen, wahren Schleifplätzen des Gedankens, auf den Spaziergängen des Parnasses lustwandeln. Für jeden Reim brauchen sie ein paar Haare, und in ihrer Zerstreutheit lassen sie Ungereimtes sehr häufig für Gereimtes gelten. Was Wunder, wenn mit Glatzen die Häupter sich bedecken, die von jener des kahlköpfigen Cäsar sich nur dadurch unterscheiden, daß Cäsar einen Lorbeerkranz hatte, mit dem er seine Glatze zudecken konnte, während unsere Dichter sehr oft ziemlich lange ohne Lorbeerkranz, sogar selbst ohne einen kleinen Orden sich behelfen müssen."

Nicht ohne Wahrheit sind die Ausführungen über das Denken, von denen ich nur das Folgende mitteile: „Mit dem Denken ist es eine eigene Sache; viele Menschen schweigen, damit man glaube, sie denken; das thun mit Vorliebe die Philosophen. Viele Menschen plaudern und schwatzen, damit man glaube, daß sie nicht denken; die einen denken still vor sich hin, in sich hinein, die andern denken aus sich heraus und halten Monologe. Absolute Unfähigkeit zum Denken wird nur bei wenigen Menschengattungen, z. B. bei den Tenoristen beobachtet werden, und darum sind sie zu beneiden, da diese Unfähigkeit ein untrügliches Mittel sein soll, ein hohes Lebensalter zu erreichen. Manche Menschen haben das Glück, nur Gedanken zu denken, die schon von anderen gedacht worden sind; manche haben wieder das Unglück, so durchaus neue Gedanken zu denken, daß die Welt mit den alten Gedanken glaubt, es wären gar keine Gedanken, diese neuen Gedanken. Solche Menschen mit allzuvielen und allzuneuen Gedanken ehrt man dadurch, daß man sie gewöhnlich wie kostbares Geschmeide und wichtige Dokumente hinter Schloß und Riegel verwahrt, und ihnen so Gelegenheit giebt, fern von allem profanen Weltlärm, von allem zerstreuenden Geräusch, fern von dem verruchten Klavierspiel ein behagliches Tusculum des Gedankens sich einzurichten. . . ."

„Aber mit wie seltsamen Gebräuchen wir heutzutage das Denken noch betreiben! Es giebt Menschen, welche Sonntagsjäger des Gedankens sind; selten auf der Jagd, aber stets im Unglück. Sie treffen nie einen Hasen, nie einen Gedanken. Andere wieder schießen die Gedanken wie Möven aus der Luft; kein Zickzackflug erschwert es ihnen, das Ziel zu treffen; andere reiten auf die Gedankenjagd wie Büffeljäger; sie werfen den wildesten, trotzigsten, kühnsten Gedanken, den finstersten, feuerschnaubenden Gedanken-Büffeln einen Lasso um den Hals oder hetzen sie zu Tode. So ein Gedankenjäger ist der große Friedrich Nietzsche, dessen Bücher Niemand liest, weil sie ein ganzer Büffelstall von Gedanken sind; seine Gedanken tragen Hörner. Ein Anderer gräbt den Gedanken eine Grube, in die er schließlich selbst hineinfällt. Manche Menschen sind im Denken wie die Dachshunde: sobald sie eine Gedankenfährte, eine Spur, einen Fußtapfen von Gedanken wittern, schlagen sie an, kläffen, bellen und lärmen den Gedanken in die Flucht. Andere wieder gleichen den Tauchern, die in den Tiefen des Oceans nach Perlen suchen und froh sind, einen Badeschwamm gefunden zu haben. Sehr viele aber sind wie die Buschklepper, wie die Straßenräuber; sie überfallen gedankenvolle Karawanen, gedankenbeladene Wanderer und rauben sie bis auf den Namen aus. Das sind die markigen Gestalten, wie sie Höllenbreughel zu malen liebte."

Zum Opernschreiben giebt folgendes Rezept dir Anleitung: „Da studirt man ein paar alte Partituren durch, kauft sich Notenpapier, läßt gut gefütterte Fliegen darüber laufen, denen man ein Abführmittel eingegeben, und bald werden sich winzige, allerliebste Notenköpfchen auf den Linien tummeln; darunter setzt man etwas Blödsinn, rechts und links gruppirt man einige Coulissen und die große Trommel, giebt dem Ganzen einen wohlklingenden Namen, und die Oper ist fertig und sieht einer wirklichen Oper zum Verwechseln ähnlich."

Natürlich wird auch des deutschen Professors in der Höllenbreughel-Satire gedacht: „Der deutsche Professor lebt Tag und Nacht in der Rumpelkammer seines Geistes, in dem Laboratorium seiner Gedanken; kaum daß er seine Bibliothek einmal verläßt, um seinen leiblichen Kindern hie und da ein assyrisches Backsteinmanuskript, eine babylonische Keilschrift zu erklären und seiner Frau mit einer Privatvorlesung über die Bedeutung des zweiten Beistrichs in der Horazischen Ode „Maecenas atavis" eine besonders zarte Aufmerksamkeit zu erweisen. Gewöhnlich sitzt er oben auf der letzten Sprosse seiner Bibliotheksleiter, wie ein Uhu vor der Krähenhütte, und martert sein Gehirn mit der staunenden Betrachtung seiner eigenen Herrlichkeit und Größe; von dort oben springt er, wie ein kühner Turner, in die Tiefen seines Geistes hinab und ist entzückt von der unvergleichlichen Finsterniß, die ihn hier unten umgiebt. Oben, von der obersten Sprosse dieser Leiter, sieht er auf das deutsche Volk herab, und das deutsche Volk sieht zu ihm hinauf, und dort oben erkennt er die Welt als einen großen Wachsklumpen, in welchen er, wie der Humorist und Trinker Lichtenberg sagt, sein erhabenes Bildniß abdrückt."

Ein Zukunftsbild entrollen folgende Sätze: „Wir müssen Schlafwandler werden, jedenfalls aber viel schlafmütziger, als wir es schon von Haus aus sind. Denn im Schlafe ist der Mensch immer tugendhaft, im Schlafe stiehlt und mordet er nicht — Componisten ausgenommen, welche selbst im Schlafe stehlen. Im Schlafe fällt dem Menschen nichts ein, und das ist gerade das punctum saliens, wo die spätere Cultur wird anzuknüpfen haben. Alles Unheil in der Welt kommt davon her, daß dem Menschen etwas einfällt. Ein Einfall fällt aber im Schlafe völlig aus. Die mit dem fortwährenden Schlafen verbundene Verlangsamung des Lebensprocesses berechtigt die Wissenschaft zu der trostvollen Annahme, daß das menschliche Leben ohne Sorgen, ohne Aerger, ohne nennenswerthe Ausgaben für Toiletten und Kleider — der Schlafrock wird neben der Schlafmütze das wichtigste Ding im Erdenleben sein — wie ein wonniger Traum an dem schlafenden Auge vorüber uhrzeigern werde; man wird dabei natürlich steinalt, und eines Morgens, wenn man aufwacht, liegt man, wie ein neuerer Dichter so wahr und ergreifend schön sagt, todt im Bette."



Der vom Rembrandt-Schreiber erwartete „heimliche Kaiser“, der unerkannt das neue Zeitalter anbahnen wird, ist hier in einen „heimlichen Säufer“ verkehrt und unter diesem Namen als Ideal der Zukunft hingestellt. „Das Feuer seines Durstes wird unauslöschlich sein, und die Kraft seines Durstes wird dem Nationalfaß den Boden ausschlagen. Möge er kommen!“ Demgemäß wird als Losung für die nächste Zukunft, die das Rembrandtbuch auf: „Bindet die Klingen!“ formulierte, die andere ausgegeben: „Leeret die Humpen!“ —

Die andere Gegenschrift wider den Rembrandt-Pädagogen trägt das Titelbild Albrecht Dürers. Sie nennt sich „Billige Weisheit“ und ist ernsthafter gehalten, erscheint übrigens gleich in fünfter Auflage, wahrscheinlich, um ihrem Streitobjekt auch darin sich gewachsen zu zeigen. Uebrigens ist — bezeichnender Weise! — der äußere Umschlag des mir vorliegenden Exemplars dem inneren Titelblatt schon um eine Auflage voraus, da letzteres noch die vierte Auflage zeigt. Das Schriftchen weist mit guter Logik dem Rembrandtverfasser einige handgreifliche Gedankensprünge, Oberflächlichkeiten und Widersprüche nach, wie z. B. den als Motto an der Spitze stehenden Satz, den Du auf S. 61 des „Rembrandt“ findest: „Der Mensch ist ein denkendes Wesen, weil er eine gerade Linie bildet.“ — Bei alledem will auch dieser, sich „Nautilus“ nennende Kritiker nicht leugnen, „daß das Buch viel Geist enthält.“

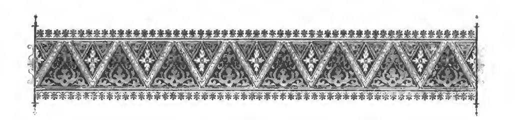
Damit wollen wir uns zufrieden geben. Eine einschneidende Bedeutung für die Gestaltung der neudeutschen Zukunft, die es selbst für sich in Anspruch nimmt, möchte auch ich ihm nicht zugestehen. Aber für die bewußten „verlorenen 5 Minuten“, die manche Leute sechs bis zehnmal am Tage verlieren, ist es eine sehr gute und stets anregende Lektüre. Als solche wollen wir es uns nicht verkümmern lassen — trotz Höllenbreughel und Nautilus!

Lebe wohl, alter Freund; meine Uhr ist abgelaufen.

Stets

Dein

Adam Windhoff.



Monatsschau.

Politik.

Auf die Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren im vorigen Monat ist im September eine solche mit Kaiser Franz Josef gefolgt. Stand in Narwa der ganze Verkehr auf Schrauben, so trugen die Tage von Rohnstock den Charakter einfacher Herzlichkeit; dort widerstreitende und unversöhnliche, hier völlig übereinstimmende politische Interessen.

Hat seit dem Scheiden des Fürsten Bismarck die deutsche Politik eine leicht veränderte Front eingenommen, so halten wir dafür, daß diese Aenderung eine glückliche ist, weil sie teils sich vollzogen hat im Sinne voller Aufrichtigkeit gegen einen Bundesgenossen, der auf unsere Bundesgenossenschaft soviel Wert legt, wie wir auf die seinige, teils weil sie die durchsichtige Aufstellung preisgegeben hat, daß Deutschland keine Interessen in Bulgarien habe, eine Fiktion, die man uns nirgends glaubte, am allerwenigsten da, wo man sie glauben sollte: in Rußland.

Daß diese Politik eine verstärkte Tendenz zum Kriege bedeutet, wird man darum noch nicht sagen dürfen. So oder so — an den Haaren wird keine Partei den casus belli herbeiziehen. Vielmehr wird jede sich hüten, den Völkerkampf zu entfesseln, der auch dem Sieger ungeheure Opfer kosten muß. Einstweilen ist es jedenfalls noch mehr das Absehen aller Beteiligten, sich zu rüsten, als Kriegsvorwände zu suchen, das Wort „rüsten" nicht nur im militärisch-technischen, sondern im allgemeinen Sinne verstanden.

In erster Linie gehören zu solcher allgemeinen Rüstung die Bündnisverträge. Und da scheint es keinem Zweifel mehr zu unterliegen, daß die russisch-französische Allianz aus den Herzen auf das Papier übertragen ist. Das Bündnis wäre vorerst auf drei Jahre abgeschlossen worden, und zwar behufs Aufrechthaltung des Friedens, Gewährleistung des beiderseitigen Besitzstandes und Abwehr jeglicher Einmischung in die innere wie äußere Politik beider Reiche. Man mag immerhin annehmen, daß die russische Regierung, die innerhalb der nächsten drei Jahre schlechterdings noch nicht militärisch und finanziell in der Lage ist, die Probe auf den Wert dieser Allianz herbeizuführen, bei dem Abschlusse derselben weniger dem eigenen als dem französischen Antriebe und dem Drucke der öffentlichen Meinung in Rußland gefolgt ist. An der Richtung, in welcher sich die zeitgeschichtliche Entwicklung bewegt, wird dadurch nichts geändert. Es verschlägt nicht viel, wer von den Alliierten der Schiebende und wer der Geschobene ist.

Zur Beschleunigung des Abschlusses mögen auch die Wahlen in **Bulgarien** beigetragen haben, die ganz im Sinn der Regierung des Fürsten Ferdinand ausgefallen sind. Die russische Partei hat es nur zu kleinen Minderheiten gebracht, ohne ihre Kandidaten durchsetzen zu können. Stambulow und die anderen Minister wurden in mehreren Bezirken gewählt, und die ehemaligen Minister Stoilow, Salabaschew und Stransky verdanken ihre Wahl nur dem Umstande, daß sie als Regierungskandidaten aufgestellt worden. Die Hauptsache ist aber, daß die Wahlen in voller Ordnung und ohne jede Störung vor sich gegangen. Das ist das beste Zeugnis für die günstige Gestaltung der Verhältnisse und die bündigste Widerlegung aller russischen Ausstreuungen. In **Serbien** haben freilich die Russen das Heft in Händen, trotzdem es einige Händel gegeben hat. Bisher war russischer Prätendent Prinz Peter Karageorgiewitsch. Diesen Herrn aber hat man auf Reisen geschickt, und der Zar hat statt dessen seinem „besten Freunde", dem Fürsten Nikita von Montenegro die Prätendentschaft zugesprochen, anscheinend in der Hoffnung, damit politisches Terrain zu gewinnen. Wie denn auch die Versetzung der beiden Agitatoren, — es wäre zuviel Höflichkeit, sie Diplomaten zu nennen — der russischen Gesandten **Hitrowo** und **Persiani** doch wohl dem gleichen Zwecke dienen soll.

Wie dem aber auch sei — überall reiht sich Rüstung an Rüstung. Und es wird immer schwerer zu glauben, daß das schöne Ziel aller dieser Bestrebungen — der Friede — durch Intriguen und Bündnisse, durch Manöver und Fürstenbesuche, durch Repetiergewehre und rauchloses Pulver nicht auch endlich sollte erreicht werden!

In das Kapitel der Kriegsvorbereitungen fällt auch der Abschied des preußischen Kriegsministers **von Verdy** insofern, als derselbe über Meinungs-Verschiedenheiten stürzt, die sich auf zukünftige Armeeorganisation beziehen. Den äußeren Anlaß seiner Demission geben wohl parlamentarische Vorgänge — der letzte Grund liegt aber doch in Meinungs-Verschiedenheiten mit Kanzler und Kaiser. Herr von Caprivi hält weniger dreijährige, Herr von Verdy mehr zweijährige Soldaten für besser. Der Kriegsminister sieht die Gefahr für uns hauptsächlich in den ungeheuren Menschenmassen, welche die Gegner uns entgegenstellen können. Er will den Massen mit Massen begegnen und hält den Zeitpunkt für gekommen, an Stelle der völlig durchlöcherten dreijährigen die zweijährige Dienstzeit zu setzen. Weil er mit diesen Ansichten nicht durchdringen kann, geht er.

Mit den Rüstungen nach außen muß leider auch eine fortwährende Rüstung nach **innen** nebenhergehen.

Manche reden auch wohl schon von einem „Kampf", und zwar von einem Kampf „mit geistigen Waffen" gegen die Socialdemokratie. Leider aber giebt diese Partei wenig Anlaß, einen solchen Kampf zu führen. Denn sie beschränkt sich fortwährend, statt klaren Einblick in diskutierbare Absichten zu geben, auf die bequeme Abweisung aller neugierigen Frager. Bezügliche Antworten der Herren **Bebel** und **Liebknecht** sind interessant genug, um sie im Wortlaut mitzuteilen. Liebknecht sagte in einer Berliner Versammlung:

> „Auf die Frage, was wir erreicht hätten, wenn wir im Reichstage in der Majorität wären, antworte ich einfach: abwarten. Keine Regierung der Welt, und wäre ihre Macht eine noch so große, und hätte sie über noch so viele Bajonette zu gebieten, ist imstande, sich dem Willen des Volkes erfolgreich zu widersetzen. Haben wir erst das Volk hinter uns und die Mehrheit im Reichstage, dann muß sich entweder der Staat in einen socialdemokratischen verwandeln, oder es giebt eine furchtbare Katastrophe, bei der aber der Socialismus als Sieger hervorgehen wird."

Den klassischen Ausspruch Bebels von den Perlen und den Säuen haben wir schon im vorigen Berichte mitgeteilt. Beide wissen also nichts besseres, als den spottbilligen Rat: abwarten! Einige positive Brocken in Gestalt allgemeiner Wendungen hat Liebknecht wohl gegeben; er hat von „einer völligen Umgestaltung der heutigen Produktionsweise" geredet. Gerade da fangen aber erst recht die Fragezeichen an. Wie und in welcher Form soll sich diese Umgestaltung vollziehen? Kein Mensch in der Welt

hat darüber einen klaren Begriff. Wie weit soll die Verstaatlichung der Produktionsmittel gehen? Soll sie sich nur auf die Großindustrie erstrecken? Soll sie das Handwerk mit umfassen? Sollen auch die Bauern, Büdner und Häusler enteignet und Staatsbeamte werden? Soll die Presse verstaatlicht werden? Sollen wir vielleicht gar zu Fourierschen Phalansteren kommen? zu Vielehe und spartanischer Kinderaufzucht?

Auf alle diese Fragen ist von den Führern vor allen Dingen eine klare und deutliche Auskunft zu verlangen. Wissen die Führer ein Mittel, durch welches dauernd alle Erdbewohner glücklich zu machen sind, so wird sich zeigen, daß auch außerhalb der sog. Arbeiterkreise eine Menge verständiger Menschen für verständige Reformen zu haben sind. Wissen sie keins — und das scheint bisher der Fall zu sein —, so gehören sie in die Kategorie der bekannten Leute, die Versprechungen machen, welche sie nicht halten können, d. h. sie sind unter die Jahrmarktspolitiker und politischen Quacksalber zu verweisen.

Kein Wunder, wenn unter solchen „Führern" auch die Agitation keine fruchtbaren Gedanken zeitigt. So hat ein Bergarbeitertag in Halle alle erdenklichen unverständigen Forderungen erhoben. Es sind Resolutionen „einstimmig" angenommen worden, die einfach unausführbar sind, z. B. diejenige des bekannten Bergmanns Schröder aus Westfalen, daß der Staat die „Ringe" der Kapitalisten verhindern soll, welche den Kohlenpreis treiben. Auf Schröders Antrag sprach der Bergarbeiterkongreß die „zuversichtliche Erwartung" aus, „daß der Staat Mittel und Wege finden werde, um den die Volkswohlfahrt verwüstenden Kapitalistenringen wirksamen Einhalt zu thun." Solche Ringe sind ja gewiß aufs Höchste verwerflich und sie sind den Kohlenkonsumenten ebenso unlieb wie den Arbeitern. Der Ring, welcher den Preis der oberschlesischen Kohle in 1½ Jahren um 60—100 Procent erhöht hat, besteht aus den Firmen Caesar Wollheim, Emanuel Friedländer, Gebrüder Ollendorf und Katz. Kein Mensch hat Interesse daran, diesen jüdischen Spekulanten die Tasche zu füllen. Aber ihnen durch Gesetz beikommen, ist einfach unmöglich. Denn Mittel und Wege, die Spekulation zu hindern, hat der Staat schlechterdings nicht, solange es überhaupt Privatproduktion giebt. Soll wirksam geholfen werden, so bleibt nur die Verstaatlichung des ganzen Bergbaus übrig und sie ist im öffentlichen Interesse auch von namhaften Gelehrten, z. B. von Prof. Adolf Wagner in seiner Volkswirtschaftslehre, gefordert worden. Viele Gründe sprechen dafür, das socialistische Prinzip gerade auf den Bergbau auszudehnen. Und wir glauben, daß die Aussichten in Preußen bei den bekannten Ansichten Sr. M. des Kaisers gar nicht schlecht stehen würden, wenn die Arbeiter mit entsprechenden Anträgen ernsthaft vorgehen wollten. Statt aber praktische Besserung zu erstreben, führt man wirkungslose Lufthiebe ohne Ziel und Erfolg.

So nutzlos, wie dergleichen Reden, sind auch die Demonstrationen, die zum 1. Oktober geplant werden. Man will in möglichst lauter Weise den heimkehrenden Ausgewiesenen Feste geben. Die Berliner Parteileitung zahlt, wie sie ankündigt, sogar das Reisegeld an ärmere Mitglieder, um ihnen die Beteiligung an der Feier möglich zu machen. Hier wie überall die Frage: Wäre nicht ein einziger praktischer Vorschlag von größerem Nutzen für die Arbeiterwelt, als alle lärmenden Feste mit ihrem übermäßigen Aufwand an Zeit und an Geld?

Gute Vorschläge stehen aber um so höher im Preis, als auch die socialen Heilmittel mancher nichtsocialistischen Aerzte wenig Besserung versprechen. Hierher gehört eine kleine Flugschrift, welche etwas Staub zu machen verstand, weil sie sich mit offiziösem Nimbus zu umgeben und allerlei bekannte Namen als Verfasser auszusprengen wußte. Wer die Arbeit verbrochen, steht noch nicht fest, nur soviel scheint gewiß, daß weder Geheimrat Hinzpeter noch Graf Douglas dafür verantwortlich zu machen sind.

Hierher gehört ferner ein katholischer Socialkongreß in Lüttich, auf dem es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen denjenigen Klerikalen kam, die alles von

der Kirche erwarten und denen, die vernünftiger Weise zugeben, daß dem Staat in der socialen Frage die wesentlichsten Aufgaben zufallen. Einig waren aber beide dennoch darin, daß sie der Kirche ungeheure Verdienste zuschrieben.

Wenn nun die Leistungen der römischen Kirche einigermaßen auf der Höhe dieses Selbstbewußtseins ständen, so ließe man sich's noch gefallen. Aber die Wirklichkeit bildet überall den traurigsten Kontrast dazu. Nirgends ist das Loos der Arbeiter verhältnismäßig besser, als in den evangelischen, nirgends dürftiger als in den katholischen Ländern; am elendesten war es im verflossenen Kirchenstaat, den der Papst selbst regierte; und heute ist Belgien, wo gleichzeitig der krasse Kapitalismus und die ultramontane Partei im Regiment sitzen, der denkbar ungeeignetste Ort für Aufstellung von eigenlöblichen Behauptungen, denen die zahlreichen Arbeiterrevolten der letzten Jahre seltsam genug widersprechen.

Das praktische Resultat des Kongresses ist denn auch kaum vieler Worte wert. Großes Aufheben machte man von einem Brief des Kardinals Manning, der Achtstundentag für Bergwerke und zehn Stunden für andere Arbeiter forderte. Diese Forderung ist aber schon in Deutschland im ganzen erfüllt, zum Teil überschritten. Sie in Belgien durchzuführen steht in der Macht, aber vermutlich nicht im Willen des klerikalen Kabinetts. Nicht ohne Humor ist es, daß auch ein Redner den Papst zum Richter der internationalen Arbeitergesetzgebung machen wollte und ein anderer als unentbehrlich für Uebung dieses Amtes den Kirchenstaat forderte.

Oder richtiger: es wäre nicht ohne Humor, wenn allseitig in Deutschland dem Papste gegenüber die rechte Stellung eingenommen würde. Leider scheinen aber wieder Tauschgeschäfte hinsichtlich Sperrgelder und Posener Bistum in der Luft zu liegen. Und der Geist, der Luther in Worms beseelte, ist in den berlin-römischen Beziehungen der letzen Jahre nicht immer zu spüren gewesen. Es hieß nur allzu oft: „Hier stehe ich — ich kann aber auch anders" . . . .

Daß wir die politische Behandlung der Kurie für leicht und einfach hielten, soll damit freilich nicht gesagt sein. Wie schwer sie im Gegenteil sein kann, beweist ein Leben, das im verflossenen Monat seinen Abschluß gefunden; der bayrische Minister von Lutz ist gestorben, nachdem er Jahrzehnte seines Lebens als Katholik und als Berater katholischer Fürsten dem Kampf gegen Rom gewidmet. Die Liberalen verherrlichen ihn, die Klerikalen ziehen ihn herab.

Für Evangelisch-Konservative ist das Urteil schwer. Die Festigkeit gegen Rom erfreut uns, der Liberalismus stößt uns ab. Was wir vermissen ist eben die rechte Verbindung von Autorität und Freiheit, wie sie im evangelischen Standpunkt, aber auch nur hier zu ihrem vollen Rechte gelangt.

Eben dieser unvermittelte Gegensatz von liberal und klerikal hat der Welt im verflossenen Monat auch eine Revolution beschert, und zwar eine für die Aufständischen nach jeder Richtung hin „glücklich" verlaufene. In dem kleinen Schweizer Kanton Tessin stehen sich seit Menschengedenken die beiden Parteien in äußerster Feindschaft gegenüber. Es ist dasselbe traurige Bild, das man in fast allen katholisch-romanischen Ländern findet. Auf der einen Seite die falsche Autorität der römischen Kirche, auf der anderen der ebenso falsche Freiheitsbegriff. In neuester Zeit war nun die ultramontane Partei am Staatsruder; dieselbe hat sich, gleichviel durch welche Maßregeln, verhaßt gemacht. Die Liberalen bereiteten einen Putsch in größter Verschwiegenheit vor, nahmen am Tage des kantonalen Schützenfestes sämtliche Regierungsmitglieder gefangen und setzten eine provisorische Regierung ein. Darauf ist denn der Bundesrat eingeschritten, hat stärkere Militärmacht herangezogen und auf den 5. Oktober eine Volksabstimmung festgesetzt. Unter dem Schutz von 4 Infanterie-Bataillonen und einem Kavallerie-Regiment werden nun Wahlen stattfinden, und es muß sich dann zeigen, ob die ultramontane

Regierung durch Machinationen irgend welcher Art in ungerechter Weise den Liberalen die Wege zur Macht versperrt hat, oder ob sie wirklich die Mehrheit und damit das Recht hat, das Staatswesen nach den Grundsätzen des Syllabus zu leiten.

* * *

In **Ostafrika** hat es trotz aller Abmachungen doch wieder einige lebhafte Konflikte mit England gegeben. Der richtige Engländer kennt Ausländern gegenüber, zumal in uncivilisierten Ländern, kein Recht und keine Billigkeit, sondern nur den Eigennutz und das egoistische Interesse.

Dieser Gesinnung nur entsprechend war es, wenn die „Times" plötzlich einen Leitartikel brachten, der das Verhalten der deutschen Regierung in Bagamoyo hinsichtlich der Sklavenfrage aufs äußerste verdächtigte. Sie sollte auf dem Festlande entgegen den Verträgen den Sklavenhandel befördert haben. Glücklicherweise nahm das auswärtige Amt in Berlin die Widerlegung der Sache sofort energisch in die Hand und stellte fest, daß die ganze Nachricht erfunden und erlogen war.

Daneben vernachlässigt England vollständig die Verpflichtungen, die es im Berliner Abkommen übernommen hat, den Sultan von Sansibar zur formellen Abtretung des Küstengebietes an das deutsche Reich zu vermögen. So gewaltig viel wird darauf nun freilich nicht ankommen. Beati possidentes. Wir haben die Küste und wir werden sie behalten. Das ganze Verhalten Englands bestätigt aber nur die Ansicht, die wir von der Zuverlässigkeit dieses Landes als Bundesgenossen beim Abschluß des letzten Traktats an dieser Stelle aussprachen. England hält seine Verträge, solange es ihm paßt. In den ersten internationalen Wirren wird es — daran zweifeln wir nicht — jeder Versuchung erliegen und wo immer es trübe wird, im Trüben fischen.

Auch die Ermordung einiger deutscher Einwanderer im Witugebiet dürfte auf englische Schuld zurückzuführen sein. Englische Agenten haben die deutsche Flagge nach Abtretung des Witugebiets in so beleidigender Form herabgeholt, daß sie mit diesem symbolischen, auf die Gemüter der Araber und Schwarzen berechneten Akt den Wilden und Halbwilden gewissermaßen einen Freibrief auf Willkür und Gewaltthätigkeit gegen unsere Landsleute gegeben haben.

Für die korrekte Haltung der Deutschen spricht es, daß auf einem „Freien Antisklavereikongreß" in Paris auch Kardinal Lavigerie erklärt hat, er wolle nicht eine plötzliche Abschaffung der Sklaverei, weil zahlreiche Sklaven vor Hunger sterben würden; was er sofort abschaffen wolle, sei nur die Menschenjagd. Die Sklaverei sei nun einmal die sociale Ordnung in Afrika und dürfe nicht anders verschwinden, als indem ein neuer gesellschaftlicher Zustand an ihre Stelle gesetzt werde. Daß darüber einiges Wasser zum Meere laufen wird, versteht sich von selbst. Es wird noch Sklaven in Afrika geben, wenn zur „Durchquerung" des dunklen Erdteils keine „Expeditionen" mehr, sondern nur noch ein Handkoffer und ein Eisenbahnbillet erforderlich sein werden.

(Der kirchliche Bericht fällt diesmal aus.)

Für und wider.

(Diese Rubrik soll dazu dienen, einen Meinungsaustausch der Leser über Fragen, die in der „Monatsschrift" zur Besprechung gelangt sind, möglich zu machen. Sie steht allen Gesinnungsgenossen für kürzere, sachliche Einsendungen offen.)

Halle a. d. Saale, Königl. Pädagogium,
den 18. September 1890.

Hochgeehrter Herr Windhoff!

Erst heute ist mir die „Konservative Monatsschrift" vom **August** d. J. zu Gesicht gekommen. Das beruht auf den Einrichtungen des Lesevereins, dem ich angehöre.

Ihre außerordentlich liebenswürdige Antwort auf meine Zuschrift vom 14. Juli d. J. hat den Wunsch in mir rege gemacht, noch eine Bemerkung machen zu dürfen, um einem sehr möglichen Mißverständnisse vorzubeugen.

Bekanntlich wünschen die Drucker, daß das, was für den Druck bestimmt ist, sich immer nur auf der einen Seite eines Blattes befindet. Hat man sich darnach gerichtet, so sind sie zufrieden. An die Rückseite stellen sie keine andere Anforderung, als die, daß sie nichts für den Druck Bestimmtes enthält. Sie ist für sie so gut wie nicht vorhanden. Folglich kann sie auch beschrieben sein mit etwas, was zum Druck in keiner Beziehung steht.

Da ist es nun eine alte Gewohnheit von mir, daß ich in die Druckerei immer nur solche Blätter wandern lasse, deren eine Seite schon beschrieben war, als ich das schrieb, was gedruckt werden sollte.

Mein „Schreiben" an Sie war nun für den Druck bestimmt, und ich behielt bei Abfassung desselben meine alte Gewohnheit bei.

Ich möchte nun nicht gern dem Mißverständnis ausgesetzt sein, als ob ich auch bei solchen Schreiben, die nicht dazu bestimmt sind, in die Druckerei zu wandern, auf Papier schriebe, dessen Rückseite schon beschrieben ist. Ich würde es mir selbst nicht verzeihen, wenn mich meine „ökonomische Anlage", welche Sie anzuerkennen so freundlich sind, dazu verleiten könnte. Das ist denn auch nicht geschehen, als ich mir im Juli die Ehre gab, an die Redaktion der „Allgemeinen konserv. Monatsschrift" zu schreiben, und geschieht auch heute in dem gleichen Falle nicht.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Dr. Karl Schulz.

Schwerin, d. 21. Sept. 1890.

Sehr geehrter Herr Doktor.

Indem ich Sie als alten Bekannten freundlichst begrüße, bestätige ich Ihnen gern, daß Ihren beiden Sendungen — damals wie auch heute — ein ordnungsmäßiger Privatbrief beigelegen hat. Im Vertrauen kann ich Ihnen sogar mitteilen, daß ich mir von dem letztgenannten die unbeschriebene Hälfte abgerissen habe, um auch meinerseits mit ihr ökonomische Versuche zu machen.

Obwohl das Papier — infolge der überhand nehmenden Lumpen — äußerst billig geworden ist, so daß eine irgendwie nennenswerte Ersparnis durch unser Verfahren nicht gemacht wird (ich möchte fast glauben, daß Sie bei Ihrer Methode des Zusammenklebens kleiner Blätter mehr an Klebstoff und Zeit verbrauchen, als die Sache einbringt) — so kann ich Ihnen doch vollkommen das wohlthuende Bewußtsein nachfühlen, wenn ein sonst gänzlich unbrauchbares Blatt seiner Bestimmung gemäß nutzbar gemacht worden ist.

Nur muß man sich natürlich deswegen keine Unbequemlichkeiten auferlegen, auch schlechtes, rauhes oder buntes Papier ausnutzen zu wollen, wie ich das wohl eher gesehen habe — und gerade auch bei solchen Leuten, denen z. B. ein Fünfmarkschein gelegentlich auch nicht viel mehr wie Papier ist. —

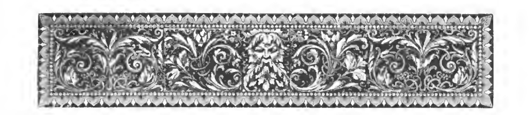
Also wir beide brauchen uns meiner Ansicht nach durchaus nicht zu genieren. — Da kannte ich in Leipzig einen Mann, der konnte es nicht mit ansehen, wenn überhaupt etwas Unbeschriebenes in die Druckerei ging. Er füllte daher stets die Rückseite seiner aus bestem Papier bestehenden Manuskripte mit unzusammenhängenden, sinnlosen Worten und Buchstaben an. Der war ökonomisch! — er hatte aber auch die Zeit — und das Geld dazu. — Ja! —

Für Ihre beiden freundlichst beigelegten Schriften — die „Königin Luise" und die „Erfolgreichen Verdeutschungen" — danke ich verbindlichst. Ich werde sie auch Ihrem Namensvetter nach Hohensalzhow schicken, der ja die erste Veranlassung zu unserer Bekanntschaft wurde. Ob Sie denn bei Niederschrift derselben s. Z. auch nur „einseitige" Papiere benutzt haben?

Mit schönstem Gruß

Ihr ergebenster

A. W.



Neue Schriften.

1. Politik.

— **Kurfürst Friedrich Wilhelm I. von Hessen und seine Politik im Jahre 1866.** Von **Adolf Schimmelpfeng**, kurfürstlich hessischer Kabinettsrat a. D. (Melsungen, W. Hopf.) 1890. 20 Pf.

— **Ziele und Mittel der hessischen Rechtspartei.** Vortrag, gehalten in der Parteiversammlung zu Guntershausen am 29. Mai d. J. von **Wilhelm Hopf**, Herausgeber der Hessischen Blätter. Ebenda. 20 Pf.

— **Der Untergang der kurhessischen Selbständigkeit im Jahre 1866.** Vortrag, gehalten zu Kassel und Marburg am 9. und 20. Mai d. J. von **Julius Martin**, Rechtsanwalt. 2. Aufl. Ebenda. 30 Pf.

Kein billig Denkender wird den Bürgern derjenigen deutschen Staaten, die im Jahre 1866 ihre politische Selbständigkeit verloren haben, sein Mitgefühl versagen. Was kann es schwereres geben, als gewaltsam herausgerissen zu werden aus lieb gewordenen Verhältnissen. Aber wir glauben den Augenblick längst gekommen, wo diese nach menschlichem Ermessen unabänderlichen Thatsachen nicht mehr der Tagespolitik, sondern der Geschichte angehören. Wenn die Herren von der „Rechtspartei" Geschichte schreiben und bei dieser Gelegenheit hervorheben wollen, daß und wie weit die preußischen Staatsmänner jener Zeit bei Herbeiführung des Bruchs vom kleinen Katechismus abgewichen sind, so wird man die Quellen vergleichen und ihnen Recht oder Unrecht geben. Wer aber Tagespolitik treiben will, muß verständigerweise mögliche Ziele ins Auge fassen. Unwahrscheinlicher und, menschlich angesehen, weniger möglich ist aber nichts, als die Herstellung der politischen Selbständigkeit Kurhessens. Wozu also eine Partei? Nur um immer wieder zu sagen, daß Bismarck 1866 Unrecht gethan? Man mag uns wohl erwidern, es sei doch ehrenwerter, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, als die Wand anerkennen, die zu Unrecht dasteht. Wir geben aber auch das nicht zu. Im privaten Leben ist es ja ohne Zweifel eine sittliche Pflicht, daß wir nicht denen, die uns Unrecht gethan, dies Unrecht täglich vorhalten, sondern daß wir vergeben und vergessen, weil wir selber viel Unrecht thun und von der Vergebung anderer leben. Ganz ebenso liegt es ja nun nicht im Politischen. Eine ähnliche Empfindung scheint uns doch aber auch für das öffentliche Leben berechtigt. Es ist gewiß unrecht, sich am Unrecht anderer zu beteiligen oder es gegen bessere Ueberzeugung zu beschönigen. Ist es aber dennoch geschehen durch Gottes Zulassung, so bleibt eben auf dieser armen Erde, wo die Verhältnisse so sehr viel stärker sind, als die einzelnen Menschen, nichts anderes übrig, als sich zu fügen. Und die Geneigtheit, sich zu fügen, wird umsomehr vorhanden sein, je offener man das Unrecht zugesteht und die Fehler, die überall auch auf Seite der Vergewaltigten begangen worden sind. Wir lehnen daher den Standpunkt der hessischen Rechtspartei ab, der folgerichtig das Deutschland von 1865 wieder herstellen will, und hatten es für nützlicher, an den Problemen der Gegenwart zu arbeiten, als darüber zu klagen, daß die Geschichte einen Gang genommen hat, den wir vielleicht nicht wünschten. Das Unrecht zu verantworten, das begangen ist, überlassen wir denen, die es begangen haben. Sie werden schon zur Verantwortung gezogen werden, wenn Zeit und Stunde gekommen ist. D. v. O.

— **Was lehren uns die Erfahrungen, welche andere Völker bei Kolonisationsversuchen in Afrika gemacht haben?** Von **A. Merensky**, Missionssuperintendent. (Berlin, M. L. Matthies.) 1890. 0,60 Mk.

Der Verfasser hat, wie bekannt, schon einen großen Teil seines arbeitsreichen Lebens den Einwohnern Afrikas gewidmet; er liebt das Land, kennt es und ist als Kenner nicht blind für die Hindernisse, die der schwarze Erdteil der koloni-

sierenden Thätigkeit jedes europäischen Volkes entgegensetzt. Diejenigen Leser der Monatsschrift, welche Vorträge Merenskys über die Mission in Süd-Afrika gehört und die Schlichtheit, aber auch das Ueberzeugende seiner Worte empfunden haben, werden denselben Geist in dieser Broschüre wiederfinden. Merensky meint, und zweifellos mit Recht, daß „die Eingebornenpolitik" (d. h. die Behandlung derselben, Heranziehung zur Arbeit, Bekehrung rc.) „der bei weitem wichtigste Zweig aller kolonisatorischen Thätigkeit in unseren afrikanischen Kolonialgebieten ist." Seiner Ansicht nach ist die Lage unserer Besitzungen in Ostafrika, Kamerun und Togo für die Erweiterung der deutschen Handelsbeziehungen nach dem Innern zu sehr günstig; für Ostafrika stellt er für jetzt die Rentabilität der oft besprochenen Eisenbahn von der Küste nach dem Innern der Kosten wegen (130000—140000 Mk. für den Kilometer) bestimmt in Abrede, worin er sich auch mit v. Wißmann in Uebereinstimmung befindet; er befürwortet dagegen den Versuch der Einführung von Ochsenwagen als Transportmittel. Er empfiehlt Hand in Hand gehen mit England, steht also auf dem Boden der von der Regierung befolgten Grundsätze. Wir können die Broschüre durchaus empfehlen.

v. H.

— Anarchismus und Kommunismus, seine Stärke und Zukunft im Gegensatz zu den christlichen Jungmänner-Vereinen. Von einem Gerichtsbeamten. 1. Heft. Ueber Anarchismus und Kommunismus und einige Schäden der Gesellschaft. (Stuttgart, Kommissions-Verlag von Rud. Roth.) 1890. 80 S. 1 M.

Der Titel dieses Buches klingt etwas befremdlich, und dem äußeren Anschein nach sieht dasselbe wie ein anarchistisches und kommunistisches Produkt aus. Um so angenehmer ist die Ueberraschung des Lesers, eine große Menge sehr verständiger und beachtenswerter Gedanken zu finden, die man willig liest. Ein abschließendes Urteil wird natürlich erst möglich sein, wenn weitere Lieferungen vorliegen. Verwunderlich ist die Gegenüberstellung der großen anarchistischen und kommunistischen Propaganda mit den drei oder vier „Jungmännervereinen", die wir in Deutschland haben, und die, auch wenn man sämtliche Jünglingsvereine dazu rechnet, doch weit entfernt sind, eine Macht zu bilden. Wir sind gespannt auf die Fortsetzung.

— Das Verhältnis zwischen Geborenen und Gestorbenen in historischer Entwicklung und für die Gegenwart in Stadt und Land. Von Dr. Johannes Wernicke. (Jena, Gustav Fischer.)

Diese statistische Arbeit bildet das erste Heft des sechsten Bandes der von Professor Conrad zu Halle herausgegebenen Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle. Seit 1816 hat sich die Bevölkerung Deutschlands trotz des starken Abganges durch Auswanderung nahezu verdoppelt: 1816: 24,8 Millionen, 1885: 46,8 Millionen. Eine derartige konstante Vermehrung kann in den früheren Jahrhunderten nicht stattgefunden haben; sonst stießen wir auf den Nonsens, daß im Jahre 1400 Deutschland ein Häuflein von 375000 Bewohnern gehabt habe. Mit anderen Worten: das Verhältnis zwischen Gestorbenen und Geborenen muß entweder immer oder zeitweise höchst ungünstigen Einflüssen unterlegen haben. Verfasser hat es sich nun zur Aufgabe gestellt, zu untersuchen, wie sich unter diesen Einflüssen obiges Verhältnis gestaltet hat, und zwar im Mittelalter bis ca. 1620, im siebzehnten, im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Bis über das achtzehnte Jahrhundert hinaus hat sich bisher noch keine Untersuchung dieser Verhältnisse erstreckt. Als Material für die anzustellenden Untersuchungen dienten die periodischen Volkszählungen und die Registrierungen der Geburten und Todesfälle. Von älteren Volkszählungen sind aber nur wenige Beispiele auf uns gekommen. Die wichtigste Quelle für die Untersuchung sind die Kirchenbücher. Da die meisten derselben aber nicht veröffentlicht sind, so war Verfasser für die ältere Zeit namentlich auf Süßmilchs Werk „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts" angewiesen. Weil in neuerer Zeit noch einige Kirchenbücher publiziert sind, so konnte die Untersuchung für das 16. Jahrhundert sich auf zehn Städte erstrecken. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts erweitert sich die Grundlage, ganze Länder und Provinzen, sowie der Gegensatz zwischen Stadt und Land konnten nunmehr in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Vom 19. Jahrhundert an, seitdem periodische Volkszählungen Hand in Hand mit den Registrierungen gehen, läßt sich die Fruchtbarkeit und Sterblichkeit auf die jeweilige Bevölkerung beziehen. Weil aber die bloßen Geburts- und Sterbeziffern noch nicht einen tieferen Einblick in die Lebensverhältnisse eines Volkes gewähren, so sind die Altersklassen und die Eheschließungsziffern, soweit das Material vorlag, mit in den Kreis der Betrachtungen hineingezogen. — Für das Mittelalter sind die Quellen aus ganz Deutschland benutzt. Für die neuere Zeit sind nur die preußischen Verhältnisse berücksichtigt. Zur Vergleichung sind jedoch die Verhältnisse anderer Länder mit herangezogen.

— Der Branntwein in Fabriken. Von Dr. Victor Böhmert. Neue Bearbeitung. Heft 7 der Volkswohl-Schriften, herausgegeben von Dr. Victor Böhmert und Dr. Wilhelm Bode. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1 M.

Der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hatte auf die Tagesordnung seiner zweiten, in Dresden im Mai 1885 abgehaltenen Generalversammlung das Thema „Der Branntwein in Fabriken" gesetzt. Zum Referenten war Dr. Victor Böhmert bestellt. Um das Referat über diesen Gegenstand auf Thatsachen und Erfahrungen zu stützen, hatte derselbe eine Enquete über die Verbreitung des Branntweintrinkens in den Fabriken, über die Folgen desselben und über die geeignetsten Mittel zur Bekämpfung der Trunksucht angestellt und zu dem

Zweck ein Formular von 9 Fragen an 300 der größeren Fabriken Deutschlands gerichtet. Die Ergebnisse dieser Enquete bilden den ersten Abschnitt der zur Besprechung stehenden kleinen Schrift. Der ersten folgte eine zweite Enquete in den Jahren 1886 und 1887, deren Resultate im zweiten Abschnitt mitgeteilt werden. Der dritte Abschnitt enthält die Hauptergebnisse mehrerer Provinzial-Enqueten, die in Westfalen, Kurhessen, Baden, Schleswig-Holstein, in den Regierungsbezirken Merseburg und Magdeburg und im Herzogtum Anhalt, in Crefeld und im Zittauer Handelskammerkreis angestellt und in ihrem Hauptinhalt nach zerstreut in den „Mitteilungen des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" oder in der Dresdener Wochenschrift „Volkswohl" oder in besonderen Flugschriften bereits veröffentlicht sind.

In der kleinen Schrift sind also nicht die Ansichten des Verfassers über den Wert oder Unwert des Genusses alkoholischer Getränke während der Arbeitszeit oder den Arbeitspausen niedergelegt, sondern in derselben legen eine Reihe hervorragender deutscher Fabrikanten ihre Erfahrungen, Anschauungen und Wünsche auf diesem Gebiete dar. Auf solche Weise will die Schrift auch weitere Kreise, als die der Fabrikanten, anregen zur Bekämpfung des Branntweins bei den ihrer Fürsorge empfohlenen Arbeitern, und die Mittel angeben, mit denen dies bereits erfolgreich geschehen ist.

2. Kirche.

— **Das Vorgehen des bayerischen Ministeriums gegen die Altkatholiken**, beleuchtet durch Dr. Johann Friedrich v. Schulte, Geheimer Justizrat und Professor der Rechte in Bonn. (Gießen, Verlag von Emil Roth.) 1890. 29 S. 40 Pf.

Der am 3. Septbr. d. J. verstorbene bayerische Ministerpräsident hat am 15. März d. J. auf Antrag der römisch-katholischen Kirchenbehörde die Altkatholiken für aus der römisch-katholischen Kirche ausgeschlossen erklärt. „Bei Abfassung und Veröffentlichung dieses Erlasses", sagt v. Schulte in genannter Schrift, „wird der königlich bayerische Kultusminister von der selbstverständlichen Voraussetzung ausgegangen sein, daß sein Erlaß nicht bloß von den Betroffenen, den Altkatholiken innerhalb der ‚Erzdiöcese München-Freising', sondern auch von den Altkatholiken außerhalb des Königreichs Bayern, auch von den Vertretern der Wissenschaft und vorzüglich des Kirchenrechts der gebührenden Würdigung werde unterzogen werden. Als Kenner des Kirchenrechts und als Rechtsgelehrter überhaupt darf ich meine Berechtigung zur Beleuchtung des Erlasses kühn aussprechen. Ohne Schminke dem Herrn von Lutz und der bayerischen Regierung vor Augen zu halten, was sie gethan, ist man der Sache schuldig. Meine Beleuchtung wird am wenigsten den Herren v. Lutz und v. Crailsheim gefallen; ich halte mich wegen der Sache für berechtigt, in der denkbar schärfsten Weise und so einfach und klar zu erörtern, daß selbst jene Leser, deren Bildung unter der Leitung eines Volksschullehrers sich abschloß, in den Stand gesetzt werden sollen, einzusehen, wie ein bayerischer Staatsminister sich entschlossen hat, im Handumdrehen eine das Gewissen Tausender von treuen Unterthanen des Königs von Bayern tief berührende Frage mit einer Leichtigkeit und Gemütlichkeit aus der Welt zu schaffen, welche kaum angewandt werden dürfe, wenn es sich darum gehandelt hätte, ob irgend ein provisorisch angestellter Subalternbeamter wegen Unfähigkeit zu entlassen sei."

Der aufmerksame Leser der v. Schulteschen Schrift kann nicht behaupten, daß sie sehr sachgemäß und verständlich geschrieben sei. Nachdem die Altkatholikenfrage zwanzig Jahre lang Gegenstand öffentlicher Erörterung gewesen ist und fast jedes Jahr in der Abgeordnetenkammer zu langen Debatten Anlaß gegeben hat, kann man doch nicht die Lösung dieser Frage mit der „leichten und gemütlichen Entlassung eines Subalternbeamten" vergleichen. Vergebens fragt man auch nach einem praktischen Ziele der Schrift, da der Verfasser, obwohl er am 13. September d. J. den zehnten Altkatholikenkongreß in Köln zu der Resolution bewogen hat, die bayerische Regierung möge die Altkatholiken wieder als Katholiken anerkennen, eine Rücknahme des Ministerialerlasses vom 15. März d. J. schwerlich für wahrscheinlich hält. Der Inhalt und die Form der Schrift werden in Anbetracht, daß der Verfasser der faktische Leiter der altkatholischen Kirche Deutschlands ist, für jede Regierung ein Hindernis bilden, die getroffenen Maßregeln zu redressieren. Um was handelt es sich denn eigentlich? Nun, um die Frage: Sind die Altkatholiken, die im ganzen deutschen Reiche im letzten Jahre nur dreihundertundsechzig Taufen aufweisen konnten, die wahren Katholiken, oder sind es die Römischkatholischen? Diese Frage hat v. Schulte sowohl 1870—1872 von Prag, als seit 1872 von Bonn aus in einer Anzahl von Schriften und Eingaben den deutschen Regierungen zur Beantwortung unterbreitet. Diese seine Thätigkeit hat er in allen Einzelnheiten selber in einem 683 Seiten großen Werke geschildert. Er hat die Regierungen zur Lösung einer innerkirchlichen Frage aufgefordert und klagt nun über Ungerechtigkeit und Unbilligkeit und Vergewaltigung, daß die Regierung in Uebereinstimmung nicht bloß mit der Mehrheit des Reichsrats und des Abgeordnetenhauses, sondern auch auf wiederholten Antrag des Papstes und der katholischen Bischöfe Bayerns, das heißt der staatlich anerkannten katholischen Kirchenbehörde, gegen ihn entschieden hat. Er hat kein Wort der Anerkennung dafür, daß Ministerpräsident v. Lutz den Stiftspropst v. Döllinger und Professor Dr. Joh. Friedrich trotz der Exkommunikation durch Papst und Bischöfe im Besitze katholischer Pfründen von 1870 bis zu Anfang dieses Jahres beschützt hat, daß die exkommunicierten altkatholischen Geistlichen Bernard, Hosemann, Max Hort, Renftle, Meßmer in den 70er Jahren sich des staatlichen Schutzes erfreut haben, und daß es niemand schmerzlicher empfunden hat als Ministerpräsident v. Lutz, daß

keiner dieser Geistlichen eine lebenskräftige altkatholische Gemeinde zu gründen und zu erhalten wußte. Die Schrift beschuldigt einen Minister der krassesten Ignoranz in kirchenrechtlichen Fragen, welcher 24 Jahre hindurch der gefürchtetste Gegner aller Ultramontanen war. Ja, es wird auf der letzten Seite der Schrift Stiftspropst v. Döllinger angeklagt, daß er sich vom Minister Joh. v. Lutz habe verleiten lassen, seit 1870 für den Altkatholizismus keine entscheidenden Schritte zu thun. Man sollte doch denken, es sei entscheidend genug gewesen, daß der bayerische Kultusminister zwanzig Jahre hindurch trotz aller gegenteiligen Gesuche der päpstlichen Kurie und der bayerischen Bischöfe die Altkatholiken als Katholiken anerkannte und den Bischof Reinkens soviel firmeln und predigen ließ, als er wollte. Auch in dem Erlasse vom 15. März d. J. sichert die bayerische Regierung den staatlichen Schutz den Altkatholiken zu, insoweit sie dem von der bayerischen Regierung auch heute noch nicht placetierten vatikanischen Konzile und dessen Dogmen die Unterwerfung versagen. Aber hier liegt eben der springende Punkt. In allen Eingaben an die Regierungen um staatliche Anerkennung und Ueberweisung katholischer Kirchen und katholischen Kirchenvermögens haben die Führer der Altkatholiken feierlich erklärt, daß diese an alles glauben, was die katholische Kirche bis zum 18. Juli 1870 gelehrt hat. Auf diese Erklärungen bauten die Minister in München wie in Karlsruhe, Darmstadt wie Berlin, und wiesen alle ultramontanen Hinweise auf altkatholische Schriften und Vorträge, welche den ganzen Entwicklungsgang der katholischen Kirche vom 6. oder 7. Jahrhundert ab verwarfen und alle im Verlaufe eines Jahrtausends erklärten katholischen Glaubenssätze bekämpften, als unbeweiskräftig zurück, da sie nicht amtlicher, sondern privater Natur seien. Am 10. März dieses Jahres hat nun auf Befehl des Papstes und nach Vereinbarung mit dem Hofe der Kapitularvikar von München die bayerische Regierung ersucht, die Altkatholiken als Exkommunicierte anzuerkennen, weil sie nicht bloß die Papstunfehlbarkeit leugneten und infolgedessen durch ein päpstliches Rundschreiben vom 21. Nov. 1873 von der katholischen Kirche ausgeschlossen seien, sondern auch in ihren Religionshandbüchern den Jurisdiktionsprimat des Papstes und das am 8. Dezember 1854 verkündigte Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariens nicht anerkennten, wie das Organ des altkatholischen „Deutschen Merkur" vom 22. Febr. 1890 zeige. Da die bayerische Regierung vor 1870 den katholischen Priester Thomas Braun wegen Leugnung des Mariendogmas hatte absetzen lassen, dieser aber von den Altkatholiken in Baden als Seelsorger wieder verwendet worden war, hielt der Ministerpräsident, welcher mit der Kammermehrheit, die das Kultusbudget vor Austrag der Altkatholikenfrage zu genehmigen sich weigerte, zum Frieden kommen wollte, den Beweis formaler Häresie erbracht, und schloß wegen der unbefleckten Empfängnis die Altkatholiken Bayerns aus der katholischen Kirche aus, deren Führer von 1871 bis 1878 und noch im März d. J. so zäh für Beibehaltung des Priestercölibats gewirkt und sich in Eingabe an die Regierung gegen die Beschlüsse der altkatholischen Synode betreffend Aufhebung des Priestercölibats verwahrt hatten.

Geh. Justizrat v. Schulte versucht nun in der Schrift nachzuweisen, daß die sämtlichen Altkatholiken Bayerns noch irgendwo einzeln oder gemeinsam das Mariendogma geleugnet hätten. Schwerlich kann er im Ernste der Regierung zumuten, jeden Altkatholiken gerichtlich oder sonst zu einer dessallsigen Erklärung aufzufordern. Der Regierung wie jedem andern muß die amtliche Erklärung des Bischofs Reinkens und der anderen altkatholischen Bischöfe vom 24. Septbr. 1889, daß die Altkatholiken Deutschlands, Hollands, der Schweiz und Oesterreichs das Dogma von 1854 verwürfen und dem Papste nur einen historischen Ehrenprimat zuerkännten, vollkommen genügen. Auf der Unionskonferenz zu Bonn am 15. September 1874 wurde seitens der Vertreter der deutschen Altkatholiken erklärt: „Wir verwerfen die neue römische Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria als im Widerspruche stehend mit der Tradition der ersten dreizehn Jahrhunderte, nach welcher Christus allein ohne Sünde empfangen ist." Da auch im „Amtlichen altkatholischen Kirchenblatte" vom 25. Nov. 1887 gesagt wird, daß die altkatholische Gemeinschaft von den zwanzig katholischen General-Konzilien nur die sechs ersten annehme, so kann die Schultesche Schrift niemanden überzeugen, daß die Altkatholiken an alles glauben, was die katholische Kirche bis 1870 gelehrt hat, und daß der Ministerial-Erlaß vom 15. März d. J. materiell und formell ungerecht sei. Den bayerischen Kultusminister wird die Ausschließung sicherlich sehr geschmerzt haben. Aber er sah keinen anderen Ausweg und glaubte wohl auch, daß die Altkatholiken, als private Kirchengesellschaft oder Freikirche organisiert, viel konsequenter sich entfalten können, da sie bisher aus Rücksicht auf staatliche Vorteile amtlich eine andere Lehre verkündet haben, als die große Mehrheit der Anhänger im häuslichen und kirchlichen Leben bekennt. Vom Standpunkte des evangelischen Glaubens aus kann man nur wünschen, daß die Altkatholiken die Lehren vom Primat sogut wie die von der Heiligenverehrung, von bischöflicher Succession wie Priesterweihe, Messe wie Fegfeuer aufgeben und sich eingehender mit der Confessio Augustana beschäftigen. r.

— Die Sonntagsruhe und die Kirche. Von Bernhard Rische, Pastor in Ribnitz i. M. Eine Untersuchung auf Grund des Lebens, der Bibel und der Geschichte. (Leipzig, E. Ungleich [Georg Böhme Nachf.].) 1890. 132 S. 1,50 M.

Durch die vor allen anderen Fragen im Vordergrund stehende sociale Frage ist auch wieder die Sonntagsfrage zu einer Hauptfrage geworden. Bildet sie schon einen Artikel des socialistischen Parteiprogramms, so ist sie jetzt durch die vom Kaiser veranlaßte internationale Beratung in Berlin auch von oben her in ihrer ganzen Bedeutung erkannt. Die Zeit, als man den Schutz der Sonntagsruhe in manchesterlicher Weisheit für

ein Schwärmen in Wolkenkukuksheim hielt, ist gründlich vorüber. Man wird sie jetzt auch nicht mehr mit der Bemerkung los werden, der Arbeiter verdiene in 7 Tagen mehr als in 6. Wir sind nicht so anmaßend, daß wir sogenannte technisch-sociale Fragen mit dem einfachen guten christlichen Willen lösen wollten; aber eine Frage von solcher allgemeinen Tragweite, wie die Sonntagsfrage, müßte schon längst einer Revision unterzogen sein. Hoffen wir, daß dies jetzt, nachdem der Kaiser selbst gesprochen, auch geschehen wird. Es hat den Anschein dazu, da auch Handels- und Gewerbe-Vereine sich nach dieser Seite bemühen. Ein Büchlein wie das vorliegende giebt schätzenswerte Anleitung dazu, besonders durch die kurzgefaßte Geschichte der Sonntagsfrage. Ueber die Frage, ob die Sonntagsruhe ein göttlich Gebot ist, sind wir allerdings aus dem Schriftchen nicht klar geworden. Daß zu dem Gebiet der äußeren Erholung und Ruhe manche natürliche Vergnügungen gehören können, und daß die Kirche, sofern sie mit Danksagung als ein Stück des Sonntagsbrotes genossen werden, dieselben pflegen muß, ist gewiß nicht zweifelhaft. Aber ebenso gewiß ist, daß sie dabei betonen muß, daß der Gottesdienst selbst Ruhe der Seele in Gott und Erholung der Seele in Christo Jesu ist. Sie darf nicht, wie das im Mittelalter thatsächlich schon einmal eingerissen war, das Vergnügen zur Hauptsache werden lassen. Die Kirche hat die Pflicht, gerade dem Volke gegenüber die Sammlung, und nicht die Zerstreuung zu betonen. Im eigentlichen Ziele finden wir uns hier mit dem Verfasser und mit jedem ernsten Christenmenschen zusammen, wenn wir auch im einzelnen abweichen. Zu diesen Einzelheiten gehören auch die Sätze S. 9, daß der römische Traditionsbegriff ursprünglich hätte besagen wollen, die Schrift sei aus sich selbst zu erklären; oder daß Röm. 9 niemand die Prädestinationslehre leugnen könne; oder daß in dem Satz, der Christ habe alle Tage Sabbath, eine eigentümliche Berührung von Orthodoxie und Pietismus zu finden sei (S. 11). Für den Abriß der Geschichte des Sonntags kann man nur dankbar sein.

A. F.

— Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyklopädischer Darstellung. Herausgegeben von Dr. Otto Zöckler, Professor der Theologie in Greifswald. IV. Band: Praktische Theologie. (München, C. H. Beck'sche Buchhandlung.) 1890.

Diese dritte Auflage des vielbesprochenen großartigen Werkes ist bereits im Januarheft d. J. in den zwei ersten Bänden eingehender besprochen. Auch dieser 4. Band (der 3. steht noch aus) ist nicht unerheblich erweitert, wenn auch im ganzen die alte Einteilung beibehalten ist. Zwei der ursprünglichen Verfasser sind nicht mehr am Leben. Für G. v. Zezschwitz ist Dr. Hölscher in Leipzig eingetreten, und Th. Harnack hat seine Fächer noch selbst überarbeiten können und ist während der Korrektur dieses Bandes heimgerufen. Die Fülle des vorliegenden Stoffes ist groß; die Vollständigkeit der Litteraturangaben und der behandelten Gegenstände höchst befriedigend. Die ganze Einteilungsmethode des sel. Zezschwitz (die sog. genetische, wonach die einzelnen Zweige der praktischen Theologie in der Reihenfolge dargestellt werden, in der die geschilderten Thätigkeiten vorgenommen werden müssen, um Seelen zu gewinnen, Gemeinden zu bilden, Kirchen zu gründen &c., also: Evangelistik, d. h. Missionstheorie, Katechetik, Homiletik, Liturgik, Pastorallehre, Diakonik, Kybernetik) erscheint uns freilich nicht als günstig. Gewisse Zweige des kirchlichen Handelns, die gerade in der Gegenwart besonders hervorgezogen werden, kommen dabei schwerer zu ihrem Rechte. Im ganzen aber kommt es bei der praktischen Theologie vielmehr auf den Stoff als auf seine Einteilung an. Die praktischen Geistlichen werden an dem vorliegenden Werke eine unerschöpfliche Fundgrube wissenschaftlicher Anregung finden, und wir können nur wünschen, daß es von allen ausübenden Homileten, Katecheten, Liturgen und Seelsorgern, besonders in seinen geschichtlichen Partien, immer mehr zu Rate gezogen werde.

M. N.

— Die evangelische Kirche in Rußland. Drei Vorträge von Hermann Dalton. (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1890. 118 S.

Der Verfasser hatte den Plan, nach Art von Freytags Bildern aus deutscher Vergangenheit eine Darstellung des eigenartigen Lebens in der evangelischen Kirche Rußlands zu geben. Von der Ausführung dieser Absicht mußte Abstand genommen werden, und wollen die vorliegenden Vorträge nur als Ersatz und Notbehelf für das geplante Unternehmen angesehen sein. Sie möchten bei den evangelischen Christen Deutschlands eine herzliche Teilnahme für die Gemeinden gleichen Bekenntnisses in St. Petersburg, den Ostseeprovinzen und im Innern Rußlands wecken. Die besondere Notlage der Evangelischen in den Ostseeprovinzen wird zwar nicht übergangen, sie eingehend zu schildern, war jedoch nicht beabsichtigt; in dieser Beziehung wird auf die zur Genüge bekannten Schriften des Verfassers verwiesen. Daß er dreißig Jahre als reformierter Geistlicher in verschiedenen Gegenden Rußlands thätig war, befähigte ihn in besonderem Maße, uns mit dem kirchlichen Leben der dortigen Evangelischen bekannt zu machen. Verleugnet er auch seinen konfessionellen Standpunkt nicht, so hat er doch allezeit einen offenen Blick für die Größe und Gabe der lutherischen Kirche, und wenn er auch nach eigenem Geständnis die Lichtseiten seiner Bilder mehr hervortreten läßt, weil eine lebendige Liebe zu den Brüdern in seiner früheren Heimat ihm die Feder geführt, so hat ihn solche Liebe doch nicht blind gegen die Schwächen gemacht. In vollendeter Form werden uns anschauliche Bilder vorgeführt. Wenn der Leser die Schrift aus der Hand legt, ohne für die Glaubensgenossen in Rußland Teilnahme gewonnen zu haben, so ist es nicht des Verfassers Schuld. Dank ihm für seine Gabe!

Wt.

— Theologische Laienbriefe, herausgegeben von Karl Gustav Schwab. (Stuttgart, W. Kohlhammer.) 1889. 418 S.

Die Briefschreiber, für welche der Herausgeber die Namen Julius und Theodor gewählt hat, sind ein praktischer Arzt und ein Jurist. Dem ersteren fällt die Rolle zu, Zweifel anzuregen, Einwürfe zu machen u. s. w.; dem letzteren, die christliche Lehre nach seiner Auffassung positiv zu entwickeln. Durch die Form der Korrespondenz gewinnt die Abhandlung an Leben und Interesse. Es wird uns auf diese Weise die ganze christliche Glaubenslehre entwickelt: erkenntnistheoretische Vorbegriffe, religionsphilosophische und religionsgeschichtliche Grundlegung, Offenbarung und hl. Schrift, historisch-kritische Erörterungen, dogmatische Erörterungen über Gott, Wunder, Dreieinigkeit, Mensch, Christus, Erlösung u. s w. Eingerichtet ist das Buch für Laien, aber nur für solche, die an die Behandlung philosophischer und wissenschaftlicher Probleme gewöhnt sind. Zum Schluß aber die Frage: Welchen Standpunkt vertritt diese Laien-Dogmatik? Es ist nicht leicht, davon ein deutliches Bild zu machen. Die erkenntnistheoretischen Abhandlungen sind meistens vortrefflich, auch in der Lehre von Gott und Offenbarung ist die Darstellung überwiegend positiv; je weiter wir aber in die Einzelheiten hineinkommen, auf destomehr Abschwächungen seiner Glaubens-Vorstellungen wird der bibelgläubige Leser stoßen. Dies zeigt sich besonders in der Lehre von der Sünde und der Erlösung, wo die Darstellung auch fast ganz in Kritik der orthodoxen Kirchenlehre aufgeht, während es in anderen Partieen nicht an sehr warmen religiösen Aeußerungen fehlt. Ueberhaupt ist das ganze Buch von ernstem, frommem Sinn getragen, und wenn auch fast ausschließlich die Theologen der freien Richtung citiert werden, so werden doch auch sie noch gerade von ihrer positivsten Seite vorgeführt. So stellt sich uns ein Versuch dar, das biblische Christentum mit dem modernen Zeitbewußtsein zu vermitteln, bei dem der Standpunkt zwar innerhalb der christlichen Weltanschauung genommen, demselben aber doch nicht voller Ausdruck gegeben wird.

M. N.

— Das Königtum Jesu Christi. Vortrag von Eugène Bersier, Pastor der reformierten Kirche in Paris († 19. Nov. 1889). Autorisierte Uebersetzung von E. T. (Bremen, M. Heinsius.) 1890. 60 Pf.

Die Königsgestalt des Herrn wird aus seinem Auftreten und aus den Schicksalen seines Reiches erwiesen und in konkreter Weise die Polemik gegen die Gegner geführt. Ueberaus schlagend und zum Herzen redend. Hervorgehoben sei u. a. die Beleuchtung der Rede- und Lehrweise Jesu z. B. im Verhältnis zu der des Sokrates. Schon früher sind Bersiers Predigten deutschen Lesern und Homileten von uns ernstlich empfohlen. Die natürliche Ueberzeugungskraft und die Entfernung von aller doktrinären Phrase tritt auch in diesem Vortrag gewinnend entgegen.

— Der Unglaube in den gebildeten Ständen und seine Bekämpfung. Vorträge von P. Schnakenberg-Bremerhaven und P. Jensen-Breklum. (Breklum, christl. Buchhandlg.) 1889. 50 Pf.

In dem ersten haben wir eine sachgemäße Darstellung des Unglaubens und der Feindschaft unter Gebildeten, in dem zweiten eine Rechtfertigung des Martineums, des christlichen Privatgymnasiums in Breklum, das so bedauernswerte Kämpfe mit der Regierung zu bestehen hat.

— Ueber das Wesen und die Aufgabe einer bibelgläubigen Theologie. Von Prof. Dr. Rob. Kübel. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1890. 2. neu bearb. u. verm. Aufl. 1 M.

Das Schriftchen, das wir schon im Februarheft d. J. anzeigten, hat s. Z. Aufsehen gemacht und verdient auch in dieser neuen Gestalt die allgemeinste Beachtung. Die Grundlinien, welche eine Theologie innehalten muß, die den Namen einer bibelgläubigen verdienen will, werden darin anschaulich und mit der nötigen Freiheit gezeichnet.

— Der Kindertaufe Recht und Kraft. Von G. Kemmler, Dekan. (Stuttgart, Evang. Gesellschaft.) 1890. 50 Pf.

Einfache, klare und entschiedene Verteidigung der kirchlichen Lehre gegen den Baptismus und baptistische Neigungen.

— Eine Reihe kleiner Schriften, die sich auf die äußere und innere Mission oder auf andere kirchliche Fragen beziehen, seien hier zusammenfassend genannt. Sind wir noch Christen? Eine ernste Frage an Christen von Franz Kliche (Berlin, Wiegandt & Schotte.) 1890. 60 Pf. — zielt ab auf Belebung der kirchlichen Arbeit in Stadt und Land, lebhaft und ernsthaft, auch an die Gewissen der Pastoren sich wendend, mit teilweise recht gesunden Gesichtspunkten. — Die Beteiligung der weiblichen Jugend an der kirchlichen Diakonie. Vortrag auf der August-Konferenz 1889 von H. Rahmiz, Pastor von Bethanien. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1890. 23 S. — Schon aus den Zeitungsberichten äußerlich bekannt, sehr zu empfehlen. — Der irdische Beruf des Christen. Vortrag im Ev. Verein zu Hannover, gehalten von Gerh. Uhlhorn, D. theol., Abt zu Loccum. (Hannover, Heinr. Feesche.) 1890. 18 S. — Der Mann, der jetzt der gründlichste Kenner der geschichtlichen Arbeit der Kirche an den Werken der Liebe ist, wendet sich hier an die Zeitgenossen mit anziehenden Entwicklungen eines wichtigen Verhältnisses aus der christlichen Sittenlehre. — Ein Büchlein vom Schwören. Von L. W. Fricke, Pastor und Vorsteher des Stephansliftes. (Hannover, Buchdruckerei des Stephansliftes.) 5. Tausend. 23 S. — Sehr eingreifend, klar, volkstümlich. — Die drei Bahnbrecher der Ev. Mission in China von Wilh. Hähnelt, Superintendent in Dahne. (Berlin, Ev. Missionshaus.) 1889. 30 Pf. — Ansprechende, mit Bildern geschmückte Missionserzählungen; besonders Gützlaffs Fehl-

griffe werden nicht verschwiegen, der eifrige Mann aber doch gebührend anerkannt. — Lehre der zwölf Apostel. Urchristliches Lehr- und Erbauungsbuch für das christliche Haus, aus dem Griechischen übersetzt und erklärt von D. J. Rieks. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1889. 50 Pf. — Die berühmte Schrift, die erst vor kurzem wieder entdeckt und dann von der Wissenschaft nach allen Seiten auseinandergerissen ist, wird hier der christlichen Gemeinde zur Kenntnis geboten und wird gewiß erbaulich und belehrend wirken. — Märkische Kirchenerneuerung. Ein Vortrag zur 350jährigen Jubiläumsfeier der Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg, gehalten im kirchl. Verein von St. Simeon in Berlin am 21. Oktober 1889 von D. J. Rieks. (Verlag des Evang. kirchl. Anzeigers.) 20 Pf. — Ein um so interessanterer historischer Rückblick, als er von jemand gethan wird, der selbst den Bruch der Reformation mit Rom an sich erlebt hat.

— Wir nennen noch zwei apologetische Vorträge, die schon länger liegen, aber eine empfehlende Erwähnung vollauf verdienen: Anfang und Ende der Menschheit auf Erden. Vortrag von G. Weitbrecht, Stadtdekan in Stuttgart. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1888. 20 Pf. — Er knüpft in interessanter Weise an geschichtswissenschaftliche Hypothesen an, um dann die christliche Anschauung darzulegen. — Die Fußtapfen des lebendigen Gottes in dem Reiche der Natur. Vortrag von A. Lichtenstein, Pastor. Mit Bildnis des Verfassers. (Elberfeld, Evang. Jünglingsvereinshaus.) 50 Pf. — Mit reichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet, weist Pastor Lichtenstein in den von der Wissenschaft überall unerklärt bleibenden ersten Bewegungen und Kräften der Materie, sowie in den auf höheren Stufen wieder neu auftretenden Lebenskräften das Wirken des lebendigen Schöpfers nach.

3. Geschichte.

— Baltenhetze. Die Verfolgung von Glauben, Sprache und Recht in den Ostseeprovinzen Rußlands. Von W. Lööralt. (Leipzig, Duncker & Humblot). 1890. 154 S. 3 M.

Es ist natürlich kein erfreuliches Bild, das hier entrollt wird. Aber zutreffend wird man es leider nennen müssen, und darum ist es auch dankenswert. Zunächst wird ein Ueberblick über die Geschichte der deutschen Balten und ihre segensreiche Einwirkung auf die eingesessene esthnische Bevölkerung geworfen, um daraus die in den letzten Jahrzehnten eingetretenen russischen Verstimmungen, und damit die „Baltenhetze“ zu erklären. Der zweite, längere Teil beschäftigt sich speciell mit einigen russisch-esthnischen Streitschriften gegen Pastor Daltons „Offenes Sendschreiben an Pobedonoszeff.“ Die Auseinandersetzungen des Verfassers sind überall scharf, geradezu schneidend, seiner Polemik merkt man die tiefe, innere Entrüstung an, die ihm die Feder geführt hat. — Was er zur Sache vorbringt ist, wenn nicht überall neu, so doch von der Art, daß es die Lage in den Ostseeprovinzen in ein helles und grelles Licht stellt. Das Buch müßte klärend wirken — wenn es in den zunächst beteiligten Ländern überall von der Censur zugelassen würde. Aber freilich, wie die Censur im Baltenlande gegenwärtig gehandhabt wird, davon giebt der Verfasser selbst einige drastische Beispiele. Sie wird vertreten von dem Dr. med. Eugen Janssen, esthnischer Nationalität und evangelisch-lutherischer Konfession, und ist besonders empfindlich gegen das Lutherlied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“, dem sie unnachsichtig nachstellt. Kürzlich hat sie sogar — wohl infolge eines bösen Gewissens — vom Titelblatt eines esthnischen Volkskalenders nach neunjährigem Bestande die zweite Hälfte des Bibelspruchs Ps. 1,6: „Denn der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergehet“, fortgestrichen, wohingegen schmachvolle Hetzereien gegen Luthertum und Deutschtum unbeanstandet durchgehen. Auch sonst illustriert der Verfasser die russisch-orthodoxe Propaganda in den Ostseeprovinzen durch zahlreiche Beispiele. Besonders kräftig brandmarkt er die schamlose Art und Weise, mit der verschiedentlich große, allgemeine „Konversionen“ der esthnischen Bevölkerung ins Werk gesetzt worden sind. So fand 1883 eine solche „zur Feier der Kaiserkrönung“ statt, die — meist in den Landschenken — von griechisch-orthodoxen Priestern gepredigt ward. Es wurden dem unwissenden Volk die Vorzüge des „Reichs-“ und „Kaiserglaubens“ angepriesen, zu dem sich jeder treue Bürger des russischen Reiches und Unterthan des russischen Kaisers öffentlich bekennen müsse. Daß es sich um einen Bekenntniswechsel handelte, wurde den Leuten gar nicht klar; andernfalls wurde — wenigstens im Anfang — ausdrücklich damals von den Priestern hervorgehoben, daß der Konfessionswechsel gar nichts bedeute, und auch von den äußeren Formen der orthodoxen Kirche, wie z. B. von der Forderung des Fastens, war noch nicht die Rede. „Ihr armen Leute müßt ja so wie so immer fasten!“ sagten die „gutmütigen“ Priester. Nach vollzogener Konversion wurde das freilich anders, aber dann kam die Reue zu spät, denn die orthodoxe Kirche entläßt bekanntlich niemanden aus ihren Armen, den sie einmal umklammert hat. — Lehrreich ist auch die vollständig mitgeteilte propagandistische Hetzrede eines orthodoxen Priesters, welche derselbe, ebenfalls im Jahre 1883, bei Einweihung eines landwirtschaftlichen Vereinshauses vor durchgehends evangelischen Zuhörern gehalten hat, sowie die Wiedergabe eines Traktates aus dem Jahre 1887, das unter den größtenteils evangelisch-lutherischen Kindern einer Volksschule von Staats wegen verteilt worden ist. Wenn derartige Dinge nicht mit Datum, Namen und allen näheren Umständen mitgeteilt wären, man würde sie für unmöglich halten. — Alles in allem ist ein derartiger Protest gegen russische Vergewaltigung im Baltenlande, wie er hier vorliegt, nicht nur zu billigen, sondern sogar notwendig, damit man sich später keiner Unterlassungssünden anzuklagen hat. Ob er mehr nützen wird, als die bisherigen, steht freilich dahin.

4. Biographisches.

— Graf Leo N. Tolstoi. Aus meinem Leben. Uebersetzt aus dem Russischen von Dr. Hermann Roskoschny. (Leipzig, Reißner.) 1890. 324 Seiten.

Auf dem Umschlag des Buches findet sich eine Recension einer andern Tolstoischen Schrift: „Russische Bauern, Dorfgeschichten", abgedruckt aus der „Allg. kons. Monatsschrift". Die Dorfgeschichten sind auf das wärmste von uns empfohlen worden. Mit einigen Einschränkungen geben wir gern auch dem vorliegenden Buche ein empfehlendes Geleitswort mit. Es ist nicht, wie die Dorfgeschichten, ein Buch für den Familienkreis, wohl aber ein solches, das jedem gereiften Leser angenehme Stunden bereiten wird. Denn es giebt ein außerordentlich lebendiges, dramatisches und ungeschminktes Bild aristokratisch-russischen Familienlebens bezw. der Jugenderziehung in einer solchen Familie, ein Bild, das offenbar photographisch treu, eben darum aber in vielen Zügen nichts weniger als sympathisch ist. Tolstoi ist Realist. Wenn er nun sich selbst in dieser Biographie — sie reicht bis zur Universität — in einem vielfach sehr wenig günstigen Licht erscheinen läßt und nicht die geringste Bemühung macht, den Leser für sich einzunehmen, so läßt sich dagegen wenig einwenden. Er mag ja die Ueberzeugung gehabt haben, daß er ein unliebenswürdiger junger Mann gewesen. Und die Aufrichtigkeit kontrastiert nicht unangenehm mit so vielen anderen Selbstbiographien, die von Eigenlob triefen. Was aber unliebsam berührt, ist nach unserer deutschen und evangelischen Auffassung die völlig pietätlose Ausdehnung seines kalten Realismus auf Großeltern und Eltern. Die Großmutter wird als eine gemütlose Weltdame geschildert, der Vater als leichtlebiger Bonvivant, der spielt und Liebschaften hat. Es wird das alles wohl so gewesen sein, aber nach unserem Gefühl ist es verletzend, wenn Kinder dergleichen aufdecken. Tolstoi mit seiner Kleinmalerei schenkt uns nichts. Gelegentlich kommen zwei vornehme junge Leute, um den älteren, vielleicht 16jährigen Bruder des Dichters, Wolodja, zu einem Mittag im Restaurant abzuholen. Der Bruder verläßt, nachdem die Einladung ergangen, unter nichtigem Vorwand das Zimmer, ohne zu sagen, ob er annimmt oder ablehnt. Der jüngere Bruder weiß ganz genau, daß er lediglich im Hause von einem Domestiken zum andern läuft, um sich zu vergewissern, ob er noch unter dem Gesinde das nötige Taschengeld für seine Ausschweifungen „pumpen" kann.

Wie gesagt — mit einigen Einschränkungen empfehlen wir das Buch als eine sehr anregende Lektüre. Es lehrt uns den russischen Adel mit seinen Vorzügen und Schwächen in trefflicher Weise kennen; es zeigt uns ihn mit seiner gewissen Großartigkeit und Noblesse, die freilich oft genug an der kleinen Misere des Lebens zu schanden wird, weil Maß und Zucht fehlen; andererseits aber auch mit dem gewaltigen moralischen Defizit, das ihn unfähig macht, sich die Achtung des Volks zu erwerben. Wir sehen auch hier, wie Bigotterie und Immoralität brüderlich Hand in Hand gehen. — Die Darstellung ist vorzüglich.

— Philipp Adolf von Münchhausen der Aeltere, ein Lebenszeuge und Laienprediger der lutherischen Kirche während des dreißigjährigen Krieges. Von Hermann Beck, Pfarrer und Badeprediger in Bad Kissingen. (Würzburg, Georg Hertz.) 1890. 82 S. 2 M.

Der Titel des vorliegenden Heftes läßt etwas anderes erwarten, als was der Verfasser bietet, und so entsteht eine gewisse Enttäuschung. Man hofft, es werde uns in der Person v. Münchhausens und seinen Schicksalen die Lebenskraft lutherischen Glaubens mitten in den Drangsalen des 30jährigen Krieges zur Anschauung gebracht werden. Dieser Erwartung kann der Verfasser nur wenig entsprechen, denn es fehlt an den Quellen. Eine Familiengeschichte, die Leichenpredigt, welche der Pastor seinem Kirchenpatron gehalten, nebst Lebenslauf geben eine zu geringe Ausbeute und sind zu wenig zuverlässig, als daß der Verfasser in dem kurzen Lebensabriß, den er giebt (S. 1—15), nicht häufig zu einem „es wird zu vermuten sein" und ähnlichen Wendungen seine Zuflucht nehmen mußte. — Wenn ferner im Titel v. M. ein Laienprediger genannt wird, so ruft auch dieser unserm Ohr etwas fremd klingende Ausdruck ein Mißverständnis hervor, denn wer denkt dabei nicht, der Mann werde ohne ordentlichen Beruf öffentlich Predigten gehalten haben? Davon aber wird uns nichts berichtet, wir erfahren nur, daß v. M. der Verfasser eines sehr zu schätzenden Erbauungsbuches ist, welches Predigten, Andachten u. s. w. enthält. Auf dieses Werk hinzuweisen und auf Grund desselben v. M.'s Charakter und Bedeutung zu würdigen, hat sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht. Dieselbe hat er in ansprechender Weise gelöst, indem er durch charakteristische Proben aus jenem jetzt seltenen Werk den Prediger, den Kinderfreund, den Beter, den Dichter uns vorführt. Als Beitrag zur Geschichte der lutherischen Erbauungslitteratur ist die Abhandlung beachtenswert. Wt.

5. Länder- und Völkerkunde.

— Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet. Nach den neuesten und besten Quellen. Von Dr. Johannes Baumgarten. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890.

Nach des Verfassers Absicht soll das fast 600 Seiten starke Buch das größere Publikum, nicht aber Geographen von Fach über die koloniale Entwicklung in Ostafrika unterrichten und in weiteren Kreisen Teilnahme für dieselbe wecken; es bringt Aufsätze von den verschiedensten Verfassern über das ganze, im Titel näher bezeichnete ungeheure Gebiet, über Land und Leute, Bodenbeschaffenheit, Klima, Handel 2c., die, in bunter Reihe sich folgend, im ganzen gut gewählt sind und nicht nur die Licht-, sondern auch die Schattenseiten des

Kolonisierens zum Ausdruck bringen. Größere selbständige Arbeiten des Herrn Verfassers selbst beziehen sich auf die christliche Mission, und wir freuen uns, von ihm die Notwendigkeit, den Negern das Christentum zu bringen, so kräftig betont zu sehen; ferner auf die Antisklavereibewegung, über deren Verlauf er eine gut geschriebene Uebersicht bietet. Im Zusammenhange läßt sich das Buch nicht gut lesen, es mag aber zweckmäßig als Nachschlagebuch benutzt werden, um sich schnell über eine in den Vordergrund des Interesses gerückte Gegend rc. zu unterrichten. Abgesehen von einigen Wiederholungen ist das Buch gut geordnet, ein übersichtliches Inhalts-Verzeichnis erleichtert das Auffinden der einzelnen Abschnitte. v. H.

— Bibliothek denkwürdiger Forschungsreisen. Herausgegeben von E. Falkenhorst. (Stuttgart, Union.)

Dem Prospekt gemäß soll dieses Werk in 36 Lieferungen (zu 40 Pf.) erscheinen und in volkstümlicher Form, d. h. unter Weglassung alles rein Wissenschaftlichen, über Emin Pascha und seine Vorläufer, Stanley, Przewalsky, über die früheren Entdecker Amerikas, über Deutsch-Ostafrika, Erforschung der Meere, des Nordpols und Luftschifferei, also über die verschiedenartigsten Dinge berichten. Die uns vorliegende 1. Lieferung (Emin Paschas Vorläufer im Sudan) besteht aus Auszügen aus den großen Reisewerken Junkers, Schweinfurths rc., mit mehr oder weniger gelungenen Verkleinerungen der in diesen enthaltenen Abbildungen, macht also auf Selbständigkeit gar keinen Anspruch und entnimmt den Werken der Reisenden nach Gutdünken interessant scheinende Stellen, teils wörtlich, teils in Umschreibungen und Abkürzungen. Ob das Lieferungswerk der Absicht, in kurzer Form dem großen Publikum die Ergebnisse der Entdeckungs- und Erforschungs-Reisen mundgerecht zu machen, entspricht, kann erst nach dem Erscheinen mehrerer Lieferungen beurteilt werden. v. H.

6. Poesie.

— Wieland, der Schmied. Von Otto Behrend. (Leipzig, Kommissions-Verlag der Rengerschen Buchhandlung). 1890. 199 S.

Eine im großen und ganzen erfreuliche Lektüre. Die Sage vom Schmied Wieland, wie die Bruchstücke der älteren Edda sie berichten, ist hier mit Zuhülfenahme der Phantasie vom Verfasser zu einem einheitlichen Ganzen zusammengeschweißt. Die Hauptzüge dieser altnordischen Sage dürften den Lesern bekannt sein, wenn auch nur aus der Erzählung des Kämmerers Spazzo in Scheffels „Ekkehard". Hier hat sie folgende Gestalt:

Die drei Söhne des alten Helden Wate, unter ihnen der junge Wieland, leben jahrelang mit drei Walküren in glücklichen Ehen. Von diesen auf göttlichen Befehl plötzlich und heimlich verlassen, zerstreuen sie sich racheburstig von ihrem Stammsitz, auf dem nur Wieland, vertrauend auf die dereinstige Wiederkehr seines Weibes, zurückbleibt. Vom bösen Nidung, den es nach seinen Reichtümern gelüstet, wird er nächtlich überfallen und, nachdem ihm die Sehnen der Kniee durchschnitten sind, so, unschädlich gemacht, auf eine Insel nahe seines Hauses gebracht, um dort für den Nidung kunstvolle Schmiedearbeit zu fertigen. Auf dem Wateschen Stammsitze haust der Nidung mit seiner Gattin, zwei kleinen Söhnen und einer mannbaren Tochter. Wirland brütet Rache. Er tötet die beiden Knaben, die in kindlicher Neugier zu ihm gekommen waren, und verfertigt aus ihren Schädeln Trinkgefäße für den Nidung, aus ihren Augen Edelsteine für dessen Gattin und aus ihren Zähnen ein Goldgeschmeide für die Tochter. Der letzteren thut er, als sich die Gelegenheit bietet, Gewalt an. Inzwischen hat er sich kunstvoll Flügel verfertigt, mit denen er zum Wiking Olaf fliegt, dem er seine Geschichte erzählt und ihn dadurch bestimmt, dem feigen Nidung, der einem Einzelkampf mit Wieland ausweicht, in offener Feldschlacht entgegenzutreten. In derselben fällt Wieland durch Nidung und wird von seiner treuen Gattin, der Walküre, gen Walhall getragen; Nidung aber, ruhm- und wundenlos im See erstickt, fährt seinen Thaten entsprechend hinab zur Hel.

Die Behandlung, die diesem im Umriß mitgeteilten Stoff zu teil geworden ist, ist durchweg gut und wirksam. Besonders ist zu billigen, daß der Verfasser sich nicht zu archaistischer Behandlungsweise — nach berühmten Mustern — hat verleiten lassen, sondern die Sage, soweit es ohne Beeinträchtigung ihres uralten Charakters möglich war, in ein der Neuzeit entsprechendes Gewand gekleidet hat. Die Erklärungen unter dem Text — z. B. Walküre, Walhall, Odin, Albdruck, Holmgang u. s. w. — hätten wohl größtenteils wegbleiben können; das Wenige von altnordischem Götter- und Heldenmythus, das hier verlangt wird, wird wohl auch in Töchterschulen getrieben, gehört wenigstens zur „allgemeinsten" Bildung. Die vierfüßige Trochäuszeile bricht oft recht unvermittelt ab, z. B.:

„— — doch bisweilen
Hemmt ihn auch ein Felsblock, den der
Frost des rauhen Winters von den
Nahen Bergen losgesprengt und
Der in tollen Sprüngen dann zu
Thale eilte; — —"

Aber Julius Wolff, ja selbst Scheffel im halbklassischen „Trompeter" machen's ja auch nicht anders. — Zu beanstanden ist indes inhaltlich das S. 11 ff. geschehene Anspinnen von Motiven, die nachher im ganzen Buche unbenutzt liegen gelassen werden. Der Leser wird dadurch irregeführt, indem er fortwährend auf etwas wartet, das schließlich überhaupt nicht eintritt.

A. W.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Am Gardasee. Novelle von Ludwig Habicht. (Leipzig, Carl Reißner). 1890. 201 S.

In einer Pension am Gardasee spielt sich zwischen zwei Freunden, einem Maler und einem Dichter, beide ehemalige Offizirre, und zwei amerikanischen

Schwestern eine Liebesgeschichte ab, die ohne die geringste Verwicklung höchst einfach verläuft. Der Maler heiratet die ältere phlegmatische Schwester, während die jüngere, weitaus interessantere und wirklich gut geschilderte, die sich von dem flatterhaften Dichter nicht geliebt glaubt, einen amerikanischen Vetter zum Gatten nimmt, mit dem sie glücklich wird. Der Dichter, der zu spät einsieht, daß er diesmal wirklich liebte, giebt sich den Tod in den Fluten des Gardasees. „Sie waren beide zu stolz, sie kämpften mit einander wie zwei Gladiatoren und jeder wollte als Sieger aus dem Kampf hervorgehen."

Leider kann man sich für die Persönlichkeit des Dichters herzlich wenig erwärmen. Er war nach Italien gekommen, um sein Herz von Liebesweh zu heilen. Kaum sieht er die Amerikanerin, so verliebt er sich in sie. „Er hatte selbst geglaubt, daß er wenigstens Wochen der tiefsten Einsamkeit in dieser herrlichen Natur bedürfen würde, eh' die Wunde ein wenig vernarbt, die ihm durch eine heillose Kokette geschlagen worden, und nun war er selber erstaunt, wie schnell sein Herz genesen. — Er hatte nicht einmal nötig, in einem Gedicht das Weh auszittern zu lassen, das noch vor kurzem so wild und verzweifelnd durch seine Brust gestürmt; es war verschwunden und kaum noch eine etwas schmerzende Erinnerung davon zurückgeblieben. Wofür wäre ich ein Dichter, wenn ich mich nicht den neuen Eindrücken und mit voller Seele hingeben könnte?! . . ." Nun kannte er sich aber genug, um sich selbst nicht recht zu trauen und auf Grund langjähriger Erfahrung sein neues Liebesgefühl auch nur für ein vorübergehendes zu halten. Schon als Offizier hatte er merkwürdige Grundsätze gehabt. „Während der Dichter nach einer Liebe lechzte, die seine ganze Seele ausfüllte, sagte sich der junge Offizier, daß alles eitel und es das beste sei, von Blume zu Blume zu flattern, um in mehreren die Vollkommenheit zu finden, die man in der einen doch vergeblich suchen würde. Eine unglückliche Liebe hatte sogar für ihn bereits einigen Reiz gewonnen — und da er die Erfahrung gemacht, daß er sich aus solch einem herzbrechenden Ereignis schließlich „heil und wohlbehalten" immer wieder herausgefunden, so hatte eine unglückliche Liebe für ihn ihre Schrecken verloren." Für sein Verhalten hat der Dichter eine gute Entschuldigung gefunden: „Diese Flatterhaftigkeit ist nichts weiter als die suchende Treue. Ich habe eben noch nicht diejenige gefunden, die mein Herz auf ewig gefangen nimmt." Von diesen Grundsätzen ausgehend, verfaßt der Dichter eine Novelle, in der er nachweist, daß Goethe niemals der große Dichter geworden wäre, den jetzt die Welt bewundert, wenn er sich in jene kleinlichen Verhältnisse eingesponnen und die reizende Sesenheimer Idylle mit einer prosaischen Heirat geendigt hätte. Er gewann die Ueberzeugung, daß Goethe damals „recht gethan". — Diese Novelle, eine poetische Rechtfertigung der Treulosigkeit, hat der Dichter die unglaubliche Unverfrorenheit der von ihm geliebten Amerikanerin vorzulesen, die ihm daraufhin mit Recht den Laufpaß giebt. Vor seinem freiwilligen Tode verlobt er sich noch rasch mit einer Italienerin, die in einem ihrer Briefe folgende, selbst für eine Südländerin zu glühende Schilderung von ihrer eigenen Schönheit entwirft: „Ach, du weißt es ja gar nicht, welches Glück dich erwartet, sonst wärst du nicht solange geblieben. Ich bin ja weit schöner als du ahnst, und wenn ich mich vor dem Schlafengehen noch einmal im Spiegel betrachte, dann glaube ich selbst, daß mich ein Künstler zum Modell wünschen könnte. Ja, manchmal glaube ich es, daß meine Schönheit es wohl mit der Venus in der Rotunde in unsern Uffizien aufnehmen könnte, denn sie ist ja nur von Marmor und ich bin lebendig." — Für einen Dichter, der früher deutscher Offizier war, ist die politische Ansicht nicht übel: „Ja, wenn erst die Amerikaner deutsche Bildung, deutsche Kultur völlig in sich aufgenommen haben, dann werden sie die erste Nation der Welt sein."

Die Darstellung und Sprache der Novelle ist durchaus schön. Nur zuweilen stört eine Kleinigkeit, wie S. 9: „Der Maler sah ihr nach — und noch lange blieb ihr Bild in der Netzhaut seiner Augen." S. 15: „Zu seiner Linken saß seine noch immer jugendlich aussehende Gattin, trotzdem sie sich rühmen konnte, bereits Großmutter zu sein." Auch wirkt es komisch, wie das trotzige Lächeln Lillies den Maler immer wieder an das letzte Mal erinnert, als es um ihre Lippen spielte. Zuerst lächelt sie im Sturm auf dem See, dann S. 65, wie sie erzählt, daß sie sich Goethe habe erkämpfen müssen: „Und um ihre Lippen spielte wieder jener Trotz und jene Entschlossenheit, die sich gestern darauf gezeigt hatten, als sie das empörte Element zu bewältigen gesucht, um schon im nächsten Augenblick vor sich hin zu lächeln." Dann steht sie S. 71 am Wasserfall, „und um ihren Mund spielte jener Zug von Trotz und Energie, den sie gezeigt, als sie davon erzählt, wie sie sich Goethe erkämpft habe." Dann spielt S. 110 dieses Lächeln nochmals, so daß es dem Verfasser selbst etwas viel wird und er S. 117 sagt: „Wirklich spielte nur zu oft um ihren ohnehin nicht ganz regelmäßigen Mund Trotz, Härte, Energie, ihre schmalen Lippen konnten sich so fest zusammenziehen, und dann hatte sie doch wieder ein hinreißendes Lachen."

Das Buch ist recht gut ausgestattet und kann in erster Linie jungen Leuten, die geneigt sind, mit den Gefühlen anderer zu spielen und die an „suchender Treue" leiden, gut empfohlen werden, dietet aber auch sonst eine angenehme Lektüre.

Sch.-K.

— Unter vier Herrschern. Aus den Erinnerungen Althea Allinghams 1785—1842. Von Emma Marshall. Autorisierte Uebersetzung. (Gotha, Fr. Andr. Perthes.) 1890. Gebunden 4 Mk.

Emma Marshall ist in Deutschland nicht mehr unbekannt. Was sie hier giebt, ist der Lebensroman einer vornehmen englischen Frau. Der Titel: „Unter vier Herrschern" hat mit dem Verlauf der Erzählung wenig zu thun, er zeugt nur von der patriotischen Stimmung, welche, wie

die Seele und das Haus der Frau, so das Buch erfüllt. Und das ist eine Stimmung, welche wir in Deutschland gut verstehen und nachfühlen, wenigstens da überall, wo noch das Band zwischen den Unterthanen und dem Fürstenhause in Kraft besteht. Aber der Patriotismus dieses englischen Buches ist verklärt durch einen warmen evangelischen Geist der Frömmigkeit, jener Frömmigkeit des lebendigen Glaubens, welcher in der Liebe thätig, in der Trübsal geduldig, im Tode hoffnungsvoll macht. Eigen ist dabei, was uns auch sonst schon, selbst in besseren englischen Werken, die aus dem wirklichen Leben geschöpft, aufgefallen ist, daß diese Frömmigkeit anscheinend außerhalb des Schattens der Kirche groß wächst. Sie hat Gottes Wort, Gebet, Bekenntnis, Liebeswerk in sich und bei sich — die Tochter z. B. löst ein werdendes Brautverhältnis, weil sie erkennt, daß der Mann ungläubig und leichter, loser Sitte ist, — aber von den Einwirkungen der Kirche weiß sie nichts. Ist das trotz der hochkirchlichen Kirchlichkeit so, dann erklärt es sich, woher diese Frömmigkeit so leicht mit ihrer Kirche bricht und sich in den Schoß der römischen Kirche flüchtet. Dann fehlt ihr ja das wahrhaft kirchliche Gepräge, welches der Frömmigkeit Halt und Festigkeit verleiht. — Ich kann dies neueste Werk der Marshall freudig dem deutschen Familientisch empfehlen. Man nimmt in Sommertagen so manches Buch mit auf die Reise, ins Bad, aufs Land, darunter viel elendes, trostloses Zeug, man sollte für solche Zeiten der Erholung auch für erquickliche Bücher sorgen. D.

— Unter deutschen Palmen. Roman von Christian Benkard. 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) 1890. 256 und 246 S.

Daß unsere Kolonialpolitik auch auf dem Gebiete des Romans sich bald fruchtbar erweisen würde, war vorauszusehen. Ebenso naturgemäß ist es jedoch auch, daß unsere schwarzen Brüder und Schwestern schließlich doch nur als wirkungsvolle Dekoration dienen und nur untergeordnete Rollen ausfüllen können, und daß, wie der Titel richtig sagt, die deutschen Palmen, das deutsch gewordene Stück Afrika nur den Ort abgeben muß, an dem sich zwischen Europäern Verbindungen anknüpfen und lösen, die sich am Ende gerade so gut irgend wo anders hätten abspielen können. Bei dem Kulturzustande unserer afrikanischen Mitbürger ist ein Othello einstweilen nur nach einer seiner ungünstigen, seiner schwarzen Seiten denkbar, eine Desdemona etwa aber geradezu unmöglich.

In unserem Romane ist eine hübsche Quarterone, mit der sich ein junger deutscher Kaufmann höchst unbedachterweise verlobt hat, bis er genötigt ist, ihr um ihrer Untreue willen den Laufpaß zu geben, die einzige Nicht-Europäerin, außer einer alten, treuen Negersklavin, sie selbst aber hält sich für eine Weiße, im Gegensatz zu den Vollblutafrikanern. Die wirklich weiße Hauptheldin ist die aus Deutschland herübergekommene Tochter eines von seinem Weibe einst schmählich verratenen Mannes, der mit seiner Erfahrung dem jungen Deutschen in allerhand Gefahren mit Rat und That zur Seite steht. Das eigentlich Romanhafte ist die schwache Seite der Erzählung, die kaum eine Stelle enthält, an der man das Buch nicht mit aller Gemütsruhe bis auf weiteres aus der Hand legen könnte. Dagegen ist die Schilderung der Natur, des Lebens der europäischen Bewohner der Tropen, vor allem aber der Schwarzen dem Verfasser ganz vorzüglich gelungen. Nur die eingehendste Kenntnis unserer Kolonien konnte ihn befähigen, einen solchen Roman zu schreiben, dem man überall die lebendige Anschauung aufs vorteilhafteste anmerkt.

Eine noch so wohlgemeinte, schöngesetzte Rede über das Wesen der Liebe, wie sie Bd. II, 56 und 57 steht, ist in dem Munde eines jungen Mädchens, die doch über dergleichen Fragen jungen Herren besser keine Kathedervorlesungen halten, nicht recht angebracht. — In einigermaßen unglaublicher Weise wird die Furcht der Neger vor dem jungen Walfried Bd. I, 144 geweckt. Ein riesenhafter Kruneger, der seiner herkulischen Kräfte wegen in hohem Ansehen stand, und der in seiner Trunkenheit, mit einem Holzscheit bewaffnet, ganze Scharen seiner Landsleute zu Paaren treibt, wird von ihm durch einen wuchtigen Faustschlag nach der Schläfe zusammengehauen, daß er „krachend wie eine gefällte Eiche zu Boden stürzt." Der sanftmütige Walfried ist ganz entsetzt über diesen Totschlag, „der ihm schwer auf dem Gewissen lag." Zum Glück war die Sache nicht so schlimm. „Er ängstigte sich umsonst, denn der Mann war nur betäubt, nicht tot." Trotzdem regte der Zwischenfall Walfried derartig auf, daß „er weder bei Tag noch bei Nacht zur Ruhe kam." So zartbesaitet darf man in Afrika doch nicht sein.

Besonders für Leser, die sich aus irgend einem Grunde näher für das Leben ihrer Landsleute auf afrikanischem Boden interessieren, ist vorliegender Roman angelegentlich zu empfehlen. Sch.-K.

— Gesammelte Schriften von Heinrich Seidel. VIII. Band. Leberecht Hühnchen als Großvater. (Leipzig, A. G. Liebeskind). 1890. 273 S. 3 M.

Es sind eigenartige Erzeugnisse, die Schriften von Heinrich Seidel, so eigengeartet, daß man ihnen aus unserer Litteratur kaum etwas vergleichsweise an die Seite zu setzen wagt. In der behaglich-heiteren Schilderung von Sonderlingen und originellen Charakteren, sowie in der humoristischen Kleinmalerei erinnern sie zuweilen an Raabe; aber Raabe verfolgt Tendenzen, und sein Humor hat nicht selten einen bitteren, satirischen Beigeschmack. Beides ist bei Seidel nicht vorhanden. Seine Charaktere sind durchweg sinnige, sonnige Naturen, und es ist bezeichnend, daß, soviel ich mich erinnere, in Seidels sämtlichen Werken kein einziger wirklicher Bösewicht geschildert wird — vom „Raben Hoppdiquax" allenfalls abgesehen. Kommt einmal ein schlechter Mensch vor, was ja, um Verwicklungen zu schaffen oder aus andern Gründen oft nicht zu umgehen ist, so spielt er entweder nur eine maschinenmäßige Rolle, oder es werden ihm mit Vorliebe allerlei harmlos-

humoristische Züge angehängt, über denen wir seine eigentliche Bosheit ganz vergessen. Einen im innersten Herzen schlechten Charakter zu schildern und psychologisch zu motivieren ist Seidel — trotz seiner sonst so hochgehenden Phantasie — offenbar gar nicht imstande. — Was der Seidelschen Darstellungsweise ihren Hauptreiz verleiht, das ist der sinnig-heitere Zug, den seine an und für sich sehr einfachen, um nicht zu sagen dürftigen Stoffe an sich tragen, der stille Sonnenschein, der über seinen Geschichten und Situationen ruht. So etwas ist in heutiger Litteratur selten und darum doppelt angenehm. Dabei braucht die Schwäche der Seidelschen Schöpfungen nicht verhehlt zu werden: seine Charaktere und Situationen sind zwar im Detail höchst realistisch und beruhen sichtlich auf scharfer Beobachtung, durch die stark ausgeprägte Phantasie des Verfassers aber, sowie durch seine Neigung zum Romantischen nehmen sie meistens als Ganzes eine derartige Gestalt an, daß sie der Wirklichkeit sich ganz entfremden, derselben oft geradezu ins Gesicht schlagen. Das lassen wir „Wirklichkeitsmenschen“ der 90er Jahre uns wohl zur Abwechselung sehr gern gefallen; als einzige Nahrung aber und auf lange Zeit vertragen wir das Seidelsche Zuckerbrot so wenig, wie die unverdauliche Kost der „Jüngstdeutschen.“

„Leberecht Hühnchen“, den wir schon im I. und III. Band der gesammelten Schriften des Verfassers kennen und lieben gelernt haben, ist von den Seidelschen Originalen wohl das originellste und gelungenste, zumal es die Grenze des Karikaturhaften stets glücklich vermeidet. Es ist der vollendete Optimist, der sich für einen „geborenen Glücksvogel“ erachtet und alle Dinge im Leben nur von ihrer guten, angenehmen Seite sieht. Sein kleines, selbsterbautes Häuschen in Steglitz vereinigt für ihn so ziemlich sämtliche Vorzüge der Welt. Solange die Umgegend noch unbebaut ist, freut er sich der weiten Aussicht; als sich aber der Nord- und Frontseite seines Hauses gegenüber eine Häuserreihe erhebt, da entdeckt er bald den fabelhaften Vorzug, der ihn in die größte Ekstase versetzt, daß durch die zurückstrahlenden Fenster der Gegenseite jetzt auch sein Nordzimmer Sonne bekommen hat. Bei der neugemieteten Wohnung seines Schwiegersohnes findet er sofort die große Annehmlichkeit heraus, daß ihr gegenüber eine öde, fensterlose Pferdebahnremise steht: so kann man doch von niemandem beobachtet werden. Und von dem winzigen, dreieckigen Fremdenzimmer dieser selben Wohnung ist er, als gewesener Ingenieur, in vorahnender Freude überzeugt, daß er in ihm die ganze Nacht nur von den vier Kongruentsätzen und allerlei trigonometrischen Problemen träumen wird. Seine Phantasie ist überhaupt großartig, sein Humor vorzüglich und unverwüstlich, und selbst seine Witze und Aufschneidereien sind, bei ihrer unaussprechlichen Harmlosigkeit, doch so erheiternd, daß eine Konkurrenz mit ihm allenfalls nur — Heinrich Seidel aufnehmen könnte. Ich erinnere nur an den angeblich von ihm konstruierten Ofen auf Gummischuhen, der, wenn er aufgezogen ist, so lange im Zimmer auf und ab läuft und sich in die Arme schlägt, bis er warm geworden ist, um sich dann — nach abgelaufenem Räderwerk — in die Ecke zu stellen und zu wärmen!

Die drei ersten und die drei letzten Kapitel dieses Bandes sind die interessantesten. Die Hochzeitsreise nach Tegel (Kap. 4) leidet etwas an Langweiligkeit; Kap. 5 trägt besonders der stark ausgeprägten Tier- und Vogelfreundschaft des Verfassers Rechnung, die bis dato noch in keiner seiner Geschichten unausgedrückt geblieben ist. Kap. 6 und 7 sind wieder recht hübsch, zumal Hühnchen in ihnen wieder mehr hervortritt; Kap. 8, der Besuch der alten mecklenburgischen Tante in dem vermeintlichen Räuber- und Mördernest Berlin, ist wohl reichlich übertrieben geschildert. Vorzüglich sind, wie überhaupt stets bei Seidel, einem geborenen Mecklenburger, die gelegentlich vorkommenden mecklenburgischen Volksgestalten mit ihrem eigenartigen Hochdeutsch. — Als Ganzes sei das Buch, wie überhaupt die Seidelschen Schriften, jedem Liebhaber einer sinnig-heiteren, nicht sensationellen Lektüre angelegentlichst empfohlen. A. W.

— Belladonna und andere Erzählungen von C. Zöller-Lionheart. (Berlin, J. H. Schorer.) Mit Belladonna und den vier weiteren in einem Bande zusammengefaßten Erzählungen und Novellen hat die deutsche belletristische Litteratur zwar eine Vermehrung, aber keine Bereicherung erfahren. Verfasserin liebt es, in allen Erzählungen das eigene „ich“ reden zu lassen und sich in den hochtrabendsten Tiraden und Deklamationen ohne verständige und gehaltvolle Gedanken zu ergehen. Die Erzählungen selbst haben keinen ansprechenden Inhalt, der Verstand, Gemüt und Herz auch nur ein wenig befriedigen könnte. Umgekehrt hinterlassen sie einen unangenehmen Eindruck und eine unerfreuliche Erinnerung. Als Namen ihrer Helden und Heldinnen hat Verfasserin fast nur die Namen der angesehensten preußischen Adelsfamilien gewählt. Die beteiligten Familien werden auch nicht sehr erfreut darüber sein, mit so vielen neuen mäßigen Vettern und Cousinen ausgestattet zu werden, wiewohl in einer Anmerkung zu der ersten Erzählung die tröstliche Mitteilung gemacht wird, daß die Namen sämtlich fingiert sind. Ueber das Pflichtgefühl, die Anschauungen und gesellschaftlichen Gewohnheiten der Kreise, in denen Verfasserin ihre Erzählungen spielen läßt, scheint sie eine seltsame Vorstellung zu haben. Ein Beweis statt vieler: Der Hauptheld der ersten Erzählung ist ein Professor der Medizin, eine der Leuchten der Wissenschaft. Einer seiner Patienten, ein General, stirbt an einer Vergiftung durch Bilsenkraut. Seine Gattin ist stark verdächtig, ihn mit Belladonna vergiftet zu haben. Statt nun, wie es seine Pflicht gewesen wäre, die Sache der Behörde anzuzeigen, untersucht der Professor den Fall selbst und stellt die Unschuld der Frau fest. Die Sezierung der Leiche nimmt er auch sogleich ganz allein vor, als ob dies eine so ganz einfache Sache wäre, wenn Vergiftung vermutet wird. Trotzdem erscheint nunmehr aber zum Schluß plötzlich der Hausarzt, ein Obermedizinalrat,

und stellt den Totenschein aus, daß der General an Magenkatarrh und hinzugetretener Apoplexie gestorben sei, eine Bescheinigung, die der pflichtgetreue Professor aus Schonung für die Ehre der Familie passieren läßt, wiewohl dieselbe durch die Wahrheit gar nicht tangiert worden wäre, da die Vergiftung infolge einer Unachtsamkeit der Köchin erfolgt ist. — In der zweiten Erzählung spielt eine junge hochgradige Morphinistin eine Hauptrolle. Es ist nur nicht recht einzusehen, aus welchem Grunde ihr Vater, auch ein General, sie nicht rechtzeitig an dem Genuß dieses verderblichen Giftes gehindert hat. Selbstmorde fehlen fast in keiner Erzählung. Glücklicherweise stellt sich aber der obligate Retter immer zur rechten Zeit ein.

In der zweiten Erzählung „Versuchskuren" setzt „der lange Maltitz von den Kürassieren das Glas Chablis auf den Tisch, mit dem er die letzte Auster vom dritten Dutzend hinabgespült, um seine Fingerspitzen mit Feuer küssen zu können." Der mit Hülfe eines Tisches, der Austern zunächst heruntergespült hat, ausgeführte Fingerspitzenkuß mit Feuer macht seiner Erfinderin alle Ehre. Weitere Kritik ist überflüssig.

— Sinkende Zeiten. Erzählung aus dem letzten Hansakriege. Von Ernst Jungmann. (Breslau und Leipzig. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt, vormals S. Schottländer, Breslau.) 1890. 301 S.

Im Jahre 1564 beginnt vorliegende Erzählung, die den Kampf Lübecks mit der schwedischen Flotte, seinen anfänglichen Sieg, die Streitigkeiten im Innern der Stadt zwischen den Geschlechtern und den Bürgern und den schließlichen Untergang des Vorkämpfers seiner Freiheit, des ehrenfesten Bürgermeisters Bartholomäus Tinnappel zum Gegenstand hat. Im ganzen hat der Verfasser seine Aufgabe mit Geschick gelöst. Die Erzählung, deren Stoff gut verteilt ist, liest sich glatt und nicht ohne Interesse; die ganze Art der Darstellung zeugt von edler Gesinnung. — Im einzelnen wenig gelungen ist die überflüssige Nebenfigur des Dr. Quasius, eines reichen alten Sonderlings. Er lernte nach S. 52 „aus den Sternen die Schicksale der Menschen lesen, nur um zu erfahren, ob seiner früheren Geliebten und ihrem Kinde Glück oder Unglück drohe. Zeigten sich dichte Wolken vor den Lichtspendern der Nacht, so zitterte sein Herz für Mutter und Tochter. Beruhigt aber legte er sich gegen Morgen zum erquickenden Schlafe nieder, wenn die Gestirne in ungetrübtem Glanze erstrahlten. So hatte er es getrieben viele Jahre lang." Ein merkwürdiger Sterngucker! S. 104 erzählt er einem jungen Patrizier, Gotthard von Höveln, den er eines Tags hatte zu sich bitten lassen, daß, als er in der Nacht das Schicksal befragte, plötzlich am Horizonte zwei helle Sterne aufleuchteten und wunderbare Bahnen beschrieben. — Beide umkreisten sich, gleichsam als gehörten sie zusammen, bis ihr Licht langsam erlosch. „Ich setzte mich nieder und berechnete ihre Stellung am Himmel und den Weg, welchen sie durchwandert hatten. Die Zahlen und Buchstaben häuften sich auf dem Papiere, und als ich zu Ende gekommen war, zeigten sie Euren Namen und den meiner Tochter. — Sobald Eure Lebenswege sich kreuzen, tritt irgend eine feindliche Macht zwischen Euch beide und sucht Euch zu trennen ꝛc." Das alles geht dann auch noch gar in Erfüllung! — Viel zu kurz im Verhältnis zu weit unbedeutenderen Ereignissen ist Seite 29 auf einer einzigen Seite ein großer Brand erzählt, an dessen Schluß es heißt: „Dieses Bild des Jammers erhielt eine noch trübere Färbung durch einige gewissenlose Leute, welche die Gelegenheit zu benützen versuchten, um ihrer Gehässigkeit zu fröhnen." Dagegen wird Wullenwevers Geschichte von S. 20 bis 23 in längerem Kathedervortrage von einer Schwester der andern erzählt. — Die etwas altfränkisch umständliche Redeweise des Verfassers macht hie und da einen seltsamen Eindruck. S. 192 tritt der Frühling in folgender Weise ein: „Lange hatte der Winter, der unwirtliche Gast, die Erde in seinen starken Fesseln gehalten. Vor seinem rauhen Atem wich der Frühling, welcher vorsichtig zu nahen versuchte, mehrere Male zurück, bis der schüchterne Knabe soweit erstarkt war, daß er den Kampf mit Erfolg aufnehmen konnte. Da flog er auf den brausenden Flügeln des Westes einher und goß die mit lauem Naß gefüllten Schalen auf den altersschwachen Mann aus, der mit zäher Anstrengung seine Beute zu wahren suchte und sich ängstlich an den Rest seines Daseins anklammerte" ꝛc. Bei einem Hochzeitsmahle hatte ein Ochse sein Leben lassen müssen, „nachdem er mit Bedacht aus einer großen Schar schleppfüßiger Rinder ausgesucht und als der beste unter seinen brüllenden Genossen erkannt war." Zuweilen ist der Ton etwas gar lehrhaft, wie S. 124, wo Bertha ihrer Schwester klar macht: „Das reinste Glück knospet erst dann auf, wenn Lippe an Lippe in trunkenem Kusse hängt. Diese Seligkeit auf Erden muß man gekostet, an dem Becher des süßen Trankes genippt haben, um die volle berauschende Glut der Liebe zu ahnen. Was wir vorher davon wissen, ist nichts. Deshalb wird mit der wachsenden Erkenntnis des Glückes auch der Schmerz um seinen Verlust tiefer." — S. 56 ruht die Stadt, wie eine schlafende Sphinx, deren mächtige Atemzüge man sehen, aber nicht hören kann. Wie unklar! Weit verständlicher heißt es dagegen S. 49: „Es ist gefährlich, wenn zwei junge Leute immer im Walde allein miteinander sind." Das stimmt.

Für die reifere Jugend ist die Erzählung wohl zu empfehlen. Sch.-K.

— Erloschen. Roman aus der Petersburger Gesellschaft. Von Boris von Bielsky. (Berlin, Carl Ulrich & Co.) 1890. 240 S. 3 M.

Dieser Roman ist dem Grafen Leo Tolstoi, dem „gewaltigen Menschheitslehrer", gewidmet, der die ernste, „edle Blume der Weltentsagung gezogen hat." In der „vernünftigen Erkenntnis, die uns in den Stand setzt, uns dem allgemeinen Leiden zu entziehen, indem wir uns von dem ewigtreibenden Willen der Natur loslösen", besteht der Unterschied zwischen Tier und Mensch, und diese be-

glückende Thatsache fangen wir an immermehr einzusehen und beginnen daher auch mehr oder weniger rasch unsere Schlußfolgerung daraus zu ziehen. Das menschliche Glück fällt mit der Selbstvernichtung zusammen oder wie es S. 90 heißt: „Bewußt oder unbewußt, es durchdringt uns ein tiefer Sinn für die einzige, ewige Wahrheit: Das Leben ist eine häßliche Posse, nicht wert, daß sie gespielt werde, und der einzige Gewinn ist die Vernichtung, der Tod ist die Erlösung.“

Wie Leute, die von der Wahrheit dieser Lehre durchdrungen sind, noch Lust haben können, dicke Bücher zu schreiben, ehe sie sich ihr mit einem Schuß Pulver so leicht zu erkaufendes Glück verschaffen, ist nicht einzusehen. Diese Art Glückseligkeitslehre scheint in der Praxis nicht so ganz zu stimmen. Im Roman allerdings ist die auf andere Weise unmöglich gewordene Lösung damit in der Regel hinlänglich begründet und sichert dem Verfasser jederzeit einen wirkungsvollen Schluß. Insofern fällt wenigstens das schriftstellerische Glück mit der Selbstvernichtung der Romanfiguren zusammen.

Eine unverstandene Frau und ein großer Pessimist, der ebenso unwiderstehlich wie unausstehlich ist, sind die Hauptpersonen des recht gewandt geschriebenen Romans, der, wie so viele seinesgleichen, einen traurigen Blick in die Verhältnisse der vornehmen russischen Gesellschaft eröffnet. Das Zerhacken der Erzählung in 38 Kapitel, von denen z. B. das erste nur 5 Seiten lang ist, war überflüssig, denn so inhaltsreich sind die einzelnen Abschnitte doch nicht, daß ein portionsweises Verabreichen angezeigt wäre. S. 134 beginnt sogar mitten in einem Gespräche ein neues Kapitel! Die von dem Verfasser verwandten Eigenschaftswörter zeichnen sich oft durch ihre Selbstverständlichkeit aus, so z. B. S. 33: „Das blendende Damastzeug, das durchscheinende Porzellangeschirr, das getriebene Silber und die geschliffenen Kristalle.“ — Der Gebrauch überflüssiger Fremdwörter ist in einem russischen Romane noch eher zu entschuldigen, als irgendwo anders, und doch ist ein Satz wie S. 54: „Es gelang dem entrain der Fürstin, Lubowj zu der escapade zu bewegen“ nicht mehr deutsch. — Was heißt S. 198: „Zum erstenmale vielleicht fühlte er sich hoch über dem Freunde planend“? Offenbar liegt hier eine Verwechslung mit dem französischen Leitworte planer sur q. ch. = über etwas erhaben sein vor. Sch.-K.

— Humoresken von A. Oskar Klaußmann. (Berlin, J. H. Schorer). 358 S. 2 M.

Oskar Klaußmann hat sich als Schriftsteller und Humorist besonders durch seinen „Humor im deutschen Heere“ schon einen kleinen Namen erworben — und wer erst einen Namen hat, der kann bekanntlich in Deutschland ein paar Jahre lang getrost darauf losschreiben, ohne daß es ihm an Lesern und seinen Büchern an Käufern fehlt. Diesen Eindruck wird man bei einigen der hier veröffentlichten acht Humoresken nicht loswerden können; andere, besonders die letzten, sind freilich ganz lesbar, und an wirklich ergötzlichen Stellen fehlt es überhaupt in keiner. Im allgemeinen aber ist der Humor allzu grob herausgearbeitet, und wenn auch nicht zu bezweifeln steht, daß er auch so sein dankbares Publikum finden wird, so ist er doch nicht nach jedermanns Geschmack. Es soll ja keinen Augenblick die äußerst schwierige Aufgabe des Humoristen verkannt werden, der fortwährend zwischen zwei Extremen sich zu bewegen hat, der Scylla, daß er faule Witze macht und Karikaturen statt Originale zeichnet, und der Charybdis, daß er bei dem Bestreben, die Wirklichkeit zu zeichnen, nicht mehr humoristisch, sondern satirisch wird; und selbst guten Humoristen passirt es wohl, daß „incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim.“ Klaußmann hat es mehr mit der Scylla zu thun gehabt: Seine Charaktere sind meistens die aus Lustspielen und Possen hinreichend bekannten, ein eifersüchtiger Ehemann, ein leichtsinniger Künstler, alte, gutherzige Sonderlinge mit allerlei Schrullen u. s. w.; seine Specialität sind die jungen, unschuldigen, engelsguten, aber bis zum Sterben verliebten Mädchen, die oft trotz ihrer Herzensunschuld nichts darin sehen, Vater oder Mutter zu hintergehen; seine Situationen sind oft, z. B. in den Geschichten „Durch das Fernrohr“ und „Freie Fahrt“, unwahrscheinlicher, als eigentlich statthaft ist. Besondere Freude macht es dem Verfasser, wenn er zwei seiner feurig liebenden Paare in einer Geschichte verheiraten kann — und wenn das zweite Paar, wie in der „Ehestandsgeschichte“, auch nur das Dienstmädchen mit ihrem „Heinrich“ ist. Ganz ergötzlich liest sich „Das Paradies und die Peri“, und „Das Hausgeistchen“ ist sogar etwas feinere Ware. Doch ist in dieser „Novelle“ der „Mensch, der in Verzweiflung stirbt und im Himmel wieder erwacht“, schwer denkbar. A. W.

— Berliner Zigeunerleben. Bilder aus der Welt der Schriftsteller, Künstler und des Proletariats. Von Hans R. Fischer. (Berlin, Fischer.) 1890.

Der Verfasser hat entschiedene Fortschritte gemacht. Verriet ein ähnliches Buch aus früherer Zeit den Anfänger, in dessen Bildung es nicht an recht bedeutenden Lücken fehlte, so ist nun ein gewisses Vorwärtskommen nach Form und Inhalt nicht zu verkennen. Und wenn Verf. sich darauf beschränkt hätte, Selbsterlebtes und Selbstgesehenes aus der Berliner „Bohème“, aus dem Gebildetenproletariat, zum besten zu geben, so könnte man es ihm nachsehen, wenn hier und da der Realismus etwas stark wird. Leider fehlt aber in dem Ganzen jede ernstere Lebensauffassung, und man vermißt in der Darstellung aller der zerrütteten und abenteuernden Existenzen den schlichten, aber unumstößlichen Grundton, daß nichts anderes als die Sünde der Leute Verderben ist. An vielen Stellen findet sich offene Teilnahme für die Socialdemokratie, die so wenig wie irgend eine Partei oder äußerliche Einrichtung der Welt jemals imstande sein wird, alle unruhigen Köpfe zur Ruhe zu bringen. „Tief im Herzen wohnt der Friede.“ Bezeichnend ist auch die Widmung an

Julius Hart, „den unermüdlichen Vorkämpfer der neuen deutschen Dichtung.“ Welche Dichtung ist das? Abgesehen von diesem Defizit der Welt- und Lebensauffassung sind die Skizzen nicht übel geschrieben. Wer es noch nicht kennt, kann wirklich das „Zigeunerleben“ des studierten oder doch gebildeten Proletariats bestens daraus kennen lernen.

— Phantasien im Bremer Ratskeller. Ein Herbstgeschenk für Freunde des Weins von Wilhelm Hauff. (Bremen, M. Heinsius Nachf.) 111 S. Geb. mit Goldschnitt 1,50 M.

Es kann sich hier natürlich nicht um eine Kritik des alten, leider so jung verstorbenen Wilhelm Hauff handeln, der seine „Phantasien“ im Jahre 1827 zuerst herausgab. Eine solche möge man in den Litteraturgeschichten nachlesen. Hauffs Werke sind ja, obwohl noch der romantischen Periode angehörig, wegen ihres liebenswürdigen Humors ein eiserner Bestand der Hausbibliotheken geworden und auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Hier sei nur auf eine neue Einzelausgabe seiner phantastisch-humoristischen Dichtung zum Preise des deutschen Rheinweines, die der Heinsiusſche Verlag in recht geschmackvoller Weise veranstaltet hat, empfehlend hingewiesen. Das Büchlein scheint in dieser Gestalt als „Herbstgeschenk für Freunde des Weines“ in der That geeignet. A. W.

8. Verschiedenes.

— Deutscher Nationalkalender für 1891. Jahrbuch zur Pflege deutschen Volkstums. Herausgegeben von Karl Pröll. (Berlin, Hans Lüstenöder). LXIV u. 200 S. 1 M.

Der diesem Kalender zu Grunde liegende Gedanke, „jenen Bestrebungen, welche auf Stärkung des deutschen Volkstums — namentlich außerhalb der Reichsgrenzen — hinzielen, einen neuen Sammelpunkt in dem vorliegenden Jahrbuche zu geben“, ist sicherlich gut und nur zu billigen. Die Art aber, wie er hier zur Ausführung gekommen ist, läßt doch manches zu wünschen übrig, und so leid es uns wäre, dem an und für sich verdienstlichen Unternehmen einen Stein in den Weg zu werfen, so können wir doch — gerade im Interesse der Sache selbst — unsere Kritik und unsere Wünsche nicht unterdrücken. Die erste Pflicht eines Kalenders ist die, interessant zu sein, denn sonst wird er nie Eingang und Verbreitung gewinnen, und alle die guten Tendenzen und Lehren, die er enthält, bleiben ohne die beabsichtigte Wirkung. So mußte auch der Kalender, der dem deutschen Nationalitätsgefühl dienen will, zunächst durch sich selbst interessant sein — auch für die, die der deutsch-nationalen Sache noch ferner stehen — bevor er einen werbenden Einfluß ausüben kann. Hier aber erhalten wir ein Buch, welches von deutscher Gesinnung geradezu überfließt, in welchem kein einziger Beitrag ist, der nicht die nationale Tendenz handgreiflich an der Stirn trägt; und die meisten Aufsätze, z. B. über den deutschen Schulverein in verschiedenen Tonarten, den deutschen Sprachverein, über recht unbekannte Größen der Vergangenheit und Gegenwart, wie Joseph von Sonnenfels, Bischof Dr. Teutsch, Alois Bring, „die jeder Deutsche kennen sollte“, sind obendrein recht trocken, um nicht zu sagen langweilig. Einige auf Stelzen schreitende Gedichte Felix Dahns u. anderer sind eingestreut; das schlimmste sind aber zwei kleine Erzählungen, die, weil sie auch nur die Tendenz und weiter gar nichts Interessantes darbieten, an Albernheit ihresgleichen suchen. Ganz hübsch ist dagegen die Abhandlung Karl Schefflers: „Was ist sprachrichtig?“ Auch der Abdruck von Roseggers Bericht über Robert Hamerlings letzte Lebensjahre war zweckmäßig. — Wir meinen: so geht die Sache noch nicht; die Idee ist gut, aber die Ausführung leidet an Mängeln, deren Abstellung nach obigen Gesichtspunkten sich eine nächstjährige Ausgabe angelegen sein lassen sollte. — Die Ausstattung des Jahrbuches ist sonst recht gut, und das rein Kalendarische sehr reichhaltig; auch der Preis ist verhältnismäßig gering. A. W.

— Realistische Märchen und Metaphysische Histörchen. Nicht für höhere Töchter, noch für niedere Buben. Von R. P. Löhn. (Zürich, Verlags-Magazin [J. Schabelitz].) 1890. 80 S. 1,20 M.

Man sollte sich eigentlich entrüsten über ein solches elendes Geschreibsel, wie es in diesem Buche vorliegt, und diese Wirkung hat offenbar auch der Verfasser beabsichtigt, der sich mit seinem schmutzigen, aber „charaktervollen“ Zolaismus wunder etwas dünkt. Sein im Reim gehaltenes Vorwort fordert geradeswegs dazu auf:

„Auf! Hollaho! Ihr frommen Zionswächter,
Zu die Posaune stoßt, ins große Horn!
Ihr, des Geschmacks privilegirte Pächter,
Geratet, rat ich euch, in heilgen Zorn!
Auf mich, der Sitte schändlichen Verächter,
Entleeret eurer Galle keuschen Born!
Verdammt, verwünscht, verflucht mich unerbittlich,
Nennt ganz unsinnig mich, nennt mich unsittlich!“

Diesen Gefallen kann man ja — auch ohne „Zionswächter“ zu sein — Herrn Löhn gerne thun, zumal sich die Quintessenz seiner Schreiberei kaum treffender bezeichnen läßt als durch jene beiden Worte „unsinnig“ und „unsittlich“; aber für eine richtige, kräftige Entrüstung sind seine Leistungen denn doch zu unbedeutend. Wenn er in eben jenem Einleitungsgedicht von sich sagt:

„Ein Schweinehund, ein Saukerl, weiß ich, heiß ich —“ so wollen wir ihn in diesem schönen Bewußtsein nicht stören; aber „zum Schmerz uns allen und zum Schabernak“ dient uns diese Erkenntnis nicht, sie gemahnt uns höchstens an das Schweineeinfuhrverbot, demzufolge die Ware doch eigentlich jenseits der Grenze hätte bleiben sollen. Aber was nützen die Gesetze, wenn sie nicht gehandhabt werden?

Da die Contrebande nun einmal hier ist, so muß sie sich eine nachträgliche Untersuchung gefallen lassen; aber günstig fällt dieselbe nicht aus, vielmehr scheint es mit den Schweinekrank-

heiten außerhalb Deutschlands doch seine Richtigkeit zu haben. —

Herr Löhn gesteht, immer noch in seinem Vorwort, daß er „sich ernst befleißigt", ein „Schweinehund", ein „Saukerl" nicht nur zu heißen, sondern „es ganz zu sein." Wir bezeugen ihm gern, daß sein Streben bis jetzt von Erfolg gekrönt worden ist. Auch geben wir weiter zu, daß es ihm „an Sitte und Geschmack" gänzlich fehlt und maßen uns keineswegs an, ihm den „Charakter" abzusprechen; nur wäre erst festzustellen, welcher Art derselbe ist. Wir sind zwar so wenig „Zionswächter", als „Philister, Pharisäer und Phäaken," die er zum Gericht über sein Buch herausfordert, aber freilich gehören wir auch nicht zu der Sorte von Leuten, denen er zum Schluß seinen kameradschaftlichen Gruß darbringt:

„Doch euch Naturalisten, derb und — lüderlich,
Ihr Söhne der Natur, euch grüß ich brüderlich."

So gemeingefährlich, wie es nach diesem Vorwort scheinen könnte, ist übrigens das Buch keineswegs, wenigstens erscheint es undenkbar, daß ein halbwegs gesunder Mensch an diesen Erzeugnissen einer überhitzten, ganz ungesunden Phantasie, in denen Unzucht und Unnatur stets eine Hauptrolle übernehmen müssen, auch nur kurze Zeit würde Gefallen finden können. Wohl läuft auch einmal eine treffende Aeußerung mit unter, wohl glückt zuweilen ein satirischer Hieb auf die Zustände der Zeit und der Gesellschaft, aber was will das sagen bei all' dem Wust und Schmutz und Unsinn, in dem sich jene besseren Brocken verstecken. Eine durchgehende Tendenz ist nicht da, es sei denn die unsittliche. Die socialdemokratische, die man vermutet, ist, wenn beabsichtigt, sehr schlecht durchgeführt, denn es finden sich grobe Satiren auf Zukunftsstaat und Frauenemanzipation. Ersterer wird in einem „Geschichtsblatt aus dem 25. Jahrhundert" — nach Art des, allerdings ernst gemeinten, amerikanischen Romans von Bellamy — z. B. folgendermaßen persiffliert: „Im Innern des Landes herrschte Ruhe und Genuß; jeder Bürger hatte sein Haus und seinen Garten, jeder konnte täglich seine Portion Brot und Milch vom betreffenden Bürgermeisteramte abholen, sowie die für jedermann staatlich vorgeschnittene Uniform. Die Kinder machten den Staatsangehörigen keine Sorge, da sie ja an Ordnung und Pünktlichkeit schon von den Windeln auf gewöhnt waren, nur zur gesetzlich vorgeschriebenen Zeit schrieen oder ihre Notdurft verrichteten. Kurz, alles war Exaktheit, Ordnung, Regelmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit, mit einem (?) Worte: Normalheit, Uniformität." — Ein andermal lautet seine Schilderung des Zukunftsstaates noch abenteuerlicher, das ist aber auch schon „im Jahr 1001 der neuen Zeitrechnung." Da hat es denn „die Maschinenindustrie soweit gebracht, daß zu keiner einzigen handlichen Verrichtung mehr der Mensch selbst gebraucht werden mußte." Ja die Maschinen stellen sich selbst aus eigener Kraft und aus eigenem Stoff her; „es war die höchste, letzte Vollendung der Wissenschaft, ins Praktisch-Technische übertragen." Das sind doch Satiren auf socialdemokratische Zukunftshoffnungen, die nur zu grob sind, um treffen zu können. Doch das war auch wohl nicht die Absicht des Verfassers. Urteilen wir recht, so hat sich derselbe in diesen seinen „Märchen" und „Histörchen" ganz von seiner ausschweifenden, sinnlich überreizten Phantasie leiten lassen, die ihn seine abenteuerlichen Wege geführt und dabei stets als letztes Ziel mit unfehlbarer Sicherheit auf das Gebiet der Unzucht, der Unsittlichkeit hat lossteuern lassen. —

Mit der Bibel steht Herr Löhn begreiflicher Weise auf gespanntem Fuß. Einmal citiert er sie, aber dies eine Mal leider sehr unglücklich. Er will einen „Heiligen" schildern, der sich aus der Welt in die Wüste zurückgezogen hat, und erzählt von ihm, daß er „sich aufgemacht hatte und den Bibelspruch befolgt, hatte Vater und Mutter verlassen, um sich Gott zu widmen, Gott einzig und allein." Der Bibelspruch, der dem Verf. vorschwebt (1. Mos. 2,24), bezieht sich bekanntlich auf die Einsetzung der Ehe.

A. W.

— Franz von Baaders Gedanken über Staat und Gesellschaft, Revolution und Reform. Aus sämtlichen Werken mitgeteilt durch J. Claassen. (Gütersloh, Bertelsmann) 1890.

Franz Baader (geb. den 27. März 1765, gest. den 23. Mai 1841), der mit dem Studium der Medizin und Bergwissenschaft das der Philosophie und Mathematik verband, gehört zu den tiefsinnigen Philosophen, auf welche wir stolz sein können. Von ihm empfing Schelling mannigfache Anregung, sowie andrerseits Schellings Philosophie auch Baader beeinflußte. Seine in 14 Bänden vorliegenden Werke enthalten Lichtblicke über die wichtigsten Fragen des menschlichen Lebens. Der Biograph des großen Philosophen, Franz Hoffmann, hat bereits im Jahre 1868 Lichtstrahlen aus Baaders Werken zusammengestellt, aus denen man erkennt, wie umfassende Kenntnisse der in der Mineralogie, Chemie, Medizin und Philosophie so bewanderte Mann durch Studien und Reisen sich erworben hatte. In dem vorliegenden Büchlein hat Joh. Claassen in dankenswerter Weise Baaders „Rechtsphilosophie und Socialethik im Kleinen" den Volks- und Vaterlandsfreunden vorgelegt. Die Prinzipien, welche hier vorgetragen werden, veralten nicht; sie sind Ergebnisse eines großen und tiefen Denkers, welcher die französische Revolution, die darauf folgende Geschichte der Restauration und die sich daran anschließende Julirevolution erlebt, und was mehr, auch die Entwicklung, den Gebrauch und Mißbrauch der neuen Konstitutionen in Frankreich nicht nur, sondern auch in seinem engern Vaterlande Baiern gründlich genug kennen gelernt hat, so daß er bei seiner außerordentlichen Begabung wohl imstande war, aus dem Gange der Geschichte, aus der Entwicklung der Dinge Wahrheiten herauszulesen, welche auch für unsere so rasch dahinlebende Zeit von Bedeutung sind. Nach unserer Auffassung können wir das, was der Verfasser in dem Vorwort sagt, „daß unsere Gegenwart begonnen hat,

von dem abstrakten, bureaukratischen Rechts- und Staatsbegriff zu einer organischeren, lebensvolleren Auffassung der Aufgaben des Staates zurückzukehren", nicht ganz unterschreiben. Es giebt noch sehr viel Abstraktes, Mechanisches, Schablonenhaftes auch auf Gebieten, wo man es nicht erwarten, wo man einer von höheren Zielen durchdrungenen Persönlichkeit einen freieren Raum zur Entfaltung der geistigen Kräfte lassen sollte. Es ist eine wahre Freude, über so wichtige, das Leben der Gegenwart tief bewegende Fragen, wie: Staat und Gesellschaft insgemein, 2. Autorität und Freiheit, 3. Verfassung und Gesetzgebung, 4. Recht und Gericht, 5. Stände und Verbände, 6. Staats- und Volkswirtschaft, 7. Gesellschaft und Christentum, 8. Staat und Kirche, 9. Revolution und Reform, 10. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, einen so allseitig gebildeten Mann reden zu hören. Gedanken wie die (S. 75) seien hier wiedergegeben: Mit dem Verfall der Religion verfällt stets die echte Monarchie in falsche Einherrschaft und falsche Vielherrschaft. Das sollten alle Fürsten recht beherzigen! Ist es ein Wunder, wenn ein gottloser Pöbel sich auch königslos macht? Die politischen Revolutionäre in Frankreich wußten sehr wohl, was sie thaten, indem sie bei ihrem Königsmord nicht einen einzelnen König, sondern das Königtum als solches zu töten willens waren. Deutschtum, sagt der Verfasser mit Recht, ist vom Christentum nicht wieder trennbar, weil der Begriff des ersteren mit dem letzteren weltgeschichtlich zusammenfällt, oder weil der Genius, welcher die germanischen Völker aus ihren finstern Wäldern und Sümpfen hervor in die Weltgeschichte einführte, kein anderer ist, als der Genius des Christentums (zunächst als „Zug des Vaters zu dem Sohne" Jesu Christo). Folglich können diese Germanen nur so lange und insofern sich in der Weltgeschichte behaupten, als sie diesem Genius treu bleiben. Die Deutschen haben den Beruf, die Wiederherstellung der Reformation zu vollenden. Unser Trost ist es, daß es nicht der Teufel allein ist, der sich im Revolutionieren erlustigt, sondern daß ihm sein Thun von höherer Hand bereits gehemmt und zum Guten gezwungen wird. Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden (Luc. 17,20). Die Stille und Heimlichkeit des Wirkens beweist die Erhabenheit und Ueberlegenheit des Wirkens. So schließt das Büchlein. Es bewegt sich in denselben Gedankenkreisen, in welche sich H. Leo, V. Aim. Huber, L. D. Gerlach, Vilmar und andere konservative Männer voll und ganz eingelebt hatten. Wir wünschen dem gut ausgestatteten Büchlein recht viele nachdenkliche und aufmerksame Leser. G. L.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Perthes' Handlexikon für evangelische Theologen. Ein Nachschlagebuch für das Gesamtgebiet der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Vollständig bis Ende 1890 in 3 Bänden (30 Lieferungen je 1 M.) 11.—15. Lieferung (H bis Lamaismus). (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 400 S.

Der deutsch-evangelische Kirchenbund. Von Dr. Karl Lechler, Prälat und Generalsuperintendent in Ulm. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1890.

Forderungen an den Verein für Massenverbreitung guter Schriften. Vortrag, gehalten in der Generalversammlung des Vereins zu Weimar am 29. Juni 1890 von K. J. Müller, Buchhändler in Berlin. Nebst einem Bericht über die Generalversammlung und Stimmen der Presse über den Verein. (Berlin, Buchhandlung der Stadtmission.) 24 S. 30 Pf.

Handreichung zum Studium des Kirchenrechts unter Berücksichtigung der Verhältnisse der evang.-lutherischen Landeskirche des Herzogtums Braunschweig nach den vom Konsistorialrat Abt D. Hille hinterlassenen Aufzeichnungen. Bearbeitet von W. Kellner, Pastor zu Süpplingen. 1. Teil. Allgemeines. (Braunschweig, Wollermann.) 1890. 98 S. 1,50 M.

Der Mensch im Stande der Schuld nach dem Buche Jesaja. Exegetisch herausgestellt und zusammenfassend dargelegt von Martin von Gerlach, Kandidaten der Theologie. (Leipzig, Akademische Buchhandlung [W. Faber].) 1890. 171 S.

Begrüßungsschrift, dem Gesamt-Vereine der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gewidmet zur General-Versammlung in Schwerin vom 7.—10. September 1890 vom Vereine für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde. Schwerin i. M. 1890. 76 S.

Praktischer Leitfaden durch das Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetz vom 22. Juni 1889. Zum Gebrauch für Gemeindebehörden, Arbeitgeber und Versicherte in Stadt und Land. Von Christian Jenssen-Hannover. (Hannover, Carl Meyer.) 1890. 96 S. 1 M.

Deutsche Kaiser in Schleswig. Eine geschichtliche Studie, der Anwesenheit Sr. Maj. des deutschen Kaisers Wilhelms II. in Nordschleswig gewidmet von Mackeprang. (Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.) 1890. 48 S. 80 Pf.

Das Leiden des Gerechten. Zwei Vorträge über das Buch Hiob von L. W. Scholler. (Basel, Adolf Geering.) 1890. 40 S. 50 Pf.
An die lieben Eltern meiner Konfirmanden. (Braunschweig, Wollermann & Neumeyer.) 12 S. Preis einzeln 10 Pf., 25 Ex. 2 M., 50 Ex. 3,50 M.
Nachbar-Kalender (Illustrierter Familien-Kalender) für 1891. Dritter Jahrgang. (Hamburg, O. Persiehl.) 96 und 32 S. 30 Pf.
Welche Aufgaben stellt der inneren Mission die Eigentümlichkeit der gegenwärtigen Zeitlage? Vortrag von Superintendent a. D. Braun, gehalten auf der Greifswalder Konferenz für J. M. (Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses [H. G. Wallmann].) 1890. 30 Pf.
Die Invaliditäts- und Altersrente. Rechte und Pflichten der Arbeitnehmer, sowie der Arbeitgeber auf Grund der einschlägigen Bestimmungen des Gesetzes vom 22. Juni 1889, übersichtlich dargestellt von Dr. Otto Stegmann. (Berlin, L. von Trautvetter.) 14 S. 15 Pf.
Evangelischer Missionskalender. 1891. Zwölfter Jahrgang. (Basel, Missionsbuchhandlung.) 64 S. 20 Pf.

Aus dem Verlag des Nassauischen Kolportagevereins in Herborn:

Die Socialdemokraten, was sie wollen und wie sie sind. Ein Wort der Belehrung und ernsten Mahnung an die deutschen Arbeiter von Adolph Fauth. 1890. 32 S. 10 Pf.
In der Schule des Lebens. Eine Erzählung fürs Volk von Adolph Fauth. 1890. 144 S. 60 Pf.
Der Geist des Herrn kann Alles erneuern. Eine Zeitpredigt über Hesekiel 36, 27 am 2. Pfingsttage 1890 gehalten von H. Maurer, Dekan und Professor zu Herborn. 14 S. 10 Pf.
Der Brief des Apostels Paulus an die Christen zu Ephesus, für die Gemeinde ausgelegt von D. Carl Ernst. 2. Aufl. 1890. 118 S. 1,20 M.
Die Wiederkunft des Herrn, historisch-chronologisch und geschichtsphilosophisch betrachtet. Vortrag, gehalten auf der Konferenz evangelischer Geistlichen und Gemeindeglieder zu Diez am 23. April 1890 von Prof. Dr. Karl Fischer. 30 S. 40 Pf.
Denkschrift des Kgl. Preußischen evangelisch-theologischen Seminars zu Herborn für die Jahre 1873—1890. 85 S. 60 Pf.
Bericht über die Thätigkeit des Nassauischen Kolportagevereins in den abgelaufenen 25 Jahren. Erstattet bei der Jubiläumsfeier am 9. Oktober 1889 von dem Geschäftsführer Aug. Müller. 1890. 48 S.
Deutscher Hausfreund. Ein Kalender für Stadt und Land auf das Jahr 1891. 48 S. 20 Pf.

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von E. F. Spittler in Basel:

John Bunyan, Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit. 2. Aufl. 224 S. 60 Pf.
E. Buxtorf, Pfarrer in Herisau. Was heißt tolerant? Ein Vortrag. 24 S. 25 Pf.
Die Episteln und Evangelien, mit Sumarien, Gebeten, Sprüchen auf alle Sonn- und Festtage durchs ganze Jahr, nebst einem Anhange und 84 Holzschnitten von A. Dürer. Herausgegeben vom evangelischen Bücherverein in Berlin. 5. Aufl. 440 S. 2 M., geb. 2,80 M.
Den Geist dämpfet nicht! Ein älteres Büchlein unbekannten Verfassers. Bevorwortet von Prediger Troste in Alt-Pillau. 112 S. 50 Pf.
Maria Liebrecht, Tabea stehe auf! Eine Erzählung. 80 S. 40 Pf.
— Ums Lösegeld. Erzählung für das Volk. 64 S. 40 Pf.
— Vronis Paradiesgärtlein. Eine Erzählung. 76 S. 40 Pf.
Luthers kleiner und großer Katechismus. 8. Aufl. 160 S. 50 Pf., geb. 80 Pf.
J. Meili, Pfarrer in St. Gallen. Des Lebens Ernst und dessen Wirkungen. Vortrag, gehalten in Herisau und St. Gallen im März 1890. 16 S. 25 Pf.
C. H. Rappard, Fünfzig Jahre der Pilgermission auf St. Chrischona. Eine Gedenkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestandes der Anstalt zu St. Chrischona. Zum Besten der Pilgermission herausgegeben. 272 S. 1 M.
Dora Schlatter, Tropfen. Zehn Kindergeschichten. 160 S. 1 M.
— Drei Weihnachtsgeschichten. 40 S. 25 Pf.
W. von Steiger, Pfarrer in Heimenschwand. Ueber die Sünde der Zauberei. 32 S. 8 Pf.
Hesba Stretton, Freunde bis in den Tod. 48 S. 5. Aufl. 20 Pf.

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Friedlinde.

Novelle

von

B. von der Wöhlau.

I.

Motto: Am öden Strand, im öden Haus
Zieht Lenz und Winter ein und aus.
Großmutter, die ist immer krank,
Bald Gartenstuhl, bald Ofenbank.
Gern pfleg' ich sie bei Nacht und Tag
Bei unsrer Dorfuhr gleichem Schlag.
Nur manchmal, schlief sie endlich ein,
Wird mir zu eng das Kämmerlein,
Und in den Garten schleich ich still,
Zu lauschen, ob garnichts kommen will,
Nichts kommen, was groß und stark und neu,
Es rauscht das Meer, es duftet das Heu
Es rauscht das Meer, es knistert der Schnee
Und im Sommer und Winter winken die Sterne
Doch immer das gleiche, das öde Weh —
Ach! ich möchte was Andres so gern, so gerne!

Friedlinde war eine Waise. Sie hatte einst in der Taufe den gewöhnlichen Namen Friederike bekommen, aber niemals war sie so genannt worden, sie wußte es nur von der Einsegnung her, wo der Herr Pfarrer sie also aufgerufen hatte in der Kirche, und von der Großmutter, der einzigen, die ihr Auskunft auf ihre Frage geben konnte, weshalb sie jedermann Friedlinde nenne, wenn sie doch Friederike heiße.

Da hatte denn die Großmutter erzählt, wie ihr Christof, Friedlindens Vater, einen gar zarten Sinn gehabt, und sich bei allem, was er gethan, stets seine eignen Gedanken gemacht habe.

„So pflanzte er an deinem Tauftage die Linde hinter dem Hause, damit sie gegen die Stürme von der See her geschützt stände und freute sich wie ein Kind, als das Bäumchen wuchs und gedieh, und wenn er ins Haus kam und sein kleines Mädchen zärtlich auf die Arme nahm, dann rief er wohl: die Fried' und die Linde sehen prächtig aus, Gott sei gelobt. — Er nannte dich Fried', der ganze Name war ihm zu lang für ein Wickelkind, und da er nun in seinem Gemüt soviel an dich und die Linde zu gleicher Zeit gedacht haben wird und oft von Fried's Linde sprach, so kam es zuletzt ganz von selbst, daß ein Wort daraus wurde und der Name Friederike ganz vergessen war. Als dann dein Vater, Gott hab' ihn selig, bei dem großen Sturm die von der ‚Freya' mit retten half und selbst dabei zu Tode gekommen war, da litt deine Mutter nicht, daß dich jemand anders als Friedlinde nannte, denn sie meinte, ‚er' könne es noch hören, und es würde ihm eine Freude sein. — Wie hat die Kät' deinen Vater

geliebt; es war zum Herz zerreißen, sie zu sehen, wie er dahin war. Sie war noch ein junges Weib — du warst erst drei Jahre alt, als der Christof starb, und es hätte wohl mancher noch um sie freien mögen, denn sie war die schönste Fischersfrau in Björnstede, aber dem Jens Petersen, der's sich versuchte, dem hat sie's gesagt, daß sie lieber dem Christof nach ins Wasser ginge, als daß sie ihm untreu würde, denn sie that immer so, als wäre er gar nicht tot, als könnte sie mit ihm reden und er sie hören, das klang oft ganz wunderlich, und ich dachte dann bei mir: wo doch die Kinder ihre besondere Art her haben! denn so war ja der Christof auch gewesen, und dann glaubte ich nicht, daß sie ihn lange überleben würde. Drei Jahre noch saß sie hier am Spinnrad oder machte Netze, die konnte keiner so schön machen wie sie, und damit hat sie ein redlich Teil Geld verdient; und wenn ein Schiff in Not und die Mannschaft gerettet war, dann litt sie's nicht anders, als daß sie hier in den zwei Stuben und der Kammer ein Lager neben dem andern herrichtete und, soviel sie nur unterbringen konnte, aufnehmen und pflegen durfte, wenn es nötig war, und wenn man sie dafür loben wollte, so sagte sie nur ganz einfach und als ob es sich von selbst verstände: ‚Mein Christof hat sein Leben drangesetzt, und ich bin sein Weib.‘ — Aber sie wurde von Jahr zu Jahr magerer und blasser, und als sie sie zuletzt nach dem Kirchhof hinausbrachten, da hatten sie nicht mehr schwer an ihr zu tragen, und sie war doch so groß und kräftig gewesen und so frisch und rot, wie sie noch glückliche Zeiten kannte.“

Friedlinde entsann sich so gut ihres Einsegnungstages. Es war nun drei Jahre her, sie war 14 Jahre gewesen, und die Großmutter hatte noch nie so viel von den Eltern gesprochen, dafür hatte sich aber auch jedes dieser Worte tief in ihr Gemüt gegraben. Bald darauf war die Großmutter sehr krank geworden, fast zum Sterben, und Friedlinde wäre dann ganz verlassen gewesen! — Doch nicht so ganz — solange der Herr Pfarrer noch da war und seine Marie, mit der sie zusammen gelernt hatte bis zur Einsegnung. Das war doch ein anderes Leben gewesen, als den ganzen Tag in der Stube sitzen am Bette der Großmutter mit der Angst im Herzen, sie könne jeden Augenblick sterben — aber dann kam der alte Jörg Jensen und saß auch am Bett und sprach Friedlinde Mut ein, denn zur Großmutter konnte er nicht reden, die kannte keinen Menschen mehr, selbst nicht den braunen Henrik, Jörgs Sohn, der doch, solange Friedlinde denken konnte, fast täglich ins Haus kam: früher um mit ihr zu spielen und später mit ihr zu lernen, denn er hatte auch beim Pastor Privatstunden, außer dem, was er in der Dorfschule lernte. Der Jörg war viel herumgekommen in der Welt und wollte, daß sein Henrik was Tüchtiges werden sollte. — Er war fünf Jahre älter als Friedlinde und konnte ihr daher gut helfen, und das that er auch noch jetzt, wenn sie Hülfe brauchte. Das war damals ein Trost in den schwersten Tagen gewesen und heute noch ein Trost.

Nun war es schon drei Jahre her, daß die Großmutter so krank gewesen, und sie lebte noch; sie war aber so anders wie früher, manchmal kannte sie Friedlinde gar nicht, sondern nannte sie Kät', und dann sagte wohl der Jörg Jensen, das sei nicht zu verwundern, weil sie der Mutter so gewaltig ähnlich sehe; aber Friedlinde konnte sich nicht daran gewöhnen, daß die Großmutter nicht mehr dieselbe war wie sonst, es war ihr oft unheimlich dabei, und sie hatte nun niemand mehr, dem sie sich einmal aussprechen konnte, wenn's nicht der Henrik war, doch der war oft tagelang mit dem Vater zum Fischen auf der See, und der Herr Pfarrer kam auch nicht so oft wie früher, besonders im Winter konnte der alte Herr den weiten Weg nicht gut machen, und die liebe Dorle, des Pfarrers Schwester, die ihm das Haus besorgte, hatte immer zu viel zu thun, seit die Marie verheiratet war.

Ja, das war das Schlimmste, daß die Marie fort war. Solange sie noch nach Björnstede kam und im Frühling den Stuhl der Großmutter mit Friedlinde zusammen vor die Hausthür trug und dann mit ihr die gebrechliche, alte Frau hinausführte in den Sonnenschein, die nicht mehr allein gehen, nur unverständliche Worte murmeln und fast

gar nicht mehr hören konnte und ihre Freude über die Wohlthat, die man ihr erzeigte, höchstens durch ein mattes Lächeln, eigentlich nur ein Verziehen der Mundwinkel kundgab, — ja, solange die Marie kam, waren die Tage nicht so grau und öde gewesen, wie jetzt, wo selbst die Frühlingssonne Friedlinde trübe erschien — und sie war doch siebzehn Jahr und hatte oft das Herz so voll! — ja was denn? — so voll Sehnsucht nach Glück, daß sie meinte, es müsse ihr zerspringen, und dann ging sie aus dem Stübchen, wenn die Großmutter endlich im Bette lag und schlief, und sie ihr Tagewerk gethan hatte, und dann stand sie unter dem Sternenhimmel und hörte dem Rauschen der Wellen zu, das im Frühling oft so leise und lieblich zu ihr herüberklang über die Dünen, und dann zog wohl der Duft des Heus von der andern Seite aus den saftigen Wiesen zu ihr hin, und Friedlinde mußte weinen, sie wußte selbst nicht warum; sie war doch so ganz allein, wenn auch da drinnen die Großmutter schlief. —

Marie schrieb immer so glücklich aus der großen Stadt, wie gut sie's habe, wie sie ihren Mann liebe und nun gar das Kind! Im nächsten Sommer wollten sie alle auf die Pfarre kommen und dann wollte sie ihrer lieben, lieben Friedlinde besser noch von ihrem Glück erzählen, als es in einem Briefe möglich wäre. — Im nächsten Sommer! Wie lange war das noch hin, und es blieb ja doch eigentlich immer dasselbe, fast wünschte Friedlinde, ihre Marie käme nicht, sie konnte keine glücklichen Gesichter sehen.

In Björnstede gab es wohl auch solche, aber die sah sie nicht oft; es war, solange sie denken konnte, so gewesen, daß die Hansens und Jensens zusammenhielten, weil es in beiden Häusern traurig aussah, und die Glücklichen hielten eben auch zusammen.

Jörg Jensens Frau war um dieselbe Zeit gestorben wie Christof Hansen, und Jörg lebte seitdem allein mit dem kleinen braunen Henrik in dem geräumigen Fischerhaus. Vier Kinder hatte er vor seiner Frau verloren, und der Henrik war nun schon 8 Jahre, da konnte er ihn gut allein aufziehen und brauchte keine Fremde ins Haus zu bringen.

Wenn es ihm zu einsam wurde, dann ging er mit Henrik zur Mutter Hansen und ihrer Kät', und sie sprachen von den alten Zeiten, während der Kleine mit Friedlinde spielte; dazwischen hörte Henrik wohl auch auf des Vaters Worte, und er hörte es zu gern, wenn der anfing: „Wißt Ihr noch Hansen, als ich die Nita mitbrachte und ganz Björnstede in Bewegung war, die Italienische zu sehen? Sie haben immer geglaubt, ich müßt's bereuen, eine Fremde zur Frau genommen zu haben und eine katholische dazu; ich hätt's selbst nicht gedacht, daß sie sich so gut in unser rauhes Leben hier finden würde, aber sagt mal Hansen und Ihr, Frau Kät' — habt Ihr ihr je einen Vorwurf machen können? — ich nicht; sie klagte nie, aber sie hat sich doch wohl zuviel gethan, darum starben uns die Kinder, nur der Henrik war gleich ein kräftiges Bürschchen, das war auch der erste, aber dann hat die Frau zuviel gearbeitet und sich selbst damit ins Grab gebracht — Gott hab sie selig, die Nita! wie der Henrik ihr ähnlich ist!" Und dann nahm er den Jungen zwischen die Knie und klopfte ihm die Backen: „Ganz die Augen und die braune Haut," sagte er, und Henrik lief wieder davon, in der Nacht aber träumte er von seiner sanften, stillen Mutter mit den großen traurigen Augen, deren südliche Glut der Knabe nie gesehen: die war schon lange in nordischer Kälte erloschen, ehe der Kleine denken gelernt hatte.

„Der Jörg Jensen und die Hansens, die halten sich für 'was Besondres," hieß es im Fischerdörfchen, „da sollen ihre Kinder auch mehr lernen als unsere, und müssen zum Pastor gehen!"

Es war viel Neid da, weil die Glücklichen, denen 8 und 10 Kinder geschenkt waren, nicht einen so vollen Brotschrank haben konnten, wie der Jensen, der nur den einen Jungen hatte, und wie gern hätt' er doch seinen letzten Bissen mit denen geteilt, die einer nach dem andern auf den Kirchhof getragen waren.

Das vergaßen aber die Neidischen zu bedenken, und auch ihre Kinder sahen nur,

daß der Henrik ordentlicher ging als sie, und nun gar die Friedlinde! Auf die hatten sie's immer, denn die sah gar zu schmuck aus mit den armdicken goldblonden Zöpfen und dem schneeweißen Kragentuch; aber sie durften ihr nichts anhaben, dann bekamen sie es mit dem Henrik zu thun, den sie alle fürchteten, denn wer einmal seine dunklen Augen zornsprühend gesehen, seine kräftige Faust gefühlt hatte, der ging ihm gern aus dem Wege; so stand auch er, wie Friedlinde, allein, aber solange sein guter Vater kräftig und rüstig mit ihm zusammen im Hause und auf der See thätig sein konnte, solange fühlte er das nicht und wünschte es sich nicht anders. Wenn sie nachts draußen blieben bei ruhiger See, und die Sterne ihn vom Himmel und aus dem Wasser grüßten, da wogten die Gedanken, Hoffnungen und Pläne auch in seinem Herzen nur leise auf und ab, wie der schaukelnde Kahn auf den spielenden Wellen, und er denkt nicht daran, daß es doch dasselbe Wasser ist, das er so oft sturmgepeitscht sich hoch aufbäumen gesehen hat im zornigen Kampf mit dem mächtigeren Element, dem Orkan, und er fühlt nichts, das ihn ahnen ließ, die leisen Wogen seines Herzens könnten sich einst zu gleichem Kampf erheben.

Er war jetzt 22 Jahr, und der Vater hatte im Stillen gehofft, er werde nun bald die Friedlinde ins Haus bringen, denn daß die beiden ein Paar werden mußten, war bei allen eine ausgemachte Sache, und keiner der andern jungen Burschen des Dorfes hätte es sich einfallen lassen, mit seinen Wünschen Henrik in die Quere zu kommen, so gern sie's sonst vielleicht versucht hätten, das schöne Mädchen zu gewinnen, denn schön war die Friedlinde mit ihren 17 Jahren, so sonnig anzuschauen, wenn sie auch stets gleichgültig oder still und traurig aussah. — Die Zöpfe hatte sie schon lange um den Kopf gelegt, weil die herabhängenden sie in der Arbeit hinderten, nun bildeten sie eine goldne Krone über der klaren Stirn, und doch wußte sie es nicht, daß kein königliches Diadem sie schöner schmücken könnte, als dieses, es war ihr nur bequem so, Eitelkeit kannte sie nicht.

Als ein Tag nach dem andern, eine Woche nach der andern verging, ohne daß der Henrik in seinem Wesen Friedlinde gegenüber irgend etwas geändert hätte, hielt Jörg es doch geraten, dem Sohn einen kleinen Wink zu geben, und als sie einmal wieder in stiller Nacht draußen waren, da sagte der Alte, so als ob er nichts Natürlicheres hätte sagen können: „Na, Henrik, wann wirst du denn mit der Friedlinde Hochzeit machen? Zeit wird es, daß wieder eine Frau bei uns nach dem Rechten sieht, und ich möchts auch noch gern erleben, daß ein Kindeskind auf meinen Knieen säße. Ich bin nicht mehr jung, Henrik, und es kann nicht immer so bleiben, wie es jetzt ist, sonst bist du eines Tages ganz allein mein Junge." —

Beim Beginn dieser Rede zuckte Henrik wohl wie vor Ueberraschung zusammen, schaute dann aber still ins Wasser und unterbrach den Vater nicht, auch als dieser schwieg, sagte er noch nichts, bis ein zweites: „Na, Henrik," ihn wie aus einem Traume erweckte.

Er sah den Vater nun mit großen ernsten Augen an, die vom Mondlicht voll beleuchtet waren und erwiderte langsam: „Ich will sie morgen fragen, Vater, bist du zufrieden?" —

„Ja! mein Junge! Gott segne euch beide!" Der alte Mann wußte nicht, weshalb ihm beim Anblick des Sohnes das Wasser in die Augen kam, vielleicht weil er in diesem Augenblick der Nita so ähnlich sah; rasch wischte er das Naß von den Wimpern, das dem Schmerz gewohnten Mann nur selten von innen das Auge feuchtete, und nun gar bei einer freudigen Aussicht, denn er liebte ja die Friedlinde schon so lange wie sein eigen Kind. —

Und am nächsten Tage fragte der Henrik die Friedlinde, und sie sagte einfach und ohne Erregung: „Ja! aber nicht, solange die Großmutter noch lebt." — So fest und ruhig hatte sie das gesagt, daß er nicht daran denken konnte, es anders haben zu wollen. Die alte Frau nahm ja sichtlich von Tag zu Tag ab, es war wohl keine zu

lange oder unbillige Wartezeit, die ihm da auferlegt wurde. — Gern hätte er aber nur einmal Friedlinde umfaßt und auf ihre Lippen einen Kuß der Liebe gepreßt, deren er sich erst gestern bei des Vaters Worten so selig bewußt geworden, und die er doch schon, solange er denken konnte, für sie im Herzen getragen hatte. — Eine gewisse Unnahbarkeit jedoch in Friedlindens Wesen, die bei aller geschwisterlichen Vertraulichkeit zwischen ihnen sich schon öfter fühlbar gemacht hatte, hielt ihn davon ab, mehr zu thun, als nur ihre Hand in die seine zu nehmen und sich innerlich zu geloben, sie alles Schwere, was ihr junges Leben schon bedrückt hatte, vergessen machen zu wollen, wenn er sie erst unter sein Dach als sein glückliches Weib hatte führen dürfen. —

Dann war er gegangen, und es war alles beim Alten geblieben; nur wenn Friedlinde des Abends nach den Sternen sah, und als es Winter wurde, die See stärker rauschen hörte, der Schnee unter ihrem Fuß knisterte, da kam die alte Sehnsucht wieder über sie, die Sehnsucht nach — — — — ja! sie wußte selbst nicht was, nach etwas ganz Neuem, das sie heraushöbe aus Björnstede, aus dem kleinen Haus — Flügel, die sie tragen würden, weit, weit übers Land — übers Meer, in die große, schöne weite Welt hinein, da wo Marie so glücklich war, da wollte sie auch glücklich werden, und dann fiel ihr der Henrik ein, und daß sie versprochen, sein Weib zu werden, und daß sie dann in Björnstede bleiben müsse ihr Leben lang, was sollte das Sehnen? —

Ruhig ging sie ins Haus zurück und that am nächsten Morgen ihre Pflicht an Großmutter, Haus und Hof still wie immer, und der Henrik kam, ihr zu helfen bei der Arbeit, wo sie männlicher Hülfe bedurfte, und er sah sie dann nur mit andern Augen an als sonst — das war das einzige, was sich verändert hatte gegen früher. —

II.

Motto: Und hat dich nicht Gott, wie der Blume Pracht,
Der Erde zur Zierde, zur Schönheit gemacht?
Schuf er all diesen Glanz, diese Herrlichkeit,
Zu verblühen in dumpfer Verborgenheit!

Mirza Schaffy.

Nun war es Frühling und Sommer geworden, und Friedlinde 18 Jahre alt. Die Großmutter lebte noch immer, freilich wie ein Schatten, und doch wagte Henrik nicht, ihr die Ruhe zu wünschen, wenn ihm das Warten gar zu lang währen wollte, er hielt es für Sünde, weil er sich von Tag zu Tag mehr danach sehnte, Friedlinde sein Eigen zu nennen. Der Vater sah das alles wohl, seufzte nur dann und wann, sagte aber nichts, denn er wollte Henrik das Herz nicht noch schwerer machen, der war ohnehin soviel ernster und stiller geworden im letzten halben Jahr. Seine Gedanken hatte aber der Jörg so für sich, er konnte die Friedlinde nicht begreifen, und sie sah ihrer Mutter doch so ähnlich! Nicht nur äußerlich, sondern auch in der strengen, stillen Pflichterfüllung; weshalb sie aber den Henrik so lange warten ließ, weshalb sie nicht für die Großmutter ebensogut sorgen könne, wenn sie seine Frau sei, das waren Fragen, die dem guten Alten oft durch den Kopf gingen, und er meinte bei sich: „Wenn sie ihm so gut wär', wie die Kät', ihre Mutter, dem Christof Hansen war, dann könnte sie nicht einen Tag mehr weiter leben ohne ihn." —

Es schien ihm nicht alles in Richtigkeit in dieser Herzenssache, aber die Zeiten und die Menschen ändern sich ja; wenn es Henrik so zufrieden war, wollte er gern schweigen, nur manchmal, wenn er die Netze flickte, da sah Henrik, wie der Vater mit dem Kopf schüttelte, ohne doch etwas gesagt zu haben, dennoch fragte er nicht: „Vater, woran denkst du?" Es war als fürchtete er sich, es zu thun. — Weshalb sollte er denn nicht warten, solange Friedlinde es haben wollte, einmal mußte sie sein werden, es konnte ja doch niemand sie ihm rauben.

Bei dem Gedanken blitzte es wohl fast drohend in seinen Augen auf — aber es war ja niemand da, der ihm seinen Platz in Friedlindens Gemüt streitig machen wollte, denn auf des Pfarrers Marie konnte er doch nicht eifersüchtig sein, das wäre lächerlich — nein! er freute sich vielmehr, daß Friedlinde aus ihrer Apathie zu erwachen schien, seit die Marie mit ihrem Kinde von der Pfarre her öfter an den Strand kam und dann des Kindes Wärterin mit ihrem Strickzeug bei der alten Frau Hansen vor der Hausthür sitzen ließ, um Friedlinde mit hinunter zu nehmen, mit ihr und dem Kinde im Sande zu spielen.

Die alte Frau Hansen merkte es ja gar nicht, daß es nicht Friedlinde war, die ihr den Stuhl aus dem Schatten rückte, wenn die Sonne weiter gegangen war. — So wurde es denn fast täglich gemacht, wenn die Sonne schien und der Himmel blau war, und wenn sie dann wieder herauf kamen vom Strand, da sah Friedlinde ganz anders aus als sonst, in ihre dunkelblauen Augen war ein Glanz der Freude, der Erwartung bei den Erzählungen Maries aufgestiegen, der erst wieder daraus entschwand, wenn sie allein blieb, oder wenn Henrik ihr begegnete, der sah so ernst aus, und hatte sie früher gemeint, sie würde Mariens glückliches Gesicht nicht ertragen können, so war das jetzt anders, sie fühlte sich von ihrem Sonnenschein des Glücks mit erwärmt, und wenn sie Henrik sah, so fiel ihr das trübe Leben ein, das ihr in den letzten drei Jahren allen Jugendmut genommen, dafür aber dies gewaltige Sehnen geweckt hatte, welches sie jetzt oft mit erneuter Gewalt überfiel. —

Sie hatte Marie nicht gesagt, daß sie dem Henrik versprochen, sein Weib zu werden, sie hörte soviel lieber, wenn Marie sprach, und die hatte immer etwas zu erzählen, was Friedlinde fesselte und ihr die Welt, die da hinter den Dünen lag, hinter den grünen Wiesen und Wäldern, noch zauberischer, noch begehrenswerter erscheinen ließ. —

Eines Tages war Henrik gekommen und hatte gesagt: „Friedlinde, wenn's Wetter so bleibt, fahren der Vater und ich heute einmal weiter hinaus in See und können wohl vier bis fünf Tage fortbleiben. Ich hab' dir das Holz klein gemacht, soviel du für acht Tage brauchen würdest, als du unten am Strande warst, und an den Brunnen hab' ich dir einen großen Stein geschoben, auf dem du stehen kannst, dann brauchst du nicht so hoch zu reichen, wenn du dir das Wasser allein heraufziehen mußt — und Friedlinde, ich hab' den kleinen Kessel wieder ausgebessert, damit du nicht den andern allein zu heben versuchst, denke daran und quäle dich nicht mit dem großen, er ist zu schwer für dich," und er hatte ihre Hand in die seine genommen und sie so treu dabei angeblickt, „und nun leb' wohl Friedlinde und wünsch' uns glückliche Fahrt!" Er hatte zaghaft ihre Taille umfaßt, und als sie dann ihre Hand auf seine Schulter legte, zu ihm aufblickte und sagte: „Guter Henrik, ich danke dir," da schwoll ihm das Herz so gewaltig, er mußte an sich halten, daß er sie nicht ungestüm an seine Brust zog und seine Lippen auf die ihren preßte, als gelte es einen Abschied fürs Leben. —

Friedlinde ahnte nichts von dieser Aufwallung seines Gefühls, als er rasch von dannen ging, so gut hatte er sich zu bezwingen gewußt, sie sah ihm nicht nach, sie sah über die Wiesen hin — da kam Marie mit dem Kinderwagen und der Wärterin, und neben Marie gingen zwei Herren? ach ja! ihr Mann sollte ja nachkommen, und der andere? Wer konnte das sein? — — — — — — — — — — — — — —

So schön war es noch nie am Strande gewesen! Friedlinde kam mit hochgeröteten Wangen und leuchtenden Augen am Abend heim. Die Sonne war schon untergegangen, und Nebel stiegen von den Wiesen auf. Die Großmutter saß noch vor der Thür — sie fror, Friedlinde hätte früher zurückkommen sollen, sie ins Haus zu bringen, sie hatte aber wohl gedacht, solange Marie ihr Kind draußen ließe, solange könne es auch der Großmutter nicht schaden, und es war ja so warm, daß die Kinderfrau versicherte, es hätte sich kein Lüftchen geregt hier hinter dem Hause, sonst würde sie die Alte schon hineingebracht haben.

Friedlinde machte sich dennoch Vorwürfe; nun aber halfen ihr viele Hände. Marie machte der Großmutter Bett zurecht, während ihr Mann und dessen Bruder, der junge Maler, die alte Frau samt ihrem Stuhl ins Haus trugen an den Herd, wo Friedlinde rasch die Abendsuppe aufgesetzt hatte.

Die Wärterin mit dem Kinde war schon heimgeschickt, und nun wollten die jungen Eltern nachgehen. „Komm, Edgar!" rief Marie dem Schwager zu, während sie am Arm ihres Mannes schon den kleinen Fußweg betrat, der durch die Wiesen zur Pfarre führte, „du findest sonst den Weg nicht, und der Vater wird schon mit dem Abendbrot warten."

Edgar aber hatte Friedlindens Hand ergriffen und schien sie lange noch nicht fahren lassen zu wollen. „Morgen darf ich wiederkommen und das Bild fertig malen, nicht wahr? es soll mir Glück bringen, das nordische Mädchen!" flüsterte er leise und drückte einen Kuß auf die von Arbeit harte Hand, die seine weichen, feinen Finger umfaßt hatten, dann eilte er den Geschwistern nach, und Friedlinde stand und träumte, bis die Abendsuppe überkochte und sie an ihre Pflicht mahnte.

Wenige Minuten später lag Großmütterchen warm gebettet und warm gespeist in ihrer Kammer, und Friedlinde konnte nun noch ein Weilchen nach den Sternen schauen, ehe sie auch zur Ruhe ging.

Und da stand sie, wie schon so oft, und sah hinauf und ihr war, als fühlte sie die Flügel wachsen, die sie dem Ziel ihrer Sehnsucht zutragen sollten. Gab es denn ein Ziel für diese Sehnsucht? Ja, seit heute, seit wenigen Stunden, aber sie wußte es selbst noch nicht — ihr war, als hätte sie alles nur geträumt: daß Marie nicht wie sonst allein gekommen war, daß der junge Herr, der neben ihrem Manne ging, sie auf dem Weg zum Strande so unablässig angeschaut, daß er, als sie dann alle im Sande gesessen, aufgesprungen, davongeeilt und nach einer Stunde erst wiedergekommen war mit einem großen Kasten und einem Feldstühlchen, das er tief in den Seesand gebohrt hatte, und daß er dann den Kasten aufgemacht und eifrig hinter dem Deckel desselben beschäftigt gewesen und von der geheimnisvollen Arbeit nur aufgeblickt hatte, um sie anzusehen, und daß die Marie und ihr Mann dazu lächelten und über den Deckel des Kastens schauten und schließlich sie, Friedlinde, aufgesprungen war, sich herangemacht hatte und — o Wunder! — sich selbst gesehen hatte, leibhaftig, wie sie da im Sande gesessen, den Strohhut im Schoß liegend, die Hände um ihr Knie gefaltet und den Blick sehnsüchtig in die Ferne gerichtet!

Er war ihr vorgekommen wie ein Zauberer, dieser Mann mit den nußbraunen Haarwellen, die seine Stirn umrahmten, mit dem zierlichen Pinsel zwischen den schlanken Fingern, — denn durch ihn hatte sie zum erstenmal seit ihrer Kinderzeit wieder lachen gelernt in heller Freude, und hatte es wohl gesehen, wie gern er es hörte, und auch verstanden, daß er zur Marie etwas von Glockenstimme flüsterte. Noch nie war ein Schmeichelton in ihr Ohr gefallen, und sie fühlte noch, wie bei diesen Worten das Rot in ihre Wangen gestiegen war, die höher und höher brannten auf dem Heimweg und erst in voller Glut standen, als seine Lippen ihre Hand berührten.

Noch nie hatte jemand diese Hand geküßt, diese rauhe, hartgearbeitete Hand! Mitleidig und doch freudig lächelnd sah sie jetzt auf dieselbe nieder und ging träumend ins Haus zurück. Da stieß ihr Fuß auf der Diele an einen Gegenstand, fast wäre sie gefallen; im hereinströmenden Mondlicht erkannte sie den Feldstuhl und den Kasten des jungen Malers, der gebeten hatte, beides hier stehen lassen zu dürfen, um morgen das Bild zu vollenden, entsann sich Friedlinde jetzt.

Diese sichtbaren Zeichen, daß die Erlebnisse des heutigen Tages kein Traum, sondern Wirklichkeit waren, hätte sie jubelnd an ihr Herz drücken mögen. Sie kniete neben dem Kasten nieder und versuchte ihn zu öffnen; ihr Herz und ihre Hände zitterten dabei, wie wenn sie ein Unrecht beginge und fürchtete, ertappt zu werden — aber sie m u ß t e noch einmal das Bild sehen!

Endlich ging der Deckel auf, doch fand sie das Gesuchte nicht darin. Enttäuscht

schloß sie den Kasten; da plötzlich fühlte sie wieder die Glut auf ihren Wangen, es fiel ihr ein, daß er gesagt hatte, er wolle das Bild mitnehmen, um sich so nicht ganz von ihrem Anblick trennen zu müssen. — — Ihr klopfte das Herz zum Zerspringen, als sie in die Kammer der Großmutter trat, um nun auch zu Bett zu gehen. Lange noch lag sie und wachte und dachte — endlich schlief sie ein, ohne daß ein Gedanke über's Wasser gezogen war zu dem, der da draußen in stiller Nacht so treu ihrer gedachte, der nichts vom Leben erhoffte als sie — doch sein Boot zog immer weiter fort vom Björnsteder Strand, und wenige Tage verändern viel. —

III.

Motto: Der Tod, der ist die kühle Nacht,
Das Leben ist der schwüle Tag.
Es dunkelt schon, mich schläfert,
Der Tag hat mich müd' gemacht.

Ueber mein Bett erhebt sich ein Baum,
D'rin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör' es sogar im Traum.

In der Nacht erwachte Friedlinde durch ein ungewohntes Geräusch, sie fuhr jäh empor, hatte sie jemand gerufen? sie horchte — nein! es war alles still, sie hörte nicht einmal die Großmutter so schwer atmen wie sonst, so ruhig hatte sie noch nie geschlafen.

Es war noch ganz dunkel in der Kammer, zu früh, um aufzustehen; Friedlinde legte sich in die Kissen zurück und schlief auch bald wieder ein, sie träumte diese Nacht so schön und süß, wie noch nie. So schlief sie, bis ein heller Sonnenstrahl auf ihr Bett fiel und sie weckte.

Die Sonne war ihre Uhr, und sie wußte, daß sie sich verschlafen haben mußte, wenn ihre Strahlen schon durch dies Fenster fallen konnten. Rasch war sie aus dem Bett, die Großmutter schlief noch, sie pflegte sonst viel früher wach zu sein, doch Friedlinde wollte sie nicht stören, ging hinaus, machte Feuer an, fegte die Stube und that ihre Arbeit wie immer, horchte nur manchmal an der Kammer, ob sich noch nichts drinnen rege, endlich ging sie hinein, der Großmutter den Morgenimbiß zu bringen; doch diese lag noch immer wie vorher das Gesicht zur Wand gekehrt.

Friedlinde wurde es eigentümlich bange zu Mut, sie stellte die Tasse und den Teller mit Brot auf den zunächst stehenden Stuhl und trat zaghaft an das Bett, sie zupfte an dem Kopfkissen und rief: „Großmutter, wachst du noch nicht?“ Doch es kam keine Antwort; Friedlinde faßte die Nachtjacke der alten Frau, sie hörte ja so schwer und war gewohnt, auf diese Weise aufmerksam auf etwas gemacht zu werden. Da fühlte sie an ihrer warmen Hand eine Eiseskälte — ein Schrei entrang sich der jungen Brust — es war ihr auf einmal alles klar.

Einen Moment stand sie wie versteinert, dann trieb es sie hinaus — hinaus, Hülfe zu holen, und wie sie es stets gewohnt war, wenn sie sich in Not befand, lief sie wie gejagt den ihr so wohlbekannten Weg zum Jensenschen Hause; doch die Thür fand sie verschlossen — sie hatte ganz vergessen, daß der Jörg mit dem Henrik fort war auf der See.

Wenige Minuten stand sie ratlos und Thränen überströmten ihr Gesicht. Wie war sie doch so verlassen, so allein, wie konnte Henrik gerade jetzt fort sein! — Dann flog sie über die Wiesen am Wald entlang zum Pfarrhof. — — —

Mariens Vater trat soeben vor die Hausthür, nach dem Wetter auszuschauen; er war der erste auf im Hause, außer der fleißigen Dorle.

„Laß das junge Volk schlafen, Dorle,“ pflegte er zu sagen, „es kommt auch für sie noch die Zeit, wo das Schlafen nicht mehr so leicht ist, wie in der Jugend!“ —

„Ein schöner, sonniger Tag!“ sprach er jetzt vor sich hin, sich gemütlich die Hände reibend, „doch was kommt denn dort so eilig den Weg vom Dorf daher? — in solcher Frühe!“

Ehe er erkennen konnte, wer es war, sank Friedlinde atemlos neben ihm nieder, nur das eine Wort: „tot! tot!“ stieß sie heraus, dann fiel ihr Kopf gegen die Hausthür — sie war ohnmächtig. — — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage sind vergangen. Friedlinde geht mit Marie, die ihr als wahre Freundin treu zur Seite gestanden hat, vom Grabe der Großmutter noch einmal in das kleine Haus an der Düne zurück, sie überzeugen sich beide noch einmal, daß alles ordentlich und sauber ist, und dann schließt Friedlinde die Thüren ab, und das Haus bleibt leer, und Marie zieht sie eilig mit sort, weil sie sieht, daß der Schmerz die Freundin überwältigen will. Wenn die Großmutter ihr auch nichts mehr hatte sein können, sie hatte sie doch so lieb gehabt, und gern würde Friedlinde nun noch einmal alles Schwere tragen, wenn sie nur wieder da wäre, die wohlbekannte, gebeugte Gestalt, in dem alten, lieben Sorgenstuhl! — Doch das bisherige Leben war nun für immer dahin, und ein neues that sich heute für Friedlinde auf mit dem Augenblick, wo sie über die Schwelle des Pfarrhauses schritt, um fürs erste dort ihre zweite Heimat zu finden. —

IV.

Motto: Wohl spott' ich Sturmesgrimme,
Und wildem Donnerscherz;
Und doch vor einer Stimme
Erzittert mir das Herz.
Die schnell das Herz mir bräche,
Die Stimme fürcht' ich sehr,
Wenn die Geliebte spräche.
„Ich liebe dich nicht mehr!“ —
Lenau.

Widrige, wenn auch nicht heftige Winde hemmten den Lauf des heimkehrenden, mit reichem Fischsegen beladenen Bootes, das Vater und Sohn Jensen gern auf geraderem Wege dem Björnsteder Strande zugesteuert hätten, aber sie mußten fortwährend kreuzen und hatten sich doch schon weit länger beim Fischen aufgehalten, als sie gedacht.

Die Sonne des zehnten Tages ihrer Wasserreise stand bereits tief am Himmel, als sie zuerst wieder den heimatlichen Strand erblickten, und nur die Hälfte der Zeit hatten sie fort sein wollen.

Henriks Herz klopfte vor freudiger Erwartung, Friedlinde heute nach so langer Trennung wiederzusehen. Ob sie nach ihm ausschaute? Er suchte mit seinem Fernglas den Schornstein des Hansenschen Häuschens, über die Dünen ragend, zu erspähen — vielleicht kochte Friedlinde schon die Abendsuppe, und er konnte den Rauch aufsteigen sehen. —

Einige Stunden später eilte Henrik vom Strand den wohlbekannten Weg die Dünen hinauf, nicht zu des Vaters Hause, nein! zuerst zu Friedlindens Heim; es zog ihn gar zu mächtig zu ihr.

Die Hausthür war schon zu? Die Fenster nicht erhellt? — Eine trübe Ahnung beschlich Henriks Herz — er schüttelte sie ab und pochte freudig laut an der vorderen Thür. Als ihm keine Antwort wurde, meinte er: „Friedlinde wird noch in der Küche aufräumen, die Großmutter schläft schon, und daher ist hier vorn kein Licht und mein Klopfen auch nicht zu hören.“ —

Bald stand er an der Küchenthür, aber auch die war verschlossen. Konnte Friedlinde sich auch schon so früh zur Ruhe begeben haben? Vielleicht war sie gar krank?

Als er noch stand und grübelte, welches die Veranlassung gewesen sein könne, das Haus so früh zu schließen, da kam Peter Nielsen des Weges daher und rief: „Wer schleicht denn da ums leere Nest, die alte Eule ist ausgeflogen und die junge Möve dazu, da giebts nichts mehr zu suchen!“

Mit einem Satz war Henrik neben dem frechen Burschen und hielt mit eisernem Griff seinen Arm. Er war stets sein ärgster Feind gewesen, dieser Peter Nielsen, und als Henrik ihn außer sich vor Wut schüttelte und ihm in die Ohren rief: „er müsse ihm deutlicher sagen, was solche dunkle Rede heißen solle, er verstände sich nicht auf Rätselsprache", da hätte man teuflische Freude aus den Augen des Peter blitzen sehen können, wenn der Abend nicht schon so dunkel gewesen wäre, als er hämisch rief: „Na! Ich wollte nur sagen, daß die Alte seit acht Tagen auf dem Kirchhof liegt, und Euer Schatz im Pfarrhof wohnt und wohl bald noch weiter davonfliegt mit dem buntgefiederten Zeisig, der ihr all die Zeit fein vorgezwitschert hat, wovon Ihr auf dem Wasser natürlich nichts hören konntet; sperrt Euer Vögelchen bald ins Bauer, sonst habt Ihr's Nachsehen, stolzer Henrik!" Damit schüttelte er die erschlaffende Hand seines Feindes von sich und schlenderte lachend weiter.

Henrik dachte nicht daran, ihn zu halten; er stand regungslos, lange, lange, dann fuhr er wie sich besinnend mit der Hand über die Augen und ging langsam heim. —

„Henrik, wie siehst du aus!" rief der Vater den Sohn an, als dieser einige Minuten später zu ihm in die saubergehaltene Stube trat, „hier ist ein Brief an dich von Friedlinde, er fiel mir entgegen, als ich die Hausthür öffnete; doch du hast sie wohl schon selbst gesprochen?!"

Henrik antwortete nicht, er riß dem Vater den Brief aus der Hand und sah nur nach der Unterschrift — da stand es: „Deine Friedlinde!" — Er drückte das Papier an seine Lippen, und Thräne auf Thräne rann heiß über die braunen Wangen, er küßte die beiden Worte wieder und wieder, als ob er nichts weiter zu wissen verlange, als daß sie sein war.

V.

Motto: Nur Dämmerung ist unser Blick,
Nur Dämmerung ist unser Glück,
Und Ohr und Auge täuscht sich gern;
Das Herz, es pochet in die Fern'!
Herder.

Ich gab dem Schicksal dich zurück,
Von dem ich dich empfangen habe.
Geliebte! — doch du weißt es nicht,
Was ich mit deinem Bild begrabe.
Stieter.

Im Gärtchen des Pfarrhofes stand Friedlinde. Das Schwarz ihres Trauerkleides ließ den blonden Kopf mit dem Flechtendiadem noch lichter erscheinen als sonst, doch der Ernst der letzten Erlebnisse lag über ihrem Wesen ausgegossen, ob auch die blauen Augen und die rosigen Lippen lächeln konnten mit eigentümlichem Zauber, wenn Edgar, der eben hoch im Birnbaum saß und die reifen Früchte, die er pflückte, in Friedlindens aufgehaltene Leinenschürze fallen lassen sollte, das Ziel nicht traf, sondern die Birnen einmal um das andere über den Rasen hinrollten, und Friedlinde sich erst danach bücken mußte, sie samt denen, die sie in der Schürze hielt, in die großen Körbe zu thun, die dafür bereit standen.

Bei dem Bücken stieg ein flüchtiges Rot in ihre blassen Wangen, und wenn sie dann wieder zum Baum hinaufblickte, neue Früchte zu erwarten, konnte sie oft zwei, dreimal rufen, ehe es sich da oben in den Zweigen wieder regte; hätte sie Edgar sehen können, wie er durch das dichte Blätterwerk zu ihr herabschauend zuweilen ganz der Arbeit vergaß, die er übernommen hatte, so wäre die Farbe wohl kaum sobald wieder aus ihrem Antlitz entwichen, da er aber völlig versteckt saß und nicht, wie er sonst wohl gern that, durch Wort oder Blick das köstlich reine Karmin auf diese noch kindlich runden Wangen zu zaubern vermochte, — das Erröten hatte Friedlinde erst durch ihn gelernt, — so konnte er ihr die Unbequemlichkeit des Bückens nicht ersparen und warf eine Birne nach der andern anstatt in die Schürze, auf den Rasen, nur um sich als Maler

an der köstlichen Farbe zu erfreuen, die bei der Arbeit Friedlindens Gesicht durch ihr Aufsteigen und Entweichen zu einem besonders interessanten Studium für ihn machte.

War ihm das Mädchen mehr als ein Studium? Marie glaubte es kaum; sie war mit ihrem Gatten sehr eifrig bei der Arbeit am nächsten Baum, und bei dem dritten saß der Knecht des Pfarrers oben im Grün, und er selbst und Dorle füllten die Körbe.

Die Wärterin mit dem Kinde ging in den sauber gehaltenen Wegen auf und ab. — Das ganze war ein liebliches Bild, Lachen, Rufen und Schelten klang durcheinander — es zog den ernsten Wanderer, der vom Dorf daher kam, zum Garten hin, er konnte über den Zaun blicken, ohne selbst gesehen zu werden; er suchte Friedlinde, er wollte sie sprechen, er hatte sie noch nicht gesehen seit seiner Rückkehr, gestern Abend war es zu spät gewesen, um noch im Pfarrhof stören zu können, und er hatte die Unruhe seines übervollen Herzens beschwichtigen müssen; Schlaf war in sein Auge nicht gekommen in dieser Nacht, immer wieder mußte er es sich ausmalen, was seine Friedlinde alles hatte durchmachen müssen an Leid und Verlassensein ohne ihn, auch heute früh hatte er noch nichts angreifen mögen — nichts thun, ehe er sie nicht gesehen, sich mit ihr ausgesprochen hatte und den Tag bestimmt, wo er sie nun endlich, endlich heimführen dürfte; jetzt gab es kein Hindernis mehr, die Aussteuer lag schon jahrelang fertig in der großen Truhe, dafür hatten die Mutter und Großmutter stets so fleißig gesorgt und ein Stück nach dem andern dem Brautschatz zugefügt, nun sollte Jörg Jensens Wunsch in Erfüllung gehen, und für Friedlinde und Henrik das Leben nach all dem Leid endlich ein glückliches werden.

Solche Gedanken hatten ihn immer schneller ausschreiten lassen auf dem Weg zum Pfarrhof, und nun stand er am Zaun und blickte in den Garten und hatte doch seine Eile ganz vergessen. —

Ihm war, als sähe er da Friedlinde als Fremde in einer fremden Welt, in die er nicht hinein gehörte, von der er ausgeschlossen war. Träumte er denn am hellen Mittag? — nein! Da schlug es zwölf vom Kirchturm, und der Knecht ging auf den Hof, das Vieh zu füttern, und die Dorle ins Haus, nach dem Essen zu sehen, und die Wärterin mit dem Kind ihr nach, damit es sein Süppchen bekomme, und Marie trug mit ihrem Manne einen schwer gefüllten Korb mit Birnen ins Haus, und Edgar und Friedlinde blieben allein bei der Obstlese. —

Henriks scharfes, dunkles Auge hatte den Fremden oben im Baum wohl bemerkt, die Zweige waren nach dieser Richtung hin nicht so stark belaubt.

Nun stellte auch Edgar die Arbeit ein und ließ sich vorsichtig, von einem Ast zum andern niedergleitend, auf den Rasen herab und stand neben Friedlinde.

„Ich denke, wir haben es nun auch verdient, uns ausruhen zu dürfen,“ hörte Henrik ihn sagen und sah, wie er dann seine Blicke über den Garten hinschweifen ließ, ehe er fortfuhr: „wir sind ja ganz allein geblieben!“ —

„Ja! kommen Sie, wir wollen unsere Körbe auch ins Haus tragen,“ entgegnete Friedlinde mit ihrer sanften und doch so glockenartigen Stimme.

„Nein! um Himmels willen! einen Korb fasse ich in diesem Augenblick nicht an!“

Friedlinde verstand ihn nicht und sah verwundert, fast erschreckt zu ihm auf. Da griff er nach ihrer Hand und hielt sie fest.

„Friedlinde! Lassen Sie es mich Ihnen heute sagen, was ich nicht länger verschweigen kann, ich habe nicht genug an dem Bilde, ich will Sie ganz haben, jeden Tag, jede Stunde bei mir haben, muß Sie immer wieder malen können, jede Stellung festhalten können, die mich gerade entzückt, es soll uns beiden Glück bringen, Friedlinde, ich kann nicht von hier abreisen ohne dich, du mußt mitkommen, als mein liebes, schönes, sonniges Weib!“

Jetzt wollte er sie umfassen, da erwachte Friedlinde aus dem Traum, in den seine Worte sie versenkt hatten, hastig entwand sie sich seinem Arm und zog die Hand

aus der seinen: „Es darf nicht sein!“ rief sie aufschluchzend und eilte wie ein gejagtes Reh davon. —

Edgar stand und lächelte, er dachte nicht daran ihr nachzugehen, „sie wird doch mein!“ sagte er lauter, als er es selber wußte, und ging ins Haus.

Henrik hörte es — hatte jedes Wort gehört, jede Bewegung der beiden beobachtet, und es hatte ihn die Aufbietung all seiner Willenskraft gekostet, ruhig zu bleiben, sich nicht zu verraten. Als er den Fremden aber „seine“ Friedlinde umfassen sah, da hatte er dennoch über den Zaun springen und ihn mit einem gewaltigen Schlag zu Boden schmettern wollen, doch ehe er einen Ansatz zum Sprunge nehmen konnte, sah er Friedlinde entfliehen, da zog es ihn ihr nach.

Das Schluchzen in ihrer Stimme und die Worte: „Es darf nicht sein!“ waren ihm nicht entgangen, die Qual, die sie ihm brachten, war unerträglich, nichts wußte er mehr von den Ereignissen der letzten Tage, nichts von dem, was er Friedlinde hatte sagen wollen über den Tod der Großmutter, er hatte alles vergessen, bis auf das Eine, das ihm das Herz abdrückte.

Da saß sie im Fliedergebüsch auf der Gartenbank und schluchzte, das Gesicht mit den Händen bedeckt. Sie merkte erst wer vor ihr stand, als Henrik, um das verhaltene Weh nicht hervorbrechen zu lassen, mit schneidendem Ton zu ihr zu sprechen begann. Mit einem Angstschrei wollte sie aufspringen und weiter eilen, ihm gerade jetzt zu begegnen, war zu furchtbar — doch er hielt sie fest, seine Hand umschloß ihren Arm wie eine Fessel, sie war gefangen.

Es war Henrik, als höre er Peter Nielsens Stimme noch einmal: „Sperre dein Vögelchen bald ins Bauer, sonst hast du's Nachsehen, stolzer Henrik;“ es rang sich aus seiner Brust ein Stöhnen, ehe er noch einmal beginnen konnte: „Friedlinde“ —

Jetzt sah sie auf — er stand wie ein Richter vor ihr — und sie war doch so unglücklich, und er sagte nichts, nicht ein Wort von der Großmutter, und alles Unglück kam jetzt durch ihn — hätte sie ihm nicht versprechen müssen, sein Weib zu werden, so könnte sie der Sehnsucht ihres Herzens folgen, hinaus in die weite zauberische Welt an der Hand des Zauberers, der sie mitnehmen wollte, der sie liebte! Ja, der liebte sie, aber nicht dieser, der sie so durchbohrend, so drohend ansehen konnte — und dennoch konnte ihr Auge nicht los von dem seinen — es war gebannt durch die furchtbare Glut, die in den schwarzen Tiefen brannte. Las er ihr die Gedanken aus der Seele mit diesem Blick? Er hatte noch nichts als ihren Namen gesagt, und nun ließ er ihren Arm fahren.

„Friedlinde,“ klang es noch einmal aus seinem Munde, wie zum letztenmal, so herzzerreißend! und dann hart und schnell die Worte: „Ich gebe dir dein Versprechen zurück, ich will kein Weib, das nicht ganz mein ist — von nun an kennen wir uns nicht mehr — ich war zu lange schon dein Bruder — auch das muß nun vorbei sein — alles vorbei!“ —

Er war fort — Friedlinde allein — sie fiel auf die Bank zurück und schluchzte heftiger als zuvor. Weshalb konnte sie sich der so unverhofft und leicht gesicherten Aussicht auf das Glück, das sie sich erträumt hatte, nun nicht einmal freuen?

Erst als am Abend dieses Tages der Zaubrer noch einmal seinen Arm um sie legte und leise sagte: sie müsse mit ihm gehen in die Welt hinaus als sein schönes bewundertes Weib, und sie das „Ja“ gesprochen hatte, das ihren Lebensweg entschied, da glaubte sie auch Henriks Bruderliebe verschmerzen zu können.

Jörg Jensen saß schon bei der Lampe im trauten Stübchen; — es war am Nachmittag ein heftiges Gewitter niedergegangen auf die See und den Björnsteder Strand, und es regnete noch immer in Strömen. Desto behaglicher war es drinnen. Jörg hatte die große Hornbrille auf der Nase und suchte aus einem Zeitungsblatt heraus zu lesen, was draußen in der Welt vorging.

Er hatte sich seine Kartoffeln und die Suppe allein aufsetzen müssen, hatte weit

über die gewöhnliche Mittagszeit hinaus auf Henrik gewartet, und dann doch allein sein Essen verzehren müssen, und nun war es Abend geworden, und der Henrik noch nicht zurück.

Er dachte nicht daran, sich zu beunruhigen, er schüttelte nur den Kopf und murmelte: „Ja, ja! so gehts den Alten, über der jungen Liebe werden sie vergessen — na, sie haben sich solange nicht gesehen, und nach allem, was vorgefallen ist, wohl viel zu sagen. Ich will geduldig warten, krieg' ich dafür doch auch 'ne Tochter ins Haus, und was für eine! Ich bin ihr all mein Lebtage schon so gut gewesen, weil mirs immer ahnte, daß es mal so kommen würde, nun ists endlich so weit und doch ein ganz ander Ding, als wärs 'ne Fremde, an die man sich erst gewöhnen soll." —

Da ging die Thür auf — Henrik wars — durchnäßt und verstört sah er aus, ohne der saubergescheuerten Dielen zu achten, trat er mit schweren schwankenden Schritten an den Tisch, vor dem der Vater saß — sah ihn an, als kenne er ihn nicht und wundere sich, wer er sei.

Dem Alten stockten die Pulse vor Schreck: „Henrik, Henrik!" rief er dann außer sich.

Da ging ein Zucken unsagbaren Schmerzes über das schöne ausdrucksvolle Antlitz des jungen Mannes — er kam zum Bewußtsein, er warf sich vor dem Vater nieder, legte den Kopf an dessen Knie und stöhnte: „Vater, es ist alles aus!"

Der alte Jörg sagte nichts, er fragte nichts, er fühlte das Beben der kräftigen Gestalt zu seinen Füßen und wußte, daß nur ein Orkan die Eiche so zu erschüttern vermag. Leise rollte ihm Thräne auf Thräne in den grauen Bart, und die harte faltige Hand streichelte sanft das schwarze Haar des Sohnes.

Nach wenigen Minuten erhob sich Henrik. „Vater — morgen! heute kann ich nicht sprechen."

Dann ging er in die Kammer.

Der alte Vater ließ die Zeitung zur Erde gleiten, was ging ihn noch die Welt da draußen an; er legte die gefalteten Hände auf den Tisch, beugte den Kopf darüber und bat den Allmächtigen um Hülfe für seinen „todkranken" Sohn.

Der aber lag auf seinem Bett in der dunklen Kammer im neuerwachten Kampf mit seinem Herzen.

Friedlinde war seine Gespielin, sein versprochenes Weib gewesen, und nie hatte er sie geküßt, nie seine Lippen auf die ihren gepreßt, wie es nun der Fremde thun durfte, das war der unerträglichste Gedanke, der das südliche Blut in seinen Adern zu solcher Erregung bringen konnte, daß er Gott bat, ihn nie das fünfte Gebot vergessen zu lassen, wenn er dem Fremden einmal begegnen sollte.

Sein Kampf war schwer — seine Seele todkrank, — weil er aber noch an Gott denken konnte, und weil sein alter Vater drinnen für ihn betete, deshalb war er auch noch nicht verloren.

VI.

Motto: Ich hab' es einst wohl auch gemeint,
Das Feuer dir zu zünden
Am trauten Herd, mit dir vereint —
Du gabst mein Wort den Winden.

Es rauscht der Wind um's Hüttendach,
Ich starre wie gefangen — — —
Am Feuer wird die Sehnsucht wach — — —
Und alles ist zergangen!

Stieler.

Erhebe dich vom Grunde — erhebe dich mein Herz,
Dir heilet jede Wunde, und dich erdrückt kein Schmerz.

Dahn.

Nun ist Friedlinde schon längst hinausgezogen in die Welt, als Gattin des feinen Herrn, und in Björnstede ist alles beim alten geblieben. Die Fischer ziehen wie sonst mit ihren Booten auf die See, und auch Henrik lebt nach wie vor seinem Beruf mit

dem Vater zusammen; nur daß ein Haus im Dörfchen leer steht, eine Thür geschlossen bleibt, über deren Schwelle sein Fuß so oft und so gern geschritten ist — sein Leben lang. Nun ist sie fest geschlossen, wie die Thür zu Henriks Herzen, an die selbst Jörg nicht anzuklopfen wagt.

Gab es kein Sichaufthun mehr für beide Thüren in diesem Leben? Das fragte sich Jörg manchmal und mußte sich dann sagen: Nein! Friedlinde würde mit ihrem Mann nie zurückkehren, sie würde aber auch nie die Thür für Fremde öffnen, sie war ja jetzt reich genug, das Haus leer stehen zu lassen.

Und die andere Thür? die war doppelt und dreifach verriegelt, da war auch nichts zu hoffen. Der Name Friedlinde wurde nie mehr genannt zwischen Vater und Sohn, und auch die übrigen Dorfbewohner sprachen nur noch wenig von ihr. Wenn Peter Nielsen dem Henrik begegnete, verzog wohl noch immer ein höhnisches Lächeln seinen Mund, mehr aber wagte er nicht, denn die düstern Wolken, die auf Henriks Stirn lagen, die schwarze Nacht seiner Augen wollte Peter nicht gern näher zu Gesicht bekommen, das höhnische Lächeln sagte ihm ja auch ebensoviel — dem stolzen Burschen, als es Worte vermocht hätten, und dieser konnte ihn doch nicht zur Verantwortung ziehen dafür.

Von der Pfarre her kam selten jemand ins Dorf; der alte Herr war nun auch schon lange wieder allein mit seiner Dorle, der Winter rückte immer näher, und er konnte daher seiner Kränklichkeit halber das Zimmer nicht mehr oft verlassen; machte er doch einmal den weiten Weg von der Pfarre zum Dorf, so kehrte er auch stets bei Jörg Jensen ein, seinem alten Freunde, und war Henrik nicht im Zimmer, so wagte Jörg wohl einmal die Frage, ob der Herr Pfarrer Nachrichten von Friedlinde habe.

Er war ihr wohl auch im tiefsten Herzen gram, besonders wenn er den Henrik ansah, dessen Jugend, dessen Lebensmut sie vernichtet hatte, aber ein altes Gemüt denkt doch mit der Zeit milder, und so ganz wie Henrik konnte er sie nicht aus seiner Erinnerung streichen, er hörte doch gern von ihr, wenn es auch nur wenig war, was der Herr Pastor zu sagen wußte.

Sie lebte mit ihrem Mann in München, und er hätte ein großes Bild gemalt: „Die Mädchen am Strande“, das sei Friedlinde und seine Marie, und das Bild hätte großes Aufsehen erregt, er hätte es verkauft und Tausende dafür erhalten. Natürlich wären sie sehr glücklich! —

„Und Björnstede ist vergessen,“ vollendete der alte Jörg die Erzählung des Pfarrers für sich. „Na! da es nun einmal nicht anders sein sollte, ist es wohl doch das beste, daß sie wenigstens glücklich ist. Mein armer Henrik!“

Hatte Henrik den Pfarrer aus des Vaters Hause kommen sehen, so lag es oft wie eine Frage in seinen Augen, wenn er darauf in die Stube trat. Jörg sah das wohl, aber keiner sagte ein Wort.

Der Winter war lang und kalt, und Jörg sah besorgt auf den Sohn, dem die Arbeit in frischer Luft fehlte und damit die Zerstreuung. Jetzt konnte er Stunde um Stunde wortlos vor dem flackernden Feuer sitzen und in die Flammen starren, daß es Jörg unheimlich werden konnte, ihn so zu sehen, deshalb machte sich der alte Vater eines Tages bei Schnee und Eis auf und ging zum Pfarrhof. Als er wieder kam, legte er ein großes Paket Bücher vor Henrik auf den Tisch, und wie groß war seine Freude, als er sah, daß Henrik nun Tag für Tag darin las und studierte, erst wohl nur dem Vater zu Gefallen, dann wohl sichtlich aus eigenem Antrieb.

Als die Frühlingsstürme über Land und Meer brausten, und es häufiger Rettungsarbeit bei eigener Lebensgefahr gab, da stählte sich Henriks Natur aufs neue. Er war wohl immer der Kühnste von allen, gab sich aber dennoch nicht mutwillig preis, denn dem Vater hätte er nicht aus eigenem Antrieb den großen Schmerz authun mögen, sich, die Stütze seines Alters, zu vernichten, so wenig ihm selbst auch noch am Leben lag.

Dann kam der Sommer wieder und Henrik wunderte sich, daß schon ein Jahr vergangen sein konnte seit — doch er wollte ja nicht daran denken.

Und wieder wurde es Herbst und Winter, und die Jahreszeiten und die Jahre mit ihnen zogen über Björnstede in gleich schnellem Fluge wie über die ganze Welt dahin, und in gewohnter Abwechslung spülten die Wellen bald leise und lieblich den Strand, daß ihr Rauschen wie ein Schlummerlied klingen konnte, bald stürmten sie in wilder, schäumender Wut gegen die Dünen, daß ihr Donnern an Gottes Zorn zu gemahnen vermochte.

Henrik kannte ihre Weisen so gut; er liebte den Donner wie das Schlummerlied, und das Leben war noch nicht ganz öde, solange er den Vater hatte und das Meer — seine Mutter!

VII.

Motto: Die größte aller Gaben ist ein zerbrochenes Herz: unsere zerbrochene, vernichtete Eitelkeit ist das beste Fundament für Gottes Bau.
Rein.

Sechs Jahre sind vergangen. — — — Auf dem großen Münchener Friedhofe stehen zwei schwarzgekleidete Frauengestalten an einem frischen Hügel, weiter ab, ihnen gegenüber, spricht ein Herr zu dem Kirchhofswärter, er giebt ihm augenscheinlich noch Anweisungen für die Pflege des Grabes. —

„Sage es doch, Marie, daß ich die Schuld an seinem so früh vernichteten Leben trage, ich sage es mir selbst in jeder Stunde, jeder Minute, seit er mir ins Haus getragen wurde, blutend — tot! O, es war zu furchtbar! Ueberall sehe ich das Wort ‚zu spät‘ in meinem Leben und kann es doch nie sühnen, was ich verschuldet habe. O Marie! hättet ihr doch mich hier betten können statt seiner, Marie, klage mich an, ich kann dein Schweigen nicht ertragen."

Friedlinde griff nach Mariens Hand und sah sie flehend, wie auf Erlösung hoffend an.

Marie umfaßte die Freundin jetzt und zog sie sanft an sich: „Friedlinde, du siehst so schwarz, weil du noch zu erregt bist, gerade deine Selbstanklage beweist mir, daß er allein die Schuld an seinem verfehlten Leben trägt. Auch Arnold macht dir keinen Vorwurf; er weiß, du hast an seinem Bruder treu deine Pflichten erfüllt, wie das von Kind auf in allem dein Bemühen war."

„Aber die Liebe, Marie, daß sich seine Liebe von mir wandte, das war meine Schuld."

„Nein! mein armes Herz! Du konntest in deiner Unschuld nicht ahnen, wieviel Netze die Welt ausgestellt hat, den Fuß des Unbedachten in ihre Maschen zu verstricken, damit er ja nicht wieder heraus kann. Der Unbedachte wird zum Leichtsinnigen, der Leichtsinnige zum tollkühn Wagenden, und ist ein Rad bergab ins Rollen gekommen, wer will es halten?! Das hast du nicht gekannt, und das kann dir doch niemand zum Vorwurf machen. Ueberlasse seine Seele der Gnade Gottes, das ist alles, was wir thun können."

Jetzt schwiegen beide Frauen.

„Mit mehr Liebe hättest du es doch vielleicht gekonnt," flüsterte Friedlindens Gewissen; es ließ sich nicht beschwichtigen und das war die Qual, die es ihr so schwer machte, das Schicksal zu tragen, welches über sie verhängt war. —



VIII.

Motto: Nach schwerer Irrfahrt, langen, bangen Stunden
Nun endlich hat die Schwalb' ihr Nest gefunden.
Geibel.

Es ist Frühling! Auf den Björnsteder Wiesen und Weiden drängen sich frische Halme und bunte Blumen, und die Lerche schmettert es jubelnd durch die Lüfte: Es ist Frühling.

Und die Häuser und Herzen der Menschen thun sich auf, den Lenzeszauber einzulassen, dessen Kraft sich noch nie abgeschwächt hat, solange die Erde steht. Jedes Jahr bewährt er seine zwingende Gewalt von neuem und wirkt Wunder, wer nur Augen hat, sie zu sehen, zu fühlen. —

Hat auch der Frühling die Riegel und Thüren des Hansenschen Hauses gesprengt? — — Die Laden sind geöffnet, die solange den Einblick in die traurigöden, vereinsamten kleinen Räume der einst so trauten Heimstätte wehrten. — Nun flutet der Sonnenschein hinein, er dringt bis in die dunkelsten Ecken und Winkel, als ob er Umschau halten wollte, und sieh, es ist alles beim alten geblieben, da steht der Sorgenstuhl der Großmutter, hier Friedlindens Spinnrad, dort das lederne Sofa und darunter — die Sonne ist neugieriger Natur — ja, darunter auch noch das Fußbänkchen, einst Friedlindens Lieblingssitz, wenn sie es an den Stuhl der Großmutter rücken konnte, und diese in ihren gesunden Tagen so schön zu erzählen wußte, Märchen und Volkssagen, oder aus der Kinderzeit des Vaters, — ja, es ist alles beim alten geblieben, die Möbel stehen so gewissermaßen erwartungsvoll da, als sollte die Großmutter im nächsten Augenblick hereinkommen, den Sorgenstuhl einzunehmen, und Friedlinde sich an das Spinnrad setzen — und doch: „der Mensch, wenn er fort geht, der kommt nimmermehr," schließt das Frühlingsjubel und Frühlingswehmut atmende kleine Volkslied: „Wenns Mailüfterl weht", und das verlassene Haus wartet umsonst nun schon sechs Jahre, daß sie, die es verließen, wiederkehren möchten, und auf den Steigen, die vom Strand und vom Dorf dahin führen, ist Gras gewachsen, weil kein Fuß sie mehr betreten hat.

Aber Frühling ist es, da soll man nicht traurig sein, auch nicht traurig machen. Der Sonnenschein giebt sich alle Mühe, dem Haus und dem Stübchen das freundlichste Ansehen zu geben und alte Erinnerungen zu verklären. — Ist denn niemand da, der ihm das dankt?

Sieh, da geht die Thür auf, und auf der Schwelle steht Friedlinde — ja, sie ist es wirklich, im schwarzen Trauerkleide, gerade so, wie sie zuletzt an dieser Stelle stand, nur schmaler und blasser sind die Wangen und die Augen noch größer, aber — matt und müde.

Der Sonnenschein leidet das nicht gern, rasch umfängt er nun auch die wohlbekannte, schlanke, mädchenhafte Gestalt und drückt einen frühlingswarmen Kuß auf ihr Antlitz. — Da glänzen die Augen auf, und im nächsten Augenblick bricht ein Strom von Thränen sich Bahn, und laut aufschluchzend: „Daheim! wieder daheim!" wirft sich Friedlinde vor dem Stuhl der Großmutter nieder und lehnt den blonden Kopf an die Kissen. —

Solche Thränen sieht der Frühling nicht ungern, es sind ja Freudenthränen, wenn auch mit Wehmut vermischt; sie thun der Weinenden so wohl. —

Sie erhebt sich auch bald, die Thränen haben ihr neue Kraft gegeben, die hat ihr schon lange gefehlt. Und nun eilt sie ans Fenster, da duften Veilchen im Glase, und die Gardinen sind schneeweiß gewaschen, und der Staub ist so sauber gewischt, wie ihn nur die gute Dorle vom Pfarrhof wischen kann, die gute Seele, sie hat das alles heimlich gethan, Friedlinde den Einzug in ihr altes Heim freundlicher zu machen, es war ja ohnehin alles schon traurig genug, vielleicht konnte sie es dadurch der einsam zurückkehrenden erleichtern, und das hatte sie erreicht.

Friedlinde drückte einen Kuß auf die Veilchen und stand dann lange am Fenster und schaute hinaus.

Die See rauschte leise, o wie traut der Klang ihr Ohr berührte, aber im Zimmer wars so still — so totenstill, — es wollte sie wieder bedrücken, sie sah sich um, da glänzten die Zeiger der alten Schwarzwälderuhr im Sonnenschein auf — rasch stand sie vor der lieben Gefährtin vergangener Tage; ob sie wohl noch gehen mag, wenn ich sie aufziehe? Sie wird zu verstaubt sein; sie zog die Gewichte, die völlig abgelaufen waren, in die Höhe, stieß das Pendel an und — o Freude: tik, tak, tik, tak ging es, und Friedlinde war nicht mehr allein.

Mit dem Ticken der Uhr erhob sich noch ein anderer Laut. Piep, piep, fing es leise an, immer länger, immer lauter wurden die Töne, bis ein jubelndes Schmettern durch das Zimmer klang.

Friedlinde war fast erschrocken, sie sah sich verwundert um: Da hing ein Bauerchen an der Wand, und der kleine Kanarienvogel darin sang seinen Willkommensgruß aus voller Brust. Nein! Friedlinde war nicht verlassen.

Nun stand sie am Bauer und betrachtete zärtlich den kleinen Sänger, der sich gar nicht stören ließ. Ein Zettelchen war zwischen die Stäbe geklemmt, es stand weiter nichts darauf als: „Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen, sei getrost und unverzagt." Josua 1, 5—6.

Es war von der schon zitternden Hand des alten Pfarrers geschrieben.

Getrost und unverzagt sollte sie sein, — jetzt schon schien ihr das nicht so schwer als eine Stunde früher, denn ihr Herz war so voll des Dankes für die unverdiente Liebe und Güte, die ihr das Heim auf so zarte Weise geschmückt hatte.

Nun trat sie vor die Hausthür, — einen Blick wollte sie aufs Meer werfen, — weiter wie nur bis auf die Höhe der Düne wagte sie sich heute noch nicht, sie wollte noch nicht gern gesehen sein und niemand begegnen — — — — — — — Niemand? ach — alle andern waren ihr ja so gleichgültig, nur Jörg Jensen oder Henrik zu sehen fürchtete sie sich, denn sie wußte noch nicht, wie ihr Herz das ertragen sollte.

Tiefblau lag das weite Meer nun vor ihren Augen, die Möven flogen darüber hin wie weißer schneeiger Schaum, und die Sonnenstrahlen funkelten gleich Milliarden von Diamanten auf den sich leise hebenden und senkenden Wellen — es war solcher Friede, solche Frühlingsruhe in der Natur, daß es Friedlinde wie ein gutes Zeichen schien, auch sie werde hier zum Frieden kommen, und wie hatte sie sich einst von hinnen hinausgesehnt in die Welt! Ach ja! das Sehnen eines jungen, unerfahrenen Herzens — wie trügerisch ist es! Friedlinde hatte das erfahren. —

Am Abend dieses Tages kam Henrik spät vom Strande zurück, er hatte am Boot auszubessern gehabt und war dann noch etwas in See gegangen. Jörg sah ihn scharf an, als er in die Stube trat. Hatte er es schon erfahren, daß Friedlinde heimgekommen war? so schien es keinen Eindruck gemacht zu haben. Sechs Jahre sind ja wohl auch Zeit genug, eine Wunde vernarben zu lassen. — An Friedlindes Witwenschaft, die im Dorfe, wer weiß wodurch, gleich bekannt geworden war, neue Hoffnungen für Henrik zu knüpfen, das fiel Jörg nicht ein, dazu kannte er seinen Sohn zu gut, — dennoch war ihm bange, die Frage zu thun, die er nicht zu unterdrücken vermochte.

„Henrik, weißt du, daß Friedlinde heute heimgekommen ist?"

„Ja, Vater, ich weiß es!"

Ruhig, ohne mit einer Wimper zu zucken, sah Henrik dem Vater ins Auge; es war ihm keine Spur von der Erregung mehr anzumerken, die ihn auf der See ergriff, als er Rauch aus dem Hansenschen Schornstein hatte aufsteigen sehen, und vom Strande, auf einem Umweg heimkehrend, ihm das Licht hinter den wohlbekannten Fenstern seine Vermutung bestätigt hatte.

———

IX.

Motto: Heiß pocht mein Herz, weiß selbst nicht warum.
Doch der Weg bleibt leer und der Himmel stumm,
Mich verzehrt das Schweigen der Einsamkeit
Und unterdeß verblüht die Zeit.

. . .

Wüßt' ich das Eine nur, was Tag und Nacht
Die Rast mir nimmt und mir verstört das Leben,
Das Eine nur, ob du noch mein gedacht,
Und, wenn du's thatest, ob du mir vergeben?
Geibel.

Der Frühling ist weiter gezogen, er hat seine Aufgabe vollendet, alles grünt und blüht, und er überläßt es nun dem Sommer, das Begonnene weiter zu führen. — Waren noch Keime da, die er nicht hatte entfalten können, die zu tief unter Erde und welkem Laub versteckt lagen, er giebt sie nicht auf, vielleicht nur für dieses Jahr, im nächsten kommt er wieder und läßt wieder seinen warmen Regen hinabdringen, schickt wieder seine Sonnenstrahlen mit doppelter Triebkraft nach und läßt seine Lerchen jubeln — da muß selbst das, was noch tot und dürre schien, sich neu beleben — er zieht getrost von dannen, der Frühling!

Und der Sommer geht auch hin über Björnstede, und die geschäftigen Zungen, die Friedlindes Rückkehr in ihr altes Heim lange eifrig besprochen haben, erlahmen allgemach oder haben andern Stoff zu verarbeiten gefunden. Man hat sich nun schon wieder daran gewöhnt, daß das Hansensche Haus nicht mehr leer steht, daß Friedlinde wieder darin schaltet und waltet mit der Hülfe einer älteren Magd. — Zuerst wollte man meinen, sie sei nun so vornehm geworden, daß sie die Arbeit nicht mehr allein thun möge, dann mußten die Vernünftigen aber doch einsehen, daß es kaum anders ging. Sie war noch zu jung und immer noch zu schmuck, um so ganz allein wohnen zu können, und die alte Christine erzählte bald genug im Dorf, wie die Frau alles selbst angreifen wolle.

„Die Frau!" das klang ganz fremd, und man mußte sich besinnen, daß Friedlinde gemeint war.

Sie war ja erst fünfundzwanzig Jahre geworden und sah mit den blonden Flechten, die sie immer noch wie früher um den Kopf gelegt trug, so ganz aus wie mit siebzehn Jahren; aber doch nur von weitem, wer ihr näher gekommen wäre und ihr einmal in die Augen hätte blicken können, der würde das wohl kaum noch gesagt haben. Die blauen Sterne leuchteten aus dunklen Ringen heraus, und um den rosigen Mund lag ein Zug tiefen Schmerzes.

„Sie grämt sich sehr um ihren Mann selig," erzählte die alte Christine im Dorf, „ich höre sie manche Nacht weinen."

Ja, Friedlinde weinte manche Nacht hindurch, sie hatte es sich doch nicht so schwer gedacht, das neue Leben in Björnstede, sie hatte gedacht, der Henrik müsse ihr vergeben können, was sie ihm gethan, wenn sie ihn so recht flehentlich darum bäte, und sie würde wieder einen lieben Bruder an ihm haben, wie in der Kinderzeit und an Jörg den väterlichen Ratgeber, weiter ging ihr Wunsch nicht, wie hätte das auch sein können!

Sie trug so schwer an der Erinnerung der letzten sechs Jahre. Ach, wie bald war sie damals zu der Erkenntnis gekommen, daß sie in ihrem Unverstand nach einem glänzenden Scherben gegriffen und den Diamant beiseite geschoben hatte, und dann sich sagen zu müssen: du trägst allein die Schuld, deine Eitelkeit hatte dich verblendet, und das Lebensglück dreier Herzen ist durch dich zu Grunde gegangen.

Ja, zu Grunde gegangen! — Ueber Edgars Grabhügel wehte der Herbstwind, da ließ sich nichts mehr gut machen. Hatte Friedlinde gehofft, sie könne wenigstens hier in Björnstede sühnen, was sie verschuldete?

Ein Diamant ist hart. Sie hatte es längst aufgegeben, Henriks wohlbekannten Schritt einmal wieder vor ihrem Hause zu hören, er war nicht gekommen, und auch

Jörg nicht. Konnte sie sich darüber wundern? Nein! aber der Schmerz war schwer zu tragen; sie konnte, sie durfte doch nicht in den Trauerkleidern, die sie noch für ihren Mann trug, über „dessen" Schwelle gehen, dessen Bild, ohne es selbst zu wissen, sie im tiefsten Herzen getragen hatte, seit sie Björnstede verließ, das sich trotz redlichen Kampfes nicht hatte verbannen lassen, das noch jetzt quälend klar und deutlich aus dem Innersten ihres Herzens ihr entgegen schaute.

War der Gedanke an ihn nach dem Gesetz auch keine Sünde mehr, ihr äußerst feinfühlend gewordenes Gewissen hielt ihn doch dafür — und nicht den Geliebten, den Bruder nur hätte sie sich zurückgewinnen mögen, — aber auch das schien unmöglich.

Nur zweimal war sie ihm begegnet, er hatte, wie vor einer hohen Dame, den breitkrempigen Hut gelüftet, sie auch ruhig angesehen, ihre Augen hatten sich getroffen, aber dann war er seiner Wege gegangen, ohne weiter auf sie zu achten, und sie hatte ihr übervolles Herz wieder mit heimnehmen müssen, dessen Sehnsucht nach Vergebung immer größer, gewaltiger wurde.

Daheim machte sie sich dann viel zu schaffen, um den Qualen zu entgehen, die ihr jedes Denken bereitete. Sie arbeitete fleißig für Maries kleine Kinderschar, aber das war ihr nicht genug, sie dachte an ihre Mutter Kät', wie die Großmutter sie ihr geschildert hatte, und sie wollte ihr nachleben. Fast wünschte sie, die Herbststürme möchten ein Schiff an den Strand treiben, aber darauf konnte sie doch nicht warten, sie mußte bald Arbeit finden, die sie ganz und gar einnahm

Da kam ihr die Christine zu Hülfe. Die gute Seele schwatzte gern, und Friedlinde hörte auch stets gerne zu — es war alles besser als allein bleiben mit ihren Gedanken.

So berichtete die Alte eines Tages von dem Unglück bei den Nielsens, der Peter sei auf und davon, niemand wisse wohin, und die Mutter vor Schreck und Sorge krank geworden, so daß der alte Nielsen für sie und die vielen Kinder obendrein ganz allein zu sorgen habe: „Und der Peter, der schon eine Stütze für die Familie hätte sein können, bringt statt dessen solches Elend über sie. Freilich war es schon lange vorauszusehen, daß nichts gutes aus dem Burschen werden würde, aber es ist ein Jammer um die armen Eltern!" schloß Christine. —

Am nächsten Morgen ging Friedlinde ins Dorf.

Wer beschreibt das Erstaunen der kranken bekümmerten Frau Nielsen, als Friedlindes Lichtgestalt — den Eindruck machte sie trotz des Trauerkleides — in ihre Kammer trat. — Auch die vier Schreihälse, die sich teils am Boden schlugen, teils auf dem Bett der Mutter hockten und einen furchtbaren Lärm vollführten, wurden vor Verwunderung ganz still. Es waren drei Mädchen und ein Junge, drei größere Knaben gingen schon in die Schule, und der Vater machte soeben erst in der Küche Feuer an, da war es wohl Hunger, der die Kinder so unbändig gemacht hatte, die jungen Raben schrieen nach Brot, und wie die Raben sahen sie wirklich aus, ungewaschen und ungekämmt.

Ja, hier gab es Arbeit vollauf; Friedlinde wußte nicht, wo sie zuerst angreifen sollte, auch war sie, wie Frau Nielsen, ein wenig befangen. Diese war nie eine sehr ordentliche Frau gewesen, es mochte auch wohl schwer sein, bei den vielen Kindern alles sauber zu halten, dennoch stieß es Friedlinde zu sehr ab, — sie beschloß, die vier Kinder mitzunehmen und sie den Tag über bei sich zu behalten, damit der alte Nielsen einmal mit den großen Knaben nach den Schulstunden ein ordentlich Scheuerfest ansetzen könne. Dann wären auch die Knaben beschäftigt, und der kranken Frau viel Sorge und Arbeit erspart, wenn sie das Bett am andern Tage zum erstenmal wieder verlassen würde.

Von Peter wurde nicht gesprochen. Nielsens gingen auf alle Vorschläge dankbar ein, und wenn die Kinder ihre Milch getrunken hatten, wollte Friedlinde sich mit ihnen auf den Weg machen.

Es war ihr der Gang hierher nicht leicht geworden, lag doch das Nielsensche Haus neben dem Jensenschen. Sie hatte vorhin Henrik vorübergehen sehen zum Strande hin,

darum wollte sie bei Zeiten zu Haus, um ihm nicht später vielleicht zu begegnen, denn das war ihr doch jedesmal zu schwer zu tragen, wie eine Fremde an ihm vorbeigehen zu müssen.

Die alte Christine machte große Augen, als Friedlinde mit den vier „Rangen" heimkam, wie sie sagte, aber dann steckte sie doch eins nach dem andern gern mit ihr zusammen in die Wanne und wusch und kämmte und bürstete, und war einmal so recht in ihrem Element. Die Kinder ließen sich's gutmütig gefallen, es war ihnen alles so neu und darum von großem Interesse.

Als Friedlinde sie am Abend dieses Tages mit Christine zusammen wieder zu Haus brachte, fühlte sie sich so getrost und guten Muts, wie noch nie seit all dem schweren Leid, und als ihr bei Nielsens nun alles blitzblank und sauber entgegenlachte, wurden ihr selbst die unschönen Gesichter der drei großen Jungens zur Freude, denn der Stolz, sich einmal gründlich nützlich gemacht zu haben, war ihnen zu deutlich aufgeprägt.

Es war eine ganz andere Familie wie heute Morgen, die das Bett der Mutter nun umgab, und diese lächelte Friedlinde dankbar an, ja, sie suchte ihre Hand zu küssen, doch litt Friedlinde das nicht. Als sie sich erkundigte, ob die Kranke sich auch einsam gefühlt, hörte sie, Jörg Jensen sei gekommen und habe an ihrem Bett gesessen, Henrik wäre für den ganzen Tag und die Nacht allein auf die See hinausgefahren, da habe er sich mal nach der kranken Frau Nachbarin umsehen wollen. „Er läßt es uns nicht entgelten, daß der Peter stets so feindselig gegen die Jensens gewesen ist," hatte die arme Frau bitterlich weinend gesagt, denn den Namen ihres Aeltesten konnte sie noch nicht ohne Thränen über die Lippen bringen.

Die alte Christine hatte Friedlinde gleich wieder heimgeschickt, sich zur Ruhe zu begeben. Nachdem es ihr gelungen, dem kummervollen Mutterherzen Trost zuzusprechen, machte auch sie sich auf den Rückweg.

Langsam nur ging sie am Jensenschen Hause hin. Henrik war ja auf der See, und Jörg also allein; das Licht schimmerte durch die Laden, sie waren nur angelehnt, noch nicht fest geschlossen. Friedlinde konnte nicht widerstehen, sie sah durch die Spalte; nur einen Blick auf das liebe, alte Gesicht wollte sie sich gönnen.

Jörg saß im Armstuhl, die Lampe stand auf dem Tisch, ein Buch lag daneben; er hatte augenscheinlich lesen wollen, las aber nicht, sondern schien in tiefe Gedanken versunken. — Da geht die Thür auf, ist Henrik doch zurückgekommen? Nein — eine Frauengestalt steht auf der Schwelle, sie wagt nicht einzutreten und geht doch auch nicht zurück, sie wartet ruhig ihres Urteilsspruchs von den Lippen des alten Mannes, doch dem wird so traumbefangen zu Sinn, daß er nichts zu denken, nichts zu sagen vermag als nur: „Friedlinde!" — Er streckt ihr die Arme entgegen, und ehe er sich erheben kann, liegt sie zu seinen Füßen und nennt ihn „Vater", sie weiß es selbst nicht, daß sie's thut, „Vater, kannst du mir vergeben?"

Sie beugt das blonde Haupt tief herab, noch wagt sie nicht, ihm ins Auge zu sehen — und er legt die vor Erregung zitternden Hände wie segnend auf die goldenen Flechten und sagt ernst, fast feierlich: „Ich habe es längst gethan, mein Kind, so wahr, wie auch ich einst auf Vergebung hoffe."

Da richtet sie sich auf, und es schauen ihn ein Paar selig dankbare Augen an; vielleicht denken sie beide, der alte Mann und die blonde Frau, daß Gottes Gnade nun doch noch alles gut machen könne.

Doch da geht zum zweitenmal die Thüre auf, — eine hohe männliche, kraftvolle Gestalt steht diesmal auf der Schwelle, starr wie ein Steinbild.

„Henrik!"

Mit unsäglicher Angst, mit flehentlicher Bitte im Ton, ringt sich der Name aus Friedlindes Brust. Sie hat seinen Schritt erkannt, Flucht war nicht mehr möglich, so kniet sie noch neben dem alten Jörg, und er hält ihre Hände in den seinen, wie um sie

festzuhalten und zu schützen. Beide sehen erwartungsvoll nach der regungslosen Gestalt in der Thür.

„Henrik! mein Bruder!" fleht Friedlinde noch einmal — sie kann sein Schweigen nicht länger ertragen.

Ihr zweiter Ruf bringt ihn endlich zum Bewußtsein, er tritt näher, das Licht der Lampe fällt in sein Auge, — und Friedlinde sieht es sofort, daß sie hier nichts zu hoffen hat.

„Du konntest es wagen, unter mein Dach zu gehen?!" —

Weiter sagte er nichts, aber seine Stimme schneidet wie mit tausend Messern.

Friedlinde erhebt sich von den Knieen, sie beugt ihr Haupt tief über die Hände des alten Mannes, drückt sie an die Lippen und löst ihre Finger aus den seinen, er sucht sie auch nicht mehr zu halten; dann geht sie gesenkten Hauptes, ohne aufzublicken, an Henrik vorüber, still hinaus in den dunklen Herbstabend.

X.

Motto. Freundliches Geben
Zieret das Leben:
Schließe dem Dürftigen
Nimmer die Hand!
Frommes Erbarmen
Läßt nicht verarmen,
Wohlthun ist Quelle in
Brennendem Sand.

Usteri.

Es rauscht die Woge mit dem Südwindhauch
An's grüne Ufer, an das waldumsäumte;
Vom Hügel niederhing der Haselstrauch
Und an dem Ufer lag ein Mann und träumte.

Stieler.

„Es ist alles vorbei," klingt es aus Sturm und Wogen über Björnstede hin, vorbei mit dem Grünen und Blühen, mit dem ewig blauen Himmel und Sonnenschein. Die letzten Blätter fallen von Fried's Linde, und der Lerche Jubel ist verstummt, nur die Möven kreisen am Strande und rufen es in langgezogenen scharfen Tönen zu den Dünen hinauf: „Es ist vorbei!"

Hofft keine Blüten mehr von diesem Jahr, Frühling und Sommer sind dahin, wer jetzt noch nach neuen Trieben an dem sturmgeschüttelten Baume suchen will, dem rauschen es die welken Blätter unter den Füßen zu: „Es ist vorbei!" „Zu spät!"

„Die Ernte ist eingebracht," steht auf den Stoppelfeldern, auf den Wiesen geschrieben. Kahl und öde sieht es aus ringsumher, wohin das Auge schweift, die Natur bereitet sich zum Sterben, aber Friedlinde muß weiter leben, so unmöglich es ihr auch scheinen mag. Es kommt unerbittlich ein Tag nach dem andern und stellt seine Forderung an sie, wie an die ganze Menschheit — sie darf nicht schlafen, sie muß wachen.

Und wer erst weiß, daß er wachen muß, der weiß auch, daß er nicht müßig sein darf, und findet zuletzt in der Thätigkeit das beste Lebenselixir. —

So war es gewiß gut für Friedlinde, daß sie eines Morgens nach dem Pfarrhof gerufen wurde durch die Nachricht, die gute Dorle sei erkrankt und niemand da, der an ihrer Stelle das Haus besorgen könne.

Da die Krankheit nicht wenige Tage, sondern Wochen dauern konnte, so schloß sich noch einmal das Hansensche Häuschen an der Düne, und Friedlinde zog mit ihrer Christine auf den Pfarrhof.

Es dauerte Monate, ehe sich Dorle soweit erholt hatte, daß sie ihre gewohnte Thätigkeit wieder aufnehmen konnte; darüber war der Winter vergangen, er hatte Friedlinde neben der Arbeit Zeit gegeben, über ihr vergangenes und künftiges Leben nachzudenken und Pläne zu machen, wie sie's den Frühling und Sommer über halten wollte, und als sie in ihr Strandhäuschen zurückgekehrt war, säumte sie nicht mit der Ausführung

Es sah in den einzelnen kinderreichen Häusern von Björnstede um diese Zeit gerade traurig aus, denn nun fuhren die Männer wieder zum Fischen aus, und die Frauen hatten Haus- und Feldarbeit zu besorgen, da kamen die armen Kinder leicht dabei zu kurz, sie verwilderten oft in unerhörter Weise.

Es war Friedlinde im Herbst eine wirkliche Freude gewesen, sich der Nielsenschen Kleinen anzunehmen, nun holte sie sich dieselben wieder, und die Eltern konnten ruhig an ihre Arbeit gehen; auch in die andern Häuser brachte sie das gleiche Anerbieten, die Kinder bei sich hüten zu wollen, wenn die Eltern zur Arbeit müßten, sie hatte ja übergenug zum Leben und brauchte sich nicht um das tägliche Brot zu sorgen.

So kam es nach und nach, daß ziemlich die ganze Kleinkinderwelt des Dörfchens sich im Hausenschen Hause zusammenfand. Die Mütter brachten die Kleinen frühmorgens hin und holten sie abends wieder heim.

Da gab es Arbeit genug für Friedlinde und Christine, aber auch viel Befriedigung und Freude. Des Sonntags war sie dann den ganzen Tag auf dem Pfarrhof, las den beiden lieben Alten vor und konnte sich auf dem Rückweg zu ihrem kleinen Hause schon wieder auf die Montagsarbeit, ja, auf die ganze Woche freuen, denn die Liebe der Kinder wurde ihr von Tag zu Tag unentbehrlicher.

Trotzdem sie oftmals ernst und strenge verfahren mußte, hingen sie fast alle mit ganzem Herzen an ihr, der es ja versagt gewesen, ein eigenes Kind in den Armen zu halten.

Im Lauf des Sommers kam zuweilen Marie von der Pfarre mit ihrer kleinen Truppe dazu, und das gab dann oft ein helles Jubeln am Strande.

Es war ein gar liebliches Bild, die beiden jungen Frauen unter der Kinderschar. Marie stets in hellem frischen Sommerkleide, Friedlinde dagegen noch immer in Schwarz, sie hatte sich so an die Farbe gewöhnt; war doch die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auch so dunkel und schwarz für sie. Ja! die schwerste Zeit in der Pflege der Großmutter schien ihr jetzt die glücklichste ihres ganzen Lebens, denn da besaß sie ja noch Henriks Liebe, und die Gewißheit, diese verscherzt zu haben, hatte sich von vorneherein als scharfer Dorn unter den Rosen geltend gemacht, auf denen sie an Edgars Seite zu wandeln gehofft.

Marie und Friedlinde sprachen nie mehr von dem Verstorbenen, sie wollten an die Wunden nicht rühren, die sein zügelloser Leichtsinn ihnen geschlagen hatte. Marie freute sich, daß Friedlinde mit den Kindern wieder so fröhlich sein konnte, oder war das nur Schein? Manchmal kam es ihr so vor, doch suchte sie das nicht weiter zu erforschen, und Friedlinde war ihr dankbar dafür; es wurde ihr nicht leicht, sich immer so ganz zu beherrschen, wenn einmal die dunklen Stunden über sie kamen, wo ihr die schwere Last, die sie so tapfer zu tragen versuchte, dennoch das Herz schier abdrücken wollte, trotz aller äußeren Ruhe und anscheinenden Friedens im Gemüt. —

Jörg Jensen wußte seinem Liebling oft allein am Strande zu begegnen, seine Liebe war Friedlinde der kostbarste Besitz, und ein Wort von ihm, ein Händedruck konnte ihren Schmerz geradezu verklären, aber sie sah mit Besorgnis, wie der alte Vater in letzter Zeit schwächer wurde, und durfte ihn doch nicht pflegen; wie sollte sie es ertragen, ihn zu verlieren? Der Gedanke ließ sie oft nicht schlafen. Ob Henrik es wohl sah, wie die Rüstigkeit und Kraft des Vaters abnahm? Und ob ihm nie der Gedanke kam, wie allein er sein würde, wenn er von ihm ginge? Daß er so einsam sein würde, wie Friedlinde es war?

Ja, ob er daran dachte? — Er wußte es wohl, weshalb es ihn näher und näher zog zu den Burgen und Wällen am Strande, in denen Friedlinde an schönen Sommertagen ihre Kinder um sich versammelte und ihnen die Geschichten erzählte, die sie einst von der Großmutter gehört hatte.

Oft machte sich Henrik so nahe heran, — natürlich ungesehen, im Dünengras verborgen — daß er ihre Stimme, ihre Worte verstehen konnte, und damit stand die schöne,

selige Kinderzeit wieder vor seiner Seele, wo er nicht ohne Friedlinde, und sie nicht ohne ihn sein konnte. Und die Gedanken gingen weiter: Er hörte des Vaters Stimme, wie er in stiller Sternennacht draußen auf dem Wasser zuerst den Funken angefacht, der schon so lange in seinem Herzen gelegen hatte, ohne daß er es selbst geahnt, und der nun zur sich selbst verzehrenden Flamme geworden war; ja, er hörte sie noch, die Worte: „Ich möcht's doch noch gern erleben, daß ein Kindeskind auf meinen Knieen säße.“ Und dann sah er auf Friedlinde, sie hielt das Kleinste aus dem Kinderkranz so gern auf dem Schoß, und das legte sein Köpfchen an ihre Brust, wenn sie erzählte — und so sah Henrik das Bild vor sich, das er sich in seinem Herzen so oft von ihr gemacht hatte, als sein Weib, mit seinem Knaben im Arm.

Und wieder gehen die Gedanken weiter: Das ist ja nicht sein Weib, sein Kind, das ist ja Friedlinde, die dem Fremden folgen konnte! Und er beißt die Zähne fest aufeinander, daß sie knirschen, — krampfhaft ballt sich die Hand zur Faust. Er kann das nie, nie vergessen! Er haßt, haßt, haßt sie! Und der arme Vater wird nie ein Kindeskind auf seinen Knieen wiegen; konnte er ihr auch vergeben, Henrik kann es nicht, er schaut nur zuweilen träumend in sein verlorenes Paradies, dessen Pforte für immer verschlossen bleiben muß, verschlossen von dem flammenden Riegel seines Hasses. —

XI.

Motto: Und einmal da war's wieder Sturm
Als sollt' das Land ertrinken.
Da trieb weit draußen auf der Flut
Ein Schifflein am Versinken.

Stieler.

Nein, des Herzens sehnend Schlagen,
Länger halt' ich's nicht zurück.

Geibel.

Denn wie am Tode schon umfangen
Der Mann nach seiner holden Braut
Die Arme streckt mit Glutverlangen
Und sterbend ihr ins Auge schaut,
So riß der Sturm von dir mich wieder
Hinaus in seine wilde Nacht,
Doch strahlt nun Frieden auf mich nieder,
Ein Stern mit ewig heller Pracht.

Lenau.

So geht ein Jahr nach dem andern hin, und Friedlinde hat nun schon fünfmal über Björnstede Frühling, Sommer, Herbst und Winter wechseln sehen, seit sie heimkehrte. Sie ist nun dreißig Jahr und „die Jugend ist dahin und das Hoffen auch,“ spricht ihr Herz. Sie sagt es sich solange, bis das Wort nicht mehr weh thut, sie will es wenigstens glauben, daß es nicht mehr schmerzt.

Und Jörg Jensen ist ein gebrechlicher alter Mann geworden in diesen fünf Jahren, er kann nicht mehr mit auf das Meer hinaus, im Winter sitzt er den ganzen Tag in seinem großen Sorgenstuhl und hält mit zitternden Händen das Buch oder Zeitungsblatt, aus dem er lesen möchte, aber auch das geht nicht mehr wie früher, und dann seufzt er wohl auf und läßt die Hände sinken, sie falten sich schon aus Gewohnheit wie von selber, und er sitzt und denkt — bis Henrik von der Arbeit vom Felde oder von der See kommt, und wenn er dann die Silberstreifen sich durch das blauschwarze Haar des Sohnes ziehen sieht, dann seufzt er wieder still in sich hinein.

Aber er bleibt so ruhig, so geduldig, der Alte. „Gott wird schon wissen, wozu das alles gut sein soll,“ giebt er seinem Herzen zur Antwort, wenn das doch manchmal fragen möchte: warum? — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es will einmal wieder Frühling werden draußen, aber noch wehrt sich der Winter mit aller Macht, es ist ein gewaltiger Kampf, und das Hansensche Häuschen zittert bis in den Grund, wenn der Sturm mit sich stets erneuernder Wucht von der See herauffährt.

Friedlinde sitzt allein bei der Lampe, die alte Christine ist schon zur Ruh. Die Flamme flackert hin und wieder hell auf, wenn ein neuer Windstoß die Fensterscheiben klirren macht und heulend den Schornstein hinunterfährt.

Es ist unheimlich und kalt. Friedlinde zieht ein kleines Tuch fester um die Schultern, die Arbeit hat sie sinken lassen, sie horcht hinaus.

Sie hat solche Abende, solche Nächte schon öfter erlebt, im Lauf der letzten fünf Jahre sowohl wie in der Kinder- und Mädchenzeit, und es war ihr auch hin und wieder seit ihrer Rückkehr nach Björnstede schon vergönnt gewesen, einem Schiffbrüchigen Obdach in ihrem Hause zu gewähren, so schaurig wie heute aber hat ihr noch nie das Heulen des Sturmes, das Brausen und Wüten der See geklungen.

Sie sandte ein Stoßgebet zum Himmel für die armen Schiffe, die heute den Kampf mit den rasenden Elementen aufzunehmen hatten.

Da horch! — täuscht sie sich oder drang ein Schuß an ihr Ohr? — Schon einige Male glaubt sie den dumpfen Ton gehört zu haben durch das Toben des Sturmes und der Wogen hindurch, jetzt aber war es zu deutlich, gespannt lauscht sie noch einige Minuten, da kommt es noch einmal, das einem Seemannsohr so bekannte dumpfe schaurige Rufen nach Hülfe aus dem metallnen Mund eines gefährdeten Schiffes.

Nun hält es Friedlinde nicht länger, sie muß hinaus, zu sehen, ob es sich im Dorfe schon regt, ob man die Schüsse gehört hat und auf Hülfe bedacht ist.

Sie reißt eilig die Hausthüre auf, die der Sturm mit gewaltiger Wucht gegen die Wand wirft, er fegt über die Diele in das offen gebliebene Zimmer hinein und droht die Lampe zu verlöschen, es fällt nur noch gerade soviel Licht auf die Schwelle, daß Friedlinde den Fuß sieht, der sie, von draußen hereinkommend, vor ihr betritt, — daß sie die Gestalt erkennt, die nun vor ihr steht.

Unwillkürlich weicht sie zurück; es ist nicht sein Geist, es ist Henrik selber, aber geisterbleich sind seine Züge wohl, als er nun ins Zimmer tritt, die Thüre schließt und vor Friedlinde steht.

Sie ist keines Wortes mächtig, keiner Empfindung fähig, — er aber muß sprechen, es bleibt ihm keine Zeit zu warten, denn schon wieder übertönt ein Schuß das Brausen der Wellen.

„Friedlinde!“ Zum erstenmal seit langen, langen Jahren kommt der Name über seine Lippen. „Friedlinde! Ihr hättet mich soeben von Eurer Schwelle weisen können, wie ich es einst an Euch in meinem Hause that, ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, ehe ich kam, und Ihr wißt wohl kaum, was das einem Mann kostet, — aber wenn es zum Tode geht, lernt man ja oft anders denken. — Ihr hört die Schüsse — ein Schiff ist in Not, es liegt drüben auf der Sandbank und kann sich nicht mehr lange halten, und doch will keiner hinaus, sie haben ihr Leben zu lieb. Aber was liegt an dem meinen? — Ich muß, ich will es wagen, und der Martin Brödersen kommt mit, dem ist das Leben auch schwerer als der Gedanke an den Tod, seit die Margret ihm davonlief, dem Peter Nielsen nach. Er macht schon das Boot unten flott, ich muß ihm nach — gelingt uns das Rettungswerk, so vergeßt, daß ich hier vor Euch gestanden habe, — kommen wir nicht zurück — Friedlinde — der Vater — er ist dann ganz verlassen, wollt Ihr Euch seiner wohl erbarmen?“

Er sah zu Friedlinde nieder, seine Worte klangen fremd und kalt, er sagte: Ihr und Euch. Wollte er den Unterschied zwischen einst und jetzt damit kennzeichnen? — Aber in dem Auge, das Friedlinde's traf, lag eine demütige Bitte, die Liebe zum Vater war so groß, so mächtig, daß der stolze Mann sich dazu überwinden konnte, aber kein Gefühl für Friedlinde war darin zu lesen. —

Das war zuviel, sie hielt es nicht aus, antworten konnte sie nicht, sie warf sich vor ihm nieder, umfaßte seine Knie und flehte: „Henrik, Henrik, kannst du mir nie vergeben? Du weißt, daß du mich nicht für den Vater erst zu bitten brauchst, daß ich gern nur für ihn leben würde, aber gehst du so von mir, dann kann auch ich nicht

weiter leben, thu's für den Vater, daß du mir vergiebst, aus Liebe zu ihm, ich bitte in seinem Namen. Du gehst in den Tod, da darf ich es sagen: vergieb mir, weil ich so viel gelitten hab' um dich, weil ich dich geliebt habe, nur dich! O hättest du mich gehalten, hättest du dem thörichten Kinde die Augen geöffnet über seine Verblendung — ich habe es erfahren, was das Wort „zu spät" sagen will und die namenlosen Qualen, die es bringt, Henrik, vergieb mir nun, ehe es zu spät ist." —

Er rührt sich nicht, wohl ging ein Zittern durch seine markige Gestalt bei ihren Worten: „O hättest du mich gehalten!" Aber nun steht er wieder felsenfest — ihr Flehen ist umsonst. Sie läßt von ihm los, sie birgt das Haupt in die Hände, aber sie weint nicht, das Weh ist zu groß, zu bitter! —

Es ist still im Stübchen, nur von draußen dringt das Heulen des Sturmes, das Toben der See immer mächtiger heran, und noch einmal tönt dazwischen der dumpfe Hülferuf des Schiffes: „Es geht zum Sterben," stöhnt es zum Strand hinüber, und Henriks Herz ruft es auch: Es geht zum Sterben — und da kniet Friedlinde noch, mit dem blonden Haupt fast den Boden berührend, wie hat er sie geliebt — sein Lebenlang — und nun geht es zum Sterben!

„Einen — nur einen Kuß von ihren Lippen mit hinausnehmen in die Nacht," ruft sein Herz, und er vergißt alles, was zwischen ihm und ihr gelegen, nur die große, mächtige Liebe ist wach, und er hebt sie auf, die blonde Frau, wild und heftig, daß sie nicht weiß, wie ihr geschieht, und hebt sie hoch empor mit seinen starken Armen, er drückt sie ans klopfende Herz mit erstickender Gewalt, seine Lippen pressen sich auf die ihren und sie fühlt, wie der Kuß brennt, heiß wie Feuer: denn es geht ja zum Sterben! —

Dann plötzlich fühlt sie sich freigelassen, fühlt wieder Boden unter den Füßen, aber sie kann sich nicht halten, wie betäubt sinkt sie nieder, da hört sie die Hausthür ins Schloß fallen — das giebt ihr die Besinnung zurück, die ihr der kurze, selige Augenblick genommen hatte.

„Er geht in den Tod!"

Mit diesem Angstschrei stürzt sie ihm nach — in die Nacht hinaus.

XII.

Motto: Die Sonne wiederum zum Himmel steigt,
Da ruh'n die Winde, jede Welle schweigt,
Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

Umsonst, umsonst ist Euer Bemüh'n
Den Mann zu retten, er ist dahin!

Lenau.

Ach, ich kann nicht fürder leben
Ohne deiner Augen Licht!

Scheffel.

Die Sonne eines neues Tages geht hehr und glanzvoll über dem Meere auf, dessen nächtliches Toben sich beruhigt hat, der Sturm ist zum stillen, sanften Säuseln geworden, und die sich ruhig auf- und abwiegenden Wellen spülen über das Wrack des gestrandeten Schiffes, als wollten sie es nun zärtlich streicheln, wie um es wieder gut zu machen, was der allzugroße Zorn verbrochen. Das ist vergebliches Bemühen, das stolze Segelschiff ist für immer dahin. Die wenigen Ueberreste, die als ein unkenntliches Etwas bei dem Sinken und Steigen der Wellen ab und zu aus dem Wasser herausragen, erzählen eine traurige Geschichte, und die Fischer, die sich bei Sonnenaufgang mit ihren Booten aufgemacht haben, das Wrack in der Nähe zu sehen und vielleicht einiges von der Ladung zu retten, besprechen noch eifrig die furchtbarste Sturmnacht, die ihnen seit Jahren vorgekommen ist.

„Ein reines Gotteswunder, daß das Rettungswerk gelungen ist; war es doch eine Tollkühnheit von Jensen und Brödersen, sich hinauszumachen," brummte der tiefe Baß eines älteren Fischers, „einer, der Weib und Kind zu Haus hat, durfte es auch nicht wagen."

„Nur gut, daß die Mannschaft der Brigg nicht zahlreicher war, denn zweimal durch die Brandung hin- und zurückkommen? — es geschieht eben in hundert Jahren nur ein Wunder — und daß die alle sechs auf einmal gesund ans Land gebracht sind, ohne daß ihnen ein Haar gekrümmt ist, daß der Brödersen auch mit heiler Haut davonkam, und der stürzende Mast nur Henrik Jensen allein treffen mußte, das ist ein Wunder! — Aber ein Opfer verlangt das Meer doch immer in solcher Nacht, und daß es gerade dem alten Jörg Jensen seinen Sohn kostet — na! der Alte wird's nun wohl auch nicht mehr lange machen," war die Entgegnung des jüngeren Gefährten, indem er das Boot dem Wrack zusteuerte. — —

Die helle Sonne durchleuchtete Friedlindens Wohnstübchen und wunderte sich der gänzlichen Umgestaltung desselben. Da stand ein Bett anstatt des ledernen Sofas, und an dem Bett saß ein alter, gebeugter Mann, und eine Thräne nach der andern rann über die faltigen Wangen, und an dem Bett kniete auch eine junge Frau. Die Sonne freute sich des goldigen Schimmers, den ihre Strahlen um das blonde Haupt woben. Das Gesicht hatte sie über die gefalteten Hände gebeugt — war sie auch traurig? und weshalb? Die Sturmesnacht war ja vorüber, die Wolken vertrieben, der Himmel blau und die Frühlingssonne im Gemach; der Lenz war Sieger geblieben in dem furchtbaren Kampf der letzten Stunden, nun hätte sich doch alles mit ihm des Sieges freuen sollen!

Aber Freude schien in diesem Hause nicht zu walten, wie in den übrigen des Dorfes, wo die Geretteten zum Gegenstand allgemeiner Freude und Interesses wurden.

Zwei ältere Fischer kamen jetzt kopfschüttelnd aus dem Jensenschen Hause.

„Es ist ein Jammer um den Menschen, er ist dahin!" sagte der eine, „und war doch der Stolz von ganz Björnstede, wenn ihm auch manche feind waren wegen seiner kurzen Art; es ist aber nicht anders — der ist dahin!"

„Wie kam's, daß sie ihn gerade hier heraufbrachten?" fragte der andere.

„Nun, einfach, weil es das nächste Dach war von der Stelle aus, wo das Boot auf den Strand lief. Sie hätten ihn freilich ebensogut ins eigene Haus bringen können, wenn's auch ein gut Stück weiter war, dem konnt' gestern schon nichts mehr nützen oder schaden. Aber die Friedlinde zu sehen, das jammert einen noch mehr, wie die Thränen des alten Jörg. Wenn sie nur weinen könnte, — aber das ist's wohl, daß es ihr jetzt aufs Gewissen fällt, was sie ihm einstens angethan hat, und solch ein Schmerz hat oft keine Thränen, das ist die Trauer, die dem Verstorbenen bald nachzieht ins Grab. Es ist doch ein eigen Ding, wie's sich so manchmal schickt, daß er nun im Tode noch unter ihr Dach getragen ist!"

Die beiden Männer gingen davon, sie hatten bis dahin noch vor der Thür gestanden. Die Strahlen der Frühlingssonne zogen verklärend weiter durch Friedlindens stilles Gemach.

Sie glitten von ihrem Haupt auf die Bettdecke — auf die Kissen — auf das todesbleiche Antlitz, das auf denselben ruhte. Würden die geschlossenen Augen sich nie mehr öffnen? Selbst nicht an dem warmen Sonnenkuß?

Wie schön, wie edel sind die Züge — ein himmlischer Friede verklärt sie jetzt, auf denen im Leben oft so düstere Schatten lagen.

Da klopft es an die Thür. Niemand ruft herein, doch sie wollen ihn alle noch einmal sehen, die Männer und Frauen von Björnstede. So kommt einer nach dem andern leise herein, und schweigend stehen sie da und sehen nach dem Lager — und schweigend gehen sie hinaus und wischen das Naß aus den Augen und sagen auf dem Heimweg nur: „Er ist dahin." —

Friedlinde liegt noch immer auf den Knieen, wie sie es gethan, seit sie ihn hier gebettet haben, mit der Hoffnung, es könne noch Leben in ihm sein.

Sie regt sich nicht, ob auch die Leute kommen und gehen — auch Jörg sieht nur auf das bleiche Gesicht des Sohnes und achtet auf nichts, was um ihn vorgeht.

Die Frühlingssonne setzt ihren Weg am Himmel fort und schwindet so auch nach und nach aus dem Gemach; leichte Wolkenschleier verdunkeln sie, es ist, als ob sie nicht mehr so helle scheinen möchte, seit sie das bleiche Antlitz in Friedlindes Zimmer gesehen, als ob sie sich ihres Sieges nicht mehr freuen könnte.

Stunde auf Stunde verrinnt, der Abend kommt. Da erhebt sich Friedlinde plötzlich, sie hat „ihm" ja versprochen, für den Vater zu sorgen, er muß natürlich hier bleiben. Sie holt Christine und macht in ihrer Kammer ein Bett für ihn.

Der alte Jörg geht auf alles ein, und bald ruht er aus von dem Leid des Tages. Die Ruhe thut ihm gut, wenn er auch nicht schlafen kann.

Christine muß sich auch niederlegen. Friedlinde will allein wachen, ist es doch das letzte, was sie dem Geliebten thun kann!

Sie kann es dennoch nicht fassen, noch nicht! Durch all ihr Leid geht ein Glaube an die Unmöglichkeit solcher Schickung.

Als sie nun allein ist an dem Lager, kniet sie nochmals nieder, und ihr Herz schreit zu Gott um Hülfe in stummem Gebet. — Aber dann kann sie sich nicht ruhig hinsetzen und in das stille, blasse, unbewegliche Antlitz sehen, wie der Vater — es ist ihr Glaube an die Erhörung ihres Gebets so mächtig, daß sie die eine Hand über seine Lippen legt, um den leisesten Atemzug fühlen zu können, — daß sie die Decke etwas zurückschiebt und die andere auf sein Herz preßt — sie sagten alle, daß es nicht mehr schlüge, aber sie hat es noch gestern, um dieselbe Zeit so laut gegen das ihre pochen gefühlt und kann es nicht glauben, daß es nun stille stehen sollte.

Ein Arzt war noch nicht gekommen, trotzdem Bote über Bote in die Stadt geschickt war, — seinem Ausspruch würde sie ja Glauben schenken müssen — jetzt glaubte sie nur an Gottes Allmacht.

Und so steht sie lange, lange und sieht mit fieberhafter Erwartung in die Züge des bleichen Mannes; ihr Blut pocht und klopft in allen Adern, daß es ihr, dadurch getäuscht, schon zuweilen vorkommt, als pulsiere sein Herz mit matten Schlägen gegen ihre Handfläche.

Aber ist es wirklich Täuschung? Sie legt die Hand noch fester auf — — — und fühlt sie nicht ein leises Kommen und Gehen des Atems durch ihre Finger?

„Gott hab' Erbarmen!" ruft sie, „es kann keine Täuschung sein, es wäre zu furchtbar."

Nein! sie fühlt es jetzt zu deutlich — es ist sein Herz, dessen Schlag sie an ihrer Hand empfindet, sein Atem, der ihre Finger berührt, unbeweglich bleibt sie jedoch stehen — — — o wenn er doch einmal die Augen aufschlagen wollte! —

Und wirklich, wie sie so gespannt auf die Lider schaut, scheinen sie sich zu heben, langsam — ein ganz klein wenig, dann sinken sie wieder herab — aber noch einmal kommt der Versuch und — es ist Friedlinde doch als träume sie — wirklich die Lider heben sich gänzlich, und sein Auge sieht sie an, — wenn auch ohne Bewußtsein — aber er sieht sie an! — — —

Friedlinde kniet noch einmal nieder, sie weint heiße Thränen, ja, jetzt kann sie weinen und nichts als weinen, aber es sind Dankesthränen — sie weiß es jetzt, ihr Gebet ist erhört. —

Da rollt ein Wagen, — das muß der Arzt sein, sie eilt ihm entgegen, er soll es ihr bestätigen, daß er lebt — daß sie dies Leben dem Tode abgerungen hat. — —

Woche um Woche vergeht, Friedlinde weicht nicht von dem Lager des noch immer Bewußtlosen — sie möchte so gern den ersten klaren Blick in den tiefschwarzen Augen entdecken — den der Arzt ihr von dem Kranken verheißen hat, wenn sie nur Geduld haben wollte, und wirklich eines Morgens, — sie war allein an seinem Bett — sieht sie, wie er die Augen aufschlägt und den Blick mit vollem Erkennen auf sie richtet.

Sie steht wie verzaubert, — und da bewegen sich auch seine Lippen und er frägt: „Friedlinde! — bist du mein?“

Augenscheinlich hält er sie, noch traumbefangen, für sein Weib. —

Und sie beugt sich nieder, küßt seine Lippen und flüstert: „Ja — dein!“ —

Fast zwei Jahre sind vergangen, seit Henrik dem Leben zurückgewonnen war, aber noch wohnt er im Hansenschen Häuschen. Er hat sich von der Stätte nicht mehr trennen mögen, wo er sein Glück endlich — endlich gefunden, denn an seiner Seite waltet dort Friedlinde als sein treues, geliebtes Weib, und Jörg Jensen sitzt im Stuhl der Großmutter, jetzt fast so gebrechlich und gebeugt, wie einst die alte Frau — doch geistig ist er völlig derselbe geblieben, und seine Augen können in heller Freude aufleuchten, wenn Friedlinde ihm den kleinen Henrik, der kaum drei Monate zählt, auf die Knie legt.

Gott hat ihm seinen Lebenswunsch noch erfüllt, er sieht seine Kinder nach all dem Leid das nun so wunderbar geschenkte Glück doppelt und dankbar genießen, und er hält ein Kindeskind in seinen Armen.

Sein Herz spricht mit des greisen Simeons Worten: „Herr! nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!“

Laut dürfte er das nicht sagen, denn Henrik und Friedlinde würden es nicht leiden, sie können ihn noch lange nicht missen. Er aber bereitet sich doch längst in der Stille auf eine selige Heimfahrt — der alte, ergraute Seemann, er hat des Lebens Leid und Glück erfahren und geht gern, weil er seine Kinder glücklich sieht. —



Juvenilia.

Blätter der Vergangenheit.

Von

Carl Hunnius.

(Schluß.)

Es war ein sonniger Septembertag. Ich hatte den Schulstaub der Woche abgeschüttelt und freute mich, am folgenden Sonntag im Kreise meiner Lieben einige schöne, stille Stunden am Strande verbringen zu dürfen, der einige Dampfschiffstunden von M. entfernt liegt. Sobald es mir die Zeit erlaubte, hatte ich den kurzen Weg von meiner Wohnung bis zur Hafenbrücke hinter mir und die Fahrkarte gelöst.

Blitzschnell eilte das Schiff an den grünen Ufern der Aa seinem Ziele entgegen. Bald hieß es aussteigen. Ich hatte bis an meinen Bestimmungsort noch etwa drei Stunden durch den würzigen Kiefernwald zu wandern. Plötzlich höre ich zwei jugendliche Stimmen neben mir. Es waren einige meiner Schüler, welche die Dampfschiffahrt, ohne daß ich sie bemerkt, mit mir gemacht hatten und sich mir jetzt anschlossen. Sie wollten auf das Landgut ihres Onkels, der sie zum Sonntag eingeladen hatte. Sie ließen es sich nicht nehmen, mein Reisegepäck zu tragen. Allen Hinweisen meinerseits, daß der Weg so weit und sandig sei, und ihre Kräfte nicht aushalten würden, setzten sie einen liebenswürdigen Wettstreit entgegen, indem eigentlich keiner dem andern den alleinigen Besitz des Gepäcks gönnte.

So gingen wir denn gemeinsam weiter. Es waren Brüder, aber sehr verschieden geartete. Der eine, eine zarte, schlanke Gestalt mit einem feinen, ernsten und bleichen Gesichtchen, das ein fast madonnenhaftes Oval zeigte, der andere eine lebenslustige, heitere, etwas übermütige Knabennatur. Beiden sah man ihre aristokratische Herkunft auf den ersten Blick an. Der erstere von beiden hatte mich früher zuweilen in meinem Zimmer aufgesucht, um sich gute Bücher auszubitten. Einmal war er mit Thränen in den Augen zu mir gestürzt, um mir seine Censur zu zeigen. Er gehörte zu den Fleißigen, aber das Lernen wurde ihm schwer. Er sei nicht versetzt worden, klagte er mir, und habe sich doch so viele Mühe gegeben. Er war zu mir gekommen, um sich trösten zu lassen, und da ich wußte, daß er Blumen so liebte, schnitt ich ihm, als er nach unserm Gespräche wieder ging, zum Abschiede einen blühenden Zweig von meinem Lieblingsstrauche, der damals gerade seine wunderbar duftenden Blütenknospen zu entfalten begann und auf meinem Schreibtisch stand.

„Hast du einen solchen Duft schon jemals gerochen?" — „O, das ist ja prächtig!" Sein Gesicht glänzte vor Freude. „Es duftet nach der Blüte des Weins, Melonen und feinstem Thee. Nicht wahr?" — „Wie heißt diese merkwürdige Blume?" — „Oleum fragrans." — „Ich habe sie noch nie gesehen." — „Ich liebe diesen Duft so sehr, der

im Winter, wenn wir sonst keine Blumen im Zimmer haben, mich immer an die Kindheit erinnert. Düfte versetzen uns so rasch in vergangene Zeiten. Diese Blüte weckt in mir stets die Erinnerung an das väterliche Haus, wo ein Zimmer im Dezember von diesen Sträuchern duftete, die mein Vater besonders gern hatte." — So ging er ganz beglückt mit dem in Seidenpapier sorgfältig verpackten Zweige von mir. Was oft viele Worte nicht erreichen, ist einer kleinen überraschenden Gabe leichter gegeben: die schlechte Censur war verschmerzt. O glückliche Jugend! Wie gleicht dein Herz dem Frühlingsmorgen. Bald ist der Thränenschauer deines Schmerzes der Wolke gleich verschwunden — und es ist wieder Sonnenschein an deinem Himmel und blauer, fröhlicher Tag! —

Aber auch er hatte jene stille Stunde der Zwiesprache an meinem Schreibtische nicht vergessen, wo sich einst ein liebender Arm um seine Schulter schlang, und aufrichtige Teilnahme für seine Zukunft ihm damals manche Fragen vorlegte, die sein Nachdenken über sich wecken sollten. Wenn ich es in der Folge nicht an seinem musterhaften Fleiß, an dem gespannten, aufmerksamen Blicke, der immer in der Klasse auf mich gerichtet war, gemerkt hätte, — ein kleines Ereignis beim letzten Abschiede würde mich an jenes duftende Zweiglein wieder erinnert haben, das ich ihm einst gab. — Es war auf dem Bahnhofe von M. Der Zug stand bereits der Abfahrt harrend im Geleise. Ich hatte mich noch grüßend zum Waggonfenster hinausgelehnt. Welch eine Schar junger Gesichter, in die ich noch zum Abschiede blicken durfte! Die Mehrzahl meiner Schüler hatte mir bis zum Bahnhofe das Geleit gegeben. Der Perron war gefüllt von silbergeränderten Mützen.

Ich nahm mit wehmütigen, schmerzlichen Gefühlen von der baltischen, deutschen Jugend Abschied. Wenn nicht völlige Nervenabspannung in den Kämpfen und Gemütsbewegungen jener letzten Monate, wo die ersten entscheidenden Keulenschläge gegen das Fundament siebenhundertjähriger baltisch-pädagogischer Kultur geführt wurden, und denen gegenüber das Häuflein treuer und gewissenhafter Pädagogen machtlos war, mein Haupt allmählich um allen Schlaf gebracht hätte, — ich wäre noch nicht geschieden von einem Arbeitsfelde, in welchem das Herz sich eingewurzelt hatte, — das spürt man in solchen Scheidestunden am besten. Ich wußte es ja, und meine jungen Begleiter ahnten es vielleicht annähernd, daß mit der neuen Zeit für die deutsch-evangelische Schule der Ostseeprovinzen der pädagogische Ruin herannahe. In manchem Auge schimmerten Thränen. Da öffnet sich noch die Thür meines Coupés. Ich erblicke eine Reihe lieber Gesichter, die sich hineindrängen. Eine Menge Hände streckt sich mir entgegen. Und der erste in der Schar ist mein kleiner Freund von einst. Er reicht mir ein prächtiges Blumenbouquet. „Bitte — nehmen Sie — es ist mein letzter Gruß auf die Reise."

„O, hat mein kleiner Oleumzweig so liebliche Früchte getragen?! Das hätte ich nicht erwartet." Er lächelt, wir umarmen uns noch einmal. Aber immer neue Gestalten drängen sich durch die enge Thür — und immer wieder strecken sich warme Hände entgegen. Solche Augenblicke sind schön, aber sehr angreifend.

„Erleichtern Sie mir den Abschied. — — Ich darf Keinen mehr sehen!" — „Leben Sie wohl, wir werden uns nicht vergessen!" — Die Glocke erklingt — der Zug setzt sich in Bewegung — ich bin allein — und nur der Duft des neben mir liegenden Straußes — einsame Reseden, Levkojen und letzte Rosen! — erinnert mich, daß es Herbstzeit ist, die Zeit des Sterbens und Abschiednehmens — auch für die baltische, deutsche Jugend?! — — — — — — — — — —

Meine jungen Begleiter haben mich verlassen, — ich wandere wieder allein durch grünen, schweigenden Laubwald, der heute besonders kräftig duftet. Welch eine Stille! Man ist in der Natur mit seinen Gedanken am besten allein und fühlt es, wie ihr Schweigen zum Herzen redet.

Noch ist das Laub dunkel und grün, nur einige rote Espenblätter und der falbe, gelb-bräunliche Schimmer der anmutigen Birken erinnert mich, daß auch der Wald sich zum Abschied rüstet. Als ich über eine der saftigen Waldwiesen schreite, deren üppiges Gras im Scheine der Abendsonne schillert, taucht ein bunter Nußhäher flügelschlagend

aus dem Walde. Von fern lockt die rufende Stimme des Pirols, der sich wohl auch zur letzten Reise bereitet. Eine kleine Blindschleiche schlängelt sich durch die sandigen Furchen des Fahrweges, emsig, als hätte sie noch große Eile, vor hereinbrechender Dunkelheit ihr Nachtquartier zu erreichen. Links und rechts vom Wege wuchern die üppigen Formen der Farren, und das Heidelbeerkraut wechselt mit dem harten, glänzenden Grün des Preißelbeerlaubes. Hin und wieder, wenn der Weg sandiger und der Wald freier wird, entzückt die blühende Erika, die schon in violette Blüten schießt, das Auge des Botanikers mit ihren zarten, gefiederten Büscheln. Die weiße Orchis ist verblüht, auch der wilde Rosmarin hat schon seine herbstlichen Fruchtkapseln angesetzt. Da und dort schimmert doch noch der verspätete kerzenartige Blütenschaft der duftigen Pyrola aus dem Waldboden hervor. Und an einer Lichtung entdecke ich gar den tiefblauen Kelch der Gentiane? Aber die Blume des Herbstes ist doch die silberne Parnassia. Duftlos und weiß grüßt sie aus feuchten Wiesengründen mit ernstem, nachdenklichem Auge, und erzählt uns von der entschwundenen Farbenpracht des Sommers. Es ist die Blume der Ergebung. Mich überkommt's immer wie Resignation, wenn ich ihren lieblichen, keuschen Stern erblicke, als wollte er uns über die flüchtige Schönheit dieser Erde zum Himmel weisen: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." — Schon komme ich meinem Ziele immer näher. Bereits höre ich das dumpfe Branden des Meeres durch die schweigenden Wipfel brausen. Die Sonne steht schon tief am Horizonte — es ist feierlich im herbstlichen Walde, dessen Blätter sich kaum bewegen. Das tiefe Licht erleuchtet, ohne daß man die Lichtquelle schaut, seinen grünen Dom in gedämpften Farben. Das Auge schaut eine farbige Symphonie in bleichen, wehmutsvollen Tönen, aber auch das Ohr hört den erhabenen, unsichtbaren Chor der Schöpfung. Es liegt eine Majestät in diesem Adagio, dieser Stille um uns her, die wie Musik das Ohr berauscht. Und als dunkler Orgelpunkt zu dieser Fuge von Licht und gesättigter Farbe: das dumpfe, einförmige Brausen des fernen Meeres. Mir kommt das Wort Richard Rothes in den Sinn: „Nicht nach Ruhe verlangt mein Herz, sondern nach Stille." In einem solchen Augenblicke muß das Adagio der „neunten Symphonie" entstanden sein, oder hat Sebastian Bach seine Arie empfangen, in welcher jene mystische Versenkung ins All eine so seelenvolle Sprache redet. Wer hat sie nicht schon einmal gehört, jene „Stimme" aus der „Matthäuspassion", die unter dem milden Sordinenschauer der Violinen uns an das Grab in Josephs Garten führt:

„Am Abend, da es kühle war,
Ward Adams Fallen offenbar.
Am Abend drücket ihn der Heiland nieder;
Am Abend kam die Taube wieder
Und trug ein Oelblatt in dem Munde — —
O schöne Zeit, o Abendstunde! — —

Auch eine herbstliche Parnassia — die Blume der Ergebung! — — —

Ich bin am Ziele — und werde von den Meinen begrüßt, die mich erwartet haben. Aber mich hält's nicht lange in ihrer Mitte, — ich verlange noch einen Blick auf das Meer zu werfen, ehe die Sonne untergegangen ist. Welch ein Bild! Ein aufgewühltes Chaos von Schaum und dunklem Lichte, dazwischen ergießt sich eine besonders hohe Woge über den weiten Strand, Rinden, Borken und Büschel Seetanges vor sich her fegend! — Ein grausiger Anblick der Empörung! Und dennoch lockt's mich, diesen schönen Herbsttag noch mit einem Bade zu beschließen. Das Wasser ist warm und belebend. Aber man hat genug zu thun, um der Gewalt der sich überstürzenden und schlingenden Wellen gewachsen zu sein. Eben sinkt die Sonne purpurn hinter die fernen Schaumberge der aufgeregten See. Ich erinnere mich, noch nicht bei einem solchen Sturme und in dieser späten Stunde gebadet zu haben. Aber solche Augenblicke bleiben einem in ihrer grotesken Schönheit noch lange im Gedächtnis.

Zum herbstlichen Gemälde der ersterbenden Natur gehört in der Erinnerung auch dieser Zug. Es ist im Konzert des Tages — gleichsam das Postludium. An der

Riesenorgel des wilden Oceanus sitzt dieses Mal ein Größerer als der große Sebastian. Wenn Er in die Register greift, so wird dem kleinen Menschen bange vor der Allmacht dieser Töne! — — —

Es dunkelte schon, als ich über die Düne heimwärts ging. Die Lichter des Leuchtturms waren bereits angezündet und blitzten über die ruhelose Flut. Wo die Sonne versunken war, lag noch ein warmer, später Schein. Ueber dem Walde aber glänzten die ersten Sterne. — — — — — — — — — — — — —

Ich war früh aufgestanden, um die sonnige Pracht eines ländlichen Morgens am Meere so recht genießen zu können. Die Sonne stand leuchtend am Himmel, — es war eine Ruhe und ein Friede über der weiten Wasserfläche, und kein Lüftchen regte sich. Nur am fernsten Horizonte kräuselten sich kleine Rauchwölkchen und bezeichneten den Kurs der Dampfer, die auf ihrer Fahrt nach Riga den Meerbusen kreuzten. Der Strand war, soweit das Auge zu schauen vermochte, menschenleer. Ich hatte mich auf eine selbstgemachte Rasenbank hinter dem Badehäuschen niedergesetzt und blätterte in einem dünnen Büchlein, das etwa sechzig evangelische Kirchenlieder in sehr gelungenen russischen metrischen Uebertragungen enthielt. Viele alte Bekannte traten mir hier in überraschend feiner Erfassung des Geistes der deutschen klassischen Hymnologen entgegen und je mehr ich mich in die wunderbare Schönheit dieser Lieder vertiefte, die meist sich nicht wörtlich aus Original halten und mehr inhaltsgetreue Umdichtungen sind, ohne aber auch nur einen wichtigen Gedanken unausgedrückt zu lassen, desto klarer wurde es mir, wie kongenial die tiefsinnige und gemütvolle russische Sprache dem Geiste unserer Kirchenliederdichtung sei. Der ungenannte Verfasser gehörte jener Gemeinde der Stillen in der Residenz an, die sich um das Evangelium geschart haben und innerlich ganz evangelisch gerichtet, dem Zuge ihres Herzens nach Wahrheit doch nur im Verborgenen nachzugehen vermögen, weil das Staatsgesetz ihnen den Uebertritt zu einer andern als der herrschenden Kirche verbietet. Diese echt evangelischen Uebertragungen, die auch zugleich ganz im Geiste der russischen Sprache geschehen sind und kaum den Eindruck von Uebersetzungen hervorrufen, waren mir in jenen Tagen meines Sommeraufenthalts ein liebes Studium. Es macht auf den mit der Terminologie der russischen Lyrik einigermaßen Vertrauten einen eigenartigen Eindruck, hier die Sprache Puschkins und Lermontoffs im Dienste des Evangeliums zu erblicken. Es ist wie eine Wiedergeburt mit ihr vorgegangen, und unwillkürlich mutet den evangelischen Christen hier der brüderlich verwandte Geist eines Mannes an, der nur durch die Sprache von uns getrennt, dem Herzen nach ebenbürtig mit uns empfindet.

Ich hatte mich ganz in die schönen Verse vertieft und überließ mich den Vergleichen, die sich mir beim Lesen aufdrängten zwischen der Sprache des Evangeliums in den beiden Zungen, der einen, die meine Muttersprache war, und der anderen ihr ebenbürtigen, die mir aus frühster Kindheit durch manche schöne Erinnerung, durch die gehaltvolle russische Litteratur und endlich aus dem Verkehre mit dem gemütvollen Volke, das sie spricht, lieb und teuer geworden. Ob es einst diesem Volke, dessen Seele so edel geartet ist und nicht fern vom Himmelreich evangelischer Wahrheitserkenntnis sich befindet, ob es ihm vergönnt sein wird, jene Stunde der Wiedergeburt zu erleben, die das Evangelium bringt? — Jene edle Liedergabe eines evangelisch gesinnten Russen bürgt mir dafür. So gewiß einst in der Nacht des deutschen Mittelalters in der Stille dunkler Verborgenheit die evangelischen Liederstimmen der Frommen und die tiefen Sehnsuchtsrufe der deutschen Mystik die Sterne waren, die den kommenden Tag voraus verkündeten, so gewiß in allen Kirchen auch in der Zeit der größten Zurückdrängung der evangelischen Wahrheit und ihrer tiefsten Erniedrigung — die Zeugen nicht ausstarben für die tröstliche Gewißheit des Glaubenswortes jenes afrikanischen Kirchenvaters, der die „menschliche Seele von Natur eine Christin“ sein läßt, dazu geschaffen, die Wahrheit zu finden und nur in ihrem Besitze zum Frieden gelangend, — so gewiß kann, wenn es Gottes Wille ist, auch für das russische Volk

die Stunde schlagen, wo es einst in seiner Sprache die großen Thaten Gottes preist und sein Herz, geöffnet für die Schätze evangelischer Erfahrung, auch eigene Worte findet, um in den Lauten evangelischer Liederdichtung die Fülle seines inneren Erlebens auszusprechen. —

Ein Schritt weckt mich aus meiner stillen Betrachtung, und als ich aufblicke, steht ein Soldat vor mir.

„O, das ist schön, daß du da bist, Iwan Stepanowitsch. Meine Gedanken waren eben bei dir und deinen Kameraden. Ist der Morgen heute nicht wunderschön?"

„Ja, das muß man sagen, Gott läßt uns die rote Sonne so recht ins Herz scheinen. Ich bin schon früh auf und komme längs dem Meere hergeschlendert, — da bemerkte ich Sie hier in der Nähe des Badehauses." — „Ich kenne diese Stelle und habe mich auf dieser Rasenbank dazwischen von meinen Wanderungen recht erholen können." — „Wie kommt es, daß dieses Badehaus allein eine solche hat?" —

„Ich habe sie mir einmal selbst hergestellt. Wenn man hier im Anblick des Meeres sich aufhält, sitzt man gern. Man wird des vielen Stehens leicht überdrüssig. Setz dich an meine Seite. Du kannst doch lesen? Lies mir ein Liedlein aus diesem Buche vor. Es sind religiöse Gesänge."

Er beginnt laut zu lesen und wird durch den Inhalt sichtlich gefesselt.

„Solche Lieder habe ich noch nie gelesen, Carl Constantinitsch. Erlauben Sie, daß ich mir das Büchlein genauer ansehe."

„Aber zuerst lege doch deine Flinte fort, sie stört dich, du kannst garnicht recht sitzen — auch das Bajonett mußt du losschnallen. So, jetzt ist dein Leib freier. Rücke doch näher zu mir heran — es ist noch genug Platz auf der Bank — setze dich nur dreister hin."

Er gehorcht und läßt sich von mir auf dieses oder jenes der schlichten Lieder aufmerksam machen. — Weißt du auch, daß heute Sonntag ist? Du hast wohl kaum Gelegenheit, heute irgendwo die Kirche zu besuchen?"

„Ach nein, es ist zu weit dahin, wir kommen nur alle paar Monate einmal hin."

„Da wollen wir doch ein schönes Morgenlied aufschlagen. Das paßt so recht auf diesen Augenblick und den sonnigen Frühlingsmorgen, der uns umgiebt."

Er liest das Gerhardtsche „Wach' auf mein Herz und singe", das in seiner vortrefflichen Uebertragung den Leser etwas ahnen läßt von der Welt evangelischen Seelenlebens, in die ihn in diesem Augenblicke hineinblicken zu lassen mir eine schöne Sonntagsfreude war.

Ich gebe die russische Uebersetzung möglichst sinngetreu wieder:

Mein Geist, schwing dich nach oben, du sollst den Höchsten loben,
Den Schöpfer aller Enden, er schenkt mit vollen Händen.
  Als mitternächtge Schatten die Erd' umfangen hatten —
  Da fiel ich, ach, in Sünde, — doch Gott half seinem Kinde.
Er rief: Sei ohne Grauen! Mein Schirm sei dein Vertrauen.
Schlaf süß, dir glänzt im Leide des neuen Tages Freude!
  Dein Wort geschah, — o Wonne, ich schau den Strahl der Sonne,
  Erwacht zu That und Streben begrüß ich neu das Leben,
Dein Rat sei meine Stärke, Erleuchtung gieb dem Werke,
Damit das Thun der Hände, in dir begonnen, ende.
  Nicht sei gesät vergebens dein ew'ges Wort des Lebens,
  Gieb daß es Wurzel schlage und Lebensfrüchte trage.

„Das ist ein wirklich schönes Lied," meint mein Gefährte. „Es geht zu Herzen. Ich würde es mir gern abschreiben." —

„Ich kann das Buch eben nicht aus den Händen geben, aber nächster Tage besuche ich euch in B., da kannst du es haben. Ich will doch sehen, wie ihr da wohnt und was ihr treibt, und auch den Jeffremoff würde ich gern kennen lernen. Er soll ja für zehn reden und gern auf Disputationen aus sein?"

„Ach, der Jeffremoff spricht mir zuviel. Er ist eine Plappertasche; ich lese lieber so für mich aus den Büchern, die ich Ihrer Güte verdanke."

„Liest Jeffremoff nicht in diesen Büchlein?" — „O ja, sie gefallen ihm auch. Aber er hat kein rechtes Sitzfleisch. Bald läßt er sich wieder Bier oder Branntwein bringen, das scheint ihm mehr zu behagen. Und dann — daß Gott bewahr — beginnt das leidige Disputieren."

„Wir haben unseren Morgen, lieber Iwan, gut zugebracht. Ich werde immer an dieses schöne Lied denken in der Sonntagsfrühe. Die Sonne strahlt auch in diesen Versen, es ist so frische und so reine Luft darin. Findest du das nicht auch?"

„Ja, es ist so, wie Sie sagen. So sieht es in dem Herzen eines frommen Menschen aus. Er hat Frieden mit Gott und der Welt gefunden."

„Wie sieht es denn in deinem Herzen aus?"

„Ach, Sie können es nicht glauben, mein Herr, es ist mir oft so schwer, so wehmütig — eine Last liegt auf mir — Gott weiß es — es ist nicht leicht!"

„Was thust du dann, wenn dir so schwer ums Herz wird?"

„Ich bete und schlage mein Kreuz; hier in der Einsamkeit, da hat auch der unreine Geist mehr Macht über uns. Der Dienst ist nicht leicht. Namentlich wenn der Herbst kommt, und die Nächte so stürmisch und lang sind und so kalt, hu! Dann krieche ich oft in eine der Badehütten und verbringe da die Nacht, bis die Sonne wieder aufgeht, — dann wirds einem wohler zu Mut." —

„Ich erinnere mich einmal, mit einem deiner Kameraden beim Sternenschein an einem dunklen Herbstabende in einem solchen Häuschen zusammen gesessen zu haben. Wir rauchten unsere Cigaretten, und ich fragte ihn über die neueste russische Geschichte aus. Ich mußte ihm alle die Kaiser und Kaiserinnen von Peter dem Großen an bis auf die Gegenwart aufzählen und aus ihrer Regierungszeit berichten. Am meisten Bescheid wußte er im Kriege gegen Napoleon, als er damals in Rußland einfiel und die Schlacht bei Smolensk geschlagen wurde. Du weißt doch?"

„O ich weiß auch davon — es steht in unseren Geschichtsbüchern — ich habe es gelesen."

„Ja, das war ein blutiger Mann und herrschsüchtig. Ich liebe ihn nicht. Viele Millionen Menschenleben opferte er seinem Ehrgeize, und jetzt — welche Früchte hat sein Erdenleben hinterlassen?" —

„Er war ein gottloser Mensch und soll keine Furcht vor Gott gehabt haben?" —

„So ist es — solche Menschen ereilt schließlich doch die Gerechtigkeit Gottes. Er läßt sich nicht spotten." —

Er erhob sich und griff nach seiner Flinte. „Ich danke Ihnen, Carl Constantinitsch. Bleiben Sie gesund. Ich muß zur bestimmten Stunde der Ablösung wegen in B. sein und muß jetzt weiter wandern." Er ging. Ich blieb noch eine Weile im weichen Moose der Rasenbank liegen und schaute ihm nach, wie er langsam, sein Gewehr auf der Achsel, immer mehr dem nachblickenden Auge entschwand. Die Sonne hatte sich über die dunklen Kronen des Waldes erhoben. Die Vogelstimmen unterbrachen allein die Stille des friedevollen Meeres, nur hart am Ufer hörte ich kleine Wellen anschlagen. Der Blick verlor sich in der schweigenden, strahlenden Ferne. Ich erhob mich und betrat den Wald, der unmittelbar an die Düne sich lehnt. Ein leiser Morgenwind bewegte die Wipfel, die Stimme des Kuckucks, die über die Lichtung drang, erinnerte mich daran, daß es Frühling sei. In grüngoldenem Schimmer glänzte das junge Laub der Birken im Scheine des hellen sonnigen Tages.

Ich dachte an meinen jungen Gefährten. Wie schön das evangelische Morgenlied unseres Paul Gerhardt im Munde eines russischen Soldaten geklungen hatte! — —

— —

Es war im Februar. Wieder weilte ich in dieser Gegend, diesesmal nur am anderen Ende der Meeresbucht. Ich war infolge überarbeiteter Nerven auf ländliche

Ruhe angewiesen und hatte die geräuschvolle Stadt verlassen. Meine Mutter begleitete mich und sorgte in aufopfernder Weise für meine angegriffene Gesundheit. Hier in der Stille der Natur, im Anblick des Meeres, das auch in dieser Jahreszeit seine Reize nicht verloren hatte, unter angestrengter körperlicher Arbeit im Freien kehrte langsam und allmählich der Schlaf wieder. Wer da weiß, in welcher Art schon damals die Verhältnisse in den baltischen Provinzen sich zu gestalten begannen, der wird den letzten Grund jener Schlaflosigkeit verstehen können. Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, die ein empfindliches Gewissen tief erregen können, dann ist's um allen Schlaf, dieses „Labsal der Natur", auf lange Zeit geschehen. Auch mir waren diese Erfahrungen nicht erspart geblieben. Die Jugend ist wehrlos. Die pädagogischen Verbrechen, die an ihr begangen werden, sind die schändlichsten. Es giebt auch Sünden gegen das vierte Gebot, welche von den Autoritäten begangen werden. Man denkt gewöhnlich an die Sünden gegen die Autoritäten, wenn man in den sittlichen Pflichtenkreis tritt, welcher dieses wichtige Gebot umschreibt. Aber es wird nicht leicht zu entscheiden sein, welche Versündigungen schwerer wiegen. Das Wort Christi vom „Mühlstein um den Hals und dem Meer, wo es am tiefsten ist" für die Verbrechen, die an den „Kleinen" begangen werden, es ist in diesem Zusammenhang vernichtend in seiner ewig gültigen Wahrheit! —

Um die Abendzeit, wenn das Tagewerk gethan war, und die Seele sich nach Berührung mit Menschen sehnte — denn die Natur allein befriedigt auf die Dauer das Herz des Menschen nicht vollkommen, sie weckt im Gegenteil das Bedürfnis nach anderen Herzen — nahm ich die alten Wanderungen am Meere auf, und wieder gab es Begegnungen interessanter Art, wenngleich mir in dieser noch wenig bekannten Gegend auch meist neue Gesichter entgegentraten. Die russische Volksseele ist immer dieselbe schlichte, vertrauensvolle, die sich der liebevoll anklopfenden Hand nicht zu verschließen pflegt.

Ein Tag wurde zu einer weiteren Wanderung ausersehn. Das Ziel war jenes Strandwächterhaus in B., das ich noch nicht kannte. Ich hatte mich mit einigen Butterbröten, Früchten und einem Fläschchen Wein versorgt, so war man für den größten Teil des Tages mit Nahrung bedacht und konnte ungehindert in die Ferne schweifen.

Auch um diese Jahreszeit ist das Meer von großer Schönheit. Trotz Schnee und Eis lassen sich seine Wogen nicht bändigen. Der Wald, der hier in nächster Nähe des Strandes meist aus Kiefern besteht, hat sein grünes Sommerkleid nicht abgelegt. So hat sich denn das alte Bild aus wärmeren Tagen wenig verändert. Nur die geschlossenen Fensterläden und Thüren der Villen geben den Ansiedlungen hinter den Dünen und damit auch der ganzen Natur ein öderes, stilleres Gepräge. Die Februarsonne wärmt bereits beträchtlich. Unter ihrem Einflusse schwindet hier und dort an geschützten Stellen die Schneedecke. Es tropft von den Dächern, und die langen Eiszapfen an den Dachrinnen triefen. Im Walde hört man nur das geschäftige Pochen der Spechte und das feine Pfeifen der Meisen, die bereits dem nahenden Frühlinge ihr erwartungsvolles Liedchen entgegenrufen. Auf den im Tauwasser blinkenden Straßen wimmelt es von Goldammern; hin und wieder bemerke ich einen Zaunkönig im dürren, trocknen Reisig geschäftig und munter sein Wesen treiben. Ein Rotkehlchen springt anmutig von Ast zu Ast, und als ich ihm behutsam beobachtend folge, bleibt es vertraulich in einem Strauche sitzen, läßt mich nahe herankommen und sieht mich mit seinen großen, schönen Augen so klug an. Dieser „Doktor der Theologie", wie Luther einst bei seinem Spaziergange durch den Garten in Wittenberg ein Vöglein nennt, lehrt ihn auch an seinem Teil die gütige, für alles sorgende Regierungsweisheit Gottes in der Natur preisen. Dieses Tierlein, stets munter und zufrieden, mahnt uns zum Gottvertrauen und zur Genügsamkeit.

Ich wandere weiter durch den stillen Wald. Ueber mir in den Nadelkronen der Tannen und Kiefern, welch ein geheimnisvolles Sausen und Rochen. Man hört dieses eigenartige Geräusch, welches der Wind hervorbringt, nur im Nadelholz. Der Laubwald

ist lebhafter und energischer in seinen Lauten. Da — welch ein liebenswürdiges Bild! Zwei Eichkätzchen, im lebhaftesten Spiel begriffen, haben mein Näherkommen nicht bemerkt. Ihr Tummelplatz ist eine Dachrinne, die sich an eine stämmige Kiefer lehnt. Wie der Blitz huschen die zierlichen Tierlein vom Baum aufs Dach und von diesem wieder in den höchsten Wipfel des Baumes. Sie geraten ganz außer sich vor Vergnügen und schlagen die drolligsten Purzelbäume. Ich werde, obgleich ich mich immer mehr nähere, in der Hitze des Gefechtes völlig übersehen. Um so lieber ist mir das Zuschauen. Es giebt kaum ein lohnenderes Schauspiel, als die Natur in ihren zwanglosen und gemütvollen Lebenserscheinungen. Die Kultur ist oft ganz von Lüge durchzogen und widert das auf den Grund blickende Auge bald an durch ihre Unnatur. Hier ist noch Unschuld und die entzückendste Natürlichkeit!

Ich verlasse den Wald. Vor mir dehnt sich der gefrorene Eisspiegel der Aa aus, an deren Ufern zwischen wehenden, gelben Schilfbüschcheln einige einsame Fischerboote liegen. Bald habe ich mich zum Quartier der Strandsoldaten hindurchgefragt, — es liegt zwischen Meer und Fluß auf einer kleinen sandigen Anhöhe, überall vom Walde umgeben. Ich lasse mich auf der sauberen Veranda nieder. Bald öffnet sich von drinnen eine Thür. Ein schmucker Soldat im schafwollenen Leibpelzchen — es ist bei diesen Leuten das beliebte, gewöhnliche Wintercivilkostüm — tritt mir entgegen. Es ist ein unbekanntes Gesicht. Ich bitte ihn um ein Glas Wasser. Er eilt dienstfertig in das Haus zurück und erscheint mit einem Glase auf einem Unterteller, mit dem er an mir vorüber zum Brunnen eilt.

„Mach doch keine Umstände. Ich trinke auch aus dem Eimer. Es ist viel bequemer so, und es bedarf da nicht so großer Vorbereitungen."

„O, ich thue es gern, mein Herr. Es ist nicht der Rede wert. Wir haben viel Zeit."

„Sage, wohnt hier der Unteroffizier Jeffremoff?"

„Ja, er ist gerade drinnen. Ach, Sie sind wohl der Herr, der hier im vorigen Sommer am Strande Bücher verteilt hat?"

„Ja, der bin ich. Wie kommt's, daß wir uns nie begegnet sind?"

„Mein Dienst führte mich nicht in jene Gegend. Sie liegt gerade auf der entgegengesetzten Seite der Bucht. Es ist dies ein anderer Distrikt. — Aber bitte, treten Sie doch ein zu uns, mein Herr. Sie müssen sich doch ein wenig erwärmen. Es ist heute etwas kalt."

Ich trete in die gefüllte Wachtstube, wo es eben laut hergeht. Ich scheine gerade eine Disputation unterbrochen zu haben.

Alles hat sich um einen jüdisch aussehenden Mann gesammelt, der in der Mitte des Zimmers steht und gerade sehr eifrig spricht. Es ist ein Schuhmacher und hat Jeffremoff eben ein Paar riesiger Wasserstiefel geliefert.

Nachdem ich mich mit den Leuten begrüßt und mit einigen von meinen alten Bekannten, die sich jetzt hier befinden, Worte gewechselt, setze ich mich in die Nähe eines Fensters und öffne dasselbe, da der starke Rauchgeruch, der in der Stube herrscht, mir auf die Brust fällt.

„Wißt ihr, Landsleute, ihr raucht einen schmählichen Tabak! Kann ich euch nicht einige von meinen Cigaretten anbieten? Sie werden euch schmecken."

„Wir danken gehorsamst. Sie sind sehr freundlich." Ich reiche einem jeden mein Etui.

„Sagt, wer ist dieser Jude? — Wie kommt der hierher?"

Jeffremoff wendet sich zu mir. „Dieser Hebräer ist ein verdammter Betrüger, bei Gott, er zieht mir das Geld geradezu aus der Tasche. Es ist eine Schande, wieviel er mir für diese Stiefel abzunehmen gedenkt."

„Mein Gott, Sie sind ein gerechter Herr, Sie werden einsehen, ich kann doch nicht zu meinem Schaden verkaufen so gute Ware? Ich möchte doch sehen, wer so gute Stiefel machen kann billiger?!" —

Ich wende mich zu Jeffremoff. „Sage doch, Michail Wassiljitsch, wie teuer sind denn diese Stiefel? — Hast du sie schon bezahlt?"

„Elf Rubel will mir dieser Landstreicher abnehmen! Es ist ein Heidengeld, bei Gott, er betrügt mich!"

Der Jude kommt auf mich zu. „Bei Gott, mein Herr, es ist nicht so! Ich versichere Sie, ich habe noch Schaden, wenn ich abgebe so billig diese Stiefel. Sehen Sie, dieses Leder — und doppelte Sohlen — bei Gott, es ist mir schlechterdings unmöglich, etwas abzulassen!"

„Wieviel willst du ihm denn nur geben, Michail Wassiljitsch?"

Ein Soldat nimmt mich bei Seite. „Es lohnt nicht, Carl Constantinitsch. Jeffremoff liebt nur so zu zanken. Die Stiefel sind gut. Man hat sie hier nicht billiger. Ich selbst habe neulich —"

Jeffremoff unterbricht uns. „Der Kerl muß sie mir billiger lassen! Ist das auch eine Art, hier mit Soldaten zu handeln. Wir lassen bei ihm arbeiten, und er betrügt uns, wo er nur kann. Nun, Hebräer, nenne den genauesten Preis?"

Der Jude sieht mich beschwörend an. „Bei Gott, ich kann keinen Kopeken ablassen — bedenken Sie, dieses Leder, sie sind —"

„Schweig still, du Hallunke, ich kenne euch alle, ihr Juden. Ihr habt euer Schäfchen im Trocknen, und dann plagt ihr uns mit euren Preisen!" schreit Jeffremoff.

Der Jude ruft mir mit lächelndem, vertrauensvollen Gesichtsausdruck zu: „Glauben Sie mir, mein Herr, es ist nicht so, ich muß doch auch was verdienen."

Jeffremoff redet sich mittlerweile in immer größeren Zorn hinein. Man sieht, er ist ein Freund von vielen Worten. Uebrigens ist dieser ganze Auftritt mehr zum Schein. An einen wirklichen Zorn und an einen wirklichen Betrug glaubt gewiß keiner. Alle kennen den Preis von großen Wasserstiefeln. Es gehört vielmehr dieses ganze wortreiche Zwiegespräch zum Handel. Jeffremoffs Poltertone merkt man es an, daß sein Grimm nicht tief sitzt. Gewöhnlich enden diese Handelsceremonien mit einem gemeinsamen Trunk der Parteien.

Ich mache mittlerweile einen Versuch, die endliche Lösung des gordischen Knotens anzubahnen. „Weißt du, Michail Wassiljitsch, eigentlich hat der Jude gar nicht so unrecht? Ich finde die Stiefel nicht übel! Sie werden sich tragen lassen — sie sehen recht nobel aus! Wann wirst du sie zum erstenmal anziehen?"

Jeffremoff wird immer milder. Er brummt nur noch etwas durch die Zähne. „Weißt du, Hebräer, fünfzig Kopeken mußt du mir noch ablassen! Das ist so Brauch unter uns — wir trinken eins dafür! Das ist immer so gewesen. Also gieb nach, du Galgenstrick — hei, Gawrila, bringe uns Bier und Schnaps für fünfzig Kopeken. Carl Constantinitsch, Sie trinken doch mit uns?"

„Nein, Schnaps trinke ich nicht. Bier würde ich wohl ein Gläschen mittrinken — so zur Gesellschaft!"

Auch der Jude scheint ganz befriedigt zu sein, daß die Sache eine so friedliche Wendung genommen hat, obgleich er mir und der Gesellschaft zu beteuern fortfährt, daß dieser Kauf ihn ruiniere.

Gawrila erscheint im Schafspelze mit einem Bündel Flaschen unter dem Arm.

„Setzen Sie sich, Carl Constantinitsch," nötigt Jeffremoff. „Es ist ganz gutes Bier."

„Wißt ihr, das will mir nicht gefallen, daß der Krug so nahe bei eurer Wohnung liegt. Das ist gewiß eine große Versuchung für euch, über den Durst zu trinken!" bemerkte ich.

„Ach," ruft Gawrila treuherzig, „wir haben auch nicht immer das Geld, um Getränke zu kaufen. Wir trinken doch nur ausnahmsweise."

„Bei festlichen und sonstigen Gelegenheiten — es ist nicht so gefährlich," bemerkt ein anderer.

„Aber wenigstens Schnaps solltet ihr nicht trinken! Ich habe einmal zwei Abbildungen gesehen, wo der Magen des Branntweintrinkers und des Nüchternen abgebildet war. Der Magen des Säufers war ziegelrot. Ein greulicher Anblick!"

„Ach, wir kennen dieses Bild, ja, wir haben es auch einmal abgebildet gesehen!" rufen einige.

„Habt ihr auch davon gelesen, was man einmal in der Lunge eines starken Cigarettenrauchers entdeckte, als man ihn nach seinem Tode aufschnitt?"

„Nein, wir wissen es nicht, wir haben es nicht gehört."

„Nun — die ganze Lunge war geräuchert, wie ein Schinken, und steckte voller Watte?"

„Ist das möglich?! Das ist ja geradezu schrecklich! Es soll allerdings gefährlich sein, den Cigarettenrauch hinunterzuziehen."

„Das ist ein Märchen," ruft der Jude dazwischen. „Es ist nicht möglich!"

„Ach, du Weisheitspinsel, willst du hier auch deine Ansicht äußern? Der Herr weiß es besser, du Taugenichts! Das ist auch so eine Art, hier mitzusprechen, wenn kluge Leute ein Wort verlieren. Halt deinen Mund, Hebräer — oder ich will dich —"

„Laß ihn doch mitsprechen, Michail Wassiljitsch, ein jeder hat doch das Recht, seine Meinung zu sagen," werfe ich ein. „Ich will euch aber eine andere Geschichte erzählen, die verbürgter ist als jene Cigarettengeschichte, an die auch ich nicht recht glauben möchte. Es klingt fast wie ein Scherz! Aber die folgende Erzählung ist wirklich wahr. Ich habe sie einmal in einem erbaulichen Buche gelesen!"

„Erzählen Sie, Carl Constantinitsch. Wir hören."

„Ein Mann stellte folgenden Versuch an. Er setzte in vier Töpflein mit Erde zu gleicher Zeit Weinbeersamen. Er begoß sie alle in gleichen Zeiträumen, den ersten mit Wasser, den zweiten mit Bier, den dritten mit Wein, den vierten mit Schnaps. Was war die Folge? Als aus dem ersten Töpflein ein grüner Sproß hervorkeimte, grub er bei den andern nach. Die Keime des zweiten Topfes steckten noch tief in der Erde, während die des dritten noch nicht einmal aus dem Samen hervorgetreten waren. Dieser selbst aber war wenigstens noch keimkräftig, während die Weinkerne im vierten Topf absolut tot waren."

„Was Sie sagen!" bemerkte Jeffremoff, auf den die Geschichte Eindruck machte.

„Der Branntwein hatte die Keimlein getötet," erklärte ein junger Bursche, der sich zu seinem Nachbar wandte. „Ja, es scheint doch besser zu sein, nicht zu trinken," wagte ein anderer etwas schüchtern einzuwenden. „Ich fürchte, der Gawrila Iwanitsch wird noch einmal als Säufer enden. Bei Gott, er fällt noch eines Tages hin und giebt den Geist auf!"

„Dummheiten!" rief Jeffremoff, „verstehst du denn nicht, Petruscha, daß das etwas ganz anderes ist mit einem Menschen. Ein Mensch ist doch keine Pflanze, nicht wahr, Carl Constantinitsch; es kommt eben darauf an — also — daß man es richtig auffaßt, das Ding beim richtigen Ende ergreift, man muß die Geschichte verstehen!"

„Nun, was ist da viel zu verstehen? Der Branntwein ist vom Teufel. Wer nur etwas nachdenkt, wenn er einen Betrunkenen ansieht, der wird zugeben, daß er vom Teufel besessen ist, der Unreine hat ihn rein in seiner Gewalt!" bemerkte mein Wasserschöpfer vom Brunnen. Jeffremoff schien das Gespräch ungemütlich zu werden. Er suchte ihm eine andere Wendung zu geben.

„He, unser Jude da trinkt wohl nichts? Das hat Moses verboten, nicht wahr?" Ein anderer fiel ihm korrigierend in die Rede: „Nur Schweinefleisch dürfen die Juden nicht essen."

„Sage, ißt du Schweinefleisch?" — Alle lachen. Der Jude verteidigt sich mit großer Gewandtheit, sobald das religiöse Gebiet gestreift wird. Er steht Jeffremoff seinen Mann.

„Was weißt du von Moses, bester Soldat, davon weißt du ja blitzwenig?"

Jeffremoff regt sich auf. „Das fehlte noch, daß dieser Jude frech wird! Ich weiß sehr gut, daß Moses vierzig Tage und Nächte auf dem Berge war — Sinai hieß der Berg — siehst du, ich weiß das ebenso gut, wie du, Hebräer — und er stieg vom Berge herab und zerschlug die steinernen Tafeln und war zornig über die Kinder Israel, und er ging wieder auf den Berg, und Gott gab ihm andere Tafeln und schrieb ihm andere Worte nieder. Die zehn Gebote, mit seinem Finger schrieb er sie ihm auf — also — und Moses — — hatte einen Bruder, und der hieß Aaron, — also — und dieser Aaron — war ein Hoherpriester — also — ja, ein Hoherpriester; das war er. —"

Er teilte das der Gesellschaft, sich zum Juden wendend, in einer so glänzenden Geläufigkeit mit, daß mir ordentlich der Kopf brummte. Dabei hatte er sich dem Juden mit jedem Satze genähert und sah ihn triumphierend an.

Auf diesen machte diese inhaltreiche Rede aber keineswegs den von Jeffremoff beabsichtigten Eindruck.

„Ach, Ihr habt mir auch eine schöne Religion — Ihr?" —

„Was sagt dieser hebräische Esel? wir haben ganz dieselbe Bibel wie er. Wo habe ich das alles her, sage mir, aus derselben Bibel, wie du. Ich habe auch eine Bibel, Carl Constantinitsch. Für schweres Geld habe ich sie von einem herumreisenden Kolporteur gekauft. Ich will sie Ihnen zeigen." Er eilt zu seinem Bette und zieht unter demselben seinen Kasten hervor. Während er in seinen innersten Tiefen sucht und wühlt, setzen die andern das Gespräch mit dem Juden fort.

„Die Juden haben also ganz dieselbe hl. Schrift wie wir?" bemerkt jemand.

„Das heißt, sie haben doch nicht alles, diese Hallunken, diese Christusleugner und Marodeure. Sie nehmen das Neue Testament nicht an. Wir haben die ganze Bibel, Ihr habt nur die halbe."

Jeffremoff, der mit diesen Worten wieder auf dem Kampfplatze erscheint, hat mittlerweile seine Bibel herausgeholt, in der andern Hand hält er eine große Papierrolle.

Der Jude fühlt sich offenbar durch die letzte Bemerkung in seiner Ehre gekränkt. „Was habt denn Ihr? Das möchte ich doch auch wissen. Drei Götter habt Ihr und wir haben nur einen Gott. Zu drei Göttern betet Ihr, das ist einmal eine schöne Religion. Das muß ich sagen!"

Nun wird Jeffremoff erst fuchswild. Auf einen solchen Einwand war er vielleicht nicht recht vorbereitet. „Was sagst du da, du Nichtchrist? Und was betet Ihr an? Ich will es Euch sagen: wißt Ihr auch, daß die Juden einen Bock anbeten?!" Allgemeines Gelächter.

„Es ist nicht wahr," verteidigt sich der Jude. „Was sagst du da, das ist einfach eine Lüge!" —

Jeffremoff läßt sich nicht irre machen. „Einen Stier beten sie an. Glauben Sie es, mein Herr? Bei Gott, ich sage es Ihnen, es ist das reine Kalb." Und er fährt mit fabelhafter Geschwindigkeit in obigem Tone psalmodierender Recitation fort: „Als Moses vom Berge hernieder kam, da machte er ihnen einen Gott. Und als er eine Form goß, da sprang zuerst ein Kreuz heraus — dann also —"

„Was sagst du da?" bemerke ich.

„Gewiß, mein Herr, es ist so, also, als er — nämlich Moses — das Kalb gießen wollte — zuerst nämlich — sprang ein Kreuzlein heraus, darauf kam ein Kalb, nämlich —"

„Weißt du, lieber Jeffremoff, das ist falsch, wo hast du das gelesen?" —

„Hier in dieser Bibel — da stehts in den Büchern Moses!"

Der Jude, offenbar sehr erfreut, in mir einen Bundesgenossen gefunden zu haben, opponiert aufs Energischste. „Nein, bemerke ich wieder, du mußt dich irren. Erstens hat Aaron dieses Kalb aufgerichtet, und dann wird nirgends erzählt, daß „zuerst ein Kreuzlein heraussprang." —

„Ja, aber das weiß ich, daß die Juden dieses Kalb anbeten und eine Schlange, diese Landstreicher! Ein dummes Kalb beten sie an, ist es nicht so?"

Die Debatte nimmt immer größere Dimensionen an. Der Jude will diese Behauptungen nicht unbeantwortet auf sich sitzen lassen. Er findet keine, in seinen Augen ausschlaggebendere Gegendemonstration, als daß er den Christen immer wieder von neuem „Dreigötterei" vorwirft und etwas unliebsame Seitenhiebe dem „Götzendienst der Heiligen" und der „Bretteranbeterei" der Rechtgläubigkeit austeilt. Im Grunde zieht Herr Jeffremoff trotz aller Suade sachlich hier doch den Kürzeren. Freilich bedarf es da eines etwas objektiveren Standpunkts, um das beurteilen zu können. In den Augen seiner Landsleute ist er jedenfalls der Sieger. Endlich, als der hartnäckige Jude sich der rechtgläubigen Logik des tapferen miles Christi immer verstockter und unzugänglicher erweist, greift Michail Wassiljitsch zu seinem letzten Mittel.

Er entrollt mit ostentativer Gebärde die Papierrolle. „Sehen Sie, Carl Constantinitsch — hier kann man die Götter der Juden sehen; sehen Sie, hier ist der Stier und dort die Schlange; da, Hebräer, da kannst du nun sehen, was dein Gott ist; hier ist das höllische Feuer, wo die Teufel einen Ungläubigen mit heißen Feuerzangen zu Tode kneipen, da kommst du auch einmal hin, du Satansknecht — also, verstehst du — das heißt — der Teufel hol dich, du mußt dich taufen lassen, sonst gehst Du zu Grunde — bei Gott — du kommst noch einmal hier in den höllischen Rachen!" —

„Hör', Michail Wassiljitsch, so solltest du doch nicht sprechen! Laß den Juden doch in Frieden; ein jeder muß seiner Religion so treu dienen, wie er es vermag. Auf diese Art, die du hier brauchst, wirst du den Juden nicht zum Christen machen."

Alle besehen das Bild, das in sehr drastischem Oelfarbendruck die Qualen der Verdammnis und die Wonne der Seligkeit schildert. Durch das ganze Bild zieht sich ein riesiger Schlangenleib, der in einen feuerspeienden Rachen ausläuft. Auch ein gewaltiger Büffelkopf spielt in dem Gemälde irgend eine Rolle, auf die ich mich eben nicht mehr zu besinnen vermag. Unten sieht man kleine kabinettartige Abteilungen, wo Separatquälereien abgebildet sind, welche kleine, sehr abgefeimte Teufelchen, mit blutroten Zungen und feurigen Nägeln und Rachen, an einigen unseligen, armen Seelen vollführen.

Das Bild dieser drastischen Eschatologie wirkt augenscheinlich auf alle Zuhörer fascinierend, mit Ausnahme gerade dessen, auf den es mit dieser Vorführung besonders abgesehen war. Der Jude nur lächelt skeptisch, als er sich über diese divina commedia beugt, und trotz der drastischen Ausmalung der Qualen von seiten Jeffremoffs will das fatale Lächeln nicht aus seinem Gesichte weichen. Das bringt Michael Wassiljitsch erst recht auf. „Was das für eine Art ist, dieser Jude ist ein ganz verstockter Mensch. Ja, es hilft dir nichts, du Stieranbeter, du kommst einst zu deinem Gott. Siehst du hier diesen Ochsenkopf, den betet Ihr an!"

„Es ist nicht so, wie du sagst, wir beten nicht zu einem Kalbe!"

Ich steige endlich auf eine Bank, um dieses Religionsgespräch zu beenden. Nachdem ich eine möglichst kurze Darlegung des Mißverständnisses von seiten Jeffremoffs gegeben und die Geschichte von Aarons „goldenem Kalbe" mitgeteilt, sage ich: „Uebrigens hat Jeffremoff insofern nicht so ganz unrecht. Die Juden beten nämlich auch heute noch eine Art von goldenem Kalbe an — es ist das Geld. Das ist für viele leider ihr einziger Gott."

Alle lachen. Der Jude schweigt. „Siehst du, Hebräer. Ich hatte also doch ganz recht. Ihr betet zu einem Stiere." — „Schweig still!" — Einige andere legen sich ins Mittel. „Die Sache ist erledigt. Laßt das Disputieren, Jeffremoff, es nützt nichts! Du siehst, ein Jude ist schwer zu bekehren."

„In der That, ich sehe nicht ein, was ich bei eurer Religion etwa Besseres eintausche. Für einen Gott bekomme ich da drei Götter!"

„Schweige, du Nichtchrist und Ungetaufter — halts Maul, sage ich dir! Du —"

Die Thür öffnet sich. Ein Kurier aus D. überbringt Dienstpapiere. Jeffremoff tritt aus der Arena. Ich bemerke dem Juden noch einiges auf seinen Einwand der Dreigötterei. „Sage mir doch — eigentlich habt Ihr, bei dieser Auffassung auch drei Götter im Alten Testament. Ueberall, wo von dem Messias die Rede ist und dem Geiste Gottes, werden ihnen göttliche Eigenschaften beigelegt. Sie werden deutlich von Jehovah unterschieden. Denke z. B. an die Psalmen und den Jesaia! — Dem Messias werden Namen beigelegt, wie ‚Ewigvater', ‚Immanuel', die nur Gott zukommen, also habt Ihr genau genommen dann auch drei Götter."

„Ja, du siehst, Jude, du kommst gegen den Herrn nicht auf. Gieb dich besiegt! Mach weiter keine Umstände mit deiner Religion und laß dich taufen," wird ihm von allen Seiten zugerufen.

„Doch nun erlaubt mir etwas zu frühstücken," mit diesen Worten öffne ich meine Reisetasche. „Erlaubt mir, mich hier in die Nähe des Fensters zu setzen."

„Bitte, hierher, wenns gefällig ist. Iwan Sasonitsch, mach' uns Thee — rasch! damit der Herr auch etwas Warmes zu sich nehmen kann."

„Bemüht euch nicht, ich habe alles bei mir. Es ist nur, weil ich zuletzt am Morgen früh Kaffee getrunken habe. Wer ist der neue Ankömmling, ich kenne ihn noch nicht."

„Es ist nur ein Depeschenträger aus D. jenseits des Flusses."

„Sind in D. auch die Büchlein, die Ihr von mir habt?" — „Ja!"

Während ich einige Feigen zu meinem Brote esse, erkundige ich mich bei meinen Gefährten, ob sie diese Frucht kennen. Einige wissen es nicht recht. Es wird hin und hergeraten.

„Nun, es sind Feigen, ein sehr gesundes und wohlschmeckendes Essen, bemerke ich. Ich vermute, daß es eine Lieblingsspeise Christi gewesen sein wird. Sie wachsen im hl. Lande wie Unkraut an den Wegen und Zäunen, wie hierzulande die Brombeeren."

Mittlerweile wird Thee gebracht. „Legt den Schnaps fort, Landsleute. Das taugt nichts. Ich begreife wirklich nicht, wie Ihr dieses widrige Zeug hinunter schlucken könnt!"

So plaudern wir noch beim Thee eine geraume Stunde weiter. Es dunkelt bereits.

„Ich muß aufbrechen. Meine Mutter erwartet mich mit der Mahlzeit." Der Jude bietet mir seinen Schlitten zum Nachhausefahren an. Er müsse gerade auch in meine Gegend und nehme mich gern mit. „Nun, wenn dein Pferd uns beide wegzuziehen vermag!" bemerkte ich.

„Bei Gott, Carl Constantinisch, es hält Sie beide nicht aus. Es ist eine jammervolle Mähre!" ruft ein Soldat.

„Was weißt du da viel Kluges — schweige still und beunruhige den Herrn nicht mit deinen Thorheiten. Kommen Sie nur mit, ich bringe Sie sicher nach Hause!"

Wir begeben uns auf die Veranda. Der Jude verschwindet, um sein Pferd zu holen. Endlich erscheint er mit demselben. Ein struppiger Hund begleitet das nicht gerade sehr verlockende Gefährt. Es ist ein ganz leichter, sehr primitiv konstruierter, gerüstartiger Schlitten, auf dem eine Pferdedecke auf einem Säcklein Heu liegt.

„Es ist geradezu ein Skandal, einen solchen Schlitten dem Herrn anzubieten! Ihr kommt mit diesem Gefährt nicht hundert Schritt weit, bei Gott — ich sage es — nämlich er wirft Sie um, Carl Constantinitsch. Dieser Hallunke — also, was wollte ich sagen — das Pferd ist nämlich blind!" ruft Jeffremoff.

„Ach, laß nur deine Späße, ich werde ganz gut fahren. Auf diese Art komme ich immer rascher nach Hause als zu Fuß."

„Hallo!" Der Jude erhebt eine Art Peitsche, der Hund sträubt seine Haare und stimmt ein drohendes, heiseres Murren an, das für Gebell genommen sein will. Nach einigem Reißen und Zerren an den gleichfalls sehr primitiven Fahrleinen setzt sich das Pferd in Bewegung.

„Nun, Gott behüte Sie, Carl Constantinowitsch. Auf Wiedersehen. Grüßen Sie das Mütterlein, Jewjenie Karlowna. Leben Sie wohl und vergessen Sie uns nicht." So schallt es uns nach. Als wir um die nächste Waldecke biegen, macht der Schlitten eine sehr bedenkliche Wendung, so daß wir energisch Balance halten müssen. Doch wir kommen, wenn auch langsam, trotz fanatischen Peitschenknallens endlich zu Hause an. Der Jude ist unterwegs sehr gesprächig.

„Kennen Sie den Mann, der im vorigen Sommer hier Bibeln verteilt hat?"

„Dem Namen nach wohl. Es ist wohl Dr. A. aus Petersburg. Er war früher auch Jude. Hast du etwas bekommen?" — „Nein!" — „Verstehst du Hebräisch zu lesen." — „Ja!"

„Nun, wenn wir zu Hause angefahren sind, mußt du etwas auf der Straße warten, bis ich hineingehe. Ich kann dir ein solches hebräisches Neues Testament schenken, d. h. natürlich, wenn du es haben willst." Es war die vortreffliche Uebersetzung von Franz Delitzsch, die ich gerade zum Verteilen vor einigen Tagen erhalten hatte. Ich kam auf meinen weiten Spaziergängen und dazwischen mit Juden zusammen, die hier auch den Winter über an den R.'schen Strandörtern meist als kleine Handwerker leben. — Der Schlitten hält vor einem Gartenzaun.

„Hier wohne ich. Halte etwas, bis ich wiederkomme."

Als ich nach einiger Zeit hinaustrete, ist der Schlitten noch da. Das hatte ich fast nicht erwartet.

„Hier hast du das Buch. Aber wirst du auch darin lesen?"

„Ja, ich möchte wohl!"

„Nun muß ich dir aber doch noch ein Trinkgeld geben, du hast mich so lange auf deinem Schlitten mitfahren lassen. Warte noch einen Moment!"

„Nein. Das ist nicht nötig. Sie sind mir weiter nichts schuldig. Adieu, lieber Herr!" — Das Pferd setzt sich wieder langsam in trottende Bewegung. Der Hund läßt seine heisere Stimme vernehmen. Ich höre bald nur noch den Schlitten über die gefrorene, schneearme Straße schlürfen, und die losen Eisenteile am sich entfernenden Gefährte klirren und klappern.

„Das war ein anständiger Jude!" dachte ich bei mir. Immerhin eine Seltenheit heutzutage! —

Tiefer Schnee war über Nacht gefallen. Der Wald bog sich unter der blendenden Last, die in seinen Zweigen hing. Im Schein der Märzsonne, die bereits unter den Schneemassen ihre Arbeit begann, konnte jedoch der immer wieder sich hineindrängende Winter auf die Dauer nicht den Sieg behalten. In der Luft spürte ich bereits jenen geheimnisvollen, eigentümlichen Tangeruch, der das Nahen des Frühlings verkündet. Auch die kleinen Meisen, die lustig an den Stämmen der Waldbäume hinaufliefen, stießen schon ihren leisen, triumphierenden Frühlingsruf hervor. Das Meer wogte bereits beruhigter nach dem in der Nacht herrschenden Sturme, — es lag dunkel und blau wie ein Stahlpanzer da, um den die königliche Decke des schneeigen Hermelins sich schlingt. Der Morgen war voller Stille und Frieden. Der Himmel, von eigentümlich klarer Bläue, schimmerte so glückverheißend.

Als ich hinaustrete, um den frischen Duft des Märzmorgens mit tiefen Atemzügen zu begrüßen, erblicke ich zwei graue Gestalten auf mich zukommen. „Brokaroff! Wie kommst du hierher? Das ist doch hübsch, daß du dich bis hierher verirrt hast. Du wohnst ja jetzt deine zwei Meilen entfernt von meinem Wohnorte."

„Ich mußte Sie doch wieder einmal besuchen, Carl Constantinitsch, es ließ mir keine Ruhe. Nikolai Adamitsch und ich, wir haben uns bis zu Ihnen durchgefragt — und nun sind wir richtig bis zu Ihrer Thüre gekommen."

„Woher wußtet ihr denn aber, daß ich jetzt hier wohne?"

„Sie haben mir zuletzt geschrieben, daß Sie vielleicht einen Teil des Winters und Frühlings hier in B. verbringen würden. Da machten wir uns heute Morgen in aller Frühe auf den Weg, um Sie zu begrüßen."

„Ach ja — nun erinnere ich mich — du hast also richtig meinen letzten Brief erhalten; da du mir nicht wieder antwortetest, vermutete ich bereits, daß der Brief dich nicht erreicht habe."

„Ich habe Ihren Brief richtig erhalten, wenngleich sehr spät. Da wir jetzt in L. stationiert sind, und die Postverbindung eine sehr unregelmäßige ist, so erhalten wir die Briefe nur durch eine Gelegenheit oft Monate später."

„Nun kommt herein — erquickt euch an Kaffee und Weißbrot. Ihr werdet hungrig sein."

„Wir danken sehr." Sie setzen sich an den Kaffeetisch, und während die beiden alten Freunde in liebenswürdiger Bescheidenheit sich wiederholt nötigen lassen, erinnere ich an die alten Zeiten, wo wir im Sommer uns öfter sahen. Die beiden haben alles in frischem Gedächtnis. Sie haben nichts vergessen. Wie wohlthuend ist es, einem dankbarem Gemüte zu begegnen, dem sich alle Erinnerungen der Vergangenheit tief eingeprägt haben. Die geräuschlose, ereignisarme Zurückgezogenheit des ländlichen Stilllebens, welches diese schlichten Naturmenschen hier führen, begünstigt die edle Empfänglichkeit des Herzens für alle Erlebnisse, das noch der unbeschriebenen Tafel gleicht, die alles sorgfältig aufbewahrt und nichts vergißt.

„Aber, wie Sie abgemagert sind, Carl Constantinowitsch, seit wir zuletzt uns sahen. Sie haben es schwer gehabt? Wie geht es mit der Gesundheit?" bemerkt Brokaroff.

„Ach, Gott weiß, man muß viel Geduld haben. Das Leben ist nicht leicht, wenn einem der Schlaf fehlt!"

„Also noch immer fehlt Ihnen der Schlaf? Das ist doch ein schweres Elend!"

„Ja, ich werde wohl nicht eher gesund werden, als bis ich eine große Reise angetreten habe. Die Aerzte wollen, daß ich einen Kuraufenthalt in Deutschland antrete. Ich muß in ganz andere Verhältnisse kommen. Davon wißt ihr übrigens wohl kaum aus eigner Erfahrung zu reden und ich kann euch diese Krankheit nicht klar machen. Wer mehr mit dem Kopfe und dem Herzen lebt und arbeitet, der kennt Leiden und Nöte, von welchen die anderen verschont bleiben. Ich wünsche euch nicht, diese Dinge kennen zu lernen."

„Gott sei es gedankt, bisher haben wir immer einen guten, gesunden Schlaf gehabt. Sobald unsereins sich hinlegt, bald sind die Gedanken fort, man schläft, ohne aufzuwachen, bis die rote Sonne wieder scheint." Meine Gäste schieden nach einigen Stunden, sie hatten noch einen weiten Weg vor und sprachen mir zum Schluß noch ihre Freude aus über das Wiedersehen.

„Wer weiß, ob uns das Leben noch einmal wieder zusammenführt! Ich werde Ihnen ins Ausland schreiben, Carl Constantinowitsch. Bitte, versäumen Sie nicht, mir Ihre auswärtige Adresse zuzusenden." Ich versprach es ihm. Nach vielen Händedrücken trennten wir uns. Der Gefährte Brokaroffs, der im Vergleich zu seinem Freunde viel stummer und schweigsamer war, begleitete alle unsere Worte meist mit seinem lebhaften Mienenspiel. Oft glänzte sein Gesicht ordentlich vor Freude. Ich werde diesen seelenguten, treuen Ausdruck nicht vergessen im Antlitz der beiden lieben Besucher. Es giebt ein Farbenspiel der Seele, möchte ich sagen, das dem einfachsten und schlichtesten Gesichte einen Zauber verleiht, der unvergeßlich ist. Namentlich in Augenblicken des Abschieds verrät sich das tiefe Leben des Gemüths in den Zügen des Menschen. Der „verborgene Mensch des Herzens" wird offenbar, er lebt seine eigene oft so wundersame Geschichte. Die Liebe ist der Schlüssel zu diesem Heiligtum, dessen letzten Vorhang zu lüften aber nur einer „geheiligten Hand" gegeben ist. — — —

— —

Und noch eines Tages muß ich gedenken, wo ich zuletzt am Gestade des heimatlichen Meeres weilte und vielleicht zum letzten Male mit diesen biederen und treuherzigen Söhnen des Volkes verkehrte. Ich hatte mich reisefertig gekleidet und verließ den Ort, wo ich Monate hindurch das Leben des Einsiedlers geführt, zu Fuß, um die Eisenbahnfahrt zu umgehen, welche meine Nerven noch immer zu scheuen allen Grund hatten. Das Reiseziel war R. Ich wählte den Weg über B., um meine Freunde da noch zum letzten Male begrüßen zu können. Wie prächtig es sich am Meeresufer wandert. Die großartige Ruhe und Unveränderlichkeit dieses Naturschauspiels, die reine, herbe Luft, die hier herrscht, der Glanz des Frühlingshimmels über mir — alles vereinigt sich, um mir die letzten Eindrücke von diesem schönen Stückchen baltischer Heimatserde unvergeßlich zu machen. Wieviel geht dem modernen Kulturmenschen verloren, der das Dampfroß benutzt und nur selten von der patriarchalischeren Fußreise unserer Vorfahren Gebrauch macht.

Unserem Leben wird nicht zum mindesten mit darum soviel von seinem individuellen Charaktergepräge geraubt, weil die nivellierende und abschleifende Eile und Hetze des modernen Verkehrs die liebevollen und nachhaltigen, ich möchte sagen, die intimen Eindrücke auf unser Seelenleben unmöglich macht. Man sieht zuviel und darum so wenig. Auch hat die Welt eine ganz andere Physiognomie, wenn man sie bloß vom Eisenbahncoupé und den rauchgeschwärzten Bahnhöfen aus kennt, die in ihrer gemütlosen, geschäftsmäßigen Ungeniertheit einen auf die Dauer um alle Phantasie und fast zur Verzweiflung bringen können. Das Zeitalter des Dampfes ist der Vertiefung des inneren Menschen jedenfalls mehr hinderlich als fördernd. Der Mensch läuft Gefahr, nur Arbeitsmaschine und Lebensmarionette zu werden, und statt Gesichtern, hinter denen sich die Geschichte eines Herzens verbirgt, haben wir es schließlich nur mit Nummern zu thun, und Ziffern sind Einheiten ohne Geschichte. Das Herz hat kein Interesse an ihnen.

Ich betrete den Wald und finde mich bald zum einsamen Wachthaus auf der sandigen Düne hin. Als ich die Thüre öffne, bietet sich mir ein schönes, freundliches Bild. Um den großen Tisch sitzen meine alten Bekannten und lesen und schreiben eifrig. Vor dem Heiligenbilde in der Ecke brennt heute ein rotes Lämpchen. Das fällt mir gleich auf. Die Diele ist frisch gescheuert und mit weißem Sande bestreut. Es muß heute ein Feiertag sein. So ist es auch.

„Wir benutzen den Marienfeiertag, wo wir freier vom Dienste sind, um unsere Büchlein herauszuholen. Heute haben wir so schöne Zeit und können nach Herzenslust lesen und schreiben.“

Ich trete näher heran und bemerke, daß einer ein von mir geschenktes „Leben Jesu“ in sein blaues Heft abschreibt.

„Es geschieht so zur Uebung, Carl Constantinowitsch. Was für ein schönes Buch! Ich benutze unsre Heiligentage dazu, um diese Geschichte zu lesen. Man hat für den heutigen Tag kaum ein passenderes Buch.“

„Hast du auch schon im Neuen Testamente, das ich hier neulich verteilte, gelesen? Da habt ihr das Leben des Erlösers noch ausführlicher. Das Büchlein enthält nur einen kurzen Auszug.“

„Ich wechsele so ab. Ja, übrigens auch das Neue Testament habe ich schon ganz bis zu Ende durchgelesen, seitdem Sie es mir schenkten. Ich habe alle die Stellen, die im Auszug auf dasselbe verweisen, sorgfältig nachgeschlagen. Es macht mir diese Arbeit große Freude, und dann schreibe ich mir das Schönste hier in das Heft ab.“

Ich blicke in das Heft. Große, etwas steife Buchstaben auf doppelten Linien, die mich lebhaft an die Kinderzeit erinnern. Alles ist mit großer Sorgfalt abgeschrieben, obgleich hier und da doch auch Fehler nicht vermieden worden sind. Die Linien sind alle mit der Bleifeder gezogen und stellenweise von einer etwas unbeholfenen, aber vielleicht gerade darum rührenden Dicke und Schwerfälligkeit.

Man müßte nicht Lehrer gewesen sein, um von diesem autodidaktischen Bildungsdrange nicht gefesselt zu werden. Aber ich hatte an dieser Arbeit mehr das Interesse des Psychologen und Theologen. Eine schöne Seele finden, die sich instinktiv ihrem heimatlichen Boden zuwendet und dort die einzige wahre Befriedigung sucht und findet, die uns Menschen gegeben ist, — es ist ein lohnender Fund!

Ein Soldat tritt auf mich zu. „Sie haben neulich Maxim Sergeitsch, als Sie ihm das Neue Testament schenkten, etwas hineingeschrieben. Ich bitte mir auch zur Erinnerung Ihren Namen ins Büchlein.“ Nun folgen diesem Bittsteller auch die andern. Ein jeder holt sein Neues Testament aus seinem Kasten hervor.

„Das trifft sich heute ganz schön, wo wir uns wohl für immer trennen.“

„Was, Sie wollen uns heute verlassen?!“

„Ja, ich muß eine Reise ins Ausland antreten. Es ist das letzte Mal, daß ich euch heute besuche.“

Die Feder war ausnehmend schlecht, die Tinte sehr blaß, aber es ging doch mit dem Schreiben.

„Nun, was soll ich dir einschreiben, Nikolai Antonowitsch?“

„Sie werden schon wissen, mein Herr.“ Ein schöner Jüngling steht vor mir. Wir haben uns einmal so gut im Gehen unterhalten. Er hatte ein edles, wahrheitsuchendes Herz und ein Gesicht, das mich gleich bei der ersten Begegnung so sehr angezogen hatte.

„Ich schreibe dir etwas aus meinem Lieblingsevangelium auf die erste Seite deines Buches: ‚Philippus findet Nathanael und spricht zu ihm: wir haben Den gefunden, von welchem Moses und die Propheten geredet haben‘ — es ist mein Lieblingswort aus der Bibel. Das ist das Nötigste im Menschenleben, ‚Ihn gefunden zu haben‘, alles andere ist im Vergleich zu dieser großen Hauptsache — ein Nichts. Es verschwindet.“

„Wir danken Ihnen, Carl Constantinowitsch. Nun haben wir eine bleibende Erinnerung an Sie!“

Wir saßen noch ein Stündchen beisammen und sprachen über einige der eingeschriebenen Worte. Wie oft fehlt einem Nathanaelsherzen nur die Philippusfreundeshand, die es zu Dem führt, von welchem Moses und die Propheten geredet haben. Diese Herzen waren so empfänglich, so dankbar, so aufgeschlossen für die Wahrheit — so ohne Falsch. Es war eine Freude, hier Philippusdienste erweisen zu dürfen. Es giebt Augenblicke, wo man der Gebende zu sein scheint, und doch im Grunde der Empfangende ist. Ich wenigstens habe dieses letzte Bild unseres Zusammenseins nicht aus dem Gedächtnis verloren. Es gehört zum Schatze der Erinnerungen, die einmal erlebt, nicht mehr vergessen werden können. Vielleicht gedenkt auch noch dieser oder jener Soldatenjüngling, der das kleine Büchlein in stiller Stunde öffnet, um darin zu lesen, jenes Frühlingstages, wo wir einst beisammensaßen im eifrigen Gespräche über die Nathanaelsherzen, die nicht ferne vom Reiche Gottes sind.

Ich mußte aufbrechen. „Sie werden auf Ihrem Wege über den Fluß gehen müssen, Carl Constantinowitsch. Erlauben Sie uns, Sie über die Aa zu rudern, Sie kommen auf diesem Wege noch einmal so früh nach R. Wir haben ein Boot in der Nähe. Es ist eine Kleinigkeit — nur einige Schritte von hier liegt die Landungsstelle.“

Drei Soldaten in ihren Hauspelzchen aus Schafsfell begleiten mich in dienstfertigem Eifer Bald sitzen wir im Boot. Kräftige Ruderschläge treiben uns über den hier recht breiten Strom. Es ist die Aa, die durch flache Sanddünen oder ebenes Wiesenland ruhig hingleitet und sich bereits ihrem Ausfluß in den rigaschen Meerbusen nähert. Als wir auf der Mitte des Flusses sind, schweift mein Blick zur fernen Mündung, wo die weißen Schaumkämme der Meeresbrandung das Gestade der Bucht deutlich vom Horizonte sich abheben und die Stelle erkennen lassen, wo der Zusammenfluß stattfindet. Rechts von uns erhebt sich die Festung Dünamünde, auf deren hohen Citadellturm die Sonnenstrahlen blitzende Reflexlichter werfen. An den grünen Wiesenrainen weiden

Rinder- und Schafherden. Stromaufwärts erblickt man die Dunstwolken aus den Schornsteinen der Fabriken in der klaren Luft schweben, welche die Nähe der großen baltischen Metropole ankündigen.

Der Strom ist überschritten — ich springe an den Strand. Einer meiner Genossen reicht mir vorsorglich die Hand. „Danke euch, liebe Soldaten — nun habt ihr noch ein gutes Stück bis nach Haus zurückzurudern!“ Wir reichen uns die Hand — schöne, kräftige und gemütvolle Händedrücke!

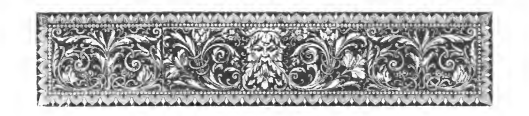
„Ach, es ist nicht der Rede wert. — Nun, Carl Constantinowitsch, geht's immer längs dem Flusse weiter. Sie erreichen bald jenen Wald, — Sie können den Weg nicht verfehlen. — Wir danken Ihnen noch einmal für alles Liebe, was wir durch Sie empfangen haben.“

„Auch ich werde euch nicht vergessen. Lebt wohl!“

So schieden wir. Dazwischen blickte ich zurück und sah, wie einige mir noch nachwinkten. Das Boot entschwand bald dem Auge. Noch lange sah ich die weißen Schafspelze im Sonnenschein über die blaue Wasserfläche schimmern. Das jenseitige Flußufer lag in vollem Sonnenschein, während meinem Wanderziele entgegen dunkle Regenwolken immer mehr den Himmel verdüsterten. Noch ein Blick auf das weite, dunkle Meer am Horizonte, dessen weiße Wellenkronen hie und da im Lichte aufblitzten und wieder verschwanden; — eine Wendung des Weges entzog mir durch den Nadelwald bald den weiten Fernblick. Ich mußte stärker ausschreiten, um die Stadt noch vor einbrechender Dunkelheit zu erreichen. Auch war es gut, daß der Wechsel anderer Naturbilder, an denen ich vorüberschritt, die Erinnerung an jenen öden Strand und die Majestät seiner einsamen und erhabenen Eindrücke allmählich im Innern erlöschen ließ. Ganz vergessen kann das Herz doch nicht, wenn sich ihm das Leben schlichter und einfältiger Herzen einmal in seiner hohen Liebenswürdigkeit so schön geoffenbart hat und das Wort des großen Kirchenvaters wieder erfahren werden durfte in seiner tiefen Wahrheit: „Anima plus est ubi amat, quam ubi animat.“ —

Auch hier ist Augustin eigentlich unübersetzbar! —

— — — — — — — — — — — — — — —



Der litterarische Panslavismus und die slavischen Sprachen.

Von

A. Brachmann.

Durch die Tagesblätter gingen kürzlich die Gerüchte, daß Vertreter slavischer Völker wieder einmal die Absicht haben, Kongresse zu berufen. Wie es heißt, wollen sie, sei es in Prag oder Kijew oder Mitau, angeblich unter dem Präsidium der Exfürstin Natalie von Serbien, darüber Rat halten, ob sich nicht ein Mittel erfinden läßt, Russen, Ruthenen, Tschechen, Wenden (?), Kroaten, Slovenen, Serben, Bosnier, Bulgaren und Polen wenigstens „sprachlich" unter eine Einheit zu bringen. Daß die stille Hoffnung der Herren dann auf weitere, panslavistische Bestrebungen gerichtet ist, liegt auf der Hand. Man kennt ihre propagandistischen Intentionen bereits seit langer Zeit.

Angesichts der geplanten Versammlungen verlohnt es sich, einmal seine Blicke rückwärts in die Geschichte zu versenken und nach kurzer Beleuchtung solcher slavischer Ideen, in denen das Wörtchen „Pan" eine Rolle spielt, darzuthun, wie es denn eigentlich im Grunde mit einer Verwandtschaft der slavischen Idiome steht. Es werden sich hierbei Resultate ergeben, welche das zwecklose, um nicht zu sagen thörichte Beginnen der Einheitsstreber zur Evidenz beweisen.

Es ist bekannt, daß die ganze panslavistische Strömung von den westlichen Slawenstämmen ausging. Dieselben, örtlich und staatlich, ja auch in religiöser Beziehung zersplittert, andern Nationen nicht gleichberechtigt, wendeten, Hülfe heischend, ihre Augen nach Rußland, welches seit Peter dem Großen begonnen hatte, in dem europäischen Völkerkonzert seine Stimme zu erheben und in den Zeiten der heiligen Allianz und des Kaisers Nikolaus eine einflußreiche Stellung erlangt hatte.

Die ersten bedeutenderen Keime panslavistischer Tendenzen fallen in die Jahre 1830—40 und wurden durch Einheitsbestrebungen in Italien und Deutschland genährt. Indessen lag die Sache doch wesentlich anders bei den slavischen Völkern, anders in den genannten Ländern. Letztere waren eigentlich im Grunde national geeinigt, es bedurfte nur gewisser Beseitigung mittelalterlicher, schädlicher Schlacken und Ueberreste, während die Slaven politisch und national scharf getrennt waren und noch sind.

Der slavische Dichter und Archäolog Jan Kollár regte durch sein Buch: „Ueber die litterarische Wechselseitigkeit zwischen den Stämmen und Mundarten der slavischen Nation" gewissermaßen den litterarischen Panslavismus, eine Spielart des politischen, an. Man hatte ihn, wie seine eigene Abwehr in den ungarischen Sprachenkämpfen der

slowakischen Jugend bekundet, falsch verstanden, er hat niemals panslavistischen Ideen gehuldigt, man kann seine Aeußerung: „Alle Nationen Europas haben schon ihr Wort gesprochen; jetzt ist es an uns Slaven, zu reden," nur als poetische Tirade auffassen. Im Juni 1848 tagte zu Prag der Slavenkongreß. Dort nun redeten die Slaven, vorab die Tschechen, aber ihre gegenseitige Unterhaltung tönte an taube Ohren, die Herren verstanden sich beim besten Willen nicht, und so mußte unsere deutsche Sprache als geschickter Dolmetsch ihres Amtes walten. Der Panslavismus war diesmal „ins Wasser gefallen." An Wühlern für die Idee fehlte es indes nicht. Oesterreichische Agitatoren, in Rußland ein Aksakow, machten in Wort und Schrift Propaganda für den Gedanken, Rußland, als einziger selbständiger Staat, müsse an die Spitze der slavischen Stämme treten. Günstige Gelegenheit zu einer Unterhaltung über das beliebte Thema bot sich 1867 auf der ethnographischen Ausstellung zu Moskau. Schon pries man laut Rußland als geistigen und politischen Führer aller Slaven, da machte der fatale Geist des Widerspruchs einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Vor allem vermißte man nach genauer Durchmusterung der erschienenen Deputierten, die Polen, Rußlands geschworene Feinde, auch gingen die Ansprüche der Slavophilen zu weit, schon sahen sie im Geiste „die slavischen Bäche ins russische Meer fließen," eine Forderung, welche auf harten Widerspruch stieß; schließlich stimmten die Westslaven mehr für Schließen eines Bundes, statt einer von Rußland geplanten Oberleitung. Kurz, auch dieser Slavenkongreß scheiterte.

Der politische Panslavismus ist entschieden eine Machenschaft der Gelehrten und Litteraten, das Volk hat, weil niemals davon unterrichtet, auch nie eine eventuelle Weltherrschaft der Slaven verstanden und sich im Grunde immer gesträubt, Rußland als Stammeshaupt zu betrachten.

Seit nun vollends Rußland im Krimkriege von seinen Lorbeeren einbüßte, schwand auch in Deutschland und Oesterreich jedwede Besorgnis vor Plänen, welche möglicherweise die im Osten und Südosten Europas gelagerten Völkerschaften fassen konnten. Man fürchtete sich nicht mehr vor jenem unbändigen Eroberungsgeist, welchen insonderheit Rußland von den Mongolen, seinen früheren Unterdrückern, geerbt hat.

Wäre die Idee der Einheit slavischer Völker bereits soweit in ihrer Verwirklichung vorgerückt, wie fanatische Panslavisten glauben machen wollen, so müßte der Westen Europas, wie ein namhafter Kulturhistoriker meint, vor der rohen slavischen Naturkraft zittern, einer Feindin der Freiheit und Kultur. Zum Glück ist der Panslavismus nur eine fixe Idee slavischer Poeten und Doktrinäre, keine Thatsache. Sie wird auch stets an drei Punkten zerschellen: der religiösen Zerrissenheit der slavischen Völker, der Todfeindschaft der zwei bedeutendsten slavischen Stämme seit dem Beginne der slavischen Geschichte, der Russen und Polen, und nicht in letzter Linie an der Verschiedenheit der Sprache, welche durchaus nicht als ein gemeinsames Band die Völker fesselt, wie Schwärmer versichern. Die Buntheit der Idiome ist ebenso hervortretend, wie in den romanischen und germanischen Dialekten. So wenig ein Schwabe einen Norweger verstehen würde, er müßte denn ein ausgezeichneter Sprachgelehrter sein, oder ein Portugiese einen Italiener, so wenig werden polnische Bauern aus serbischen Lauten irgend etwas ihnen Verständliches heraushören. Das Resultat ist in allen Fällen: „Kann nit verstahn!"

Unserer Ansicht nach wird der Panslavismus stets eine litterarische Erscheinung bleiben. Gelehrte wie Dobrowsky, Schaffarik, Wostokow Sresnewsky, Miklosich, Jaczic, Hilferding, Pypin u. a. werden sprachvergleichend mit großem Gewinn die Litteraturen der verschiedenen Slavenstämme durchleuchten und für die komparative slavische Sprachwissenschaft, Altertumskunde, Ethnographie treffende Parallelen und fruchtbringende Resultate zu Tage fördern.

Der politische Gesamtslavismus wird stets ein Hirngespinst bleiben. Wohl haben Politiker wie die Generale Skobeleff und Ignatieff sich als Panslavisten aufgespielt, im Programm der russischen Regierung hat diese Idee schwerlich Platz gegriffen. Und

wenn bei der Unterstützung der griechisch-katholischen Balkanslaven Rußland wirklich nicht allein aus Sympathie für die Glaubensgenossen, sondern aus politischen Motiven gehandelt hat, stehen als lebhafte Zeugen ihrer Abneigung gegen unitaristische Tendenzen vor unser aller Augen: patriotische Bulgaren, serbische Partikularisten und Herzegowinen.

Da die russische Sprache entschieden im Mittelpunkte aller übrigen slavischen Sprachen steht, sei es mir gestattet, dieselbe ausführlicher zu behandeln.

Freilich dürfte es in unseren Tagen, in denen der Streit über den Wert der klassischen Sprachen die Gemüter heftig bewegt, und Reformer, welche auf „der Höhe der Zeit“ zu stehen glauben, den „elenden Bildungskram der Antike“ am liebsten über Bord werfen möchten, um dem Modernen und Naturwissenschaftlichen immer mehr Boden auf den höheren Schulen zu gewinnen, als gewagt erscheinen, den Blick auf eine Sprache zu richten, welche bislang noch ziemlich stiefmütterlich von den Deutschen behandelt ward, das Russische. Daß wir im Folgenden weder den Versuch unternehmen wollen, etwa Propaganda für dieselbe zu machen, oder darüber eine linguistische Abhandlung im Kathederton vorzutragen, wird jeder Kundige billig glauben. Wir hielten es nur bei den jetzigen panslavistischen Strömungen für berechtigt, einmal ein friedliches, ganz unpolitisches Kapitel, die russische Sprache in ihrer Beziehung zu den übrigen slavischen Idiomen, zu erörtern. Zugleich lösen wir damit einige Versprechen. Hörten wir doch jüngst des öfteren Fragen über den Wert der Erlernung des russischen Idioms, über sein Verwandtschaftsverhältnis zu unserer Sprache, schließlich über Wort- und Satzgefüge, Volks- und Litteratursprache des Ostens. Winke über Hülfsmittel zum leichten Erlernen der russischen Sprache und die trockene Aufzählung der besten Kompendien, Lehrbücher und Lexika, kurz Fragen, die mehr das philologische Gebiet streifen, halten wir geflissentlich von dem Rahmen dieses Aufsatzes fern.

Die Berechtigung obiger Fragen liegt bei dem Blick, welchen der Deutsche heutzutage in politischer und merkantiler Beziehung ostwärts wendet, auf der Hand. Wenn es indes für solche, welche ihr Urteil durch Memoirenstudien „über die gegenwärtige Lage Rußlands“ geschärft haben, ausgemacht ist, daß von einem Staate, dessen sociale Verhältnisse auf schwankendem Boden ruhen, und in welchem es bei der staatlichen Gesellschaft Mode ist, auf dem Papier bedeutende Berechnungen stehen zu haben, während das nackte Facit des Landes Misère ins volle Licht setzt, keine Aktionen wirklich gefahrvoller Art zu erwarten sind, ist es immerhin Pflicht, sich mit Sprache und Litteratur des Zarenreiches einigermaßen bekannt zu machen. Verdient doch dasselbe Kenntnisnahme seiner geistigen Schätze ebensogut, wie das Nachbarland Frankreich, ein Punkt, welchen unsere Regierung schon längst erkannt hat. Unser Kaiser erlernte die russische Sprache; eine stattliche Reihe deutscher Diplomaten und Offiziere beherrschen dieselbe. Deutsche halten sich in Moskaus, Petersburgs, Kiews Umgebungen auf, um die gewonnenen sprachlichen Schätze zu vertiefen, russische Sprachlehrer wirken in Berlin, Dresden, Leipzig, Wiesbaden und anderen großen Städten, in denen außerdem jahraus jahrein viele Russen weilen, alles Leute, durch welche Kunde von dem Wesen der slavischen Sprache und von den reichen Litteraturschätzen Rußlands, wenn auch zunächst nur in die gelehrten Schichten der deutschen Gesellschaft, dringt. In Leipzig kommt die deutsche Studentenwelt durch das dortige kaiserlich-russische philologische Seminar mit Slaven in Berührung, welche nachmals Lehrerposten in ihrer Heimat bekleiden. Dasselbe ward Anfang der siebziger Jahre auf Veranlassung des Ministers Tolstoi an der Universität Leipzig begründet und zuerst von dem berühmten Professor der Philosophie Ritschl, dem Sprachvergleicher Brugmann, dann von dem Gräcisten Lipsius geleitet. Unter letzterem stehen noch zwei Assistenten, welche insgesamt etwa 20—30 Seminaristen, Petersburger, Deutsche, Tschechen und Ostseeprovinzialen unterweisen. Mitte der siebziger Jahre nahmen auch Nationalrussen an den philologisch-historischen Uebungen teil und lernten im Umgang mit gebildeten deutschen Studenten Wert der Arbeit und Schätzung der Bildung, zwei vorzügliche Gegenpole gegen den Nihilismus. Andererseits haben sie

deutschen Männern Elemente, Grammatik und Litteratur der russischen Sprache erschlossen. Leider haben von jeher panslavistisch gesinnte Professoren in Rußland scheelsüchtig auf diese Institution gesehen und auf dem Leipziger Seminar Vorbereitete daheim in kleinlicher und gemeiner Weise befehdet. Namentlich in den letzten vierzig Jahren ist das Studium der slavischen Sprachen in Deutschland, besonders durch Gelehrte wie Miklosich, Schleicher, Leskien und Jagic angeregt und durch treffliche Werke erläutert (cfr. insonderheit Miklosich: Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen, Wien 1852/74, 4. Bde.), lebendiger geworden. Man hat wohl eingesehen, daß auch diese mit den germanischen Sprachen verwandte Familie des großen indogermanischen Sprachstammes in unsern Tagen eine Würdigung verdient. Leben wir doch nicht in der Zeit, wo sich moskowitische Altrussen der abendländischen Bildung gegenüber allzu ablehnend verhielten, sondern in Tagen, wo die russische Gesellschaft, mag sie wollen oder nicht, gezwungen ist, ernstere Fühlung mit derselben zu nehmen.

Die Völker Rußlands freilich, welche sich nur mühsam und unter gewaltigem Ringen mit den Aufgaben europäischer Civilisation und Kultur vertraut zu machen suchen, zeigen heute das Bestreben, in dem „wanderlustigen, großrussischen Element" aufzugehen. Eine Folge davon wird sein, daß dereinst in der gewaltigen Tiefebene zwischen Ural und Dnjepr eine Einheit entsteht, welche schließlich einen Vergleich mit der zu einem gewaltigen einheitlichen Stamm herangewachsenen chinesischen Nation herausfordert. Ja, nach der Ansicht neuerer Geographen, wird die russische Nation „die Riesenzahl der heutigen chinesischen Bevölkerung vor Schluß des nächsten Jahrhunderts" erreichen.

Zunächst liegt, dank der hervorragenden deutschen auswärtigen Politik und der bekannten Schutz- und Trutzbündnisse einiger Großstaaten, nur der Gedanke einer feindlichen Berührung mit dem Zarenreiche nahe, aber dem Urteile wird sich niemand entziehen, daß bei einem so außerordentlichen numerischen Wachstum einer Nation, bei freilich nur mäßig fortschreitender Kulturentwicklung, dereinst eine Kriegsmacht im Osten entstehen wird, mit welcher man, sie mag beschaffen sein, wie sie will, rechnen muß.

Abgesehen aber von jenen näher oder ferner stehenden politischen Weltfragen, hat namentlich der Germane von jeher Interesse gezeigt, fremde Sprachen, sei es auch nur in ihren Elementen, sich anzueignen. Vor dem russischen allein empfand bis auf unsere Tage fast jeder einen gelinden Schreck; fast scheint es, als wäre jenes Gefühl noch ein altes Erbteil von unseren guten Altvordern aus der „bösen Franzosentid". Mit Grauen haben Kinder und Kindeskinder von Kalmücken, Kirghisen und vor allem den im Grunde genommen treuherzigen, aber „talglichtervertilgenden und fuseltrinkenden" Kosaken vernommen, welche, obzwar unsere damaligen Bundsgenossen, dennoch etwas herrisch bei uns auftraten und unter drohenden Geberden wódka (Schnaps) und kapússta (Kohl) forderten. Auch darin hat sich manches geändert. Eine Anzahl heutiger Kosaken sind gar zahme, vornehme Herrlein, eine Art „Salonkosaken," welche mit großer Eleganz Französisch parlieren und mit noch größerem Behagen in komfortabel eingerichteten Salons russischer Großstädte Traubensaft schlürfen, liebe Gaben der glücklichen Krim und des rebentragenden Kaukasus. Dazu der Sang eines donischen, schwermütigen Liedes! . . . . . .

Einen hervorragenden Wert besitzt natürlich die Kenntnis des Russischen in erster Linie für unsere Kaufleute und Großindustriellen, dann für den Gelehrtenstand. Denn neuerdings hat die intensivere Beschäftigung der Russen mit Mathematik, man denke nur an die Werke von Ostrográdski, Bunjakówski, Ssáwitsch, die europäischen Ruf besitzen, mit Geographie, Naturwissenschaften und den Militaria, für den gewissenhaften deutschen Forscher Bedeutung. Alljährlich werden in Sibirien, in Kaukasien, auf der Krim und in Südrußland wertvolle archäologische Funde gemacht; die Mitteilungen darüber in den Memoiren von Kasan, Kiew und Odessa sind russisch. Noch heute gedenkt der Verfasser dieses Essays mühevoller Tage, in denen ein deutscher Gelehrter, welchem wir eine musterhafte Sammlung der zoologischen Litteratur vom Jahre 1862 bis jetzt

verdanken, die Riesenvolumina russischer Akademien durchblättern mußte, bis endlich Licht in dem Dunkel geschaffen ward.

Fassen wir kurz zusammen, aus welchen Gründen die Erlernung des Russischen nicht zu unterschätzen ist, so ergeben sich folgende Punkte. Erstlich verdient die russische Nation wegen ihrer allmählich riesengroß anwachsenden Zahl Beachtung westlicher Völker, zweitens verbinden wichtige Handelsbeziehungen Slaven und Germanen, ferner sind wissenschaftliche Entdeckungen unserer östlichen Nachbarn nicht ohne Interesse, und schließlich birgt, wie jede Sprache, so auch die russische, in sich ihren eigenen Wert. Letzter Grund würde idealer Denkende auf deren Studium hinweisen.

Die russische Sprache entsprang einer slavischen Ursprache, einem selbständigen slavo-germanischen Dialekt des Arischen. Sie ist mithin nicht eine Tochtersprache des Sanskrit, sondern beruht auf einem Schwesterdialekt desselben, dem Ahnen des Litauischen und der urgermanischen Sprache. Datiert man jene Bildung des slavo-germanischen Dialektes des Arischen etwa um Ende des dritten Jahrtausends vor Chr., also in jene Zeit, wo die Arier aus ihrem Lande westlich vom Belur-Dagh zogen und Vorderindien besetzten, so wird es natürlich erscheinen, daß man noch heute im Russischen sprachlichen Formen begegnet, welche älter als das Sanskrit selbst sind. Aus der slavischen Ursprache gingen im Laufe der Zeit zwei Gruppen hervor, eine westliche und eine südliche. Zu der westlichen gehört das Polnische und Polabische, (sogenanntes Elbslavisch), zu denen Namen wie Kollin, Berlin, Rostock gehören. Die Sprache der Polaben lehnt sich rücksichtlich der Laut- und Formenlehre genau an das Kassubische an. Weiter reihen sich an die westliche Gruppe das Tschechische und Wendische.

Polnisch (Masurisch und Krakowjákisch) reden in Polen, Schlesien und Preußen an 9 Mill. Menschen. Die Sprache ist melodiereich und geschmeidig. Der Hauptton liegt immer auf der vorletzten Silbe der Wörter, weshalb im Polnischen männliche Reime weit seltener als weibliche verwendet werden. Man bemißt die Verse nach der Silbenzahl; neuere Dichter berücksichtigen jetzt mehr den Accent. Die polnische Litteratur ist die reichste aller slavischen. Sie lehnt sich seit Alters an die westeuropäische Kulturentwicklung, bleibt aber dabei doch eigentümlich national. Ihren Grundcharakter kann man als einen religiös-christkatholischen und demokratischen bezeichnen. Die Poesie, meist elegisch-panegyrisch gehalten, gruppiert sich um ein Centrum, die „Vaterlandsliebe“. In die Zeit der Einführung des Christentums, welches die Polen nach abendländischem Ritus annahmen, fällt auch die Einbürgerung des lateinischen Alphabetes, welches sich indes zur Bezeichnung der polnischen Laute ungenügend erwies. Daher mußte man neue Zeichen erfinden, bestehende kombinieren. Das Verdienst, auf diesem Gebiete bahnbrechend gewirkt zu haben, gebührt vor allem dem um 1440 lebenden Rektor der Krakauer Universität, Jakob Parkosz. Mickiewicz hat die Litteratur von ihrer Abhängigkeit von dem Auslande befreit und ihr nationale, volksmäßige Bahnen gewiesen.

Zu der Biegsamkeit der Sprache gesellt sich knappe Kürze. Dieselbe bildet sich bereits im 12. Jahrhundert selbständig aus, wandelt eigene Wege, behält jedoch größte Fühlung mit dem Tschechischen. Von den 44 Zeichen sind viele nicht mehr im Gebrauch. Noch existieren französische Nasallaute, wie on und in, welche heute unter den slavischen Dialekten nur das Altslavische kennt. Im Gegensatz zu der komplizierten Formenlehre ist die Syntax einfach. Durch die Deutschen, Türken und Tataren, Walachen und Franzosen drangen früh fremdartige Worte und Phrasen in die Sprache ein. Unter den Jagellonen wurde sie ausgebildet und vielfach von dem fremden Ballast gereinigt. Fremde Wahlkönige und die Jesuiten, welche Erziehung und Unterricht leiteten, brachten die Sprache, welche sie nicht verstanden, rasch an den Rand des Grabes. Lateinische Phrasen, Floskeln aus allen Sprachen machten sich in ihr als Zierrate breit. Patrioten aber, wie ein Konárski und Bischof Zalúski reinigten und retteten sie aus diesem tutti frutti. Ein neues Unheil betraf die Sprache Polens in der Periode, als die Herrscher

Fühlung mit französischem Westen nahmen. Auch hiergegen wurde von begabten und patriotischen Schriftstellern bald Remedur geschaffen.

Was die Dialekte anlangt, so ist zu konstatieren, daß dieselben sich nicht bedeutend hinsichtlich einzelner Worte und Beugungen scheiden. Die Domäne des Großpolnischen bildet Posen, der masurische Dialekt gehört Masovien an, kleinpolnisch endlich, einen anmutigen Dialekt, spricht man in Galizien; dazu gesellen sich der litauische, kassubische in Pommern, und ein preußisch-schlesischer, mit Germanismen verquickter.

Die tschechische oder böhmische Sprache erfüllt die Gebiete Böhmen, Mähren, Troppau und Oberungarn und wird von nahezu 7 Mill. Menschen gesprochen. Schon früh entwickelt, erreichte sie im 16. Jahrhundert eine bedeutende Ausbildung. Im 17. Jahrhundert wurde sie durch das Eindringen des Deutschen mehr und mehr beschränkt. Um 1750 haben Gelehrte sich ihr wiederum mit großem Eifer gewidmet, die Wiener und Prager Universitäten erhielten Lehrstühle für das tschechische Idiom. Man schreibt es heute mit lateinischen Buchstaben an Stelle der früher verwendeten deutschen. Im ganzen zählt man etwa 42 Buchstaben. In Bezug auf Wohlklang hält das Tschechische einen Vergleich mit dem Polnischen nicht aus, Kraft und Würde des Altslavischen überragt es bedeutend, selbst das Serbische klingt noch besser. Doch besitzt das Tschechische einen Vorzug, es ist in seinen Ausdrücken höchst anschaulich, präzis und charakterisiert sich durch feinen, grammatischen Bau. Die russischen Tschechen, etwa 8000, leben in Wolhynien, Podolien und Taurien. Die Litteratur erhielt um 1820 einen bedeutsamen Aufschwung; wissenschaftliche Werke erschienen, alle indes mit mehr oder minder großer Anlehnung an panslavistische Ideen.

Nahe verwandt mit der böhmischen Sprache ist die sorbenwendische, welche heute von etwa noch 130000 Seelen, einem Drittel sächsischer, zwei Dritteln preußischer Unterthanen in den beiden Lausitzen gesprochen wird. Als ältestes Denkmal gilt ein katholisches Gebetbuch von 1512. Ehedem wurde das Sorbenwendische selbst bis Thüringen hin gesprochen. Aber die Franken drängten die Sorbenwenden zurück. Der Mittelpunkt der wendischen Sprachinsel ist Bautzen = Budissin.

Das Slowenische, zuerst in der südlichen Gruppe benannte, wird in Kärnthen, Steiermark und Krain, zum Teil auch in Istrien gesprochen, und zwar von nahezu 1200000 Menschen. Diese Sprache weicht dem Germanischen. Miklosich, ohne Zweifel der genialste Gelehrte slavischer Sprachen, ist Slowene, bedient sich aber in seinen Werken der deutschen Sprache. Die Litteratur dieses slavischen Sprachzweiges beginnt im 16. Jahrhundert.

Bulgarisch reden, nächst den Bulgaren, die Makedonier und Rumelier. Diese Sprache ist die jüngste und gewissermaßen die härteste der slavischen Idiome und entstand erst nach dem Sturz des bulgarischen Reiches (1392). Durch walachisch-albanesische und eindringende türkische Elemente erhielt sie ein von der altbulgarischen Sprache äußerst abweichendes Gepräge. Die bulgarischen Autoren ziehen den Gebrauch der russischen Sprache vor. Volkslieder, nach Form und Inhalt den serbischen ähnlich, finden sich zahlreich, eine Litteratur des Neubulgarischen indes bildet sich erst, von Werken existieren eigentlich nur religiöse und Elementarbücher. Der Hauptsitz für neubulgarische Litteratur ist Odessa.

Das Altbulgarische, auch Alt- oder Kirchenslavisch genannt, ist die Kirchensprache der Russen, Bulgaren und Serben geworden, und heute noch wird der Gottesdienst der griechisch-katholischen Kirche in diesem Idiom gehalten. Es war im Jahre 862, als der Fürst der Slaven, Rostislav, den bulgarischen Mönch und Apostel der Slaven, Constantinos (827—69), später Kyrillos aus Thessalonike genannt, nebst seinem Bruder Methodios nach Mähren kommen ließ. Verlangt ward von den Brüdern eine Uebersetzung des Neuen Testamentes ins Bulgarische. Vorab war indes ein Alphabet notwendig. Kyrill schuf dasselbe aus griechischen Schriftcharakteren, soweit sie mit den bulgarischen Lauten harmonierten. Manches erfand er selbst, in anderen Fällen entlehnte

er vom koptischen, hebräischen und armenischen Alphabet. Das kyrillische Alphabet kennt 38 scharfkantig gebogene Buchstaben. Das Altbulgarische ist jetzt eine tote Sprache, besitzt aber wegen seines volkstümlichen Charakters für die Sprachforschung- und Vergleichung einen hohen Wert. Man streitet sich über die geographischen Gebiete, in denen diese interessante Sprache einst gesprochen ward. Soviel steht fest, daß es im Süden des slavischen Sprachgebietes, im Süddonaugebiet, Ungarn links der Donau, Siebenbürgen und der Walachei im Gebrauch war (Leskien, Handbuch der altbulgarischen Sprache, Weimar 1871). Die ältesten Handschriften in den Klosterbibliotheken entstammen dem 11. Jahrhundert und betreffen das kirchliche und grammatische Gebiet. Neben dem kyrillischen giebt es noch ein glagolitisches Alphabet, dessen Abstammung in Dunkel gehüllt ist. Neuere Gelehrte versuchen dasselbe als „eigentümliche Entstellung der griechischen Minuskelschrift“ zu deuten. Auch die Bulgaren bedienten sich bis ins 12. Jahrhundert dieses Alphabetes, die Illyriker haben die Glagolika als profane Schrift gebraucht.

Unter Papst Johann XIII. nahmen die römisch-katholischen Slaven das lateinische Alphabet an und verzichteten auf das kyrillische. Dem letzteren folgen heute noch Russen, Serben, Bulgaren. In Rußlands Süden, und zwar an dem früheren Sitz der Nagaitataren, leben heute noch gegen 4000 Bulgaren.

Während das Kirchenslavisch (Zerkosslawjánskij jazyk) mehr und mehr für den Gebrauch ritualer Handlungen verwendet ward, entstand allmählich eine Volkssprache bei den Russen. Zu dieser gesellten sich im Laufe der Zeit fremde Elemente, und zwar erstlich durch die Begründung des russischen Staates seitens der Normannen. Schon früh bewohnten Slavenstämme die Ebene von der Ostsee bis zum Dnjepr und trieben Ackerbau und Viehzucht. An sie grenzten nördlich von Skandinavien bis zum Ural die Jäger- und Fischervölker der Finnen, im Süden, am Don, und an der Wolga nomadisierende Tataren. Schon im 6. Jahrhundert bestanden Kiew und Nowgorod als Anfangssitze slavischer Herrschaften, indessen erst Germanen haben die Slavenstämme zu einer Einheit, die im Entstehen begriffenen Herrschaften zu einem Reich, dem russischen, verbunden. Die Chronik berichtet hierüber: Im Jahre 862 erschienen Abgesandte der Slaven bei den Warägerstämmen jenseits des Meeres, welche Ruß genannt sind, und sprachen: „Unser Land ist groß und reich an Frucht, aber es wohnt in ihm keine Ordnung, kommt und herrscht über uns!“ Rjurik kam mit seinen Brüdern Sineus und Truwor samt einem nordgermanischen, schwedischen Stamm zur Schlichtung schwieriger innerer und äußerer Verwicklungen im Slavenlande. Er setzte sich in Adleigaborg, d. h. am Ladogasee unter Finnen fest und traf um Nowgorod (= Neustadt) Slaven, Sineus am Bjélo-Osero (= Weißensee) in Finnland, Truwor endlich in Isborsk nahe am finnischen Peipussee. Das neue Reich erhielt die Benennung „Ruß“ vom Stammesnamen der Eroberer. Nowgorod nannten sie Holmgard, Kiew Känugard. Zwei Jahre darauf starben Rjuriks Brüder. Nun herrschte er selbst über das Gebiet von Nowgorod und betraute seine Mannen mit der Verwaltung der andern großen Städte. Ueber die Waräger vom Stamme Ruß haben die Gelehrten die widerstreitendsten Ansichten geäußert. Ohne auf die zum Teil mit großem Scharfsinn vorgetragenen, indes doch verfehlten Hypothesen näher einzugehen, führen wir die Worte des vortrefflichen Linguisten Abel an, der zu der ganzen Frage in seinen Ilchestervorlesungen (Leipzig 1885) bemerkt: „Die Bewohner von Ostergötland und Upland wurden in früheren Zeiten ‚Rodskarlar‘, Rudermänner, genannt, gerade wie die norwegischen Fischer heutigen Tages noch den Namen ‚Rods-Folk‘ oder ‚Ross-Folk‘ führen. Daher stammt ‚Ruotsi‘, der Name, der den Schweden von ihren finnischen Nachbarn auf dem gegenüberliegenden Ufer gegeben wird und ‚Rus‘, wie es die Slaven aussprechen.“

„Russen“ nannten sich Schweden in Konstantinopel, als sie im Jahre 839 eine Gesandtschaft der Griechen an den Hof Ludwigs des Frommen begleiteten (cfr. Bertinian. ann. vom Bischof Prudentnis von Troyes). Sie trafen Kaiser Ludwig zu Ingelheim



am Rhein; er erkannte, daß diese Männer, die sich Ros nannten, Schweden seien (qui se, id est gentem suam „Ros“ vocari dicebant, ... imperator cognovit eos gentis esse Sueonum). Der oströmische Kaiser bittet Ludwig den Frommen, sie durch sein Reich in die Heimat zurückreisen zu lassen, weil der Weg, auf dem sie gekommen, durch das Gebiet wilder Völker führe.

Auch Adhémars, ein Geschichtsschreiber des 11. Jahrhunderts, zuletzt Priester in Angoulème, teilt in seiner Chronik, welche die Geschichte der Franken und Aquitaniens 1028 behandelt, mit, daß die Normänner in der Normandie mit dem Namen „Ruothrer“ d. h. Ruderer oder „Russen“ lange Zeit bezeichnet wurden (cfr. Thomsen: Die Beziehungen zwischen Altrußland und Skandinavien).

Erst im 17. Jahrhundert ist der Name „Rus“ als Gesamtname, nach der Verschmelzung eines Teiles der Slawen mit den halbfinnischen Moskowitern, gebraucht worden. Der Name Rossia (sprich Rassia), Rußland, ist eine Latinisierung des Namens „Rus“ durch die finnischen Fürsten, welche sich mit dieser Bezeichnung der Kultur des Westens anschlossen. Der Name ward zugleich mit der Bezeichnung „Rus“ angewendet.

Normannische Elemente im Russischen beziehen sich auf das Rechts- und Familienleben, z. B. wiza die Geldpön, tiun der Richter, gridenj der Leibwächter, gridnitza das Empfangszimmer.

Ein zweiter wichtiger Akt für Rußland und die Bereicherung der Sprache war die Annahme des Christentums von den Byzantinern. Aber der Einfluß derselben auf die Annäherung des Landes an das übrige kulturelle Europa war in geistiger, religiöser und moralischer Beziehung außerordentlich hinderlich. Der Byzantinismus hatte bereits das Griechentum erstarren lassen und die jugendschöne, blühende Antike in zopfige Formen und verschnörkeltes Wesen umgegossen. Noch heute spürt auch Rußland jenen vom Byzantinertum ausgehenden, zum Absterben neigenden Prozeß. Die russische Volkssprache entlehnte jener Zeit die Taufnamen.

Fast 2½ Jahrhunderte dauerte dann die Invasion der tatarischen Mongolen, eroberungssüchtiger, unsteter, brutaler Horden. Wenn nun auch die Tataren das Blut der Russen nur wenig vermischt haben, bereicherten sie doch die russische Sprache mit persischen, türkischen, mongolischen Elementen und haben politisch und moralisch nicht günstig auf das russische Volk eingewirkt. Zwar ist durch ihr Erscheinen mählich die Einigung der Teilfürstentümer und Begründung der Autokratie hergestellt, aber damit auch Knechtung und Despotismus über Volksmassen groß geworden. Allenthalben auf dem Rechts- und Moralgebiet begegnen wir mongolischen Spuren im Sprachschatze. So heißt járlik, eigentlich der Freibrief des Chans, heute die Signatur oder Etikette; kásna die Kasse, Staatskasse; kasnatschli der Rentmeister; karaúl die Wache; dénjga das Kleingeld; altyn eine Münze. Bekannt sind auch in Deutschland die Worte: arschin die Elle, sowie basár und kaftán.

In das 14. Jahrhundert bis in das 16. hinein fällt Rußlands, namentlich Südwestrußlands Abhängigkeit von Litauen und Polen. Damit machte sich die lateinisch-polnisch-scholastische Bildung breit, Moskau wurde zum Centrum der slavo-gräco-lateinischen Akademie, deren Lehrer Polen oder Westeuropäer waren. Sie brachten eine Menge polnischer oder römisch-griechischer Konstruktionen in die russische Sprache.

Unter Peter dem Großen, seit dessen Regierung man eigentlich erst eine russische Sprache der Schrift datieren darf, wo holländische, deutsche, französische und englische Fachausdrücke, namentlich in Bezug auf das Seewesen, den Schiffsbau, das Kriegs-, Schul- und Lehrwesen, das Gesellschafts- und Privatleben, die Verwaltung, die russische Sprache bereicherten, wurde das kyrillische Alphabet bedeutend verändert und vereinfacht. Manches überflüssige Zeichen schwand, andere wurden lateinischen Formen angepaßt. So war ein sogenanntes bürgerliches Alphabet geschaffen. Im Jahre 1708 erschienen zuerst Bücher im Druck, welche diesem umgestalteten Alphabete folgten.

Das moderne Russisch, zu dessen Vervollkommnung als Schriftsprache Lomonóssow (1711—68) bedeutend beigetragen hat, (seine Grammatik deutsch Leipzig 1764) ist heute die Umgangssprache von 61 Mill. Menschen. Unter Katharina der Großen drang eine russische Partei unter Schischkow auf Beibehaltung des Alten, Kirchenslavischen, eine andere, unter dem Geschichtsforscher ersten Ranges, Karamsin, schuf die eigentliche Umgangssprache, mit Wahrung reiner, altrussischer Formen. Die Dichter Puschkin und Krylof wahrten dem Idiom das Volkstümliche, ebenso Iwan Turgenjeff. Schließlich scheiden die Gelehrten nach dem Vorgange Lawrówskijs eine älteste und eine neuere Sprachformation, von denen die erstere ihre Ausbildung zwischen dem 13. und 14. Jahrhundert fand. Letztere ist durch Denkmäler der Litteratur des 15.—17. Jahrhunderts, Chroniken, Rechts- und Staatsdokumente erhalten, ebenso in Liedern, Märchen und Sprichwörtern vertreten.

Auch die russische Volkssprache hat ihre Dialekte. Gewöhnlich scheidet man deren drei, doch scheint eine Teilung in zwei Mundarten richtiger. Das Groß- oder Hochrussische beherrscht insonderheit die Gouvernements von Petersburg, Moskau, kurz das mittlere Rußland. Es ist die Sprache der Gebildeten und Litteraten, welche, obgleich nicht ohne finnisch-tatarische und rein mongolische Elemente, doch im ganzen unvermischt und wohlklingend ist. Auch zu diesem Dialekt gehören einige unwesentliche Abarten, der Nowgorodsche Provinzialdialekt, der älteste und bedeutendste bis ins 11. Jahrhundert und bis zum 16. reich an Denkmälern, nebst einigen Nebendialekten, ferner der Wladimirsche von Sibirien und der Rjäsansche von Mittelrußland.

Den zweiten Hauptdialekt des Russischen bildet das Kleinrussische. Dieses, die Sprache Südrußlands und Galiziens, gruppiert sich namentlich um Kiew, besitzt eine eigene reiche Litteratur und Volkslieder, welche zu Heldengesängen von solcher Schönheit und Kraft wurden, daß sie alles, was Geist und Phantasie slavischer Völker je schuf, überragen. Diese Balladen sang der Vater, sang der Sohn. Als die freien Kosaken und Kleinrussen unterjocht waren, verstummte der Volksgesang, die Troubadours der Ukráine hatten aufgehört. Durch ihren Starrsinn haben sich die Kleinrussen Religion, Sprache und Nationalität bewahrt. „Besser einen eigenen Lappen, als ein fremdes Haus," lautet eines ihrer Sprichwörter. Herr heißt bei ihnen „Pan", dem gegenüber sie mißtrauisch sind. Im Umgange sind sie höflich und reden jeden mit „Sie" an, einen verheirateten Mann mit „Onkelchen," eine verheiratete Frau „Tantchen", alte Leute mit „Großvater" und „Großmutter."

Während man nun meist das sogenannte Weißrussische als einen dritten Hauptstamm des Russischen ansieht, empfiehlt es sich, dasselbe aus sprachlichen Gründen dem Kleinrussischen unterzuordnen. Man spricht Weißrussisch in der Gegend von Smolensk, Wittebsk, Minsk, in Litauen und einigen Teilen Polens. Polnische Elemente haben diesen Dialekt durchsetzt, denn katholisch-polnische Edelleute haben über die armseligen, einsam in sumpfigen Gegenden hausenden, russisch-orthodoxen Bauern Weißrußlands dominiert. Trotz dieser Bedrückung und Aussaugung seitens der Polen bewahrten sie Sprache und Glauben, ein beredtes Zeugnis der Charakterfestigkeit. Alle litauischen Urkunden wie Aktenstücke sind in weißrussischem Dialekte verfaßt, charakteristisch ist, daß die e-Laute wie i gesprochen werden, ein Itacismus, der ähnlich das Neugriechische vom Altgriechischen scheidet.

Zum Schluß dieser sprachgeschichtlichen Darstellung berühre ich noch das Serbische, die Sprache Serbiens, Bosniens, Slavoniens, Kroatiens und Dalmatiens. Ziemlich nahe ist diese Sprache mit dem Russischen, Slavonischen und Bulgarischen verwandt, indessen auch mit den Dialekten der Herzegowina und Montenegros. Nur schreibt man das Serbische mit russischem, die andern Dialekte mit lateinischem Alphabete. Ein Mangel bestand bis ins 19. Jahrhundert darin, daß die serbische Sprache aus kirchenslavischen Elementen und serbischen Volksdialekten verquickt war. Da plädierte der berühmte Wuk Stephanowitsch Karadschitsch für die wahrhaft nationale Idee, die schöne Volkssprache, wie sie in alten national-serbischen Liedern auftrat, zur Schriftsprache zu erheben. Seine

vortreffliche Kenntnis der serbo-kroatischen Sprache kam ihm hierbei zu statten. Der Sprachforscher wird durch die hohe Altertümlichkeit der Laute, die frische und poetische Kraft des Serbischen angezogen.

Zu den ältesten Monumenten gehören Fragmente, welche in kirchenslavischer Sprache abgefaßt sind und bis ins 13. Jahrhundert reichen. Sie sind meist religiösen Inhaltes. Die Herrschaft der Türken hemmte die geistigen Fortschritte des Volkes. Später blühte eine heillose Sprachmengerei und bunte Orthographie, bis der genannte Schöpfer der neuserbischen Sprache auch ein genialer Bahnbrecher neuserbischer Litteratur wurde.

Die Volksgesänge, welche man von jeher wegen ihrer Naivetät und Gemütlichkeit, aber auch ihrer ursprünglichen Kraft, sinnlich-orientalischen Glut und fast griechischen Plastik bewunderte, Helden-, Liebes- und Frauenlieder, verschiedenen Zeiten angehörend, waren von jeher Gegenstand sorgfältiger Forschung.

Das Bulgarische mit eingerechnet, reden etwa 6 Mill. Menschen diese Sprache.

In Rußland wohnen 30000 Neuserben am Bug, auf dem Gebiete der ehemaligen Saporógischen Kosaken, d. h. am Dnjepr und seinen Stromschnellen.

Die Kenntnis einer slavischen Sprache eröffnet, wegen der Abstammung aller aus einer slavischen Ursprache, weite Einblicke in die übrigen und kann zu etymologischen und sprachgeschichtlichen Studien Veranlassung werden, welche noch manches Dunkel in der Geschichte der slavischen Völker zu lösen berufen sind. Bahnbrechend auf diesem Gebiet war in Deutschland Gregor Krek, Professor in Prag, dessen „Einleitung in die slavische Litteraturgeschichte" ein rühmliches Zeugnis von Forscherfleiß ist Aber nimmer werden alle slavischen Völker sich einer einheitlichen Sprache unterwerfen, nimmer wird ein russischer Bauer oder Mushik Tschechisch oder Serbisch oder Polnisch verstehen, er müßte denn Universitätsstudien absolviert haben. Auch wird stets der Patriotismus, das Nationalitätsgefühl eines Volkes sich sträuben, die Sprache des eigenen Landes, in der die Väter redeten und schrieben, aufzugeben und ganz in einem andern Volke aufzugehen. Die Beweise hierfür sind nicht schwer beizubringen.

Und nun zum Russischen selbst! Wer an dem Formenreichtum und der üppigen Flexion der gotischen und altgriechischen Sprache Gefallen gefunden, wird auch bei dem Russischen durch eine solche anmutige Ursprünglichkeit überrascht und angenehm berührt werden. Ihre genauere Skizzierung gehört in die Grammatik. Wir weisen nur im Allgemeinen auf ihre Formen, einfache und zusammengesetzte Laute, Biegungen. Der Russe kennt fünf i-Laute, darunter einen, dessen Aussprache Ausländern schwer gelingt. Physiologisch richtig erklärt, löst sich die Schwierigkeit. Nasallaute des Polnischen und Kirchenslavischen fehlen. Charakteristisch sind die Zischlaute, welche in Worten, wie tschai, der Thee, schtschi, jener bekannten nationalrussischen sauren Kohlsuppe, erscheinen. Für Athen sagt der Russe „Afiny", für Theodor „Fjódr", weil ihm griechisches th=f ist. Neben die Vokale treten zwei merkwürdige Zeichen, eine Bezeichnung für die Härte, ein unhörbarer Laut, der in der altrussischen Sprache des 14. Jahrhunderts durch e ersetzt ward, wahrscheinlich das Ueberbleibsel eines ehemaligen dunklen Halbvokales. Mit den Russen haben zugleich die Bulgaren diesen Laut gewahrt. Das weiche Zeichen, meist Vertreter des zarten Geschlechtes, klingt einem kaum hörbaren, zarten deutschen j ähnlich; z. B. jelj, die Tanne.

Im Gegensatz zum Polnischen und zum Tschechischen wandelt das Russische in der Aussprache den Accent. Das Kirchenslavische hatte, wie das Griechische, für jedes Wort einen eigenen Accent. Die Russen aber wenden ihn heutzutage nur sehr selten, hauptsächlich zur Unterscheidung an, z. B. sámok das Bergschloß und samók das Thürschloß. In selbständiger Bildung erscheint der Vokativ nur in kirchlichen Worten, wie: bósche o Gott, déwo o Jungfrau, góspodi o Herr, christé o Christus! Auch kennt das Russische einen Instrumental zur Bezeichnung des Mittels, einen Lokativ in Verbindung mit Präpositionen. Ein Artikel fehlt, selten erscheinen die Formen des Zeitwortes „sein".

Harte und weiche Deklinationen charakterisieren Haupt- und Eigenschaftswort. Wie die übrigen slavischen und germanischen Sprachen kennt auch das Russische für das Eigenschaftswort eine volle und gekürzte Form, welch letztere zur Prädikatbildung dient (z. B. der hohe Baum und der Baum ist hoch). — Wichtig ist, daß eine Reihe von Zeitwörtern zum Ausdrucke einmaliger und wiederholter Handlungen besondere Formen besitzt.

Mit dem Italienischen und Deutschen teilt das Russische die Gewohnheit einer außerordentlich zahlreichen Bildung von Vergrößerungs- und Verkleinerungsbegriffen. Die Sprache ist hierin ein getreues Spiegelbild des Volkes, welches in allen erdenklichen Formen aufbraust, zürnt, schmeichelt, lacht, kost und herzt. Der Russe begnügt sich nicht allein mit dem Worte tschai der Thee, er hat für sein Lieblingsgetränk sogar ein tschajók (Theechen), ja tschajótschek erfunden. Aehnlich verhält es sich mit den Worten „Auge, Stunde, Tanne" u. s. w. lebjódka oder lebjóduschka mein Schwänchen, lieber Schwan, bedeutet die Anrede an die junge Gattin. Vor allem wendet der Russe solche Diminutivformen für verwandte und ihm nahestehende Personen an. bátjuschka und mátuschka: lieb Väterchen, lieb Mütterchen sind geradezu Anreden an Jedermann geworden: „mein lieber Herr, meine liebe Frau". Dazu gesellen sich die auch bei uns üblichen Ausdrücke: „lieb Seelchen, Herzchen, Täubchen." Während nun z. B. der Verkleinerungsbegriff von Mädchen (dévka) déwotschka oder devtschónka, herziges Mädchen bezeichnet, hat das Augmentativ einen herberen und schwerfälligeren Beigeschmack. So gehört zu dévka Mädchen das Vergrößerungswort devtschítscha oder devtschína derbes, plumpes Mädchen. Doch bezeichnet der Großrusse als höflicher Mann selbst die häßlichste Dirne mit dem Ausdrucke krassáwitza „Schöne." Die meisten Koseworte hört man von den russischen Droschkenkutschern (iswóschtschiks). Statt den Tieren zu fluchen, reden sie schmeichelnd mit ihnen: „Warte, mein Schwälbchen, du sollst bald ausruhen und blanken Hafer, grünen Klee fressen, soviel du willst." Und im andern Falle: „Pfui, Braunchen, schämst du dich nicht? Sieh' dort Grigoris Schimmelchen, er ist kleiner als du und läuft doch schneller. Du wirst mich noch erzürnen, und dann werde ich dich schlagen. Schläge thun weh', höre nur." Worauf ein paar Hiebe durch die Luft sausen.

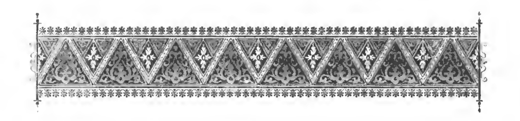
Auch die russische Syntax ist durchaus klar und durchsichtig. Zu den interessantesten Studien gehört hier, wie überhaupt im Sprachgebiet, das schwierige Kapitel der Etymologie, in welchem ein trefflicher Anfang in dem jetzt allerdings veralteten Wörterbuch von Reiff gemacht worden ist (Petersb., 1806, 2. A. russisch-französ.) Wertvolle Beiträge haben die Gelehrten außerdem in den Bulletins der Petersburger Akademie, dem „Archiv für slavische Philologie" von Jaczic und der Baltischen Monatsschrift niedergelegt.

Im ganzen besitzt die russische Syntax große Biegsamkeit und einen Wohllaut, die Konsonantenhäufung, besonders stark im Polnischen vertreten, erscheint im Russischen maßvoller angewendet und ist für den Westeuropäer durchaus sprechbar. Die melodische Sprache eignet sich gut zum Gesang. Iwan Turgénjeff, welchen das Schicksal seines Vaterlandes oft in trübe, verbitterte Stimmung versetzte, hat in den Senilia, Gedichten in Prosa, einem unvergänglichen Meisterstücke, der russischen Sprache ein erhabenes Denkmal gesetzt. „In Tagen des Zweifels, in Tagen schweren Sinnens über die Schicksale meines Vaterlandes, bist du allein meine Stütze und mein Halt, o große, mächtige und wahrhaft freie russische Sprache! Wenn du nicht wärest — wie sollte ich nicht verzweifeln beim Anblick dessen, was zu Hause geschieht." „Es kann nicht sein, daß eine Sprache wie diese nicht auch einem großen Volke verliehen sei!" (cfr. die vier letzten Dichtungen Iwan Turgénjeffs ed. Const. Jürgens, Mitau 1883, p. 232). Zu der Elastizität der Sprache gesellt sich eine bilderreiche, poetische, gewaltige, innige, schlichte, aber auch erhabene Diktion.

Charakteristisch ist für die Großrussen, welche, wie die Franzosen, sanguinisches Temperament besitzen, ihre Sorglosigkeit der Zukunft gegenüber, was sich namentlich in

zwei Ausdrücken deutlich zeigt. Wie oft hört man von ihm die Worte: awóss, d. h. was geht mich die Zukunft an? I! meinetwegen mag passieren, was da will, und nitschevó, d. i. das thut nichts, das schadet nichts. Unbekümmert um das Morgen, heiter und gesellig hinlebend, freut er sich an Gespräch und Gesang. Und im Kreise fröhlicher Zecher, wenn der Alkohol seine Lebensgeister geweckt, und im traktír (Gasthaus) oder kabák (Schenke, meist Branntweinschenke) die Stunde naht, wo es Zeit für ihn, heimzuwandeln, verlangt er stürmisch nach Kuß und Umarmung. In Ermangelung passender Objekte muß der Wirt herhalten und der Reihe nach seine Gäste „abschmatzen". Echt slavisch! Daher hat auch das Volk in trefflicher Etymologie das Wort zelowálnik (der Küsser) vom Umarmen der Gäste seitens des Wirtes abgeleitet, während es vom Küssen des Evangelienbuches bei der Eidesleistung herstammt. Sinnig sind auch die Sprichwörter, der Volksweisheit uralte Formen, von denen wir einige anführen. So sagt der Russe z. B.: Das Schwein findet keinen Geschmack an Apfelsinen, d. h.: Was versteht der Bauer von Gurkensalat? Die Nachtigallen kann man nicht mit bloßen Fabeln ernähren, d. h.: Einem hungrigen Magen ist nicht gut predigen. Halt aus Kasák, du wirst noch Atamán (Hétman), d. h.: Halte aus, und du wirst noch Wunder sehen. Die Sprache führt bis Kiew, d. h.: Mit Fragen kommt man durch die ganze Welt. Hier ist Gott und da ist die Thür hat die Bedeutung: Jetzt sieh zu, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Das sind für ihn chinesische Buchstaben = Das sind ihm böhmische Dörfer. Wer den Grützbrei abbrüht, spare nicht die Butter = Wer A sagt, muß auch B sagen. Auch das Wasser hat seine Grenzen = Kein Hahn kräht mehr danach. Er hat eine Stirn aus Kupfer = Er ist ein frecher Mensch.

Zum Schlusse sei mir noch der Hinweis auf ein Wort gestattet, über dessen Abstammung bislang viel gestritten worden ist. Bekanntlich nennt der Russe den Deutschen „Németz". Man hat dieses Wort auf ein Adjektivum „nemoi = stumm" zurückgeführt, damit bedeutend, die Deutschen seien von den Russen so genannt worden, weil sie der russischen Sprache nie ganz Herr werden könnten. Richtiger erscheint die Ableitung von dem alten germanischen Stamm der Németer, welche Cäsar (Gall. Krieg I 51, 2) und Tacitus (Jahrb. 12, 28) in Verbindung mit den Vangionen nennen. Ihre Wohnsitze befanden sich in der bayerischen und hessischen Pfalz (Worms—Speier). Sie mögen auf ihren Wanderungen in Berührung mit den Slaven gekommen sein, und letztere den Namen „Németz" auf alle Germanen übertragen haben. Bei dieser Erklärung genügt die Ausführung, daß auch die Ungarn die Deutschen Nemet nennen, und viele ungarische Ortsnamen so auslauten.



Vor sechzig Jahren.

(Fortsetzung.)

Rinaldo Rinaldini.

Sein Spielen sein Sein, sagt Bogumil Goltz, da er das Kind beglückwünscht — auch den Knaben, der bei der Stange blieb.

Beim Manne statt Spielens That oder so was. Das Rad im Schubkarren thatet auch. Hat er's satt dies Thaten, möcht' er mal wieder spielen, gar zu gern. Doch fort die guten Kameraden, kann sein gewohnt' Spielzeug nicht finden, mäkelt am neuen, denkt neben hinaus, müde, ehe er recht angefangen hat, und so muß der arme Kerl sich fortrackern, bis er bei uns hohen und höchsten Siebzigern a. D. angelangt ist.

Denen, ist ihr Gewissen kein Hechelbrett — etwas sticht's immer — pflegt sich eine gewisse Hoffens- und Sorgenmüdigkeit anzuschmeicheln, kümmern sich möglichst wenig um ihr dahiesiges Vorwärtsrestchen. Rückwärts in der magischen Laterne zu zweitem Spielen und Sein das alte Licht ihnen aufgesteckt.

Wie es die verwischten, nachgedunkelten Bilder der beglückwünschten Zeit gründmäßig restauriert, hellsten Glanz darauf gießt, ideal sie umrahmt!

Bild auf Bild! Daß wir hinkommen, verweilen, nach Belieben verschwinden lassen, rücken und wechseln, hoch oder niedrig hängen, sie umkomponieren, ja anders kolorieren dürfen — auch er wieder da, der begeisternde Muschelfarbenkasten von Anno Olim — ist das kein pläsierlich Spiel?

Erzwungene Verzichte, unverdiente Strafen, Täuschungen in der Freundschaft, Haß und Vernichtungsgefühl, mit einem Worte den Schmerz kannte schon der Mikrokosmos des Knaben und — die Schuld.

Beileibe so Gesichte nicht vor's Glas. Die hält Mütterchen Gedächtnis fein unter Verschluß. Freilich, freilich hat es, von der etwas altersschwachen Base Phantasie verbeistandet, uns genug, übergenug Spielfreude gemacht — brr, die Scene wechselt. Mütterchen kann auch ungemütlich werden.

Ginge noch. Man schlägt in solchen Fällen an die Brust und seufzt: Gott sei mir armen Sünder gnädig.

Wollten nur bei uns Alten die leiblichen Unbequemlichkeiten sich nicht so breit machen! Komm verschieden. Urgesund Freund So und So. Hat von Kranksein, von Kränkeln gar nie was gewußt. Da packt ihn ein entzündliches Gebreste und hinter dem angeblich Genesenen her die bewußte Meute der Altersbeschwerden. Konnte sich nicht erholen, mußte begraben werden.

Ich im Gegenteil vom seligen Lazarus über die Taufe gehalten. Die halbe Pathologie durchschmarutzt. Doch meinem zarten Filzhut vergleichbar. Knick' ihn, drück' ihn, schlag' Dellen*) hinein, daß er keine menschenwürdige Figur mehr macht, ein geschickter Griff — denkt nur nicht, daß ich an Doktorhände dächte — und vorläufig kann ich mich wieder sehen lassen.

Jenes Spiel und Sein der Greise insonderheit für schlafarme Nächte paßlich. Solch eine Nacht versetzte mich neulich in die Goßfelder Kirche. Wie vor bald siebenzig Jahren: kahlwändig helles, anfangs des vorigen Jahrhunderts unter dem Regiment Seiner durchlauchtigsten Majestät des hessen-kasselschen Landgrafen auch Schwedenkönigs Friedrich aufgerichtetes Steinhaus mit dem F. R. und der Königskrone über der Pforte als einzigem Schmuck.

Allein sie ermangelte noch immer der Orgel; noch unbeantwortet die hundertjährige Frage: wer hat die Kosten ihrer Anschaffung zu tragen?**)

Gleich stelle ich ihn auf die Empore, dahin, wo unseres Zukunftsorganons Tastatur sich befinden müßte, dahin, wo er so manches Jahr, das schwärmerisch aufgeschlagene Augenpaar der Gemeinde zugewendet, sich aufrichtig befleißigte, mit dem Tremolo seiner vox humana beregtem Mangel abzuhelfen. Dort also steht er wieder, der behäbig kleine Schulmeister und s. v. Organist im Sonntagsstaat aus des Kurfürsten Wilhelm I. Zeit, als er erst Landgraf war und die herandrängenden französischen Revolutionsmoden von seinen Staaten abzuhalten sich bemühte. Von da der gemischte Stil am Sonntagsstaat des Schulmeisters.

Jetzt in die gefüllte Kirche hinunter — gefüllt war sie jeden Sonntag — stimmt er nach weisendem Vorspiel das angeschriebene Lied an, knüpft harmonisch die einzelnen Verse zusammen und läßt es an geeignetem Nachspiel nicht fehlen. Und all das mündlichen, mündlichsten, mitunter, wie bei älteren Orgelwerken vorkommt, quiekenden Vortrags. Ihm zu Seiten sein von der Schule her tüchtig vorgebildeter, den Gemeindegesang festigender Chor, die ausgesuchten Bursche des Orts, seine getreuen Orgelpfeifen. Mußte er erleben, daß eine Pfeife aus Unachtsamkeit zu früh einsetzte oder durch Falschton sein Ohr kränkte — schwapp! ohne die Miene zu verziehen, im Takt seiner in Schönheitslinien dirigierenden Arme, rechts oder links, oder links und rechts zu gleicher Zeit dem bezw. den Sündern je eine zweifellose Patsche auf die Klappe. Nutzte für die Zukunft, störte gegenwärtig nicht, keine menschliche Seele lachte, ausgenommen vielleicht diejenige eines Schelms unter uns „Pernersjungen" im vergitterten Pfarrstuhl, ganz heimlich, respektsvoll.

Habe ich mir erlaubt, unser Wunder von Kirchensänger in vorstehendem Knabenspielchen zu benutzen, geschah es mit Scheu vor dem Bestand eines Originals. Sind selten geworden und werden gesucht, die Originale. Gönne mein Exemplar der ersten besten meiner unzähligen liebesgeschichtlichen Landsmänninnen, will auf besonderes Nachsuchen es ihr weiterhin kneten und zurichten helfen — zur Oase in ihrer nächsten Liebesgeschichte.

Habe ich nicht des schmucken, siebenzigjährigen, seitherig hagestolzen Weiberfeindes Neigungsheirat mit Hindernissen noch in petto? Und wie er, der Geheimlitterat, mich in die epische Poesie geführt hat? Mich Unglückswurm, der bis zu dieser Frist nur mit Marburger Spielversen, einigen Gellertschen Fabeln, dem edeln Robinson und dem unglaublich langen Weißeschen Kinderfreund — mehr meiner Schwestern Lieblingsbücher — Bekanntschaft gemacht hatte?

Ihn, den tiefbücklingenden, wortkargen Untergebenen des Pastors — diesem gegenüber — im übrigen unterhaltsamsten Geheimspötter des Dorfes besuchen, uns Zöglingen nicht verboten, doch ungern vermerkt. Das wußten wir. Als ich daher hinten herum

*) Vilmars Idiotikon S. 69.
**) Erst 1827 in Goßfelden eine Orgel.

einmal zu ihm geschlüpft, mir erzählen zu lassen, denn er hatte als Bedienter eines vornehmen Herrn diesen auf der „großen Tour“ begleitet, da hat er mir seinen im Kleider- und Eßschrank geborgenen Bücherschatz gewiesen und gepriesen, und mir seinen Rinaldo Rinaldini mit ernster Verwarnung vor den Luchsaugen Seiner Hochehrwürden zum Privatstudium auf die Seele gebunden.

Kenner — es giebt deren vielleicht noch — werden verstehen.

O, was diesem Privatstudio sich anreihte! Soll ich melden, was in diesem Betreff die magische Laterne mir weiter vorgespielt hat?

Die Manen meiner Goßfelder Vertrauten mahnen ab.

Und das warst du?

Drei selbständige Schwesterkirchen, jede mit ihrem Kasten und — ein Kastenmeister?

Jawohl, der Mann von Wehrda waltet besagter Kasten, stellt alljährlich seine drei Rechnungen, bringt sie sichern Winternachmittags seinem dreisamen Herrn Pastor. Mit diesem Posten nach Posten, Beleg auf Beleg geprüft, kalkuliert, abgeschlossen! Andern Tages mit Gott an Kurfürstliches Konsistorium.

Allemal in Ordnung. Sagt nicht ein hessen-kasselsches Sprichwort: Stimmt wie eine Kirchenrechnung?

Dieser Kastenmeister! Heute müßte er sich Herr Kirchenrechner schelten lassen.

Also der Mann von Wehrda! Wie kam das, da sich doch die Goßfelder Schwester unter der Hand gewissermaßen zur Mutter der beiden andern aufgeschwungen? Wir Jungen fanden dies nicht mehr als billig, war sie doch unser, dem Vernehmen nach auf altdeutsch heidnischer Opferstätte gegründetes, vom Deutschen Orden dotiertes Gotteshaus.

Allein Wehrda berühmte Lieblings-, Liebes- und Leidensstätte der heiligen Elisabeth. Wog das nicht schwerer?

Sarnau? Das Sarnauchen war nicht ehrgeizig.

Bin in keiner archivalischen Lage. Nichts einschlagend Urkundliches und Besiegeltes zur Hand, kein kleinfingerlanges Blättchen Pergamen, nicht einmal was Gedrucktes.

Mir vor sechszig bis siebenzig Jahren zufällig und unwollentlich Angemerktes einzige intermittierende Geschichtsquelle, Konjekturalphantasie mein Schöpfeimer.

Berückschaue ich, in dieser Weise vorbereitet, die erwähnte kirchliche Auffälligkeit, gleich verwirren der drei Dörfer Jurisdictionsverhältnisse.

Da hatte Wehrda, eines der vier nächst der alten „Marpurk“ belegenen, nur dem Landgrafenschlosse da oben — „dem Hause“ — pflichtigen „Hausdörfer,“ sämtliches Langstroh zu liefern, so man zur herrschaftlichen Weinzüchtung an sonniger Burghalde benötigte. Viel Stroh! Was übrigens des von dort einstens erflossenen Rebenblutes Trefflichkeit anbelangt, erinnere ich mich, daß dem letzten, von meinem Großvater, Rat und Oberschultheiß, pietätvoll aufbewahrten Dutzend Flaschen 1783er Schloßberger, Ausbruch, gelegentlich seines, des Oberschultheißen, in 1817 gefeierten Dienstjubiläums mit himmelauf jubelnder Rührung die Hälse gebrochen worden sind. 1783 letztes Marburger Weinjahr.

Zum Gedächtnis dieses Schloßbergers lieferte Wehrda noch zu meiner Zeit unerschütterlich sein Langstroh fort, thät's heute noch, wenn nicht abgelöst hätte werden müssen.

Als Hausdorf nun gehörte Wehrda selbstverständlich zum Oberschultheißenamt Marburg. Sarnau Teil des Amtes Wetter. Goßfelden, ein besonderes Gericht der Ordensballei Hessen, Gerichtsstätte, mahal, unter der Dorflinde nächst der Lahn. Von

da im Laufe der mehr und mehr schreibenden Jahrhunderte zur Amtsstube des Marburger Deutschen Hauses in dessen burgartigem Mauerbezirke verzogen, bildete solches zwischen Komthur und gnädigster Landesherrschaft zuweilen den Zankapfel.

Denn als es z. B. letzterer nach dem siebenjährigen Kriege einfällt, ihre Justizoberhoheit durch Visitation zur Erscheinung und Anerkennung zu bringen, setzt es Schriftenwechsel. Der Komthur weigert dem deputierten landgräflichen Fiskal Eintritt in den Frieden seiner exterritorialen Residenz, insonderheit in denjenigen seiner Amtsstube, ohne indessen an und für sich, man sagte: pure, des Hauses Hessen Justizhoheit zu verabreden, indes Fiskal die von hohem Orden prätendierte Exterritorialität weder direkt konzediert, noch schlechthin zu negieren wagt. Beiderseits unter Protesten, Gegenprotesten und allen üblichen und außerdem ersinnlichen Klauseln und Reservationen.

Wie schön sich die gute alte Zeit in solchen schier unlöslich scheinenden Verwicklungsfällen zu helfen wußte!

Ein Augenzwinkern — und bei Nacht und Nebel fliegt die gesamte Goßfelder Amtsrepositur in mäßig gefüllten Büchsenranzen hinüber an den rechten Gerichtsort. Da mag er thun, der Fiskal, was er nicht lassen kann. Nach beendigter Visitation — wird so gefährlich nicht gewesen sein — wandert der Büchsenranzen ins Deutsche Haus zurück, und keinem Teile ist präjudiziert.

Nach Ablauf des Königlich Westfälischen Interregnums ist ein hoher Deutscher Orden bekanntlich von uns nicht mitrestauriert, vielmehr das Goßfelder Aemtchen kurzer Hand meinem Großvater beigelegt worden. Und hiermit waren dessen vom Westfälischen Regiment mißachteten Sonderheiten, insonderheit „seine ungebottenen Karolingischen Dinge“ wieder aufgelebt, lebten bis das unbarmherzige Kurhessische Organisationsedikt von 1821 auch mit ihnen aufräumte.

Zur Hegung eines solchen Dings — 1819, 1820? — war mein Vater, seines Vaters Amtsnachfolger, mit der Mutter und uns zwei Jungen hinausgefahren.

Unter der Gemeindelinde, der knorrigen, ein Riese von Steintisch. Zwei desgleichen steinerne Bänke. Der väterliche Rat Oberschultheiß nimmt würdevoll Platz, ich und Julius zu seinen Seiten, den Raben Odins vergleichbar, hiernächst eine Zahl ernsthafter Männer, die Schöffen denk' ich. Im Halbkreis um das eingeläutete Gericht der Umstand, das Goßfelder Volk. Frei in offener Mitte, ausgestreckten Armes, pflanzt der Spießmann die Hellebarde. Vor ihm, unbesetzt, eine mäßige Holzbank.

Von Spießmann, Hellebarde und Unbesetztheit der Holzbank hingenommen, säume ich leider, den sich nunmehr offenbarenden urgermanischen Strafprozeß in Natura zu studieren. Mir schwant nur, als hätte es sich vorzugsweise um Bestrafung von Uebelthaten gehandelt, welche ich selbst noch in meiner richterlichen Uebung vordersamst und förderlichst mit dem Stocke r ü g e n ließ. Ganz gewiß — denn nach Schluß der Sitzung, auf dem Wege nach dem Kleeschen Wirtsgarten jenseits der Lahn, legte der Vater seinen neugierigen Söhnen das Bänkelchen aus.

„Heute könnt ihr's nicht sehen,“ sagte er, „wir dürfen die Mutter doch nicht zu lange warten lassen, aber auf dem Bänkelchen drüben kriegen die Satansjungen jetzt ihre wütenden Hiebe. Ein ganz prächtiger Kerl, dieser Spießmann! Nach jedem Hieb, den der thut, spritzt euch das rote Blut deckenhoch! Den könnten wir herrlich in Marburg brauchen — na, wer weiß, hütet euch, ihr — Galgenstricke.“

Während meiner Studentenzeit eifriger Gegner der Feuerbachschen Abschreckungslehre, durfte ich die Geschichte unseres Gerichtstages als psychologisches Erfahrungsmoment verwerten.

Kaum den Richtplatz verlassen habend, morde ich.

Dem Kleeschen Garten entlang murmelt nämlich die blaue Lahn, umsäumt von tausenden weißschimmernder, flach abgeschliffener Kieselsteine. Auf, ihr viel fröhlichen Gänse!

O, daß ich es gestehen muß! Einsam am Gestade wandelnd, werfe ich zu meiner Zerstreuung unter die Schwätzerinnen. Ein, zwei, drei und mehrere Male. Scheint

keine zu betreffen, selbst die getroffene nicht. Vom Federpanzer geschützt, lächelt sie kalt des kindischen Wurfes. Ich werde wild, ziele schärfer, und mit der Schneide meines Geschosses treff' ich anitzt den schlanken Hals der Spötterin. Im rechten Winkel, ich sehe es noch, sinkt der gebrochene samt Kopf lautlos hinab in die Fluten — nie wieder daraus aufzutauchen! Tot, ganz tot, unbeachtet von Schwestern und Gespielen, tragen verschwiegene Wellen das arme Vieh stromabwärts.

Ich der einzige menschliche Zeuge. Furiengepeitscht schleiche ich zu der Eltern Tisch, Heuchelei auf Blutschuld wälzend. Kein frei- und reumütiges Geständnis, kein Versuch, den gerechten Vater zur Sühne zu bewegen. Elende Sorge ob gewisser, allerdings nicht ganz fern liegender Nebenumstände. Dacht' ich des Spießmanns?

„Doch der Wurm im Gewissen stirbt nie," heißt's im Kurhessischen Eidesformular für Juden und, Spaß bei Seite, die Geschichte mit der Gans wurmt mich noch heute.

Den Kastenmeister Dittmar von Wehrda nicht aus den Augen zu verlieren! Also, der kam an sichern Winternachmittag mit seinen Papieren. Nach Erledigung des Geschäfts um sieben Uhr abends Tafel.

Ist festlich gedeckt. Neben jedem Zinnteller ein gefülltes Weinglas. Ereignete sich dreimal im Jahr, am Kirmessonntag, am Geburtstag des Herrn Pfarrers, am Kastenmeisterstag, und stürmisch wirbelte an letzterem empor der köstliche Duft gebratener Schälrippen mit braunem Kohl.

Heute verlangt's keinen zu Bett. Still wars und jedes Ohr hing an Herrn Dittmars Munde u. s. w.

Kein aus den Wolken gefallenes „Ideal", dieser Kastenmeister, ein weltkluger Bauer nur, Autodidakt durch sinniges Beobachten, geachteter Landwirt und Familienvater, gesuchter Ratgeber, taktvoll bescheiden, durchaus heiterer Gemütsart.

Sein Erzählertalent bezauberte. Wie der Dichter wußte er aufzubauen und warten zu lassen, mit Einzel- und Winkelzügen zu beschäftigen, mit Gehofftem zu erfreuen, mit Gefürchtetem zu erschüttern. Ueber dem allem liebenswürdiger Humor, wohl auch neckische Schelmerei.

Bewunderten wir Scholare seine Redegewandtheit: „Donnerwetter," sagten wir, „was hätte aus dem Mann werden können, wenn der studiert hätte!"

Mit Verdruß denke ich, welcher Schatz von althessischem und französisch-westfälischem Kleinthatsächlichen mit unserm Kastenmeister zu Grabe getragen worden. Wie treuherzig und lebendig wahr die alten Sagen und heidnischen Hexen- und Gespenstergeschichten in seinem Munde! Ich glaube, er glaubte sie — zum Teil. Nur in pädagogischer Erwägung, und weil der aufgeklärte Pastor dabei — der brauchte auch nicht gerade alles zu wissen! — umrahmte er solche Sachen mit gefälliger Ironie.

Nicht unser über die Maßen arbeitsgeplagter Pastor, niemand, da es noch Zeit, hat daran gedacht, jenen Andeutungen Dittmars nachzugehen, sie mit deutscher Mythologie in Verbindung zu setzen, oder seine Erzählungen aus der Neuzeit, meinetwegen seine Anekdoten der Nachwelt zu sichern. Ja Anekdoten! Herodot ein Anekdotenerzähler! Mußt' ich doch einen strebsamen, in den Fridericianischen Fürstenbund vertieften, jungen Historikus jüngst Anekdoten mit Lügen auf gleiche Linie stellen hören! Leidig ja manchem Pragmatiker, Genealogen, Chronologen und Derreihenacherzähler jene Funken und Blitze, mit welchen die s. g. Ungebildeten und alle Jugend das Dunkel der Urzeit, die Dämmerungen der buchmäßigen Geschichte, die Geheimnisse des Völkerlebens, sich elektrisch erhellen zu lassen lieben — leidig die vordringliche s. g. Anekdote mit ihrem ungeprüften, unbeglaubigten, also aberglaubigen Schauen und eingebildeten Wissen.

Was hätte dieser Kastenmeister den Freunden unseres Alten, den Grimm und dem Clemens Brentano, was Vilmar und dessen chattischen Nachfolgern werden können!

Ein treuer stolzer Hesse der Kastenmeister, mocht' er vom siebenjährigen Krieg oder dem amerikanischen, seinem Leibkapitel, von der fatalen Kampagne in die Champagne oder dem achtzehnhundertsechser Elend unseres Landes und Fürsten reden. Wie

bitter er uns das Leid und den Schimpf der Franzosenzeit schmecken ließ — aber dann, nach der Leipziger Schlacht, welche Aengste unserer Franzosenknechte! — es hatte deren gegeben — die spaßige bepackte Flucht Königs Jerome, seine am Weißenstein verlaufenen gardes du corps, Schurri die Kosaken! Schurri! Schurri!

„Die hab' ich geseh'n, die hab' ich geseh'n, wie die nach Marburg gekommen sind," platzte ich heraus.

„Wie alt der Musjeh?"

Ich sage Jahr und Tag und der Kastenmeister rechnet: „Werden die Kosaken gewesen sein, die im Winter Vierzehn auf Fünfzehn auf dem Rückmarsch aus Frankreich durch Marburg gekommen sind."

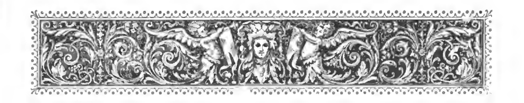
Jetzt legte sich unser Alter ins Mittel. Er entlockte mir, daß die wilden Männer mit Lanzen und Bärten den Steinweg hinauf geritten wären, und der Steinweg und die Plantage vor unserm Haus ganz voll von Menschen, und die hätten sich furchtbar gefreut und furchtbar gekrischen.

„Muß schon sein," nickte der Kastenmeister, „sind die das Elisabeththor herein und den Steinweg hinauf geritten. Wer aus Frankreich kommt, passiert das Barfüßer Thor und reitet den Steinweg hinunter."

Jetzt lachte unser Alter und gratulierte sich aufrichtig zu seiner allerersten Bekanntschaft mit meiner Wenigkeit.

Auf das Gerücht: Die Kosaken kommen! sei er nach der Stadt gelaufen. Weil der Steinweg so voll, daß man nicht durch gekonnt, habe er sich auf den Wink eines Bekannten in unsere Hausthüre gedrückt. Schon ragen Lanzen über die Köpfe, Lärm und Jubel unbeschreiblich. Da hätte sich vom Hausflur her so ein kleiner Kerl an seine Beine gemacht und geschrieen: „Will auch die Soldaten sehen," und er, der Pastor, habe das Kerlchen aufgehoben und sich auf die Schulter gesetzt, das vor Freude gezappelt und mitgekrischen habe wie ein Alter.

„Und das warst du!"



Friedrich Wilhelm IV. in H. v. Sybels Geschichtsdarstellung.

Von dem lange vorher angekündigten, vielfach mit großer Spannung erwarteten Geschichtswerk Heinrich von Sybels, das „die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." behandelt, sind im Laufe dieses Jahres die fünf ersten Bände erschienen, welche den Stoff bis zum Ausgang des deutsch-österreichischen Krieges von 1866 fortführen. „Das deutsche Reich ist gegründet", lautet die letzte Kolumnenüberschrift des V. Bandes.

Nach Erscheinen eines jeden Bandes machte sich die Tagespresse darüber her. Die interessantesten Stellen aus den Aushängebogen wurden in extenso abgedruckt, Feuilletons wurden daraus zurechtgestellt, kurz, der Stoff auf die bei solchen Gelegenheiten übliche Weise gründlich ausgenutzt; es ist das immer eine große Annehmlichkeit für die Presse, besonders für die kleinere, wenn sie so auf kostenlose Weise in den Besitz eines reichen und interessanten Materials kommt, und sie versäumt eine solche Gelegenheit nie: man denke z. B. nur an die Veröffentlichungen des Herzogs von Koburg „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit".

Dem Sybelschen Werke war sogar noch eine besondere Auszeichnung vorbehalten — wenn man nämlich den Satz „Viel Feind', viel Ehr'" als zutreffend gelten lassen will. Gegen seine ersten Bände richtete der Freiherr v. Eberstein in Wiesbaden in zwei umfangreichen Specialschriften eine Reihe „kritischer Bemerkungen", in denen er nachzuweisen suchte, daß die Sybelsche Geschichtsschreibung als eine objektive nicht zu bezeichnen, vielmehr thatsächlich nur eine vom nationalliberalen Parteistandpunkt aufgefaßte Bismarck-Verherrlichung sei, und somit auf einen bleibenden historischen Wert keinen Anspruch erheben dürfe.

Die „Monatsschrift" hat bisher von dem Sybelschen Werke keine Notiz genommen. Aus guten Gründen: Die Ausschlachtung von Aushängebogen paßt nicht in den Rahmen unseres Blattes, das gewohnt ist, seinen Lesern etwas Selbständiges zu bieten. Eine kurze Anzeige des Buches aber nebst einer Kritik der Darstellungsweise schien der Bedeutung desselben doch zu wenig angemessen; denn es ist festzuhalten, daß wir hier die voraussichtlich einzige Quellenbehandlung des für die neudeutsche Geschichte wichtigsten Themas — der Begründung des neuen Reiches — vor uns haben. Endlich das Einzige, was der Sache volles Genüge gethan hätte, nämlich eine punktweise, gründliche Kritik der inhaltlichen Angaben des Buches, war zu leisten absolut nicht möglich. Denn das ist ja eben die Eigenschaft der Quellengeschichte, daß man sie nicht kontrollieren

kann, daß man ihr vertrauen muß und höchstens einmal in Einzelfällen, unter Benutzung anderer, gleichwertiger Quellen einen Widerspruch wagen kann. Wem nicht das gesamte einschlägliche Aktenmaterial zugänglich ist, das der Verfasser benutzt hat, der darf den Geschichtsschreiber nicht meistern wollen, sondern muß die von jenem übermittelten Thatsachen, so gut es gehen will, gläubig hinzunehmen suchen. Will er das nicht, dann muß er dem Verfasser entweder die Aufrichtigkeit der Forschung und des Berichts absprechen, d. h. er erklärt ihn für einen bewußten Geschichtsfälscher, oder aber er bezweifelt die Glaubwürdigkeit des Berichts, d. h. er erklärt den Verfasser aus irgend einem Grunde für vorurteilsvoll und voreingenommen, spricht ihm also die Fähigkeit zum Historiker ab. Beides ist bei Heinrich v. Sybel, der durch mannigfache historische Schriften, besonders durch seine Geschichte der französischen Revolution von 1789—1800 seinen „Befähigungsnachweis" hinreichend erbracht haben dürfte, nicht möglich, und eine Verdächtigung seiner Sincerität ist daher ebensowenig am Platze, wie ein Herumnörgeln an dem von ihm gebrachten thatsächlichen Material.

Nur ein Angriffspunkt bleibt für die abweisende Kritik übrig, und dieser ist denn auch thatsächlich — u. a. von Eberstein — zur Genüge ausgenutzt: das ist das eigene Bekenntnis des Verfassers im Vorworte zu seinem Werke, daß er „an keiner Stelle des Buches seine preußischen und nationalliberalen Ueberzeugungen zu verleugnen gesucht" hat. Darüber ließe sich ja nun viel sagen und ist viel gesagt. Ist es einem Historiker, der das Attribut der „Objektivität" in Anspruch nimmt, gestattet, ein bestimmtes politisches nicht nur, sondern sogar ein Partei-Ideal an die von ihm gefundenen und berichteten Thatsachen anzulegen? Wir haben diese Frage anläßlich des IV. Bandes der v. Treitschkeschen Geschichte im Mai- und Juniheft d. J. ausführlich behandelt und können daher auch hierüber kurz hinweggehen. Allerdings ist — so wurde dort ausgeführt — bei Darstellung von Zeitgeschichte die Anlegung eines bestimmten politischen Ideals unerläßlich, denn auch der „objektioste" Schriftstellergeist kann nicht aus seiner Zeit heraus, deren Produkt er ist. Daher ist alles, was man verlangen kann, ein möglichst sachlicher, nichts verschweigender und nichts hinzusetzender Bericht der Thatsachen; die Wertung dieser Thatsachen muß man dem Subjekt des Schreibenden freistellen, wobei ja garnicht ausgeschlossen ist, daß man selbst die Dinge ganz anders einschätzt, als der geschichtliche Berichterstatter.

Sahen wir uns daher veranlaßt, eine Lanze zu brechen für Heinrich von Treitschkes viel angefochtene Geschichtsschreibung, deren markige Subjektivität des Berichts mit der Objektivität und Wahrheit des Berichteten u. E. durchaus nicht — es sei denn zuweilen in der Form — in Konflikt gerät, so ist kein Grund vorhanden, Heinrich v. Sybel mit anderm Maße zu messen, auch wenn das für ihn mustergültige Ideal uns noch weniger sympathisch ist, als das Treitschkesche. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig, und da man annehmen darf, daß es auch Sybel zunächst um Feststellung der Thatsachen zu thun war, man auch ferner, wie er hofft, „sein Streben nicht verkennen kann, die im eigenen (dem preußischen und nationalliberalen) Lager vorgekommenen Fehler und Mißgriffe ohne Beschönigung einzugestehen, das Verhalten der Gegner aber gerecht und billig zu beurteilen," — so muß man seinen politischen Standpunkt eben mit in den Kauf nehmen.

Durch die Beschaffenheit des Themas wird allen Parteien, soweit sie sich auf den Boden des neuen Reichs gestellt haben, diese Toleranz wesentlich erleichtert. Denn nicht das ist Sybels Aufgabe, ein Bild der gesamten deutschen Geschichte von 1848 bis 71 zu entrollen — dann würden wir sein nationalliberales Ideal doch oft recht störend empfinden; für ihn handelt es sich fast ausschließlich um Verfassungsgeschichte, und da können wir allerdings heute, nachdem der Parteien Gunst und Haß aus jenen Tagen verflogen ist, uns in den Hauptsachen mit ihm und seinen Ausführungen einverstanden erklären.

Das ist auch der Hauptgrund — um die interessante Parallele zwischen den beiden

preußischen Geschichtsschreibern noch einmal wieder aufzunehmen — weshalb Treitschke soviel Widerspruch und Sybel soviel Anerkennung erfährt: Treitschke schreibt deutsche Gesamtgeschichte von einem stellenweise offen antiliberalen Standpunkt aus; er hat alle Aeußerungen des politischen wie socialen Lebens in ganz Deutschland in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen, und wer vielleicht seinem politischen Urteil zustimmt, der nimmt Anstoß an seinem religiösen; oder wer die preußischen Verhältnisse für mustergültig geschildert hält, der findet doch Württembergs Geschichtsbild gänzlich verzeichnet u. s. w. Heinrich v. Sybel aber hat nur das eine fest umrissene Thema: die durch Wirren sich vorbereitende, durch langjährige Verfassungskämpfe allmählich sich anbahnende, durch Schwertstreich endlich durchgeführte Begründung des deutschen Reiches; sein Urteil kann sich auf politische Situationen beschränken und wird hier durch die Wucht der inzwischen vollendeten Thatsachen unwiderstehlich.

Daß außer diesen durch ihre Stoffe begründeten Verschiedenheiten der beiden Historiker noch eine Reihe anderer, grundleglicher bestehen, ist bekannt genug, wie denn auch die Form der Geschichtsdarstellung beider sehr von einander abweicht. Hier sei nur noch auf eine Uebereinstimmung hingewiesen, die zwar besser nicht vorhanden wäre, aber sich doch nicht wegleugnen läßt. Das ernste Bestreben, die Thatsachen ohne Voreingenommenheit aus den jedesmaligen Quellen zu ermieren, darf man, wie gesagt, bei ihnen getrost voraussetzen. Ebenso sicher ist es aber auch, daß ihnen ihr a priori „preußischer Standpunkt“ nicht selten gegen ihren eigenen Willen einen Streich gespielt hat. Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding und macht nicht nur dem Theologen, sondern auch dem Historiker, wenn er es unternimmt, Zeitgeschichte zu schreiben, viel zu schaffen. Da findet man denn gar zu leicht das, was man gerne finden möchte, liest auch allerlei zwischen den Zeilen der alten Quellenpapiere, woran der, der sie ausfertigen ließ, niemals dachte — und ehe man sichs versieht, hat man eine höchst lichtvolle Darstellung zu Papier gebracht, die in den Gedankengang des Verfassers vorzüglich paßt, der man auch durchaus keine Geschichtswidrigkeit nachweisen kann — nur daß durch allerlei kleine Gedankenkombinationen und Zurechtschiebungen schließlich doch ein etwas anderes Bild entstanden ist, als derjenige es sehen würde, der bei seiner Untersuchung eine weniger scharfe Brille des preußischen Standpunktes benutzt hätte. Gewiß verschweigen weder Treitschke noch Sybel die Fehler der preußischen Politik, aber sie wissen sie nach Kräften zu mildern und zu entschuldigen, was bei der Behandlung anderer Staaten nicht ihre Gewohnheit ist.

Soviel über die deutsche Geschichtsschreibung Sybels im allgemeinen und im Vergleich zur Treitschkeschen. Um unseren Lesern ein specielleres Bild von derselben zu geben, zugleich aber auch um des Interesses willen, das der Gegenstand an und für sich beansprucht, bringen wir in Folgendem ein Charakterbild König Friedrich Wilhelms IV., zumeist an der Hand der Sybelschen Darstellung, die ja auch in ihrer noch unvollendeten Gestalt schon die ganze Regierungszeit jenes Herrschers in sich schließt; doch kommen gelegentlich auch noch einige andere, immer aber nur Quellenwerke zur Benutzung. —

Das Bild Friedrich Wilhelms IV., des „Romantikers auf dem Throne“, so vielumstritten es zu seiner Zeit war, so sehr sich an ihm gerade auf der einen Seite ein leidenschaftlicher Haß, auf der andern eine nicht minder exaltierte Ueberschätzung hervorthat, darf jetzt in allen seinen Grundlinien als festgestellt angesehen werden. Die Zeit, welche uns von seiner Regierung trennt, noch mehr die Wendung, welche die deutsche Geschichte inzwischen genommen hat, lassen uns unbefangen und ohne Erbitterung urteilen. Haben wir doch heute erreicht, was damals kaum politische Heißsporne zu hoffen wagten, und was in damaliger Zeit auch die beiden Begründer des Deutschen Reiches, Wilhelm I. und sein Kanzler, wenn sie am Staatsruder gewesen wären, schwerlich schon zustande gebracht hätten. —

Kaum sind auf einen Regierungsantritt größere Hoffnungen gesetzt worden, als auf den König Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1840. Das politische Leben in

Preußen hatte lange stagniert: man wollte dem alten König Friedrich Wilhelm III., mit dem man die schwere „Franzosenzeit" und die Erhebung der Freiheitskriege mit durchgemacht, nicht noch den Schmerz bereiten, zu der seit der Julirevolution angebrochenen neuen Zeit, die seinen ganzen Anschauungen direkt widersprach, in offenen, feindlichen Gegensatz treten zu müssen. Deshalb vermied man sogar ein scharfes Drängen zu dem doch vom Könige selbst versprochenen allgemeinen preußischen Landtag; man fand sich darin, daß derselbe zu Friedrich Wilhelms III. Zeit nie berufen werden würde, und vertröstete sich auf die „Neue Zeit," die mit dem Regierungsantritt seines Sohnes und Nachfolgers ja ohne Zweifel anbrechen würde. Auch die Idee eines einigen Deutschland, die zu Anfang der 30er Jahre in mehr oder weniger nebelhafter Form noch eine nicht geringe Anzahl hervorragender Köpfe in Bewegung gesetzt, leider auch nicht wenige Existenzen vernichtet hatte, hatte man bis auf weiteres zurückgestellt. Das mußte sich ja alles finden, wenn erst der hochbegabte, von idealem Streben durchdrungene, begeisterte und begeisternde Thronerbe die Zügel der Regierung übernommen hatte!

Es fand sich nicht. Wenn wir aber fragen, wo die Schuld für diese Inkongruenz zwischen Erwartung und Erfüllung liegt, so werden wir, wie auch die Sybelsche Darstellung wieder beweist, dieselbe nicht einseitig, nicht einmal in der Hauptsache in der Person und dem Charakter König Friedrich Wilhelms IV. suchen dürfen. Gewiß haben dieselben viel zu dem endgültigen negativen Resultat beigetragen, wovon nachher zu sprechen sein wird. In erster Linie aber waren es die Zeitumstände selbst, die dem von allen Seiten erstrebten Ziel sich hindernd in den Weg stellten: es war nicht möglich, eine Frucht zu pflücken, die erst allmählich wachsen und reifen mußte, um dann den Gärtnern von selbst in den Schoß zu fallen. Wollte man sie — um in dem Gleichnis zu bleiben — gleichwohl schon haben, dann mußte man sie, kurz entschlossen, mit des Messers, alias des Schwertes, Schneide gewaltsam vom Baume trennen, und das hat damals mancher Patriot gewünscht und gehofft; ob aber ein solches Vorgehen zu gutem Ziele geführt und Zustände von Dauer geschaffen hätte — wer will es behaupten?

Auch Sybel betont die oft ausgesprochene Thatsache immer von neuem, daß ein in sich abgeschlossener deutscher Einheitsstaat — gleichviel ob in groß- oder kleindeutschem Sinne — nicht möglich war, bis die beiden Rivalen, Oesterreich und Preußen, ihre Kraft gemessen. Alle friedlichen Verhandlungen, durch welche man die deutschen Lande fester an einander ketten, sie zu einem organischen Ganzen machen wollte, mußten ergebnislos bleiben, mochten sie von Preußen oder von Oesterreich oder vom Frankfurter Parlament, d. h. dem deutschen Volke selbst, angebahnt werden. Denn, um eine damals gebräuchliche Formel anzuwenden, so wenig Preußen damit zufrieden sein konnte, „in (Groß-) Deutschland aufzugehen," so wenig konnte Oesterreich freiwillig zugeben, daß (Klein-) „Deutschland in Preußen aufgehe." Eine Entscheidung durch Waffengewalt war also nötig. Daß sie nicht eher, vielleicht schon im Anfang der 50er Jahre erfolgte, das ist allerdings die Schuld oder das Verdienst König Friedrich Wilhelms IV.: vom Standpunkte seiner Zeit aus wohl mehr die erstere, für uns aber, die wir die Ereignisse der Folgezeit vor Augen haben, sicherlich das letztere.

Sucht man nach einer möglichst alles umfassenden Formel, aus der man die Mißerfolge des Königs, soweit sie eben in ihm selber und nicht in seiner Zeit lagen, erklären könnte — dieses Königs, dessen hohe geistige Begabung so feststeht, wie sein redlichster Wille — so wird man dieselbe vielleicht so fassen dürfen: Friedrich Wilhelm IV. war für einen König zu sehr Mensch; sein subjektives Gefühl, seine Individualität war derartig herrschend in ihm, daß auch seine Regierungshandlungen dadurch fortwährend beeinflußt wurden. Ein solcher gesteigerter Subjektivismus kann schon für einen Privatmann in seinem jeweiligen Wirkungskreise höchst nachteilig sein, für einen König aber ist er immer gefährlich, und in Friedrich Wilhelms Falle hat er zunächst die preußische Politik und das preußische Ansehen, und schließlich den König selbst zu Grunde gerichtet.

Man begreift leicht, wie sehr gerade eine so individuell angelegte Persönlichkeit, auch wenn sie das Diadem eines Königs trug und von diesem Diadem — wie wir später sehen werden — den allerhöchsten Begriff hatte, geeignet war, die Menschen ihrer Umgebung einerseits zu leidenschaftlicher Ergebenheit an sich heranzuziehen, andererseits aber auch schroff abzustoßen. So erklärt sich die leidenschaftliche Hin- und Abneigung der Zeitgenossen gegen die Person dieses Königs, der doch stets aufrichtig war und immer das Beste wollte, ganz von selbst. Ein König, dessen Persönlichkeit hinter seiner Herrscherwürde verschwindet, der nur im allervertrautesten Kreise einmal Mensch zu sein sich gestattet, wird einer solchen Stellungnahme, freundlichen oder feindlichen, zu seiner Person gar nicht ausgesetzt sein; man sieht in ihm eben nur den Herrscher, dessen Regierungshandlungen man entweder gutheißt oder tadelt.

Die allgemeine Charakteristik, welche Sybel von Friedrich Wilhelm IV. entwirft, konnte zwar nichts wesentlich Neues mehr bringen, ist aber doch bedeutend genug, um hier wenigstens einiges daraus mitzuteilen. „Schon als Knabe — sagt Sybel — hatte er ein klares Selbstbewußtsein und festen Eigenwillen gezeigt; er war hoch begabt mit Anlagen und Interessen jeder Art, durch seine Erzieher von früh an auf religiöse, ästhetische und intellektuelle Entwicklung gerichtet: so erschien er als Erwachsener kenntnisreich und geschmackvoll, von sprudelndem Geiste und mannigfaltigem Talent, dabei durch und durch sittenrein, gefühlsweich und von leicht erregbaren Affekten, immer aber enthusiastisch bei jeder hohen und edlen Aufgabe, und erfüllt von warmem Vertrauen auf Gott und die Menschen. Wo er einmal eine Ueberzeugung gewonnen hatte, stand sie unerschütterlich in seinem Innern fest; kam er in den Fall, sie praktisch durchzusetzen, so schente er leicht vor mutiger Durchbrechung der Hindernisse zurück, schien für den Augenblick zu verzichten, blieb aber auf seinem Sinne, und nahm bei erster Gelegenheit den mißlungenen Versuch wieder auf. Seine Willenskraft war mehr passiv als aktiv, mehr zähe als energisch, sein Handeln überall weniger durch praktische Verständigkeit als durch Wärme des Herzens und allgemeine Doktrinen bestimmt. — — Die Vertrauten des Königs bei seinen politischen und kirchlichen Entwürfen, die Gerlach, Bunsen, Radowitz, haben bis an ihr Lebensende unter der Herrschaft seiner bezaubernden Persönlichkeit gestanden. In einem solchen Verkehr erschien die Fülle seiner Phantasie und der Strom seiner Gedanken unerschöpflich; er war ein Meister der Rede in Ernst und Scherz, in Pathos und Laune, und fand stets ein treffendes oder auch ein blendendes Wort für jede seiner politischen, ästhetischen und religiösen Reflexionen. Verwunderlich deuchte Vielen die Leichtigkeit, mit der er aus dieser höchsten Sphäre idealer Begeisterung mit plötzlichem Stimmungswechsel als echtes Berliner Kind in die Region des landesüblichen Wortwitzes hinabsprang und dann auch hier ein fruchtbares Talent entwickelte. Die Flexibilität seiner einem jeden Eindrucke offenstehenden Natur war eben grenzenlos. —"

Das ist, wie man sieht, das vollendete Bild eines von edelstem Streben beseelten, dabei geistvollen Subjektivisten. Wie eine so angelegte Persönlichkeit sich in der Stellung eines Königs auf politischem und religiösem Gebiet zeigen mußte, werden wir nachher sehen; zunächst wollen wir das Gebiet betrachten, das dem Könige als Menschen am nächsten lag, nämlich das künstlerische. Man darf es aussprechen, daß Friedrich Wilhelm IV. in erster Linie nicht König, nicht Staatsmann, am allerwenigsten Militär, sondern Künstler war. Wie immer bei wirklich intensiver Beanlagung, so zeigt sich dieser künstlerische Sinn schon in seiner frühesten Jugend, um ihn dann durchs ganze Leben zu begleiten. Verbürgt ist eine Anekdote aus seinem 16. Lebensjahre, die Eggers*) berichtet. Danach erklärte der damalige jugendliche Kronprinz dem jungen Bildhauer Rauch, der im Begriff war, nach Italien zu gehen: „Wenn mich mein Vater dorthin läßt, komm' ich gewiß niemals wieder!" und dabei wußte er zum Erstaunen Rauchs in Rom Bescheid, wie jemand, der lange dort gewesen war.

*) Chr. D. Rauch von F. u. C. Eggers. I. 108.



Auch Sybel wird dieser eigensten Seite des Königs vollkommen gerecht und weiß sie anziehend zu schildern. „Das Herz ging ihm auf — sagt er — wenn er mit Meisterhand Zeichnungen reizender Landschaften improvisierte, Risse romantischer Bauwerke zu Papier brachte oder den kontrapunktischen Figuren alter Kirchenmusik lauschte. Dann war er von hinreißender Liebenswürdigkeit und fesselte die bedeutendsten Geister der Epoche unwiderstehlich an sich. Peter Cornelius hat oft erklärt, nur mit Thränen dankbarer Rührung könne er von diesem Könige reden. Rauch war stets erstaunt, mit welcher Sicherheit und Feinheit trotz seiner Kurzsichtigkeit der König die Konturen eines plastischen Kunstwerks beurteile; niemals sei ihm etwas ähnliches vorgekommen. Leopold Ranke sagt inmitten eines Kreises berühmter Gelehrten dem Könige Max von Bayern: er ist mein Meister, er ist Ihr Meister, er ist unser aller Meister. Alexander v. Humboldt, dessen böse Zunge gelegentlich auch den König nicht verschonte, fand den Tag doch lückenhaft, an dem er die Gegenwart desselben nicht genossen hatte. —"

Man hat oft gestritten, ob Friedrich Wilhelms künstlerische Anlagen über einen genialen Dilettantismus hinausgegangen sind, ob er, unter anderen Verhältnissen aufgewachsen, es zum ausübenden Künstler von irgend welcher größeren Bedeutung hätte bringen können. Ein müssiger Streit, um so müssiger, als er nie mit absoluter Gewißheit wird ausgemacht werden können. Wer will sagen, was geworden wäre, wenn Friedrich Wilhelm nicht als der Sohn, sondern z. B., wie Rauch, als der Kammerdiener seines Vaters aufgewachsen wäre? Daß ein Kronprinz von Preußen, auch wenn er der geborene Phidias war, doch kein berühmter Baumeister werden konnte, ist klar. Wenn wir nun aber finden — und das ist gut bezeugt — daß Friedrich Wilhelm gerade in den schwersten Momenten seines Lebens, wenn seinem weichen Gemüte ein bitterer Schmerz wiederfahren, eine herbe Enttäuschung zu teil geworden oder sonst ein tief verstimmendes Ereignis ihm begegnet war — wenn wir ihn gerade dann der Kunst sich in die Arme werfen sehen, um aus ernster Beschäftigung mit ihr sich wieder Stärke und Freudigkeit zu holen für die Widerwärtigkeiten seines politischen Lebens, dann fällt eigentlich jeder ernste Zweifel an der Gottesgnadenschaft seines Künstlertums dahin. Denn dadurch unterscheidet sich der Dilettant vom wahrhaften Künstler, daß den letzteren seine Kunst hinaushebt über das Alltagsgetriebe und ihm in allen Unbilden des Lebens zum wirklichen, einzigen Heilmittel wird, ein Dienst, den sie dem bloßen Dilettanten nie leisten kann.

Als im Oktober des Jahres 1848 in Wien die Revolution, verbunden mit mehrwöchentlicher Schreckensherrschaft, zum Ausbruch gelangte und ihre bedenklichen Schlagwellen naturgemäß auch nach Berlin richtete, als die Gärung aufs höchste stieg, und der König, dem die Ereignisse der Märztage noch in schmerzlichstem Gedächtnis waren, Tags über anstrengende Sitzungen mit seinen Ministern abhielt, um sich Nachts schlaflos auf seinem Lager zu wälzen — da berief er Rauch zu sich nach Sanssouci, um künstlerische Angelegenheiten mit ihm zu besprechen, und durch Alexander v. Humboldt ließ er sich zur selben Zeit die Topographie des alten Babylon darlegen! — Als er im Februar 1849 die neue preußische Nationalversammlung, die ihn selbst nicht weniger als alle Gemüter beschäftigte, durch eine Thronrede eröffnet hatte — da fuhr er nach Charlottenburg und setzte sich an seinen Schreibtisch, um an Humboldt über die in Rom ai Monti ausgegrabenen Gemächer und die dort entdeckten Bilder zu schreiben! Wie oft — sagt Eggers*) — kam es vor, „daß er in jenen Zeiten der Gärung noch Abends aus harmloser Unterhaltung im Familien-Hofkreise abgerufen ward zu dringenden Staatsgeschäften. Kam er dann in sichtlicher Gemütsbewegung zurück, so war nichts gewisser, als daß er alsbald Gelegenheit zu ernster Kunstbeschäftigung ergriff, sei es, daß er zur Betrachtung und Besprechung von Kunstwerken und bezüglichen litterarischen Produktionen aufforderte, sei es, daß er selbst den Zeichenstift ergriff, um den Geist in angestrengtem

*) Chr. D. Rauch. III. 263.

Denken namentlich über bauliche Projekte von den Angriffen der politischen Sorge zu entlasten."

Wie Friedrich Wilhelm IV. sich seinen Freunden gegenüber zu geben liebte, ist bekannt genug. Er war auch hier in erster Linie Subjekt, Individualität und trat als Freund dem Freunde, nicht als König dem Unterthanen gegenüber, besonders dem Künstler, dem er sich im innersten Herzen als geistesverwandt fühlte. Von diesem offenherzigen Verkehr des Königs mit seinen Freunden, der fast den Anschein der Gleichberechtigung hat, liegen so viele Beispiele vor, daß es schwer fällt, unter ihnen zu wählen. Wir wollen einen besonders charakteristischen Brief aus dem Jahre 1852 an Rauch mitteilen, der vielleicht noch wenig bekannt ist.*) Es handelt sich um die Herstellung einer Schiller-Goethe-Gruppe, die Rauch übertragen werden sollte unter der Bedingung, daß das Zeitkostüm (Frack, Beinkleid und Stiefel) in Anwendung kommen und der Guß des Denkmals in München stattfinden sollte. Rauch sträubte sich gegen beides, der König aber, dessen Vermittlung durch den Erbgroßherzog von Weimar in Anspruch genommen war, erklärte in einem Schreiben an Rauch die zweite Bedingung für erfüllbar. Da Rauch gerade krank, auch wohl in gereizter Stimmung war, so schrieb er umgehend an den König nach Charlottenburg zurück und bat um Aufschub, um einer schleunigen Entscheidung vorzubeugen. Darauf erhielt er, ebenfalls umgehend, folgende Antwort des Königs:

„Ch. 1. Ostertag 52 Nachts.

Wie 1000 Mordschwere Angst kommen Sie darauf mir zu antworten, Allerfürtrefflichster Rauch? Nach 14 Tagen wäre dazu Zeit gewesen und dann mündlich, wie ich Sie bath. Man sieht, daß die Sache selbst und das Schreiben Sie aufregt. Das hätten Sie sich schön sparen können! Also kein Wort mehr der Erwiederung. Ich will es so. Wollen Sie Olfers mit einer beauftragen, so hab ich eben nichts dagegen. Ich mache darauf aufmerksam, daß der Erb-Gr.-Hrzg. nichts weder vom gottlosen Frack, noch vom Gießen der Gruppe zu München sagt — allein vom Guß des Sockels. Mein Vorschlag ist, daß Sie denselben ruhig dort gießen (warum nicht auch machen) lassen, daß Sie aber wegen Fracks und Zwieselschwanzes unter **keiner Bedingung** nachgeben und lieber erklären, die Arbeit um der Verhunzung Willen aufgeben zu wollen. Vale! F. W. R."

Das ist Friedrich Wilhelm als Freund und Künstler. Es ist die lichtvollste Seite des Königs, denn bei ihr ist der Subjektivismus ganz am Platze, übt nicht störende, sondern vielmehr fördernde Wirkung. Anders gestaltet sich das Bild, wenn wir den König in seiner politischen Thätigkeit begleiten. Ein Politiker, der Erfolge erzielen will, hat zunächst mit den Thatsachen zu rechnen, seine eigenen Gefühle, Zu- oder Abneigungen kommen dabei garnicht in Betracht. Und das war es, was Friedrich Wilhelm IV. nie gelernt hat: seine persönlichen Gefühle waren Ausschlag gebend für seine politischen Handlungen, der Mensch in ihm überwog den Staatsmann, und es ist daher im Großen und Ganzen seine Regierungsführung nicht als nüchterne Realpolitik, sondern als subjektive Gefühlspolitik zu bezeichnen.

„Ich bin kein großer Regent," sagte der König im April 1849 zum Bevollmächtigten der Frankfurter Nationalversammlung, Herrn v. Beckerath, der ihn zur Anerkennung der neuen Reichsverfassung und Annahme der Kaiserwürde drängen wollte. „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen."**) Und der König hatte recht: er war kein großer Regent. Ob freilich auch ein Friedrich der Große in diesem speciellen Falle, wenn er mutig nach der dargebotenen Kaiserwürde gegriffen, das zum Segen Deutschlands gethan hätte, dürfen wir nach den heutigen Erfahrungen billig bezweifeln.

*) Veröffentlicht von Eggers, IV. 212.
**) Sybel, I. 313.

Die Stellungnahme Friedrich Wilhelms IV. zu den deutschen Verfassungsfragen, die von 1848 an fast die ganze Regierungszeit des Königs beherrschten, ist für Sybel natürlich die Hauptsache in seinem Buche, das von der Begründung des deutschen Reiches handelt. Wir müssen daher noch etwas näher darauf eingehen. Ueberall finden wir die Eingangs aufgestellte Formel bestätigt, daß der König für das Amt, das ihm geworden, eine zu große Subjektivität besaß.

Seine Gefühlspolitik, von der schon die Rede war, zeigte sich oft in höchst unpolitischer Weise und machte seinen Ministern viel zu schaffen. Die deutsche Kaiserkrone aus den Händen der Frankfurter Nationalversammlung, dieser revolutionären Körperschaft, entgegenzunehmen, davon konnte natürlich keine Rede sein. „Man nimmt nur an — schrieb er — oder schlägt nur aus eine Sache, die geboten werden kann, und Ihr da habt nichts zu bieten, das mache ich mit meines Gleichen aus." Von den deutschen Fürsten freiwillig gewählt und anerkannt, hätte er gegen die Würde nichts einzuwenden gehabt. Man machte von Frankfurt aus durch die oben erwähnte Sendung des Herrn von Beckerath den Versuch, die Sache formell in anderm Lichte erscheinen zu lassen, und schon hatte es den Anschein, als würde der König darauf eingehen — da war es wieder ein Gefühlsmoment, was ihn davon abhielt. Oesterreich war durch ungarische Wirren, die deutschen Könige, welche von der preußischen Hegemonie nichts wissen wollten, durch revolutionäre Bewegungen in ihren eigenen Ländern bedrängt, so daß die Verhältnisse für Preußen gerade in diesem Zeitpunkt außerordentlich günstig lagen. Aber gerade das entschied in den Augen des Königs für die Ablehnung des Frankfurter Angebots. „Der König — sagt Sybel — gehörte eben nicht zu den gewöhnlichen Menschen, welche in jenen Zuständen einen Vorteil für die preußische Macht erblickten. Ihm war der Gedanke abscheulich, daß sich die künftige Größe Preußens nicht auf einen Bruderbund der deutschen Fürsten, sondern auf die Siege der magyarischen Rebellen, auf die Umtriebe der sächsischen Republikaner, auf das Drängen der schwäbischen und hannoverischen Volksvertretung gründen sollte."

Auch der im Juli 1850 nach langen Unterhandlungen zuletzt ziemlich plötzlich zum Abschluß gebrachte dänische Friede, der den schleswig-holsteinischen Krieg beendigte, war, nach Sybel, wesentlich mit ein Produkt persönlicher, an und für sich wenig politischer Empfindungen des Königs. Oesterreich und Rußland im Einvernehmen mit einander diktierten denselben, und Friedrich Wilhelm konnte sich zu einzelnen, für Preußen wenig rühmlichen Punkten lange nicht entschließen, so daß die Lage schon anfing, eine sehr gespannte zu werden. Da wandte sich Napoleon an Preußen, um im Falle eines Krieges seine Unterstützung gegen Oesterreich und Rußland in Aussicht zu stellen. Eine Entschädigung könne ihm ja eventuell nach Beendigung des Krieges aus linksrheinischen, bayrischen Besitzungen erwachsen — denn Bayern stand ja auf Oesterreichs Seite. Dieses Anerbieten traf recht eigentlich das Herz des Königs. Er war aufgewachsen inmitten der Verfluchung der großen französischen Revolution und ihres despotischen Soldatenkaisers; er war zum Jüngling und Mann herangereift in der Bundesbrüderschaft mit Oesterreich und Rußland. Und jetzt bot ihm der Neffe des Oheims Freundschaft und Schutz bei barer Bezahlung in deutschen Landstrichen, wenn es zum Kampfe zwischen Preußen und dessen ältesten Freunden käme! Einen stärkeren Antrieb zum Vermeiden eines so unseligen Krieges konnte es für ihn nicht geben — und so verschmerzte er auch die Punkte der Friedensbestimmungen, denen er solange seine Zustimmung verweigert hatte.

Eine ähnliche Lage entwickelte sich kurz vor Unterzeichnung der Olmützer Punktation vom Jahre 1850, mit der sich für Preußen das schmerzliche Andenken einer empfindlichen diplomatischen Niederlage durch Oesterreich verbindet. Auch hier bot Frankreich seine Hülfe an gegen Oesterreich und Rußland, aber Friedrich Wilhelm dachte garnicht daran, sie anzunehmen.*) Eine solche Hülfe, sagte er, sei eine große Gefahr, sie könne

*) Sybel, II. 47.

weder gerufen, noch angenommen werden; im Gegenteil, es sei derselben entgegenzutreten. Es sei ein Versuch zu machen, Oesterreich zu einem gemeinsamen Handeln gegenüber dieser Rüstung zu bestimmen und es dadurch von der Notwendigkeit voller und schleuniger Einigung zu überzeugen. In der That eine merkwürdige Politik, die sich nur durch das innere, herzliche und unerschütterliche Vertrauen des Königs zu dem alten österreichischen Bundesgenossen erklärt — ein Vertrauen, das leider nicht erwidert wurde. Bezeichnen wir, um diese sonderbare Konstellation noch zu verdeutlichen, Oesterreich mit O, Frankreich mit F und Preußen mit P, so ergiebt sich folgendes Schema:

O contra P.
F pro P.
F contra O.

Statt aus diesem Verhältnis nun die einfache Summe zu ziehen: F + P contra O, wollte Friedrich Wilhelm, den Gefühlen seines Herzens folgend, ein P + O contra F herstellen — natürlich auf die Gefahr hin, sich mit F wie mit O zu verfeinden. — Und als dann die Olmützer Demütigung perfekt wurde, in der Oesterreich kluger Weise einigen subjektiven, sachlich wenig belangreichen Wünschen des Königs Rechnung getragen hatte, um die eigentlichen Hauptsachen um so günstiger für sich selbst gestalten zu können, da hielt der König diese Niederlage der preußischen Politik eher für einen Triumph derselben; war doch der Krieg zwischen den beiden Bruderstaaten, der fast unvermeidlich schien, glücklich abgewendet. Man muß staunen über die unpolitische Selbstlosigkeit, welche aus den Worten des Königs zum Grafen Westmoreland bald nach der Olmützer Punktation spricht*): „Oesterreich habe dort viel mehr bewilligt, als man habe fordern können, das größte Glück bei der Uebereinkunft sei, daß dadurch ein Sieg Preußens über Oesterreich verhindert worden, welcher bei der inneren Zerrissenheit Oesterreichs unvermeidlich gewesen."

Ganz denselben unpraktischen Edelmut hatte der König schon vorher, zu Anfang 1850, bewiesen, als es sich um die Verfassung und endgültige Begründung der kleindeutschen Union unter Preußens Hegemonie handelte, die die deutschen Länder ohne Oesterreich zu einem engeren Bundesstaate, innerhalb des großdeutschen Staatenbundes mit Oesterreich, zusammenschließen sollte. Statt kurzer Hand die Verfassung dieses engeren Bundes en bloc anzunehmen — unbeschadet ihrer nachträglichen Revision — und dadurch dem widerstrebenden Oesterreich gegenüber eine vollendete Thatsache zu schaffen, wollte er auch hier nur mit Oesterreich Hand in Hand gehen und machte dadurch jede Möglichkeit einer kleindeutschen Einigung, die er doch selbst sehnlichst wünschte, von vorneherein illusorisch. Klar und scharf beleuchtet Sybel hier die politische Handlungsweise des Königs**): „Der Sinn des Königs wurde eben nicht durch politische Erwägung, sondern durch subjektive Gefühle bestimmt. Es erschien ihm edelmütig gegen Oesterreich, nicht rascher mit dem Bundesstaat als mit Wien voranzugehen; es erschien ihm edelmütig gegen die schutzbedürftigen Kleinstaaten, diesen nicht vor der Zeit das preußische Schutzbündnis zu kündigen. Daß es einem Könige nicht verstattet ist, auf Kosten des ihm anvertrauten Staats großherzig gegen Dritte zu sein, ebenso wie ein Vormund nicht auf Kosten seines Mündels großherzig gegen dessen Schuldner sein darf, davon hatte Friedrich Wilhelm kein Bewußtsein. Mit seinem vielseitigen Edelmut verstrickte er Preußen in ein Unternehmen, dem er selbst bei jedem Schritte die Wurzeln abgrub, um es endlich in einer für Preußens Ehre schwer bedenklichen Weise aufgeben zu müssen."

Schließlich sollte diese subjektive Politik, die sich in erster Linie von persönlichen Gefühlen und Stimmungen leiten und beeinflussen ließ, auch noch für die Person des Königs in tragischer Weise verhängnisvoll werden. Wenigstens stellt Sybel es so dar und befindet sich darin mit anderen Gewährsmännern in Uebereinstimmung, daß der

*) Sybel, II. 68.
**) Sybel, I. 361.

Schmerz, die Aufregung und der Verdruß, der dem Könige aus seiner Behandlung der Neuenburger Wirren erwuchs, wesentlich dazu beigetragen hat, seine krankhafte Nervosität zu verschlimmern und so die Katastrophe zu beschleunigen.

Das durch Personalunion mit dem Könige von Preußen verbundene Neuenburger Ländchen war im Revolutionsjahre 1848 einer demokratischen Partei in die Hände gefallen und seither nicht wieder unter die Hohenzollernherrschaft zurückgekehrt. Dem romantischen Könige Friedrich Wilhelm IV. galt gerade dies „liebe Ländchen am Jura", das für Preußen schon oft eine Quelle von Wirren geworden war, ohne daß sich ein greifbarer Vorteil mit seinem Besitz verknüpfte, außerordentlich viel, und auf seine Bewohner war er, wie er sagte, „stolzer als auf alle andern Unterthanen". Da die Liebe zum Teil erwidert wurde, so kam im Jahre 1856 ein von Neuenburgischen Edelleuten ins Werk gesetzter Aufstand gegen die demokratische Regierung zustande, um das alte Hohenzollernregime wiederherzustellen. Derselbe mißglückte aber, und die vornehmsten Anführer, 66 an der Zahl, wurden gefangen gesetzt und sahen ihrem Prozeß entgegen. Dem konnte Friedrich Wilhelm nicht ruhig zusehen, daß seine Getreuen, die den vor Gott und Menschen gesetzmäßigen Zustand seiner Oberhoheit über das Neuenburger Land hatten wiederherstellen wollen, Strafe leiden sollten. Ja, er entschloß sich in diesem Falle dazu, selbst die Vermittlung Napoleons anzurufen, und zeigte sich auch bereit, auf die Neuenburger Herrschaft für die Zukunft formell zu verzichten, nur müsse erst die bedingungslose Freilassung der gefangenen Royalisten erfolgen. Die Bedeutung dieser an und für sich so unbedeutenden Angelegenheit für den König schildert Sybel in lebhaften Farben*): „Der König war außer sich in Schmerz und Zorn bei der Vorstellung, seine Getreuen als gemeine Verbrecher vor Gericht gestellt und mit langjähriger Zuchthausstrafe bedroht zu sehen. Dies konnte und durfte nicht sein; es erschien ihm als höchste Ehrenpflicht, mit allen Mitteln und Hintansetzung jeder andern Erwägung hier Rettung und Befreiung zu bringen." Die Angelegenheit wurde schließlich unter französischem Druck im wesentlichen nach den preußischen Forderungen erledigt, aber sie war der empfindlichste Punkt Friedrich Wilhelms und hat ihm die letzte Zeit seiner aktiven Regierung fortwährend verbittert.

Es ließen sich diesen gegebenen Beispielen für die Thatsache, daß Friedrich Wilhelm IV. mehr mit seinem Herzen, als mit seinem Kopfe Politik machte, noch sehr viele andere anreihen. Von besonderem Interesse ist sein Verhalten während des Krimkrieges, als die Gruppierung der europäischen Mächte sich derartig verschoben hatte, daß auf der einen Seite Rußland, auf der andern aber Oesterreich, England und Frankreich standen. Sein Herz zog den König zu dem altbefreundeten Oesterreich und auch zu dem protestantischen England; aber im Bunde mit Frankreich gegen Rußland marschieren, sozusagen den umgekehrten „Befreiungskrieg" arrangieren? Und alles das obendrein noch für den Halbmond, „für Muhamed gegen Christus?" Unmöglich! Ebensowenig konnte er sich für Rußland entscheiden — obwohl eine preußische Kriegspartei, der auch Graf Bismarck nicht fern stand, diese Entscheidung befürwortete — denn der Zar hatte sich thatsächlich ins Unrecht gesetzt. So faßte der König denn den Beschluß, daß Preußen in diesem „scheußlichen" Kriege — so bezeichnete er ihn — unter allen Umständen neutral bleiben müsse, und, wie Sybel urteilt, ist damit den preußischen Interessen in diesem Falle wirklich am besten gedient gewesen. Darüber wird sich streiten lassen. In jedem Falle ändert das nichts an der Thatsache, auf die es hier allein ankommt, daß nämlich der König seine politischen Entschlüsse wesentlich von subjektiven Gefühlsmomenten abhängig machte.

Eben dieser letzterwähnte Fall leitet uns über zu einer besonders charakteristischen Anschauungsweise des Königs, die man halb unter die politische, halb unter die religiöse

*) Sybel, II. 249.

Rubrik bringen möchte, die sich aber überhaupt schlecht rubricieren läßt, weil sie durchaus mystischer Natur ist: wir meinen die Auffassung, welche Friedrich Wilhelm von der Natur und dem Inhalte der Königswürde hatte. Als die europäischen Verwicklungen sich häuften, denen gegenüber aus den oben dargestellten Gründen der König sich vollständig passiv verhalten zu müssen glaubte, als der allgemeine europäische Krieg auszubrechen drohte — da schien ihm die Zeit einmal wieder gekommen, wo die Kunst der Diplomaten zu Ende sei, und die Souveräne die Sache in die Hand nehmen müßten. Er schrieb deshalb eigenhändige Briefe an die Königin Victoria und an Napoleon und ermahnte beide zum Frieden und zur Versöhnung mit Rußland.

Er hatte solche Briefe schon öfter geschrieben, und seine Minister waren in der Regel nicht sehr erbaut von solchen persönlichen Verhandlungen von Oberhaupt zu Oberhaupt, die über ihre Köpfe hinweg geführt wurden, zumal ein wirkliches Resultat selten dabei erreicht wurde. Zweimal hatte er versucht, die Schleswig-Holsteinische Verwicklung durch einen Meinungsaustausch mit seinem „königlichen Bruder von Dänemark" friedlich zu lösen. Das eine Mal war zu Anfang April 1849 gewesen: während damals seine Truppen in Schleswig-Holstein marschierten, und sein Minister mit dem dänischen Gesandten täglich schärfere Rede und Gegenrede austauschte, sandte er den Major v. Wildenbruch mit einem eigenhändigen Briefe an den König von Dänemark, um mit diesem eine vertrauliche Auseinandersetzung anzubahnen — natürlich ohne Erfolg. Und im folgenden Jahre machte er dasselbe erfolglose Experiment in derselben Angelegenheit noch einmal. Dann später, im letzten Jahre seiner Regierung, als der ihn tief bekümmernde Bruch mit Oesterreich immer offener zu Tage trat, entschloß er sich, obwohl schon körperlich leidend, noch einmal einen letzten Versuch zu machen, das alte freundschaftliche Verhältnis wieder herzustellen; er reiste selbst nach Wien, um im persönlichen Verkehr, durch ein brüderliches Gespräch mit dem Kaiser, die politische Spannung zu beseitigen — erreichte aber auch in diesem Falle seinen Zweck nicht.

Ueber die Idee, welche dieser Handlungsweise des Königs zu Grunde lag, spricht sich Sybel an verschiedenen Stellen seines Werkes eingehend aus. So schon gleich in der Eingangscharakteristik des I. Bandes. Die Stelle ist s. Z. beim Erscheinen des Bandes so ziemlich durch sämtliche Zeitungen gegangen, kann aber ihrer Bedeutung wegen gleichwohl hier nicht unerwähnt bleiben. „Von der Weihe des gottbegnadeten Fürstenamtes — heißt es da — hatte Friedrich Wilhelm den höchsten Begriff, sie bildete den Kern und Mittelpunkt seiner gesamten sittlichen und politischen Anschauungen. Es war dieselbe Doktrin, mit welcher einst Graf de Maistre den revolutionären Staatsbildungen entgegengetreten war: Gott sei der Grund aller Staaten und Staatsverfassungen, und zwar vollziehe Gott die Schöpfung des Staates ausnahmslos in der Weise, daß er einen Einzelnen und dessen Geschlecht mit der Kraft des Herrschens ausrüste; wie die Palme über die niedern Gesträuche erhebe sich dann ein solcher Mann in die Lüfte, und um ihn legen sich die dienenden Genossen an; erst eine solche von Gott gesetzte Souveränität möge darauf den Unterthanen einzelne Rechte einräumen, welche, auf diese Art entstanden, segensreiche Dauer gewännen, während sie, eigenmächtig erzwungen, sich selbst und den Staat zerstörten. Neben die mächtigen Königsfamilien pflege dann Gott eine Reihe kleinerer, aber in ähnlicher Weise ausgezeichneter Rassen zu setzen, welche fortan die breitere politische Entwicklung des ganzen Volkes bestimmen. Friedrich Wilhelm, dessen Herz jeder despotischen Willkür abgewandt war, fühlte sich sehr geneigt, sowohl allen seinen Unterthanen „einzelne Rechte" einzuräumen, als den „kleineren Herrscherfamilien", den adligen Herrn fürstliches Walten in ihren Kreisen zu gestatten; allerdings aber blieb es dabei stets die erste Pflicht, für sich und sein Haus die über die übrige Menschheit hoch emporgehobene Stellung zu behaupten. Vor allem die Königskrone deuchte ihm von mystischem Glanze umflossen, für ihren Träger die Quelle einer, andern Sterblichen nicht vergönnten Inspiration. Einmal, im Jahre 1844, sagte er zu Bunsen: ihr alle meint es gut mit mir und seid auch gut zur Ausführung,

aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als König erfahren habe."

Bei dieser Auffassung Friedrich Wilhelms vom königlichen Amt erscheint es freilich verständlich, daß er dem direkten Verkehr zwischen zwei Königen mehr zutraute, als diplomatischen Verhandlungen der Minister. Und so wird das persönliche Eingreifen, das er in besonders schwierigen politischen Lagen zu üben liebte, von seinem Standpunkte aus vollkommen natürlich. —

Es würde ein wesentlicher Zug in dem Charakterbilde Friedrich Wilhelms IV. fehlen, wenn wir nicht zum Schluß noch einen kurzen Blick auf seine religiöse Stellung werfen wollten. Freilich kann H. v. Sybel uns hierbei nur sehr geringe Dienste leisten: er hat es mit politischer Verfassungsgeschichte zu thun, und das Charakterbild des Königs kommt für ihn nur soweit in Betracht, als es mit diesem seinem speciellen Thema in Beziehung steht. Uebrigens ist in dieser Richtung auch kaum etwas neues zu sagen, denn Friedrich Wilhelms IV. religiöse Herzensstellung ist ebenso bekannt wie seine kirchenpolitische. Beide tragen sie stark romantische Züge an sich, aber dieselben wurzeln fest und tief im Gemüt des Königs, sie stammen aus der tiefsten Tiefe eines reinen, frommen Herzens, und darum sind sie uns lieb, auch wenn wir ihnen nicht überall zustimmen können.

Die persönliche aufrichtige Frömmigkeit des Königs ist über allen Zweifel erhaben — sie ist auch noch von keiner Seite angezweifelt worden. Daß dieselbe nicht so sehr konfessionell war, sondern den Hauptnachdruck auf die innerste Herzensstellung des Menschen legte — wie denn Friedrich Wilhelm strenggläubigen Katholiken sich sehr zugeneigt zeigte — ist ebenso bekannt. Am nächsten stand ihm die evangelische Orthodoxie, und es ist nicht zum wenigsten sein Verdienst, daß dieselbe nach Ueberwindung des Rationalismus auch den Hegelianismus samt David Friedrich Strauß abschütteln und auch äußerlich ihr Haupt erheben konnte. Schon in der letzten Regierungszeit Friedrich Wilhelms III. hatte der Kronprinz wesentlichen Einfluß auf die Kirchenpolitik, und er benutzte ihn, soviel er konnte, in seinem Sinne. Seine kirchenpolitischen Ziele deutet auch Sybel an*): „Tief durchdrungen von der Notwendigkeit und Erhabenheit der Heilsanstalten der christlichen Kirche, drängte es ihn, den Verwaltern derselben eine würdige und unabhängige Stellung zu geben und sie von der lästigen Einmischung der profanen Staatsbehörde zu befreien. Hier war er sogar bereit, auch für sich selbst auf die Stellung des obersten Bischofs zu verzichten. Ich ersehne den Augenblick, sagte er, in dem ich dieses Amt in die berufenen Hände niederlegen kann. In dieser Gesinnung beeilte er sich, den Streit mit dem Vatikan gegen einige Einräumungen in den Personalfragen durch vollständige Nachgiebigkeit in der Sache zu beenden, und fort und fort trug er den Gedanken in der Seele, die bischöfliche Würde auch in der evangelischen Kirche, nicht bloß als Ehrentitel, sondern mit voller Amtsgewalt wieder herzustellen, dann sich jeder positiven Einwirkung auf das Kirchenregiment zu enthalten, um so kräftiger aber als Schirmvogt der Kirchen sie vor jedem Angriffe durch ketzerische oder antichristliche Elemente zu schützen."

Eingehender berichtet über Friedrich Wilhelms Kirchenpolitik H. v. Treitschke**). Seine Stellung zur alten lutherischen Separation, der man zu Friedrich Wilhelms III. Zeiten die Gemeindegründung versagte, braucht hier nicht erwähnt zu werden. Der Gedanke, daß glaubenstreue Männer eben um ihres Glaubens willen bedrückt und verfolgt würden, war ihm entsetzlich; und als das Breslauer Konsistorium einmal einen Pfarrer absetzen wollte, weil er die neue Agende zwar angenommen, aber die Formel „Vater Unser" beibehalten hatte, da schrieb der damalige Kronprinz an den Kultusminister Altenstein: den Pfarrer deshalb aus seinem segensreich geführten Amte zu

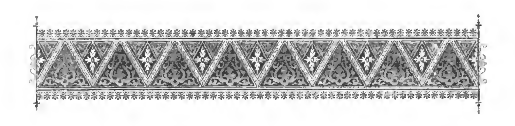
*) Sybel, I. 102.

**) Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. IV. Band a. a. O. 494 f., 565 f.

verstoßen, sei geradezu gräßlich und verlangte, Altenstein solle die Sache einschlafen lassen. — Charakteristisch für seine stets nach subjektivem Gefühl verfahrende Kirchenpolitik ist auch eine Auslassung — ebenfalls aus seiner kronprinzlichen Zeit — über das neue in Berlin eingeführte Gesangbuch, das wegen seiner modernisierenden Tendenz vielfach Anstoß erregte. „Ich finde — so schrieb er — das Buch eben als Buch, ohne alle Nebengedanken, ein gutes Buch, welches hundert Meilen über dem skandalösen früheren neuen Gesangbuch steht. Aber als Werk, als Produkt aus gegebenen Größen, finde ich es, ohne allen Umschweif zu reden, schlecht, nicht etwa wegen Mängel an der Arbeit daran, wovon ich hier nicht reden will, sondern ganz allein darum, weil nach meiner felsenfest stehenden Ansicht und Geschmack der Homer, der Mahabarat, die Nibelungen rc. rc. rc., nach solchen Grundsätzen geändert, wie hier die alten teutschen Lieder, und zwar von der Hand eines Erzengels, notwendig eine Mißgeburt werden müssen. Das ist so ein Grundsatz, der in sich eins und so mit meiner Individualität verwachsen ist, daß sich darüber mit mir garnicht streiten läßt."

Es liegt nicht im Plane dieser kurzen Darstellung, die sich obendrein zumeist auf Heinrich von Sybel stützen sollte, die einzelnen kirchenpolitischen Handlungen des Königs aufzuzählen und durchzunehmen — so wenig das auch bei den rein politischen geschah. Aus den angeführten Beispielen dürfte die Denk- und Handlungsweise des Königs auch auf religiösem und kirchlichem Gebiete zur Genüge hervorgehen, und es wird klar geworden sein, daß unsere Eingangs aufgestellte Formel von der Subjektivität Friedrich Wilhelms IV. auch auf diesem Gebiete zutreffend ist.





Ein Briefwechsel.

Hohensalchow b. Kritz, den 25. Oktober 1890.

Mein lieber Windhoff!

Es ist schon spät Abends. Der Wind peitscht den Regen gegen meine Scheiben, und die Möpsin Bella schleicht draußen auf dem Gange, um von Zeit zu Zeit ihre Schnauze an meiner Stubenthür zu reiben, das soll offenbar heißen: es ist Zeit, zu Bett zu gehen! Recht hast du, alte, treue Hundeseele — aber heute wird einmal eine Ausnahme gemacht, über die ich dir ja wohl nicht Rechenschaft abzulegen brauche.

Oder müßte ich das doch? — Hu, wie der Wind heult, es wird lustig sein auf deinem Korridor, arme Bella, da müßte ich mein Hohensalchower „Herrenhaus“ schlecht kennen, an dem Stellen genug sind, wo der Zimmermann das Loch gelassen; — komm herein, mein Tier, — so, hier ists besser!

Du siehst mich fragend an, ich komme dir so sonderbar vor, nicht wahr? So spät warst du wohl noch nie bei mir, und dort — aha, du blinzelst! — auf jenem Tablett steht eine Flasche und daneben ein Glas, und beides ist leer. — Was weiter? Gütiger Himmel, was für eine Zeit ist das, wo selbst Hunde anfangen, ironische Gesichter zu machen!

Gewiß, die Flasche war noch kürzlich voll, und eine gute Marke war darin — Berncastler Doktor nannte man sie — und jetzt — — nun, jetzt ist sie leer — laß das Blinzeln, sage ich! — und wahrlich, noch keine ihres Gleichen hat, so lange ich Hohensalchow bewohne, eine gleich würdige Bestimmung gefunden.

Komm auf! Heute ist ein Ausnahmefall, du darfst den Sofaplatz einmal mit gutem Gewissen einnehmen, statt, wie sonst immer, verstohlen mit bösem. Ich will dir erzählen, was das alles zu bedeuten hat, die späte Stunde, die leere Flasche, der konzessionierte Sofaplatz u. s. w. Sieh', der Grund für alle diese Abnormitäten ist ein einziger Mann, ein Mann, den du in deinem armseligen Hundedasein noch nie angebellt hast — was sich übrigens auch nicht schicken würde — und dieser Mann — nun paß auf! — feiert um diese Stunden seinen 90sten Geburtstag.

Weg mit der schläfrigen Miene! Hast du ahnungsloses Geschöpf denn noch nicht gemerkt, von wem ich spreche? Daß ich den Generalfeldmarschall — Unsinn, was sage ich? — daß ich unsern Moltke meine? Das ist ein Mann, nehmt alles nur in Allem — —

Nun ists aber genug! sonst behältst du mit deinem verschmitzten Blinzeln am Ende noch recht. Ich werde, um mich verständlich zu machen, von Shakespeare absehen müssen und deinem hündischen Verständnis mehr entgegenzukommen suchen.

Erinnerst du dich noch, wie im August alle die fremden, bunten Herren bei uns waren mit den rasselnden Säbeln? Es war nicht gut Kirschenessen mit ihnen, und du konntest ihnen nur von weitem einmal ein schiefes Maul ziehen; aber schön waren die Tage doch, weißt du: denn was gab es damals für Knochen abzusuchen, soviel wie sonst in mehreren Monaten nicht! Alle diese gewaltigen Herren, mußt du wissen, die dir so manchen Fußtritt versetzt haben, wenn ich nicht dabei war, und so manches Schmeichelwort dir sagten, wenn deine Herrin und Gönnerin, unsere liebwerte Hausfrau in der Nähe stand, waren nur Untergebene und mußten aufs Wort gehorsam sein dem Manne, dem zu Ehren du hier heute Abend auf dem Sofa liegst. —

Und nun mach' dich fort, mein Schatz! Der Wind hat nachgelassen, und der Korridor wird jetzt die dir bekömmliche Atmosphäre haben.

„Und nun zu Euch, mein werter Oheim Gloster!" Du wirst mich besser verstehen als Bella, und da Du mich ziemlich genau zu kennen das Unglück hast, so wirst Du ahnen, was alles bei obberegter Veranlassung mir durch Kopf und Herz geht. Ich möchte ja Deinem politischen Monatsbericht-Schreiber nicht vorgreifen, aber ganz schweigen kann ich nicht, wenigstens nicht an diesem Abend, am Abend des fünfundzwanzigsten! Welch ein Gedanke, den morgenden Tag selbst mit erleben, mit feiern zu dürfen, einer solchen Gestalt, wie der des deutschen Feldmarschalls, die unsere Kinder schon jetzt fast ausschließlich im Lichte der Geschichte sehen, Zeitgenosse, mitlebender und mitstrebender Zeitgenosse gewesen zu sein!

Und dazu der andere Gedanke, der bloß mich angeht, den Du mir aber doch wohl nachfühlen kannst: Ich war ja 1870 und 71 auch dabei als junger Bursch und habe die Schlachten, die er gedacht hatte, mit schlagen helfen, und wenn ich ihn auch damals auf dem Kriegsschauplatze nie zu Gesicht bekommen habe, wir wußten's ja alle, was er uns war — und die Franzosen wußten's noch besser, was er ihnen war — und schon damals wären wir Mann für Mann für ihn durchs Feuer gegangen.

Begreifst Du jetzt die leere Flasche Berncastler und alles übrige?

Mir schoß eben ein sonderbarer Gedanke durch den Kopf — dergleichen kommt vor, weißt Du. Hier ist er: Beispiellos und einzigdastehend ist bekanntlich die allgemeine und ungeteilte Anerkennung, deren unser Feldmarschall sich erfreut; man sagt, er habe keinen Feind. Wenn ich oder — nichts für ungut! — gar Du Feldmarschall geworden wäre, dachte ich — — o du liebe Zeit!

Schon als Hohensalchower Gutsbesitzer bin ich lange nicht nach jedermanns Geschmack, z. B. nicht nach dem meines Rademachers — der übrigens von heute an wieder einen kleinen Stein bei mir im Brett hat. Und da das auch mit unserm Moltke zu thun hat, so will ich Dir den Vorfall erzählen.

Ich lasse den Mann in diesen regnichten Tagen Schauerarbeit machen, die von der Thätigkeit des Sommers schadhaft gewordenen Geräte wieder in Stand setzen u. dgl. und gebe ihm dazu einen Gehülfen — unpraktischer Weise, wie man mir oft vorhält, denn dadurch wird mehr Zeit verthan, als gewonnen. Ich denke aber, ein Mann will bei seiner Arbeit auch gerne ein Wort sprechen: „wenn gute Reden sie begleiten rc." sagt schon Schiller, und Zeit ist im Winter bei uns in Hohensalchow noch lange kein Geld.

Mein Rademacher also arbeitet mit seinem Werkgenossen an einer Wagenleiter, und ich, als sorgsamer Hofverwalter, schreite gegen Mittag dem Schauer zu, um das Werk ihrer Hände zu besehen. Daß ichs nur gestehe, es war mir diesmal weniger um die Wagenleiter, ich wollte die Leute so gesprächsweise aufmerksam machen auf die Bedeutung des morgenden Tages, von der sie möglicherweise garnichts ahnten. Du schriebst mir früher einmal, ich sollte mein bischen Socialpolitik in Hohensalchow praktisch zu verwerten suchen, und das dachte ich u. a. auch damit zu thun, wenn ich im persönlichen Verkehr mit meinen Leuten, wo es sich gerade natürlich machte, ihre patriotischen Gefühle zu wecken und zu stärken trachtete. Wie erwies sich doch auch in diesem Falle

die Theorie so grau — wie ich alter Esel; und wie grün des Lebens goldner Baum — wie ich grüner Junge!

„Na, Krischan, weißt du ok, wat morgen för'n Dag is?"

Krischan sieht mich erst etwas erstaunt an, nickt aber dann gleichmütig mit dem Kopf. „O Herr, wat wull ick dat nich weiten! Morgen is Sünndag."

Schafskopf, dachte ich, mag auch so etwas in meinen Mienen geäußert haben, denn Johann, an den ich mich jetzt mit der gleichen Frage wandte, und der ohnehin leicht eingeschüchtert war und zum Stottern neigte, kam über ein: „Essünddd . . ." nicht hinaus.

„Ja — nahm ich jetzt pathetisch das Wort — dor hest Du recht, Johann: 'ne Sünd' is dat, un 'ne Schand' dortau, dat Ji dor nich mal von hört hewwt — —" und dann machte ich ihnen klar, daß morgen der alte Generalfeldmarschall Moltke, der mit dem alten Kaiser Wilhelm zusammen die Franzosen vor 20 Jahren so gehörig verhauen habe, seinen 90sten Geburtstag feiere. „Wenn uns' oll' Kaiser Wilhelm dat noch belewt har — schloß ich — dei würd' nu all in dei dreiundnägentig sin."

Ich hatte mich ganz warm gesprochen und schien auch Eindruck gemacht zu haben, denn die beiden sahen mich mit offenem Munde an. Endlich nahm der Rademacher das Wort:

„Ja, wenn dei Herr dat meint hebben, dat uns' Moltke morgen sinen nägentigsten Geburtstag fiert — dat brukten wie den Herrn doch nich irst tau seggen, denn dat weit hier in'n Dörp jo Jedwerein!"

Da hatte ichs! Daß man allenfalls den laufenden Wochentag vergäße, wurde erklärlich gefunden — aber „unsen Moltke"s Geburtstag, den kannte im Dorfe „Jedwerein". Und ich grau-grüner Theoretiker hatte geglaubt, den Leuten etwas neues zu sagen. Freilich wird es nicht überall so günstig stehen, wie bei mir in Hohensalchow. Ich höre nämlich jetzt, daß mein alter, treuer Lehrer schon seit Wochen fleißig vorgearbeitet hat, und das bleibt doch immer der sicherste Weg, auf die Eltern zu wirken, wenn man bei den Kindern einsetzt. —

Nun habe ich Dir aus meiner augenblicklichen Stimmung heraus noch eine kleine Moltkebetrachtung geschrieben, die freilich für Dich schon etwas post festum kommt, aber mit den üblichen Zeitungsbetrachtungen wohl so wenig gemein hat, daß Du sie doch vielleicht noch brauchen kannst.

Zu weiterem kann ich mich diesmal nicht mehr aufschwingen, aus dem einfachen Grunde nicht, weil ich mit meiner bescheidenen Schwungkraft — vielleicht auch unter Mithülfe des Berncasteler Doktors — schon ziemlich den Höhepunkt des Erreichbaren erflogen habe. Es ist aber nicht wohlgethan, sich allzu hoch zu schwingen, das lehrt das Beispiel des Ikaros, sowie das so manches andern modernen Luftschiffers und — Pegasusreiters. Ich schließe daher nur noch mit den Worten, die heute Abend und morgen die Losung in deutschen Landen bilden: Hoch der Generalfeldmarschall Graf von Moltke, hoch unser Moltke! Und da es mir nicht angängig erscheint, meinen reichlich prosaischen Namen gleich darunter zu setzen, so zeichne ich diesmal nur — mit herzlichem Gruß — als

der Deinige.

Schwerin, den 28. Oktober 1890.

Lieber alter Freund.

Weshalb sollte der Name Karl Schulz nicht in der Nähe Hellmuth v. Moltkes stehen können? Es ist ein ehrlicher, deutscher Name, ohne —sohn, —thal, —stein, —stern und ähnliche Anhängsel — was heutzutage schon etwas sagen will; es ist obendrein ein charaktervoller Name, und zwar prägt sich in seinem Klange ein kurz bestimmter, energischer Charakterzug aus — alles in allem, es ist ein Name, auf den ich meines-

teils ein Wort Alexanders des Großen zu Diogenes zurechtstutzen möchte: „Wenn ich nicht Adam Windhoff hieße, möchte ich wohl Karl Schulz heißen!"

Also Deinen Namen in Ehren — wie auch Deinen Brief. Du hast recht, ich kann Dir Deine Empfindungen nachfühlen, die Du am Vorabend unserer Moltkefeier in stiller Abendstunde zu Papier gebracht. Leider ist es für uns in den Städten, zumal wenn wir mit der Presse zu thun haben, nicht so leicht, ähnliche Empfindungen auf uns wirken zu lassen. Es ist des Störenden allzuviel vorhanden, was bei solchen großartigen Anlässen, wie jetzt wieder der 90. Geburtstag Moltkes, auf Schritt und Tritt dem Eingeweihteren entgegentritt und ihm sein bischen Patriotismus mit Sauerteig durchsetzt.

Schon daß man Wochen lang vorher das gesperrt gedruckte Wort „Moltkefeier" und ähnliche aus jeder Zeitungsspalte herausschauen sieht, bewirkt schließlich eine gewisse Abstumpfung gegen das Ereignis selbst. Aber freilich ist das ein notwendiges Uebel, denn daß eine allgemeine, planmäßige Feier des Tages überhaupt möglich werde, dazu müssen ja gerade die Zeitungen ihre Dienste zur Verfügung stellen; ohne Presse wäre so etwas einfach nicht zustande zu bringen.

Weit unangenehmer ist es, pflegt aber auch nie auszubleiben, wenn sich die Geschäftsmacherei und die Reklame an solche vaterländische Festtage herandrängt. Die Uebergabe von Adressen ist gewiß eine sinnige Huldigung für einen, der sich um Fürst und Vaterland hervorragend verdient gemacht hat, und bei unserm Moltke weiß man ja auch, daß es allen Unterzeichnern von Herzen kommt. Ist es nicht aber zum Verzagen, wenn man einen solchen Huldigungsakt herbeigeführt sehen muß von einem Geschäftsgenie, das die aufrichtigen Herzensgefühle anderer für sich selbst in bares Geld umsetzen möchte? Und doch ist das bekanntlich in unserer Reichshauptstadt vorgekommen.

Was sonst noch bei solchen Festtagen die Reklame fertig bringt, kennt man ja; es ist harmloserer, aber auch nicht eben erquicklicher Natur. Cigarrensorten, Hutfaçons, Sekte und Liköre und noch viele andere Dinge, sie alle weisen eine Zeitlang eine besondere Specialität auf, die den Namen „Moltke" führt, höchstwahrscheinlich also vom Generalfeldmarschall besonders bevorzugt wird. Der Fabrikant des Likörs „Moltke" soll übrigens ein Exportgeschäft nach Frankreich beabsichtigen. Haben die Franzosen den großen Moltke nicht in ihre Gewalt bekommen können, so soll ihnen nunmehr wenigstens Gelegenheit geboten werden, bisweilen „einen kleinen zu nehmen". Ob sie von diesem Trost Gebrauch machen werden, steht freilich wohl dahin. Den Mitgliedern der Patriotenliga könnte sich doch der übrigens süße Likör „zwischen Lipp und Kelchesrand" in einen „Bittern" verwandeln.

Aber ich will aufhören, die Kehrseite einer Moltkefeier zu beleuchten, es ist keine angenehme Beschäftigung und geschieht niemandem zu Dank.

Nur noch eins. Um dieselbe Zeit etwa, wo Du mit Hülfe der Donna Bella und des Berncastler Doktors Deine Vorfeier abhieltst, gedachte auch ich des ehrwürdigen Jubelgreises und verlieh meinen Gedanken einem Freunde gegenüber folgenden Ausdruck: „So, den Fackelzug hat er jetzt glücklich überstanden! wie er wohl froh ist!"

„Ja," meinte der Freund, „aber morgen Abend, wenn alles vorüber, wird er noch froher sein." —

Es ist gewiß nicht schön, lieber Freund, wenn jemand darauf aus ist, allen Dingen die unvollkommene Seite abzugewinnen; weit angenehmer berührt ein gesunder Optimismus wie der Deinige, auch wenn er sich mit der Wahrheit nicht überall decken sollte. Du darfst mir aber getrost glauben, daß auch ich mir noch ein gutes Stück davon bewahrt habe, wie ich denn z. B. beim Empfang Deines Briefes in meinem Herzen noch eine kleine Moltke-Nachfeier gehalten habe.

Und das will ich Dir auch noch gleich sagen, damit Du weißt, wie Du mit mir dran bist, und was Dich eventuell erwartet: An dem Tage, an dem mir einmal dies

Stückchen Optimismus — der Rest eines leichtsinnig angelegten größeren Kapitals — verloren gehen sollte, hänge ich meine Feder an den Nagel — kühn und bildlich gesprochen — und ziehe zu Dir nach Hohensalchow. Dann mag ein anderer mit Dir den „Briefwechsel“ weiterführen. Ich kümmere mich um nichts mehr, und von Politik will ich auch das nicht einmal mehr wissen, was Dein Rademacher und sonst „Jedwerein“ in Hohensalchow weiß.

Darauf mache Dich also gefaßt. Doch hoffe ich, es wird noch etwas dauern bis dahin, denn ich wirtschafte jetzt sehr sparsam mit meinem Optimismus — wie Dir auch dieser Brief gezeigt haben wird. In Deinen Schlußruf stimme ich natürlich trotzdem von Herzen mit ein: Hoch unser Moltke!

Dein alter Freund

A. W.

Für und wider.

(Diese Rubrik soll dazu dienen, einen Meinungsaustausch der Leser über Fragen, die in der „Monatsschrift“ zur Besprechung gelangt sind, möglich zu machen. Sie steht allen Gesinnungsgenossen für kürzere, sachliche Einsendungen offen.)

Hochgeehrter Herr Redakteur!

In diesem Augenblicke, genauer gesagt, in den soeben verflossenen Augenblicken, habe ich die Antwort gelesen, welche Sie (auf einen seiner Briefe) im **Septemberheft** der „Allg. konf. Monatsschrift“ Ihrem sehr geschätzten Freunde Windhoff erteilen, der nach meiner sehr unmaßgeblichen Vermutung die gleiche Schule mit Ihnen besucht hat.

In dieser Antwort nennen Sie (auf S. 984) den im „Berliner Volksblatt“ aufgewärmten alten Kohl, wonach die Meteore unserer Erde die ersten Pflanzenkeime von fernen Welten gebracht haben sollen, eine ungeheuerliche Hypothese, was dann aber in dem betreffenden Artikel noch weiter folgt, den ungeheuerlichsten Blödsinn.

Ich erlaube mir nun bloß, Ihnen ergebenst mitzuteilen, daß ich meinerseits auch das, was Sie eine ungeheuerliche Hypothese nennen, als den ungeheuerlichsten und vollendetsten Blödsinn bezeichnen möchte, und zwar das aus dem Grunde, weil die Meteore (allen Respekt übrigens und ein dickes Fragezeichen vor den sieben und hinter den sieben Millionen!) aus bekannten Gründen zu glühen anfangen, wenn sie in die Atmosphäre der Erde eintreten, und selbst die Pflanzenkeime aus den fernsten Welten die Glühhitze schwer aushalten.

Derartige Dinge lese ich übrigens oft, und es prickelt mich stets in den Fingern, sie richtig zu stellen. Aber ich habe bisher die schon ergriffene Feder immer wieder auf die Seite gelegt; denn wer kann dem allem nachgehen, wenn er sonst zu thun hat?

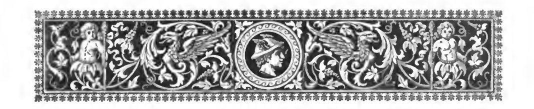
Diesmal habe ich eine Ausnahme gemacht, weil ich gerade durch einen angenehmen Biergenuß in der Familie — ich hoffe dadurch Ihnen wie Ihrem geehrten Freunde gerecht zu werden — „in eine wohlwollende Stimmung versetzt“ bin.

Uebrigens erlaube ich mir noch die gehorsamste Anfrage an die Gelehrten des „Berliner Volksblatt“, woher denn die „fernen Welten“ ihre Pflanzen haben.

Ihr ergebenster

K. Z.

Berichtigung. Herr Verlagsbuchhändler C. L. Hirschfeld in Leipzig teilt uns bezugnehmend auf eine Bemerkung S. 1091 unserer Zeitschrift mit, daß das Buch „Rembrandt als Erzieher“ nicht von einem Sachsen geschrieben ist. — Ferner gegenüber einer Aeußerung im letzten Heft von „angeblich 17 Auflagen“, daß bisher 23 Auflagen à 1000 Exemplare von „Rembrandt als Erzieher“ erschienen sind.



Monatsschau.

Politik.

Der abgelaufene Monat hat dem jungen Reiche Kontraste gebracht, die vor 20 Jahren bei der Gründung desselben schwerlich irgend jemand für möglich gehalten hätte: begeisterte Freude und fanatischen Haß.

Am 26. Oktober hat Feldmarschall Moltke seinen 90. Geburtstag gefeiert. Solch persönliches Fest ist ja bei aller menschlichen und patriotischen Teilnahme, die es weckt, im Grunde kein politisches Ereignis, das Erwähnung heischt in einem politischen Bericht; inzwischen legt doch die Feier Erwägungen nahe, welche so sehr auf politischem Gebiet liegen, daß es schwer ist, sich ihnen zu entziehen. Vor kurzem schied der Reichskanzler Fürst Bismarck aus dem Staatsdienst. Er hinterließ wenig Freunde; Millionen atmeten auf. Der 26. Oktober gehörte dem Grafen Moltke und es zeigte sich, daß dieser Feldherr und Staatsmann in ganz Deutschland kaum einen einzigen Feind hat, keinen persönlichen Gegner, auch in den gegnerischen politischen Parteien nicht, obschon er selbst einer bestimmten Partei offenkundig angehört und in Wort und Schrift sich zu derselben bekannt hat. Woher der Gegensatz?

Die Gründe, die dem Fürsten Bismarck im Laufe der Zeit die Sympathie auch vieler vormaliger Bewunderer und Verehrer gekostet haben, brauchen hier nicht erörtert und wiederholt zu werden; sie sind bekannt genug. Dagegen legt es die Moltkefeier dem Chronisten nahe, einen Blick auf die Fähigkeit dieses seltenen Mannes zu werfen, sich in allem Wechsel der Zeiten ungeschmälert eine Popularität zu bewahren, nach welcher er niemals gehascht oder nur von weitem gestrebt hat. Der Schlüssel des Geheimnisses liegt in seiner Bescheidenheit und in seiner Sachlichkeit. Mit der Bescheidenheit wahrer Größe stellt er stets seine Person zurück. Und wo immer er berufen war, öffentlich aufzutreten — es sei nur an seine Reden im Reichstage und Herrenhause erinnert —, hielt er sich stets knapp und sachlich in den Grenzen seiner Aufgabe, und mit wie großer Bestimmtheit und Entschiedenheit er seine Ueberzeugung auch vertrat, nie ließ er persönliche Schärfe einfließen. Nichts lag ihm ferner als Rechthaberei; niemals vertrat er Parteidogma, oder gar Parteileidenschaft, sondern allerwegen eine von Fall zu Fall geprüfte, sachliche Ueberzeugung, ohne Vorurteil unwandelbar fest nur in den großen Grundfragen der staatlichen und kirchlichen Autorität. Er vertrat einen echten, idealen Konservatismus, der weder unzufrieden Rückschau hält auf vermeintlich bessere Vergangenheit, noch murrend darüber klagt, daß nichts, auch im politischen Leben nicht, sich festhalten läßt auf dieser wandelbaren Erde, der vielmehr

freudig Hand anlegt, den unabänderlichen Strom der Dinge in rechte Bahnen zu leiten, der die Aufgaben der Gegenwart mit offenem Auge und weitem Blick lebendig zu erfassen und zu lösen sucht, um mit Gottes Hülfe die Vergangenheit hinüberzuleiten in eine bessere Zukunft.

Wenn wir oben von den Kontrasten des Monats sprachen, so meinten wir aber nicht die Verschiedenheit Moltke—Bismarck, sondern wir dachten an den immer schärfer sich ausprägenden Gegensatz der nationalen und der internationalen, der erhaltenden und der zerstörenden Parteien in Deutschland. An Moltkes Geburtstag vereinigte sich alles, was Freude am Vaterland hat, zur Huldigung für den Mitbegründer des deutschen Reiches. Und am 1. Oktober brüllten tausendstimmige Volksversammlungen einer Partei, welche Millionen von Arbeitern zu ihren Gliedern zählt, den Gassenhauer:

„Deutschland, wir weben dein Leichentuch.“

Kaum zwanzig Jahre steht das junge Reich, und schon sind aus seiner Mitte die Umstürzler erstanden, die keinen Stein auf dem andern lassen wollen. Wie wird der Kampf enden? wird er ein Streit der Geister, oder doch ein gesetzlicher Ringkampf auf dem Boden des allgemeinen Stimmrechts bleiben, oder wird er auf den Barrikaden ausgefochten werden mit Blut und Eisen?

Daß es den Socialisten, die ihren Parteitag in Halle a. S. gehalten haben, voller Ernst ist mit ihrer Reichsfeindschaft — darüber kann kein Zweifel sein. Gewiß wollen sie für jetzt noch kein Losschlagen mit bewaffneter Hand, weil sie klar sehen, daß sie den kürzeren ziehen würden. Aber nichts anderes hält die Führer ab, als die Furcht, als das Gefühl, daß sie dem kapitalistischen Staat noch nicht ganz gewachsen sind. Sobald der Erfolg ihnen winkte, würden sie die Welt in Flammen setzen.

Man war einigermaßen gespannt gewesen, wie der Kampf der „Alten“ und der „Jungen“ auf dem Parteitage sich gestalten würde. Es ist nun klar, daß die „Alten“ im wesentlichen gesiegt haben. Ganz billig ist ihr Sieg aber doch nicht erkauft. Zwar hat man die gegnerischen Wortführer auf dem Wege wohl vorbereiteter Maschinenpolitik ziemlich brutal an die Wand gedrückt. Aber die „Alten“ sind doch gezwungen gewesen, speciell Herr Liebknecht, einen Radikalismus zur Schau zu tragen, den sie gewiß gerne noch für sich behalten hätten, und der sicherlich manchen Zögernden geschreckt hat. Während zuerst immer die Leisetreterei von den Führern als besonders schlaue Praxis und „Taktik“ empfohlen wurde, namentlich auf religiösem Gebiet, hat plötzlich und in ziemlich unvermittelter Weise, offenbar angesichts der relativen Stärke der Opposition, Liebknecht selbst mit verblüffender Offenheit die oft bestrittenen Ziele und Absichten der Partei klar gelegt. Zunächst soll nach ihm die Monarchie beseitigt werden; an ihre Stelle tritt die Republik. Stürzt der Staat, „so fällt auch die Kirche“. Das Eigentum wird abgeschafft, Grund und Boden wird Gemeingut. Ob diese Absichten auf gesetzlichem oder ungesetzlichem Wege verfolgt werden, ist nach Herrn Liebknecht eine „ziemlich gleichgültige Frage“. Die Besitzenden sind „als Klasse“ Gegner des Arbeiterstandes. Nur einzelne gelangen durch „hohe Einsicht“ auf Liebknechts Standpunkt, „alle Autoritäten im Himmel und auf Erden“ zu leugnen.

Und nun sind diese Ideen nicht Privatäußerung eines Einzelnen geblieben, sondern die Partei hat sie jubelnd acceptiert und damit schlechthin die sociale Frage zur Machtfrage zugespitzt. Jede Reform wird abgelehnt — das Invaliden- und Altersgeld bezeichnete der Millionär Singer von seinem Standpunkt aus als „Bettelpfennig“, den man sich schämen sollte, den Arbeitern anzubieten. Der Atheismus versteht sich für gute Socialdemokraten von selbst. Man muß diesen freilich nicht zu laut bekennen.

Nach einem solchen Uebermaß abfälliger Kritik an allem, was noch aufrecht steht, an Staat und Gesellschaft, an Schule und Kirche, an himmlischen und irdischen Autoritäten, war man natürlich doppelt gespannt, zu hören, welche Heilmittel für unser krankes Zeitalter der Socialismus bereit hält. Aber wer danach fragt, kommt böse an. Er

wird mit dem Vorwurf „unwissenschaftlich" zu sein, von **Liebknecht** niedergeschmettert. Dieser Mann der Wissenschaft schreibt in seinem „Volksblatt," dessen Ton durch und durch pöbelhaft ist:

> „Ein Narr fragt mehr, als zehn Vernünftige beantworten können." Es muß Einer ein Narr sein, um Solches zu fragen. Ein Narr oder ein krasser Ignorant. Ebenso gut kann man von uns verlangen, daß wir das Wetter im Zukunftsstaat prophezeien. „Wie das gemacht werden soll" — nun, das wissen wir nicht, und zwar deshalb nicht, weil es von den Umständen und Bedingungen abhängt, unter denen sich die Umgestaltung vollzieht.
>
> Haben wir die „Klinke der Gesetzgebung" in der Hand, dann wollen wir unseren Gegnern bald zeigen, „wie es gemacht wird." Sicherlich werden wir nicht so ratlos dastehen wie unsere Gegner, die, obgleich sie alle materielle Macht haben, doch vor den einfachsten socialen Problemen erstaunt und verdutzt dastehen, wie die Kuh vor dem neuen Scheunenthor.

Nachdem dann noch von der „Feigheit und Verkommenheit des deutschen Bürgertums" die Rede gewesen und von der „demagogischen kurzsichtig-tölpelhaften Art der Bekämpfung des Socialismus" durch den Fürsten Bismarck, heißt es zum Schluß:

> Fahren unsere Gegner fort, uns wie bisher zu bekämpfen, nun — so werden wir wachsen und blühen wie bisher. Haben sie aber Einsicht und geben sie uns nach, ja nun, so haben wir erst recht den Gewinn. — Unsere Gegner mögen es machen wie sie wollen, in jedem Fall arbeiten sie für uns.

Diese Prahlereien stehen ganz auf der Stufe der Kinder, die sich durch Singen Mut machen, wenn sie im Dunkeln allein sind. Denn tiefes Dunkel liegt in der That über dem Wege, den man zu kennen behauptet, und Presse und Redner wissen nun kein anderes Mittel, sich die Bitten um Auskunft über das Programm vom Leibe zu halten, als abweisende Kraftausdrücke und Vertröstungen auf die „Entwicklung" einer nebelhaften Zukunft. Ein „Broschürchen über den Zukunftsstaat" wurde gefordert, aber bisher nicht bewilligt. Was Unbeteiligte von demselben wissen, sind ein paar Phantastereien von **Bebel**, der vielgelesene Roman von **Bellamy** und eine neue, mit ein paar wissenschaftlichen Flittern aufgeputzte Robinsonade eines Dr. **Hertzka** in Wien, „Freiland". Was aber ist mit solchen Phantasiestücken aus dem Schlaraffenland gewonnen, wenn jede Andeutung fehlt, wie man dahin gelangen könnte. Die erste praktische Maßregel würde volle Uneinigkeit zeigen. Einig ist man bisher nur über das, was man **nicht** will, und das sind lauter Dinge, deren Beseitigung ganz sicher keinem Arbeiter seine Lebenslage auch nur um einen Pfennig verbessern wird. Wenn die Monarchie beseitigt, der Staat zertrümmert, die Kirche vernichtet wird, so sind sicher die Arbeiter die letzten, die aus solchen Wirren Vorteil ziehen werden.

Der Glaube aber, daß, wenn nur erst die ganze alte Welt in Scherben geschlagen sei, sich wie von selbst eine neue in Herrlichkeit erheben werde, diese Zuversicht verrät doch im günstigen Falle einen Optimismus, über den ein Kenner der Weltgeschichte und des Menschenherzens sich des Lächelns nicht erwehren kann, im ungünstigen Falle eine Gewissenlosigkeit, die den Galgen verdient, weil sie mit dem Lebensglück unzähliger Menschen ihr frevelhaftes Spiel treibt. Wer bei politischen Zukunftsrechnungen die Sünde und Leidenschaft der Menschen nicht mit in Ansatz bringt, wird unrettbar zu Fehlschlüssen kommen, er mag Individualist oder Socialist sein. Das Hineinhetzen der Arbeiter in eine grundverkehrte Richtung ist aber um so mehr zu beklagen, als bei verständiger und leidenschaftsloser Führung ihre Sache viel mehr gewinnen könnte. Im weitesten Sinne steht die öffentliche Meinung und mit vollem Herzen stehen die Regierungen auf ihrer Seite. Die „Kölnische" ist unseres Wissens das einzige bewußt kapitalistische und arbeiterfeindliche Blatt in Deutschland. Und niemand verdenkt es den Arbeitern, wenn sie ihre Interessen weder den Konservativen, noch den Liberalen anvertrauen, sondern ihre Sache selber führen wollen. Ja, man kann nichts dagegen haben, wenn sie eine Entwicklung gewisser Gebiete unserer Staatsordnung in socialistischer Richtung verlangen, vorausgesetzt, daß klar gesagt wird, wo diese Entwicklung beginnen und wo sie enden soll. Ueber Vorschläge kann man diskutieren, aber nicht über Redens-

arten. Diskutabel ist ohne Zweifel der gemeinwirtschaftliche Betrieb für einzelne Produktionsfelder — für den Bergbau befürworten wir ihn —, wie er sich ja auch im Verkehrswesen bei Post und Eisenbahn bestens bewährt. Aber andererseits genügen auch fünf Minuten nüchternen Nachdenkens über die Verwirklichung radikal-socialistischer Forderungen, um auf geradezu unüberwindliche Hindernisse zu führen.

Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelnes einzugehen. Für die Chronik genügt es, festzustellen, daß hinsichtlich der Durchführung und Durchführbarkeit des socialistischen Programms auch nicht der leiseste Fortschritt zu verzeichnen ist. Was an greifbaren Beschlüssen gefaßt wurde, liegt alles auf dem Gebiet der gegenwärtigen Staatsordnung und bezieht sich auf Streik, Boykott, Arbeiterschutz und andere diskutable Dinge. Die größte Kraft will man übrigens vorläufig offenbar nicht in die Vertretung bestimmter materieller Forderungen legen, sondern in die formale Agitation, in das demagogische Getriebe, das mit Versprechungen arbeitet. Nach Bebel soll sich dieses Wirken zunächst in vier Richtungen bewegen. Man will „den Turm des Ultramontanismus", der schon bei den letzten Wahlen ins Wanken gekommen sei, vollends untergraben. Man will ferner ein Organ für die ländliche Arbeiterbevölkerung, ein solches für die polnischen Arbeiter und ein Parteiorgan für Elsaß-Lothringen herausgeben. Daß diese Agitation noch weitere Erfolge erzielen wird, ist nach den bisherigen Erfahrungen kaum zu bezweifeln.

Wie weit ins Leben tretende Reformen dem Socialismus Abbruch thun werden, steht dahin. Erfreulich ist, daß alle Versuche, die Einführung des Invalidengesetzes zu hindern und zu verschieben, bisher erfolglos geblieben sind. Im Gegenteil bewegen sich die Einführungsmaßregeln in einem Tempo vorwärts, welches kaum noch Zweifel läßt, daß das Gesetz mit Beginn des Jahres 1891 in Kraft treten wird.

Neben den fast alles verdrängenden socialpolitischen Problemen haben doch auch im abgelaufenen Monat ein paar kirchenpolitische Fragen wieder von sich reden gemacht. Was innerhalb der evangelischen Kirche Preußens über Verselbständigung derselben und Verkirchlichung der Theologie geredet und erkämpft ist, findet im kirchlichen Bericht dieses Blattes seine Stelle. Erwähnung verdient hier, daß die Agitation der Katholiken zu Gunsten der Jesuiten leider schon von großen Berliner Blättern für aussichtsvoll gehalten wird. Schon jetzt, wird deduziert, wirkten die Jesuiten überall in Deutschland und hielten große Missionen ab; niemand hindere sie. Das Gesetz stehe nur auf dem Papier und praktisch sei der Unterschied nicht groß, ob es aufgehoben werde oder nicht. Wir unsererseits würden die Aufhebung doch bedauern. Nicht deshalb, weil wir besondere Furcht vor den Jesuiten hätten oder sie alle für grundgescheidte Leute hielten — wohl aber, weil uns weder die unsittlichen Grundsätze des Ordens an sich, noch das ganze Verhalten der römischen Kirche dem deutschen Reiche gegenüber von der Art zu sein scheinen, daß wir es für politisch halten könnten, Zugeständnisse zu machen, die nicht unbedingt notwendig sind. Die Gewinnung einer Mehrheit im Reichstage für Aufhebung des Gesetzes wird von der deutschfreisinnigen Partei abhängen. Die Socialdemokraten sind dafür, obschon eine Stunde Jesuitenherrschaft vollkommen ausreichen würde, um sämtliche Socialistenführer in Gefängnisse zu befördern, aus denen es keine Rückkehr giebt.

* * *

In unserem Nachbarlande **Oesterreich** dauert der Kampf um den Ausgleich fort — ob mit oder ohne Erfolg, läßt sich noch nicht übersehen. Ganz ausgeschlossen ist die Einigung noch nicht, denn die Jungtschechen sind schon einmal durch die Alttschechen empfindlich verleugnet worden. Wie weit die Parteileidenschaft der Stürmer und Dränger geht, zeigte sich besonders bei der Anwesenheit des Kaisers Wilhelm in Wien. Das tschechische Hetzblatt in Prag, die „Politik", protestierte damals dagegen, daß in einem [illegible]raus freundlichen Begrüßungsartikel der halbamtlichen „Abendpost" gesagt war:

„Wien als Sprecher der Angehörigen des Reiches wird begeistert ausrufen: Hoch lebe der Gast, der Freund unseres allergnädigsten Kaisers und Herrn!" und erklärte, das tschechische Volk teile nicht den Enthusiasmus der Wiener Bevölkerung. Hinzugefügt wurde die ironische Frage, ob der Enthusiasmus bei einem Besuch des Kaisers von Rußland gleich groß gewesen sein würde.

Um so weniger Grund haben aber die Oesterreicher, sich in „nationalen" Fragen nutzlos zu zerfleischen, als auch dort die sociale Frage mit dröhnenden Schlägen an das Thor pocht. Wieder hat ein Streik der Trambahnbediensteten Wien mehrere Tage buchstäblich und bildlich in Atem gehalten und leider klargelegt, daß nicht nur dieses ganze große Verkehrsmonopol in Judenhänden liegt und im vollen Sinne des Wortes kapitalistisch ausgebeutet wird, sondern daß auch die Börse ihre Agenten oder doch Freunde in den Behörden hat. Mögen immerhin die Antisemiten den Vorfall parteilich ein wenig ausgebeutet haben, dennoch bleibt ihnen das Verdienst, die Dinge beim rechten Namen genannt und grundsätzlich angefaßt zu haben. Hier ist in der That ein Gebiet, wo mit Recht socialistische Reform verlangt werden darf. Die Ausnutzung der Straßen einer Großstadt mit Bahnwagen und Schienennetz ist ein Monopol von so großer öffentlicher Bedeutung, daß es nicht in den Händen Privater bleiben sollte. Charakteristischer Weise wollen aber an solche socialistische Reform die Socialisten nie heran, oder richtiger, sie dürfen nicht, weil dann gewiß keine „Gründergewinne" mehr in den Einnahmelisten der Partei figurieren würden. Für formal-politische Dinge, die keinem Menschen etwas nützen, wird dagegen „unentwegt" gekämpft; die Vertretung wirklicher Lebensinteressen überläßt man den „bürgerlichen" Parteien, sogar den Antisemiten.

* * *

Auf dem internationalen Gebiet ist das Ereignis des Monats die Einführung der Mac Kinley-Bill in den Vereinigten Staaten. Viel zu sagen ist über die Wirkung der Bill naturgemäß noch nicht, zu klagen erst recht nicht. Haben die europäischen Staaten den amerikanischen Zöllen ihrerseits gesteigerte Zölle entgegengesetzt — wer will es den Amerikanern verdenken, wenn sie noch eine Stufe weiter auf der Steigerungsleiter fortschreiten? Wie das Gesetz wirken wird, bleibt lediglich abzuwarten. Schon werden Stimmen von vielen Seiten laut, welche ungünstige Folgen für Amerika selbst behaupten, indes ist hier wohl vorsichtiger Zweifel am Platz, ob nicht bei manchen Propheten der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Leider sind bisher Anzeichen eines europäischen Zollbundes nirgends zu spüren. Und doch brauchte es noch nicht einmal ein Zollbund zu sein, sondern nur eine Verabredung der großen Kulturstaaten, daß sie beispielsweise auf Petroleum einen Prohibitiv-Zoll jeder an seiner Grenze legen und dem russischen Petroleum die Thore öffnen wollten, um Amerika zu Handelsverträgen zu zwingen, die von der europäischen Industrie allzugroße Schädigung abwenden. Indessen ist ja leider das friedliche Zusammengehen der Völker und Staaten oft sehr viel schwerer zu erreichen, als das kriegerische Widereinandergehen auf dem Schlachtfeld.

Die deutsch-englischen Beziehungen schienen auf die Probe gestellt zu werden durch eine Publikation des deutschen „Reichsanzeiger" über den bekannten gefälschten Sklavenerlaß und seine Ursprungsgeschichte, die nicht aufzuhellen ist, weil der englische Konsul sich weigert, seine angeblichen Gewährsmänner zu nennen. Die Sache ist so verdächtig, daß man sich in England erfreulicherweise etwas geschämt hat. Die „Times" selbst, die Urheberin der Alarmnachricht, sprechen ihr Bedauern darüber aus, daß ihre Depeschen die Vorfälle in ein falsches Licht gestellt und den unbegründeten Verdacht gegen die deutsche Verwaltung erweckt haben.

Vielleicht ist gerade diese Sache Anlaß gewesen, daß England in Witu, wo eine beklagenswerte Niedermetzelung deutscher Kolonisten stattgefunden hatte, sich nunmehr prompt und loyal der Bestrafung der Schuldigen unterzogen hat. Witu ist kurzer Hand zerstört, und damit der deutschen Sache volle Genugthuung gewährt worden.

Vom Auslande ist sonst wenig zu berichten. Herr **Crispi**, der Premier **Italiens**, hatte eines Tages den nicht besonders glücklichen Gedanken, einen von Geburt deutsch-jüdischen Berichterstatter des Pariser „Figaro", Jakob Rosenthal, der sich Jacques St. Cère nennt, zu empfangen und ihm einige schöne Dinge über Frankreich zu sagen, auch die Frage der Erneuerung des Dreibundes als offen zu behandeln. Man horchte auf, ob wirklich Italien eine Abschwenkung vom Dreibund plane. Doch scheint dergleichen nicht beabsichtigt, vielmehr die Unterredung nur ein Wahlmanöver gewesen zu sein, durch welches Crispi die Stimmen der vielen Franzosenfreunde in seiner Heimat gewinnen wollte. Ob ihm das gelungen, wird freilich zweifelhaft sein. Denn sehr bald darauf hat er sich in einer Programmrede zu Florenz selber desavouiert und betont, „daß der Dreibund die höchste und einzige Bürgschaft des europäischen Friedens sei". Absolut notwendig sei namentlich auch das Bündnis mit Oesterreich, denn Oesterreich sei der Damm gegen die slavische Flut; bestände Oesterreich nicht, man müßte es schaffen. Die Irredentisten arbeiteten einzig und allein für die Feinde Italiens und den Krieg. Ihr Ziel, der Sturz der Monarchie, würde, wenn es erreicht wäre, nur das Land den alten Bürgerfehden und der alten vatikanischen Knechtschaft ausliefern. Diese Kraftworte sind dann noch in der Presse durch einen förmlichen Enthüllungsfeldzug gegen die Kurie und den Papst verstärkt worden, so daß der arme alte Herr nicht umhin gekonnt hat, seinem Herzen in einer offiziellen Liebeserklärung für **Frankreich** Luft zu machen. Freilich wird er in Frankreich wenig Gegenliebe finden, täglich weniger. Denn die dem Klerikalismus holden monarchischen Parteien liegen in den letzten Zügen, nachdem sie durch ihr unwürdiges Kriechen vor Boulanger sich um den letzten Rest von Achtung gebracht haben.

* * *

Ueber die Ereignisse im **Schweizer** Kanton Tessin hoffen wir im nächsten Heft einen ausführlichen Bericht aus sach- und ortskundiger Feder bringen zu können.

Kirche.

Wenn wir das kirchliche Gebiet überblicken, um für die letzten zwei Monate die Rundschau nachzutragen, so sind es nicht gerade besondere oder wichtige **Ereignisse**, die uns aufstoßen. Vielmehr befindet sich die evangelische Kirche gegenwärtig in der Lage, daß sie hauptsächlich **Ideen** zu verarbeiten hat, die ihr in dem Bewußtsein neuer Aufgaben und neuer Thaten von den verschiedensten Seiten zugetragen werden.

Bei den Aufgaben wird besonders zu denken sein an den offenen Abfall von der Kirche, den die **socialdemokratische Partei** vollzieht und vollzogen hat. Wir sagen ausdrücklich nicht: die Arbeiter. Denn die Führer der socialdemokratischen Partei kommen aus anderen Klassen. Neben dem Drechsler Bebel standen der jüdische Fabrikant Singer, die Litteraten Liebknecht und v. Vollmar auf dem Halleschen Parteitage im Vordergrunde. Für uns war bei diesen Verhandlungen besonders die Stellung interessant, welche man zu der Religion einnahm. In dem alten Programm der Partei heißt es: **die Religion ist Privatsache**. Ganz richtig erkannte man daraus jetzt die Konsequenz, daß Arbeiter Glieder der Partei werden könnten, ohne ihre Anhänglichkeit an die alte Religion aufzugeben. Die Ehrlichen auf dem Parteitage verlangten deshalb, diesen Satz zu streichen, um damit offen auszusprechen und anzuerkennen, daß sich mit der Zustimmung zu den Zielen der socialdemokratischen Partei eine irgendwie religiöse Anschauung und Ansicht nicht vertrage. Ueber diese Thatsache selbst scheint denn auch auf dem Kongreß keine Meinungsverschiedenheit geherrscht zu haben. Wohl aber wurden taktische Gründe —

und zwar mit Erfolg — geltend gemacht, die für die Beibehaltung des alten zweideutigen Ausdruckes den Ausschlag gäben. Einerseits zeigte sich ja die Partei Willens, der ultramontanen Partei in deren glücklicher Gewinnung großer katholischer Arbeiterkreise Konkurrenz zu machen, und andererseits hat man beschlossen, sich nun auch mehr an die ländliche Arbeiterwelt zu wenden. Für beide Feldzüge aber ist es entschieden günstiger, die heuchlerische Maske noch aufzubehalten.

Die Verhandlungen waren sehr interessant und müssen auf Seite der Christen bei ihren Gegenwirkungen gegen die Verführungen ausgiebig verwandt werden. Darüber, hieß es, sei ja kein Zweifel, daß die Socialdemokratie voll und ganz auf dem Boden der Wissenschaft stände, die Wissenschaft aber habe die Religion vernichtet; ferner sei man grundsätzlich gegen jede Autorität, wie in staatlichen, so in kirchlichen Dingen, — folglich könne von einer religiösen, christlichen Socialdemokratie keine Rede sein. Wir gratulieren der Wissenschaft, wenigstens derjenigen, die es angeht, zu dieser geistreichen Jüngerschar! — Aber das sind die Folgen davon, wenn Jahrzehnte lang die Masse unserer Naturforscher jenes ungewaschene Zeug hat vortragen dürfen, was sie Wissenschaft nennen, ohne eine ernstliche Gegenwirkung von solchen, welche wahre Wissenschaft zu vertreten haben, zu erfahren.

Interessant war übrigens das taktische Geschick der Führer in Halle, mit dem sie die Intransigeanten zurückzuweisen verstanden. Die wildere Rotte der Berliner Genossen war nur schwach auf dem Parteitage vertreten, und gerade von ihnen war die antireligiöse Kundgebung ausgegangen. Aber es wurde ihnen gegenüber offen ausgesprochen, daß die Partei nicht daran denke, die Sache der Berliner freireligiösen Gemeinden zu treiben. Wir halten das vom Standpunkt der socialdemokratischen Partei aus für eine ganz richtige Stellung, denn eine religiöse Gemeinschaft gegen die Religion zu organisieren, wie das die alten Uhlichschen Freigemeinden, deren Ueberreste in Berlin in socialdemokratische Hände geraten sind, unternehmen, das ist eben ein Widersinn. Wir glauben deshalb auch nicht an einen irgendwie erheblichen Erfolg der Bestrebungen, die zum Massenaustritt aus der Landeskirche auffordern. Die Warnungen, besonders süddeutscher „Genossen", den religiösen Sinn der großen Volksmasse nicht zu verletzen, scheinen eine richtigere Erkenntnis der Lage zu bekunden, als ein gewisser Pessimismus auf unserer Seite sie besitzt.

Im ganzen können wir diese Bewegung des sogenannten Massenaustrittes nicht beklagen, so beklagenswerte Zustände und Aeußerungen dabei auch hervorkommen. Die Gelegenheit, offen vor dem Volke und mit dem Volke über die Religion zu reden, ist auf den zu jenem Zweck angesetzten Versammlungen sehr günstig. Dieselbe ist auch in den letzten Wochen in Berlin und an anderen Orten mehrfach glücklich ausgenutzt. Auch sind Gegenversammlungen einberufen, und immer ist vor einer großen Zahl von Zuhörern die religiöse Frage erörtert. Das, was unserem Volke, unseren christlichen Gemeinden besonders fehlt, nämlich religiöses Nachdenken, Entscheidungen und Entschiedenheit, muß auf diese Weise gefördert werden. Die „Akademischen Blätter" berichteten, daß fast ausnahmslos die Geistlichen, welche diese öffentlichen Volksversammlungen berufen oder besucht hätten, „alte Herren" des Vereins deutscher Studenten gewesen seien.

Doch wir sind damit schon auf eine specielle Gegenwirkung kirchlicher Organe gegen die socialdemokratischen Bestrebungen gekommen, die sehr lobenswert ist und noch der weiteren Ausbildung bedarf. Einen weiteren Anlauf dazu nehmen die Evangelischen Arbeitervereine, die Anfangs August zu Erfurt zu einem Gesamtverbande zusammengetreten sind. Auch im Osten des Vaterlandes fängt es an sich zu regen, immer neue Vereine werden gegründet, und es kommen da noch manche Talente der Volksrede zu Tage, von denen man früher nichts wußte. Auf die Namen kommt es übrigens nicht an; auch die Parochialvereine, Männervereine, christlichen Bürgervereine, Volksvereine — und wie sie sonst heißen, gehören hierher.

So findet die evangelische Kirche thatsächlich schon eine Antwort auf die Frage,



was sie in der socialen Frage für besondere Aufgaben habe. Diese Vereinsthätigkeit wird sie weiter führen. Eine Hauptsache aber neben diesem thätigen Hineingehen in das Leben wird die Fortarbeit an der Verständigung über die Theorie sein. Noch immer geht eine große Spaltung durch die theologischen Kreise über das Maß der Beteiligung, die die Kirche an den socialen Aufgaben zu gewähren habe, obgleich die Schatten schon mehr und mehr verschwinden. Eine ganze Anzahl von kirchlichen Konferenzen hat sich in den letzten Monaten wieder mit dieser Frage beschäftigt, neben einer Reihe von kleineren seien besonders hervorgehoben der Jahrestag des Evangelischen Bundes in Stuttgart (23. September), der Kongreß für innere Mission zu Nürnberg (17.—19. September) und die sechste allgemeine lutherische Konferenz zu Hannover (7.—9. Oktober), sowie der evangelische Schulkongreß zu Erfurt (30. September bis 2. Oktober).

Daß vier so hervorragende Versammlungen, die an sich so verschiedene Aufgaben haben, gleichmäßig sich mit der socialen Frage beschäftigt haben, ist bezeichnend für die Gedanken, welche die kirchlichen Kreise bewegen. In den dort gepflogenen Verhandlungen und in der sich schon anschließenden lebhaften Zeitungskorrespondenz über die Theorie der socialen Aufgabe der Kirche sind auch die beiden von uns angedeuteten Richtungen deutlich hervorgetreten. Während die Praktiker in Nürnberg sich zumeist für ein reges Eintreten der Kirche in die Bewegungen der Zeit entscheiden, stellen die lutherischen Freunde in Hannover mehr die besonnene Zurückhaltung der guten Doktrinäre dar, in Stuttgart aber sind die Meinungen geteilt, wie das in den Namen der beiden Referenten zu Tage tritt, denn neben D. Beyschlag behandelte das Thema: Die Reformation und die sociale Frage — als Korreferent Pastor Lic. Weber. Der erstere hat kürzlich in dem Separatabdruck seines Artikels „über die evangelische Kirche als Bundesgenossin wider die Socialdemokratie" aus dem „Deutschen Wochenblatt" seine Ansichten entwickelt. Wir haben es mit großem Interesse gelesen, mit lebhafter Zustimmung zu manchen Urteilen und zu den wahrhaft evangelischen Anschauungen über die Kirche und das Christentum. Allein noch deutlicher war dabei der Eindruck der Ideologie D. Beyschlags, die — wir möchten nicht gern beleidigen, aber es ist Thatsache — auf einer völligen Unkenntnis der Entwicklung in der heutigen Volkswirtschaftslehre beruht. Und ist eine solche für einen gebildeten Mann gestattet? — geschweige denn für einen wissenschaftlichen Theologen, der als Rufer im Streit der Parteien auftritt? — Wir möchten hier verweisen auf den trefflichen Vortrag von Prof. Brentano über „Die Stellung der Gebildeten zur socialen Frage"*). Es geht heutzutage nicht mehr, daß sich der Gebildete hinter die Schwierigkeit der volkswirtschaftlichen Probleme verschanzt. Treffend sagt Pastor Zollmann**): „Die Volkswirtschaft greift zu tief in das private und öffentliche Leben hinein; wir sind von ihr getragen; die konkreten Fälle volkswirtschaftlicher Gestaltung der Dinge treten jedem Menschen, ganz besonders dem Geistlichen allüberall entgegen und fordern ihn zu Erwägungen auf; beschäftigen wir uns mit der Volkswirtschaft! In unserer Zeit ist es hochnötig. Und lassen wir uns nicht bange machen: eleusinische Geheimnisse sind ihre Lehren auch nicht." — Freilich wenn Beyschlag unter die wirtschaftlichen Kenntnisse auch „die Technik des Bergbaues" rechnet, so wird es uns etwas eleusinisch zu Mute. Aber das wäre gerade so, wie wenn man von jedem Volkswirt und jedem Geistlichen eine genaue Kenntnis der Technik des Brauhandwerkes oder der elektrischen Lampenfabrikation verlangte. Gerade diese Aeußerung beweist, daß Beyschlag irrige Vorstellungen über das Wesen der Volkswirtschaftslehre hat.

*) Berlin, Verlag der „Akad. Blätter" (Nauck, Friedrichstr. 52). Herausgegeben vom Verein deutscher Studenten.

**) Der evangelische Geistliche und die volkswirtschaftlichen Fragen. 9. Heft der II. Serie der Sammlung theologischer und socialer Reden und Abhandlungen. (Leipzig, 1890. H. G. Wallmann.) 30 Pf. Das Abonnement auf 12 Hefte: 2 M.

Dasselbe müssen wir von den an sich nicht minder trefflichen Thesen des Pastor **Becker** sagen, die er in Hannover über die sociale Aufgabe der lutherischen Kirche vorgetragen hat. Dort heißt es u. a. in These 7: „Den wirtschaftlichen Notständen gegenüber ist es die Aufgabe der Kirche nicht, in dem Kampfe nationalökonomischer Prinzipienfragen Parteistellung zu nehmen." Gewiß könnte man sich etwas Richtiges bei diesen Worten denken. Allein was besagen sie denn so, wie sie lauten? — kurz zusammengefaßt: daß die christliche Ethik nicht für das Leben, sondern nur für die Studierstube, die Hörsäle und die Kirchenwände sei. Wer ist denn eigentlich diese Kirche, von der immer die Rede ist? — Beyschlag spricht auf dem Titel von der Kirche und im Text durchweg von den Geistlichen. Und so scheint auch P. Becker immer nur von den Theologen im Pfarramt zu reden. Allein was heißt es denn, wenn wir doch von einer Durchdringung des Volkslebens mit christlichen Ideen reden? — wenn auch Beyschlag die Sauerteigsnatur des Evangeliums für unser Volksleben hervorhebt? — Das kann doch nur heißen, daß die „nationalökonomischen Prinzipienfragen" im christlichen Sinne beantwortet werden! Und sind die Regierungsräte dazu geeigneter als die Theologen? Uns liegt an den letzteren nichts, wenn man uns andere Leute nennt, die das Evangelium vertreten sollen, aber vertreten muß es doch werden. Alle volkswirtschaftlichen Prinzipienfragen wurzeln in der Ethik, die Ethik — wenigstens die unsrige — wurzelt im Christentum. Freilich in sämtlichen Lehrbüchern der theologischen Ethik, die Referent kürzlich auf die Begriffe Gesellschaft, Wirtschaft und dgl. durchging, fand er übereinstimmend — nichts.

Wir können in diesem Bericht auf diese Grundfragen nicht ausführlicher eingehen, hoffen bald eine gesonderte Behandlung des Verhältnisses der Kirche zur Volkswirtschaft in diesen Blättern zu bringen. Vorläufig begnügen wir uns mit dem Resultat der Bitte: etwas mehr volkswirtschaftliche Bildung, wenn es gefällig ist!

Noch auf eine Gefahr, welche jene mehr doktrinäre Stellung zu den volkswirtschaftlichen Bewegungen mit sich führt, möchten wir wenigstens aufmerksam machen. Die Liebeskraft, welche aus dem Glauben an das Evangelium kommt, hat ganz gewiß etwas Weltüberwindendes an sich, und so wird auch die christliche Liebe in der inneren Mission zweifellos hier und da manches anklagende Socialdemokratenherz überwinden. Allein daß die innere Mission als solche im Stande wäre, der socialdemokratischen Partei gegenüber diese Rolle zu übernehmen, müßten wir auf das entschiedenste bestreiten. Was hat denn die christliche Liebe in den ersten Jahrhunderten erreicht? Sie hat missionierend gewirkt, sie hat die harten Heidenherzen überwunden, sie hat der Welt christliche Gemeinschaft und christliches Liebesleben vor Augen gestellt — aber sie hat den Untergang der Gesellschaft, des Staatswesens, der Völker, nicht hindern können. Warum nicht? — weil die Kirche der ersten Jahrhunderte ganz und garnicht darauf ausging, die irdischen Verhältnisse mit dem Evangelium zu durchdringen, — sie gab die Welt, den Staat, die Gesellschaft von vornherein verloren. Man kann das auch heute thun, man kann sich darauf beschränken, überall die kleine Gemeinde der letzten Tage zu sammeln, wie es manche wollen — gewiß ein überaus anziehendes Ideal für alle ruhebedürftigen Seelen in dieser ruhelosen Zeit! Aber wenn man irgend welche Hoffnungen für das Volk und die Volkskirche hegen will, darf man sich mit seinem Evangelium nicht auf allgemeine Andeutungen beschränken über Bruderliebe, Verträglichkeit, Bewahrung vor dem Geiz u. dgl., und auf die stille Thätigkeit, welche Wein und Oel in die Wunden gießt, welche die Ausbeuter unserer unter der Herrschaft des Kapitalismus stehenden Verhältnisse im Volke geschlagen haben. Dem Liberalismus, der sich durch die Fragen seiner eignen Wirtschaftspolitik in seiner Herrschaft bedroht sieht, ist es ganz recht, wenn die innere Mission eintritt und die schlimmsten Auswüchse und Wunden seines niederträchtig egoistischen, durch und durch unethischen und unchristlichen Systems heilt. Aber ist der Kirche damit gedient? Ist es eine würdige Rolle, die sie spielt, wenn man ihr Tausende von Mark zuwirft, damit es nicht gar zu blutig

aussehe auf dem volkswirtschaftlichen Schlachtfelde, wo Millionen dafür verdient werden? Man täusche sich nicht über die Triebkräfte eines gewissen modernen Humanismus. Man will die „christliche Liebe“ als Palliativ, wie die Justiz und die öffentliche Armenpflege — damit das „System“ nur bleiben kann. Darum sieht man Stöcker sehr gern als Leiter der Stadtmission, Tausende würden ihm zufließen, auch von jüdischen Banquiers, — aber stellt er sich an die Spitze einer Bewegung, welche die volkswirtschaftlichen Schäden aufdecken und an eine gründliche Ueberwindung gehen will, so heißt es: nur keine Vermischung von Politik und Religion! — Man protegiert die Kirche, solange sie — wie Schäffle sich ausdrückt — an die Krippe der herrschenden Klasse geht.

Selbstredend kann uns das nicht abhalten, immer wieder und überall jeden, der am Wege erschlagen liegt, aufzuheben und in unüberwindlicher Geduld und nie ermattendem Eifer die segensreiche Liebesarbeit der inneren Mission fortzusetzen, zu erweitern, auszubilden, zu vertiefen. Nur soll man uns nicht sagen: das ist das einzige, was das Evangelium vermag. —

Wenn wir von der socialen Aufgabe der Kirche reden, so ist noch zu erwähnen, daß auch die katholischen Bischöfe einen Hirtenbrief in Sachen der socialen Frage erlassen haben, wie früher bereits der Ev. Oberkirchenrath und der Kultusminister den ihnen unterstellten Konsistorien die Behandlung der socialen Nöte zum Gegenstand ihrer Fürsorge empfohlen haben. — Mit den socialen Fragen hängt ferner der andere Gegenstand zusammen, der gleichfalls eine ganze Anzahl von kirchlichen Konferenzen beschäftigt hat, nämlich die Teilung der Massengemeinden in den großen Städten, wie überhaupt die fortschreitende Organisation aller Gemeinden. Auf einer Pastoralconferenz in Halle, auf dem Kongreß in Nürnberg und auf dem Tage des evangelischen Bundes ist die Frage behandelt, — über die wir erst in einem der letzten Berichte ausführlicher uns verbreitet haben.

Von ganz besonderer Wichtigkeit aber scheint es uns zu sein, daß überall im Zusammenhange mit den der evangelischen Kirche durch die neue Zeit gestellten neuen Aufgaben die kirchliche Organisationsfrage mit Lebhaftigkeit verhandelt wird. Die kirchlichen Organe der positiven Unionspartei in Preußen behandeln wiederholt den evangelischen Bischof, der „Reichsbote“ wird nicht müde, im Zusammenhang mit der „kirchlichen Arbeitsorganisation“ eine Neuformation der kirchlichen Behörden zu verlangen, die auf größere persönliche Thätigkeit der Oberhirten ausgeht, die Provinzialsynoden beschäftigen sich alle mit den Anträgen auf Verselbständigung der Kirche und die Deutsche Ev. Kirchenzeitung verlangt sogar: Abschaffung des landesherrlichen Summepiskopats. Zu diesen mehr preußischen Stimmen kommt die beachtenswerthe Aeußerung eines kirchlichen Veteranen aus Württemberg: Prälat Lechler verlangt einen Kirchenbund der deutschen evangelischen Kirchen, dessen Organisation mit allen Behörden und Instanzen er ausführlich darlegt.*) Gewiß ist eine immer größere Annäherung der evangelischen Kirchen Deutschlands, nicht nur der einzelnen Christen, ein erstrebenswertes Ziel. Der Gedanke ist auch schon oft ausgesprochen und in verschiedener Weise formuliert. Aber gerade die Formulierungen sind es gewöhnlich gewesen, welche eine Befreundung damit in weiteren Kreisen unmöglich machten. Es sei erinnert an die deutsche Reichskirche furchtbaren Angedenkens, welche die zügellose Phantasie des geistvollen Generalsuperintendenten Hofmann s. Z. erbaut hatte; ferner an die Kirchenkonvokation, die Brückner der Oktoberversammlung vorlegte, und deren Schwierigkeiten auf der Stelle von Kahnis in feiner Weise aufgezeigt wurden. So klingt auch Lechlers Kirchenbund ganz anziehend und imponierend; er schlägt einen Bundeskirchenrat, Bundeskirchentag und daneben noch ein mehr weltliches Corpus evangelicorum vor. Weniger Zustimmung wird er schon finden, wenn er eine einheitliche Spitze schaffen will in einem einzigen deutschen evangelischen Oberhirten, dem ein eigenes Ministerium zur Seite stehen soll.

---

*) Der deutsch-evangelische Kirchenbund. Gütersloh, 1890.

In seiner ganzen Unausführbarkeit aber zeigt sich sofort das Unternehmen, wenn die konfessionellen Verhältnisse berührt werden. Lechler will nämlich drei Gruppen bilden: eine lutherische, eine reformierte und eine unierte, und der unierten werden ohne weiteres die 8 älteren Provinzen Preußens zugeschlagen. Man denke sich Pommern, Brandenburg u. s. w. mit Baden, Nassau u. s. f. zusammen auf der einen Seite, gegenüber Mecklenburg, Württemberg, Holstein auf der anderen. Wir sehen aus diesem Vorschlage, daß zu kirchlichen Bauplänen nicht bloß ein großes weites Herz und wahrhaft kirchliche Gesinnung und Verständnis gehören, wie wir es an dem teuren Prälaten Lechler kennen und hochschätzen*) — sondern auch einigermaßen eine Kenntnis der Verhältnisse derjenigen Länder, für die man Pläne macht. Und diese scheint dem Herrn Verfasser offenbar abzugehen.

Was nun die einheitliche Spitze betrifft, so berührt sich dieselbe mit den — wie bereits erwähnt — mehrfach auch im Norden ausgesprochenen Wünschen. Allein wir glauben, daß, so erwünscht die einheitliche, möglichst persönliche, möglichst unbureaukratische, also bischöfliche Leitung in den kleineren Provinzialsprengeln ist, so wenig eignet sie sich für die Regierung des Ganzen. Ihre Bedeutung liegt in dem Verkehr von Person zu Person, in der schnellen Initiative für Unternehmungen, Abänderungen, Einrichtungen in gewissen Gegenden und Gemeinden. Dagegen kommt es bei der Oberleitung auf möglichst vielseitige Erwägung, Ausgleichung von Gegensätzen und Verschiedenheiten, Vergleichung wechselnder Bedürfnisse an, und das würde alles in einem bischöflichen Kollegium entschieden richtiger geschehen, als durch eine einzelne Person. Für die Provinzialkirchen aber, und zwar für recht kleine Provinzialkirchen wünschen wir gleichfalls von Herzen ein mehr bischöfliches Regiment. Wieviel Jahre gehen darüber hin, ehe ein Generalsuperintendent bei den jetzigen Verhältnissen der Größe seines Sprengels, der Belastung mit Journalnummern auch nur äußerlich einige hundert Pfarrer und ein halbes hundert Superintendenten kennen lernt. Es heißt doch aber: ein guter Hirte kennt die Seinen und ist bekannt den Seinen.

Noch mehr Bedenken als der vorhin berührte Vorschlag sind aber hervorgerufen durch das Vorgehen der Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung, welche in mehreren Artikeln die Abschaffung des landesherrlichen Summepiskopates als ein Ziel hinstellten, das gegenwärtig bei den kirchlichen Aktionen mit in das Auge zu fassen sei. Es wird von einer Umgestaltung des Summepiskopates in ein Patronat geredet, und wenn danach auch die Bezeichnung „Aufhebung des Summepiskopates“ falsch sei, so sei jedenfalls die andere Formel: „Befreiung des Summepiskopates von ministerieller Bevormundung“ noch weniger richtig. Wir gehen hier nicht ein auf die Fülle von Bedenken, die sofort aufsteigen und auch in der genannten Zeitschrift in mehreren Entgegnungen vorgebracht sind. Berichterstatter hat seine Anschauungen über die geschichtliche Entwicklung, die gegenwärtige Bedeutung und die Aussichten des Summepiskopats an anderer Stelle eingehend entwickelt und sieht keine Veranlassung, von dem dort eingenommenen Standpunkte abzugehen**). Die Grundanschauungen sind dieselben wie die in den Artikeln, die jetzt von der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung“ gebracht sind; ich freue mich, in denselben endlich die von mir bisher ziemlich einsam vertretene Rechtsanschauung (nämlich daß der König nicht als praecipuum membrum ecclesiae, sondern als Staatsoberhaupt das in Rede stehende Amt führt), zur Anerkennung gekommen zu finden. Nur darin weiche ich von den Artikeln ab, daß ich der Sache eine solche, gerade für die Gegenwart unmittelbar praktische Bedeutung nicht zuschreiben kann. Wenn wir der Sache erst einmal im Einzelnen näher kommen, werden sich gewiß manche leichter verständigen, die über die theoretischen Fragen sich entgegen zu stehen scheinen.

*) Vgl. außer seinem früheren Werke über das Amt, seine Schrift: Die Konfessionen im Verhältnis zu Christus.

**) Die Verfassung der evangelischen Kirche und die neuesten Versuche zu ihrer Verbesserung in Preußen. Heilbronn, 1888.



Die Deutsche Evangelische Kirchenzeitung will natürlich nicht jedes Band zwischen dem König und der evangelischen Kirche lösen, sie will ihn eine große Anzahl von Mitgliedern zur Generalsynode ernennen lassen, ihm einen weiten inhibierenden Einfluß bei der Besetzung kirchenregimentlicher Stellen zugestehen, — aber die Initiative soll überall von rein kirchlichen Behörden ausgehen. Selbstverständlich verhehlt sie sich nicht, daß in dieser Beziehung nichts geschehen kann außer aus eigner Anregung des erhabenen Trägers der Krone, und daß es sich darum nur um eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung der Kirche handle. —

Auf den freien kirchlichen Versammlungen sind außer den bisher genannten Gegenständen zwei dogmatische Fragen noch mehrfach zur Verhandlung gekommen, die beide symptomatisch sind für die Zustände und Richtungen. Die eine ist die biblische Kritik, insbesondere die alttestamentliche. Es geht durch weite Kreise der entschieden bibelgläubigen Theologen das Gefühl, daß mit der einfachen Ablehnung „jener schwankenden Gestalten," die sich in Form kritischer Hypothesen uns nahen, nichts gethan ist. Das Dogma von der Inspiration der heiligen Schrift bedarf einer Bearbeitung und Fassung, vermöge deren der Glaube an die göttliche Autorität der heiligen Schrift, der Glaube, daß die Bibel Gottes Wort ist und nicht blos Gottes Wort enthalte (das denn durch die „große Kunst" herausdestillirt werde) — Rechenschaft von sich geben kann, ohne auf die in der Gegenwart, mit ihrem modernen Geistesleben und ihren doch keineswegs beklagenswerten philosophischen und psychologischen Entwicklungen, zum Teil sinnlos gewordenen scholastischen Ausdrücken angewiesen zu sein, die wir doch unmöglich einfach repristinieren können. Kurzum: wir müßten eine Inspirationslehre haben, die wir der gebildeten Gemeinde vortragen und doch ihr das Wort Gottes erhalten können. Dies Gefühl durchdringt jetzt weite Kreise, und die Konferenzverhandlungen gaben davon Zeugnis, freilich mit energischem, berechtigten Protest gegen die noch immer nicht aus den Flegeljahren getretene kritische Wissenschaft

Im Zusammenhange damit steht die andere Frage, welche uns mehrfach als Thema von Konferenzverhandlungen begegnet ist, die das neue Dogma des Professor Kaftan vertritt. Auch hier wird ernstes Nachdenken und klare Stellungnahme erheischt, besonders durch den Gebrauch, welchen die freisinnige Theologie und kirchliche Presse von der Forderung macht. Sagt doch z. B. das neue evangelische Gemeindeblatt in Berlin, niemand könne deutlicher das Programm des kirchlichen Freisinns zeichnen als Harnack in seiner Dogmengeschichte durch den Nachweis der großen Verirrung, welche die Kirche in der Bildung von Dogmen verschuldet, gethan habe.

Doch nicht nur freie Versammlungen haben wir zu verzeichnen. In dem abgelaufenen Zeitraum sind die meisten der preußischen Provinzialsynoden gehalten worden, drei derselben tagen noch, während diese Worte geschrieben werden, nämlich die brandenburgische, pommersche und sächsische, und einige noch östlichere sollen erst zusammentreten. Ein Ueberblick über ihre Gesamtthätigkeit läßt sich darum heute noch nicht geben, eine Verfolgung ihrer Verhandlungen im Einzelnen würde die Grenzen unseres Raumes für einen kirchlichen Monatsbericht weit übersteigen. Gott sei Dank, dürfen wir sagen, daß wir überall ein frisches, besonders auch nicht zu wortreiches Arbeiten wahrgenommen haben und mannigfachen Segen für die Kirche davon erwarten dürfen. Es handelte sich um die Fürsorge für die Hinterbliebenen der Geistlichen durch eine Beseitigung von mehreren Härten aus dem Pfarrreliktengesetz, aber zugleich um eine Vertretung des Interesses der Gemeinden durch eine Verkürzung der sogenannten Gnadenzeit für die Witwe (in Pommern 12—15 Monate, in denen die Gemeinde verwaist ist!) — ferner um Gesangbücher, den Termin der Konfirmation und der Schulentlassung, die Befreiung der Lehrer vom niederen Küsterdienst, das Kollektenwesen u. s. w. Besonders sind auch schon auf mehreren Synoden die Anträge, betr. Selbständigkeit der evangelischen Kirche, beraten worden, die in Merseburg zu dem überraschenden Resultate führten, daß auch der die Besetzung der theologischen Professuren betreffende Antrag — allerdings in einer

„milderen" Form, von dem Referenten Professor Köstlin vertreten und gegen Professor Beyschlags entschiedenen Widerspruch verteidigt wurde. Der „Ring" scheint danach nicht mehr zu halten, der früher in dieser Sache gebildet war.

Noch bringen wir eine kirchliche Episode aus Berlin, die es verdient, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Es hatte sich in den dortigen Gemeinden, wie anderwärts, die Unsitte eingebürgert, daß bei der Konfirmation in der Kleidung der Töchter ein unsinniger Luxus getrieben wurde. Dadurch wurde nicht nur zwischen Arm und Reich eine häßliche Grenze gezogen, sondern auch manches Bürgerhaus zu thörichten Ausgaben verleitet, wenn es hinter den andern nicht zurückbleiben wollte. Das Konsistorium verbot deshalb den Hauptanstoß — die weißen Kleider. Darüber entstand Aufruhr in dem freisinnigen Teil der Berliner Gemeinden. In der Gemeinde Heilig-Kreuz schickte ein Vater sein Kind im weißen Kleide zur Kirche, wo das arme Kind abgewiesen werden mußte, sich aber zum Glück noch umziehen und so an der Feier teilnehmen konnte. Für die Berliner Freisinnigen ist die Sache bezeichnend. Die Ehre der Gemeinde, die Freiheit der Kirche ist bedroht durch die Hierarchie des Herrn Hegel! Versammlungen werden gehalten, Erklärungen erlassen u. s. w. Wir wurden erinnert an den guten Witz aus dem Jahre 1864, wo den Liberalen, die sich für das legitime Fürstenhaus in Holstein ereiferten, in den Mund gelegt wurde: „Augustenburg, Septemberburg — das ist uns ganz egal, das einz'ge ist bei dieser Burg, es giebt nur wieder daderdurch den richt'gen Mordskandal." Wären die schwarzen Kleider verboten, so wäre es gewiß noch schlimmer gewesen. Ref. wagt nicht zu beurteilen, wieweit dergleichen gute Einrichtungen sich in Berliner Gemeinden anders als durch Zwang treffen lassen. In meiner früheren Gemeinde habe ich dieselben Uebelstände durch wiederholte freundliche Vorstellungen in Bezug auf den Luxus der weißen Kleider, den die Mittelstände den Vornehmen nachahmen zu müssen glaubten, abgestellt und mir dadurch den Dank mancher Mutter erworben, ohne daß von Hierarchie die Rede war.

Zum Schluß wäre noch viel zu sagen über unsere Heidenmission. Doch verweisen wir auf den Bericht im Augustheft; die weiteren Verhandlungen zwischen dem Reichskommissar v. Wißmann und den Missionsfreunden haben zu neuen Ergebnissen nicht geführt. Hoffen wir, daß nach der Rückkehr auf seinen verantwortungsvollen Posten die freundlichen Berührungen, die er persönlich mit den Leitern der ostafrikanischen Gesellschaft gehabt hat, gute Wirkungen haben. Vielleicht sucht er auch Gelegenheit, sich noch etwas gründlicher über die evangelische Mission zu unterrichten, über die er — ohne sie recht zu kennen — so einschneidende Urteile gefällt hatte. — Pastor v. Bodelschwingh bildet inzwischen in Bielefeld Kandidaten der Theologie für den Missionsdienst in unseren ostafrikanischen Kolonieen aus, und der evangelische Oberkirchenrat hat dies Bestreben anerkannt und den 5 Jahre draußen Gewesenen später Anstellung in der Heimat zugesagt. Missionsfreunde wie Dr. Warneck haben Bedenken dagegen erhoben, wenn der Missionsdienst dadurch eine Uebungszeit für Anfänger werden sollte, etwa wie das Vikariat. — Bedenklicher scheint uns die Bitte, welche einige Missionsleitungen an den Reichskanzler gerichtet haben, daß er eine Demarkationslinie in den afrikanischen Kolonieen zwischen den römischen und den evangelischen Missionaren ziehen möchte. Wir hoffen, daß der Reichskanzler hierin kirchlicher denkt als die Kirche; denn das Gesuch erscheint uns grundsätzlich nicht anders als dasjenige, was die orthodoxen Bischöfe an den römischen Kaiser richteten um die Verfolgung der Donatisten. — In Wiesbaden hat Ende September der evangelisch-protestantische Missionsverein, der sich mit der Christianisierung Japans beschäftigt, eine Versammlung gehabt. Es ist unsern Lesern wohl erinnerlich, daß die Sendboten dieser von protestantenvereinlicher Seite gegründeten Mission ganz im Sinne des Evangeliums zu wirken erklärt haben, da von keiner anderen als der bewährten alten Missionsmethode die Rede sein könne. Möchte es überall dabei bleiben!

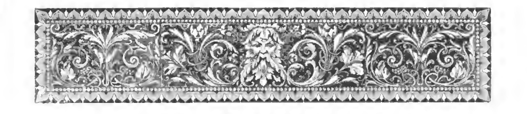
* * *

In Anknüpfung an den kirchlichen Bericht geben wir folgendes Eingesandt wieder:

Breklum und die Nachkommen Luthers. Es ist in letzter Zeit häufig von Breklum und seinem Martineum, der dortigen höheren Privatlehranstalt, die Rede gewesen, aber den wenigsten Lesern dieser Zeitschrift dürfte es bekannt sein, mit welchem Rechte die Anstalt den Namen Martineum zu Ehren unseres großen Reformators führt. Es wird daher von Interesse sein, zu hören, daß ein Urenkel Martin Luthers (ein Enkel des durch den herzigen Brief Luthers an sein Söhnchen „Hänsgen" bekannten Hänschen Luther) sowie dessen Sohn nach einander Pastoren in Breklum gewesen sind. Diese beiden Männer, Daniel und Theodor Luther, haben in langjähriger Wirksamkeit auf derselben Kanzel gestanden, auf der jetzt der durch seinen unermüdlichen Eifer in der christlichen Liebes- und Rettungsarbeit bekannte Pastor Jensen steht. Noch heute zieren die Bildnisse dieser Männer die ehrwürdige Breklumer Kirche.

Daniel Luther war ein Sohn des Kaufmanns Martin Luther zu Soest in Westfalen, eines Sohnes des schon genannten Hänschen Luther, der als Jurist in Königsberg i. Ostpr. gestorben ist. Wie und durch welche Umstände veranlaßt, dieser Daniel Luther so weit nach der schleswigschen Westküste verschlagen ist, darüber erfahren wir nichts. Doch muß es ihm und seinen Nachkommen in Schleswig-Holstein gefallen haben, da die Familie seitdem hier ansässig geworden ist und noch heute in der Flensburger Gegend existiert. Daniel Luther, der eine durchaus originelle Persönlichkeit war und keine seiner Predigten schloß, ohne erst noch „ein kleines Histörchen" vorzutragen, dem dann oft noch ein oder zwei weitere folgten, starb 1683. Einer seiner Enkel, der als Hauptmann unter Kaiser Karl VI. gekämpft hatte, zog sich später gleichfalls nach Breklum zurück und erwarb hier einen Hof, der jetzt das Missionshaus in Breklum ist. Wunderbarerweise war der erste Missionsinspektor, der bei der Gründung der Anstalt (in den 70er Jahren) dorthin berufen wurde, P. Höber in Eckernförde, mit einer Tochter jener alten Lutherfamilie verheiratet, einer geborenen Fröhlich, deren Familie in Schleswig ansässig ist. Die Pastorin Höber, die gegenwärtig in Glücksburg bei Flensburg wohnt, ist nämlich die Urenkelin einer Frau Fröhlich, geb. Hollaender aus Bredstedt bei Breklum, deren Vater Kantor daselbst war. Die Mutter desselben war eine geborene Luther, Tochter des obengenannten Pastors Theodor Luther in Breklum. Mit andern Worten: die Urgroßmutter der Pastorin Höber (geb. Fröhlich), die Frau Fröhlich (geb. Hollaender), war eine Urenkelin von Pastor Theodor Luther, eines Urenkels von Dr. Martin Luthers Sohn Hänschen. Ein Sohn der Pastorin Höber, der jetzt Theologie studiert, war vor Jahren Schüler des Gymnasiums zu Gütersloh, ein Schüler des Schreibers dieser Zeilen, der damals als Probandus im Hause der Pastorin wohnte. Dieser junge Höber stammt also in gerader Linie — wenn auch durch zwei weibliche Linien — von dem großen Reformator Luther ab und stellt die 12. Generation der Lutherfamilie dar.

Flensburg. Dr. P. Bartels.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. Zehntes Heft. Das Landarmenwesen. Im Auftrage des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit und der von ihm niedergesetzten Kommission bearbeitet von Dr. Emil Münsterberg, Amtsrichter in Menden. (Leipzig, Duncker & Humblot.)

Der deutsche Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit hat sich wiederholt mit dem Gesetz über den Unterstützungswohnsitz und mit der demselben eigentümlichen Einrichtung des Landarmenwesens beschäftigt, ohne daß es gelungen wäre, zu einer Ausgleichung der sich gegenüberstehenden Ansichten und zu anderen als dilatorischen Beschlüssen zu gelangen. Der Wunsch nach Reform der geltenden Armengesetzgebung hat sich aber immer lauter geltend gemacht. Namentlich ist aus Süddeutschland stets mit besonderem Nachdruck die Beseitigung der Landarmen gefordert. Um zu einem abschließenden Urteil über diese Streitfrage gelangen zu konnen, setzte der Verein in seiner am 27. September 1887 abgehaltenen Jahresversammlung eine besondere Kommission ein und beauftragte dieselbe mit der Prüfung der folgenden Frage: „Welchen Einfluß hat das Institut der Landarmen auf die Zustände des deutschen Armenwesens gehabt, und auf welchem Wege sind gegebenen Falles die Mittel zur Abhülfe zu suchen?" Die Kommission, der 27 Herren der Wissenschaft und Praxis aus allen Teilen Deutschlands angehörten, und in der die verschiedensten Anschauungen bezüglich des zur Verhandlung stehenden Gegenstandes vertreten waren, konstituierte sich unter dem Vorsitz des Bezirkspräsidenten z. D. Freiherrn von Reitzenstein-Freiburg als Vorsitzenden und bestellte den Amtsrichter Münsterberg zum Berichterstatter. Um zu einem festen Urteil gelangen zu können, hat es die Kommission für ihre erste Aufgabe gehalten, eine möglichst breite und zuverlässige Grundlage zu schaffen, wie sie teils aus Mitteilung amtlich festgestellter Thatsachen, teils aus sonstigen Aeußerungen von Verwaltungsorganen und Sachkundigen zu gewinnen ist. Deshalb hat sie Fragebogen versandt, einen an sämtliche Landarmenverwaltungen, der die Ermittlung der in der Handhabung des Landarmenwesens selbst erzielten Ergebnisse und der von seiten der bezüglichen Verwaltungen getroffenen Einrichtungen, der befolgten Grundsätze und gemachten Wahrnehmungen bezweckt, und einen zweiten an eine große Zahl von örtlichen Armenverwaltungen, Polizeibehörden, Armenpflegern, Geistlichen, Anstaltsvorständen u. s. w., der bezweckte, von sachkundigen, erfahrenen Personen Urteile über die Wirkungen des Landarmenwesens, insbesondere über etwaige Mißstände zu erlangen. Diese Fragebogen sind zahlreich beantwortet worden, von den einen ausführlicher, mit einem reichen Schatz gemachter Beobachtungen, von den anderen kürzer. Besonders wertvoll sind die Beantwortungen der mit der Verwaltung des Landarmenwesens beauftragten Behörden Deutschlands. Dieselben ergeben ein Material an Zahlen und Thatsachen zur Beurteilung des Landarmenwesens, wie es bisher in solcher Vollständigkeit noch nicht vereinigt gewesen ist. Dies so zusammengekommene Material ist in dem vorliegenden Buch systematisch verarbeitet. Wo alle oder viele der Gutachten dieselbe Meinung äußern, sind dieselben kurz zusammengefaßt. Das Unbedeutende oder Unrichtige ist in gedrängtester Form, das Bedeutende und Wichtige in ganzer Ausführlichkeit wiedergegeben. Jede Meinung ist in systematischer Weise an den Platz hingestellt, wo sie dem Zusammenhang nach hingehörte. Da die Gutachten aber sehr ungleich an Umfang und Inhalt gewesen, sehr viele wichtige Punkte gar nicht oder nur andeutungsweise berührt haben, so leidet eine derartige Bearbeitung an dem unvermeidlichen Nachteil, daß sie nicht gleichbedeutend ist mit einer Darstellung der gesamten, auf dem Gebiet des Armenwesens

bekannt gewordenen Thatsachen und laut gewordenen Reformvorschläge. Dafür bietet sie aber in einer sonst nicht vorhandenen Weise die Wahrnehmungen praktisch thätiger Männer in unmittelbarer Frische; manche theoretische Meinung wird durch die hier bekannt werdenden Thatsachen bekräftigt oder widerlegt werden. Die in den Anlagen 6—12 mitgeteilten Zahlen, namentlich die vier aufeinander folgende Zeiträume umfassenden Uebersichten, betreffend die Landarmenverbände, bieten ein fast vollständig neues, in dieser Weise noch nicht bekannt gewordenes Material. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile. Im ersten Teil werden zunächst die Antworten zu den versandten Fragebogen zur Darstellung gebracht und sodann in einem zweiten Abschnitt die gemachten Reformvorschläge. Bezüglich der Frage, ob Rückkehr zum Heimatsprinzip oder Festhaltung der geltenden Gesetzgebung, bleiben von 120 Berichterstattern, welche sich hierüber geäußert haben, ungefähr 70 auf dem Boden der geltenden Gesetzgebung stehen, wenn sie dieselbe auch zum großen Teil erheblich modifiziert zu sehen wünschen, 30 treten für das Heimatsprinzip ein, die übrigen wünschen andere Bildungen. Auffallend ist, daß gerade aus Süddeutschland sich manche Stimme gegen das Heimatsprinzip hören läßt. Der zweite Teil enthält in 12 Anlagen Materialien und Detailausführungen, die ihrer Umfänglichkeit und Bedeutung wegen in dem ersten Teil keine Unterkunft mehr haben finden können, so unter anderem einen Gesetzesentwurf zu einer Abänderung des Reichsgesetzes über den Unterstützungswohnsitz von dem Oberregierungsrat von Massow. — Die Arbeit des Amtsrichters Münsterberg ist eine durchaus objektive. Niemand, der auf dem Gebiet des Landarmenwesens gesetzgeberisch thätig sein will, wird in Zukunft an seiner Arbeit vorübergehen dürfen. Was den alten Streit hie Heimat, hie Unterstützungswohnsitz anlangt, so hat Rezensent, obwohl er zu den Anhängern des Heimatsprinzips gehört, nach Studium dieses Buches sich der Einsicht kaum entziehen können, daß dieser Streit anfängt ein müßiger zu werden, oder doch, daß diese Gegenüberstellung keine richtige mehr ist. Der Kern der Streitsache liegt in der unbeschränkten Freizügigkeit, nicht in den Armengesetzen, die nur eine Folge sind. Die Erachten, die sich auf dem Boden der gegenwärtigen Gesetzgebung bewegen, befürworten durchweg so erhebliche Modifikationen desselben, zum Teil in Annäherung an das Heimatsprinzip, die Anhänger des letzteren machen andererseits wiederum so erhebliche Konzessionen, daß der Boden zu einer Verständigung vorbereitet zu sein scheint. tz.

— Elend und Zufriedenheit. Ueber die Ursachen und Abhülfe der wirtschaftlichen Not. Von Leopold Heller. (Dresden und Leipzig, Pierson) 1890. 84 S. 2 M.

Verfasser giebt eine große Menge von Gedanken über die sociale Frage zum besten, darunter solche, die recht verständig sind, aber auch andere, zu denen man stark den Kopf schüttelt. Im allgemeinen will er Rückkehr zur Natur — er beklagt mit Recht die wachsende Unnatur der Großstädte —, im besonderen will er Vegetarismus und Jägersche Kleidung, — „die Obstgärten werden das wiedergefundene Paradies der Menschheit sein." — Auf wirtschaftlichem Gebiet eilt Verf. den thatsächlichen Verhältnissen weit voraus. Er will einen „Welt-Arbeits-Vermittlungsverein" gründen und für diese Vermittlung eine „straume, einheitliche Organisation" schaffen, ohne sich sonderlich den Kopf zu zerbrechen, wie man denn Deutsche und Franzosen, Kanaken und Chinesen unter einen Hut bringen könnte. Für den Geschäftsverkehr soll neben dem Wechsel noch ein „Gutschein" gestiftet und eingeführt werden — als ob es an den Formen fehlte, Kredit zu bekommen und zu gewähren. Wer kreditwürdig ist, kann heutzutage in vielen Formen, unter Umständen ausschließlich auf sein ehrliches Gesicht hin Geld bekommen — neue Papierscheine sind das letzte, was noch zu erfinden wäre, um die socialen Fragen zu lösen. Bekommt jemand keinen Kredit, so liegt es fast immer daran, daß er keinen verdient. Sonderliche Förderung der socialen Probleme ist von Herrn Hellers Arbeit wohl kaum zu erwarten.

— Mehr Luft, mehr Licht und eine ausreichend große eigene Scholle für den Arbeiterstand. Vortrag von F. von Bodelschwingh. (Berlin, Selbstverlag.) 1890. 25 Pf.

Wer diesen Vortrag auf dem evangel.-socialen Kongreß gehört, wird den Eindruck desselben wohl nie vergessen. Es ist erfreulich, daß er neben dem vollständigen Bericht über den Kongreß noch besonders erschienen und damit weiteren Kreisen zugänglich gemacht ist. Möge dieser Appell an die Herzen derjenigen, welche ein eigenes trauliches Heim besitzen, weiteste Verbreitung finden. Der gesunde Idealismus eines lebendigen Christentums, wie er uns hier entgegentritt, kann nur bei einem in der Selbstsucht des Besitzenden ganz verhärteten Herzen ohne Wirkung bleiben. Wt.

— Der ländliche Wucher. Ein Beitrag zur Wucherfrage bezüglich der Vorschläge des deutschen Volkswirtschaftsrats zur Bekämpfung des ländlichen Wuchers von Ernst Barre, Landgerichtsdirektor. (Berlin, R. v. Deckers Verlag [G. Schenk].) 1,20 M.

Die Vorschläge des deutschen Landwirtschaftsrats — warum derselbe im Titel fälschlich „Volkswirtschaftsrat" genannt wird, ist unerfindlich — sind von den zuständigen preußischen Ministerien den Beamten ihres Ressorts zur Begutachtung mitgeteilt. Dies ist für den Verfasser Veranlassung geworden, sich mit dem Wucher in seinem Dienstbezirk, dem Gebiet der Saar und der oberen Mosel, eingehend zu beschäftigen. Die gerichtlichen Akten haben ihm hierzu ein reiches Material geboten. Die Art und Formen des Wuchers wechseln in den verschiedenen Gegenden Deutschlands. Die Agrar- und Bodenverhältnisse, die Kredit- und Hypothekenverhältnisse, der Bildungsstand der Bevölkerung u. s. w. üben hierauf einen großen Einfluß aus. Verfasser geht von den ländlichen Zuständen aus, wie sie sich unter der Herrschaft des französischen Rechts im südwestlichen

Deutschland gebildet haben. Von besonderen Arten des Wuchers gelangen zur ausführlichen Darstellung: der Wucher in Form von Cessionen von Forderungen, das Viehgeschäft, insbesondere die Viehleihe auf halben Gewinn und Viehkauf, sowie die freiwillige und zwangsweise Güterversteigerung. Unter Hervorhebung mannigfacher praktischer Fälle erkennt er die Reformbedürftigkeit unserer Strafgesetzgebung dem Wucher gegenüber an. Während er aber manche Forderung des Landwirtschaftsrats als zu weitgehend und den legitimen Geschäftsverkehr hindernd zurückweist, befürwortet er die Ausdehnung der Strafbestimmungen auf die wucherische Cession von Forderungen, verlangt er eine genauere Kontrole der gewerbsmäßigen Viehverkäufer und Viehverleiher und die Verpflichtung zur Führung ordnungsmäßiger Bücher für alle Personen, welche gewerbsmäßig Geld- und Kreditgeschäfte betreiben.

tz.

— Die König-Lear-Methode in der socialen Frage. (Leipzig, Th. Fritsch.) 1890. 19 S. 50 Pf.

Der Verfasser dieses Aufsatzes ist noch aus der alten Schule, der die neue Zeit mit ihren staatssocialistischen Ideen ein Greuel ist. Er ist auch ausgesprochener Verehrer Bismarcks, dem er es nicht als geringstes Verdienst anrechnet, daß er „davon geblieben ist, die sociale Frage in Fluß zu bringen." Denn Bismarck „kennt seine Deutschen und weiß, was die für Unsinn loslassen, wenn sie auf andern Gebieten sich ins Zeug legen als dem: alles zusammenzuhauen, wenn es zum Kriege kommt. Und dabei ist das Schlimmste, daß der Deutsche, wie eine 1000jährige Geschichte beweist, sich am liebsten unter sich haut, dies als eine Art Sport betrachtet, wobei er ganz vergißt, warum er sich gehauen hat . . . ." Man sieht, Verf. hat Beobachtungen gemacht. Auch trifft er zuweilen in Einzelheiten den Nagel auf den Kopf, wo er denn freilich nichts neues sagt; z. B.: „Vom Minister bis zum Nachtwächter: ich kenne keinen, der nicht abhängig wäre, und oft in viel höherem Maße, als irgend ein Handarbeiter... Die sogenannten weißen Sklaven findet man mehr bei der Geistesarbeit und bei den höheren technischen Fertigkeiten, als bei den Arbeitern . . ." Wenn er indessen die socialen Zustände vor 1848 anpreist — die Zeiten, wo Sonntags der Tagelöhner zur Erholung im Felde spazieren ging, um sich „seine Ernte" zu besehen — so hat er doch zwei Faktoren dabei außer Acht gelassen: die inzwischen veränderte Produktionsweise und die in alle Schichten des Volkes gedrungene Bildung resp. Halb- und Viertelbildung. Will er den status quo ante — der für alle Beteiligten sicher seine Vorteile hatte — wiederhergestellt sehen, so muß er uns auch „die Zeiten wiedergeben, da er noch selbst ein Knabe war", d. h., er muß Dampfmaschine und obligatorische Volksschule wieder rückgängig machen. Da das nicht angängig, so wird doch wohl der Ausgleich der entstandenen Konflikte im Staatssocialismus zu suchen sein. — In einem Punkte ist der Verf. sogar selbst Staatssocialist. Er will die Kohlenbergwerke möglichst durch Ankauf in die Hände des Staats bringen — um sie sodann als Staatsgefängnisse zu verwenden. „Wozu sollen wir Gefängnisse bauen, wenn wir Bergwerke haben, wo so nützliche Arbeit geliefert werden kann?" Damit wären wir dann zu einem der ältesten Strafverfahren zurückgekehrt.

A. W.

— Unsere Afrikapolitik in den letzten zwei Jahren. Von Dr. Schröder-Poggelow. (Berlin, Walther u. Apolant). 1890.

Eine Reihe von Aufsätzen, welche der in Kolonialkreisen bekannte Verfasser im Laufe der letzten Jahre hat erscheinen lassen. Im Sinne einer energischen Durchführung der Besitznahme von Ost-Afrika gehalten, geben sie, hier noch einmal zusammengestellt, einen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung unserer Afrikapolitik während der letzten Jahre vom Standpunkte eines von der Notwendigkeit der Kolonisation durch Deutschland erfüllten und deshalb nicht immer ganz unbefangen urteilenden, aber mit der Sache genau bekannten Mannes. Sie schließen vor dem Bekanntwerden des deutsch-englischen Abkommens ab, und man geht wohl nicht fehl, anzunehmen, daß dieser Vortrag den Beifall Schröders in manchen Teilen nicht gefunden haben wird, da in vorliegendem Buche eine Hauptforderung die Verwerfung „einer nur opportunistischen Politik ohne das feste Rückgrat eines nationalen Willens" ist, und das Entgegenkommen oder wie er es nennt „Devotion" gegen England von ihm nicht besonders hoch angesehen wird. Wer das im übrigen gut geschriebene Buch lesen will, muß mit diesem Standpunkt des Verfassers rechnen und auch einzelne Widersprüche mit in den Kauf nehmen, z. B. die sich direkt entgegenstehenden Ansichten über die zweckmäßigste Führung der subventionierten Dampferlinie nach Deutschostafrika (S. 77 und 90), die aber einigermaßen durch das ursprünglich nicht gleichzeitige Erscheinen der einzelnen Aufsätze entschuldigt werden müssen. —

2. Kirche.

— Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes und der kirchlichen Handlungen. Im Anschluß an die Preußische Landes-Agende zum Hülfsbuch bei deren Gebrauch zusammengestellt von K. A. Dächsel. (Berlin, Wiegandt und Grieben.) 1890. 4 M.

Der evangelischen Landeskirche Preußens fehlt zur Zeit eine Agende, welche den liturgischen Ansprüchen der Gegenwart in jeder Beziehung genügen könnte. So ist die Entstehung von Privatagenden sehr erklärlich und berechtigt. Die vorliegende verbesserte Auflage der Dächselschen Agende von 1880 will für den Gottesdienst und die kirchlichen Handlungen die nötigen Formulare bieten. Wie von dem bekannten Verfasser nicht anders zu erwarten, ist das Ganze kirchlich korrekt gehalten und nur das Beste aus den liturgischen Schätzen der lutherischen Kirche zur Verwendung

gekommen. In Bezug auf einzelnes wird man ja den Vorschlägen des Verfassers nicht immer beistimmen, beispielsweise ließe sich fragen, ob eine erneute kirchliche Einsegnung eines Jubelhochzeitspaares eine innere Berechtigung aufzuweisen vermag; das kann jedoch den Wert des Ganzen durchaus nicht beeinträchtigen. Ein liturgisches Handbuch für die Gemeinde ist zugleich erschienen und würde bei etwaiger Einführung die Benutzung der Agende nicht nur erleichtern, sondern auch wirkungsvoller machen. In demselben finden sich einige Lieder, welche den kirchlichen Ton vermissen lassen; z. B. soll bei der Einweihung eines Friedhofes ein Lied gesungen werden, welches beginnt: „Friedhof, den wir ernst betreten, nimm unter stehenden Gebärden nun diesen ersten Toten auf", und dazu die Melodie: Wachet auf, ruft uns die Stimme! — Als zweite Ergänzung der Agende ist noch ein Kanzelbüchlein erschienen, welches die Perikopen sowie Formulare zu Fürbitten und Danksagungen enthält. Praktisch mag das Büchlein wohl sein, aber ist es zu konservativ gedacht, wenn wir meinen, eine stattliche Kanzelbibel erscheine doch würdevoller für den Prediger, als so ein dünnes Heft von 85 Seiten? Wt.

— Kirchengeschichte Deutschlands. Von D. Alb. Hauck, Professor in Leipzig. II. Teil. 1. Hälfte: Die fränkische Kirche als Reichskirche. 1889. 2. Hälfte: Auflösung der Reichskirche. 1890. (Leipzig, J. C. Hinrichs.) 757 S. 14 M.

Mit diesem II. Teil ist das bedeutsame Werk, das eine specifisch deutsche Kirchengeschichte auf Grundlage der ursprünglichen Quellen geben will, um ein wesentliches gefördert. In klarer, anschaulicher Darstellung giebt der Verf. ein Bild der deutschen Reichskirche zur Zeit Pipins und Karls des Großen und schildert sodann unter den Nachfolgern des Letzteren die Auflösung derselben. Papsttum und fränkisches Königtum, durch die verhängnisvolle Pipinische Schenkung in engste Verbindung zu einander gebracht, werden in ihren Wechselbeziehungen verfolgt, wobei der Gegensatz zwischen der Souveränität Pipins und Karls d. Gr. und der Demütigung Ludwigs d. Fr. und seiner Nachfolger der Kirche gegenüber grell zur Erscheinung kommt. — Besonders instruktiv sind die Ausführungen des Verfassers über die religiösen Zustände dieses Zeitabschnittes, so vor allem über das Mönchswesen und Klosterleben. Dabei werden wir keineswegs mit vielen Thatsachen überschüttet, die ja an und für sich wenig Wert hätten, sondern der Verfasser versteht es, aus solchen Aeußerlichkeiten — die er in der Regel nur als Belegstellen unter dem Text mitteilt — das Allgemeine, bleibend Wertvolle abzuleiten und dem Leser zugänglich zu machen. So kann man sich bei kursorischer Lektüre den Ballast bei Seite halten und ist dadurch um so eher im Stande, sich ein deutliches Gesamtbild herzustellen und einzuprägen. — Hoffen wir, daß es dem Verfasser möglich wird, diese „Deutsche Kirchengeschichte," wenn nicht zu Ende, so doch durchs Mittelalter fort- und durchzuführen.

— Vademecum aus Luthers Schriften. Für die evangelischen Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt und herausgegeben von Dr. G. Krüger, Oberschulrat und Gymnasialdirektor zu Dessau, und Dr. Joh. Delius, weil. Gymnasiallehrer zu Eisenach. Zweite Aufl. (Gotha, Fr. Andr. Perthes.) 1 M.

Das vorstehende Buch verdankt seine Entstehung der Lutherfeier. Es will dazu helfen, daß die Wirkung dieser Feier auf die heranwachsende Jugend eine möglichst nachhaltige und segensreiche werde. Dazu will es die Primaner der Gymnasien und Realgymnasien in Luthers Schriften einführen und so persönlich mit ihm bekannt machen. Die Absicht ist gewiß löblich. Man spricht so viel von Luther, aber wie wenige sind, die ihn wirklich kennen! Weltgeschichte und selbst Kirchengeschichte können sich nicht so lange mit ihm beschäftigen, daß sie auch in seine Schriften einführten. Die Auswahl darf als eine glückliche bezeichnet werden. Sie umfaßt die 95 Thesen, allerdings mit Auslassungen, die Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation, diejenige von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche, diejenige von der Freiheit eines Christenmenschen, das Schreiben an die Ratsherrn aller Städte betreffend Aufrichtung und Haltung christlicher Schulen, den Stiftungsbrief unseres höheren Schulwesens, und endlich den Sendbrief vom Dolmetschen. Natürlich mußten die Schriften teilweise für den Gebrauch der Schulen zugerichtet werden. Die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft ist nur in Weise einer Inhaltsangabe aufgenommen. Ob sie dann aber nicht lieber ganz wegblieb? Ob dafür nicht besser kurze geschichtliche Einleitungen gegeben wären? Diese kann ja freilich der mündliche Unterricht ergänzen. Wie es denn überhaupt sehr darauf ankommt, daß der Lehrer die Lesung dieser Schriften recht leite, daß er warmen Herzens in dieselben einführe, daß er verstehe, Interesse für dieselben in der Jugend zu erwecken. Die Einleitung giebt in dieser Beziehung noch manchen Wink zur Handleitung. Daß das Buch inzwischen schon in zweiter Auflage erschienen, erweckt die Hoffnung, daß es auf dem Gebiete, für welches es bestimmt war, eine freundliche Aufnahme gefunden hat. Möchte dies Gebiet sich immer mehr erweitern. So kann das Buch ein Segen für unsere Jugend und unsere Kirche werden. D.

— Pietismus, Ritschlsche Theologie und Luthertum. Von G. E. A. Schulze, Pastor zu Walsleben i. d. Altmark. (Hannover, Heinr. Feesche.) 1890. 64 S. 1 M.

Das Buch ist entstanden aus einem Vortrage, den der Verf. auf der diesjährigen Gnadauer Osterkonferenz gehalten hat. Er geht von einem sehr richtigen Gesichtspunkte aus, nämlich von dem, daß im Ritschlianismus, der in der Theologie der Gegenwart mehr und mehr eine Macht zu werden beginnt, neben kräftigen Irrtümern auch gewisse Wahrheitsmomente enthalten sind, die allein es ermöglicht haben, daß er seine Stellung bisher behaupten konnte. Diese Momente zu erkennen, auszuscheiden und für die bekenntnistreue Theologie

nutzbar zu machen, muß die Aufgabe der Gegenwart sein; je schneller dies geschieht, um so eher wird die Ritschlsche Schule in sich selbst zusammensinken. — Der Verf. sucht diese Aufgabe auf einem einzelnen Gebiet zu lösen, indem er sich Ritschls Kritik des Pietismus wählt, dieselbe einer eingehenden, sachlich geordneten Beurteilung unterwirft und ihr das abzugewinnen sucht, was vom lutherischen Standpunkte an ihr berechtigt und gut erscheint. Das ist nun freilich, wie bemerkt werden muß, nicht sehr viel, vielmehr spitzt sich das Ganze im wesentlichen auf eine stellenweise ziemlich scharfe Polemik gegen Ritschl zu, die man nach der höchst objektiv gehaltenen Einleitung kaum zu finden vermutete. In der Sache weiß Verf. aber allemal klar, was er will, und man wird seine einzelnen Ausführungen mit Nutzen nachlesen. A. W.

— Verhandlungen der Zweiten Gnadauer Pfingstkonferenz (28—30. Mai 1890) über die geschichtlich gewordene Kirche in ihrem Unterschiede von der biblischen „Gemeinde des Herrn," die Bedürfnisse und Aufgaben der Gemeinde des Herrn, Gemeinschaftspflege in Stadt und Land, über die Organisation der Gemeinschaften in Württemberg, Berichte evangelistischer Thätigkeit an verschiedenen Orten u. a. Herausgegeben von Dr. J. G. Pfleiderer. (Kassel, Röttger.) 196 S.

Diesen Berichten über die zweite Konferenz für Evangelisation und Gemeinschaftspflege möchten wir doch ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben. Referent steht auf einem entschiedener konfessionell-lutherischen Standpunkt, als diese Konferenz ihn vertritt, doch aber weiß er in mancher großen Hauptsache mit ihr sich eins. Theologisch wüßte ich manches zu beanstanden, lasse das jedoch hier bei Seite, indem ich mit der Konferenz bekenne, daß es in unserer Zeit gilt, die Gläubigen zu sammeln, das Glaubensleben in den engen Kreisen zu stärken, damit diese Gemeinschaften Lichtherde für weitere Kreise werden. Man hat sich in Gnadau zu den Worten des verstorbenen Christlieb bekannt: „Es gehen drei Strömungen durch unser kirchliches und christliches Leben in Deutschland. Die eine Strömung sagt: los von der großen Kirche! sie kann das Reich Gottes nicht mehr bauen, sie ist dem Zusammenbruche und dem Verfall preisgegeben. Die andre Strömung sagt: nur einzig und allein durch Stärkung der Landeskirche und durch die Stärkung des Amtes in der Kirche sei es möglich, daß das christliche und kirchliche Leben wieder zur Blüte gelange. Die dritte Strömung nun, und zu dieser gehören wir, behauptet, daß sie nicht auf die äußere Verfassung der Landeskirche den Hauptwert lege, auch nicht sage, daß die Kirche dem Untergange preisgegeben sei oder daß keine Lebenskraft mehr von ihr ausgehe, sondern wir wollen als Männer, die auf geschichtlichem Boden stehen, alles achten und erhalten, in dem noch ein Segen liegt, vor allem aber lebendige Gemeinden zu gründen suchen." Doch sollten diese drei Strömungen wohl gegensätzliche sein? Wir schweigen von den Sekten, aber sollten wohl die Männer, welche in der Freikirche sowohl als in der Landeskirche um die reine Predigt und Sakramentsverwaltung gestritten haben, etwas anderes im Auge gehabt haben als die Gründung lebendiger, gläubiger Gemeinden? Die Breslauer und die Missourier auf der einen Seite und auf der andern Männer wie Löhe, Petri, Kliefoth, waren und sind das denn bloß „tote" Orthodoxe, zufrieden, wenn ihr dogmatisches System oder ihre kirchliche Anstalt in Ordnung war? Haben sie denn mit allem, was sie thaten, etwas anderes gewollt, als dem Herrn Seelen gewinnen, lebendige Gemeinden gründen und das Reich Gottes bauen? Der Orthodoxie immer wieder das Prädikat „tot" geben, wie das auch in Gnadau geschehen ist, ist ebenso ungerecht, als von den Gnadauer Pfingstleuten immer zu sagen, sie seien sektiererisch und methodistisch. Wir wollen uns gegenseitig anerkennen und nicht die Sünden Einzelner der Gesamtheit zur Last legen. Dem furchtbaren Gegensatze des Unglaubens und namentlich der ungläubigen Theologie gegenüber wollen wir doch zusammenstehen. Ich will wirklich nicht die Frage nach Union und Konfession als nebensächlich bei Seite schieben, ich könnte manche tiefe Differenz zwischen den Lutheranern und den Gnadauern aus diesen Verhandlungen anführen, aber im letzten Grunde weiß ich mich eines Sinnes und eines Zieles mit ihnen. Man lese z. B. das Referat des Fabrikanten Siebel über die Gemeinschaftspflege auf dem Lande, wird sich ein Lutheraner da nicht ganz anders angeheimelt finden, als wenn er sich unter landeskirchlichen Ritschlianern befindet, die selbst Luther zu einem modernen Rationalisten machen wollen, oder von Harnackianern, die unser altes Christentum für hellenistischen Sauerteig ausgeben? Siebel, ein Laie, wie vermuten, auch ein Reformierter, sagte in Gnadau: „In unseren Tagen erscheint es zur Pflege der Gemeinschaften besonders wichtig, daß in ihnen das Wort vom Kreuz wohnt. Möchte es zu anderen Zeiten vielleicht angezeigt erscheinen, darauf hinzuweisen, daß außer der Rechtfertigung durch den Glauben auch das Wachstum im neuen Leben von Bedeutung sei, so will es mir scheinen, daß in der Gegenwart wieder der umgekehrte Fall, wenigstens vielfach, vorliege. Unter den heutigen Theologen giebt es ohne Frage treffliche Ethiker, aber wo sind bei ihnen Prediger, die das Wort von der Blutbesprengung, von der Versöhnung, von der stellvertretenden Genugthuung Christi laut und voll und ganz verkündigen? Gottlob, es giebt deren noch, aber wir wollen es uns nicht verhehlen, sie sind auf dem weiten Felde der Kirche dünn gesäet. Viele unserer Theologen, besonders der jüngeren, glauben garnicht mehr an diese Fundamentalartikel. Daher soll die Gemeinde Gottes um so klarer und nachdrücklicher das Lamm Gottes rühmen, welches der Welt Sünde trägt." — Daß um das ganze, volle Evangelium der Bibel lebendig gläubige Gemeinden gesammelt werden, in denen dann jeder mithilft, das erhaltene Licht weiter zu tragen, diesem Ziele der Gnadauer wollen wir freudig

zustimmen, und die dann noch vorhandenen Differenzen zwischen ihnen und uns wollen wir nicht künstlich verdecken, sondern sie ernstlich, aber auch brüderlich austragen. J. P.

— Irvingianer oder evangelischer Christ? Ein Mahn- und Warnungswort an Irvingianer und evangelische Christen von A. Nissen, Hauptpastor in Eckernförde. (Leipzig, E. Ungleich.) 53 S. 75 Pf.

Die kleine Schrift, welche gründlich und sachlich auf die bekannten wunderlichen Irrlehren der Irvingianer eingeht, wird sich überall, wo die Sekte Fuß zu fassen strebt, sehr wohl zur Verteilung und Aufklärung eignen. Freilich ist es ja eine bekannte Thatsache, daß Sektierern gegenüber mit Schriften dieser Art wenig ausgerichtet wird. Denn wenn Einwirkung solcher Art versucht wird, ist meist schon causa finita; das Herz der für die Sekte Gewonnenen hat gesprochen und den Verstand nehmen sie irgendwie mit. Und die beste Gegenwirkung gegen Sekten bleibt immer die präventive, daß nämlich die Kirche den Seelen, die danach verlangen, eine engere christliche Gemeinschaft bietet, als sie in den Massen-Gottesdiensten möglich ist. Indessen macht solche Arbeit natürlich auch die populäre Widerlegung nicht überflüssig, wie sie hier geboten wird. Der Ausdruck S. 45 „das versteckte, unlautere und trügerische Verfahren der irvingianischen Sendboten“ ist aber ohne Zweifel zu stark und zu allgemein. Es giebt wie in allen Kirchen und Sekten auch unter den Irvingianern vortreffliche Leute, die nach bestem Wissen und Gewissen Christo dienen und von Unlauterkeit weit entfernt sind.

— Biblische Hand-Konkordanz. Ein Hand- und Hülfsbuch für Prediger und Lehrer zum leichteren Auffinden der Bibelstellen, zugleich auch enthaltend einen Religionskursus nach den Hauptstücken des Luther-Katechismus, einen Kursus für den Unterricht in der Bibl. Geschichte, einen Leitfaden zum Bibellesen und eine kurze Anweisung, die Schüler im Bibelaufschlagen zu üben 2c. 3. sehr verm. und verb. Aufl. Neue Ausgabe. (Braunschweig, Hellmuth Wollermann.) 1890. X und 301 S.

Diese alte, längst eingebürgerte Konkordanz, die hier in neuer Titelauflage vorliegt, sei bei dieser Gelegenheit wieder bestens empfohlen. Sie ist ausführlich genug, um den durchschnittlichen Amtsansprüchen der Pastoren und Lehrer durchgängig genügen zu können, und das ist ihr Zweck; für wissenschaftliche Anforderungen giebt es andere Werke, die wieder für das praktische Amt wenig brauchbar sind. Jede wichtigere Stelle der h. Schrift wird man aus dieser Konkordanz leicht ermitteln und feststellen können.

— Der Kindergottesdienst. Eine illustrierte Monatsschrift zur Förderung der gottesdienstlichen Pflege der Jugend. Herausgegeben von L. Tiesmeyer, G. Vollmann, P. Zauleck, Pastoren in Bremen. Jährlich 12 Hefte. Preis 2 Mark.

An die Seite des allen Fachmännern bekannten Berliner „Sonntagsschulfreundes“, den seit dem 1. Juli 1890 Pastor Dalton herausgiebt, tritt mit dem 1. Oktober dies neue Organ für die gottesdienstliche Pflege der Jugend, und die Herausgeber meinen mit Recht, daß sie mit ihrem Unternehmen nichts Ueberflüssiges wollen. Der „Sonntagsschulfreund“ vertritt fort und fort jenen älteren Gedanken, daß die Sonntagsschule in ihrer von England und Amerika zu uns herübergekommenen Form wesentlich Sache der innern Mission sei, Ersatz für schlechten Religionsunterricht in der Schule, für mangelnde religiöse Anregung durch das Haus. Dem gegenüber aber bricht sich bei uns immer mehr die Erkenntnis Bahn, daß es Pflicht der Kirche ist, auch für die gottesdienstliche Pflege der Jugend Sorge zu tragen. Nicht erst durch die von Woodruff und Bröckelmann gegebenen hochbedeutsamen und dankenswerten Anregungen hat sich die evangelische Christenheit auf ihre Pflicht, die Jugend gottesdienstlich zu versorgen, besonnen, sondern von der Reformationszeit her ist die Jugend mittelst der „Kinderlehre“ zu einem für sie passenden Gottesdienste gesammelt worden, und diese Kinderlehre bringt Segen auch da, wo die eigentümliche Form der Sonntagsschule weder nötig noch möglich ist. Ob Kinderlehre durch den Pastor allein, ob Gruppensystem unter Heranziehung von Helfern und Helferinnen, das ist eine Frage der Zweckmäßigkeit, aber eins will unsere Zeitschrift immer betonen, daß es sich hier nicht um ein beliebiges Werk geistlicher Liebhaberei, sondern um eine notwendige Thätigkeit der Kirche handelt, und wer, wie Referent, diesem Gedanken von ganzem Herzen zustimmt, der wird sich einer Zeitschrift freuen, in welcher diese Wahrheit mit Nachhaltigkeit vertreten werden soll. Aus dem vorliegenden ersten Hefte heben wir zwei bedeutsame Ausführungen hervor. Zauleck schreibt: „Wer soll die Lämmer Jesu weiden? Gewiß zuerst und vor allen Vater und Mutter, Gevattern und Anverwandte. Darüber ist hier nicht weiter zu reden. Ebenso gewiß hat die Schule, solange sie noch eine geistliche ist, solange sie noch geistlichen Religionsunterricht erteilt, diese Pflicht. Noch gewisser aber ist es, daß auch die Kirche Christi, daß seine Gemeinde sich der Lämmer Jesu annehmen muß. Warum das? Man hat diese Notwendigkeit vielfach damit begründet, daß das Haus, daß auch die Schule nicht in ausreichendem Maße, vielfach garnicht ihrer Verpflichtung nachkämen, die Kinder zu Jesu zu führen. Dann wäre der Kindergottesdienst ein Notbehelf, und das Ziel der Arbeit müßte sein, die Christenhäuser und die Schulen dahin zu bringen, daß sie ihre Schuldigkeit an den Kindern thäten, und dann alle Kindergottesdienste wieder aufzugeben. Aber so liegt die Sache nicht. Nein, gerade dann, wenn die Elternhäuser in aller Treue die Lämmer weideten, wenn in allen Schulen die Lehrer mit priesterlichen Herzen an den Kindern arbeiteten, gerade dann wäre der Kindergottesdienst ein lebhaftes Bedürfnis, gerade dann würde er zur schönsten Blüte und Frucht gelangen. Und gerade, weil in den Elternhäusern und in den Schulen so vielfach nicht der Geist Christi wohnt,

nur darum sind die Kindergottesdienste vielfach noch verachtet oder unverstanden, nur darum ist es nicht die ganze Lämmerschar, sondern nur ein Bruchteil, der dorthin auf die Weide kommt. — — Die Kirche hat kein Recht, die religiöse Erziehung ihrer heranwachsenden Jugend allein auf die Schultern der Eltern und der Lehrer zu legen — —, sie muß vielmehr Mittel und Wege suchen, wie sie selbst am zweckentsprechendsten mithelfe, Jesu Lämmer zu weiden." Professor Achelis in Marburg aber betont mit Recht, daß auch die theologische Wissenschaft nicht ferner am Kindergottesdienste vorübergehen dürfe. Im System der praktischen Theologie aber habe er seine Stelle nicht in dem Abschnitte von der inneren Mission, sondern in dem Abschnitte von der Katechetik oder vom kirchlichen Jugendunterricht. „Nicht mehr ist der Kindergottesdienst nur da Bedürfnis, wo Haus und Schule es an geistlicher und kirchlicher Erziehung mangeln lassen; auch unter Voraussetzung vollster Normalität der Erziehung durch Haus und Schule gewährt der Kindergottesdienst das, was beide nicht gewähren können, nämlich die Einpflanzung des Bewußtseins und den Segen kirchlicher Gemeinschaft und die Erziehung zur freien und freudigen Heiligung der Sonntage und Festtage in der kirchlichen Gemeinschaft. Die Konsequenzen der Verkirchlichung liegen nicht etwa darin, daß nur das so beliebte und höchst zweckmäßige Gruppensystem aufgehoben würde, sie sind lediglich darin zu suchen, daß die Leitung des Kindergottesdienstes dem Katecheten der Gemeinde, d. h. dem Pastor als pflichtmäßige Thätigkeit zufällt, und daß die gesamte Jugend der Gemeinde vom Alter der Schulpflicht bis zum Beginn des Konfirmandenunterrichtes daran teilnimmt."

Unter den Lesern der kons. Monatsschrift werden manche sein, die Beziehungen zur Sonntagsschule haben. Sie möchten wir dringend auf die neue Zeitschrift hinweisen, damit der Gedanke des Kindergottesdienstes, als einer notwendigen Thätigkeit der Kirche, sich immer fester bei uns einbürgere. Um eine Lieblingslaune frommer Herren und Damen handelt es sich hier wirklich nicht, sondern um eine notwendige Ausrichtung eines vom Herrn seiner Kirche gegebenen Befehls.

J. P.

3. Geschichte.

— Geschichte des Römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium — bis zu dem Einbruche der Barbaren von V. Duruy, Mitgl. der Akad., früher Unterrichtsminister. Uebers. von Prof. Dr. G. Hertzberg. Mit 2000 Illustrationen &c. — 5. Band. VIII und 644 S. (von Constantin d. Gr. bis Theodosius I.) (Leipz. Schmidt und Günther.) 1889.

Mit dem 5. Bande ist das große Uebersetzungswerk abgeschlossen, durch welches der berühmte französische Historiker bei uns eingeführt ward. Wenn Prof. Hertzberg, der selbst eine anerkennenswerte Geschichte der römischen Kaiserzeit geschrieben hat, Herrn Duruy diesen Dienst leistete, so bestimmten ihn gewiß drei gewaltige Vorzüge des französischen Werkes: ungeheurer Stoff, anmutige Darstellung, selbständiger Erwerb. Freilich, die französische Auffassung der römischen Kaiserzeit, gegen welche der gelehrte Uebersetzer sich zum Teil verwahrt, zeigt sich charakteristisch in folgenden Eigenheiten: indem der Historiker daran verzweifelt, für die Zustände des kaiserlichen Roms positive Heilmittel zu nennen, nörgelt er an allem, die zwei einzigen Kräfte verkennend, welche aus dem Zusammenbruch des Römerreichs einen staatlichen Organismus herausretteten, der dem Andrange des Islam hernach standhielt: die deutschen Barbaren und die orthodoxe Kirche. Damit hängt zusammen, daß mit falschem Konservatismus die überlebten Zustände des Römerreiches, sowie sie zusammensinken, beklagt, und diejenigen Kaiser, welche sie zu einem augenblicklichen Scheinleben emporelektrisieren, in unverdiente Gunst genommen werden, so Diokletian und Julian und selbst ein Eugenius-Arbogast! Diese verkehrte Grundanschauung, die, vielleicht aus Furcht vor einer allzu teleologischen Betrachtung, das Gewordene nicht auch zugleich als das Bessere zu rechtfertigen wagt, führt schon auf dem Titelblatt zu einem auffallenden Mißgriffe. „Bis zu dem Einbruche der Barbaren." Der Verf. nämlich versteht unter dem Einbruche der Barbaren Alarichs Zug, der doch bekanntlich über Ostrom und Italien dahinzog wie eine Sommerwolke über eine sonnige Landschaft; „der" Einbruch ist in Wahrheit nur einer von vielen. Ich denke, 451 hat das römische Reich nochmals eine achtbare Haltbarkeit bewiesen! Der Verf. bekennt sich eben nicht dazu, daß er eigentlich meint „bis zur Stabilierung der orthodoxen Kirche" durch Theodosius; denn das erst war der Sieg des Christentums, wie Herr Duruy selbst gelegentlich bemerkt, das Christentum sei nichts ohne den Glauben an die Gottheit Christi. Politisch betrachtet, wäre der Untergang des Licinius der bessere, weil tiefere Einschnitt gewesen, oder erst wieder Theodorichs Einbruch, womit die römische Staatsverfassung wirklich erst zusammensank. S. 529 wird der Fehlgriff im Endpunkte auch nahezu eingestanden.

Aber wenn auch einmal die Bedeutung der Ereignisse verkannt bleibt, gelungen wird man fast überall die Feststellung der Ereignisse, die eigentliche und erste Aufgabe des Geschichtsschreibers, nennen. Selten trübt der Verf. durch parteiische Vermutung das Thatsächliche. So öfter bei Constantius II., Theodosius (häufig), dessen klarer Scharfblick allein schon, daß nur durch Adoption der Gothen Rom weiter leben könne, Bewunderung verdient; Valentinian I. wird übertrieben der härteste aller Kaiser genannt und Gratian unbillig beurteilt. Den christlichen Geschichtsschreibern Lactantius und Eusebius bringt Duruy ein leider wohl begründetes Mißtrauen entgegen, aber er versäumt, einen Teil davon auf Ammian zu übertragen, so $37\frac{1}{2}$ km. Sehweite des menschlichen Auges, oder die Jagdgeschichte mit dem blutsaugenden Saracenen u. a. m. Als Mißgriffe bezeichne ich auch den allzu niedern

Ansatz von Constantins Invasionsarmee und den niederen Zahlenansatz der damaligen Christen (‰). Und warum immer die (Deutschen!) Foederati schelten, die doch schließlich dem Reiche alle seine Schlachten erfiegten, und bei denen Dürüys Liebling, Julian Apostata, im hercynischen Walde manche Tugend gefunden hat? Dieser Julian selbst wird trotz der Grundverlogenheit seines schauspielerhaften Charakters in Burckhardts Weise gepriesen, während einem Constantius die Menschlichkeit gegen den Vetranio nicht eskomptiert wird. Endlich ist es fast lächerlich, wenn man nicht nur Sardous Theodora, sondern auch den betr. Band des corp. hist. byzant. kennt, auf den byzantischen Barbierklatsch Prokops gegen Theodora verwiesen zu werden. —

Die Oekonomie des Buches ist vorzüglich: kein Satz, der nicht am besten Platze stünde; die Betrachtung ist hoch angelegt und, bis auf jene Voreingenommenheiten, billig. So wird selbst Ambrosius in seiner menschlichen Schwäche gegen K. Eugenius nicht zu bitter verspottet. Vor allem erkennt der Verf. im ganzen Constantin I. wirklich als quietis custos an, der dem Reiche ein neues aequilibrium gegeben, und er verkennt nicht, daß die christliche Kirche in den „zwei Kräften Liebe und Barmherzigkeit" alles trug, die Welt neu zu gebären. Aber der Grundfehler liegt darin, daß ein Franzose selbst Kaisergeschichte mit dem Blick auf 1870/71 schreibt, sonst hätte ein so erlauchter Kenner jener Zeit bemerken müssen, daß in dem verwesenden Reiche sich zwei neue positive Kräfte bewegen: Franken und Goten, in welchen die continuatio imperii liegt, die also vom 4. Jahrhundert an nicht mehr „Barbaren" sind.

Lg.

4. Biographisches.

— **Generalfeldmarschall Graf Helmuth von Moltke.** Ein Lebensbild zu seinem neunzigsten Geburtstage von J. Bornhak. Berlin, M. Schorß.) 1890. 36 S. 20 Pf.

Frau Professor Bornhak in Berlin hat sich durch ein größeres Werk: „Die Fürstinnen auf dem Throne der Hohenzollern in Brandenburg-Preußen", das im vorigen Jahre erschien und auch von uns besprochen wurde, schon bekannt gemacht. Ihre nahen Beziehungen zur verstorbenen Kaiserin Augusta, zur Großherzogin von Baden und anderen hohen Persönlichkeiten haben ihr ein zuverlässiges Material in die Hand gegeben, wie es anderen schwerlich zugänglich ist. Auch Generalfeldmarschall v. Moltke hat die Verfasserin mit einem anerkennenden Schreiben anläßlich des kleinen, aber inhaltreichen Lebensbildes beehrt, das sie für dessen 90. Geburtstag geschrieben hat. Ist das größere Werk eine vortreffliche Gabe für Mädchen und Frauen, so möchte das obige Büchlein, abgesehen von dem jeden Deutschen interessierenden Stück patriotischer Zeitgeschichte, vorzüglich die Knaben und Jünglinge zum Fleiße und zur Selbstbeherrschung, zur Gottes- und Vaterlandsliebe durch Vorführung des Lebens und Wirkens v. Moltkes ermuntern. Das auch durch vier Illustrationen und sauberen Druck sich empfehlende Schriftchen ist bereits in zweiter Auflage erschienen.

r.

— **Der gräflich Wernigerodische Kanzler Julius Leopold von Caprivi als Kirchenliederdichter.** Von F. Hausig, Prediger an St. Lukas in Berlin. (Berlin, Georg Nauck [Fritz Rühe].) 1890. 30 S. 50 Pf.

Der genannte Kirchenliederdichter ist der Urgroßvater unseres Reichskanzlers von Caprivi. Ursprünglich nannte sich die Familie Nesselthal und wohnte in einem deutschen Orte Gottschee in Illyrien, welchen die umwohnenden Südslaven Kapriwa (= Nessel) nennen. Ende des siebenzehnten Jahrhunderts kaufte sie das Gut Lanthe in Schlesien an. Julius Leopold von Capriva wurde daselbst am 29. Dezember 1695 geboren, nach dem frühen Tode seiner evangelischen Mutter von deren Verwandten nach Altenburg gebracht und dort von Christine, der Tochter des Markgrafen Friedrich VI. von Baden-Durlach, bis 1705, wo sie starb, erzogen. Herzog Friedrich II. von Sachsen-Altenburg ließ ihn die Rechte studieren. Als Student kam er mit August Hermann Francke zusammen und wurde ein Anhänger des Pietismus. Nachdem er in Dahme und Drehne (Lausitz) bei der Witwe des Herzogs Friedrich von Sachsen-Weißenfels Kammerjunker gewesen war, verehelichte er sich am 2. März 1721 mit der evangelischen Freiin Constantia von Kittlitz und wurde im selben Jahre Rat in Stolberg, 1729 aber „gräflich Stolbergischer gemeinschaftlicher Hof- und Regierungsrat". Wegen veranstalteter Privatandachten geriet er im selben Jahre mit dem Konsistorium in Konflikt und siedelte 1732 nach Wernigerode über, wo Graf Christian Ernst und dessen Frau mit ihm vertraut verkehrten. Ein Jahr zuvor hatte er sich, da seine Frau 1727 gestorben war, mit Elisabeth von Grambow wieder vermählt. Er begleitete die gräfliche Herrschaft wiederholt auf Reisen, wurde 1746 Kanzleidirektor und 1750 gräflicher Kanzler, als welcher er am 8. November 1768 starb. Wir besitzen von ihm ein „Erbauliches Andenken" an die Salzburgischen Emigranten, von denen am 25. Mai 300 und am 16. September 1732 an 1045 Personen durch das Stolbergsche Gebiet reisten. Insbesondere aber sind uns viele seiner von biblischen Gedanken erfüllten Lieder erhalten. 18 seiner Lieder sind in Gesangbüchern abgedruckt, und zwar im Wernigerodischen, gedruckt zu Stolberg 1735, dem Cöthener vom Jahre 1744 und der 1750 zu Wernigerode erschienenen „Neuen Sammlung geistlicher Lieder". Neun der Kirchenlieder v. Caprivis teilt Hausig mit, fügt zweien die Melodie und anderen eine Erklärung bei. Der Verfasser darf für seine Gabe nicht bloß auf den Dank der Angehörigen des Liederdichters, sondern aller rechnen, die für Kirchenlieder Sinn haben und gegen die Leiden derer, die um des evangelischen Glaubens willen Verfolgung litten — und zu diesen gehört Julius Leopold v. Caprivi — nicht teilnahmlos sind.

r.

5. Länder- und Völkerkunde.

— Durchs Heilige Land. Tagebuchblätter von C. v. Orelli, ord. Professor der Theologie. 1. Aufl. Mit einer Karte von Palästina und sechs Ansichten. (Basel, C. F. Spittler.) 1890. XII und 290 S.

Das Buch stammt schon aus dem Jahre 1876, und obgleich seit jener Zeit eine Reihe größerer und kleinerer Palästinawerke erschienen sind (man denke nur an das Prachtwerk „Palästina in Wort und Bild" von Ebers und Guthe oder allerneuestens an Schnellers „Kennst Du das Land?"), so ist es doch eigenartig und wertvoll genug, um diese Neuauflage vollkommen zu verdienen. Thatsächliche Zusätze, wo sie sich vernotwendigten, sind in Anmerkungen unter dem Text hinzugefügt; sonst ist aber dem Buche seine ursprüngliche, frische und anschauliche Form der Darstellung erhalten geblieben, wie sie einem Reisetagebuch möglich und angemessen ist. Die Reise geht von Genf aus durch Italien, Unterägypten, zu Schiff nach Jaffa, dann durchs heilige Land nach allen historisch oder landschaftlich merkwürdigen Punkten, darauf durch Kleinasien nach Konstantinopel, Athen und abermals durch Italien in die Heimat zurück. Auch die nicht im heiligen Lande spielenden Partien sind recht ausführlich gehalten. — Besonders angenehm berührt es, daß der Verf. bei aller Begeisterung für die Stätten, da Christus gewandelt, nie in einen schwärmerischen, überschwänglichen Ton verfällt; im Gegenteil sind seine Schilderungen stets nüchtern, oft recht ernüchternd. So bekennt er z. B. selbst, daß ihn der erste Besuch der Grabeskirche nicht mit der Andacht, mit dem überwältigenden Gefühl der Gottnähe erfüllt habe, „wie man es in Reisebeschreibungen mit Erbauung liest." Erst später, nach Orientierung über das Aeußere, habe diese Stimmung mehr Platz greifen können. Von dem (1879 verstorbenen) evangelischen Bischof Gobat zu Jerusalem berichtet er eine ähnliche nüchterne Anschauungsweise. „Derselbe pflegte den Leuten, die ihm zu sehr an der Scholle zu haften schienen, vorzuhalten: wenn es einen Ort auf Erden gäbe, von dem man mit Sicherheit sagen könne, daß Christus daselbst nicht sei, so sei es jene Grabstätte, von welcher der Engel selbst gesagt: Er ist nicht hier, denn er ist auferstanden." — Hervorragend und interessant ist die Bibelkenntnis des Verfassers, die ihn bei seinen Erlebnissen und Beobachtungen alle Augenblicke auf Analoga im A. oder N. T. stoßen läßt. Wenn er auf dem sog. Davidsturme steht und einen ihn begleitenden Soldaten mit einem andern am Fuße des Turmes ein Gespräch führen hört, so erinnert ihn das an 2. Kön. 16, 28. Oder wenn er die Frau des Bischofs Gobat auf einem weißen Esel reiten sieht, so kommt ihm dabei ins Gedächtnis, daß schon in der Richterzeit (nach Richter 5, 10) die weißen Esel als die vornehmsten Reittiere galten &c. — An einer Stelle scheint er mir etwas in die Bibel hineingelesen zu haben, wenn er in der Nacht von Gethsemane „das Licht des Mondes geisterhaft durch die silbergrauen Zweige fallen" läßt. Ich weiß nicht, ob des Mondes in der Schrift Erwähnung gethan ist, möchte mir vielmehr die betr. Nacht recht finster und grausig denken. — Die beigegebenen sechs Ansichten — vier aus dem heutigen Jerusalem, je eine von Bethlehem und Athen — sind gut ausgeführt. Eine Karte des heutigen Palästina veranschaulicht die Reiseroute.

A. W.

6. Kunst.

— Der Führer durch die Oper des Theaters der Gegenwart, Text, Musik und Scene erläuternd. Von Otto Neitzel. I. Band, 1. u. 2. Abteilung. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) 1890. 250 u. 260 S. à 4 M.

Ein ebenso interessantes, wie nützliches Buch hat die Kritik hier anzuzeigen, und wenn sie, wie üblich, über irgend etwas ihre Unzufriedenheit aussprechen will, so ist es nur darüber, daß das Werk noch nicht vollständig, sondern nur in seinen ersten beiden Abteilungen vorliegt. Dieser Opernführer, dem wir in seiner Reichhaltigkeit und Gründlichkeit kein ähnliches Werk an die Seite zu setzen wüßten, dürfte allen Ansprüchen gerecht werden. Er wird dem darstellenden Künstlerpersonal, vor allem dem Regisseur, ja auch dem Orchester manchen nützlichen Wink geben können; er wird dem kritischen Scharfblick des Rezensenten, der schon bisher alles besser wußte, zu Hülfe kommen und bewirken, daß er in Zukunft wirklich alles am besten weiß; er wird endlich und vor allen Dingen dem Opernpublikum seine Dienste widmen. Dies letztere ist seine Hauptaufgabe. Zum wirklichen Genuß einer Oper kommt man bekanntlich nicht bei einmaligem Hören, auch wenn man das Textbuch noch so genau vorher studiert hat. Erst wenn man Musik und Text, Spiel und Scene in ihren Wechselbeziehungen vollständig in sich aufgenommen hat, erst dann kann sich die Gesamtwirkung, d. i. der volle „Genuß" der Oper, einstellen. Dazu braucht es aber im gewöhnlichen Verlauf der Dinge viel Zeit. Otto Neitzels „Führer durch die Oper" kürzt diese Zeit ab, oder er verlegt sie vielmehr aus dem Opernhause in die Privatwohnung. Wie man vor Antritt einer Vergnügungsreise vorher das Kursbuch studiert, so lese man, wenn man eine Oper hören will, vorher das, was Neitzel darin über dieselbe zu sagen weiß. Es sind das freilich mindestens 20 bis 30 Oktavseiten, die richtig durchgearbeitet sein wollen, aber die Arbeit lohnt sich und ist zum mindesten so interessant, wie die Zusammenstellung eines Reiseplanes nach dem Reichskursbuch.

Vorzüglich ist auch die Uebersichtlichkeit des Werkes, die durch den Druck wesentlich unterstützt wird. Es ist nämlich alles das, was zur Handlung gehört, in gewöhnlicher, was sich auf die Musik bezieht, in Kursiv-, die kritischen Bemerkungen &c. in kleiner Schrift gedruckt. In den der Musik gewidmeten Abschnitten sind besonders wichtige oder charakteristische Tonstellen — meistens mit Angabe der Instrumentation — nach den Partituren wiedergegeben und besprochen.

Der erste Halbband bespricht die vier bekannten Gluckschen Opern, die fünf Hauptwerke von Mozart und Beethovens Fidelio. Der zweite behandelt die Romantiker Spohr: „Jessonda,“ Carl Maria von Weber: „Freischütz,“ „Euryanthe,“ „Oberon,“ Heinrich Marschner: „Vampyr,“ „Templer und Jüdin,“ „Hans Heiling,“ Robert Schumann: „Genoveva,“ alsdann die komische und leichte Richtung, die in den Werken von Konradin Kreutzer: „Nachtlager,“ Albert Lortzing: „Czar und Zimmermann,“ „Undine,“ Waffenschmied“, Otto Nicolai: „Die lustigen Weiber,“ und Friedrich von Flotow: „Stradella,“ „Martha“ repräsentiert ist. Der dritte Band wird vorzugsweise den Kunstwerken Richard Wagners gewidmet sein und dann die deutsche Oper zu Ende führen, während der vierte die französische, der fünfte die italienische Oper behandeln soll. P. P.

— Musikalisches Konversations-Lexikon. Eine Encyklopädie der gesamten musikalischen Wissenschaften für Gebildete aller Stände. Unter Mitwirkung der Herren Musikdir. K. Billert, Prof. Frz. Böhme, Kustos A. Dörffel u. s. w. u. s. w. begründet von Hermann Mendel. Vollendet von Dr. August Reißmann. Neue wohlf. Stereotyp-Ausgabe. Vollständig in 11 Bänden und 1 Ergänzungsbande, zusammen in 20 Abteilungen zu je 2 M. (Bisheriger Preis 71 M.) 1. Abteilung: A—Assyrische Musik (S. 1—320.) (Leipzig, List und Francke.)

Mag man auch mit „Rembrandt dem Erzieher“ über den specialisierenden Zug in der Wissenschaft klagen — ein solches Kompendium der Musik ist doch eine schöne Sache. Wir geben daher gern dieser neuen wohlfeilen Lieferungs-Ausgabe des alten, bewährten Werkes ein Geleitswort mit auf den Weg und empfehlen sie allen, denen ein solches Werk aus irgend einem Grunde ein Bedürfnis ist. Denn eine Verflachung des Wissens steht bei seiner Benutzung nicht zu befürchten, vielmehr ist die Abfassung der einzelnen Artikel (vergl. z. B. „Akustik“) mit solcher Gründlichkeit gehalten, der Ton so sachgemäß, daß man wirklich von Grund aus in die jedesmalige Sache eingeführt wird und ihren Zusammenhang, nicht bloß ihre Aeußerlichkeiten erfaßt. Hoffentlich wird die Ausgabe in rascher Aufeinanderfolge vollständig, was keine Schwierigkeiten haben dürfte, da ein Neudruck nicht vorliegt. P. P.

7. Poesie.

— Der Eisenkönig. Ein Sang aus unsern Tagen von Moritz Plaeschke. (Crefeld, M. Plaeschke.) 1890. 99 S. 1,50 M.

Der weit und breit bekannte, junge „Eisenkönig“ Hermann Rother aus dem Ruhrthal ist im Herbst zu seiner Erholung und zum Besuch eines alten Freundes ins Lahnthal gewandert. Dort begegnet er seiner Jugendliebe, deren Vormund, auch ein ehemaliger Eisenproduzent, sich durch Hermanns Vater ruiniert glaubt und sein Mündel durch falsche Beschuldigungen gegen Hermann dazu bestimmt, den im stillen geliebten Eisenkönig, als er um sie wirbt, schroff abzuweisen. Dafür aber gewinnt Hermann neue Freunde durch eine am Sedanfest gehaltene, patriotische Rede — und als die Februarwahlen heranrücken, da wird er als Kandidat der Ordnungsparteien aufgestellt und, trotz der socialdemokratischen Gegenagitation des gehässigen Vormunds, auch gewählt. Nun gehen auch seiner Jugendgeliebten die Augen auf — und im Frühling d. J. soll unter Assistenz der alten Freunde „bei einem Gläslein würzigen Maiweins“ im Lahnwald die Verlobung gefeiert worden sein. —

Wie man sieht, ist der Stoff nicht übermäßig poetisch, und die vierfüßige Trochäuszeile allein thut's auch nicht. Politische Erörterungen und Reden über die sociale Frage — vom Standpunkt des Arbeitgebers aufgefaßt — beeinträchtigen die poetische Wirkung. Immerhin geben wir dem hübsch ausgestatteten Buche, als einem harmlosen „Sang aus unsern Tagen“, gern ein gutes Wort mit auf den Weg. A. W.

— Der Klosterbruder. Eine Erzählung in Versen von Hans Wittenberg. (Leipzig, E. Ungleich.) 111 S. Preis 1,50 M., geb. 2,25 M.

Ein kleiner Sang in hübschen, gefälligen Versen für Freunde der Romantik. Ort der Handlung ist die Provence, Zeit die Tage Bertran de Borns, der selber auftritt. Stolze Ritterburgen, blutige Fehden, glühende Minne zwischen Eustach und Adele, einem Jüngling und einer Jungfrau aus feindlichen Häusern, die nur nächtlings in dunkler Grotte sich heimlich treffen können. Unheil bricht herein. Der Vater Eustachs spürt mit seinen Hunden das Pärchen auf. Eustach flieht ins Kloster. Hier wird ihm durch Intrigue beigebracht, Adele sei tot. So wird er Mönch. Aber Adele lebt, erfährt den Aufenthalt des Geliebten und läßt sich nun auch als Mönch in dasselbe Kloster aufnehmen, indem sie den Prior durch Verkleidung über ihr Geschlecht zu täuschen weiß. Nach dem Wiedersehen stirbt Adele und Eustach folgt ihr bald im Tode nach. — Die Verse fließen dem Autor glatt und leicht aus der Feder, die Handlung spannt, die Form der Erzählung verrät poetisches Talent.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Aus dem Blumenthalwald. Preisgekrönte Erzählung für Jung und Alt von Adelheid von Rothenburg, geb von Zastrow. (Elberfeld, Verlag der Buchhandl. des Erziehungsvereins.) 246 S.

Dies neueste Werk der so bekannten und beliebten Schriftstellerin ist eine preisgekrönte Erzählung. Wenn dieser Umstand nun auch nicht unter allen Umständen beweiskräftig ist, so haben wir es doch wirklich hier mit einer besonders gelungenen Arbeit zu thun, der denn auch der Erfolg nicht gefehlt hat — es sind 5000 Exemplare in wenigen Monaten verkauft. Und in der That fesselt das Buch Jung und Alt in gleicher Weise. Die Erzählung versetzt uns in den Anfang dieses Jahrhunderts, in die Zeit, als Deutschland unter

der Franzosenherrschaft seufzte, und schildert in anmutigster Weise das Leben und Treiben der Bewohner eines märkischen Dorfes. Die Helden unserer Erzählung sind zwei Kinder, Gottlieb und Malineken. (Diminutiv von Malwine?) Gottlieb ist als harmloser, fröhlicher Knabe, mit Malineken, seiner kleinen Freundin, einer Fischerstochter, aufgewachsen, als er eines Tages von einem sogenannten Schweinetreiber, in Wahrheit aber einem verkleidetrn preußischen Offizier, der das Land durchzirkt, um im Geheimen die Gleichgesinnten zu sammeln, von dem grausigen Ende, das seine Eltern durch die Franzosen gefunden, hört und dadurch in seinem jungen Herzen der glühendste Haß gegen die Erbfeinde und zugleich begeisterte Vaterlandsliebe erwacht. In lebendigster Weise schildert die Verfasserin nun, wie die Knaben des Dorfes von Gottlieb im Blumenthalwalde zu einer kleinen Truppe ausgebildet werden, die auch bald genug den Franzosen nicht nur spielend, sondern in vollem Ernste gegenüberzutreten hat. Gottlieb wird gefangen genommen und nur durch das entschlossene Eingreifen einer jungen Gräfin befreit, die als hinterlassene Braut ihres unter Schill gefallenen Verlobten von edlem Patriotismus erfüllt, durch ihre Erzählungen von den Heldenthaten der kühnen Männer die jungen Herzen erhebt und begeistert. Sehr hübsch bringt die Verfasserin neben dem damals erklärlichen und berechtigten Haß gegen die Feinde des Vaterlandes auch die vergebende Liebe zur Geltung, welche der Einzelne dem Einzelnen gegenüber zu üben hat. Gottlieb findet Gelegenheit, grade dem französischen Offizier, durch den seine Eltern vermeintlich so Uebles erlitten haben, Böses mit Gutem zu vergelten, worauf sich dann zum Schluß herausstellt, daß der mit Wohlthat bedachte nicht der vormalige Missethäter, sondern der Bruder desselben ist.

Wir wünschen dem Buche auch ferner einen glücklichen Lauf. Für heranwachsende Jugend ist es in diesem Jahr die gegebene Weihnachtserzählung.

— Im Regiment. Roman von H. von Osten. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) 1890. 267 S.

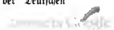
Wenn auch das Regiment, in dem sich die hier geschilderten Ereignisse vollziehen, zur gerechten Strafe für seinen verlotterten Zustand in einen kleinen Garnisonsort versetzt worden ist, wir also durchaus kein normales Regiment vor uns haben, so müßte es doch herzlich schlecht um den Geist des deutschen Offiziercorps bestellt sein, wenn auch nur annähernd eine solche sittliche Verderbtheit darin herrschen könnte, wie wir sie hier finden. Die Damen des Regiments sind größtenteils sehr problematischer Natur. Thea von Schlingen, die Frau des Majors, ist die reine Circe. Der Ehrgeiz der hübschen Frau Rittmeister von Wonsheim gipfelte darin, „die zahlreichsten Verehrer um sich zu scharen.“ Frau von Randow, von drei mächtigen Hunden begleitet, beantwortet die Frage ihres aus dem Manöver zurückkehrenden Gatten nach den Kindern mit dem lauten Ausruf: „Denke dir, der Roßarzt hatte doch recht, ‚Libussa‘ hat Steingallen.“ Frau von Wonsheim spricht „inmitten von drei bis vier jungen Offizierrn,“ dem Champagner so eifrig zu, daß ihr hübsches, frisches Gesicht sich immer röter färbt. „Bravo,“ riefen die Herren, „bravo, eine ganz ausgezeichnete Leistung!“ Die junge Frau hatte soeben ein volles Glas Sekt auf einen Zug hinabgestürzt. Jetzt hustete sie. „Rasch, Schrattenbach, klopfen Sie doch meiner Frau auf den Rücken!“ rief Wonsheim lachend. — Dies als Probe für den Ton, der in dem Regimente herrschte. — Man kann es der Baronin Rohberg, geborenen Goldbaum, nicht übel nehmen, wenn sie sich in dieser Gesellschaft nicht wohl fühlte. Bis auf verschwindende Ausnahmen passen die Herren sehr gut in den Kreis von Frau von Schlingen. Wie solche Offiziere den deutlich ausgesprochenen Willen unseres Kaisers zu erfüllen, wie sie imstande sein sollen, ihren Untergebenen als Vorbild zu dienen und wie sie gegebenenfalls den Heldentod im Kampfe für die Ehre des Vaterlandes sterben würden, ist uns unerfindlich.

In diese Gesellschaft kommt nun die junge ostpreußische Gräfin Ahlden, die nach dem Plane obiger Frau Thea mit einem von deren Geliebten, dem schönen Rittmeister Mansfeld, verheiratet wurde, „nach alten bewährten Mustern mit einer gleichgültigen Frau, um ihn nicht ganz verlieren zu müssen.“ Der Kampf um die Liebe ihres Mannes, den nun die junge getäuschte Frau zu führen hat und den sie siegreich durchführt, bildet den Gegenstand der Erzählung.

Es ist aufrichtig zu bedauern, daß der Verfasser, der ein geradezu hervorragendes Erzählertalent besitzt, nicht einen angemessenen Rahmen für das schöne Bild gewählt hat, das er mit soviel Geschick von der ausharrenden Liebe einer edlen Frau entworfen hat. Wirkungsvoll ist zwar dieser Rahmen, er hebt sogar das Bild, aber er ist an und für sich nicht schön. — Der Roman enthält jedoch sonst so große Schönheiten, er zeugt von so feiner Menschenkenntnis und ist so gut geschrieben, daß wir ihn dem gereiften Leser getrost empfehlen. Sch.-K.

— Die Chauvinisten. Roman von Eugen von Jagow. (Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlags-Anstalt.) 1890.

Eugen von Jagow kennt die Verhältnisse in Paris und Frankreich aus eigener Anschauung auf das gründlichste. Aus dieser Kenntnis heraus hat er hier einen Roman geschrieben, der sich leicht und gefällig liest. Das Buch behandelt, wie der Titel schon andeutet, die „chauvinistische“ Stimmung der Franzosen, wie sie sich seit dem letzten großen Kriege allmählich entwickelt hat, mit allen Ausartungen des wilden Hasses, der patriotischen Verrücktheit und der Spionenriecherei. Wir erfahren die Schicksale eines deutschen Geschwisterpaares, dessen anfänglich gutes Einvernehmen mit den Franzosen nach und nach gestört wird durch die fortwährenden Hetzereien der Presse und durch nichtsnutzige Spekulanten, die ein Gewerbe aus der patriotischen Verfolgung der Deutschen



machen. Erfreulicherweise trägt übrigens schließlich die Liebe über den Haß den Sieg davon. Die Geschichte ist, wie gesagt, leicht und flott geschrieben und reich an einer Menge von kleinen Zügen, die für das französische und speziell für das Pariser Leben bezeichnend sind. Die Form verrät französische Schule in so hohem Maß, daß, wenn der Inhalt nicht widerspräche, man fast glauben könnte, das Buch sei aus dem Französischen übersetzt.

— Lebenskämpfe. Aus einem schwedischen Familienleben. Von Elisabeth, Verfasserin von „Elisabeth und ihre Mutter". (Leipzig, E. Ungleich [Georg Böhme Nachf.].) 1890. 282 S. Preis 3 M., geb. 4 M.

Es hat seit lange kein belletristischer Beitrag in der „Allg. kons. Monatsschrift" so lebhaften Beifall gefunden, wie „Allerlei aus meinen Wanderjahren" von Elisabeth. Unsere Leser werden sich freuen, daß der Verleger die anmutige Erzählung auch in einer Separatausgabe bietet, an welcher nur der Titel ein wenig geändert ist.

— Krotkaja. Eine phantastische Erzählung von Theodor Dostojewski. Deutsch von M. von Bröndsted. 3. Auflage. (Bremen, Marbes.) 149 S. 1 M.

„Es ist eigentlich" — sagt Verf. selbst — „keine Erzählung, auch sind es nicht allgemeine Aufzeichnungen. Denken Sie sich einen Mann an der Leiche seiner Frau, die auf einem Tische liegt. Es sind einige Stunden, seit sie sich selbst getötet hat, indem sie aus dem Fenster sprang. Der Mann ist in furchtbarer Gemütserregung und hat seine Gedanken noch nicht sammeln können. Er geht im Zimmer auf und ab und versucht sich die Begebenheit zu erklären, ‚seine Gedanken auf einen bestimmten Punkt zu konzentrieren'. Er ist ein unheilbarer Hypochonder, einer von denen, die laut denken. Deshalb spricht er zu sich selbst, erzählt sich selbst den Hergang und versucht, sich denselben zu erklären. Trotz des scheinbar gesunden Sinnes, der in seinen Worten liegt, widerspricht er sich oft selbst, in seiner Logik wie in seinen Gefühlen. Er rechtfertigt sich sowohl selbst, als er seine Frau anklagt; er verliert sich in Erklärungen und man empfindet die Härte seines Sinnes und seines Herzens, zugleich aber ein tiefes Gefühl."

So leitet der Verfasser seine Geschichte ein und nimmt damit dem Rezensenten ein Stück der Kritik ab. In der That — der Mann, der den 149 Seiten langen Monolog an der Leiche seiner Frau, der Selbstmörderin, hält, widerspricht sich selbst, und zwar so sehr, daß es kaum glaublich scheint, er könne irgendwo anders als in der Phantasie existiert haben. Er ist Offizier gewesen, wegen Feigheit bei einem Konflikt verabschiedet, heruntergekommen und endlich Pfandleiher geworden. Als solcher heiratet er ein armes Mädchen, das ihn nur aus äußeren Gründen nimmt. Die Ehe wird natürlich unglücklich und endet mit dem Selbstmord der Frau. Es sind im einzelnen psychologische Feinheiten dem Monolog nicht abzusprechen. Aber wem in aller Welt ist mit solchem unerquicklichen Realismus und Pessimismus gedient. Die Poesie soll Freude schaffen und nicht Widerwillen. Wird das Häßliche und Krankhafte gezeichnet, so darf das Gegenbild des Schönen nicht fehlen. Hier aber treten nur zwei Personen auf, und eine ist so unsympathisch wie die andere. — Inzwischen ist der Verfasser dieser Skizze Theodor Dostojewski. Man lernt ihn aus derselben kennen, und er versteht es zu spannen von Anfang bis Ende.

— Mirtala. Roman aus dem ersten Jahrhundert nach Christus. Von Elise Orzeßko. Autorisierte Uebersetzung von Malwina Blumberg. (Stuttgart 2c., Deutsche Verlagsanstalt.)

Mirtalá ist ein historischer Judenroman. Sein Schauplatz ist Rom und insbesondere das jenseits des Tibers belegene Judenviertel. Der Roman spielt bald nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus. Den Gegenstand desselben bildet das Leben des jüdischen Volkes in der Zerstreuung und sein Verhältnis zu den fremden Völkern, unter denen es lebt. Auf der einen Seite finden wir die reichen vornehmen Juden, die sich mit ihren mächtigen Bezwingern ausgesöhnt haben und bereits im Rate und am Hofe derselben eine wichtige Rolle spielen, ohne darum die Verbindung mit ihren streng jede Vermischung mit den Fremden ablehnenden Volksgenossen ganz abzubrechen. Diese, die eng gedrängt zusammenwohnen, verachten jene zwar, aber benutzen sie zeitweise doch im gemeinsamen Volksinteresse. Ganz wie bei uns also! Als in einer Versammlung der Juden beraten wird, wie einer der bevorstehenden Judenverfolgungen entgangen werden könne, und die Eiferer um das Gesetz jene Abtrünnigen hinausthun und verwerfen wollen, stellt ein alter Jude Aaron durch folgende nicht üble Parabel die Einigkeit unter allen Volksgenossen her: „Vier Wesen zählen zu den kleinsten auf Erden und sind trotzdem weiser als die Weisesten: Die Ameisen, ein schwaches Volk, das während der Ernte sein spätes Futter vorbereitet; die Hasen, die, obgleich machtlos, Felsen zu ihrer Lagerstätte machen; die Heuschrecken, die keinen König haben und doch scharenweise wandern; die Spinnen, armselige, nichtsdestoweniger jedoch in königlichen Palästen wohnende Insekten. Streitigkeiten und Genüsse sind Sache der Mächtigen. Ein schwaches Volk soll wie die Ameisen sein Futter sammeln, damit es ihm nicht an Kraft zum Erhalten des Lebens fehle; es soll wie die Hasen mit ausdauerndem Klopfen harte Felsen in sichere Lagerstätten verwandeln. Hat es, wie die Heuschrecken, weder Land noch König, so soll es einig in Reih und Glied einherschreiten. Es soll, wie die verachtete, häßliche Spinne, seine Netze überall weben, damit es in den königlichen Palast, den der Herr der Heerscharen für alle Völker, sowohl für die starken wie für die schwachen, erbaut hat, überall festen Fuß fassen könne." Wirklich eine treffliche Charakterisierung des jüdischen Volkes im Bilde in allen seinen schlechten und trefflichen Eigenschaften und seiner sich in allen Jahrhunderten unter allen Nationen gleich gebliebenen Handlungs-

weise. Von Antisemitismus oder Semitismus ist Mirtala übrigens frei. Die Juden werden vielmehr geschildert wie sie sind, ebenso wie auch die Römer mit ihren Vorzügen und Lastern dargestellt werden. Licht und Schatten sind gleich verteilt. Sonderbar ist es, daß der zu Titus Zeit doch bereits ansehnlichen christlichen Gemeinde in Rom gar keine Erwähnung geschieht. Der Stil ist oft schwulstig und überladen. Man weiß nicht, ob dies ein Fehler des Originals oder der Uebersetzung ist.

— Licht aus Finsternis. Eine Erzählung aus dem deutsch-französischen Kriege. Aus dem Englischen von Annie Lucas. Deutsch von Marie Morgenstern. (Leipzig, E. Ungleich [Georg Böhme Nachf.].) 1890. Preis broschiert 2,75 M., geb. 3,75 M.

Als Schilderung von Selbsterlebnissen führt diese Erzählung sich ein. Sie versetzt uns in ein kleines Dorf in den Vogesen am Vorabend des deutsch-französischen Krieges. Dort wohnt in bescheidener Häuslichkeit ein alter französischer Edelmann mit seiner eben herangewachsenen Tochter. Seine Frau, eine Deutsche, die er schwärmerisch geliebt, ist einige Jahre vorher gestorben. Seine ganze Thätigkeit ist dem Studium der Weltverbesserung gewidmet, die er auf philosophischem und wissenschaftlichem Wege zu erreichen sucht. Immer ohne Erfolg. Denn das Beste fehlt ihm. Er kannte wohl Gott den Schöpfer, aber nicht Gott, den Erlöser. Seine Tochter, die in einem Kloster erzogen worden, weiß zwar alle römischen Gebräuche und Formen, aber sie stillen ihr innerliches Sehnen nach etwas Besserem, als ihr Vater und ihre Kirche ihr bieten können, nicht. Wohl aber erinnert sie sich dunkel aus der Sterbestunde ihrer Mutter, daß diese das Bessere gehabt haben müsse. Dies Bessere bringt ihr der Krieg. Ein bei ihrem Vater einquartierter deutscher Offizier bringt ihr die Bibel und lehrt sie Jesum kennen. So wird Licht aus Finsternis. Als ihr dann der Krieg Vater und Bräutigam raubt, als ihr Vaterhaus in Flammen aufgeht, da versinkt sie nicht mehr in Verzweiflung ohne Hoffnung, da lernt sie doch nach schwerem Kampfe sprechen: „Ja, obschon ich trauere, bin ich doch glücklich."

Dies der kurze Inhalt der Erzählung. Mit kleinen Ungenauigkeiten, die eine Folge der Unkenntnis unserer Militärverhältnisse seitens der englischen Verfasserin sind, wollen wir nicht rechten. Jeder Evangelische wird sich an diesem Buche erfreuen, das eine Erzählung des Sieges des Evangeliums über die römische Kirche, die gottentfremdete Weltweisheit und die Verzweiflung des eigenen Herzens ist. Die Uebersetzung ist sehr gut.

— Königstöchter. Eine Erzählung von Emma Marshall, Verf. von „Höhen und Tiefen," „Benvenuta," „Der alte Thorweg" 2c. Mit ausschließlicher Ermächtigung der Verfasserin ins Deutsche übertragen von Marie Morgenstern. (Bremen, M. Heinsius Nachf.) 1890. 316 S. 3 M., geb. 4 M.

Der Titel dieser Erzählung ist zum mindesten sonderbar, denn er will nicht in eigentlicher, sondern in übertragener Bedeutung verstanden sein. S. 49 giebt darüber zuerst Aufschluß: „Königstöchter! — Ja, es kommt nicht darauf an, welcher Rang uns zuerteilt wurde, welche Stellung im Leben wir einnehmen mögen, — dies ist die hohe und heilige Berufung der Frauen. ‚Ihr sollt meine Söhne und Töchter sein, spricht der allmächtige Herr.'" Solcher „Königstöchter," echter und unechter, führt uns die Verfasserin mehrere vor und zeigt dabei ein vorzügliches Talent, interessant und lebensvoll zu charakterisieren. Die bekannte Art der Verfasserin, am Schlusse der Kapitel oder sonst an passenden Stellen kleine Moralpredigten und erbauliche Gedankensplitter einzuschalten, scheint dem deutschen Geschmack weniger angepaßt als vielleicht dem englischen. Doch sind diese Stellen in der Lektüre leicht zu überspringen, und man behält eine fesselnde, anregende Erzählung, die auch besonders für den Familienkreis sich vorzüglich eignet. Der Schluß hätte sich wohl wirksamer gestalten lassen, denn die Erfindung der verunglückten Bergpartie — deren lokale Schilderungen übrigens in undurchdringlichen Nebel getaucht sind! — ist nicht eben glücklich zu nennen. — Die Uebersetzung ist recht gut, wofür zum Beweise eine Ausnahmestelle auf S. 6 angeführt werden mag Man kommt nicht „halb überschwemmt" zurück, wenn man im Regen spazieren gegangen ist. A. W.

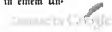
— Unter den Verwundeten von 1870/71 von Julie v. Wöllwarth. Zum Besten des Stuttgarter Diakonissenhauses herausgegeben. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.)

In dem vorliegenden Werk schildert die Verfasserin ihre reichen Erlebnisse als Diakonissin im Kriege 1870/71. Not und Elend unter den verwundeten Kriegern weiß sie dem Leser auf anschauliche Weise darzustellen. Ihre Beschreibungen zeugen von feiner Beobachtungsgabe und tiefer Frömmigkeit. Die Darstellung ist überaus lebendig und frisch, hier und da mit feinem Humor, auch wohl mit etwas diskretem Selbstgefühl durchsetzt. Namentlich Frauen und junge Mädchen werden ihre helle Freude haben an dem kleinen Tagebuch. Allen Schwestern und Johanniterschwestern kann es als beste Einführung in die Aufgaben dienen, die im Kriege der Pflegerinnen warten, freilich auch in die Gefahren und Versuchungen, denen nicht alle sich gewachsen gezeigt haben.

— Die Propaganda der That. Socialer Roman von Karl Bleibtreu. (Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich.) 125 S. 2 M.

In der „Propaganda der That," die der Verfasser in gewohnter Bescheidenheit mit ihren 125 Seiten einen socialen Roman nennt, hat Karl Bleibtreu seinen äußerst zahlreichen unvergänglichen Werken einen neuen Anspruch auf Unsterblichkeit hinzugefügt.

Von einem adligen Offizier um ihre Ehre betrogen, sucht die Anarchistin Olga von Boumerang ein Werkzeug ihrer Rache, das sie in einem Un-



glücklichen findet, der in seiner bürgerlichen Laufbahn ebenfalls von ihrem Verführer vernichtet worden war. Die „gerechte Vehme" wird vollzogen mit einem tscherkessischen Frauendolch mit vergifteter Spitze. Der Mörder, der zur Zeit der That Korrektor in einer Druckerei war, bleibt unentdeckt und erbt nachher „'ne Winzigkeit von 3 Millionen Dollars." Die Mörderin heiratet den Staatsanwalt, der früher die Untersuchung in ihrer Angelegenheit geführt hatte. Als dieser bei einem Zusammentreffen mit dem Mörder, der die Braut seines Opfers geheiratet hatte, in der Schweiz hinter ihr Geheimnis gekommen war, zieht er mit dem nunmehrigen Millionär die Karte, um zu bestimmen, wer von beiden „gehen" soll. Er selbst muß „gehen", und mit ihm sagt Blanche, die Gattin des Millionärs, „dem Leben ade." Sie hat, nachdem sie erfahren, wen ihr Mann gemordet, „etwas zu viel Morphium genommen." Olga und der Millionär, die beiden Mordgesellen, beschließen „vereint in die Urwaldeinöden des fernen Westens, auf den jungen Boden der neuen Welt, den Keim der neuen Menschen hinüberzutragen — ein Mann und ein Weib, ein Adam und eine Eva." Vorher hat der Millionär sein Geld zu einer Stiftung bestimmt „für alle diejenigen, die durch den bestehenden Rechtsstaat in ihrer Laufbahn gehemmt und geknickt werden — für alle diejenigen, die aus Not oder ohne böse Absicht sündigten." — Wer aus seinem Pläsir sündigt, kann nicht berücksichtigt werden. Der Sitz der Stiftung soll in Zürich sein.

Diese schauderhafte Mordgeschichte ziert ein Liebesbriefwechsel zwischen dem Staatsanwalt und Olga, der Anarchistin, der das unnatürlichste, ausgeklügeltste Machwerk vorstellt, das man sich nur denken kann. Der erste Liebesbrief beginnt mit den Worten: „Theure Freundin, Sie fragen nach der Dauerhaftigkeit der günstigen Konjunktur für den Weltfrieden?" — und schließt: „So haben wir denn beschlossen, in andauernder Korrespondenz unsere Ansichten bis aufs äußerste auszutauschen und zu messen, ob Ihre radikalen oder meine halbradikalen nebeneinander bestehen können. Ihr ewig treuer Arthur v. Helder." Der folgende Brief fängt an: „Sie toben in Ihrem letzten Briefe über den Militarismus" — und schließt: — wegen der 500000 täglichen Rationen der Soldatenküche scheint die allgemeine Wehrpflicht das wichtigste Bollwerk wider die Anarchie. Immer Ihr H—." Ihre Antwort: „Lieber Freund! Anarchie! Ja, aber der Anarchismus nennt ja gerade die regierende Staatswirtschaft anarchisch. — Wie **reichstagsredete** doch Bismarck am 26. März 1886? — Nun, was folgern Sie aus diesem langen Brief? Ihre Olga von Boumerang." In dieser Weise geht der schauderhafte Briefwechsel seitenlang weiter. Nicht eine auch nur halbwegs anständig denkende Person befindet sich in dem ganzen socialen Roman, faul, alles faul. Geradezu unglaublich und hier nicht wiederzugeben sind die Worte, die Bleibtreu Damen der feinen Gesellschaft in Gegenwart von Herren sprechen läßt, s. S. 84 und S. 120. Und dabei wird S. 33 angeblich auf Damenohren noch Rücksicht genommen. Als Probe der Ausdrucksweise im Atelier des berühmten Porträtmalers, Professor von Fussikow, der bei Hofe gut gelitten ist, diene folgende Stelle S. 60: Der Professor, sein Bild bewundernd: „Na, Kunststück! Die Sache werden wir schon besummeln. Bei solch 'nem Modell. Det wird nu so 'runterjeschmaddert. Der richtige Wupptig muß drinne liegen. Ick sage immer zu meine Schüler auf die Akademie und zu meine Privatschülerinnen, 20 Mark pro Stunde: Kinder, spielt auf die Guhitarre — so'n bisken Mumpitz muß mit dabei sind! Musike — das ist das Wahre! So bringt man der Welt die nötigen Flötentöne bei." — Frau von Fussikow schmachtet: „— Es ist ein wahres Elend. Ich kann für mein Töchterchen niemand finden, dem ich so recht ihr Seelenheil als Konfirmandin anvertrauen möchte. — Finden Sie mir einen strenggläubigen Orthodoxen!" Blanche, leise zu Grete, die kichert: „Worüber lachen Sie?" Grete, leise: „Ach, ich sollt's ja nicht sagen, sie ist ja eine so liebe Frau . . aber das geht doch zu weit . . sie war ja stadtkundig, hat sogar Akt-Stunde mit männlichen Modellen genommen. Doch pst, ich habe nichts gesagt." Kläre, in liebenswürdigem Tone zu Grete hinüberrufend: **Verteidigen** Sie mich nicht, liebste Freundin, das ist das einzige, warum ich Sie bitte. Hihihi, gnädige Frau, uns're teure Frau Professor Piepritz ist so reizend boshaft." Grete, naiv: „Nu, was ist dabei. Mein Mann nennt mich immer „Grete mit's koddrige Maul." — In dieser feinen Art geht dann die Unterhaltung weiter. In welchem Salon mag Bleibtreu sie aufgelesen haben? — Olga von Boumerang hat auch für eine neue Religion gesorgt, bei deren Einführung Karl Bleibtreu sehr gut wegkommen wird. „Die Religion der Zukunft wird sich aufbauen auf Verehrung und Verständnis hoher Geistesthaten, aber diese Ehrenbezeigung erfolgt nur zu dem Zwecke, um die Kommune-Genossenschaft selbst zu ehren, nicht als Zoll persönlicher Eitelkeit." Dafür aber ist Olga auch „ein Genie, ein gewaltiger, superiorer Geist." Und wer ist der Vater dieses Genies, dieses gewaltigen Geistes? — Karl Bleibtreu, der Verfasser des Größenwahns. An Hieben auf den Adel fehlt es nicht. S. 27 wird einer konservativen Zeitung ein Gedicht eingeschickt, bei dessen Abfassung sich Karl Bleibtreu nicht allzusehr angestrengt hat:

„In Regen schwimmt die Au, das Hündchen bellt
Wauwau.
Es stöhnt der Wind, der Wagen dröhnt, das Echo
höhnt."

Diese Verse sind als verrücktes Zeug schon für den Papierkorb bestimmt, als die Unterschrift „Graf Käserstein," der eine Säule des altpreußischen Adels ist, sie den Lesern rettet. — Wir müssen gestehen, daß wir noch lieber Graf Käsersteins Gedichte, als Karl Bleibtreus sociale Romane lesen. — Die christlich-socialen Versammlungen werden auch nicht vergessen. Ein Dienstmann erzählt S. 24: „Aber siehst de, der Paster wird immer üppiger, un nu will er allet Christlich-Sociale in seinen ollen Kirchenstall reintreiben,

statt die gesunde Sonntagsheiligung mit bayrisch Bier und diverse andre geistliche Getränke, Zitka, Kümmel. — " Wie geschmackvoll und realistisch ist zuweilen Bleibtreus Sprache. „Im Haupt-Redaktionszimmer der „Deutschen Reichszeitung," wo rote Sammetfauteuils, geschnitzte Eichenmöbel grüßten" oder: „im Atelier, in welchem Gobelins und persische Teppiche sich entsprechenden Makartbouquets paarten."

Als größten Vorzug des socialen Romans, der von Unwahrscheinlichkeiten und Unwahrheiten aller Art strotzt, müssen wir schließlich doch rühmen, daß derselbe nur 125 kleine Seiten zählt. Dem Verfasser aber kann der Rat, den er S. 35 erteilen läßt, mit gutem Rechte selbst gegeben werden: „Töte deine Eitelkeit und Vordrängungssucht und fordere nicht mehr vom Schicksal, als du verdienst — dann erst wirst du vor mir wohlgefällig sein: Also spricht der Ewige in jedes Menschen eigner Brust." —

Wenn der Verfasser „jaja" immer in einem Worte schreibt, so kann er auch „neinnein" drucken lassen. Sch.-K.

9. Verschiedenes.

— Neue Christoterpe. Ein Jahrbuch, herausgegeben von Rudolf Kögel, Wilhelm Baur und Emil Frommel. (Bremen, Müller.) 1891. Die Christoterpe ist da und bietet in diesem Jahre eine große Reihe anziehender und fesselnder Beiträge. Hermann Dalton beginnt mit einem Auszug aus seinem Werke über Johannes a Lasko. H. von Schreibershofen bietet unter dem Titel „Ein unscheinbares Leben" die Geschichte eines budligen Mädchens, melancholischer Inhalt, aber freundlich erzählt. Wilhelm Baur giebt Lebenserinnerungen. Hinsichtlich der Juden sind wir wohl nicht ganz so optimistisch, wie der Herr Verfasser auf S. 241 ff. Uns ist es quaestio facti, ob und wann das freundliche Entgegenkommen oder das zürnende „Ihr Otterngezücht!" die bessere christlich-pädagogische Maßregel für Israel ist. Alles hat seine Zeit, das Lieben und das Zürnen, die Geißel und der Balsam. Otto Funcke spricht in seiner Weise über Erziehung. Die von ihm vorangestellte Ueberzeugung, daß er mit seinen oft sehr zutreffenden, aus Erfahrung geschöpften Gedanken viel Widerspruch finden werde, teilen wir diesmal nicht. Leopold Witte entwirft von Döllinger ein sympathisches, vielleicht ein klein wenig zu sympathisches, aber sehr interessantes Lebensbild. Frisch nach dem Leben gezeichnet ist die Skizze „Berliner Droschkenkutscher" von Karoline Abbot. Wer Berlin und seine Kutscher kennt, wird die Porträt-Aehnlichkeit des Bildes mit der Einschränkung bestätigen, daß auch geschmeichelte Bilder oft sehr ähnlich sein können. Emil Frommel giebt ein paar artige Tagebuchblätter aus der seelsorgerlichen Praxis, Max Vorberg ein ergreifendes Bild aus dem Gefängnisleben. Gedichte fehlen nicht. — Alles in allem: den heurigen Jahrgang der Christoterpe empfehlen wir gern und ohne die kleine Einschränkung, die wir im vorigen Jahr glaubten machen zu sollen. Der Inhalt ist farbiger und die Betrachtungen, die in unserer verwöhnten Zeit nur noch Kurs haben, wenn sie sehr gut sind, treten erfreulich zurück.

— Der zwölfte Jahrgang des trefflichen „Deutschen Kinderfreundes", herausgegeben von R. Fries und Joh. Rinck, ist soeben, komplet gebunden, erschienen. Der Inhalt ist reich und mannigfaltig, die Bilder zum großen Teil gut. Der Preis des in Originaldecke gebundenen Exemplars ist 4 M. und der Velinausgabe in Originaldecke gebunden mit Goldschnitt 5 M. Der gleichzeitig beginnende Jahrgang XIII. kostet in Nummern bezogen 2 M. 60 Pf.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Der Anschauungs-Unterricht für Haus und Schule auf Grundlage der Hey-Speckterschen Fabeln, im Anschluß an W. Pfeiffers 12 Wandbilder. Herausgegeben von Dr. C. Kehr, † Schulrat und Seminardirektor in Erfurt. 3. Aufl. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 144 S. 1,60 M.

Perthes' Handlexikon für evangelische Theologen. Ein Nachschlagebuch für das Gesamtgebiet der wissenschaftlichen und praktischen Theologie. Vollständig bis Ende 1890 in 3 Bänden. (30 Lieferungen je 1 M.) 16. u. 17. Lieferung. Lamartine—Maroniten. (II. 401—528.) (Gotha, F. A. Perthes.)

Kirchliches Handlexikon. In Verbindung mit einer Anzahl ev.-luth. Theologen herausgegeben. Begründet von Dr. phil. Carl Meusel, fortgeführt von den Pastoren Ernst Haack und B. Lehmann. 28. Lieferung. Jesiel—Jung-Stilling. (561—640.) (Leipzig, Justus Naumann.)

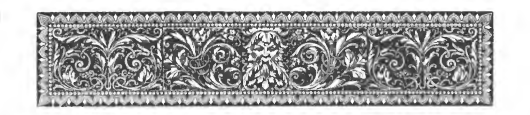
Der Geheimmittel-Unfug im Lichte gerichtlicher Urteile. Von Dr. Albert Weiß, königl. Geheimer Medizinalrat. (Düsseldorf, L. Schwann.) I. Heft. 82 S. 80 Pf.

Friedrich Wilhelm Raiffeisen und die nach ihm genannten ländlichen Darlehnskassen-Vereine. Ein Weck- und Mahnruf an alle, die unser Volk lieb haben, von A. Wuttig, Pfarrer zu Frankenheim, S.-Weimar. Mit dem Bildnisse Raiffeisens. Herausgegeben vom Central-Ausschuß für innere Mission. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 1890. 45 S. 40 Pf.



Die Notwendigkeit der Verbreitung christlicher Volksschriften gegenüber der verderblichen Schauer-Roman-Kolportage. Vortrag, gehalten am 9. September 1890 im Parochial-Verein der St. Johannis-Gemeinde zu Moabit von K. J. Müller, Buchhändler in Berlin. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 20 S. 25 Pf.
Köhlers Deutscher Kaiserkalender 1891. Elfter Jahrgang. (Minden, W. Köhler.) Mit zwei Gratis-Beilagen: Die Wiedererstehung des Deutschen Reiches und ein Wandkalender. 193 S. 50 Pf.
Die Jungfrau von Orleans. Ein kirchengeschichtliches Bild aus dem XV. Jahrhundert. Von D. Rieks. Nebst einem Bilde der Jungfrau von Orleans. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1890. 104 S. 1,50 M.
Bismarcks parlamentarische Kämpfe und Siege. Von Friedrich Thudichum, ordentlicher Professor des Staats- und Kirchenrechts an der Universität Tübingen. Zweite Abteilung. (Stuttgart, F. Enke.) 1890. 372 S.
Pastoralblätter für Homiletik, Katechetik und Seelsorge. In Verbindung mit namhaften Geistlichen herausgegeben von G. Leonhardi und E. Zimmermann. Neue Folge der praktisch-theologischen Zeitschrift: „Gesetz und Zeugnis". Erstes Heft. (Leipzig, Fr. Richter.) 64 S. Preis halbjährig 4 M.
Freunde bis in den Tod! Von Hesba Stretton. Uebersetzt von Anna Böler. 5. Auflage. (Basel, C. F. Spittler) 48 S.
Zur Wohnungsfrage. Volkswirtschaftliche und socialrechtliche Erörterungen. Vortrag von Stadtrat Dr. Flesch (Frankfurt a. M.), gehalten am 30. September 1889 im Allgemeinen Mietbewohner-Verein zu Dresden. (Kommissions-Verlag von C. Winter, Dresden.) 1890. 36 S.
40. Jahresbericht des Elberfelder Erziehungs-Vereins vom 1. Juli 1888 bis 1. Juli 1889. (Elberfeld, 1889.) 16 S.
Missionsstunden. Von R. W. Dietel, Pfarrer in Mülsen St. Jakob. VI. Heft. (Leipzig, Fr. Richter.) 1890. 137 S. 1,60 M.
Friede und Freude im Herrn. Predigten aus den Jahren 1887—1890, gehalten von Thilo Schuch, Diakonus an der Nikolaikirche in Leipzig. (Leipzig, Fr. Richter.) 1890. 155 S. 2 M.
Was thust du für deine Kinder? Von Otto Funcke. Abdruck aus dem „Christenboten". (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1890. 39 S. 25 Pf.
Das erste Blatt der Bibel. Von Fr. Vetter. Neuer Abdruck. Aus dem „Christenboten". (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1890. 56 S. 30 Pf.
Die Zeichen unserer Zeit. Ein Vortrag von Chr. Dietrich. Auf Verlangen mehrerer Hörer in Druck gegeben. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1890. 31 S. 20 Pf.
Reformation und sociale Frage. Vortrag, gehalten bei der 4. Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Stuttgart von Lic. theol. Weber, Pfarrer in M.-Gladbach. (Leipzig, Buchhandlung des Ev. Bundes von C. Braun. 1890. 22 S. 20 Pf.
Die Familie und das öffentliche Leben. Vortrag, gehalten im evangelischen Arbeiterverein zu Chemnitz von Wilhelm v. Langsdorff, Pastor in Rittmitz. (Leipzig, Fr. Richter.) 1890. 15 S. 25 Pf.
Heil Deutschlands Kaiserin! Bilder aus dem Leben unserer Kaiserin Augusta Viktoria von Gottlieb Fischer. (Herborn, Buchhandlung des Nassauischen Kolpportagevereins.) 1890. 48 S. 15 Pf., 50 Exempl. 6 M., 100 Exempl. 10 M.
Ueber Feuerbestattung. Vortrag, gehalten im Naturwissenschaftlichen Verein in Mülhausen i. E. Nebst Anhang und mit 5 Abbildungen im Texte von Professor Dr. Fr. Goppelsroeder. (Mülhausen i. E., Wenz & Peters.) 1890. 108 S. 1,50 M.
Moltke als Denker. Goldene Worte aus sämtlichen Werken, Reden und Briefen des Generalfeldmarschalls Grafen v. Moltke. Von Dr. Adolf Kohut. Mit einem Porträt von A. v. Werner. (Berlin, S. Gerstmann.) 1890. 125 S. 1 M.
Wachet und betet. Täglicher Mahnruf aus Gottes Wort in Betrachtung und Lied. Ein christliches Spruch- und Liederkästlein von Otto Schott, Dekan in Nagold. (Reutlingen, Fleischhauer & Spohn.) 749 S.
Queechy. Ein amerikanisches Farmerleben von Elisabeth Wetherell. Uebersetzt von Marie v. Kanisch. 2. Aufl. (Anklam, A. Schmidt.) 458 S. Brosch. 3,60 M., geb. 4,50 M.
Wann ist der Bankerott strafbar? Der betrügliche Bankerott und der einfache Bankerott und seine Strafen. Von Josef Bauer (Leipzig, Verlagsmagazin.) 1890. 122 S. 1,20 M.
Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins. Nr. 130: Oliver Cromwell. Von Max Vorberg, Superintendent zu Schöneberg b. Berlin. 43 S. 10 Pf. Nr. 131: Aus Mexiko. Von † Professor Dr. Gerhard vom Rath in Bonn. 35 S. 10 Pf. (Barmen, Hugo Klein.)

Ed. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.



Ueber den Einfluß natürlicher Anlagen und Verhältnisse auf das Glaubensleben.

Zum Jahreswechsel, der wieder einmal vor der Thür steht, bringen wir nachstehenden Konferenz-Vortrag zum Abdruck, der manchem geistig und leiblich Angefochtenen auch unter unsern Lesern zur Stärkung und Ermutigung dienen mag, auch das neue Jahr im Namen und mit der Hülfe des HErrn getrost und freudig anzutreten:

Wenn wir in der heiligen Schrift die Darstellungen von dem Glaubensleben der Kinder Gottes mit seinen Aufgaben und Gnadengaben, seinen Bedürfnissen und Verheißungen lesen, so finden wir bei aller Mannigfaltigkeit im einzelnen eine weit und tief reichende Einigkeit und Gleichheit der Erkenntnis und Erfahrung. Juden und Heiden, Griechen und Scythen werden vereinigt in einem Himmelreich, mit denselben Ordnungen und Gütern. Menschen mit den verschiedensten Traditionen und Charakteren finden sich auf einer ganz neuen Lebensbasis zusammen, wo nichts mehr gilt als Christus. Die Apostelgeschichte lehrt uns nicht nur, sondern zeigt uns auch durch Thatsachen, wie die schärfsten Gegensätze, die jemals unter den Menschen existiert haben, z. B. Heidentum und Judentum, Herr und Sklave, Kultur und Natur in Christo ihre Ausgleichung fanden; wie die gewaltigsten Scheidewände niedergerissen wurden, und eine reale, gewaltige Centralisation um die Person Christi entstand, über die wir staunen müssen.

Vergleichen wir damit unser heutiges Christentum, nicht nur das kirchliche, sondern auch das Leben in den Kreisen und Gemeinschaften der Gläubigen, so muß es uns auffallen, daß die decentralisierenden Einflüsse des natürlichen Lebens oft viel stärker hervortreten, als die einigende Macht der christlichen Liebe und des heiligen Geistes. Und zwar begegnet uns diese Zersplitterung und Verwirrung sowohl auf dem Gebiet des persönlichen Heilslebens, als auch auf dem des Gemeinschaftslebens und der Arbeit für den Herrn.

Es scheint deshalb nicht unwichtig, der Frage einmal näher zu treten, wie weit der Einfluß des natürlichen Lebens auf das geistliche Leben reichen darf, und wo die Grenze ist, m. a. W.: wie viel Natur der heilige Geist sich assimilieren kann, und was er ausstoßen muß.

Fragen wir denn zuerst: **Welche natürlichen Anlagen und Verhältnisse sind hier gemeint?** Wir rechnen dazu vor allem Krankheiten und körperliche Gebrechen, Erziehung, Umgebung, Temperament, Gemütsanlagen, Begabung, sociale Stellung,

Beruf, Lebensführung, Nationalitäten und vieles andere mehr. Gehen wir auf Einzelnes näher ein:

Es ist bekannt, welch deprimierenden Einfluß Magen- und Unterleibsleiden auf die Stimmung des Gemüts ausüben, wie sehr Blutarmut oder abnorme Blutbeschaffenheit das innere Auge trüben und ängstlich, empfindlich, schwermütig machen; wie körperliche Schwäche im allgemeinen die Widerstandskraft gegenüber den Lasten, Kämpfen und Sorgen des Lebens vermindert, wie ein heruntergekommenes Nervensystem den Willen schwächt oder eigensinnig und eigenwillig macht.

Ferner giebt es Nöte und Anfechtungen, die der Reiche garnicht kennt; den Armen begleiten sie durch das ganze Leben. Dem Unverheirateten bleibt ein großes Gebiet von Freuden und Trübsalen des Lebens fremd, er hat dafür seine besonderen Gefahren und Sorgen.

Nehmen wir gleich dazu die verschiedene Beschaffenheit, mit welcher der Mensch zur Welt kommt. Da hat jedes Kind von Geburt seine bestimmte Anlage, durch Erziehung und Unterricht kann dieselbe zwar in ihr eigenes Ideal verklärt oder auch durch Vernachlässigung zu ihrer eigenen Karikatur verzerrt werden, aber ihrem Wesen nach bleibt doch die Anlage unverändert. Der eine ist und bleibt zart, weich, gemütvoll, der andere hat von Natur eiserne Nerven, unbändigen Mut, überlegenen Verstand. Es giebt Idealisten und Realisten, instinktive Augenblicksmenschen und Menschen, wie die personifizierte Logik.

Fast nirgends findet sich eine völlig harmonische Mischung der Temperamente; häufig tritt das eine oder das andere sehr einseitig hervor. Das sind alles Naturanlagen, die sich mildern, aber nicht ändern lassen.

Aehnliche Unterschiede finden wir bei ganzen Volksstämmen. In Schleswig-Holstein z. B. wohnen deren drei: Sachsen, Friesen und Angeln, neben einander, die einen leicht beweglich, empfänglich, die andern zurückhaltend, schwerfällig, langsam.

Diese Beispiele ließen sich ins Unendliche vermehren. Die gegebenen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, was gemeint ist.

In diese mannigfache Welt greift nun das Evangelium hinein, und es kennt keine Hindernisse. Es überwindet alle Natur. Arme und Reiche, Choleriker und Melancholiker, Friesen und Angeln bekehren sich und werden Kinder Gottes. Es geht durch sehr verschiedene Methoden, mit verschiedenen Mitteln. Gott ist so erfinderisch in Seiner unendlichen Liebe, daß Er jeden so zu fassen sucht, wie er am leichtesten zu gewinnen ist. Es können hundert Christen zusammen sein, jeder hat seine eigene Bekehrungsgeschichte, aber alle sind Kinder Gottes durch Jesum Christum, von dessen Lob ihr Herz voll ist.

Und nun entsteht die Frage:

Wie weit dürfen und sollen die Unterschiede des natürlichen Lebens in das neue Geistesleben hineinreichen und dasselbe beeinflussen?

Da sagt z. B. einer, der Glaube, der die Welt überwindet, überwindet auch die Krankheit, und wenn ein Kind Gottes krank, leidend, schwächlich, nervös ist, so ist dies auf Rechnung seines unzureichenden Glaubens zu schreiben. Wie viele Kranke sind auf diese Weise innerlich geängstet und gequält worden. Sie haben sich geschämt, krank zu sein. Sie haben schließlich geglaubt, durch gewaltige Glaubensanstrengung sich für gesund halten zu müssen, sind aber desto ohnmächtiger in ihre alte Krankheit zurückgefallen.

Krank sein und gläubig sein, schließt sich gegenseitig nicht aus. Es bleiben auch beim Kinde Gottes die Wirkungen der Krankheit dieselben wie früher, deprimierend, aufregend, schwächend, ängstlich, skrupulös machend.

Wohl wissen wir aus der Schrift und aus der Erfahrung, daß allerdings viel Not und Anfechtung, viel aufgeregtes und niedergeschlagenes Wesen entweder direkt auf die Sünde, oder auf Unglauben und Vernachlässigung der Heiligung zurückzuführen ist, aber ebenso gewiß ist es, daß diese Erscheinungen sehr oft von krankhaften Zuständen

herrühren, und es ist ebenso schwierig als wichtig, im einzelnen Fall die wirklichen Ursachen richtig aufzufinden. Ueberhaupt gehört viel Selbsterkenntnis und die Gabe der Geisterprüfung dazu, um bei sich selbst und bei andern das leiblich-seelische Naturleben immer von dem neuen geistlichen Personleben zu unterscheiden.

Geisteskranke können oft durch ihre Reden und Geberden den Eindruck machen, als steckten sie tief in argen Sünden und Lastern, aber unmittelbar vor ihrem Tode wird es plötzlich wieder Licht, und es zeigt sich, daß ihre Gotteskindschaft vom Irrsinn unberührt geblieben ist. Finstere Mächte hatten ihr Seelenleben geknechtet. Der treue Hirte aber behielt den innern Menschen in Seiner Hand. Den äußern Menschen durfte Satan aufreiben, aber für die Hölle gewann er nichts, die Ewigkeit gehörte doch dem Himmel an.

Aehnlich verhält es sich auch mit physischen Krankheiten und Gemütsaffektionen. Eine liebe, gläubige junge Frau quälte sich seit Jahren viel mit Sorgen und Zweifeln. Ihre Stimmung wechselte von Tag zu Tag. Bald war sie hoffnungsfreudig aufgeregt, bald todesmatt. Sie zweifelte bald an ihrem Christenstand. Ein Kopfleiden machte sie unfähig, soviel in der Bibel zu lesen, wie sie gern wollte. Darüber machte sie sich neue Vorwürfe. Nach und nach kam sie aber zu der Ueberzeugung, daß nicht Ungehorsam und Unglaube, sondern Krankheit die Ursache ihrer wechselnden Stimmung sei, und daß nicht ihr Geistesleben, sondern nur ihr Seelenleben darunter zu leiden hatte. Diese Erkenntnis machte sie allmählich stiller und ruhiger. Sie konnte dem Herrn sagen: Herr, Dir ist es ein leichtes, mein Leiden wegzunehmen. Wenn Du es aber nicht thun willst, wenn ich auch fernerhin bald aufgeregt, bald niedergeschlagen, ängstlich und zaghaft sein soll, so will ich dennoch bei Dir bleiben und in aller meiner Schwachheit Dich freudig ehren, und dabei fand sie Frieden und Heilsgewißheit.

Es hat mich vor einigen Jahren schwere Stunden der Anfechtung gekostet, als ich sehr abgearbeitet war, und der Herr mir die verlorene Lebens- und Arbeitskraft auf mein Gebet hin nicht so schnell wieder schenkte. Als ich soweit gekommen war, daß ich auch mit meiner geschwächten Kraft, mit meinem nervösen Wesen mich dem Herrn zur Verfügung stellte, wurde ich ruhiger, und der Herr konnte dennoch mein Wirken segnen. Und nun möge, damit ich nicht zu lang werde, noch eine Anzahl von andern Fällen aus verschiedenen Gebieten nur kurz erwähnt werden.

Einen Mann Gottes hörte ich einmal sagen, er wandle seit 50 Jahren in der Nachfolge Christi und wisse seitdem nichts von inneren Anfechtungen; solche, meinte er, seien immer Zeichen von unvollkommenem Glauben.

Ein andrer Mann Gottes erzählte mir, er gehe seit Jahren unter schwerem inneren Druck einher, ohne sich Rechenschaft geben zu können, woher das komme. Nur wenn er auf die Kanzel steige, werde es licht und hell — und, in der That, das Zeugnis strömte kräftig und zündend von seinen Lippen; sobald er aber Amen gesagt habe, falle die Klappe wieder zu. Nach jenem Maßstabe gemessen, müßte dieser ein äußerst glaubensschwacher Mann gewesen sein, was doch nicht der Fall war.

Es giebt geistliche Schematiker, welche von jedem Kind Gottes die Angabe von Zeit und Stunde seiner Bekehrung verlangen. Ich kann aber solche nicht angeben, werde dadurch in innere Unruhe gebracht und komme in den Ruf, nicht bekehrt zu sein. Die Verwirrung kommt daher, daß der Maßstab individueller, persönlicher Erfahrung oder eines Systems an alle angelegt wird. Der biblische Maßstab ist aber anders.

Ein junger Deutscher brachte mehrere Jahre in London zu. Das rege Leben in den dortigen Vereinen und in allerlei freier Liebesarbeit sagte ihm sehr zu, und mit Begeisterung beteiligte er sich daran. Nun kehrt er nach Deutschland zurück. Wie schläfrig und matt kommt ihm da das christliche Vereinsleben in seiner Vaterstadt vor. Das muß anders werden. Frisch und mutig legt er Hand an. Alles bekommt einen englischen Schnitt; aber der Erfolg entspricht seinen Erwartungen nicht. Der leichte, englische Rock will dem nüchternen, gründlichen Deutschen nicht recht passen. Der junge

Mann hatte Methode und Geist mit einander verwechselt. „Der Geist ist es, der lebendig macht." Wieviel man von fremder Methode sich aneignen darf, muß wohl überlegt werden.

In einer Diaspora-Gemeinde steht ein Pastor, eine treuer Zeuge Jesu. Er sieht die furchtbare Macht Roms sich täglich gegenüber, und er seufzt über die Zersplitterung und Zerfahrenheit der evangelischen Kirche: Ach, daß doch bei uns mehr evangelisches Gemeindebewußtsein vorhanden wäre! O, wie sehr hat der Mann recht! Aber für evangelisches Gemeindebewußtsein haben die Versammlungsleute in seiner Gemeinde kein Verständnis. Sie wissen nur von Bekehrung und geistlichem Leben. Ihr Pastor, so denken sie, muß wohl nicht bekehrt sein, daß er soviel von evangelischem Gemeindebewußtsein spricht. Das ist ein beschränkter Standpunkt, dem der treue Pastor zum Opfer fällt. Aber sein Standpunkt ist auch beschränkt. So zweifelt man gegenseitig an der Echtheit seines Christentums, und es ist doch beiderseitig echtes Christentum vorhanden.

Das Resultat von diesen und hundert ähnlichen Beobachtungen ist folgendes:

1. Es ist schlimm, wenn wir Schuld und Sünde annehmen, wo natürliche Ursachen vorliegen.

2. Das Gebiet der Natur (Krankheit, Temperament 2c.) ist nicht als ein feindliches zu betrachten, sondern wie ein Baumgarten mit wilden Stämmen, die nicht ausgerottet, sondern veredelt werden sollen; jeder nach seiner Art.

3. Wir müssen uns hüten, andere nach uns zu beurteilen. Unser Erkennen und unsere Erfahrung ist Stückwerk und für andere nicht immer maßgebend. Zudem hat jeder seine besondere Gabe und demnach auch seine besondere Aufgabe.

4. Wir müssen Zeiten und Orte unterscheiden. Was z. B. für England gut ist, paßt darum nicht auch ohne weiteres für Deutschland, und zu verschiedenen Zeiten müssen verschiedene Wahrheiten auf den Leuchter gestellt werden.

Aber da begegnet mir der Einwand: Sollte nicht eigentlich der vollkommene Glaube diese natürlichen Schwierigkeiten, Unterschiede und Eigenschaften überwinden? Ist es normal, daß ein Christ, dessen Vater Gott, dessen Arzt Jesus Christus ist, an schmerzhaften Krankheiten leidet? Sollte sein Glaube nicht herrschen über den Leib und so stark sein, daß keine Krankheit aufkommen könnte? Ist es normal, daß das Glaubensleben der Kinder Gottes sich so verschieden äußert? Sollten nicht, wo lebendige Gläubige sind, eigentlich alle verschiedenen Auffassungen und Richtungen wegfallen?

Die Antwort lautet: Das Normale ist allerdings, daß die natürlichen Anlagen und Verhältnisse durch das Christentum nicht aufgehoben werden; aber von dieser Regel giebt es Ausnahmen. Die Regel hat ihre Bedeutung, und die Ausnahme hat auch ihren Zweck.

Wenn Kranke durch wunderbares Eingreifen Gottes gesund werden, so zeigt Gott damit, daß Er der Krankheit Meister ist. Das sollen wir ein für allemal wissen; aber das Normale, das Gewöhnliche ist solches wunderbare Eingreifen Gottes nicht.

Wenn Kinder Gottes von verschiedenen Richtungen so vollständig harmonieren, daß es fast keine Differenzpunkte mehr zwischen ihnen giebt, so stellen sie gleichsam prophetisch die Eine, heilige, allgemeine Kirche dar; aber das gewöhnliche Verhältnis der Kinder Gottes zu einander ist dies nicht.

Solche Ausnahmen lehrt uns die christliche Weisheit von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge unterscheiden.

Der Sieg, der die Welt überwunden hat, besteht nicht darin, daß die Natur und ihr Einfluß beseitigt wird, sondern darin, daß sich der Christ durch die Wirkungen und Einflüsse der Natur in seinem Glauben nicht irre machen oder stören läßt. Die Welt soll Zeuge sein, was für ein Unterschied ist zwischen einem kranken Christen und einem kranken Weltkinde. Wenn wir solche Kreuze ohne weiteres wegbeten könnten, würden uns die herrlichsten Siege im Glaubensleben, die großartigste Bewährung des Glaubens fehlen. Die Anfechtung erdulden ist schwerer, aber auch segensreicher, als der Anfechtung

aus dem Wege gehen. Nicht Aufhebung, sondern Heiligung der Natur ist Gottes Wille. Nur das, was sich nicht heiligen läßt, was Sünde und Verderben ist, wird von der Gnade verzehrt. Was sich aber heiligen läßt, das muß zum Preise der Gnade Gottes bleiben. Die Welt soll keine Entschuldigung haben. Niemand soll sagen können: Meine anerschaffene Eigenart oder die Verhältnisse, in denen ich leben muß, hindern mich, ein Christ zu werden oder christlich zu leben. Es giebt keine Verhältnisse, aus denen heraus nicht schon Menschen gläubig und selig geworden sind, und in denen sie sich nicht als Kinder Gottes bewährt haben. Allerorts soll die Welt Christen vor Augen haben, die ihr dies beweisen.

Aus diesem Grunde braucht Gott allerlei Leute und Zustände zur Erreichung Seines Liebeszwecks. Er braucht Gesunde und Kranke, Handelnde und Leidende, Rasche und Langsame, Engländer und Deutsche, damit ja allenthalben etliche selig werden. Jeder werde sich nur klar, wozu er berufen ist, und sei mit seinem Beruf einverstanden. Jeder erkenne aber auch den andern an in seiner eigentümlichen Gabe und Aufgabe.

Aber nun ist es Zeit zu fragen:

Was sagt die Schrift dazu?

Es ist ja richtig, daß, wie im Anfange bemerkt wurde, das Gemeinsame in der Schrift in den Vordergrund tritt, allein wir finden doch auch manche Belehrung über diese Punkte in der Lehre der Bibel und in der Praxis der Männer, die uns zum Vorbilde gegeben sind. In dem Gleichnis von den verschiedenen Pfunden zeigt uns der Herr, wie Er zwischen den Begabten und Unbegabten einen Unterschied macht, wie aber auch der am schwächsten Begabte doch nicht mutlos und verdrossen werden soll. Und wie Er auf die Gaben sieht, so behandelt Er auch die Menschen verschieden, je nach ihrer Herzensstellung und nach ihrem Temperament. Die Mühseligen und Beladenen ruft Er zu sich, und den 12 Aposteln hat Er gesagt: Folget mir nach. Solche dagegen, die sich voreilig herzudrängten, hat Er zurückgewiesen und sie darauf aufmerksam gemacht, daß es gar nicht so leicht gehe, Sein Jünger zu werden. In demselben Sinne ermahnt Paulus 2. Tim. 2, 15, das Wort der Wahrheit recht zu teilen, und fordert den Seelsorger auf, die Ungezogenen zu ermahnen, die Kleinmütigen zu trösten, die Schwachen zu tragen. Er führt 1. Kor. 12 aus, daß jeder nur ein Glied am Leibe ist, und daß alle Glieder verschiedene Bestimmungen haben. Die Apostel haben selbst am Pfingsttage ihre Individualität nicht eingebüßt, Petrus blieb der feurige Vorkämpfer, Johannes der stille, aber entschiedene Zeuge. Jakobus behielt auch als Bischof von Jerusalem die alte, streng jüdische Lebensweise bei, während Petrus und Paulus die freie Lebensweise der Heiden annahmen. Ebenso wenig sind die Apostel den Wechselfällen und Bedrängnissen des äußeren Lebens enthoben worden. Es giebt vielmehr keine noch so traurige und niedrige Lebenslage, welche diese Männer nicht uns zum Vorbilde durchgemacht hätten. Paulus war gefangen, schiffbrüchig, arm, überbürdet, er wurde bald vergöttert, bald verleumdet; Thimotheus war jung, dazu schüchtern und magenleidend. Trophimus und Epaphroditus waren krank, und dadurch wurden ihnen ihre Wege durchkreuzt. Wenn Paulus Röm. 8 das herrliche, siegreiche Leben der Kinder Gottes schildert und fragt: Will Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger, Blöße, Gefahr, Schwert uns scheiden von der Liebe Gottes? So lautet die Antwort nicht: Das alles kann uns nicht mehr anfechten, denn unser Gott hält alle Not und Bedrängnis von uns fern, sondern: in dem allen überwinden wir weit. So hat auch Jesus zum Abschied seinen Jüngern zugerufen: In der Welt werdet ihr Angst haben, aber Er fügt auch hinzu: Seid getrost, Ich habe die Welt überwunden. Joh. 16, 33.

So wird eine Menge von Schwierigkeiten und Anfechtungen durch den Glauben nicht aufgehoben, aber getragen und überwunden. Und wer in der Schrift lebt, der findet auch für seinen besonderen Weg Licht und Anweisung, auf demselben den Herrn zu verherrlichen; und wer sich selbst kennt, lernt auch andre richtig beurteilen!

Was ist also das Resultat des Nachdenkens über diese Dinge?



Ich bringe mich in unsäglich viel Not und Zweifel hinein, wenn ich etwas sein will, was ich nicht sein soll und kann, oder wenn ich nicht einverstanden bin mit Gottes Wegen, so demütigend sie auch für mich sein mögen: Glauben heißt: Ja sagen zu dem, was Gott sagt und thut. Ich muß ja sagen dazu, daß ich nur ein Pfund habe, und daß mir hundert Dinge nicht gegeben sind, die mir doch so lieb und angenehm wären. Nach geistlichen Gaben sollen wir streben, nach Naturgaben in der Regel nicht. Auch die natürlichen, socialen und religiösen Verhältnisse, in die Gott uns hineingestellt hat, seien uns heilig; bevor wir nach Aenderung derselben trachten, fragen wir uns wohl, ob unsers Herzens Gelüste uns dazu treibt, oder der Wille Gottes, von dem es oft heißt:

„Geht's der Natur entgegen,
So geht's, wie Gott es will."

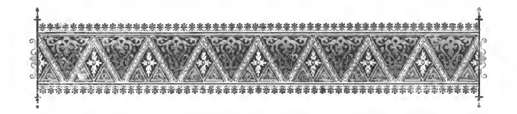
Wenn wir dagegen andern zu raten und zu helfen haben, so bedürfen wir vor allem der herzlichen Barmherzigkeit, die imstande ist, sich in den andern hinein zu versetzen, die Ursache seiner Not aufzufinden, oder die Motive seiner von der unsrigen verschiedenen Denkungsart zu verstehen. Wie oft verwechselt ein Gesunder seine Naturkraft mit Glaubenskraft und seines Bruders Nervenschwäche mit Glaubensschwachheit. Wie leicht werden wir übergeistlich und deshalb unpraktisch. Weil wir für die natürlichen Ursachen und Wirkungen kein Auge haben, treffen wir auch in der Seelsorge oft den Nagel nicht auf den Kopf. Daher alle die fatalen Verkehrtheiten, wenn z. B. bei Erweckungen der Seelsorger alle nach demselben Maßstabe mißt und nach demselben Kennzeichen prüft und beurteilt, während doch das beginnende geistliche Leben sich sehr verschiedenartig äußert; das erste Gefühl ist z. B. bei dem einen die Freude über das gefundene Heil, bei dem andern der Schmerz über das vergangene Sündenleben. Vergangenheit, Erziehung, Temperament, Gesundheit, alles wirkt hier mit, und zwar oft sehr stark. Wenn Gott die Menschen nicht nach einer bestimmten Schablone ins Himmelreich bringt, sollen wir dies nicht auch wollen.

Wie nahe liegt, um ein anderes Beispiel zu erwähnen, die Gefahr, in einer Anstalt, wo die verschiedenartigsten Kinder oder jungen Männer zusammenkommen, in der Erziehung alle über denselben Leisten zu schlagen, wodurch die Charaktere vernichtet und lauter Kopieen hervorgebracht werden.

Für den Arzt ist das erste immer eine richtige Diagnose, für den Seelsorger die Frage: Welches sind die thatsächlichen Ursachen der beobachteten Wirkungen? Dann erst kann auch in der Pflege das Richtige getroffen werden.

Zum Schlusse möchte ich meine Gedanken in zwei Sätzen kurz zusammenfassen: Die freie Gnade unseres großen, souveränen Gottes verbindet sich mit Seiner mannigfaltigen Weisheit zu der unendlichen Summe unerforschlicher Geheimnisse, wovon jedes Menschenleben voll ist.

Unsere Aufgabe ist es, offene Augen zu haben, und stille zu sein, immer tiefer hineinzudringen in die Weltanschauung und in die Gesinnung Jesu Christi, der nur eine Frage kannte: Vater, was willst Du? und dessen Leben nur ein Ziel hatte: Die Welt nicht zu richten, sondern zu retten.



Villa Möhl.

Eine Feldberger Geschichte

von

Gustav und Ina von Buchwald.

„Du fragst mich, was ich inzwischen angefangen habe, seit wir uns zuletzt gesehen haben, Jürgen Schwefelflitz?" sagte mein Freund Westen. „Höre mal, unser biederer Caneppele hat kaum soviel Chianti in seinem Keller liegen, daß ich mir die Zunge feucht halten könnte, wenn ich dir das alles erzählen wollte. Ein Jahr Algier, zwei Jahre Nordamerika, zwei und ein halbes Jahr Kongostaat, ein halbes Jahr Japan und drei Jahre Sibirien und vier Jahre in Berlin und Feldberg machen elf Jahre, gleich 4015 Tagen plus zwei Schalttagen, also in Summa gleich 4017 Tagen oder 96308 Stunden! Das ist viel Zeit. Wieviel kann ein Mensch oft in einer Minute erleben. Du hast aber doch nicht ganz Recht: unter die Eisenbahnkönige bin ich noch lange nicht zu rechnen, und werde es auch wohl nicht. Meine erste Million habe ich allerdings verdient, und die zweite kommt auch wohl noch; aber ohne das Kapital meiner Frau wäre es noch lange nicht soviel. Demnach glaube ich wohl Recht zu haben, wenn ich meine Frau für das Wichtigste meiner Erlebnisse halte. Natürlich habe ich sie auf der Eisenbahn kennen gelernt.

Das war, als ich aus Rußland zurück kam. Wenn jemand für deutsches Frauenwesen eine empfängliche Stimmung mitbrachte, dann war das dein Freund, der kaiserlich russische Baurat a. D. Gustav Westen.

Ach ja, ich denke noch an den Sonntag Morgen in Ochotsk. Es war ein kalter Sonnenschein, und ich wollte mich etwas erfreuen. Mein Boot lief prächtig, und der Pelz saß warm. Aber meine Stimmung war verzweifelt. Mir nagte etwas im Innern, und ich hatte doch kein Unrecht gethan. Der Ocean, den wir endlich erreicht, das jahrelange Ziel der Sehnsucht — er machte mir keine Freude. Auf seinen grünen Wogen trug er große glänzende Eisschollen; ich mußte sie oft geschickt umsteuern. Das zerstreute doch wenigstens. Auf der letzten, die ich umschiffte, lag ein altes Wallroß und grinste mich mit seinen gelben Zähnen an. An den Wimpern seiner gemütvollen Augen hing ein gefrorener Zapfen wie eine Thräne. Ob ein solches Wallroß wohl wirklich weinen kann?

Ich gab dem Ruder einen Ruck, legte die Segel um und steuerte wieder landwärts. Das Meergrün war mir unangenehm geworden. Die Farbe erinnerte mich an etwas, das ich lange nicht gesehen, und ich wußte doch lange nicht, an was. Endlich fiel mirs ein, an den schmalen Lucin!



Weißt du noch, Schwefelflitz, wie wir dort als Jungen Entdeckungsreisen machten, wie wir den Lucin auf den Namen Rhein tauften, wie wir an dem Vorsprung landeten und dort die Erdhöhle fanden, das Skelett mit den Zeug- und Fellresten darin? Wie ich mir die Doppelflinte nahm und du die Büchse? Es wußte niemand mehr, wer der Tote sein konnte. Einer aus der Franzosenzeit, meinten die Leute. Nun, du wirst noch zu wissen bekommen, wer dieser Mann gewesen ist.

Ach ja, alles das fiel mir wieder ein, und dazu das schreckliche Cholerajahr, das mir Eltern und Geschwister auf einmal raubte. Aber das Schreckensjahr sah nicht mehr so finster aus, die Erinnerungsfarben der Heimat, der ewige Jugendsonnenglanz überstrahlte alles andere. Ein leuchtender Regenbogen zog sich über die dunklen Wolken hin.

Da stand mein Entschluß fest.

Am Abend ging ich aus meinem Hause ins Palais über das Trittbrett. Du mußt nämlich wissen, daß nicht nur ich die letzten drei Jahre in einem Eisenbahnwaggon gewohnt hatte, sondern daß seine Excellenz das auch that, der geniale Schöpfer der beiden asiatischen Weltbahnen. Den Waggon des Generals pflegte ich das Palais zu nennen. Mein hoher Vorgesetzter brauchte mich in seiner Nähe, zumal ich die Brücken zu konstruieren hatte, die wir auf unserer Wanderung von Petersburg bis Ochotsk passieren mußten. Die glücklichen Zeiten waren nicht mehr, wo sich unsere Lehrer damit zufrieden gaben, wenn wir wußten, daß Ob, Jenisei und Lena die Hauptströme Sibiriens seien. —

„Guten Abend, Herr Baurat," rief mir der General entgegen, der vor seinem Samowar saß, Thee trank und Cigaretten rauchte, „wollen Sie mit nach Petersburg? Ich fahre heute Abend ab."

„Danke schön, Excellenz, das kommt mir sehr gelegen. Es hat doch auch sein Gutes, in der Eisenbahn zu wohnen. Da braucht man nicht ums Einpacken zu sorgen." —

„Schön, daß Sie bereit sind, lieber Baurat! Ich bekam eben schon einen kleinen Schrecken, als Sie eintraten, denn ich befürchtete, Sie hätten wieder etwas Konstructives ausfindig gemacht, das meine Abreise in der elften Stunde verzögern könnte." —

„Nein, Excellenz, das war es nicht, was mich kommen hieß. Das Werk steht fest: Nordasien ist dem Weltverkehr erschlossen! Das liegt hinter uns. Was die Zukunft bringen soll, das trieb mich her." —

Der General lächelte müde und fuhr bedächtig mit der Hand über den weißen Bart. Leise das Haupt schüttelnd, sagte er: „Meine Pläne sind abgeschlossen!" —

„Und ich möchte auch in die meinigen Abschluß bringen, Excellenz. Darf ich offen Farbe bekennen? Als ich heute Rückblick über die letzten Jahre hielt, da stiegs in mir auf wie ein Gewitter. Eine dumpfe Schwüle legte sich mir über das Gemüt. Im Sonnenbrand und im Schneesturm war mein Leben ein Hasten nach Ehre und Geld, ohne Rast, ohne Ruh'. Nur die Arbeitslust, die Freude am Wagen und Konstruieren — daneben auch wohl das Bewußtsein, der Menschheit etwas nützlich zu sein — hielten mich aufrecht. Ich bin müde geworden, ohne krank zu sein. Drei Jahre nun bin ich Ew. Excellenz treu gefolgt als bescheidener Mitarbeiter und ich kann wohl selber sagen, meine Brücken sind brauchbar. Geld, Orden und Ehre habe ich dafür erhalten — Befriedigung nicht. Verzeihen, Excellenz, daß ich es wagte, eine Parallele zwischen Ihnen und mir zu ziehen. Sie fiel beschämend genug aus. Wenn Ew. Excellenz Ihr Tagewerk betrachten, so fließt ein Lohn über, der mir nicht zu Teil werden konnte. Sie sind Russe, und Rußland und Rußlands Kaiser ist Ihr ganzes Werk zu Nutze gekommen; auf lange Zeit hinaus haben Sie der Kultur Ihres Vaterlandes die Wege gewiesen. Ich habe meine besten Jahre in der Fremde verbracht. Als der Tod mir alle entriß, die ich liebte, da vergaß ich, daß die Heimat auch einen Anteil an meinem Herzen habe. Und wie ich nun heute so nachgrübelte, stieg der heimatliche Flecken mitten zwischen den blauen und grünen Seen mit den herrlichen Buchenwäldern vor meiner Seele auf.

Da kamen die schwülen Gewitterwolken zum Platzen. Wie ein Wetterleuchten flammte das Heimweh auf und ward zum Wettersturme. — Ich habe die Ehre, Eurer Excellenz mein Entlassungsgesuch gehorsamst vorzulegen."

Da sah mich der große Mann mit freundlichen Augen lange an und legte mir die Hand auf die Schulter: „Ob ich das nicht geahnt habe, lieber Westen! Ihnen wird nicht eher wohl, als bis Sie sich in Ihrer mecklenburgischen Heimat, — Feldberg heißt der Ort ja wohl — ein eigenes Heim gegründet haben. Odysseus gehört nach Ithaka. Was an mir liegt, so soll alles geschehen, was zur Beschleunigung Ihres Gesuches geschehen kann. Dies sei der erste Schritt dazu."

Der General drückte auf den elektrischen Knopf, der zu dem Zugführer leitete. Ein lauter Pfiff ertönte, ein Rucken und Zucken drang durch die Glieder des Zuges, dann brauste unser langjähriges Wohnhaus gen Westen.

„Wissen Sie wohl, Baurat, daß ich ebenso gedacht habe wie Sie?" fuhr der General fort, „auch ich habe die Ruhe angetreten. Was soll ich ferner noch wirken? Ich hatte einen Lieblingsplatz in Petersburg, wo ich mir den Ort meiner letzten Tage hinwünschte. Meines Kaisers Gnade hat ihn mir geschenkt. Da will ich mir ein Haus bauen, ganz nach meinem Geschmack. Ich habe mir die Zeichnungen dazu selber angefertigt. Nun wollen wir einmal baukritische Revue halten." —

Das Palais des Generals war tadellos gehalten, alle Risse und Entwürfe waren vortrefflich und bis in das Kleinste genau ausgearbeitet. Dann kamen die Zimmereinrichtungen an die Reihe. Sie enthielten die Quintessenz des slavischen Geschmackes. Besonders gefielen mir die Möbel mit eingelegten Halbedelsteinen, denn sie zeigten sich einfacher gehalten, als man sie sonst in den Prunkgemächern russischer Magnaten findet. Ganz eigenartig aber muteten mich eine Reihe von Entwürfen zu Holzschnitzereien an. Die Ornamente bestanden in reichen Wellenlinien.

„Slavisch ist das ohne Zweifel," rief ich aus, „aber in Rußland habe ich derlei Ornamente noch nicht gesehen."

„Sie müssen auch nach Mecklenburg gehen, wenn Sie die Originalvorlagen finden wollen. In den Großherzoglichen Sammlungen zu Neustrelitz liegen sie, und bei Feldberg sind sie ausgegraben. Ich bin durch die Berliner Zeitschrift für Ethnologie aufmerksam darauf geworden. Ursprünglich sind es Verzierungen für wendische Thongefäße. Sie leicht verändert zum Holzornament zu machen, ist mein eigener Gedanke. Von allen Holzbildhauern, die ich kennen gelernt habe, wüßte ich aber nur einen, dem ich die Arbeit übertragen möchte. Es gehört historischer Sinn dazu, sie auszuführen. Der Künstler muß die Idee begreifen und selbständig verwirklichen. Wenn ich nicht irre, so ist der Bildhauer, an den ich denke, ein geborener Mecklenburger. Es ist der Kommerzienrat Möhl in Berlin. Ich lernte ihn in Petersburg kennen, wohin er eine Tochter verheiratet hat. Auf Ihrer Rückreise müssen Sie ja doch über Berlin. Ich habe die große Bitte an Sie, ob Sie das Geschäft nicht für mich abschließen wollen?"

— —

Wieder ein Pfiff und ein Rucken im Zuge. Doch ehe die Lokomotive den Bahnhof von St. Petersburg verließ, ward die Thüre aufgerissen. Leicht sprang eine jugendliche Frauengestalt hinein. Eine weibliche Stimme rief von außen: „Na, grüß' Mudding ook und kam gesund na Huus!" —

„Ja woll, Lining, dor warr' ick nich up vergäten," antwortete die Eingestiegene, und im selben Augenblick setzte sich der Zug in Bewegung. Wenn die heilige Cäcilie aus dem Rafaelschen Bilde herausgetreten wäre und hätte mir die schönste Hymne vorgesungen, so hätte mich der Klang der Himmelstöne nicht mächtiger ergreifen können, als der Laut der Muttersprache.

Es kam mir wie Thränen in die Augen, und um meiner Rührung Herr zu werden, wollte ich etwas sagen. Es fiel mir aber nichts anderes ein, als: „Na, wenn Se't vergäten, warr ick Se door an denken helpen!"

„Is nich nödig! Good'n Dag ook, Landsmann," sagte die junge Dame munter, „wo kamen Se denn her?"

„Ok ut Mäkelborg, öwer so mit'n lütten Bagen öwer Afrika, Amerika, Japan und nu taulețt öwer Sibirien von Ochotsk."

„Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Baurat," sagte die junge Dame, aus dem Plattdeutsch in den Gesellschaftston verfallend.

„Woher kennen Sie mich denn, gnädiges Fräulein?" fragte ich erstaunt.

„Das ist doch leicht zu raten. Sie können nur mit dem ersten Zuge von Ochotsk angekommen sein, und der enthielt nur den General und den Herrn Baurat Gustav Westen aus Feldberg. Unser Landsmann Dr. Franz Gesellius hat in seinem Petersburger Herold eine große Biographie von Ihnen geliefert. Wenn Sie eitel werden wollen, können Sie die lesen."

Nun hätte ich gerne gefragt, wer meine Reisebegleiterin wäre, aber dazu ließ sie mir keine Zeit, denn sie zog die Nummer des Herolds aus der Reisetasche. Ich mußte hinein sehen. Und da ich darin allerdings viel unverdientes und zum Teil auch verdientes Lob fand, legte ich das Blatt bei Seite, um sofort ein Examen über die Strecke der Kongobahn zu bestehen, die bis an die deutsche Kolonialgrenze führt. Das Ende hatte ich nämlich gebaut.

Die junge Dame hatte überraschend viel gelesen und fragte mit Verständnis für die Natur und für das Leben der mindercivilisierten Völker.

Ich merkte nicht, wie die Zeit hinstrich.

Das ist übrigens ganz begreiflich. Jahrelang hatte ich überhaupt wenig Gelegenheit zum Plaudern und vor allen Dingen nicht deutsch, und noch tausendmal weniger mit einer gebildeten, schönen jungen Dame. Offenbar von Natur freimütig angelegt, konnte das junge Mädchen sich frei gehen lassen, denn sie war sich durch eine vorzügliche Erziehung ihrer Grenzen bewußt. Die Lage und die kleinen Handreichungen auf der Reise begünstigten das Zwanglose dieses Verkehrs.

Als wir uns müde geplaudert, schliefen wir ein wenig und dann fingen wir wieder an.

Daß ich eigentlich selber am meisten geredet und all mein Fühlen und Denken ausgekramt hatte, das merkte ich erst, als wir uns Berlin sehr genähert hatten.

„Adieu, Herr Baurat, ich will noch einer Freundin guten Tag sagen," rief die junge Dame plötzlich auf einer kleinen Station, wo der Zug nur eine Minute hielt — kaum, daß ich Gelegenheit hatte, ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Auf Wiedersehen, Herr Baurat!"

Sie hatte mir die Hand gegeben. Merkwürdige Empfindung. Ich glaube, die Menschen haben, wie jener südamerikanische Fisch, einen elektrischen Apparat in sich.

Als der Zug in Berlin einfuhr, war mir immer noch so, als säße die junge Dame mir noch gegenüber.

Hätte ich doch bloß gefragt, wie sie heißt und wo sie her ist!

Das kommt davon, wenn man solange zwischen den Wilden Eisenbahnen baut. —

Berlin hat sich merkwürdig verändert. Das drängte sich mir mit Macht auf, als ich es nach neunjähriger Abwesenheit zum erstenmal wiedersah. Ich fuhr den ersten Tag umher, einmal wieder deutsches Wesen und Wirken zu beobachten, und mich daran zu freuen. Gegen Abend folgte ich dem Menschenstrome, der unter den Linden dahin floß. Eben im Begriff, in das Café Bauer zu treten, sah ich eine junge Dame um die Friedrichsstraßenecke biegen.

Das war sie, das mußte sie sein! Das Kleid war von gleicher Farbe! —

Verschwunden — wie vom Erdboden aufgesogen. Wo habe ich meine Augen gehabt! Ach, da kommt sie aus dem Laden. Nun will ich aber hinüber und wissen, wie sie heißt. — —

„Ach bitte tausendmal" — ein ganz fremdes Gesicht unter dem breitrandigen Hut.

Im deutschen Theater ging's mir noch einmal ebenso. Besser wars in der Nacht. Da sah ich sie im Traume: Ich lag auf irgend einer Steppe im Frühlingsschmuck, auf der alle Gewächse prangten, die ich je gesehen. Da wuchs eine Ananas neben der kleinen blauen Cilla Sibirica. Duftende Hyazinthen und Tulpen, wie sie die asiatischen Steppen schmücken, wuchsen da zwischen deutschem Rittersporn und Kornblumen.

Geschäftige Termiten bauten da Stationen und glatte Wege. Fleißige Ameisen legten Schwellen darauf und große, langbeinige Spinnen zogen die Schienengeleise. Maulwürfe bauten Tunnel durch kleine Hügel. Grillen waren die Weichensteller und der Herr Bahnhofsinspektor war ein grüner Heuschreck. Pfeilgeschwind sausten die Extrazüge aus blauen Glockenblumen daher, und wenn sie an der Station hielten, drängten sich kleine Bienen an die Waggons und schrieen mit dünnen, gellenden Stimmchen: Zelle Honig gefällig! Zelle Honig gefällig!

Dies kam mir denn doch seltsam vor. Ich richtete mich ein wenig auf und sah vor mir einen Cactus-Strauch stehen, von dem aus eine mächtige Knospe aufragte. Silbernes, feines Fädengespinst umhüllte den langen Blütenstiel, und die geschlossene Knospe ragte spitz in langen, schmalen, goldgelben Deckblättern aus dem Silberschleier. Es war eine „Königin der Nacht." Zu der führten alle die vielen kleinen Elfeneisenbahnen hin.

Die Sonne sank im Westen, und wie ihre scheidenden Strahlen über die Blumenfläche liefen, da bewegten sich die gelben Deckblätter. Sie sprangen auf und bildeten einen goldenen Strahlenkranz um eine schöne, weiße, geschlossene Blüte. Die Sonne sank. Kaum aber war der rote Ball im Abenddunst verschwunden, da platzten die schneeigen Blüten auf zu einem großen, großen Kelche. Betäubender Vanilleduft umfing mich. Ich konnte mich nicht satt sehen an dieser zarten Blütenpracht, und je länger ich in den Kelch hineinsah, um so größer ward er — riesengroß. Und die Staubfäden verdichteten sich zu einer weißen, glänzenden Gestalt, und die Gestalt trug so liebe, wohlbekannte Züge und die rosigen Lippen sagten: „Guten Morgen, Herr Baurat Westen, freut mich sehr, Ihre werte Bekanntschaft zu machen."

Da wachte ich auf und rieb mir die Augen. Den ganzen Morgen konnte ich diesen Traum nicht wieder los werden.

Gegen Mittag raffte ich mich auf und nahm die Pläne, die mir der General gegeben hatte, und fuhr zu dem Kommerzienrat Möhl. Er war beschäftigt, und ich mußte eine volle Stunde warten. Die ward mir aber nicht lang, denn ein junger Bildhauer führte mich durch das große Geschäft. Da war eine allmächtige Tischlerei für alle Holzarbeiten, die ins Haus gehören, mit einer Drechslerwerkstatt verbunden. Dann kamen Ateliers für die Schnitzereien der einfachen Dekorationen. Bedeutende Bildschnitzer aber hatten ihre eigenen, künstlerisch ausgestatteten Räume. Auch Bildhauerei in Marmor und Bronzeguß ward da getrieben. Künstler ersten Ranges waren mit dem Kommerzienrat in Genossenschaft getreten. Ich hätte gerne noch eine Stunde länger beschaut und gestaunt, doch dazu war keine Zeit. Der Herr Kommerzienrat ließ bitten. — Die freundlichen Grüße des berühmten Generals berührten ihn angenehm und die Idee, jene keramischen Ornamente in Holz zu übersetzen, machte ihm besondere Freude. Er trat an einen Schrank und holte einen Kasten verzierter Scherben hervor, die den Vorlagen glichen wie ein Ei dem anderen. „Die habe ich bei Feldberg selber gesammelt," sagte der Herr Kommerzienrat, „der Ort hat für mich ein besonderes Interesse. Für eine Sommerfrische will ich Ihnen denselben empfehlen, Herr Baurat. Sie werden wohl nach Ihrem anstrengenden Aufenthalt in Sibirien etwas Rheumatismus bekommen haben. In Feldberg ist eine Wasserheilanstalt."

„So, das ist mir neu," antwortete ich, „die war doch früher nicht da?"

„Kennen Sie den Ort denn, Herr Baurat?"

„Ich kann nicht dafür, daß ich da geboren bin, aber ich freue mich dessen und gehe stark mit dem Gedanken um, mir da ein Haus zu bauen."



Unter den buschigen Brauen des Kommerzienrats leuchtete es freundlich auf. Flugs aber wandte er sich wieder zu dem Auftrage, den ich ihm übermittelte, und nach einigen Stunden emsiger Prüfung gelangten wir zu einem befriedigenden Geschäftsabschlusse. „Wollen Sie das einsame Mahl eines Strohwitwers mit mir teilen, so seien Sie mir willkommen," sagte der Kommerzienrat am Schlusse, und ich war dazu gerne bereit, denn meine Morgenträumerei hatte mich das zweite Frühstück vergessen lassen.

Die Tischunterhaltung zeigte einen vielseitig gebildeten Geschäftsmann und ließ dabei unverkennbar ein religiöses Gemüt und eine kerniloyale Gesinnung hindurchschimmern. Der Mann gefiel mir. Er mochte wohl ein viertel Jahrhundert älter sein als ich, aber er hatte trotz des frühzeitig weißen Bartes viel jugendliche Frische in seinem Wesen. Sein Gesicht kam mir bekannt vor, und ich konnte es doch nie gesehen haben. Es ließ mich fortwährend nach Aehnlichkeiten suchen, die ich doch nicht zu finden wußte. Daneben fesselte ein hölzerner Tafelaufsatz meine Aufmerksamkeit, der ganz originell war.

Oben trug er ganz realistisch ausgeführt auf einer Schüssel des mecklenburgischen Bauern Festessen: einen Schweinebraten mit knuspriger Kruste, umrahmt von Klößen und Backobst. Dies Schaustück ward getragen von einer unvergleichlich feineren Arbeit, einem Rankengewinde aus Passionsblumen. Trotzdem auch hier anscheinend garnicht stilisiert war, stellten sich die Blätter, Blumen und Ranken bei genauer Betrachtung zu Buchstaben zusammen. Ich entzifferte ganz deutlich den Vers:

Befiehl Du Deine Wege
  Und was Dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
  Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken Luft und Winden
  Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
  Da Dein Fuß gehen kann.

„Den Untersatz haben Sie selber geschnitten, Herr Kommerzienrat," rief ich bewundernd aus. Mein Wirt nickte zustimmend. „Wie kommt aber der Schweinebraten darauf. Das muß mecklenburgisches Werk sein?" fuhr ich fragend fort.

„Ist es auch," lautete die Antwort, „meine Frau hat ihn geschenkt bekommen unter der Bedingung, daß er Hausinventar bleibe. Es hat ihn ein Feldberger gemacht. Ja, das ist eine eigene Geschichte. Sie wollen sie hören? Nun, in Feldberg würde man sie Ihnen sicher, aber schwerlich ganz richtig erzählen. Darum will ich es beim Kaffee thun. Sie rauchen doch?"

„Mächtig," sagte ich zustimmend, und folgte meinem Wirt in das behagliche Rauchzimmer.

„Der Tafelaufsatz hat eine eigene Geschichte," begann der Kommerzienrat, „sie hat sich in Ihrer Heimat zugetragen, ehe Sie geboren waren. Der Mann, der ihn geschnitzt hat, war schon ein großer Junge, als Ihr Vater heiratete. — Den Hederichschen Laden kennen Sie noch? Hederich ist reich geworden darin. Sein Vorgänger aber ward arm bei dem Strechowschen Konkurs und starb, als er aus dem schönen Haus heraus mußte.

Krank an Herz und Körper, zog seine Witwe zu einem entfernten Verwandten, dem Tischler Fuhlensiek. Ein kleines Bündel Wäsche und ein kleiner Junge, das war ihre ganze Habe.

Fuhlensiek war gut zu ihr. Er hätte sie gerne geheiratet. Aber sie war krank und konnte ihren Seligen nicht vergessen. Als sie starb, ging es mit Fuhlensiek bergab, er verwahrloste sein Geschäft und ward ein Trunkenbold. Den kleinen Fritz behielt er und war freundlich gegen ihn, wenn er nüchtern war — das war aber ziemlich selten.

Im kalten Winter hatte man die Mutter hinausgetragen auf den hohen Kirchhof, und der kleine dumme Fritz meinte, wenn es Frühling würde, so müsse die Mutter wieder aufstehen aus der Erde.

Er konnte ja noch nicht begreifen, daß die Menschen sterben müssen.

Und die Frühlingssonne stieg empor. Der Schnee war zertaut, und in den Gärten begannen blaue, gelbe und rote Blumen zu blühen. Die Mutter aber kam nicht wieder. — Fritz hatte eines Tages viele Schläge bekommen, denn er wollte in dem Garten seines Vaters Blumen pflücken. Er wußte ganz bestimmt, daß er das im Vorjahre gedurft hatte. Warum prügelten ihn nun die fremden Menschen dafür?

Er wollte das Mutter klagen, die nun doch endlich aus dem Erdbette aufstehen müßte, weil es doch schon so schön und warm war. Mit großen Thränen im Auge stieg er bergauf zum Friedhofe. Alle die kleinen Hügel da prangten im Frühlingsgrün, nur ein Hügel war graugelb und sandig. Daneben lag jetzt ein neues Grab; es war auch noch nicht mit Rasen und Epheu bewachsen, aber es lagen Kränze darauf und Sträuße.

Auf den kahlen Hügel setzte der Junge sich hin und weinte und dachte nach. Die anderen Leute, die man da eingegraben, ständen auch nicht auf. Wie sollten sie das auch wohl anfangen, wenn so große Bäume über ihnen wüchsen?

Er fing an, das Rätsel des Todes zu begreifen, und das erschütterte ihn. Er starrte vor sich hin und sah nicht und hörte nicht. Er wußte nur, daß er so allein war — mutterseelen allein.

Als er wieder zu sich kam, stand ein kleines Mädchen vor ihm. Es hatte von dem letzten Grabe zwei Blumen genommen und hielt sie dem Knaben entgegen.

„Din Mudding keen Blomen hädd — min hädd" sprach das Kind.

Der Junge nickte stumm und sah sehr groß auf das kleine Mädchen herab.

„Du, din Mudding ook Blomen hebben — doar sünd se," fuhr die Kleine fort und pflanzte die beiden abgebrochenen Blumen mit dem Händchen auf den leeren Hügel.

Da fühlte der Junge, daß er nicht mehr allein war auf der weiten, öden Welt. Er sah das kleine Mädchen an und sagte: „Wo heeßt du?"

„Ick heet Mile!"

Un ick heet Fritz!"

„Du nich weenen möst," sagte darauf die Kleine, die viel klüger war als der Junge, obgleich sie kaum halb so alt war als er, „Uns' Muddings beid' in'n Himmel sin — doar sünd ook schöne Blomen un veel Engels." — —

Das war Mile Merus, des Gefängniswärters Tochter vom Amtshof.

Fritz begleitete sie nach Hause, in dem der alte Merus seine Dienstwohnung hatte; unten war es Wohnhaus, oben Gefängnis. Dahinter aber lag der Garten. Darin spielten die beiden oft und bauten sich Nester, denn sie waren gute und treue Freunde geworden. Und Freunde blieben sie auch, als die Zeit heran kam, wo Fritz in die Schule gehen mußte.

Die Jungen neckten ihn ob dieser Freundschaft, aber da verstand Fritz keinen Spaß. Als ihn Jochen Hederich einmal Mile statt Fritz und „lüttes Mädten" genannt hatte, walkte er ihn auf der Straße ganz gehörig durch und zerriß ihm die Jacke. Tischler Fuhlensiek stand dabei in der Hausthüre. Er hatte die Hände in den Hosentaschen und den unvermeidlichen Pfeifenstummel mit selbstgebautem Tabak — zur Hälfte mit wohlriechendem Schwichtenberger gemischt, der Mecklenburgs Stolz ist und noch heute neben dem vortrefflichen Tabak von Sandhagen den Bremer Havannageschäften als Einlage dient.

Wenn Fulhlensiek diesen Tabak rauchte und unterweilen „eenen lütten Griesen" aus Canow genehmigte, konnte er oft ganz boshafte Reden führen.

„Süh, dat is den witten Juden sinen Jungen siehr jesund," sagte er, als ich meinen Gegner weidlich abgewalkt hatte.

Das ward dem alten Hederich hinterbracht, und Onkel Fuhlensiek mußte die Jacke ersetzen. Als die Parteien den Amtgerichtshof, wo dies Urteil gefällt war, verließen, soll Onkel Fuhlensiek zu dem Kaufmann gesagt haben, wenn er ihm einmal im Mondenschein begegne, würde er ihm den Rock vorher ausziehen, ehe er ihn durchprügelte. Dieses



mußte Onkel Fuhlensiek aber vor Zeugen abbitten, als er von Hederich einen neuen Schnapskredit begehrte und dann auch erhielt.

Zwischen Jochen Hederich und Fritz aber war seitdem Unfriede alle Wege. Noch freilich standen die Sympathien des Fleckens und des Amtshofes auf Fritzens Seite, doch das sollte sich im folgenden Jahre ändern.

Fritz und Mile wollten wie gewöhnlich am Sonntag Morgen einen Blumenstrauß nach dem Kirchhof bringen, da kam ihnen schreiend und schnatternd die Gänseherde entgegen. Voran schritt der große böse Gant, der Hederichs gehörte. Frech ging er auf Mile zu und begann mit dem Schnabel in ihren Strauß zu picken. Schreiend hielt sie die Blumen in die Höhe, aber der große Vogel reckte den langen Hals und pickte wieder. Mile barg den Strauß unter ihrem Schürzchen. Da ward der Gant wild und böse und schlug sie mit den Flügeln, daß sie umfiel. In demselben Augenblicke sauste ihm aber auch ein Feldstein an den Kopf, der ihm den Schädel zerschmetterte. Mile lag nachher ein paar Tage zu Bette und trug das eine Aermchen noch lange in einer Binde; ein Flügelschlag des Gänserichs hatte ihr den linken Arm zerbrochen.

Als Fritz am andern Tage in der Schule war, trat der Herr Rektor herein und hielt eine große Rede, daß man sich nicht vergreifen dürfe an seines Nachbars Gut. Es sei ein räudiges Schaf in dem Stalle, das sei Fritz. Der habe aus niederträchtiger Bosheit den Gänserich des Kaufmanns Hederich getötet. Das sei Neid, weil der Herr den Frommen oft schon hier mit zeitlichen Gütern segne. Das sei Grausamkeit, arme Tiere zu töten."

Vergebens suchte der Kantor etwas dagegen einzuwenden, der Rektor schnitt ihm das Wort ab, nahm den Stock und sprach: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es," und prügelte den armen Fritz, bis der Haselstecken durchbrach — dann ging er zu Herrn Hederich, bei dem er zum Mittagsessen eingeladen war.

Seit jenem Tage war Fritz das räudige Schaf von Feldberg. Alle Jungen riefen ihm nach: „Räudiges Schaf!" — aber wehe ihnen, wenn er sie gefaßt bekam.

Ja, Fritz war ein hinterlistiger Thunichtgut, der Gänse totwarf. Wo irgend etwas ruiniert war, da mußte Fritz es gethan haben, solange, bis er es endlich wirklich that, um doch zu wissen, warum er geschimpft und geprügelt ward.

Nur der alte Kantor glaubte das nicht immer und mochte Fritz gerne, weil er schnell begriff und gut behielt.

Und noch eine war da, die immer lieb und freundlich war: Mile Merus, nun auch schon ein fleißiges Schulmädchen, ein kleines, kluges Hausmütterchen, das ihrem Vater schon die Kartoffeln kochte.

Manch Ungewitter zog über Fritz hin, aber es gab doch auch schöne Tage. Da lachte der goldene Sonnenschein über den blauen Seen und selbst das alte Schulhaus versuchte freundlich auszusehen. Noch fröhlicher aber strahlten die frischen Kindergesichter, die nun des Zwanges ledig, der dumpfen Schulstube entronnen, ins Freie blickten. Wie die Jungen dahin sprangen, wie sie Bücher und Mützen in die Luft warfen und wieder auffingen, und wie sie sich faßten, um freundschaftlich die Kräfte zu messen!

„Na, na," drohte der alte gute Kantor, der immer einen Regenschirm unter dem Arme trug und ernsten Schrittes dem nachmittäglichen Kaffee zustrebte, den er aus selbstgezogenen Cichorienwurzeln mit vieler Kunst zu bereiten wußte.

Und von der anderen Seite her kamen die kleinen Schulmädchen getrabt, die holprige Straße herab, daß die kleinen Holzpantoffeln auf den Steinen klapperten. Wie flink das ging! Noch flinker aber gingen die kleinen Plappermäulchen, denn was gab es nicht alles zu erzählen. Was für ein schönes Kleid ihr die Mutter zum nächsten Sonntag fertig genäht hatte, ein schottisches mit grün und gelb und blau und rot, rühmte Wieschen, und Lieschen sollte eins haben: „dor is Lilla auch mit ein." Und Stining sagte, was für ein wunderschönes „Essend" sie zu Mittag kriegte, und Lining hatte noch etwas viel schöneres von ihrer Puppe zu berichten.

Die kleine Mile Merus, ein blondes, rosiges Mädchen von acht Jahren, trennte sich schweigend von den Gefährten und schritt unter den großen Bäumen dem Amtshof zu, nicht ohne dem zahmen schwarzen Storch im letzten Hause zur linken Hand noch einen freundlichen Gruß zugenickt zu haben. Still und sinnig wanderte sie dem Amtshof zu, einer Halbinsel, die einst von den Wenden dicht besiedelt war. Vielleicht hatte da sogar einst ein Tempel gestanden. Nun erhob sich aus baumumwachsenem Platz das großherzogliche Schloß, das auf den Grundmauern einer Ritterburg stand, von dem Herrn Landdrosten bewohnt. Bescheidener, aber lieblicher war das Haus, in dem der neue Amtsrichter mit seiner jungen Frau wohnte, die so schöne, freundliche, schwarze Augen hatte. Nach der Wohnung pflegte die kleine Mile Merus mutiger hinzublicken, denn sie durfte der schönen Frau Amtsrichter bisweilen im Garten ein bischen helfen, und die hatte so wundervolle Blumen, wie sonst kein Mensch in Feldberg. Vor dem Herrn Amtsrichter, der sehr strenge war, hatten die Leute einen gewaltigen Respekt, obwohl er aus dem Orte gebürtig und sogar auf dem Amtshofe aufgewachsen war. Der Herr Amtsrichter mit dem großen Strohhut kam Mile gerade entgegen. Mile knixte höflich. Er streichelte sie und sagte: „Fleißiges Kind, fleißiges Kind! Du kannst mir zu morgen Erdbeeren suchen, am schmalen Lucin wachsen welche!"

Da ward Mile ganz rot und sah ihm verstohlen nach. Sie war ganz glücklich, denn die Frau Amtsrichter kaufte nicht von allen Kindern Walderdbeeren.

Nach dem schmalen Lucin wollte Mile ja gerade heute mit Fritz hin und Blumen suchen. Da war es so schön, wenn sie für die beiden Gräber da Sträuße wanden. Bewegte dann der laue Abendwind die zarten Blütenglöckchen, daß sie sich zitternd hin und her schwangen, dann pflegte Mile in frommer Einfalt die Hände zu falten und sagte leise erschauernd: „Die liebe, gute Mutter schickt Grüße vom Himmel, ich muß recht gut und fromm sein, damit ich zu ihr komme."

Es war so schön da am schmalen Lucin, und Fritz holte Mile zur rechten Zeit ab. Damals sah es anders aus als jetzt, die Buchen wuchsen noch auf beiden Seiten des Wassers und ließen ihre dunklen Zweige in das klare lichtgrüne Wasser herabhängen. Das aber sah noch heller und klarer aus, je dunkler das Buchengrün sich an den steilen hohen Lehmbergwänden hinaufzog. Wie standen die Wände so hoch und feierlich, wenn Fritz den leichten Kahn aus dem breiteren Gewässer in den schmalen Lucin einlenkte.

So sollte der große deutsche Rhein aussehen, wußte Mile zu erzählen und Fritz wußte es auch — sagte es aber nicht. Sie hörte das im Winter, er aber im Sommer — beide aber aus einem Munde.

Wenn der Frost eintrat, ward nun schon seit Jahren ein alter Vagabund regelmäßig an das Amtsgefängnis abgeliefert. Der alte Merus konnte sich keines Jahres entsinnen, daß der noch ältere Vagabund nicht Wintergast im Gefängnis gewesen war. Da benahm er sich still und ordentlich, schälte Kartoffeln, kochte, flickte Stiefel, schneiderte und strickte Strümpfe. Für die kleine Mile aber schnitzte er hübsche Puppen. Im Frühjahr ward er entlassen, dann hatte er sich ein Paar neue Stiefel gearbeitet und verschwand bis zum nächsten Spätherbst.

Das war das Hänneschen von Köln, wie er sich nannte. Die Leute sagten, er sei in jungen Jahren in der großen Mehl- und Mußschen Räuberbande gewesen, er selber aber behauptete, den silbernen Adler in Napoleons alter Garde getragen zu haben, den der tapfere C-Husar Timm ihm bei Möckern abgenommen, der einzige, den die alte Garde verloren.

Dieser Mann behauptete, der schmale Lucin sähe aus wie der Rhein, von dem er schöne Geschichten erzählte, wenn Fritz ihn heimlich in seiner Höhle aufsuchte — die nur er allein kannte. Da hatte er oft mit dem Hänneschen sehr gut zu Abend gegessen, denn bei Fuhlensiek war Schmalhans Küchenmeister.



Die Höhle aber lag ganz nahe bei Feldberg im Buchendickicht unter dem höchsten Punkt, links von der Fähre nach dem Hellerbusch, wo des neuen Herrn Amtsrichters Lieblingsplatz war. Die Penne war aber so kunstreich verborgen, daß kein Mensch eine Ahnung von ihr hatte.

Fritzens Vater hatte dem eisgrauen Vagabunden einmal eine Wohlthat erwiesen, und darum hatte er den Jungen in seiner Weise lieb und lehrte ihn mit dem Taschenmesser allerlei schnitzeln — das ist bestimmend für dessen ganzen Lebenslauf geworden. Wovon Hänneschen lebte? Die in der Ukermark und die hinter dem Camitzer See wußten es recht gut, sie haben manche Kugel hinter ihm hergejagt; das heißt die Grünröcke, die Bauern hatten das Hänneschen gern. Der alte Oberförster in Lüttenhagen hatte aber nicht zu klagen, im Gegenteil. Er fand einst einen berüchtigten Wilderer aus der Mark mit einem Schuß im Fuße liegen, den weder er noch seine Jäger abgegeben hatten.

Nach der Richtung von Hänneschens Behausung lenkte Fritz den Kahn. Mit kräftigen Schlägen brachte er ihn vorwärts und fühlte sich stolz und glücklich, wenn Mile still am Steuer saß und sich zaglos ruhig seiner Führung überließ.

Dann konnte er vergessen, was ihn des Lebens harte Schule an Not und Kummer gelehrt, vergessen, daß er ein armer Waisenknabe war.

Zerronnen in Nichts war alles Trübe, lächelnd lag vor ihm der lange Nachmittag und der Abend mit seiner Freiheit, seiner Freude — dem genügsamen Kindergemüt eine schier endlose Seligkeit.

„Ach, Mile," sagte er, „heute wollen wir aber vergnügt sein."

„Ja, Fritz, das wollen wir," antwortete sie zunickend, „erst sammeln wir die Blumen für unsere Mütter und dann die Erdbeeren für Amtsrichters, und essen selber auch welche, und dann singen wir alle die schönen Lieder, die wir gelernt haben."

Fritz stimmte zu. Es ward ihm sauer, ein großes Geheimnis zu bewahren. Vor Tau und Tage war er nämlich schon draußen gewesen und hatte eine Ueberraschung für Mile vorbereitet — das Hänneschen hatte ihm geholfen. Er war so voll im Vorgefühl seiner Freude, daß er einen hellen Jauchzer ausstieß, als er den Kahn an das Ufer trieb. Sorgsam half er Mile beim Aussteigen, damit sie keine nassen Füße bekäme, dann befestigte er den Kahn am Ufer.

Die beiden Kinder machten sich nun freudig ans Suchen und jedes fand immer ein Plätzchen, auf dem die Erdbeeren roter und schöner aus den grünen Blättern hervorlugten.

Plötzlich brach Mile in einen wundernden Jubelruf aus: „Komm her, Fritz, komm her."

Fritz kam langsam dahergetrottet, und sagte brummig: „Na, wenn du mich immer störst, dann können wir lange suchen, bis wir den Korb für den alten Amtsrichter voll haben."

„Ach, Fritz, er ist ja garnicht alt. Aber sieh doch mal her. Hast du das schon gesehen, daß die weißen und die gelben Mümmelchen auf dem Lande wachsen? Sieh, da steht ein ganzer Haufen. Die weißen sind schon ein bischen welk, das kommt wohl daher, weil sie eigentlich an das Wasser gewöhnt sind."

„Ach, das ist auch was rars, hab ich schon oft gesehen," sagte Fritz und steckte die Hände in die Hosentaschen.

Mile aber eilte hinzu, um die Wasserrosen auf dem Lande zu pflücken. Aber wie sie hingriff, blieben die Blumen in ihrer Hand, sie waren in einen dicken Ringberg aus ganz nassem Sand gesteckt, und mitten in dem Sandhaufen, von den runden Seeblättern überdeckt, stand ein zierlicher Korb, aus Binsen geflochten, der war übervoll von dunkelroten, reifen Erdbeeren. —

„Das hast du gethan, du guter, lieber Fritz!" jubelte Mile auf. „Oh, nun haben wir genug!"

„Ja, Mile, wenn ich erst groß bin, dann sollst du meine Frau werden und dann muß ich für dich sorgen, daß du was zu leben hast." — —

Da saßen sie am grünen Waldsee: zwei glückliche Kinder.

Nur eine Menschenseele hatte ihren kleinen Liedern gelauscht, und das war Hänneschen von Köln. Als Mile gegen Abend einmal aufsah, stand der alte Wildschütz hinter ihr und hatte Thränen im Auge.

„Da bist du, Hänneschen," sagte Mile verwundert — Fritz aber schwieg, denn er wußte recht gut, wo der alte Geselle herkam.

„Bist du hungrig?" sagte die gutherzige Mile und hielt ihm ihr Brot hin.

„Danke schön," sagte Hänneschen und schnitt sich die Hälfte von dem Brote mit seinem Genickfänger ab.

Fritz teilte sein Brot an Mile und Hänneschen aus und behauptete, keinen Hunger zu haben.

Hänneschen aber lachte und sagte: „Ich habe noch viel Hunger. Lauft hin und sucht mir trocknes Holz! Wir wollen uns was kochen."

Das war bald gefunden, und als die beiden Kinder mit einem Arm voll Reisig zurückkamen, stand da ein blanker Kessel, und in demselben lagen zwei große, fette Schleie. Mile kochte sie ganz zu Hänneschens Zufriedenheit. Dann reichte er schöne hölzerne Gabeln herum, die er geschnitzt hatte. Oh, das war ein prächtiges Essen. Aber ehe die Kinder zulangen durften und ihr Stück Fisch auf das Mümmelkenblatt gelegt bekamen, mußten sie beten. Auch Hänneschen von Köln faltete die Hände.

Die Abendmahlzeit war beendet, und Fritz hatte den Kessel am See wieder blank gescheuert, da sagte Hänneschen: „Kinder, ich möchte wohl noch ein Lied hören, wenn ihr das singen könnt. Es ist ein schönes Lied und viel schöner, als die Lieder, die ich als kleiner Junge in Köln sang, da ich noch in die Kirche Maria zum Kapitol ging. Es hat mich ein Kamerad gelehrt, als wir von der Beresina aus Rußland zurückkamen, durch den grimmigen Schnee und die Kosaken. Er sang das Lied noch an dem Abend, wo wir einschliefen im Schnee, und ich alleine wieder aufwachte. Es war eine böse Zeit. Ja Fritz, wenn ich auch einmal so einsam einschlafe, dann denke ich zuletzt an das Lied. Es fängt an: Befiehl Du Deine Wege.

„Oh, das Lied können wir!" riefen die Kinder.

„So, dann stellt euch da auf den Vorsprung und singt, und geht nachher geradezu zu Hause. Weißt du, Fritz, den Kahn besorge ich zu rechter Zeit an Ort und Stelle," so das alte Hänneschen.

Und über den See erklang das schöne Lied, von klaren Kinderstimmen gesungen:

Befiehl Du Deine Wege
  Und was Dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
  Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken Luft und Winden
  Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
  Da Dein Fuß gehen kann. —

Als das Lied verhallte, war Hänneschen verschwunden. Die Kinder standen alleine. Hand in Hand wanderten sie auf dem kürzesten Wege zu Hause.

„Heute Abend sind wir sehr glücklich gewesen," sagte Mile ernsthaft, „meinst du, daß Mutter unser Lied wohl gehört hat?" — — — —

Wie rinnen sie schnell dahin, die Tage der Kindheit, wie schnell, wie schnell. Nächsten Ostern ward Fritz eingesegnet, nicht bei dem alten Rektor, der ihn ein räudiges Schaf genannt hatte, sondern bei dem neuen Pastor, der so freundlich und gut war. Der alte war nach Dreibergen ins Zuchthaus gekommen, denn er hatte sein Dienstmädchen im Zorn erschlagen. „Fritz," sagte der neue Pastor, „du bist oft recht wild

und unbändig, aber du hast ein gutes Herz. Behalte Gott vor Augen und die Liebe zu den Menschen im Herzen. Du bist ein guter Junge und ich halte dich nicht für den Thunichtgut von Feldberg. Sei fleißig und treu, daß du meine Meinung bestätigst, wenn du nun zu deinem Onkel Fuhlensiek in die Lehre kommst." — — —

Ja, das war leicht gesagt: sei fleißig, wenn der Meister selber kaum Arbeit hatte und die, welche er bekam, noch obendrein liegen ließ. Wenn einmal Gesellen da waren — nun, dann waren sie auch danach. Im Hause war oft nicht das trockene Brot. Fuhlensiek lag in der Schänke.

Wenn Fritz sich einmal ordentlich satt essen wollte, bat er sich bei dem Hänneschen zu Gast.

Hänneschen saß oft still im Walde und schnitzelte Tiere, die er verkaufte. Die Kunst lehrte er Fritz, und der konnte Mile schon am nächsten Weihnachten einen prächtigen Stall voll Kühe und Pferde schenken und einen Wagen, in dem sie ihre Puppen spazieren fuhr.

Der Hausierer Emanuel aus Alt-Mnz zahlte ihm dann für je fünf Schafe oder drei Hunde einen guten Groschen und brachte ihn im folgenden Jahre auf ein neues Gewerbe. Fritz legte sich darauf, allerlei Tier- und Menschenköpfe als Griffe zu Spazierstöcken zu schneiden. Allmählich aber nahmen die Spazierstöcke aus Haselholz und Schlehdorn bedenklich ab, und Fritz machte sich hie und da an die jungen Eichen in der Lüttenhäger Forst.

„Fritz, Fritz," sagte Hänneschen einmal warnend zu ihm: „ein schlechter Fuchs, der in seinem Bau maust."

Das ließ er sich gesagt sein und fing einen schwungvollen Nebenhandel an.

Von der Frau Amtsrichter hatte er schon früher gelernt, wie man Rosen okuliert. Er hatte ihr früher Wildlinge gegraben. Nun prangte aber der Amtshof im schönsten Rosenflor, und er konnte Augen die Menge bekommen. Wilde Rosen gab es auch die Hülle und Fülle. So begann er denn in der ganzen Gegend herum zu okulieren und verkaufte seine Rosen erst, wenn die echten Augen angewachsen waren. In Möllenbeck, Stolpe und Quadenschönfeld kauften die Edelleute von ihm, und er brachte seine Rosen bisweilen selbst nach Stargard und Strelitz. Da hatte er denn soviel Geld, wie er gebrauchte und oft noch mehr. Er galt etwas unter den jungen Burschen und lebte flott und vergnügt.

Um Mile kümmerte er sich immer weniger. Sie war recht groß geworden und lang und mager. Aus dem Hause kam sie wenig, denn ihr Vater war viel bettlägrig.

Sah er sie einmal, dann war sie abweisend und sagte ihm, er würde auch wohl noch einmal das Hänneschen von Feldberg werden.

Hänneschen ging es allmählich auch schlechter; der Herr Amtsrichter führte strenge Ordnung ein, und die Distriktshusaren waren scharf hinter ihm her.

Daraus aber machte Hänneschen sich nichts. Er gewann sich einen vierfüßigen Freund, dem er allerlei leckere Kräuter aus der Hand zu fressen gab. Das war der große starke Gemeindebulle.

„Fangen Sie mir den Fischdieb doch endlich," hatte der Amtsrichter dem Husaren Maaß gesagt, „er ist da oben auf dem Berge, wo der Weg nach Läven abgeht."

Sonntag wars, und der Herr Wachtmeister Maaß hatte seine feinen hellblauen Husarenhosen an und trug den neuen, leuchtend roten Attila mit den vielen weißen Schnüren.

So kam er dahergesprengt. Hänneschen aber saß in der Kuhherde und erzählte dem Fritz schöne Geschichten aus der alten Zeit.

Der Husar hielt am Wege und rief Hänneschen zu, er sollte herkommen. Das fiel aber Hänneschen garnicht ein. Er meinte, auf Stahl und Stein deutend, wenn der Herr Wachtmeister etwas Feuer zu seiner Pfeife haben wolle, möge derselbe sich zu ihm bemühen. Er ginge nicht zu den Herren mit dem großen C auf der Husarentasche,

die könne er von der Leipziger Schlacht her nicht gut leiden. Uebrigens habe ihm Timm den letzten silbernen Adler abgenommen, den Napoleon ihm anvertraut. Jetzt habe er nur einen silbernen Fisch, den er selber gebrauche. Höhnend schwenkte Hänneschen einen großen Hecht über den Kopf. Das war aber dem Herrn Wachtmeister zuviel. Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte auf Hänneschen zu, der gerade seinem vierfüßigen Freunde eine Hand voll schönen Grases vorhielt.

Muh — Muh — sagte der Stier und scheute vor dem leuchtenden Rot der sonntagnachmittäglichen Husarenjacke.

Er rollte die Augen, schlug mit dem Schwanze und trabte dem Distriktshusaren entgegen.

Wachtmeister Maaß parierte sein Pferd, das nun vor dem Stier scheute. Jetzt nahm der Stier einen Anlauf, die Schnauze am Boden, die Hörner zum Stoße bereit.

Maaß versuchte, ihm aus dem Wege zu reiten, Hänneschen aber behielt während dessen immer den wütenden Stier zwischen sich und dem Gensdarm.

Als der Wachtmeister die Herde im Jagdgalopp zum zweiten Male umkreist hatte, da ward der Stier wild. Mit wütendem Gebrüll raste er hinter dem leuchtenden Rot, das ihn reizte, daher, und Reißaus nahm der Vagabundenfänger. Hätte er nicht ein gutes Springpferd gehabt, das den hohen Zaun mit Leichtigkeit nahm — es wäre seine letzte Vagabundenjagd gewesen. Hänneschen lachte, und Fritz lachte mit.

Seit jener Zeit durfte Fritz nicht mehr auf den Amtshof. Er galt als Hänneschens Genosse und hatte doch nie mehr gethan, als dem Alten einen gestohlenen Fisch aufessen helfen. Und auch das nur, wenn er wirklich Hunger hatte.

Im Winter freilich war er öfter bei dem alten Hänneschen, denn der durfte sein bequemes Wintergefängnis nicht mehr beziehen. In Lüttenhagen war ein neuer Oberförster, der auch auf den alten Vagabunden fahnden ließ, und seit der Zeit hatte das Wild dort keine guten Tage mehr. Die Bauern freuten sich dessen und hegten und hehlten den Wildschütz, wo immer sie konnten.

Ohm Fuhlensiek war jetzt ganz verloddert, und Fritz fing an, ein richtiger „Schlunkenschleef“ zu werden, aber er fischte nicht, und schoß auch kein Wild. Noch bestritten Rosen, Spazierstöcke und geschnitzte Tiere seinen einfachen Bedarf. Wofür hatte er zu sorgen!

War es alte Gewohnheit aus der Kinderzeit, oder was war es, zu bestimmten Jahrestagen hatte er immer ein Geschenk für Mile. Auf Gekauftes legte sie weniger Gewicht, als auf Selbstgemachtes, Selbstgezogenes.

Lange hatte er damit herumprobiert, ihr eine schwarze Rose zu verschaffen. Wenn es einem glückte, eine rote Rose auf einen jungen Eichenstamm gepfropft oder okuliert zu bekommen, hatte er sagen hören, würde eine schwarze Rose erblühen. Hänneschen wollte solche am Rhein gesehen haben, und ein Schäfer in der Prignitz sollte das auch verstehen.

Das war aber Fritz nie gelungen, und er begann große Zweifel in diese Autoritäten zu setzen. Der Specht, dem er sein Nest mit einem Keile zugeschlagen, hatte ja auch die berühmte Springwurzel nicht geholt, und Fritz hatte das Nest selber wieder geöffnet. Nun hatte er aber doch ein Rosenkunstwerk geschaffen, und zwar jetzt schon, im dritten Jahre. In einer Eichenschonung in der Lüttenhäger Forst war ein prächtiger Rosenwildling, auf dem ein roter und ein weißer Impfling gut fortgekommen war. Im zweiten Jahre hatte Fritz eine ganz dunkelrote und eine helle Rose dazu geimpft und nun im dritten Jahre waren noch eine dunkelgelbe und eine blaßgelbe hinzugekommen. Er ließ keine Blüte ausbrechen, sondern pflückte die Knospen aus, damit der Stamm eine breite und schöne Krone bekäme, und sich nicht durch seine Farbenpracht verrate.

Eines guten Tages aber war die schöne Rose verschwunden, ausgegraben.

Nun, wer wilde Rosen im Walde und an den Feldhecken echt macht, muß stets auf einigen Verlust gefaßt sein. Das wußte Fritz recht gut. Wenn man sich aber

Jahrelang mit einer Pflanze befaßt, ihr Wachstum und Gedeihen beobachtet hat, dann gewinnt man sie lieb wie einen alten Freund.

Sein Rosenstock verschwunden — Miles Rose gestohlen!

Fritz war wütend.

Bis weit in das Preußische streifte er hinein und musterte alle Gärten, bei jedem Pastor, Pächter, Küster oder Lehrer sah er nach — die Rose blieb verschwunden. Endlich im Spätherbst fand er sie, da, wo er sie am wenigsten gesucht hätte: Im Garten des Oberförsters zu Lüttenhagen. Er war beinahe sechszehn Jahre alt, aber die Thränen kamen ihm doch in die Augen.

„Töw!" sagte er, und dies Drohwort kann im Munde des Mecklenburgers einen recht grimmigen Klang annehmen.

Ein scharfer Vorwinter trat ein, der schon in der ersten Novemberhälfte den Saft aus den Bäumen trieb. Da war Fritz des Nachts viel unterwegs und sammelte Spazierstöcke. Junge Eichen, mit dem oberen Wurzelende aus der Erde gegraben, liefern ja Krücke und Stock so schön, wie man sich nur wünschen kann.

„Töw!" sagte der Herr Obersförster eines Tages, als er seine schöne Eichenschonung völlig vernichtet sah.

Eine mondklare Winternacht wars, als Fritz wieder mit Beil und Hacke beim Werk war. Da fühlte er seinen Fuß plötzlich eingeklemmt, ein stechender Schmerz würgte sich durch die dicken rindsledernen Stiefel. Er hatte sich in einem Fußeisen gefangen, welches ein künstlicher Haufen Laub verborgen hatte. Er schrie auf vor Schreck, dann wurden Hunde laut, ein paar Gestalten näherten sich, — Schimpfworte, Flüche und hageldichte Hiebe!

Als Fritz wieder so recht zur Besinnung kam, lag er gebunden im Hundestall zu Lüttenhagen.

Am anderen Tage war die Jägerei zur Hofjagd entboten, und Fritz erhielt seine Nahrung durch den Knecht des Oberförsters.

War dieser Tag auch ganz abscheulich, so war es dem jungen Holzfrevler doch lieb, daß er nicht am Tage, sondern erst mit Dunkelwerden in das Amtsgefängnis von Feldberg abgeliefert wurde. Die Geschichte war zwar schon im Flecken bekannt geworden, aber es waren doch nicht so viele schadenfrohe, gutgesittete Leute auf der Straße.

Der Wachtmeister brachte Fritz in das Gefängnis, von dem alten Merus war nichts zu sehen.

Erst hier in der Zelle, wo er als Kind bei dem alten Hänneschen gespielt hatte, ward Fritz seine Lage leidlich klar. Ganz eigentümliche Gedanken überkamen ihn. Er mußte ganz besonders viel an Hänneschen denken. Der war frei und lag nun wohl gemütlich in seiner Höhle und schlief schon, oder kochte sich seine abendlichen Fische.

Schlüssel klirrten im Schlosse. „Aha," dachte Fritz, „nun kommt der alte lahme Merus und bringt mir Abendbrot; dem kann ich die Schlüssel leicht wegnehmen, und dann bin ich frei und gehe zu Hänneschen!"

Aber nicht Merus erschien auf der Schwelle, sondern Mile. Sie sah sehr traurig aus und hatte rotgeweinte Augen.

„O, Fritz, ist das soweit mit dir gekommen?"

„Das war aber man bloß, weil daß er deine Rose gestohlen, da sagt' ich: Wurst wider Wurst, schlägst du meinen Juden, schlag ich deinen Juden!" —

„Du hast überhaupt gar kein Recht, wilde Rosen zu nehmen, die gehören auch dem Großherzog, und der Herr Oberförster kann sie pflanzen, wohin er will. Nun sagen sie, du hast Eichen abgeschnitten, an hundert Stück. Und was die großen Gutsbesitzers sind, die dürfen ja nicht von ihren eigenen Eichen auf dem Ritterschaftlichen soviel schlagen, wie sie wollen, da müssen sie erst den Großherzog um fragen. Das wird furchtbar strenge bestraft, und du kommst morgen nach Strelitz. O Fritz, hast

du nicht gedacht, was deine Mutter dazu sagt, wenn sie vom Himmel herab sieht, und dein Vater dreht sich im Grabe um!" —

Mile setzte sich auf die Pritsche und fing bitterlich an zu schluchzen und Fritz weinte mit ihr.

„Du, Mile," sagte er endlich, „ich will ausritschen."

„Ja, am besten wär das auch; aber denke, was wird dann aus Vater, den jagen sie weg. Nein, Fritz, da wird morgen wohl Rat dafür. Morgen ist Sonntag, bleibe noch einen Tag hier. Ich will dir auch was Schönes zu essen geben. Wir haben ein Schwein geschlachtet, und du kriegst Braten und Klöße und Backobst."

„Das ist schön, sehr was Schönes, Mile, aber bleiben kann ich nicht."

„Ich schließe dich aber ein, Fritz."

„Mile, die Schlüssel liegen links von mir, und wenn du sie nehmen willst, mußt du an mir vorbei." —

„O Gott, bist du schon so schlecht geworden! Sie jagen Vater weg, wenn sie erfahren, daß er dich nicht eingeschlossen hat, sondern ich." —

„Nein, Mile, so schlecht bin ich noch nicht. Ich bin überhaupt noch ganz gut. Bleibe du man hier. Ich will bloß nach dem Holzstalle gehen und die Axt holen. Du kannst mich dann ruhig einschließen, ich schlage das alte Kastenschloß mit einem Hieb entzwei und stelle die Axt nachher hin, wo ich sie gefunden habe. Dann thut euch kein Mensch was."

„Ja, das geht," sprach Mile erleichtert, „aber wo willst du denn hin?"

„Ich will erst zu Hänneschen und dann ins Preußische."

„Geh nicht zu dem Alten, der ist nicht mehr so gut, wie früher. Ins Preußische willst du, aber das ist ja so erschrecklich weit. Kannst du nicht morgen fort, du sollst noch einmal so schönen Braten haben."

„Ja, Mile, hier spunden sie mich ein, und das will ich nicht. Wenn man über Carwitz und die Iserpurt (eiserne Pforte) hinaus ist und geht dann immer weiter, so kommt man an eine große Stadt. Da will ich zu einem Tischler und was ordentliches lernen."

„Du hast aber kein Wanderbuch."

„Das schadet nichts. Neulich sagte mir einer, der in Carwitz auf der Wanderschaft war: Wenn ick in Berlin bin, dann findet mir keener."

„Das wird auch so ein rechter Preuße gewesen sein," sagte Mile mit dem ganzen Abscheu der Grenzländerin, „ach, Fritz, früher warst du so gut; das Hänneschen hat dich zu einem „Vagelbunten" gemacht. Fritz, thu mir die einzige Liebe und denke an das Grab auf dem Kirchhof." — —

„Nein, Mile, verlaß dich darauf, ich werde ein ordentlicher Mensch."

„Willst du mir das ganz gewiß versprechen?"

„Ja, Mile, gewiß und wahrhaftig."

„Und du kommst wieder?"

„Dann spunden sie mich ja ein."

Mile weinte und Fritz weinte mit. „Willst du aber nicht noch einen Tag warten und Schweinebraten essen und Backobst und Klöße?"

„Nein, Mile, keine Stunde. Wenn ich mir soviel Geld verdient habe, schicke ich dir auch einen Braten. Da kannst du dich auf verlassen, und wenn der kommt, dann sollst du daran erkennen, daß ich ein ordentlicher Mensch geworden bin." — — —

Als Fritz mit dem Beil gegen das Thürschloß hämmerte, gab es einen dumpfen, dröhnenden Laut. Er schrak zusammen. Noch ein Schlag — die Thüre sprang auf. Er tappte die Treppe hinunter. Kalter Wind brauste über den Amtshof. Vorsichtig schleichend eilte Fritz durch die Gärten, immer auf dem gefrorenen Grunde am Wasser entlang. Hastig über die dunkle Straße hinweg springen und das Freie gewinnen, war das Werk weniger Minuten.

Im Laufen aber hielt der Flüchtling inne, wandte sich rasch und überkletterte die Feldsteine der niedrigen Friedhofsmauer.

Auf dem Grabe seiner Mutter setzte er sich nieder. Der Wind warf einen Immortellenkranz hin und her an dem hölzernen Haken, der ihn auf dem Grabe festhielt. Der mußte aus Miles Hand gekommen sein!

Fritz fühlte die Kälte nicht, es kam ihm sogar schwül und heiß vor. Sein ganzes Leben zog vor ihm vorüber. Alle die Jungenstreiche, die er ausgeheckt, kamen wie kleine Kobolde heran und pochten an sein Gewissen. Drunten im Flecken lag alles dunkel. Nur ein trübes Licht schimmerte noch. Das war die schlechte Schnapskneipe, wo Ohm Fuhlensiek saß und an dem Delirium arbeitete, das bald darauf vollendet, den Verkommenen unter die Erde brachte.

„Ach, wenn der Ohm doch ein guter Tischler gewesen wäre," dachte Fritz, „dann hätte ich was Rechtes gelernt." Meister Fuhlensiek war ja früher so geschickt gewesen und hatte eingelegte Arbeiten gemacht. Fritz hatte auch einmal einen Nähkasten für Mile gefertigt mit weißen Schneeglöckchen und grünen Blättern. Er kannte die alten Espen ganz genau und konnte es den Stämmen ansehen, ob sie in ihrem morschenden Stamm das seltene grünbleibende Holz enthielten.

Ja, einen guten Meister suchen!

Aber würde ihm das glücken? Nun, die Freiheit war doch auch schön; aber das Preußische sollte so groß sein! Hänneschen war soweit herumgekommen, der mußte Bescheid wissen."

Hätte Fritz den Weg nicht so oft schon im Dunkeln gemacht, er würde den verborgenen Eingang der Penne nicht gefunden haben. Auf dem Bauche kriechend, durchschlüpfte er das stachlige Schleedorndickicht in den Bau des alten Fuchses hinein. Im Scheine eines Talglichtes, das in einer Flasche steckte, glänzte der Büchsenlauf an der niedrigen Wand. Darunter lag eine dunkle Gestalt stöhnend und ächzend auf einem Fell, von einer alten Pferdedecke umhüllt.

„Hänneschen, was ist dir?"

Keine Antwort — nur lautes Stöhnen. Fritz ergriff das Licht und ließ die Helle auf ein runzliges, leidendes Gesicht fallen. Der Kopf hing dem alten Vagabunden aus der Franzosenzeit matt herunter. Fritz richtete ihn auf und schob ein Bündel Felle unter das Haupt des Sterbenden — denn der Tod hatte seinen Namen deutlich auf das Gesicht des Alten geschrieben. Ein Schauer des Schreckens lief dem jungen Flüchtling durch die Glieder: wie schrecklich, so zu enden!

Der Alte schlug die Augen auf. Sie irrten wild umher: „En avant, en avant!" rief er. „Kamerad, die Kosaken — der Schnee — singe das Lied, das Lied!"

Ach ja, das Lied. Fritz verstand die Todesphantasien recht wohl, denn er wußte ja, welches Lied der Sterbende meinte.

Mit leiser Stimme begann er die schöne Melodie, und sofort glätteten sich die Züge, die schmerzverzerrten. Und als es dann erklang:

Der wird auch Wege finden,
Da Dein Fuß gehen kann

da schlug der Alte noch einmal die Augen auf und sagte: „Danke, Fritz." Dann noch ein tiefer Atemzug, und ein friedliches Lächeln legte sich über das Antlitz.

Das war der Tod.

Fritz wollte anfangs nach Feldberg laufen, um ein ordentliches Begräbnis für das Hänneschen von Köln zu besorgen — aber dann besann er sich, daß er ja aus dem Gefängnis geflohen sei.

Er kniete nieder bei der Leiche und betete ein Vaterunser. Das war des Vagabunden Totensegen.

Fritz mußte Abschied nehmen von dem wunderlichen Freunde seiner Kindheit, der sich hier Wohnhaus und Grab zugleich gegraben.

Neben dem Lager, auf dem der Tote ruhte, lag ein Spazierstock. Den hatte Fritz für den Alten geschnitzt, und der meinte, der Fuchs auf der Krücke sei ganz natürlich und gut geraten. Den Stock nahm sich Fritz wieder zum Andenken an die Hand, die ihn das Schnitzen gelehrt, zum Stecken auf die Wanderschaft in die weite, weite Welt. —

Als die Sonne aufging, lag Mecklenburg hinter dem Jungen, der rüstig einherschritt. Die erste Einkehr war köstlich, er hatte noch einige Groschen in der Tasche und konnte die Zeche im Dorfkrug bezahlen. Damit war aber das Geld auch zu Ende.

Anderen Tages sah der Himmel grau aus, und der Wind jagte über die kahlen Felder. Das gab schon zu trüberen Betrachtungen Anlaß. Fritz wanderte jetzt durch einen hohen Kiefernwald, der wenig Windschutz darbot. Ihm war es, als hörte er etwas hinter sich wie ein trabendes Pferd. Er schaute sich um. Auf dem Rosse saß eine Gestalt in langem, dunklem Mantel, auf dem Haupte saß ein Tschako und an der Seite blinkte eine Säbelscheide.

Ein Gensdarm? Wohin? Nirgends ein Versteck; denn in dem alten Kiefernbestand konnte das Pferd Galopp gehen. Fritz ward graulich, und wie ein graulicheś Kind begann er zu singen. Erst sang er „Freut Euch des Lebens", wie es geblasen wurde, wenn Großherzogs Geburtstag war. Ihm war aber garnicht geburtstäglich zu Mute, und mit dem Begriffe „Großherzoglich" war das Wort „Amtsgefängnis" unentwirrbar verknüpft.

Das Lied stockte in der Kehle, und da ihm kein anderes Lied einfiel, stimmte er Paul Gerhards Choral an.

Der Gensdarm kam näher und hielt endlich Schritt mit dem Wanderer, der nach der anderen Seite schaute und sang, als ob es gar keine Gensdarmen in der Welt gebe.

„'n Morrjen Männeken", sagte der weißbärtige Wachtmeister, „det lasse ick mir noch jefallen. So muß et en Christenmensch machen. Det is brav! 'n Schluck jefällig?"

Fritz war zu Sinne, als ob lauter Geigen statt Schneewolken am Himmel hingen. Nicht arretiert? Wunderbare Menschen, diese Gensdarmen im Preußischen! Der alte Wachtmeister hielt Fritz eine Lederflasche hin. Dieser aber war höflich und sagte: „Es kommt aus guter Hand." Da trank der Gensdarm erst, und dann nahm Fritz einen tapferen Schluck, der ihn baß erwärmte.

„Det schmeckt, nich wahr Männeken? Na, wenn alle jungen Leite so hibsche, fromme Lieder singen thäten, da brauchte Unsereins ooch nich soviel uf's Land zu reiten bei die Temperatur. Hat uns der Herr Landrat geschrieben, det da in't Meckelburgsche, ick weeß nich en Holzdieb oder en Mörder ausjebrochen is. Wo soll ick denn den nu fangen? Sie wissen ihm ooch wol nich? Na genehmigen Se man noch en kleenet Schlückchen. Ick will mal en bisgen Trab uf Zehmin reiten. Da wird der Bengel wohl stecken in die olle muggliche Krugwirtschaft. Na, Adjees ooch. Hat mir sehr jefreut."

Als der Schrecken gewichen, und der Gensdarm weit voraus war, stemmte Fritz den Stock hinter sich in die Erde, legte beide Hände auf die Krücke, lehnte sich mit dem Rückteil dagegen und brach, als er fest von der Sicherheit dieses Stützpunktes überzeugt war, in ein helles, jugendfrisches Gelächter aus. Kühn in die Luft schwang er den Wanderstab und focht sich glücklich durch das nächste Dorf hindurch, nicht ohne eifrig zu fragen, ob der Mecklenburger endlich gefangen sei. Leider noch nicht, sagten die Bauern und bedauerten das lebhaft, denn im letzten Hause des langen Dorfes war der Ausbrecher schon ein Scheusal geworden, das seine brave Frau erschlagen und seinen sieben oder acht — das wußte man nicht genau — Kindern die Hälse abgeschnitten hatte.

Am Abend im nächsten Dorfe aber ging es minder gut. Die Leute waren karg und wollten dem wandernden Handwerksburschen nichts geben. In einem Stalle fand er endlich ein Unterkommen, das ihm ein mitleidiger Knecht gewährte, der auch sein Abendessen mit ihm teilte.

Als Fritz am anderen Morgen ins Freie trat, sah die Erde weiß aus. In feinem Fall glitt der Schnee leise zur Erde. Fritz schlug den Kragen seiner Jacke am Halse in die Höhe und nahm die Richtung, welche ihm der Knecht gewiesen. Die Beschreibung des Weges war gut gewesen, denn als Fritz auf eine Anhöhe kam, sah er, daß die Landstraße einen großen Bogen machte, während er in fast gerader Linie fortgeschritten war. Seine Uhr wies auf halb Zwölfe. Das traf sich gut, denn da konnte er auf ein paar warme Kartoffeln rechnen. Diese Aussicht hob seinen Mut. Das Dorf schien nicht sehr groß zu sein, es wohnten da nur einige Bauern, wie der Knecht gesagt hatte. Die aber waren reich.

Trotz des Schneewetters war die Landstraße recht belebt. Da mußte etwas los sein im Dorfe, denn die Bauernwagen kamen von beiden Seiten.

Wenn es eine Hochzeit wäre!

Eine Hochzeit war es nun gerade nicht, sondern ein ganz merkwürdiges Kindelbier im dritten Hofe des Dorfes. Vor vollen 25 Jahren hatte der reichste Erbsohn die reichste Erbtochter geheiratet, die damals siebenzehn Jahre alt war. Die Ehe hatte den Geldsegen gemehrt, der Kindersegen blieb und blieb aus. Endlich nach so langem Warten war denn ein Erbe angekommen, der gleich bei der Geburt, die allerdings nicht leicht gewesen, zehn und ein halbes Pfund gewogen hatte.

Na, das war aber eine Lust, als der getauft ward. Die ganze Verwandtschaft und alle die Bauern aus der Nachbarschaft, der ganze Horizont des Dorfes kam zum Kindelbier. Auch Fritz fand seinen Platz am Tische und sogar Schweinebraten und Klöße und Backobst und solche Herrlichkeiten mehr. Und Wein gab es da, roten und weißen mit Zucker dazu. Das war fein! Als Fritz sich am Nachmittage auf den Weg machte, da war ihm zuerst ganz tummelig und schummelig im Kopf. Er hätte auch wohl fahren mögen, aber auf dem Wagen war kein Platz, denn die meisten hatten ihre Kinder, darunter auch ziemlich kleine, mitgebracht, und die anderen hatten sich so dick und voll gegessen und getrunken, daß sie den Platz alleine ausfüllten. Doch was machte das? Fritz hatte gelebt so herrlich wie noch nie und meinte, er könnte Bäume ausreißen. Nach Berlin sollte es garnicht mehr weit sein. Ein Bauer hatte ihm zugesagt, daß er bei ihm bleiben könne im nächsten Dorfe, und von da könne er in einem Tage nach Berlin kommen.

Die Aussicht spannte. Der Weg war ja nicht zu verfehlen, auch wenn der rieselnde Schnee die Wagenspuren bald wieder auffüllte. Fritz war noch nicht weit gewandert, da hörte er Peitschenknallen und Johlen hinter sich. Jauchzend und schreiend fuhren die Gäste vom Kindelbier an ihm vorüber.

„Na, die haben gut geladen," dachte Fritz und wanderte weiter. Nicht lange darauf kam wieder ein solcher Wagen.

„Je später die Zeit, je schöner die Leut," dachte Fritz, über den Zustand der Gäste lächelnd.

Der Schnee fiel noch immer gleichmäßig; oder war er noch dichter geworden? Allmählig fühlte Fritz die Kälte doch schon etwas, der leichte Rausch, den er gehabt, war verflogen. Er verbannte die Gedanken an die Heimat, die sich ihm aufdrängen wollten und begann allerlei Luftschlösser zu errichten, deren Bauplatz in der großen Stadt Berlin lag. Daß der Weg etwas holprig war und bergauf und bergab führte in kurzen Hügelwellen, das störte ihn nicht bei seiner luftigen Architekturarbeit.

Auf einer Anhöhe hielt er inne, um sich zu orientieren und auch um einem Gefährt aus dem Wege zu gehen, das wie toll dahergestürmt kam. Hui, ging es an ihm vorüber, den steilen Berg hinab in den Hohlweg hinein."

„Na, wenn die gut nach Hause kommen, will ich Bock heißen und Gärtner werden," sagte Fritz und schaute den Trunkenen nach. „Da, so, nun fängt es an! Da beim Hohlweg scheint es aber doch furchtbar aufgefahren zu sein. Knax — nein, es ist doch noch gut gegangen. Bums, da fliegt ein Bündel in die Schneewehe. Halloh! Halloh!

Was verloren! — Halt! — Sie hören nicht. — So, jetzt ist der Wagen außer Sicht! Muß doch mal nachsehen, was da liegt."

Vielleicht fünf Minuten später oder etwas mehr langte Fritz bei der Schneewehe an und fühlte mit dem Stock umher. Da war das Bündel. Er hob es auf. Ein feines, schreiendes Stimmchen tönte ihm entgegen. „Oh, die gottvergessene Bande," rief er zornig und beschaute seinen Fund. Ein kleines Kind von etwa zwei Jahren lag eingewickelt in ein Umschlagetuch im Schnee. Die Trunkenen hatten es in das Krett des Wagens gelegt und es nicht bemerkt, wie die Kleine herausgeflogen war.

Sie weinte leise, schlug die Augen auf und sah Fritz verwundert an. Müde senkten sich die Lider und die Kleine schlief wieder ein.

Fritz fühlte mit der Hand in das Bündel, denn es kam ihm so vor, als ob es noch mehr als das Kind enthalte. Er zog eine Flasche hervor, die ihm mit Milch gefüllt schien. Sie war noch warm und er wickelte sie schnell wieder ein.

Ohne sich zu besinnen, folgte er dem Geleise, das noch deutlich im Schnee zu sehen war. Er dachte nicht anders, als den Wagen über kurz oder lang umgeworfen am Wege zu finden. Das unfreiwillige Schneebad müsse die trunkene Gesellschaft ernüchtern, und dann würden sie ja auch das Fehlen der Kleinen entdecken.

Eine halbe Stunde war er dem Wege gefolgt, ohne daß ihm Jemand entgegen gekommen wäre. Jetzt aber rieselte der Schnee nicht mehr, es war ein starkes Gestöber geworden. Federgroße Flocken fielen nieder und bedeckten den Weg.

Wohin? Zwei neue Wege zeigten sich, der eine nach rechts, der andere nach links. Da stand auch ein schwarzweißer Wegweiser mit einer hohen Schneemütze, aber der Arm fehlte, er mußte abgefault sein.

Fritz gab dem kleinen Mädchen etwas zu trinken und es schlief wieder ein. Die Milch roch ihm aber so eigentümlich. Er kostete einen Tropfen davon. Ohne Zweifel war ein kleines Glas Branntewein dazwischen gegossen, damit das Kind auf dem Heimwege ruhig liegen und schlafen solle. Er probte noch einmal und meinte, es sei wohl nicht soviel, daß die Kleine davon Schaden nehmen würde.

Wohin! Das war die Frage, die ihn am meisten beunruhigte. Selbst Hänneschens alte Wegregel: der breiteste Pfad ist der nächste, bewährte sich hier nicht, denn der Schnee lag so dicht, daß Fritz nicht sehen konnte, welcher Weg die meisten Fahrspuren zeigte. Der Weg gerade aus hatte doch wenigstens in absehbarer Weite Bäume zu beiden Seiten, deswegen wählte Fritz diesen und schritt so hastig, wie er in dem tiefen Schnee fortkommen konnte. Allmählig aber ward der Schnee gelblich bleich und der Himmel dunkler. Es war der schwache Schimmer der Abendröte, der sich kaum bemerklich durch den dichten Schleier der Schneewolken hindurch stahl.

Die Wegbäume hatten aufgehört. Fritz drückte die kleine Last warm an die Brust und tappte immer gerade aus.

Ach, jetzt hätte er selbst einen Gensdarm, selbst den Wachtmeister Maaß mit seiner roten Husarenjacke freudig begrüßt und sich gerne in das Amtsgefängnis einstecken lassen. Dann wäre das arme Kind doch gerettet!

Immer dunkler ward es. Bis an die Brust sank Fritz in den Schnee, mit Mühe sein Bündelchen hochhaltend. Unsägliche Angst ergriff ihn, denn sein Fuß fühlte gepflügten Acker unter dem Schnee. Er war vom Weg abgekommen.

Das Kind weinte jetzt laut und rief nach der Mutter. Es bekam den Rest aus der Flasche und schlief wieder ein.

Der Wind ward schneidender und schärfer, und der Schnee prickelte jetzt in feinen Nadeln.

Es war finster geworden.

„Vorwärts, vorwärts!" rief Fritz. Langsam und bedächtig schritt er weiter, um so lange wie möglich in Bewegung zu bleiben. Mit Grauen entsann er sich aller der Schreckensgeschichten, die ihm Hänneschen von Köln aus seinen Erlebnissen im eisigen

Rußland erzählt hatte. Fuß für Fuß kämpfte er sich verzweifelt weiter, denn die Ruhe war der Tod.

Da endlich hörte das Schneegestöber auf, und es schien Fritz, als ob in nicht allzugroßer Entfernung etwas hohes, dunkles erkennbar sei. Am Himmel erhellte es sich, und der bleiche Mond trat hervor. Er zeigte Fritz eine Reihe von hohen Spitzpappeln. Das war eine Chaussee, und zu seiner Freude erkannte der Wanderer, daß er schon längere Zeit mit ihr gleiche Richtung gehalten habe, er mußte also einer Wohnung näher gekommen sein. Die Hoffnung auf menschliche Hülfe wuchs, und mit ihr die Kraft. Neu belebt schritt er kräftiger aus. Es ging sich ja auch weit besser auf dem ebenen Boden der Chaussee, als auf dem Sturzacker daneben. Der Schritt beschleunigte sich. Ob er wohl wagen konnte zu laufen, ohne die Kleine zu wecken. Kraft genug hatte er ja Kraft! — Kraft? — Kraft? — — —

Was war das für ein unheimliches Gefühl, das den Rücken herab in die Beine fuhr? Ach, er war wohl nur ein wenig ausgeglitten. Und nun zogen sich die Wadenmuskeln so in die Höhe, wie zum Krampf Der Kopf ward schwindlig. Fritz sank mitten auf dem Wege nieder — die Kraft versagte.

Erst als das kleine Mädchen stöhnende Töne ausstieß, kehrte Fritz die Besinnung wieder. Er ward sich klar, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Ob er nach der Wegseite hinüberkröche, wo ein Baumstamm etwas Windschutz gewährte? Aber nein, dann würde er einschlafen und die schwache Möglichkeit, von einem nächtlichen Fuhrwerk aufgesammelt zu werden, ging verloren. Ein Pferd bleibt vor einem Menschen stehen, der im Wege liegt. Das war die einzige Hoffnung, die er hatte. Mitten im Wege mußte er bleiben und womöglich nicht einschlafen. Das gefundene Kind nahm er aus der Decke und legte es an seine Brust, daß es den Kopf auf der linken Seite hatte. Seine Jacke war weit und er konnte das Kind leidlich mit hineinknöpfen, um ihm von der eigenen Wärme abzugeben. Dann schnürte er das Umschlagetuch so um sich, daß das Kind davon bedeckt und fest an ihn geschmiegt ward.

Diese umsichtige Thätigkeit hatte aber sein Denkvermögen so ziemlich erschöpft. Er schaute in den Mond, um sich wach zu halten.

Der Mond war aber so sonderbar, er sprang immer in die Höhe und fiel dann wieder nieder. Am Ende war auch der müde und nickte mit dem Kopfe. Und die Wolken waren auch ganz anders wie sonst. Sie nahmen allerlei Gestalten an und wurden Pferde, Kühe, Hunde und Hirsche. Hinter den Hirschen kam Hänneschen von Köln und hatte seine blanke Büchse in der Hand. Die blanke Büchse glänzte, aber sie wollte nicht schießen. Sie ward immer dicker und war endlich eine Schnapsflasche geworden, die Ohm Fuhlensiek in der Hand hielt. Er gab Fritz aber nichts ab. Doch das war ja auch nicht nötig. Die Flasche leuchtete so hell und wärmte. Sie war die Sonne geworden und schien so hell vom Frühlingshimmel herab auf den Friedhof. Da saß seine Mutter auf ihrem Grabe und lächelte so lieb und so freundlich. Und auf dem anderen Grabe saß die kleine Mile Merus, sowie sie als kleines Kind war. Sie trug eine große Schüssel mit schönem braunen knusprigen Schweinebraten. Der duftete so schön und schmeckte. Das war der Himmel. Da war auch ein Engel ganz weiß mit Flügeln, der blies auf einer Trompete — das klang so schön und kam immer näher!

— —

„Na, Schwager, was ist denn los, warum halten Sie?"

„Ich glaube, da liegt ein Betrunkener mitten im Wege, Herr Sanitätsrat," antwortete der Postillon.

„Langen Sie mir die Leine mal her, ich will die Pferde halten. Der Mensch erfriert, wenn wir ihn nicht mitnehmen. Wenns nicht anders geht, wecken Sie ihn mit dem Peitschenstiel auf!"

„Ne, Herr Sanitätsrat, dies sieht mir kurios aus. Dies ist kein Betrunkener. Dies

ist ein halbgewachsener Junge, und hat sich ein kleines Kind untergeknöpft. Warm sind sie beide noch. —

Jetzt war der Arzt aber mit einem Sprunge aus dem Wagen und dem Fußsack. Die Pferde standen ruhig. Sanitätsrat und Postillon machten sich an das Rettungswerk. Nase und Ohren bedurften bei Fritz namentlich einer ordentlichen Abreibung mit Schnee, desgleichen die Füße. Die Kleine war völlig warm geblieben. — —

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen vor einem Wirtshause an der Landstraße, das zugleich Poststation war, wo die Pferde gewechselt werden mußten.

Das kleine Mädchen wußte nur, daß es Mine hieß, viel mehr konnte es nicht sagen, und dennoch war dessen Heimat schneller entdeckt, als die des langen Fritz. Ein paar trunkene junge Bauern hatten sich den sehr schlechten Witz gemacht, der Mutter wie dem Kinde Branntwein unter die Milch zu mischen. Die Mutter hatte die Mischung getrunken, ohne zu ahnen, wie stark sie war und war auf dem Wagen fest eingeschlafen. Ihr Mann und seine beiden jüngeren Brüder meinten, das sei noch eine gute Gelegenheit, eine kleine Krugreise zu machen. So hatten sie denn der jungen Frau, als sie bei dem ersten Kruge aufwachte, schnell wieder etwas zu trinken gegeben, und da schlief sie denn in Decken eingewickelt, wie eben ein kräftiges, junges Bauernweib schlafen kann, wenn es den ersten Rausch ausschläft. Das Kind hatte sich begreiflicher Weise nicht durch Schreien gemeldet, darum hatten die Bauern es nicht für nötig gehalten, sich weiter darum zu bekümmern — es war ja nur ein Mädchen.

Vom ersten Kruge ging es in den zweiten, und das war gerade der, wo der Sanitätsrat zwischen acht und neun Uhr mit seinem Funde angelangt war.

Die Mutter vermißte ihr Kind und fand es etliche Augenblicke später in der warmen Stube wieder.

Der Wirt, sein Knecht und der Postillon waren auch drei Leute, wie der Bauer und seine Brüder. Sie waren handfeste Leute, und haben den drei Letzteren ihre Meinung deutlich zu erkennen gegeben, bis endlich die Frau bat, sie sollten doch aufhören, denn sie wollte doch ein Stück von ihrem Manne heil behalten.

Wer Fritz eigentlich war, das kam erst volle vier Wochen später in des Herrn Sanitätsrats Wohnung in Charlottenburg zu Tage. Solange ließ ihn ein schweres Nervenfieber nicht zusammenhängend reden.

Als er seine Geschichte erzählt hatte, war er bereits ein gemachter Mann. Der Sanitätsrat hatte wohlhabenden Patienten geschildert, wie der Junge das kleine Mädchen vor dem Erfrieren geschützt hatte. Das gefiel den Herrschaften so sehr, daß sie beschlossen, den Jungen auf ihre Kosten erziehen zu lassen.

Als dann der Sanitätsrat die kleine Lebensgeschichte nachher bei einem Zweckessen zum Besten gab, erregte sie eine gute Stimmung. Besondere Aufmerksamkeit aber zog der Spazierstock auf sich. Man hatte in Fritz Anlage zum Holzbildhauer gefunden, und er kam in eine gute Lehre. Da hat er seinen Weg gemacht.

„Wie der Weg verlaufen, nun, das wäre lange zu erzählen," sagte der Kommerzienrat, als ich ihn fragend ansah, „dafür will ich Ihnen lieber sagen, was aus Mile Merus ward.

Sie hat dem Herrn Amtsrichter in Feldberg am anderen Morgen gebeichtet. Der wollte erst sehr böse werden, aber er konnte es nicht. Seine Frau brauchte ein junges Mädchen zur Aushülfe, und dazu nahm sie Mile gerne, denn der alte Merus gebrauchte sie nicht mehr, weil der Amtsrichter ihm eine Altersversorgung im Stift verschaffte und einen tüchtigen Beschließer im Gefängnis anstellte. Der alte Merus ward übrigens kurz vor seinem Tode ein vermöglicher Mann. Er machte eine ärmliche Erbschaft, in der ein Lotterielos war. Das gewann ein Jahr vor seinem Tode zwölftausend Thaler.

Mile wuchs im Hause des Amtsrichters auf wie ein Kind im Hause und lernte zusammen mit dessen ältester Tochter. Da sie nun die Erbschaft gemacht, die der Herr

Amtsrichter durch gute Wirtschaft vermehrte, ließen ihre Wohlthäter ihr eine bessere Erziehung geben.

Fritz galt für verschollen, bis er nach etlichen Jahren in Mecklenburg wieder auftauchte. Herr von Dachröden hatte ihn dem Großherzoge empfohlen, der einen mächtigen Keiler geschnitzt haben wollte, um ihn einem Potentaten, der ihn unweit des Schweizerhauses erlegt hatte, zum Andenken zu verehren.

Großherzog Georgs Aufenthalt im Schweizerhause während des Sommers und der Jagdzeit ist ein Ideal in der Erinnerung für alle, die dort einmal gewesen. Das bleibt er auch für Fritz.

„Wo bist du denn her, mein Sohn," fragte der Fürst, der dem jungen Bildschnitzer wohlgefällig bei der Arbeit zusah.

„Aus Feldberg, königliche Hoheit" —

„Also ein Landskind," freute sich der hohe Herr und ließ sich nun dessen ganzen Lebenslauf berichten. Ueber das Gefängnis mit dem Schweinebraten und Klößen und Backobst lachte er sehr. Im Scherz sagte er beim Weggehen: Den Braten bist du Mile eigentlich schuldig, schnitz ihn aus Holz.

Das ließ sich der Holzbildhauer nicht zweimal sagen. Am nächsten Sonntag morgen wanderte er über die Steinmühle gen Feldberg. Er stand hinter dem Vorhang in des Amtsrichters Gartenstube, als die Familie sich zum Mittagessen setzte. Auch Mile nahm Platz neben einem Stuhl, auf dem niemand saß. Der Amtsrichter sandte sie in den Keller, um eine Flasche guten Wein herauf zu holen, und als sie damit ankam, stand nicht der saftige Wildbraten, sondern der hölzerne Schweinebraten auf dem Tisch.

Miles blaue Augen wurden groß und größer. Eine dunkle Blutwelle schoß ihr ins Gesicht: „Fritz," stammelte sie — „er lebt."

„Jawohl Mile, und ist wohl und munter" — ertönte da eine kräftige Stimme aus dem Hintergrunde. — —

Was nun noch weiter? Liebesgeschichten sind langweilig zu erzählen. Frau Mile hat zwei Töchter, die eine ist in Petersburg verheiratet, und die andere lebt jetzt bei ihr in Feldberg. Sie werden sie da wohl treffen, mein lieber Herr Baurat, wenn Sie in Ihre alte Heimat ziehen. Ich will auch in nächster Zeit dahin. — Doch nun leben Sie wohl. Es thut mir leid, einen so werten Gast zum Aufbruch mahnen zu müssen, aber ich muß zur Kommissionssitzung. Sie wissen, ich bin Reichstagsabgeordneter.

— —

Einige Tage später befand ich mich auf der Wanderung nach Feldberg. Ich war vom Strelitzer Bahnhof aus nach der Domjüch-Mühle gegangen und gewahrte staunend den Fortschritt der Zeit. Auf dem stillen Domjüchsee kreuzte ein langes rotes Boot aus Blech mit zwei kleinen Ausliegern. Das leichte Gestell trug zwei Damen und einen Herrn, die das Fahrzeug pfeilgeschwinde über die Fläche schießen ließen. „Augenscheinlich ein konstruktives Meisterstück," sagte ich zu mir und schritt zwischen den lachenden Seeen hindurch auf den Wildpark zu. Ein mächtiger Keiler trottete grunzend an mir vorüber. Ein Rudel Damwild schaute mich an, als ob es den Wanderer in der Heimat begrüßen wollte. Der Hund am Heckenwärterhäuschen kläffte, wie sein Großvater vor Jahren schon gethan.

Durch die Wipfel der Buchen am Schweizerhaus rauschte es geheimnisvoll, und es ward mir so wohl um die Brust. Wie freundlich grüßte das Schweizerhaus von der Höhe in das Thal herab, wo die freundliche Försterwohnung liegt. Der alte Brand war noch da und ich begrüßte den alten Bekannten, mit dessen Büchse ich mein erstes Stück Wild geschossen hatte. Da saßen auch zwei höhere Forstbeamte — ich habe vergessen, wie sie hießen. Sie schraubten sich mit so freundlichem Humor, daß man gleich sehen konnte, sie mußten zwei Herzensfreunde und echte, gute Mecklenburger

sein. Ich gewann sie beide lieb, und sie nahmen mich nach dem Frühstück auf ihrem Wagen mit bis in die Carwitzer Gegend, wo sie Wildschäden taxieren wollten.

Ja, ich war wieder in der Heimat! —

In Carwitz nahm ich mir einen Kahn, der auf dem schmalen Lucinsee lag und segelte nun das grüne Gewässer, das eher einem Strom als einem Landsee gleicht, entlang nach Feldberg zu. Zur Rechten erhob sich der prächtige Buchenwald, zur Linken waren die Ufer kahl.

Aber wie hatte sich die Gegend verändert. Dort, wo früher der kahle Höhenrücken war, an dem Fährplatze nach dem Hullerbusch und dem alten versteckten Hünenkirchhof aus der Vorzeit, da zog sich ein rosenduftiger Garten mit prächtigen Bäumen in anmutigen Terrassen in die Höhe, und aus dem Laub der amerikanischen Eichen ragte eine Villa im Burgenstil kühn und malerisch empor. Ihr schlanker Turm spiegelte sich in dem klaren grünen Gewässer, auf dessen Grund die Steine und Pflanzen erkennbar waren und silberne Fische blitzten.

Das Bild war so hold und reizend, daß ich den Kahn an den Steg trieb und kühn den fremden Garten betrat. Ich fühlte mich frei als Fremdling, der sich gerne in der Heimat verirrt. Die Wege des Gartens wanden sich durch dichtes Gebüsch so kunstvoll, daß man stets nur ein geringes Stück Land übersah, und doch den Blick auf den Lucin und die dunklen Buchen offen behielt.

Eben bog ich um ein Gesträuch von blühenden Rankenrosen, da sah ich eine helle Frauengestalt urplötzlich hinter einem Stachelbeerbusch auftauchen. Zwei strahlende rehbraune Augensterne sahen mich an und zwei rosige Lippen riefen: „Guten Abend, Herr Baurat, schön, daß Sie da sind. Vater hatte Sie eigentlich schon gestern erwartet."

Da war sie! War sie wirklich!

Diesmal fragte ich aber sofort nach dem Namen, um sie nicht wieder zu verlieren.

„Ich heiße Mile Möhl — meinen Vater kennen Sie ja aus Berlin. Er ist immer hier im Sommer in seiner alten Heimat!" —

Ich folgte nur allzu gerne und befand mich plötzlich vor einer künstlich ausgebauten Grotte.

Die Stelle kennst du, alter Freund, da haben wir das Skelett gefunden. Nun weiß ich auch, wie der Tote im Leben aussah. In einer Nische der Grotte saß der alte Wildschütz, lebensgroß in Holz geschnitzt.

„Das ist das Hänneschen von Köln," sagte Mile erklärend. „Vater hat ihn gekannt, als er noch ein Knabe war. Doch sehen Sie, da kommen sie beide. Mutter und Vater."

Mutter und Vater — mein lieber Freund, jetzt nenne ich sie von Herzen so, und manchmal auch Großvater und Großmutter. Bitte besuche uns recht bald einmal in der Villa Möhl.





Der Zukunftsstaat.

Von

Dietrich von Oertzen.

Wir leben auf einer unvollkommenen Erde. Wer erst ein Paar Jahrzehnte der Pilgerschaft hier unten durchmessen hat, der bestätigt die Wahrheit dieses Satzes. An allen Ecken und Enden hinkt es und hapert es, überall Schäden, Mängel, Gebrechen, Unvollkommenheit. Und am Ende der Lebenswallfahrt, durch alle Leiden hindurch steht der unheimliche Sensenmann, Freund Hein, der Tod.

Schwer haben unter dem Druck des Lebens Millionen in der Vergangenheit gelitten, Millionen leiden heute darunter. Die Einen, indem sie tragen, was ihnen selbst zu tragen beschieden ist, die Anderen, indem sie mitfühlenden Herzens mit ansehen müssen, was ihre Brüder leiden. Der Heide, antik oder modern, kommt als Pessimist der Wahrheit näher, wie als Optimist. Der Christ bekennt, daß wir nur „durch viele Trübsal" in das Reich Gottes eingehen. Und auch der glaubensfreudigste Sänger singt:

„Die Herberg ist zu böse,
Der Trübsal ist zu viel" —

Und wenn auch die Christen aus eigener Erfahrung heraus die Ueberzeugung haben mögen, daß vom Grunde aller Leiden die eigene Schuld und die eigene Sünde heraufschimmern — das Leid bleibt Leid, und der Schmerz bleibt Schmerz. Und „wir sind allzumal Sünder."

Und ob an äußeren Gütern das Geschick dem „Glücklichen" ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß in den Schoß geworfen — die tiefe Melancholie des Kontrastes von Ideal und Wirklichkeit durchzukosten, bleibt keinem Sterblichen erspart.

In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling — —
Still auf gerettetem Boot kehrt in den Hafen der Greis.

Wer hätte keine Jugendhoffnungen gehabt, an deren Ende ein großes irdisches Glück stand? Erreichen wirs, so platzt die schillernde Seifenblase; wir merken, mit Bismarck zu reden, daß das Erreichte „auch nichts" ist. Erreichen wirs nicht vor dem Sterben, so stirbt doch die Sehnsucht danach auch erst mit uns, und das vergebliche Wünschen erlischt erst dann, wenn mit dem letzten Atemzuge die Seele dem Körper entflieht, wenn mit dem letzten Seufzer das unruhige Herz zu schlagen aufhört.

Naturgemäß bleibt aber die Jugend, wenn sie wünscht und hofft, nicht bei dem theoretischen Wünschen und Hoffen stehen. Wünsche und Hoffnungen setzen sich in Projekte, Pläne in Vorschläge, Vorschläge setzen sich in Thaten um. Zum Objekt der Reform nehmen wenige sich selbst, manche den engeren Kreis um sich her, viele die

Welt im Großen. Zu allen Zeiten hat es Weltverbesserer im großen Stil gegeben, und sie fehlen auch heute nicht. Wer hat es nicht schon gelesen, das Wort vom „Zukunftsstaat," den unsere Socialisten verwirklichen und an Stelle des gegenwärtigen, des kapitalistischen, des „Klassenstaats," setzen wollen. Zwar mit der programmatischen Bezeichnung der Wege, die man gehen will, hat es noch seine Schwierigkeit; die praktischen und taktischen Politiker der Partei geraten noch einigermaßen in Wut und gereizte Stimmung, wenn sie auf das Zukunftsparadies angeredet werden. Um so eifriger sind aber die Romantiker der Partei an der Arbeit. Und was als politische Beweisführung noch höchst unwahrscheinlich klingen würde,

„Dichterkünste machen's wahr" —

allerdings Dichterkünste, die auf den täglich in immer neuen Menschen neu erwachenden „Glauben des Unglaubens" spekulieren, daß doch endlich noch ein Mittel sich finden müsse, durch Gesetz und Verfassung, durch äußere Einrichtungen und Ordnungen des menschlichen Zusammenlebens das Leid, den Mangel, die Unvollkommenheit aus der Welt zu schaffen.

Auch in unseren Tagen fehlt es nicht an der verbesserungsfähigen Welt und an den verbesserungsunfähigen Weltverbesserern. Gewisse Schäden und Mängel, besonders des wirtschaftlichen Lebens, liegen so offenkundig zu Tage, daß der Blinde sie fühlen kann. Unser wirtschaftliches Leben bewegt sich in konvulsivischer Zuckung vom Aufschwung zur Krise und umgekehrt. In den Zeiten des Aufschwungs ist die Industrie in wilder Suche nach Arbeitskräften. Unverhältnismäßige Vermögen bilden sich durch Spekulation und Gründerei. Aber die Arbeiter verdienen, und das Leben ist erträglich. Unerträglich aber wird die Sache in Zeiten der Krise. Auf der einen Seite Kaufmann, Landmann und Fabrikant mit überfüllten Speichern und Warenhäusern, aber keine Käufer, die auch nur zu Schleuderpreisen kaufen möchten. Auf der anderen Seite der Arbeiter, der arbeiten möchte, aber nicht einmal für Hungerlohn Arbeit findet, geschweige denn, daß er sich die unverkäuflichen Vorräte der Kapitalisten zu Nutze machen könnte. Handel und Wandel stehen still. Die Einen ersticken im Ueberfluß, die Anderen verkommen im Mangel.

Kein Wunder, wenn zur Abstellung dieser Schäden ein lebhafter Reformeifer erwacht ist, kein Wunder, wenn auch mit dem berechtigten Streben nach der successiven Heilung einzelner Schäden das kühnere Verlangen auftritt, alle Schäden auf einmal zu heilen, kein Wunder, wenn gar an dies Verlangen sich lauter oder leiser die Hoffnung anknüpft, das verlorene Paradies auf Erden wieder hergestellt zu sehen.

Unter den deutschen Socialdemokraten ist Bebel derjenige, der sich in der Zeichnung von Zukunftsbildern am weitesten vorgewagt hat. Er giebt in seinem Buche „Die Frau" zwar kein zusammenhängendes Gemälde der Zukunft, wohl aber eine so große Menge verstreuter Andeutungen, daß doch das Phantasiebild, welches er mit sich herumträgt, ziemlich klar hervortritt. Das Bild ist etwa folgendes: Bebel „expropriiert" zunächst allen Besitz an Grund und Boden, Häusern und gewerblichen Hülfsmitteln jeder Art, und zwar ohne Entschädigung. Diesen Raub nennt er (S. 111) „die sittlich großartigste Maßregel, welche die menschliche Gesellschaft in ihrem langen Lauf je getroffen hätte." Es wird nun auf der Basis voller Gleichheit eine neue Gesellschaft organisiert. In derselben „existieren weder Herrscher noch Beherrschte, weder Regierer noch Regierte." Ackerbau und Industrie gehen ganz und gar zur Großproduktion über und diese wird „gesellschaftlich" ausgeübt. Die Verteilung der Güter ist ebenfalls in den Händen der Gesellschaftsleitung koncentriert. Vom „Staat" wird anstandshalber — das Wort ist zu wenig populär — nicht gesprochen, obschon schwer zu verstehen ist, was denn die organisierte Gesellschaft anders sein könnte, als eben Staat.

Daß zur Instandhaltung eines so riesenhaften Organismus stramme Disciplin nötig sei, bestreitet Bebel. Desgleichen, daß „uniforme Gleichheit" eintreten werde.

Es fehlen aber freilich Andeutungen darüber, wie denn Staatsproduktion und Staatsverteilung mit den individuellen Wünschen und Geschmacksrichtungen vereinigt werden sollen. Alles wird sich von selbst zurechtfinden. Denn (S. 142) „der Socialist weiß, daß es in einer vernünftigen Gesellschaft nur vernünftige Menschen geben kann." Wer etwas Widersinniges thäte, „würde ausgelacht und verspottet, sich flüchten müssen," — wohin? wird nicht gesagt. Parteikämpfe und Revolutionen kann es auch nicht mehr geben. Die Aera derselben hat mit der Verwirklichung von Bebels Ideen „für alle Zeiten ihr Ende erreicht."

Ueberall zieht das Glück ein, bei Kleinen und Großen. Jedes Kind wird als „willkommener Zuwachs" im Musterstaat begrüßt. Bei der Erziehung spielen die Mittel keine Rolle. Alle körperlichen und geistigen Hülfsquellen sind überflüssig da. Mit der körperlichen Reife erlangt jedes Individuum das Recht der Familiengründung. Und sofort tritt für „Lehrmittel, Nahrung und Kleidung die Gesellschaft solidarisch ein." Die Frau ist emancipiert und steht dem Manne gegenüber als „freie Gleiche." Zukunftssorgen giebt es nicht. Wer in die Jahre kommt, kann „in ruhiger Heiterkeit" sein Leben beschließen. Die Familienwohnung fällt freilich fort und wird zur Schlafstelle, aber um so schöner wird das Essen. „Die Herstellung der Mahlzeiten besorgen die im großartigsten Maßstab eingerichteten Centralküchen" — wie denn überhaupt im Zukunftsstaat alles großartig ist. Centralheizung, Gas, Wasser verstehen sich für Jedermann von selbst.

Die Völker verbrüdern sich; Weltsprache und Weltschrift werden eingeführt, und das Ende ist „Glück und Wohlbefinden alles dessen, was Menschenantlitz trägt."

Den Gedanken, daß bei dieser kolossalen Glückseligkeit, wo jedermann auf Staatskosten heiratet, die Bevölkerungszunahme etwas stark werden könnte, hat auch Herr Bebel gehabt. Aber er hilft sich. Er steigert die landwirtschaftliche Produktion in so riesigen Dimensionen dadurch, daß er die Pflanzen künstlich düngt und sogar Nachts bei elektrischem Licht wachsen läßt, daß er sich bereit erklärt, die ganze jetzt lebende Menschheit allein im Orinokothale zu ernähren — eine Offerte, hinsichtlich deren ihn erfreulicherweise niemand beim Worte nehmen wird. Auch Sibirien und die Sahara werden in Paradiesgärten verwandelt.

Am Schluß seines Buches überblickt dann der ehrsame Drechslermeister noch einmal mit befriedigtem Lächeln die schöne, neue, von ihm zurechtgedrechselte Welt: „Socialismus und Naturwissenschaft" ruft er aus — „sind die Faktoren, welche alle Fragen der Menschheitsentwicklung lösen. Strenger gesprochen: der **Socialismus** selbst ist nichts als die auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit **verkörperte Wissenschaft**."

Wir haben von dieser „verkörperten Wissenschaft" nur eine kurze Skizze gegeben. Das Bebelsche Buch ist in der That nicht ernsthaft zu nehmen, sondern im Gegenteil ein Streifzug in das Reich des phantastischen Unsinns. Der Verfasser ist in seinen volkswirtschaftlichen Erwägungen nicht einmal soweit vorgedrungen, um auch nur zu erkennen, wo die Schwierigkeiten liegen, die sich jedem halbwegs unterrichteten Politiker oder Nationalökonomen wie von selber aufdrängen, wenn er es unternimmt, sich einmal vorzustellen, welche Folgen die Uebertragung des radikal-socialistischen Princips zunächst auf die nationale Politik eines Volkes und dann auf die internationalen Verhältnisse nach sich ziehen müßte.

Mit weit größerem Verständnis für die entstehenden Schwierigkeiten ist der Zukunftsroman eines Amerikaners geschrieben, das völlig ausgemalte Bild des durchgeführten Socialstaats: Looking backward oder mit vollem deutschen Titel: **Im Jahre 2000.** Ein Rückblick auf das Jahr 1887 von **Edward Bellamy.** Deutsch von **Richard George.** (Halle a./S., Hendel.) 216 S. Pr. M. —,50.

„Ueber 300,000 Exemplare des Originals dieses Buches sind innerhalb kurzer Zeit in Amerika abgesetzt worden, wahrlich ein Beweis, daß es in äußerst fesselnder

Weise Fragen besprechen muß, die im Vordergrunde des Interesses stehen. Nach Jules Vernescher Art an der Hand eines spannenden Romans läßt uns der Verfasser mehr als ein Jahrhundert überspringen und stellt uns mitten in eine Zukunftswelt, so großartig und vollkommen, wie sie selbst die kühnsten socialistischen Träumer sich nicht besser vorstellen könnten. Weniger sind es die technischen Errungenschaften, die unser Staunen erregen; denn wenn wir die Entdeckungen auf diesem Gebiete in den letzten Jahrzehnten potenzieren, so können sie uns nicht mehr wunderbar vorkommen; vielmehr ist es der moralische und sociale Fortschritt der Menschheit selbst, der unsere Bewunderung und zugleich unsere — Kritik herausfordert. Die weltbewegende sociale Frage ist gelöst, d. h. sie hat sich selbst gelöst; es hat sich eine friedliche Revolution vollzogen, die den Menschen zur Einsicht gebracht hat, daß nur die industriellen Einzelbetriebe mit der ihnen folgenden selbstsüchtigen Konkurrenz und der aus dieser wieder resultierenden Zersplitterung und nutzlosen Verschwendung an Kapital und Arbeitskraft schuld haben an dem socialen Elend. Die immer zunehmende Konzentration der Betriebe in wenigen Händen, die in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts vor sich ging, machte den Schritt zur Vereinigung derselben in einer Hand, d. i. der des Staates, leicht, und ohne Widerspruch vollzog sich diese Umgestaltung als etwas Selbstverständliches. Die Begriffe „arm" und „reich" wurden leere Worte; jeder hatte gleichen Teil an dem Vermögen der Gesamtheit, das durch die infolge der Konzentration ersparten Summen an Kapital und Arbeitskraft ins Ungeheure wuchs. Wie früher jeder Taugliche zum Kriegsdienst — der natürlich nur noch ein historisches Kuriosum ist — so wird jetzt jeder zum Industriedienst verpflichtet, und jede Art der Beschäftigung steht demzufolge in gleich hoher Achtung. Geld, dieses inhaltsschwere Wort, existiert ebenfalls nicht mehr; jeder erhält von der Regierung jährlich einen Coupon, gegen dessen Vorzeigung er seine Bedürfnisse aus den gewaltigen staatlichen Warenhäusern entnimmt. Was jemand weniger gebraucht, als ihm zusteht, kommt dem Gesamtvermögen wieder zugute."

So faßt kurz und richtig das Vorwort des Uebersetzers den Inhalt zusammen. Es fügt noch hinzu, auch die Stellung des Weibes habe sich „gehoben." — „Die gleiche Berechtigung gegenüber den Männern läßt sie die Heirat nicht mehr als eine Versorgung betrachten; nur Liebe und Neigung schließt die Ehen. Verbrechen sind Seltenheiten, da ihre Motive, Geldgier und Selbstsucht, bei der gleichmäßigen Vermögensstellung Aller geschwunden sind; und die wenigen, welche noch gegen die staatliche Ordnung freveln, werden als Geisteskranke behandelt. Ueberhaupt sind Krankheiten infolge des allgemeinen nationalen Wohlstandes bis auf ein Minimum reduziert."

Die Fiktion, welche dem Buche zugrunde liegt, ist folgende:

Ein nervöser Amerikaner unserer Zeit, Herr West, im Jahre 1857 geboren, läßt sich, weil er in den oberen Stockwerken der Häuser von Boston nicht recht mehr schlafen kann, ein sehr solides Kellergewölbe als Schlafzimmer herrichten, welches nur durch dichte Thür und einen Luftschornstein mit der Außenwelt verbunden ist. Hier verfällt er, wie die sieben Schläfer in der Höhle bei Ephesus, in einen Langschlaf, der bis zum Jahre 2000 dauert, weil das Haus über dem Gewölbe, durch Feuer zerstört, zusammengebrochen ist und ihn verschüttet hat. Er erwacht im Jahr 2000, aufgefunden und ausgegraben von einem Dr. Leete. Andere anwesende Aerzte halten West für tot. Aber Leete denkt sofort an magnetischen Dauerschlaf. Seine Belebungsversuche zeigen Erfolg; er nimmt den Erwachten in sein Haus. Dieser ist natürlich verwirrt und anfänglich außer Stande, sich zurecht zu finden, da das Boston des 20. Jahrhunderts ganz anders aussieht als das des 19. Aber er überzeugt sich, daß Boston Boston ist und kommt auch dahinter, daß er wirklich 113 Jahre verschlafen hat.

Die Familie Leete geht nun allmählich dazu über, ihn mit allen Neuerungen bekannt zu machen, die sich im Lauf des verschlafenen Jahrhunderts vollzogen haben, und bei den Bädeker-Diensten, die sie dem unversehens einpassierten Hausbesuch mit vollendeter Liebenswürdigkeit leisten, erfahren wir haarklein, wie Haus und Familie,

Nahrung und Kleidung, Litteratur und Presse, vor allem aber, wie Politik und Volkswirtschaft sich gestaltet haben.

Im einzelnen nun auf diese bis ins kleinste ausgemalten Verhältnisse einzugehen, ist nicht möglich. Das hieße das Buch abdrucken. Aber von Interesse ist es vielleicht, ein paar prägnante Sachen herauszugreifen.

Zunächst die Arbeiterfrage. In einer Unterhaltung darüber eröffnet Dr. Leete seinem Gast, wie man es gemacht habe, das Problem zu lösen. „Die nationale Organisation der Arbeit unter einer Leitung war die vollständige Lösung dessen, was man zu Ihrer Zeit und unter Ihrem System gerade als das unlösbare Arbeiter-Problem betrachtet hatte. Als die Nation der einzige Arbeitgeber wurde, wurden alle Bürger kraft ihres Bürgerrechts Arbeiter, die sich je nach den Bedürfnissen der Industrie auf die einzelnen Zweige verteilten."

„Das heißt," wirft Herr West ein, „Sie haben einfach das Princip der allgemeinen Wehrpflicht, wie man es zu meiner Zeit kannte, auf die Arbeiterfrage angewandt."

„Ja," sagte Dr. Leete, „das war etwas, was ganz natürlich folgte, sobald die Nation der einzige Kapitalist war. Es war keine Organisation der Arbeit möglich, wenn die Unternehmermacht zwischen Hunderten und Tausenden von Individuen und Gesellschaften geteilt war, zwischen denen eine Uebereinstimmung weder gewünscht noch möglich war. Es ereignete sich damals beständig, daß große Mengen von Menschen, welche Arbeit verlangten, keine finden konnten, während andere, welche die Arbeit scheuten, sich ihr leicht entziehen konnten."

„Die Arbeit sei jetzt eine zwangsweise", vermutet Herr West.

„Sie ist eher eine Sache natürlicher Folge, als des Zwanges," erwidert Dr. Leete. „Sie wird als so natürlich und vernünftig betrachtet, daß der Gedanke, sie sei zwangsmäßig, aufgehört hat. Der, welcher in ihr einen Zwang erblickte, würde sich unglaublich verächtlich machen. Unsere ganze gesellschaftliche Ordnung ist so auf Arbeit basiert und so aus ihr hergeleitet, daß, wenn es denkbar wäre, daß sich ein Mensch ihr entzöge, er nirgends Gelegenheit finden würde, seinen Lebensunterhalt zu beschaffen. Er würde sich selbst aus der Welt ausgeschlossen, er würde sein Menschentum verleugnet, mit einem Wort einen Selbstmord begangen haben."

Man sieht, Bellamy ist vorsichtiger als Bebel. Er konstruiert eine Arbeitspflicht nach Analogie der Wehrpflicht, also doch Arbeitszwang. Allerdings ist er seinerseits optimistisch genug, zu glauben, daß mit dem Kapital auch die Faulheit auf verfassungsmäßigem Wege aus der Welt verschwinden werde. Jeder arbeitet gern, seit es nicht mehr für die eigene Tasche, sondern für die Gesamtheit geht.

Dr. Leete stellt dann weiter fest, daß die Arbeitspflicht nicht lebenslänglich ist, sondern nur 24 Jahre dauert. „Sie beginnt im 21. Lebensjahre, wenn die Erziehung abgeschlossen ist, und endigt im 45. Nach dem 45. Lebensjahre bleiben die Bürger, aus dem Dienst entlassen, noch für besondere Notfälle zur Disposition des Staates, falls sich bei großer Vermehrung der Arbeit ein Mangel an Arbeitskräften herausstellen sollte. Es tritt indessen selten, fast niemals ein, daß diese Reservearbeiter aufgeboten werden. In diesem Reserveverhältnis bleiben die Bürger bis zum 65. Lebensjahre. Der 15. Oktober jeden Jahres ist der Musterungstag; an diesem werden alle, die das 21. Lebensjahr erreicht haben, für den Dienst der öffentlichen Arbeit ausgemustert, und diejenigen, welche das 45. Lebensjahr erreicht haben, werden an demselben Tage ehrenvoll entlassen. Dies ist unser größter Festtag."

Es folgt dann die Erörterung der naheliegenden Frage, ob nicht in einem Gewerbe Ueberfluß, in dem anderen Mangel an Arbeitern eintritt, je nachdem das Gewerbe schwer oder leicht ist. Die Antwort lautet, daß die höchste Arbeitsbehörde diese Ungleichheiten so behandelt, daß „alle Beschäftigungen gleich begehrenswert werden für alle, welche natürliche Begabung für sie besitzen. Das ist geschehen, indem die Arbeitsstunden in den verschiedenen Beschäftigungen je nach der Schwierigkeit der Arbeit abgestuft sind.

Die leichtesten Beschäftigungen, welche unter den günstigsten Verhältnissen vor sich gehen, haben daher die längste Arbeitszeit, während ein schwieriger Beruf, wie etwa der Bergbau, sehr kurze Arbeitszeit hat."

Selbstverständlich können nun auch die amtlich hergestellten Waren und Genußmittel nicht dem Privathandel überlassen werden — sie werden auch amtlich verteilt. Der Staat baut ungeheure Warenhäuser, in denen jeder sich mittelst seines Gutscheins das aussucht, was er braucht. Die zudringlichen Kommis des 19. Jahrhunderts sind verschwunden; niemand wird verführt, Dinge zu kaufen, die er im Grunde nicht braucht.

Herr West macht den Einwand, daß doch im internationalen Handelsverkehr eine Nation versuchen könne, die andere zu übervorteilen, aber er wird belehrt, daß „der Sinn für die Gemeinsamkeit der Interessen, der internationalen sowohl wie der nationalen und die Ueberzeugung von der Thorheit der Selbstsucht heutzutage so festgewurzelt ist," daß Akte „niedriger Handlungsweise" unmöglich sind. — Am Schluß des Jahres rechnen die Nationen in loyaler Weise untereinander ab. Uebrigens ist man am Werk, die Welt zu einer einzigen Nation zu vereinigen.

Auf einem Spaziergang, den Herr West mit Edith Leete, der Tochter seines Wirtes, in Gesellschaft des Vaters macht, beginnt es zu regnen. Sofort spannt die städtische Verwaltung den General-Regenschirm von Boston auf und verwandelt das Trottoir in einen „trockenen Korridor." Dr. Leete, der etwas vorangeht, wendet sich um und meint seinem Gast gegenüber, „daß der Unterschied zwischen dem Individualismus und dem Zusammenwirken sich nirgends besser charakterisiere als durch die Thatsache, daß im neunzehnten Jahrhundert, wenn es regnete, die Bewohner von Boston dreimalhunderttausend Regenschirme über ebenso viele Köpfe aufspannten, während im zwanzigsten Jahrhundert nur ein Regenschirm über dieselbe Zahl von Köpfen ausgespannt werde.

Im Weitergehen sagt dann Edith: „Der Privatregenschirm ist das Lieblingsbild des Vaters, um das alte Treiben zu illustrieren, wo jedermann nur für sich und seine Familie lebte. Wir haben hier ein Bild aus dem neunzehnten Jahrhundert in der Kunstgalerie, einen Volkshaufen vorstellend im Regen. Jeder hält einen Regenschirm über sich und seine Frau und spendet das ablaufende Wasser seinem Nachbar; Vater meint, daß der Künstler in diesem Bilde eine Satire auf seine Zeit habe darstellen wollen."

Das größte Problem für die Zukunftsstaatler ist naturgemäß das ganze Gebiet der geistigen Arbeit. Kunst, Litteratur, Wissenschaft. Wie kann diese Arbeit staatlich geregelt werden? Bellamy hat auch hier auf alles eine Antwort. Was zunächst Bücher betrifft, so druckt sie der Staat, und zwar weder auf öffentliche Kosten, noch auf Grund von Censur. Kann Jemand die Tinte nicht halten und hat das Bedürfnis, etwas drucken zu lassen, so muß er die ersten Kosten aus seinem Guthaben bestreiten. Die Nation vertreibt dann das Buch, am Erlös hat der Autor Anteil und zwar bestimmt er diesen selbst. „Natürlich, wenn er ihn allzu hoch bestimmt, ist es sein eigener Nachteil, denn das Buch würde nicht gekauft werden. Die Höhe dieses Anteils wird in seinen Kredit gestellt, und er wird von anderen Diensten der Nation entbunden für solange, als die Vorschrift für die Erlaubnis zu Bürgerunterstützungen es zuläßt. Hat das Buch einen leidlichen Erfolg, so erhält er einen Urlaub auf mehrere Monate, ein, zwei oder drei Jahre, und wenn er in der Zwischenzeit ein anderes Werk produciert, welches Erfolg hat, so wird die Zurückstellung vom öffentlichen Dienst solange ausgedehnt, als der Verkauf des Buches dies rechtfertigt. Einen beliebten Autor kann seine Feder vom öffentlichen Dienst gänzlich frei machen, und wenn die öffentliche Meinung eine Steigerung der litterarischen Geschicklichkeit bestätigt, ist dies zugleich die Aufforderung für ihn, sich gänzlich der Litteratur zu widmen."

Etwas anders wird es mit Zeitungen und Zeitschriften. Der Staat druckt auch diese. Aber er darf den Verlag auch von Oppositionsblättern dann nicht versagen,

wenn die nötige Zahl von Subskribenten da ist. Diese wählen dann einen Redakteur und wenn sie dem Staat die Arbeit ersetzen, die der Erwählte bisher als Schuster, Schneider, Straßenkehrer oder sonstwie geleistet, so wird er von diesen anderen Beschäftigungen dispensiert. Am Schluß des Jahres wird er wieder gewählt. Ein geschickter Redakteur behält seinen Platz für immer.

Durch alle diese Einrichtungen kommt doch schließlich jeder an den rechten Ort. Herrn West geht es gleich selbst so — er wird angestellt als Professor, der kulturgeschichtliche Vorlesungen über die Zeit um 1887 liest!

Daß durch die gesetzlichen Einrichtungen die Selbstsucht und die Faulheit beseitigt werden, erwähnten wir. Nicht besser geht es dem Verbrechen. Die Gefängnisse verschwinden.

„Wir haben" — sagt Dr. Leete — „heutzutage keine Kerker. Alle Fälle von Atavismus werden in den Hospitälern behandelt."

„Von Atavismus!" rief West betroffen aus.

„Jawohl," entgegnete Dr. Leete. „Die Maxime, gegen diese Unglücklichen mit Strafen vorzugehen, hat man seit fünfzig Jahren oder noch früher aufgegeben."

Dr. Leete bittet dann um Entschuldigung, daß er den Ausdruck „Atavismus" gebraucht hat. Aber das bischen Verbrechen, was noch vorkommt, ist lediglich Rückfall ins 19. Jahrhundert. Das Recht wird von Laien nach Maßgabe des gesunden Menschenverstandes gesprochen. Namentlich aber sind die Rechtsanwälte beseitigt. „Es würde uns nicht vernünftig erscheinen, in einem Fall, wo das einzige Interesse der Nation darin besteht, die Wahrheit zu finden, Personen zu den Verhandlungen zuziehen zu sollen, welche anerkannte Beweggründe haben, dieselbe zu verdunkeln."

Jede Gesetzgebung hat aufgehört. Denn „die Grundprincipien, auf denen die neue Gesellschaft gegründet ist, haben für immer die Widersprüche und Mißverständnisse aufgehoben, die vormals die Gesetzgebung zu einer Notwendigkeit machten."

Natürlich ist auch die Frauen-Emanzipation vollständig durchgeführt und hat eine Menge von Vorzügen gebracht, Geld- und Rücksichtsheiraten sind unmöglich geworden. Nur die Liebe entscheidet bei der Wahl der Lebensgefährten. Die Haushaltssorgen fallen fort. Dafür müssen die Frauen in bestimmtem Umfange auch für den Staat arbeiten; sie bilden eine eigene Arbeitsarmee mit eigentümlicher Disciplin. Als Entgelt der Arbeit bekommen sie Gutscheine wie die Männer.

Viele Annehmlichkeiten des Lebens, welche im 19. Jahrhundert nur für die Reichen da waren, sind im Jahr 2000 Gemeingut aller, z. B. gute Musik. In jedem größeren Ort ist eine Musikhalle, wo tagaus tagein konzertiert wird. Die Halle ist telephonisch mit allen Häusern verbunden, und wer Lust hat, kann sich sogar abends durch elegische Weisen in Schlummer wiegen lassen. Desgleichen ist die Kirche telephonisch mit den Häusern verbunden, so daß ein beliebter Pastor in seinem Lehnsessel vor 150000 Zuhörern predigt. Eine Predigt dieser Art wird dem Leser vermittelt. Sie betont den „ursprünglichen Adel der Menschennatur," die nur von den Fesseln schlechter Einrichtungen befreit zu werden braucht, um die vollkommensten Eigenschaften zu entwickeln.

Das ist eine kurze Skizze vom Zukunftsstaate Bellamys.

Wie immer man über denselben urteilen und wie weit man vom Optimismus des Verfassers entfernt sein mag — zugegeben muß werden, daß er keck die Probleme stellt und in seiner Weise mit sicherer Hand eine Lösung bietet, über die sich reden läßt.

Thatsächlich hat sich in Nordamerika, wo der Kapitalismus ja übrigens ganz andere Orgien feiert, als dies in Europa, geschweige denn in Deutschland möglich ist, bereits eine große politische Partei gebildet, welche im wesentlichen kein anderes Programm vertritt, als die Ideen des „Looking backward". Von ihrem Einfluß bei den Wahlen dürfte man bald genug hören.

Wir fügen nur die Notiz noch hinzu, daß Verf. anscheinend selbst an die Realisierung seiner Phantasie glaubt. „Das Morgengrauen der neuen Zeit ist da. Der volle

Tag wird bald folgen." — „Der Rückblick wurde in der Ueberzeugung geschrieben, daß das goldene Zeitalter vor uns, nicht hinter uns liegt und nicht mehr fern ist. Unsere Kinder werden es sicherlich sehen, und auch wir, Männer und Frauen der Gegenwart, wenn wir es durch unseren Glauben und unsere Werke verdienen."

In anderer Weise greift ein anderer Schriftsteller Theodor Hertzka in Wien das Problem des Zukunftsstaates an. Er verlegt sein Ideal nicht in eine ferne Zukunft, sondern läßt es unmittelbar mit der Gegenwart beginnen. Das Buch ist eine mit wissenschaftlichen Flittern aufgeputzte Robinsonade, die sich in dem jetzt viel genannten englisch- und deutschostafrikanischen Schutzgebiet abspielt.

In der Einleitung setzt sich der Verfasser zunächst mit der nationalökonomischen Wissenschaft auseinander. Er ist einsichtig genug zu bemerken, daß alle bisherigen Versuche neben der politischen auch die wirtschaftliche Gleichheit der Menschen zu etablieren, der Rede nicht wert sind; er giebt ferner zu, daß kommunistischer Zwang nicht der Anfang sondern das Ende allgemeiner Glückseligkeit sein würde, und endlich, daß die allgemeine, entschädigungslose Enteignung der Besitzenden, die Bebel für die „sittlich reinste" Maßregel erklärt, welche je getroffen sei, ein offizieller Rechtsbruch und Raub sein würde, der von den Beraubten schwerlich als Beglückung empfunden werden würde. Verfasser formuliert also das Problem ganz richtig dahin, daß es gelte den Kapitalismus zu beseitigen, ohne das Recht zu verletzen und die individuelle Freiheit völlig zu beseitigen.

„Wenn es möglich ist," — sagt Verfasser — „die Produktivkapitalien von Gesamtheitswegen beizustellen, ohne damit weder das Prinzip der vollen individuellen Freiheit, noch das der Gerechtigkeit zu verletzen, wenn der Zins beseitigt werden kann, ohne daß kommunistischer Zwang an seine Stelle tritt, dann steht der Etablierung der freien socialen Ordnung fernerhin kein sachliches Hindernis mehr im Wege."

Verfasser glaubt nun in der That ein Mittel gefunden zu haben, und in kindlicher Freude ruft er: „Das Entzücken über diese Entdeckung raubte mir die Ruhe, die im Zuge befindlichen abstrakten Untersuchungen fortzusetzen. Vor meinem geistigen Auge bauten sich jene Gestaltungen auf, die der Leser in den nachfolgenden Blättern finden wird, greifbare, lebendige Bilder eines auf vollkommenster Freiheit und Gleichberechtigung begründeten Gemeinwesens, das, um sofort reale Wirklichkeit zu werden, keiner anderen Vorbedingungen bedarf, als des Willens einiger thatkräftiger Menschen. Es erging mir, wie es Bacon von Verulam ergangen sein mag, als ihm inmitten seiner Studien für das „Novum Organon" der Plan seiner „Nova Atlantis" aufging — mit dem Unterschiede allerdings, daß sein prophetischer Blick das Band der socialen Freiheit und Gerechtigkeit sah, als noch Jahrhunderte der Knechtschaft ihn von diesem trennten, während ich es erst jetzt erblicke, wo die Menschheit bereits thatsächlich gerüstet ist, seine Schwelle zu überschreiten. Gemeinsam mit ihm war mir aber der unbesiegliche Drang, lebendig auszugestalten, was meinen Geist erregte, und so entstand denn unter zeitweiliger Beiseitesetzung des begonnenen abstrakten und systematischen Werkes dieses Buch, welches mit Fug ein „Staatsroman" genannt werden darf, sich von all' seinen Vorgängern gleichen Namens jedoch dadurch unterscheidet, daß es keinerlei unbekannte und geheimnisvolle Kräfte und Eigenschaften des Menschen fingiert, sondern sich überall auf dem Boden der nüchternsten Wirklichkeit bewegt. Der Schauplatz der von mir dargestellten Begebenheiten ist kein phantastisches Märchenland, sondern ein der modernen Erdkunde sehr wohlbekannter Teil unseres Planeten, den ich nicht anders schildere, als seine Entdecker und Erforscher es thaten; die Menschen, die in meiner Erzählung auftreten, sind mit keinerlei überirdischen Eigenschaften und Tugenden ausgerüstet, sondern Geist von unserem Geiste, Fleisch von unserem Fleische, und die Triebfeder ihres wirtschaftlichen Handelns ist nicht Gemeinsinn oder allgemeine Menschenliebe, sondern ganz gewöhnlicher und simpler Eigennutz."

Wie weit es dem Verfasser gelungen ist seine Absicht auszuführen, d. h. den Kommunismus zu vermeiden und Verhältnisse und Menschen wirklich so zu schildern, wie



sie sind, wird sich sehr bald zeigen. Und wenn dann einiges zur Kritik, manches zum Lächeln, vieles zum Lachen und weniges zum Beifall den Leser auffordern sollte, so hat Verf. kein Recht, sich zu beschweren. Denn mit dem größten Selbstbewußtsein fordert er die Kritik heraus. „Da dies Buch“ — sagt er — „den Anspruch erhebt, in erzählender Form ein Bild der **wirklichen** socialen Zukunft zu bieten, so ist es selbstverständlich, daß selbes in allen seinen wesentlichen Teilen der strengsten sachmännischen Kritik Stand halten muß. Dieser übergebe ich es denn hiermit ausdrücklich mit dem Beifügen, daß mein Werk als mißlungen, ja als Ausgeburt leichtfertiger Phantasterei bezeichnet werden darf, wenn mir nachgewiesen werden sollte, daß mit normalem Durchschnittsverstand ausgerüstete Menschen unter dem Walten der von mir erläuterten Prinzipien in irgend einem wesentlichen Punkte zu anderen als den von mir geschilderten Ergebnissen gelangen könnten, oder daß diese Prinzipien selber etwas anderes enthalten, als was vom gesunden Menschenverstande als selbstverständliches Postulat der Gerechtigkeit sowohl als des erleuchteten Eigennutzes zugegeben werden muß.“

Verf. zeichnet nun vor den Augen des Lesers das Bild einer Art „isolierten Staates.“ Die Fiktion ist etwa folgende:

Es bildet sich unter dem Vorsitz eines energischen und erleuchteten Mannes, der **Karl Strahl** genannt wird, aber auch Theodor Hertzka heißen könnte, im Haag eine „Internationale, freie Gesellschaft.“ Dieselbe erläßt einen Aufruf zu persönlichem Beitritt und zur Hergabe von Kapitalien. Beides strömt ihr nach Wunsch zu. Man beschließt nun in den Hochländern von Central-Afrika ein socialistisches Gemeinwesen zu errichten, und zwar wird zunächst ein Expeditionscorps von Pionieren und Kundschaftern vorausgeschickt, um eine passende Ansiedlungsstätte zu finden und aus dem gröbsten herauszuarbeiten, während das Gros der Gesellschaft mit Frauen und Kindern erst später nachfolgen soll. Alle Maßregeln, welche man trifft, bewähren sich, alle Unternehmungen wickeln sich fortwährend in erstaunlicher Glätte ab. Schon nach kürzerer Frist treten fortdauernd so viel reiche Leute bei, daß (S. 108) monatlich 100 000 Pfund Sterling auf dem „Altar“ der „Freien Gesellschaft“ niedergelegt werden. Die Kolonisation als solche macht denn auch der Gesellschaft, da sie „Geld wie Heu“ hat, wenig Schwierigkeiten. Mit den Wilden wird man spielend fertig. Die reißenden Tiere verschwinden in merkwürdiger Eile, nur daß einmal ein alter Rhinoceros-Bulle ein Kind umrennt; auch das Klima bekommt im Ganzen gut. Geradezu unheimlich ist aber die Schnelligkeit, mit welcher die freie Gesellschaft tausende und zehntausende von Hektaren unkultivierten Landes der Kultur erschließt. Nach Ablauf des ersten Jahres sind es bereits 26 000. Auch die Industrie erhebt sich im Handumdrehen zu wunderbarer Blüte. Der Verdienst ist enorm — zu Geld gerechnet etwa 17 Mark täglich per Mann.

Die Fruchtbarkeit und Schönheit des Landes kommt der Sache zu gut. Die Pioniere haben ein paradiesisches Hochland zwischen Kenia und Kilimandscharo entdeckt und mit dem Bau der Hauptstadt umgehend begonnen. Man tauft den aufkeimenden Musterstaat „**Freiland**.“ Mit der politischen und wirtschaftlichen Ausgestaltung des Staates wird sofort begonnen und die Arbeit „auf Grundlage der wirtschaftlichen Gerechtigkeit und Freiheit“ organisiert.

Kein Wunder, wenn nach so beispiellosen Erfolgen ein ungeheurer **Optimismus** sich der Leiter bemächtigt. Zum Beispiel bei der Aufnahme neuer Mitglieder kommt derselbe zum Ausdruck.

Ihre Instruktion bezüglich der Aufnahme neuer Mitglieder ging vorerst dahin: Es wird jeder sich darum Bewerbende aufgenommen, sofern er kein rückfälliger Verbrecher und des Lesens und Schreibens kundig ist. „Wir hatten allerdings unbedingtes Vertrauen in die veredelnden, weil das treibende Motiv der meisten Laster beseitigenden Konsequenzen unserer socialen Reformen; wir waren vollkommen beruhigt darüber, daß Freiland keine Verbrecher erzeugen und selbst durch Elend und Unwissenheit da draußen zu Verbrechern Gewordene, wenn nur irgend möglich, dem Laster entreißen werde.“ — Schreiben

können allerdings wird ernstlich verlangt. „Die Kenntnis der Schrift ist von ausschlaggebender Bedeutung; denn das gedruckte Wort allein ist es, welches den Menschen und sein Urteil unabhängig macht von den zufälligen Einflüssen der unmittelbaren Umgebung, seinen Verstand der Belehrung erst öffnet."

Mit also durch ihre Kenntnis der edlen Lesekunst wohl belehrten Arbeitern ist es natürlich kein Kunststück, die Arbeit zu organisieren. Die Grundlage des Organisationsplanes war schrankenlose Oeffentlichkeit in Verbindung mit ebenso schrankenloser Freiheit der Bewegung. „Jedermann in ganz Freiland mußte jederzeit wissen, nach welcherlei Produkten jeweilig größerer oder geringerer Bedarf und in welchen Produktionszweigen jeweilig der größere oder geringere Ertrag vorhanden sei; um das zu erreichen, durfte es in Freiland kein Geschäftsgeheimnis geben. Ebenso aber mußte jedermann in Freiland jederzeit das Recht und die Macht haben, sich — soweit seine Fähigkeiten und Fertigkeiten reichen — den jeweilig rentabelsten Produktionszweigen zuzuwenden; um das zu ermöglichen, mußten alle Produktionsmittel und Produktionsstätten jedermann zugänglich sein. Die zu treffenden Maßnahmen hatten also zunächst diese zwei Punkte ins Auge zu fassen. Eine sorgfältige Statistik hatte in übersichtlicher, und was die Hauptsache ist, in denkbar raschester Weise jede Bewegung der Produktion auf der einen, des Konsums auf der anderen Seite zu registrieren; ebenso mußte die Preisbewegung aller Produkte zur allgemeinen Kenntnis gebracht werden. Angesichts der entscheidenden Wichtigkeit dieser Veröffentlichungen mußte Vorsorge getroffen werden, daß Täuschungen oder unbeabsichtigte Irrungen von vornherein ausgeschlossen seien — ein Problem, welches in vollkommenster und doch einfachster Weise gelöst wurde."

Verf. schildert nun als Beispiel die Organisation eines Eisenwerks auf genossenschaftlicher Grundlage. Dazu „brauchten die Arbeiter den Gesamtmechanismus der Eisenfabrikation keineswegs sämtlich zu verstehen; was not that, war blos zweierlei: erstlich, daß sie wußten, welcherlei Leute sie an die Spitze ihrer Fabrik zu stellen hätten und zweitens, daß sie diesen Leuten einerseits genügende Gewalt einräumten, um die Arbeit in Ordnung zu erhalten, andererseits aber auch sie genügend kontrollierten, um jederzeit das Heft über ihr Unternehmen in eigenen Händen zu behalten." Es bleibt also offene Frage, wer der Vorgesetzte ist, ob der Leiter oder die Arbeiter. Der erwählte Leiter ist zwar „Spitze", aber die „Kontrolle" üben die Untergebenen. Verf. fühlt, daß das unmöglich ist und meint deshalb entschuldigend: „Dabei konnten ohne Zweifel sehr ernste Fehler begangen werden; man konnte sich in der Organisation der dirigierenden sowohl als der kontrollierenden Organe, im Ausmaße der erteilten Vollmachten arg vergreifen; aber gerade die einmal bereits erwähnte, schrankenlose Oeffentlichkeit aller Produktionsvorgänge, die von Gesamtheitswegen auch aus anderen Gründen gefordert werden mußte, erleichterte den Arbeiterschaften ihr Werk wesentlich, und da alle Genossen einer jeden Produktiv-Association im entscheidenden Punkte genau identische Interessen hatten, und ihre konzentrierte Aufmerksamkeit jederzeit auf diese Interessen gerichtet war, so lernten sie wunderbar rasch die gemachten Fehler verbessern, so daß schon nach wenigen Monaten der neue Apparat leidlich funktionierte und in merkwürdig kurzer Zeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte." — Also die Oeffentlichkeit schließt alle Kompetenzkonflikte aus!

Verf. giebt ein vollständiges Associationsstatut mit 10 Paragraphen zum besten. Die ersten beiden Paragraphen lauten:

1. Der Beitritt in jede Association steht jedermann frei, gleichviel ob er zugleich Mitglied anderer Associationen ist, oder nicht; auch kann jedermann jede Association jederzeit verlassen.

2. Jedes Mitglied hat Anspruch auf einen, seiner Arbeitsleistung entsprechenden Anteil am Nettoertrage der Association.

Und der sechste:

6. Die Mitglieder haften für den Fall der Auflösung oder Liquidation der Association zu gleichen Teilen für die kontrahierten Darlehen.



Welchen Wert diese Haftung haben kann bei Leuten, die nichts besitzen, ist schwer zu verstehen. Denn die Fabriken werden nicht aus Privatmitteln, sondern auf Grund von „Produktivkredit" aus den öffentlichen Kassen errichtet. Ohnehin spielt das Geld eine sehr geringe Rolle, da auch hier der Waren-Chek für eine der hervorragendsten Zukunftsforderungen gilt.

Am Schluß des Jahres rechnet ganz „Freiland" ab, und es wird strengstens dafür gesorgt, daß von ländlichen Arbeitern nicht mehr Stundenleistung gefordert wird, wie von industriellen und umgekehrt. „Alle Produktionsmittel sind Gemeingut; über das Ausmaß des Nutzens, den ein jeglicher von uns von diesem gemeinsamen Eigentume ziehen mag, entscheidet nicht der Zufall des Besitzes — aber auch nicht die Fürsorge einer alles bevormundenden kommunistischen Obrigkeit, sondern einzig die Fähigkeit und der Fleiß eines Jeden." — Wieso das, ist schwer zu begreifen.

Neben der Arbeitsorganisation darf auch die politische Verfassung nicht fehlen: Der Grundparagraph ist folgender: „Jeder Bewohner Freilands hat das gleiche unveräußerliche Anrecht auf den gesamten Boden und auf die von der Gesamtheit beigestellten Produktionsmittel." — Natürlich wird auch jedermann, sofern er nicht in die Rechtssphäre eines andern greift, die „Bethätigung seines freien individuellen Willens" garantiert, obschon nicht recht zu erkennen ist, was diese Bestimmung in dem nach § 1 doch zweifellos kommunistischen Gemeinwesen bedeuten kann.

Es gestaltet sich nun unter den beiden geschilderten, politischen und volkswirtschaftlichen Verfassungen das Leben in „Freiland" zu einem völlig paradiesischen. Nicht nur das materielle Gedeihen ist unvergleichlich, auch das geistige und moralische Leben kommt zu höchster Blüte. Das Laster verschwindet, und die Tugend herrscht, und man ist nicht nur selbst tugendhaft, sondern man setzt auch in Gestalt von „Kostümen" Tugendprämien aus für die jungen Damen aus dem Stamme der Massai. Das Mittel hilft, wie noch nie eins. So groß wird die Zahl der Tugendaspirantinnen, daß sie auf einmal in Freiland garnicht unterzubringen sind. Der Eindruck der in Gestalt von Toiletten verliehenen Auszeichnung auf die, trotz des von der bisherigen Sitte geheiligten zügellosen Lebenswandels in hohem Grade ehrsüchtigen Massaimädchen, ist so nachhaltig, daß keines derselben sich der erworbenen Freundschaft tugendhafter weißer Damen unwürdig erweist. „Die Massaijünglinge aber geizten in so hohem Grade nach der Gunst solcherart ausgezeichneter Mädchen, daß dieselben allesamt sehr bald verheiratet waren." — „Der schließliche Effekt war, daß in kürzester Frist das einst so zügellose und sittenlose Massailand zu einem Musterlande guter Sitte wurde."

Bis ins Privatleben hinein erstrecken sich die wohlthätigen Wirkungen des Strahl-Hertzka-Staates, z. B. auf die Geselligkeit. „Europäische Gesellschaften sind im Grunde doch nichts anderes, als Maskeraden, bei denen alle Welt sich gegenseitig belügt; Zusammenkünfte von Feinden, die das Böse, das sie sich gegenseitig wünschen, unter höflichen Grimassen zu verbergen suchen, ohne jedoch dadurch irgendwen ernstlich zu täuschen. Und dies ist in einer ausbeuterischen Gesellschaft anders gar nicht möglich, denn in dieser ist Interessengegensatz die Regel, wahre Interessensolidarität eine höchst seltene und bloß zufällige Ausnahme; seinen Nebenmenschen wirklich zu lieben ist bei uns eine Tugend, zu deren Uebung ein nicht gerade alltägliches Maß von Selbstverleugnung gehört, und jedermann weiß daher, daß neun Zehnteile dieser verbindlich grinsenden Masken sofort in bitterem Hasse über einander herfallen würden, wenn die angeborene und anerzogene Dressur der wohlanständigen Sitte sie auch nur einen Moment im Stiche ließe. Man hat also inmitten solcher Gesellschaften stets ein Gefühl, welches etwa dem der unterschiedlichen Bestien gleichen mag, welche in den Menagerien zum Ergötzen des schaulustigen Publikums in einen gemeinsamen Käfig gesperrt, sich wohl oder übel mit einander vertragen müssen. Der Unterschied liegt bloß darin, daß die Dressur unserer zweibeinigen Tiger, Panther, Luchse, Wölfe, Bären und Hyänen vollkommener ist, als die ihrer vierbeinigen Ebenbilder; diese umschleichen einander, ingrimmig knurrend, ihre Rauf- und

Mordlust sichtlich nur mühsam unter scheuen Seitenblicken auf die Peitsche des Tierbändigers unterdrückend, während jene den im Herzen lauernden bösen Willen höchstens dem aufmerksamen Beobachter durch ein tückisches Blinzeln des Auges oder sonst eine kaum zu bemerkende Kleinigkeit verraten. Ja, so mächtig ist diese Dressur der zweibeinigen Raubtiere, daß diese sich durch dieselbe zeitweilig selber täuschen lassen; die Hyäne hat Momente, wo sie allen Ernstes glaubt, ihr verbindliches Grinsen dem Tiger gegenüber sei ehrlich gemeint, und wo der Tiger sich einbildet, hinter seinem leisen Knurren verberge sich eitel Liebe und Freundschaft mit seinen Mitbestien."

Man fragt sich unwillkürlich wo Herr Dr. Hertzka seine gesellschaftlichen Studien gemacht hat. Vielleicht an der Wiener Börse? Da würde das schöne Gleichnis von den Wölfen, Bären, Löwen und anderen Menageriebewohnern bis einschließlich der Namen passen. Und der Kontrast mit „Freiland" muß groß sein. Denn „die Freiländer sehen sich unter wahren, aufrichtigen Freunden, wenn sie unter Menschen sind. Sie haben einander nichts zu verbergen, sie wollen einander weder übervorteilen, noch gegenseitig ausnützen. Wetteifer findet allerdings auch unter ihnen statt, aber dieser kann das Gefühl kameradschaftlichen Wohlwollens nicht beeinträchtigen, da der Erfolg des Siegers allemal auch dem Besiegten gute Früchte trägt. Harmlose Offenheit, ein geradezu kindliches Sichgehenlassen ist daher allenthalben unter ihnen heimisch und das in Verbindung mit der heiteren Lebensanschauung und geistigen Vielseitigkeit ist es, was ihrer Geselligkeit so wunderbaren Reiz verleiht."

Daß im Edenthal ein Normalbürger über den Durst trinkt, kommt nicht mehr vor. Ein Fremder, der bei einer freiländischen Familie zu Besuch ist, macht mit seinem Gastgeber nach dem Diner eine kleine Promenade am Edensee, an dessen Ufern die meisten der Edenthaler Hotels gelegen sind. Eben als man wieder heimkehren will, begegnet den Wanderern ein Trunkener, der wankend und lallend nach einem der Gasthöfe fragte. „Es war sichtlich ein erst kürzlich eingetroffener Einwanderer." Der Gastgeber versichert dann später, „wir könnten uns rühmen, einer der in diesem Lande seltensten Sehenswürdigkeiten begegnet zu sein." Und dabei sind die Freiländer keineswegs Temperenzler, vielmehr sind Bier und Palmwein vorzüglich, und die Weine lassen nichts zu wünschen übrig.

Was die Ehe betrifft, so herrscht Monogamie, die wie der Leser erfährt, auf Naturgesetz beruht. Eine Freiländerin hält über dies heikle Thema gelegentlich folgende pathetische Rede: „Ich bin ein freiländisches Weib, und freiländisch ist mein Gedankengang; der Natur als Gesetz andichten wollen, was nichts anderes, als das Produkt meiner moralischen Anschauungen ist, liegt mir fern. Wenn ich sagte, der Mensch sei ein monogames Wesen, Vielweiberei und Vielmännerei widersprächen seinen Existenzbedingungen, wären seiner wahren Natur zuwider, so meinte ich darunter — weit entfernt, an ethische Gesichtspunkte zu denken — schlechthin die tierische Natur des Menschen. Wir gehören — um es kurz und trocken zu sagen — einer Tierart an, die von der Natur auf Monogamie und Monandrie angewiesen ist. Eine Species, deren Nachwuchs nahezu 20 Jahre zur Reife braucht, kann ohne die Pflege von Vater und Mutter zugleich nicht gedeihen. Das, die langandauernde Hülflosigkeit unserer Kinder ist es, was die dauernde Einehe dem Menschen natürlich macht. Die moralischen Empfindungen — die allerdings in gesundem Zustande der menschlichen Gesellschaft thatsächlich auch nach dem gleichen Ziele gravitieren — sind nichts anderes, als das Ergebnis dieser materiellen Existenzbedingungen. Man lasse den Menschen binnen Jahresfrist heranreifen, und unsere moralischen Empfindungen werden einen Wechsel der Gatten nach jedem Kinde zulassen, vielleicht sogar gebieterisch fordern, denn für schön und gut halten wir ausnahmslos bloß dasjenige, was dem Gedeihen der Art förderlich ist. Nun fordert das Gedeihen des genus homo kategorisch, daß Vater und Mutter das Junge zwanzig Jahre lang betreuen; inzwischen rückt neuer Nachwuchs heran, das Naturgebot der Kinderaufzucht — Sie sehen, ich gebrauche überall die krassesten naturgeschichtlichen



Ausdrücke — hält also Männlein und Weiblein solange zusammen, bis Trennung ohnehin gegenstandslos geworden ist. Es wäre daher schlechthin naturwidrig, wenn die natürlichen Empfindungen und Instinkte des Menschen nicht in Einklang mit diesen Naturgeboten stünden. Eheliche Anhänglichkeit und Treue müssen natürliche Instinkte des Menschen sein, und sie sind es denn auch; alle Erscheinungen, die scheinbar auf das Gegenteil hindeuten, sind lediglich Konsequenzen vorübergehender Kulturauswüchse."

Aber ganz ungestraft wandelt man doch nicht unter Palmen, und so wird schließlich Freiland in einen Krieg mit Abyssinien verwickelt. Hat aber Strahl-Hertzka bisher über alle Schwierigkeiten leicht und glänzend gesiegt, so siegt er nun erst recht über Abyssinien. Die Folge ist dann, daß nicht nur die Augen der Massai, sondern die des ganzen alten Europa sich auf den socialistischen Musterstaat am Kenia richten. Und das Hinblicken wird zur Bewunderung, und zwar zu solcher Bewunderung, daß ein Weltkongreß zur Diskutierung der Hertzkaschen Glückseligkeits-Theorie nach Edenthal nicht nur berufen, sondern auch von fast allen Staaten der Welt beschickt wird. Bedenken aller Art werden erhoben. Aber Strahl wirft alle seine Gegner erfolgreich zu Boden. „Freiland" triumphiert.

Aus den langen und sehr weitschweifigen Debatten des Weltkongresses — es wird ein umfassender Parlamentsbericht gegeben — geben wir nur ein paar Sätze wieder, die auf religiöse Fragen Bezug haben.

Wladimir Ossip, also ein Russe, meint folgendes: „Fern sei es von mir, den edlen Stifter des Christentums mit dem, was später aus seiner Lehre gemacht wurde, zu verwechseln. Wir verkünden das Glück und die Freiheit, Christus predigte Entsagung und Demut; wir wollen den Reichtum, er die Armut aller; wir beschäftigen uns mit den Dingen dieser Erde, er hat das Jenseits vor Augen; wir sind — um es kurz zu sagen — Revolutionäre, wenn auch friedliche, er ist ein Religionsstifter. Lassen wir die Religion; ich glaube, es kann zu nichts führen, sich in Fragen des Mein und Dein auf das Christentum zu berufen."

Dem Russen antwortet ein Jude, Lionel Acosta: „Ich bin durchaus anderer Meinung. Die Lehre Christi ist die reinste, edelste, wenn auch über Mittel und Ziele noch nicht klar bewußte Verkündigung der socialen Freiheit, die bisher gehört worden ist, und diese Verkündigung der socialen Freiheit, nicht religiöse Neuerungen, sind der Inhalt der „guten Botschaft"; Christus für einen Religionsstifter, statt für einen socialen Reformator auszugeben, eine Lehre, die im Fluge die Herzen der unterdrückten Massen gewonnen, weil sie ihnen Abhülfe ihrer Leiden versprach, zu einem Einschläferungsmittel ihrer erwachenden Energie zu gebrauchen, war das Meisterstück der Verknechtungskunst. Christus hat sich mit Religion garnicht beschäftigt, keine Zeile der Evangelien enthält auch nur eine Spur davon, daß er an den alten religiösen Satzungen seines Landes rüttelte; der frömmste, eifrigste Jude kann seinen Kindern unbedenklich die Evangelien zu lesen geben, sie werden nichts darin finden, was ihr religiöses Gefühl verletzt. (Eine Stimme: Warum wurde aber dann Christus ans Kreuz geschlagen?) Man fragt mich, warum Christus von den Juden gekreuzigt wurde, wenn er nichts gegen das mosaische Gesetz unternommen hatte. Ja, mordet man denn bloß aus religiösen Gründen? Christus wurde zum Tode geschleift, weil er ein socialer, nicht weil er ein religiöser Neuerer war, und nicht die Frommen, sondern die Mächtigen unter den Juden haben seinen Tod gefordert." — Folgt dann der Beweis, daß Christus nach römischem, nicht nach jüdischem Recht gerichtet wurde; die Römer, das in religiöser Beziehung toleranteste aller Völker, hätten aber sicherlich wegen religiöser Neuerungen niemand zum Tode gebracht; sie hätten die Hinrichtung nicht einmal geduldet, geschweige denn selber das Urteil gesprochen. „Ich sage das nicht, um die Verantwortung für Christi Tod von Juda abzuwälzen; es ist jedes Volkes trauriges Privilegium, der Henker seiner Edelsten zu sein, und gleichwie niemand anders als die Athener Sokrates töteten, so hat auch niemand anders als die Juden Christus getötet."

Das Schlußwort der Verhandlungen spricht Strahl selbst und schildert noch einmal kurz das Ende des kapitalistischen Zeitalters. Die alte Welt mißfiel zuletzt auch den Herrschenden; sie fühlten sich beengt und geängstigt durch das Elend ringsumher, über welches sie sich lange mit dem Hinweise auf die unerforschlichen Ratschlüsse Gottes hinweggesetzt hatten; ein Grauen begann sie zu erfassen vor den Genüssen, die mit der Marter ihrer Brüder erkauft wurden, und da sie die einmal als schrecklich erkannte Ordnung trotzdem für unabänderlich hielten, so bemächtigte sich der Pessimismus, der Pessimismus Buddhas, der Heil nur von der Vernichtung erwartet, gerade jener höher veranlagten Geister, die sich durch ererbten Autoritätsglauben nicht dazu nötigen ließen, Fluch für Segen zu halten.

„Nunmehr aber wird sich ein neuer Wandel vollziehen. Ueber ein Geschlecht, das den Wolken ihren Blitz und der Unterwelt ihre Glut genommen, können die Götter fürderhin durch Furcht nicht herrschen, und seitdem die Knechtschaft aufgehört hat, die Grundlagen der irdischen Ordnung zu sein, muß sie auch aus den Himmeln verschwinden. Ebenso undenkbar als Gottesfurcht ist Pessimismus welcher Art immer für die kommenden Generationen, die, erlöst von den Leiden der Welt, in heiterer Lebensfreude ihr Dasein nützen werden. Denn daß dieses Leiden, diese „Erbsünde," in nichts anderem, als im Unrecht der Ausbeutung gelegen, ist den großen Denkern, die, ihrem Zeitalter vorauseilend, Wahrheiten aussprechen, deren vollen Sinn erst spätere Jahrtausende begreifen, niemals entgangen. Die Uebel, welche die Menschheit sich selber zufügt — Not und Laster — sie allein waren es, welche die Erde zur Hölle machten; was die Natur uns auferlegt — Krankheit und Tod, kann uns so wenig als irgend einem lebenden Wesen die Freude am Dasein vergällen. Die Krankheit nicht, weil sie — insbesondere seitdem Elend und Laster ihr keine Kupplerdienste mehr leisten — nur vorübergehend und ausnahmsweise sich einstellt; der Tod nicht, weil in Wahrheit nicht er, sondern bloß die Furcht vor ihm ein Uebel ist."

Diese Furcht aber verschwindet schließlich auch noch. „Sie ist auch als Schutzwehr gegen den Selbstmord überflüssig geworden, sie hat als Artinstinkt des Menschen keinen Zweck mehr — sie wird verschwinden, „rudimentär" werden, wie jeder nutzlos gewordene Artcharakter. Entweichen wird mit dem Unrecht auch dieses Uebel aus der Menschheit, in ungetrübter Heiterkeit liegt das Leben vor unseren Nachkommen, die es — frei von dem lähmenden Gedanken des Pessimismus — zu unendlichem Fortschritt, zu unendlicher Vervollkommnung benützen werden." — „Wir aber, meine Freunde, eilen jetzt ans Werk, dieser Zukunft die Thore zu öffnen!"

Unser Verfasser macht also — man muß es ihm lassen — ganze Arbeit. Auch mit dem Tode räumt er auf, und es bleibt in der That kein Uebel übrig auf unserer jetzt noch so schmerz- und thränenreichen Erde. Das Evangelium Hertzka, wenn es wahr ist, führt wirklich die volle irdische Glückseligkeit herbei.

In einem Schlußwort nimmt dann noch der Verfasser dem Kritiker das Wort von der Zunge weg und erklärt — auch hier macht er ganze Arbeit — sein Werk nicht für „die wesenlose Schöpfung einer ausschweifenden Phantasie," sondern für das „Ergebnis gründlicher, wissenschaftlicher Forschung." Die Menschen seien in Wirklichkeit so wie er sie geschildert, seine Theorien in allem Wesentlichen richtig. Das Einzige, was zur Verwirklichung von „Freiland" noch fehle, sei eine Anzahl mutiger, thatkräftiger Menschen, die auf Grund von Hertzkaschen Principien nach dem Kenia aufbrechen.

* * *

Will man sich ein Bild vom Wert oder Unwert moderner Staatsromane machen, so wird es zu richtigerem Urteil sicher beitragen, wenn man einen Blick zurückwirft auf ähnliche Phantasiegebilde der Vergangenheit.

Gewiß ist es kein Wunder, wenn auch in unseren Tagen die allzu fruchtbare Phantasie Bellamys und anderer auch die Satire schon herausgefordert hat.



Otto von Leixner hat z. B. ein kleines Buch erscheinen lassen: 2086 oder das Weltalter der Gleichheit. Darin wird die Bellamysche Zukunftsverfassung durch folgende Konstitution parodiert:

§ 1. Bürger des Menschheitsstaats ist jeder Geborene.

§ 2. Jeder Bürger hat bis zum Tode die gleichen Rechte:

a. der Staat giebt ihm, für beide Geschlechter gleich, die Einheitsbildung, Einheitsnahrung, Einheitskleidung und Wohnung bis zum Tode. Die Gestorbenen werden durch die künstliche Auflösung in die uranfänglichen Krafteinheiten zurückverwandelt.

b. die Angehörigen beider Geschlechter werden so erzogen, daß sie nach staatlichen Bestimmungen zu jeder Zeit jedem Geschäft an jedem Ort nachkommen können. — U. s. w.

Es folgen dann etwas gewagte Witze über die Regelung der Bevölkerungsziffer, die wir nicht erwähnen würden, wenn nicht Bebel auch auf diesem Gebiet den Spott herausgefordert hätte.

Indessen liegt im Grunde in der bewußten modernen Satire weit weniger Widerlegungskraft, als in der unfreiwilligen Satire, die in dem Vorhandensein Jahrhunderte alter Staatsromane liegt, die den heutigen ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen. Wir nennen als ersten die „Utopia" des Thomas Morus. Die „Utopia" ist in Form eines Gespräches abgefaßt, an welchem auch der Verfasser beteiligt ist. Bisweilen führt er sich selbst als redend ein. Es sprechen aber offenbar auch einige der Mitredenden weniger die eigenen Gedanken, als die des Thomas Morus*) aus.

Die Fürsten führen Kriege aus Ehrsucht und Eigennutz, statt am Wohl ihrer Unterthanen im Frieden zu arbeiten. Ihre Gesinnung ist Menschenverachtung. Es ist ihnen gleich, ob man als Knecht oder Minister dient. „Die lateinischen Worte servire und inservire unterscheiden sie bloß nach der Silbenzahl."

„Die vornehmste Ursache des öffentlichen Elends besteht in der übermäßigen Anzahl von Edlen, die sich, gleich müßigen Hornissen, von ihres Nächsten Schweiß und Arbeit nähren, und die ihre Ländereien bebauen lassen, indem sie, um ihre Revenüen zu vermehren, ihre Pächter bis aufs Blut aussaugen; eine andere Oekonomie kennen sie nicht. Aber handelt es sich darum, sich ein Vergnügen zu verschaffen, so sind sie verschwenderisch bis zum Wahnsinn, und sollten sie dadurch an den Bettelstab geraten. Nicht minder beklagenswert ist es, daß sie ganze Scharen von müßigen Dienern, die nichts gelernt, wodurch sie sich ihre Existenz sichern könnten, in ihrem Gefolge haben."

Eine besondere Unglücksquelle ist die Armee, das Heer. „Um den Waffen Ruhm und Erfolg zu sichern, muß man die Diebe vervielfältigen. Denn für die letzteren bilden jene Müßiggänger eine unerschöpfliche Schule. Und beim Licht betrachtet, sind Spitzbuben nicht die schlechtesten Soldaten, und Soldaten sind nicht die furchtsamsten Spitzbuben; es giebt viel Analoges zwischen diesen beiden Metiers."

Aber der Verfasser geht noch viel radikaler dem „herrschenden System" zu Leibe. Und man weiß in der That nicht, ob Thomas Morus, der Zeitgenosse Luthers, oder Bebel, der Mann des 19. Jahrhunderts spricht, wenn man wörtlich folgendes liest:

„Ueberall, wo das Eigentumsrecht herrscht, wo man alles mit Geld mißt, wird von Billigkeit und gesellschaftlichem Wohlbefinden nie die Rede sein können, Sie müßten es denn billig finden, daß sogar das Schätzenswerteste sich in den Händen der Unwürdigsten befindet, und einen Staat vollkommen glücklich nennen, wo das öffentliche Vermögen einer Handvoll von Individuen zur Beute wurde, die im Genusse unersättlich sind, während die Masse von Elend verschlungen wird. In Utopien ist die Zahl der Gesetze gering; die Regierung verbreitet ihre Wohlthaten über alle Klassen der Bürger.

*) Morus, Staatsmann und Humanist, geboren 1480 zu London, ward später Kanzler, blieb aber eifriger Katholik und Gegner der Reformation; 1535 enthauptet.

Das Verdienst empfängt dort seine Belohnung; und zugleich ist der nationale Reichtum so gleich verteilt, daß jeder dort im Ueberflusse alle Annehmlichkeiten des Lebens genießt. Schon Plato hatte klar vorhergesehen, daß das einzige Mittel, öffentliches Glück zu begründen, in der Anwendung des Princips der Gleichheit bestehe. Die Gleichheit aber, meine ich, ist in einem Staate, wo der Besitz Einzelrecht und unbeschränkt ist, unmöglich; denn jeder sucht sich dort, mit Hülfe verschiedener Vorwände und Rechte, soviel anzueignen, als er kann, und der Nationalreichtum fällt endlich, so groß er auch sein mag, in den Besitz weniger Individuen, die den Uebrigen nur Mangel und Elend lassen. Das ist es, was mich in unüberwindlicher Weise davon überzeugt, daß das einzige Mittel, die Güter mit Gleichheit und Billigkeit zu verteilen und das Glück des menschlichen Geschlechts zu begründen, in der Aufhebung des Eigentumsrechts bestehe."

Dem Vertreter dieser Grundsätze erwidert nun ein anderer, daß er ein Land mit Gütergemeinschaft für das unglücklichste halten müsse. „Jeder wird die Arbeit fliehen und sich seiner Existenzsorgen auf Kosten der Thätigkeit seines Nächsten entschlagen." Die Antwort auf diesen Einwand lautet: „Wären Sie in Utopien gewesen!" Und nun folgt die Beschreibung, wie es in dem gelobten Lande aussieht. Der Grund und Boden ist Staatseigentum und jeder Utopier ohne Ausnahme ist zunächst zum Ackerbau verpflichtet. Schon die Kinder erlernen ihn theoretisch in den Schulen, später wird er praktisch geübt. Dann aber muß auch jeder ein Handwerk lernen. Es besteht ein 6stündiger Normalarbeitstag, 3 Stunden Vormittags und 3 Nachmittags. Diese Arbeit liefert alle Bedürfnisse im Ueberfluß. „Nimmt der Ueberfluß an Erzeugnissen gar zu sehr überhand, so werden die täglichen Arbeiten ausgesetzt, und die Bevölkerung beschäftigt sich in Masse mit der Ausbesserung schadhafter Wege."

„Der Zweck der socialen Einrichtungen in Utopien geht dahin, zuerst dem öffentlichen und individuellen Verbrauche seine Bedürfnisse zu sichern, dann aber jedem soviel wie möglich Zeit zu lassen, um sich der Knechtschaft des Leibes zu entledigen, seinen Geist frei auszubilden und seine intellektuellen Anlagen durch das Studium der Künste und Wissenschaften zu entwickeln. Nur in dieser vollständigen Entwicklung finden sie das wahre Glück."

Zu ausschließlich geistiger Arbeit werden nur einige dispensiert, und zwar „solche Jünglinge, die das Volk auf Empfehlung der Priester und nach geheimen Abstimmungen für Künste und Wissenschaften bestimmt. Sobald einer unter diesen Gewählten die öffentliche Hoffnung täuscht, wird er in die Klasse der Arbeiter zurückversetzt. Wenn aber umgekehrt — und dieser Fall ist häufig — ein Arbeiter dahin gelangt, sich dadurch, daß er die Mußestunden intellektuellen Studien widmet, eine genügende Bildung zu verschaffen, so wird er von der mechanischen Arbeit freigesprochen und in die Gelehrtenklasse erhoben."

In ihren Mußestunden thun die Utopier dasselbe, was Bebel seine Zukunftsstaatler thun läßt. Sie verbringen dieselben in edlen „Zerstreuungen: Sommers in den Gärten, Winters in den gemeinschaftlichen Speisesälen. Sie musizieren oder pflegen der Unterhaltung. Sie kennen weder Würfel noch Karten, noch irgend ein anderes von jenen Hazardspielen, die ebenso abgeschmackt, als gefährlich sind. Indessen üben sie zwei Arten von Spiel, die in mancherlei Beziehung unserem Schach ähnlich sind; das erstere heißt die „arithmetische Schlacht," worin das Heer vom Heere geschlagen wird; das andere ist der „Kampf der Laster und Tugenden."

Auch Thomas Morus läßt schon das Essen, genau wie Bebel und Bellamy, in großen Centralküchen bereiten und in öffentlichen Speisehäusern einnehmen. „Die Männer sitzen an der Wandseite, die Frauen gegenüber, damit diese, wenn ihnen eine plötzliche Unpäßlichkeit zustoßen sollte, was schwangeren Frauen mitunter begegnet, ohne jemanden zu stören hinausgehen und sich in das Ammenzimmer zurückziehen können."

„Das Diner ist kurz, das Souper lang, weil nach dem ersteren gearbeitet wird, während man nach dem Souper des Schlafs und der nächtlichen Ruhe pflegt. Die



Utopier sind der Ansicht, daß der Schlaf vorteilhafter als die Arbeit auf die Verdauung einwirke. Bei einem Souper fehlt niemals Musik und ein reichhaltiges und leckeres Dessert. Weder Parfums noch die wohlriechendsten Essenzen, nichts ist gespart, um die Behaglichkeit und den Genuß der Gäste zu erhöhen."

Gold und Silber sind verpönte Dinge. Man schmiedet daraus Ketten für die Sklaven (deren Thomas Morus doch einige für die niedrigsten Dienste vorgesehen hat.) Und „man macht sogar Nachtgeschirr" aus dem edlen Metall.

Die Jagd ist nur den Metzgern erlaubt, weil die Liebe zum töten „der Hang einer schon verwilderten Seele" sei.

Die Religion der Utopier ist Gott, Tugend und Unsterblichkeit, die Stimme der Natur ist die Stimme der Vernunft.

Die Folge der utopischen Einrichtungen sind äußere Blüte und inneres Glück. „Denn die Keime des Ehrgeizes, der Zwietracht und aller übrigen Laster sind im Innern ausgerottet. Seitdem fürchtet der Staat keine bürgerlichen Uneinigkeiten, welche die Macht und den Wohlstand so vieler Städte zerrüttet haben. Und während die Einigkeit der Bürger im Innern so fest begründet ist, verteidigen die vortrefflichen und energischen Einrichtungen den Staat gegen die Gefahren von außen."

Uebrigens ist Thomas Morus ehrlich genug, sein Phantasiebild mit einem skeptischen Lächeln zu schließen, wie ja auch der Name „Utopien" eine Ironie in sich schließt. Als die Frage erörtert wird, ob man die utopischen Einrichtungen auch wohl auf England übertragen könne, sagt er resigniert: „Ich wünsche es mehr, als ich es hoffe."

Neben der Utopia des Morus erwähnenswert ist als Zukunftsroman die „Nova Atlantis" des Bacon von Verulam.*)

Auch hier handelt es sich um eine glückselige Insel, in deren Hauptstadt Bensalem der Verfasser verschlagen wird. Indessen trägt hier das ganze Bild nicht so sehr ernste politisch-volkswirtschaftliche, als vielmehr poetische mild-humanitäre Züge. Die Bewohner Bensalems sind freimaurerisch angehauchte Christen, fromme, keusche, verehrungswürdige etwas vegetarische Leute, daneben Freunde der Naturwissenschaft, die in den Tagen des Verfassers noch vielfach geheim getrieben werden mußte, und von deren offener Förderung man sich damals goldene Berge versprach. In Bensalem fehlt nicht das in späterer Zeit unentbehrliche Requisit aller aufklärerischen Publikationen, der unheimlich edle Jude, so eine Art Vorläufer von Lessings „Nathan dem Weisen."

Wir schließen hier ab. Und die Frage liegt nun nahe: was ist von allen diesen Zukunftsbildern zu halten? Was unterscheidet sie? was ist ihnen gemein? was ist ausführbar, was unmöglich?

Nun — wir glauben zunächst, daß, was die Phantasiegebilde unterscheidet, nur das Zeitkolorit ist. Thomas Morus, 1480 geboren, knüpft äußerlich an die Entdeckung Amerikas an, Bacon, der 100 Jahre später lebte, bezeichnet schon Gegensatz und Reaktion gegen kirchliche Schroffheit, und der modernste, Hertzka, läßt Eden in Deutsch-Ostafrika erstehen. Was aber allen gemeinsam, den Humanisten der Renaissance, den Freimaurern der Aufklärung und den Socialisten unserer Tage — das sind zwei kardinale Grundirrtümer, ein volkswirtschaftlicher und ein psychologischer.

Der psychologische Irrtum ist die Annahme, das Gute in der menschlichen Natur könne durch vollkommene Einrichtungen zur Vollkommenheit gesteigert werden. Freilich ist dies ein Irrtum, der wissenschaftlich nicht zu widerlegen ist, denn er liegt nicht auf dem Gebiet des Wissens, sondern auf dem des Glaubens. Daher seine Stärke. Daher auch die Unmöglichkeit, ihm etwas anderes entgegenzusetzen, als einen anderen Glauben, den nämlich

*) Francis Bacon, später Bacon von Verulam, wurde 1561 zu London geboren. Er spielte als Kanzler eine große politische Rolle, ist Vertreter empirischer Philosophie und ein überaus fruchtbarer Schriftsteller gewesen.

an die Sündhaftigkeit der menschlichen Natur. Christ und Socialist, irdisches und ewiges Evangelium stellen hier eben unversöhnliche Gegensätze dar.

Immerhin wird für alle Modernen ein gutes Stück Kritik in der Thatsache liegen, daß von Plato bis auf unsere Tage alle politischen Zukunftsromane bisher Romane geblieben sind, und daß auch heute noch nicht die geringsten Ansätze erkennbar sind, daß Utopien, oder Bensalem, daß Freiland oder ein Bellamysches Boston im Begriff ständen, sich zu verwirklichen. Ganz besonders hinfällig hat sich stets die auch jetzt wieder begeistert vorgetragene Hoffnung erwiesen, daß Wohlstand und Reichtum einen moralisch bessernden Einfluß auf ihre Besitzer ausüben. Dann müßten die Börsianer in Berlin die besten Menschen sein! Und doch ist oft genug der Unterschied zwischen ihnen und den Industrierittern der „Kaffeeklappe" nur der, daß es sich beim „Kümmelblättchen" um kleinere Summen handelt.

Aber ist nicht doch eine volkswirtschaftliche Widerlegung der volkswirtschaftlichen Irrtümer möglich und nötig? Gewiß. Nur wollen wir sie an dieser Stelle nicht geben. Sie ist vielfach und oft genug schon erfolgt, auch aus den berufensten Federn. Wir nennen nur Wagner und Schäffle. Klar und scharf antwortet in den Schriften dieser Männer die Wissenschaft mit leidenschaftslosem Munde auf die Frage: Was kann verwirklicht werden in socialistischer Richtung und was nicht? Auch ein Gegner unserer Auffassungen, Eugen Richter, hat kürzlich in einem gut und sachlich geschriebenen Hefte „Die Irrlehren der Socialdemokratie" scharf und beißend ad absurdum geführt. Freilich hat Richter sein lebenlang das Zerrbild des Liberalismus in entgegengesetzter Richtung, das konsequente Manchestertum vertreten, obschon nicht zu bezweifeln ist, daß in dem großen Problem des menschlichen Zusammenlebens das relativ größte Glück so wenig jemals in der rücksichtslosen Freiheit des Individuums liegen wird, wie im absoluten Zwang der Gemeinschaft, sondern daß es immer eine schwankende Mitte geben wird an nach Zeit und Umständen wechselnden Orten. Diesen Ort zu finden ist die Aufgabe konservativer Politik, den Weg zu ihm muß die Nächstenliebe weisen. Und wer mag leugnen, daß heute dieser Wegweiser in socialistischer Richtung zeigt, daß die Entwicklung des Kapitalismus vom Staate den Schutz der Schwachen gegen den Starken fordert?

Freilich — und hier kommen wir auf den volkswirtschaftlichen Grundirrtum — bewegen sich alle neuen Zukunftsbilder in einem vitiösen Zirkel, wenn sie glauben, ein wenn auch noch so geringes Maß persönlicher Freiheit mit der offiziellen Produktion, mit der Verstaatlichung der Arbeitsmittel vereinigen zu können. Macht der Staat die Kleiderstoffe, so muß er verlangen, daß sie getragen, kocht er die Suppen, so muß er verlangen, daß sie gegessen werden, stellt der Staat jeden Menschen in die Arbeit, so muß er verlangen, daß derselbe da arbeitet, wo er hingeschickt wird. Kleidet und nährt der Staat aber den Menschen und weist ihm unweigerlich zu verrichtende Arbeit zu, so ist es keineswegs Uebertreibung, sondern einfache Wahrheit, daß das Leben im Zukunftsstaat dem modus vivendi unserer Zuchthäuser ungefähr entsprechen wird. Giebt aber im Gegenteil der Staat Freiheit in der Auswahl der Kleider, so sind grade wie heute Schwankungen in der Produktion unausbleiblich; giebt er Freiheit zu essen, was man mag: wer bekommt die Austern und den Champagner, wenn alle ihn fordern? Giebt der Staat freie Berufswahl: wer wird die Straßen fegen?

In diesem Hauptpunkt, der den Nerv des Zukunftsstaats darstellt, ist hinsichtlich der offiziellen Arbeitsleistung Bellamy ohne Zweifel vernünftiger als Bebel und andere, die sich ein unmögliches Verhältnis von Arbeitern, die ihren Vorgesetzten vorgesetzt sind, denken, und mit den Erwägungen der Halbbildung schon am Ende der Probleme angelangt sind, wo diese für den Gebildeten erst beginnen. Bellamy läßt die Beamten nicht von den Untergebenen, Arbeitern, sondern von der industriellen Reserve-Armee gewählt werden, und er setzt klugerweise einen gewissen Zwang als notwendig, — eine Pille,

die er dann dadurch verzuckert, daß er die Zwangsarbeit auf die Zeit vom 21. bis 45. Jahr beschränkt, — aber der Zwang bleibt Zwang. Und gar an dem Problem der geistigen Arbeit, die aller Staatsreglementierung spottet, wird auch der pfiffige Amerikaner zu schanden. Was er hier beibringt ist so gesucht und künstlich, daß niemand ihm glauben wird, es könnten Litteratur und Presse, Wissenschaft und Kunst auf dieser Basis jemals gedeihen.

Was bleibt also übrig als möglich, als berechtigt, von den Forderungen der Socialisten?

Ein gewisser Teil der Produktion, der sich seiner Natur nach eignet, kann und soll in Staatsbetrieb gehen. Der größere Teil wird bleiben wie er ist. Ueberall nur ist Schutz und Fürsorge für die Schwachen zu fordern.

Freilich dürfen Schutz und Fürsorge nie soweit gehen, daß sie den Trieb des Mannes, für sich und die Seinigen zu sorgen, töten. Und ebenso müssen alle politischen Zukunftsprojekte wie Plunder in sich selbst zerfallen, wenn sie mit einer Großmacht nicht vorweg sich abfinden — mit menschlicher Leidenschaft und Sünde. Trägheit, Neid, Ehrsucht, Laster, Verbrechen zu überwinden, reicht keine menschliche Einrichtung aus, keine Arbeitsordnung und Verfassung der Welt. Und selbst da, wo die intensivste religiöse Begeisterung, welche je auf der Erde eine Gemeinde erfüllt hat, die Menschen geneigt gemacht hatte, alles Erdengut der Gesamtheit zu opfern, selbst unter den ersten Christen zu Jerusalem hat der Kommunismus nur ein Eintagsleben geführt. Wohl giebt es auch heute noch in Amerika zahlreiche kommunistische Sekten, und sie blühen und gedeihen. Aber doch immer nur so lange, als — ein Diktator da ist, dessen persönlicher Autorität sich alles schlechthin unterwirft. So weit die Geschichte zurückreicht, haben im ganzen alle Versuche, Gleichheit der Menschen herzustellen, nur immer zu um so größerer Ungleichheit geführt.

Ein neuerer Lyriker hat in einem Liede von dem Rätsel des Lebens und vom Geheimnis des Todes gehandelt:

Wie manchen Blick du frei und freier
Ins Walten der Natur gethan,
Aufs neue hinter jedem Schleier
Sieht doch die alte Sphinx dich an.

Du kannst ihr nimmer Antwort geben,
Wenn sie die letzte Frag' entbot.
Ein ewig Rätsel ist das Leben
Und ein Geheimnis bleibt der Tod.

Was hier im ersten Verse von der Natur gesagt wird, läßt sich auch auf die Wissenschaft des menschlichen Zusammenlebens, auf Politik und Nationalökonomie übertragen:

Aufs neue hinter jedem Schleier
Sieht doch die alte Sphinx dich an! —

Die Sehnsucht nach der Gleichheit und die Notwendigkeit der Ungleichheit. Ein Reich der Gleichheit und Sündlosigkeit, ein Reich des Friedens und der Glückseligkeit liegt freilich in der Zukunft vor uns. Aber menschliches Wissen führt es nicht herbei, sondern nur menschliches Glauben, auch nicht für alle, sondern nur für die Gläubigen, nicht für die alte, sondern erst für die neue Erde.

Wohl ist die Antwort auf diese Wahrheit der schneidende Hohn der Socialdemokraten: Ihr reklamiert die Erde für die Reichen, aber den Armen stellt ihr Wechsel auf den Himmel aus. Und doch geschieht eins so wenig wie das andere. Gerade den ewigen Wahrheiten gegenüber stellt die Kirche Christi die Armen und die Reichen als völlig gleiche gegenüber — hier ist berechtigte Gleichheit, die kein Ansehen der Person kennt. Und neben dem „Wechsel auf den Himmel" bekommt jeder Christ, der sein Vater-Unser

lernt, auch einen „Wechsel auf die Erde" mit in der vierten Bitte. Gebet und Arbeit sind auch heute noch der Schlüssel, der unfehlbar und für jeden die Schatzkammern Gottes „täglich und reichlich" aufschließt. Und das ist der Trost des Christentums in den vielen Trostlosigkeiten unserer Tage. Das giebt auch heute dem Christen das Recht dem Reichen seinen Reichtum als Recht und nicht als Diebstahl zuzuerkennen und von dem Armen den Respekt vor Gesetz und Autorität zu verlangen, auch wenn sie und wo sie die heutige Gesellschaftsordnung schützen. Jede Schwäche in dieser Richtung kommt weder den Reichen, noch den Armen, sondern nur der gewaltsamen Revolution zu gute. Auf den Schutthaufen und Leichenfeldern des Aufruhrs herrscht der Tod. Nicht aus dem Haß — nur aus der Liebe kann ein Völkerfrühling aufblühn.



Das Ideal.

Von

B. von der Möhlau.

I.
Wie er sein muß.

„Sehr, sehr groß und wunderschön muß „er“ sein, vor allen Dingen mit schwarzem Haar und großen schwarzen Augen, die Funken sprühen können, und womöglich muß er eine Ritterrüstung tragen oder, da das nicht mehr geht, wenigstens einen Küraß; und auf mutigem Roß muß er angeritten kommen, und wenn er mich zum ersten Mal sieht, muß das Roß sich bäumen und ihn „beinah“ abwerfen, — aber er muß im Sattel bleiben! — wirft es ihn ab, so ist er kein Ideal mehr! — und dann muß das Roß ihm nach heftigem Kampf gehorchen, und dann muß er abspringen, das Roß am Zügel halten und ein Knie vor mir beugend, muß er rufen: „Die ist es oder keine sonst auf Erden!“ — Aber ich — ich sage natürlich nicht gleich „ja!“ und „danke schön“; sondern erst muß ich wissen, ob er auch sehr klug ist! Er muß französisch und englisch können und muß mit mir all die schönen Dichtungen lesen können, und sie mir erklären, die ich noch nicht lesen darf, und die, wenn ich sie heimlich lese, mir oft so schwer und unverständlich scheinen. — „Er“ muß alles wissen! und er muß Musik über alles lieben, und wenn ich ihm vorspiele und singe, (denn alle sagen, daß ich einmal sehr schön singen werde) muß er entzückt sein! — Und spazieren reiten muß er mit mir! Arm darf er nicht sein, denn ein Reitpferd muß er mir halten können, und ein Landmann darf er nicht sein, der nach Kuh- und Schweinestall riecht — hu — u — u! — So ein leises Pferdeparfüm ist ganz etwas andres, das habe ich gern, — aber auf dem Lande leben? Das ertrüge ich nicht! Hühner- und Enten- und Gänsegeschnatter würde mich verrückt machen, und die Einsamkeit! — ich würde mir wie begraben vorkommen. Und geistig begraben ist man auf dem Lande doch unzweifelhaft! Da giebt es kein Theater, keine Konzerte, nichts — nichts, was den Geist erhebt — nein! Landmann darf er auf keinen Fall sein, und wenn er alle die Eigenschaften, die ich sonst von meinem Ideal verlange, besäße, ich sagte doch „nein!“ wenn er bei alledem ein Landmann wäre. Höchstens noch Diplomat dürfte er sein, wenn kein Kürassier — aber ein Graf mindestens oder lieber noch ein Prinz von ganz altem Geschlecht, seine Vorfahren müssen mindestens die Kreuzzüge mitgemacht haben, sonst hieße es in meiner Familie doch sicher: „Eugenie hat aber eine Mesalliance gemacht“, und das zu hören oder gesagt zu wissen, wäre mir allein schon furchtbar, ohne erst an meine persönlichen Gefühle zu denken.

Wie hältst du es nur auf dem Lande aus, Margarete? Freilich, du bist ja nur in den Ferien in Lindenthal und kannst dich hier in der Residenz für die ländliche Langeweile dann

schadlos halten, du mußt wirklich dankbar sein, daß deine Eltern zufällig diese Pension für dich heraus gefunden haben, denn ich möchte in keiner anderen vegetieren, nur hier lernt man doch zu leben!" – –

Endlich schöpft die lebhafte Sprecherin einmal Atem. — Sie sitzt in langem, weißem Nachtgewand auf der Kante ihres Bettes und ihr gegenüber die geduldige Margarete in gleichem Kostüm und gleicher Stellung, nur fallen ihr zwei lange blonde Zöpfe über die Schultern in den Schoß, weil sie den Kopf nachdenklich herabhängen läßt. —

Das Zimmer, welches die Freundinnen bewohnen, ist sehr klein, es faßt nur diese beiden Betten, daher hört es auch wohl allabendlich solche oder ähnliche Gespräche. — Wie heute spricht aber fast nur Eugenie, — und Margarete hört zu; selten und ruhig kommen ihre Entgegnungen oder Einwände; diesmal auch schlägt sie nur langsam die Augen auf, als die Freundin inne hält und sagt leise: „— Ach, Eugenie! — kenntest du Lindenthal, du würdest es doch begreifen, daß ich es so unaussprechlich liebe und die dicke Luft zwischen den himmelhohen Häusern hier mich bedrückt. — Aber davon will ich nicht sprechen, nur sage mir: wo willst du dein Ideal finden? Auf dieser Erde? — Und wenn du es nicht findest, willst du nie heiraten?" —

„Nein, nie!" — Eugenie wirft das licht gelockte Köpfchen zurück, die großen goldbraunen Augen blitzen; eine bestimmte Entschlossenheit um Kinn und Mund bekräftigt die kurze Antwort.

Margarete schweigt.

Bald fährt Eugenie fort: „Nun bist du an der Reihe, wie ist dein Ideal? Was wünscht du dir für die Zukunft?" —

„Ach, Ennie! was ich mir wünsche? Mein Ideal? — Ich glaube, ich habe gar keins! Du siehst entsetzt aus, aber höre! — Wünsche habe ich desto mehr: Ich möchte sehr schön, sehr klug, sehr talentvoll sein, wünschest du dir das nicht auch, Ennie?„—

„Weshalb sollte ich mir noch wünschen, was ich besitze; ist Ennies kecke Antwort, schön bin ich immer gewesen und klug und talentvoll! Na, Margaret, sage selbst, bin ich's nicht?"

„Ja, du hast recht, da magst du dir ja auch solch Ideal schaffen dürfen und es einmal erfüllt sehen, aber wenn **ich** träume, so ist es, daß ich schön, klug und sehr talentvoll sein möchte, damit mich einmal ein Herz so recht, recht lieb haben könnte! **Wem** das Herz gehören müßte, ob nur einem reichen Edelmann, einem schönen Ritter oder wie du dir das weiter so schön ausgemalt hast, darüber habe ich nicht nachgedacht, das Liebhaben ist mir dabei die Hauptsache." —

„Und **mir** gänzlich Nebensache, denn das ist selbstverständlich", fährt Eugenie dazwischen, na, du sollst dich selbst überzeugen, wenn ich erst verheiratet bin, ob ich nicht meinen Vorsätzen treu blieb, ich sage dir, du sollst alles so finden, wie ich es dir heute geschildert habe, versprich mir gleich jetzt, daß du mich besuchen willst, so wie wir von der Hochzeitsreise zurück sind."

Margarete verspricht es lächelnd, die wirklich auffallend schöne Freundin heimlich bewundernd. Ein herzlicher Kuß besiegelt das Versprechen.

Eugenie hat ihre Margarete sehr lieb; sie **kann** sehr lieb haben, das leuchten die goldbraunen Augen und sagt der liebliche Mund durch den zweiten, innigen Kuß, mit dem sie die sanfte Freundin in die Kissen drückt.

Gleich darauf liegt auch sie in ihrem reichen Bett; das Licht ist ausgelöscht und die jungen Mädchen träumen schlafend weiter: Margarete, daß Einer sie sehr, sehr lieb hat, und Eugenie von ihrer Hochzeitsreise an der Seite ihres Ideals.

II.

Wie er ist.

Ein leichter, offener Wagen rollt die Rampe herauf. Das Rasseln der Räder auf den Steinen meldet den Wartenden in der Halle, daß die Erwartete endlich kommt; sie

treten daher auf den Vorplatz heraus, und die schöne, junge Frau winkt mit ihrem weißen, feinen Taschentuch der Ankommenden ein Willkommen entgegen.

Nun hält der Wagen. —

„Dein Glück, daß du gekommen bist Margaret, sonst hätte ich dir ewige Feindschaft statt Freundschaft geschworen!“ —

„Ennie!“—

Margarete und Eugenie halten sich in inniger Umarmung. —

„Sechs Jahre nicht gesehen, und wie ist alles so wunderbar gekommen! Daß ich dich einmal in Lindenthal, in deiner alten Heimat willkommen heißen würde, hätten wir das je gedacht? — Doch über der Freude des Wiedersehens vergesse ich fast, dir meinen Mann vorzustellen, deinen würdigen Vetter Klaus.“ —

Eugenie läßt die Freundin aus ihrer Umarmung und tritt zu ihrem Mann. Stolz steht sie neben ihm und legt ihren Arm in den seinen, während er der bis dahin unbekannten Cousine herzlich die Hand schüttelt, so herzlich, daß Margaret hätte aufschreien mögen, und ernst, freundlich zu ihr spricht: Ich hoffe, Sie werden in mir nicht den Eindringling in Ihr ehemalig väterliches Besitztum sehen, sondern in dem Gatten Ihrer Freundin einen Freund.“

Er hat ein sehr schönes Organ, der Vetter Klaus, männlich, tief, klangvoll wie Orgelton, aber das ist auch wohl seine einzige Schönheit!

Eigentlich ist Margarete starr, so starr, daß sie nicht weiß, was sie erwidert. Sie murmelt einige Worte, dann fühlt sie sich von Eugenie in die Halle gezogen, eine Treppe hinauf und in ein reizend freundliches Giebelzimmer. Es ist Margarets altes Zimmer, welches sie als Kind, dann als Backfisch zu den Ferien kommend und dann noch drei Jahre als erwachsene Tochter ihrer Eltern bewohnt hat.

Wie sinnig von Ennie, ihr dies fast in alter Weise eingeräumt zu haben, sie will ihr danken, doch Eugenie ist verschwunden. Wieder wie zart von ihr, und in die alten Erinnerungen, von denen Margaret sich umweht fühlt, drängt sich das ungeheure Staunen über die Veränderung, die gänzliche Umwandlung ihrer Eugenie ein. Sie lebt und denkt nur für andre, die früher nur an sich dachte, und dennoch stets bezauberte.

Wie hatte sich die arme Margaret vor diesem Besuch gefürchtet. Die alte Heimat wieder zu sehen, die doch nicht mehr Heimat für sie, sondern nun für Ennie geworden war, und — (oh! wie gut entsann sich Margaret der Abneigung ihrer Freundin gegen das Landleben) von dieser nicht geliebt wurde. Sie mußte ja das alles hassen, was sie — Margaret — so sehr — ach! wie sehr geliebt. —

Wie schwer war das Scheiden gewesen nach des Vaters Tode! — Die Mutter und sie hatten es nicht über sich vermocht, den Erben Lindenthals dort zu sehen und zu begrüßen und ihn gebeten, seinen Besitz erst persönlich anzutreten, wenn sie denselben geräumt haben würden. So waren sie nach dem Süden gezogen, ohne den entfernten Vetter kennen gelernt zu haben; dort in der Ferne erhielten sie auch die Nachricht von Eugeniens Verlobung mit demselben. Eugenie schrieb seitdem nur flüchtige Briefe und erwähnte nie, wie und wo sie ihren Klaus kennen gelernt und auch nicht, ob sie in ihm ihr einst in so krassen Farben gemaltes Ideal gefunden.

Margarete zweifelte daher nicht einen Augenblick daran; auch hatte sie erfahren, wie viele Freier ihre schöne Eugenie schon früher abgewiesen, — nein! Vetter Klaus mußte nun endlich das erträumte Ideal sein. —

In dieser unerschütterlichen Ueberzeugung hatte Margaret die Reise angetreten, und nun sitzt sie wie im Traum in ihrem Stübchen und kann sich noch garnicht in die Wirklichkeit zurechtfinden.

War es wirklich Ennies Mann, den sie ihr als solchen soeben vorgestellt hatte? — Er mußte es doch wohl sein, aber das Ideal war der sicher nicht, wenigstens nicht das ehemalige, der neben ihr gestanden, neben der tannengroßen und schlanken Ennie, fast

einen halben Kopf kleiner als diese — der ganz hellblonde, unscheinbare, unbedeutend aussehende Herr! —

Sah er vielleicht nur neben ihrer Ennie so unbedeutend aus? vielleicht ist er es doch nicht? — aber schön ist er keinenfalls. — Es bleibt der armen Margaret ein Rätsel, wie die stolze, hochfahrende Ennie diesen Mann heiraten konnte! — sie, Margaret, hätte in aller ihrer Anspruchslosigkeit es doch nicht gekonnt, selbst nicht, wenn sie dadurch ihre alte Heimat zu ihrer neuen und dauernden hätte machen können, und nun gar Eugenie! —

Um diesen Mann hatte sie ihr Ideal aufgegeben! — Hat er etwa einen alt adligen Namen? Nein, er heißt Klaus von Schmidt! —

Eugenie von Schmidt!

Früher würde Ennie es als die größte Beleidigung angesehen haben, hätte man ihr prophezeien wollen, daß sie sich einst so nennen werde. —

Eugenie von Donnersmark — in Eugenie von Schmidt! — Das allein ist schon eine Thatsache, die der sinnenden Margaret im Gedanken an die alte Zeit unübersteiglich scheint, garnicht der andern Gewißheit zu gedenken, daß die Schmidts, wenn überhaupt, sicher nicht als Ritter die Kreuzzüge mitgemacht haben. — — — — —

Doch das Problem dieser Heirat in einer Viertelstunde lösen wollen, ist unmöglich. Sie wird ja auch vier Wochen bleiben; das hatte sie versprechen müssen, ehe sie kam, als Sühne für das nicht gehaltene, vor sechs Jahren gegebene Versprechen, gleich nach der Hochzeitsreise zu kommen, denn seit vier Monaten schon war das junge Paar aus Schweden und Norwegen zurück, und heut erst hat die Freundin ihren Einzug gehalten.

Kann denn aber Eugenie ihr damals gegebenes Versprechen halten? Ist sie denn ihren damals geäußerten Vorsätzen treu geblieben? — Wenn auch nicht in der äußeren Erscheinung ihres Ideals, so doch vielleicht in den übrigen Einzelheiten. Wahrscheinlich wird Ennie ihr heute noch das Reitpferd zeigen und den Küraß, den ihr Mann getragen. — Englisch und französisch wird er sicher wie seine Muttersprache können und Eugenie damit geblendet haben, auch Musik wird er lieben, denn Ennie sollte ja künstlerisch schön spielen und singen, das hatte Margaret von authentischer Seite bestätigen gehört, und nach Pferdeparfüm hatte er vorhin ein wenig geduftet, und das war dem Ideal ja erlaubt gewesen. — —

Aber weshalb hatte Ennie denn nichts von seiner äußeren Erscheinung geschrieben? Hatte sie sich geschämt, im Gedanken an die voreilige Schilderung ihres Zukünftigen vor sechs Jahren? —

So sah sie aber vorher nicht aus, als sie sich neben ihn stellte. — Weiß sie denn garnicht, daß er häßlich ist? Kann sie so blind sein? —

Dieser Gedankengang wird unterbrochen durch die sich leise öffnende Thür. Eugenie sieht schelmisch um die Ecke, und dann eine Umarmung — und dann das Hinunterführen und dann das Zeigen: das ganze Haus — Küche und Keller, Boden und Schränke — in seinem alten Bestehen und seinen Veränderungen. Den Hof mit Scheunen und Viehställen (ein Damenreitpferd wird nicht erwähnt, Vetter Klaus scheint nicht reich genug, ein solches zu halten, und auch ein Küraß zeigt sich nicht, vielmehr auf dem Boden ein alter Infanterieuniformrock) und es geht in die Hühnerställe zu Puten, Enten und hunderten von kleinen Federviehexemplaren; alle kennen sie Eugenie und scheinen sie zu lieben und sie, o Wunder! kennt und liebt auch alles — es ist kein Zweifel — was zum Landleben und zur Landwirtschaft gehört, und sie steht in schnatternder, gackernder Mitte „ohne verrückt zu werden," aber immer noch wie eine Königin so stolz; und dann geht es wieder ins Haus zurück und zum Abendessen, und dann kommt die Lampe und nun holt der Klaus ein Buch — — — — — — — — — — —

Das also ist richtig — er liest seiner Eugenie die Klassiker und erklärt sie. — Doch etwas! — Sie setzen sich alle drei gemütlich in des Hausherrn Zimmer, und er beginnt.

Doch was ist das? — nicht Schiller, Goethe oder Shakespeare? — Nein! Fritz Reuters: „Ut mine Stromtid.“ —

„Eugenies Lieblingslektüre,“ erklärt Klaus.

„Das hängt nämlich mit unsrer Verlobung zusammen,“ flüstert Eugenie. „Das erzähle ich dir einmal.“ —

Haben sie sich etwa auf plattdeutsch verlobt? Margaret hält jetzt auch das noch für möglich! — aber später, als Margaret um Gesang bittet, und der Klaus sagt: „Ach, wir sitzen hier gerade so gemütlich, Ennie singt Ihnen morgen etwas vor, wenn ich auf dem Felde bin“ — wird es ihr doch zuviel der Enttäuschung in Ennies Seele! Erschrocken sieht sie zu der Freundin herüber, doch diese lächelt seelenvergnügt dazu.

„Das kommt davon, Margaret, wenn man der Kunst nicht treu bleibt, nun wird sie verachtet, die alles sein sollte.“ —

Gegen zehn Uhr erhebt sich dann die schon längst wie im Traum befangene Margarete und wünscht eine „gute Nacht,“ und Ennie geleitet sie hinauf in ihr Stübchen, wo sie, allein geblieben, sich nicht etwa zu Bett begiebt — nein! — sich ans offene Fenster setzt und in die Sterne schaut und denkt — — und denkt! — dem großen Rätsel nachdenkt. — Wo ist die Lösung? — von Liebe war doch garnicht heute die Rede gewesen zwischen den ungleichen Gatten, und dennoch schienen beide glücklich. „Die Liebe ist selbstverständlich —“ hatte Ennie einst gesagt, in Bezug auf ihr Ideal; aber hier? — — — — — — — —

Endlich macht sich doch die Müdigkeit nach längerer Reise geltend. Margaret geht zum Koffer; sie hat noch nichts ausgepackt, die gedankenlose, oder gar zu gedankenvolle Margaret. — „Doch wo ist der Kofferschlüssel?“ —

Der Kofferschlüssel ist in der kleinen Arbeitstasche, und die liegt noch unten im Zimmer des Hausherrn. —

„Es wird niemand mehr auf sein.“ — Margarete geht leise hinunter, öffnet leise die Thür und tritt leise ein. — Da! — Die Lampe brennt noch! Sie ist vergessen und am Erlöschen aus Mangel an Oel; doch sie beleuchtet noch gerade das Arbeitstäschchen, das zur Erde gefallen war. —

Sie beleuchtet aber auch „noch etwas.“ —

Nachdem Margaret die Tasche aufgehoben, sieht sie es auch und fährt leicht zusammen.

Ein offenes Fenster und zwei Gestalten, (eigentlich nur eine, denn Eugenie hat sich so tief in die Arme ihres Mannes geschmiegt, daß nur noch ihr braungewellter Kopf über seiner Schulter zu sehen ist) zwei Augenpaare, so ganz in einander versenkt, daß sie nichts sehen, als sich, zwei Ohrenpaare, die nichts hören als das leisgeflüsterte: „meine Eugenie!“ „Mein Klaus!“ — — — — — — — — — — — — — — — —

Leise, leise schleicht Margaret zur Thür, die Treppe hinauf und wieder in ihr Zimmerchen zurück. — Sie hat nicht nur den gesuchten Gegenstand gefunden, sondern auch die Lösung des heutigen Rätsels, des Eherätsels: die Liebe! —

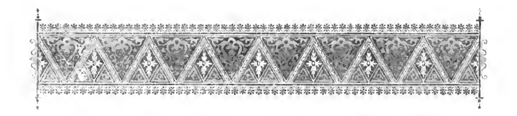
Jedes Lebensrätsel löst sie, sie allein. —

— —

Und Margaret sitzt wieder an ihrem Fenster, wo sie schon als Kind nach den Sternen geblickt. Wir wollen ihre Gedanken nicht belauschen, lieber für sie denken:

Der einen, die vom Leben so viel, viel verlangt hatte, ist nichts von ihren Wünschen gewährt worden, nur Liebe gegeben und damit alles in allem, und der anderen, die nur Liebe wollte, wird sie nicht, wenigstens keine irdische. —

Ist das nicht wieder ein Rätsel, das sich auch nur durch die Liebe lösen läßt? — Nur durch den Glauben an: Gottes Liebe! —



Deutsche Weihnachten im siebzehnten Jahrhundert.

Eine kulturgeschichtliche Studie.

Am Ende des sechzehnten und am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, noch ehe der dreißigjährige Krieg Deutschlands Gaue verwüstete, lebte zu Straßburg im Elsaß ein Herr, der mit den inneren Verhältnissen der Stadt wohl vertraut war und in seinen Mußestunden allerlei Aufzeichnungen machte. Im Jahre 1605 schrieb er auch Memorabilia quaedam Argentorati observata, in denen er allerlei Beobachtungen niederlegte, die er seit 1582 gemacht hatte. Es sind zwei Bogen in Klein-Folio, und sie befinden sich gegenwärtig im Privatbesitz in Friedberg in Hessen. Zur Zeit sind sie noch ungedruckt. Der zweite Bogen enthält nur statistische Aufzeichnungen, der erste hingegen berichtet allerlei von Sitte und Brauch. Er erzählt auch von Weihnachten und enthält darüber zwei Mitteilungen, die von hohem Werte sind. Unmittelbar an den Bericht, wie es gewöhnlich in der Kirche zugeht, schließt sich folgende Stelle, die offenbar auch in der Kirche zu denken ist:

„Auff Weihnachten gibt man den Kindern (ein woche zuvor) einen spruch einem „iegelichen, welchen sie 1. die knaben off Christag, 2. die mägtlein aber auff New „Jahrstag beten müssen, werden darnach einem ieden 1. 2. 3. 4. ₰ oder auch „büchlein verehret."

Das ist eine Art kirchlicher Bescherung, wie sie sonst aus dieser Zeit aus keinem Teile Deutschlands bekannt ist. Noch wichtiger ist aber die folgende Stelle, die die erste geschichtliche Nachricht vom Weihnachtsbaum bietet. Leider ist sie arg beschädigt und macht darum eine teilweise Ergänzung nötig.

„Auff Weihnachten richtet man Dännenbäum zu Straßburg in den stuben auff, „daran hencket man roßen auß vielfarbigen papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, „Zischgold, Zucker ꝛc. Man pflegt darum ein Viereckent ramen zu machen nach vorn „ . . . ."

Es giebt eine Volkssage in Lindenau bei Leipzig, welche sich bis ins erste Drittel unseres Jahrhunderts zurück verfolgen läßt. Sie erzählt, im Jahre 1632 sei nach der Schlacht bei Lützen ein durch die Hand geschossener schwedischer Offizier nach Lindenau gebracht worden, der in der protestantischen Gemeinde gute Pflege gefunden habe. Zu Weihnachten sei er so weit hergestellt gewesen, daß er die Reise nach seiner Heimat habe wieder antreten können. Um der Gemeinde seinen Dank zu erweisen, veranstaltete er in der Kirche des Dorfes „nach der Sitte seiner Heimat" eine Weihnachtsfeier, bei welcher zu der üblichen Christbescherung ein Tannenbaum aufgestellt wurde, auf dessen Zweigen viele Lichter brannten.



Diese Sage wiese nach Schweden als der Heimat des Christbaums. Aber es ist eben nur eine Sage, und bereits 1605 ist der Tannenbaum, wenn auch ohne Lichter, bei einer deutschen Weihnachtsfeier belegt.

Und der Brauch erhielt sich trotz mancherlei Anfeindungen glaubensmutiger Priester. In den Jahren 1642—46 schrieb der gelehrte Professor Dannhauer ein gelehrtes Werk, dem er den sinnigen Namen „Katechismus Milch" verlieh. Kein Mensch weiß, was ihm der Tannenbaum gethan hatte, aber er eiferte wacker gegen ihn: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt und ihn hernach schüttelt und abblümen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel . . . Viel besser wäre es, man weihte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum."

So sprach Dannhauer von dem Brauche, der auf Jahrhunderte hinaus bestimmend für das Gepräge des deutschen Weihnachtsfestes werden sollte. Was würde er aber erst gesagt haben, wenn er hätte ahnen können, daß sich der von ihm geschmähte Weihnachtsbaum in 150 Jahren Alldeutschland und in weiteren 50 die ganze Welt erobern würde!

Mit der Erwähnung bei Dannhauer verschwindet der Baum fast für hundert Jahre wieder aus dem Buche der Geschichte. Noch nehmen andre Bräuche seine Stelle ein. Aber allerorts hatte das Weihnachtsfest schon eine bestimmte örtliche Eigenart.

Im Jahre 1665 gab Georg Bruchmann in Küstrin seine „Annales oder Geschichtsbuch und Chronica der Stadt Züllich" heraus. In diesem erzählt er auch von dem Weihnachtsfeste in seiner Jugend, als er noch Schüler war. Er war 1598 in Züllich geboren; die Schilderung ist also etwa um 1610 zu setzen.

Lassen wir ihn selbst erzählen:

„Wir armen Schüler waren wohl recht geplagte Märtyrer, dennoch aber hatten wir in unserem Kreutze auch allerhand Ergetzlichkeiten, die uns dann wieder aufmunterten, und erfrischten. Denn kurz vor Weihnachten freuten wir uns auf das Quem pastores (das alte Weihnachtslied: Quem pastores laudavere) und dasselbige beydes in der Schulen mit Versuchen, als in der Kirchen in der Christnacht würde gesungen werden. Und da wurden die Quem pastores Bücher unter der Zeit mit allerhand Farben gemahlet, zugerichtet und bereitet. Wenn der heilige Abend kam, waren wir bedacht auf die Christfackeln, die wir bei dem Quem pastores gebrauchen sollten. Und da war der Glöckner, der dieselben geschrenckt von grün, roth und andern farben Wachse machte und den Knaben umb das Geld verkaufte. Gegen Abend nach der Vesper ging der heilige Christ ausgekleidet (d. i. verkleidet) von Haus zu Haus in der gantzen Stadt sobald auch in den Vorstädten umb mit einem lieblichen Räuchwerk eines Rauchfasses, und wurden die Kinder ihm vorgestellet, die da beten mußten und kriegten etliche ihr Christgeschenke von Kleidern, daß sie also in die Christ Nacht gehen und derselben beiwohnen konnten. Umb neun Uhr des Abends ward zur Christ Nacht eingeläutet. Da alsdann alle Tore eröffnet worden, und kam eine große Menge Volkes zur Kirchen. Und da wurden den Jungfrauen Christfackeln in ihren Gestühlen fürgesteckt, von allerhand Farben geschrenckt, von denen, die ihnen etwa günstig waren, und ward vor eine große Ehre gehalten. Die Knaben aber hatten ihre größte Freude, mit ihren Fackeln das Quem pastores zu singen. Es wehrte aber dieser Gottesdienst drei gantze Stunden mit Singen und Predigen biß um zwölff Uhr umb Mitternachts. Des Morgendes wie auch des heiligen Abend zur Vesper und Christ Nacht, wenn die hohe Predigt anging, so sang der Kantor aus der Schulen mit den Schülern in die Kirche das Puer natus in Bethlehem, und andre Weihnachtsgesänge und ging die gantze Kirche herumb mit den Knaben wie in einer Prozession und wieder zurücke in die Schule auff das Chor und fing sich alsdenn erst der Gottesdienst an. Und wenn es in der Kirchen ganz auß war und der Segen schon gesprochen worden, ward es auch mit Singen auf solche Weise gehalten. Und das wehrte alle drei Tage am Feste."

Indessen vergnügte sich das Landvolk am Weihnachtstage auf seine Weise. Der Magister Prätorius hat uns in seinen 1663 zu Leipzig erschienenen „Saturnalia, Das ist Eine Compagnie Weihnachts-Fratzen Oder Centner-Lügen und possierliche Positiones" manchen bemerkenswerten Zug aufbewahrt.

Auch er erzählt von der Weihnachtsbescherung, aber wie es scheint, nicht aus eigener Anschauung. Auch er erwähnt, daß die Kinder in ihren „Christbürden" fünferlei Dinge finden, wenn auch bei ihm die „Scholastica oder Schul Sachen" das letzte Stück sind. Er hat uns auch ein „gemeines Kindersprüchlein" aufbehalten, „so die Muhmen denen muthwilligen Gästen vorschwatzen, nemblich:

Das Jesulein bin ich genand
bey denen frommen Kindernlein wohl bekand
die ihren Eltern gehorsam seyn
und ihren Katechismus lernen fein:
die Früh aufstehn und beten gern,
denen will ich alles guts bescheren:
was aber solche Holtz Böcke seyn
die schmeissen Schwester und Brüderlein
die schlept der Todt in die Hölle hinein.
Darumb seyd fromm ihr Kinderlein
daß ihr nicht kompt in solche Pein."

Auch Prätorius' Quelle, Stringenicius, kennt die „Christ-Ruten."

Aber die Bescherung galt nur den Kindern; die Erwachsenen vergnügten sich auf andere Weise.

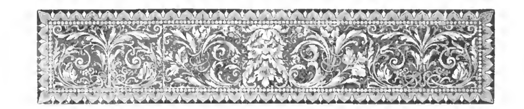
„Mitten in der Christnacht gehen auch die Laß dünckel und lüsternen Knechte und Mägde zum Scheiter oder Holtzhauffen hin, ziehen ein Scheit heraus, und betrachten solches, ob es krum oder gleich sey, denn nach befunden der Beschaffenheit sol ihr Liebster geartet seyn." Andere meinen „am Christ-Abend soll man für 3 Heller Semmel kauffen, solche in drei Bissen eintheilen, und durch drei Gassen es verzehren, in einer jedweden Gasse ein stücke, drauf wird es geschehen, daß man in der dritten seine Liebste siehet, die einem begegnen wird."

All das Wunderbare, das in der Weihnacht vorgeht, hat seinen Grund darin, daß in ihr alle Geister entfesselt sind, Frau Holle mit dem reitenden Heer herumzieht und alle die verdirbt, die der treue Ekkart nicht rechtzeitig warnt, und Fluch und Segen in ihr doppelt wirken. Darum blüht auch die Rose von Jericho in dieser Nacht und mit ihr die Alraunwurz, die Christwurtz („ist eine Art der schwartzen Niese Wurtz") trägt ihre erste Blüte, und ein Kraut wächst, dessen Wurzel den Namen Jesus Christus trägt. Aber noch mehr. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ging die Sage, daß ein Apfelbaum auf dem Felde stehe, bald bei Wirtzburg, bald bei Tribur, das ist „Drebern in der Graffschaft Katzenellenbogen", der in der Weihnacht in einer Stunde blühe und Früchte trage so groß als ein „Erbis." Johannes Nider 1430, Johannes Paulli in seinem „Schimpff und Ernst" 1522, Abraham Saur im Parvum theatrum urbium 1610, Misander, Martin Zeiller u. a. berichten davon. Prätorius hat sich über diesen Punkt auch eine eigene Ansicht gebildet, und er leiht ihr in folgenden Worten Ausdruck:

„Man sagt, daß in der Christnacht etliche Arten der Bäume blühen, Aepfel tragen und wieder abwerfen sollen! Welches Cornelius Agrippa einem sonderlichen künstlichen Impfen und nicht der Christnacht zulegt. Bis hierher Rollenhagen. Doch merke, daß es von Pferdeäpfeln richtig möge verstanden werden, oder es sind poma fugientia Tantali. Sinte mahl man sie nirgends findet, wo man sie suchet. Vielleicht wachsen sie in Heutelia, Utopia, Schlaraffenland, Neuschnablerland, oder terra incognita Australi."

Dr. Alexander Tille.

—



Der Buddhismus in seinem Gegensatz zum Christentum.

Nach Monier Williams

von

G. Th. Reichelt.

Monier Williams ist gewiß einer der gründlichsten Kenner des Buddhismus. Sein Sanskrit-Wörterbuch und -Grammatik, seine Ausgaben von Sanskrit-Texten, seine Werke über Brahmanismus und Hinduismus*) beweisen schon seine umfassende Kenntnis des alten und neuen Indiens und seiner Sprachen, und die drei nach Indien zu wissenschaftlichen Zwecken unternommenen Reisen, auf denen er besonders den heutigen Zustand des Buddhismus zu erforschen suchte, haben seine Kenntnis der indischen Religionen und vorzüglich des Buddhismus noch erweitert und vertieft.

Es war daher zu erwarten, daß sein, 1889 in erster und 1890 in zweiter Auflage erschienenes Werk über den Buddhismus**) unter den Werken über dieses Thema eine hohe Stelle einnehmen würde, und diesen Erwartungen hat es auch entsprochen.

Alle bisherigen guten Werke über den Buddhismus, auch Köppen, Oldenberg und andere deutsche Werke, hat Williams mit Auswahl benutzt, ebenso die immer weiter fortschreitenden „Sacred Books of the East“, hat dann die Früchte seines eignen Quellenstudiums und seiner Forschungen verwertet, und so ein Werk über den Buddhismus geschaffen, welches uns das bisher über diesen Gegenstand Geschriebene in mancher Hinsicht zu übertreffen scheint.

Wir wollen uns aber hier nicht mit dem ganzen Inhalt von Williams' „Buddhism“ beschäftigen, sondern nur mit einem Abschnitt dieses Werkes, welcher in den meisten anderen Handbüchern garnicht vorhanden ist, nämlich demjenigen, welcher das Verhältnis des Buddhismus zum Christentum, und besonders seinen Gegensatz zum Christentum behandelt.

* * *

Wir geben im Folgenden die Ausführungen Williams' über dies Thema in freier Bearbeitung wieder.

Der Hauptunterschied zwischen Christentum und Buddhismus ist der, daß das Christentum eine Religion ist, während der Buddhismus, wenigstens in seiner frühesten

*) Brahmanism and Hinduism. — Hinduism. — Indian Wisdom. — Modern India and the Indians.

**) Buddhism, in its connexion with Brahmanism and Hinduism, and in its contrast with Christianity, by Monier Williams. London, John Murray 1890.

und echtesten Gestaltung, gar keine Religion, sondern ein Moralsystem und eine auf pessimistische Lebensanschauungen gegründete Philosophie ist.

Freilich fragt es sich da, was man unter Religion versteht, und die Definitionen dieses Wortes und Begriffes lauten ja sehr verschieden. Auch das Zurückgehen auf die Etymologie des Wortes (Cicero von relegere, Lactantius u. a. von religare) bringt uns zu keiner Klarheit. Doch werden wir nicht fehl gehen, wenn wir, nach Erwägung der verschiedenen, die Definition von Religion betreffenden Vorschläge, an eine Religion folgende vier Anforderungen stellen:

Sie muß zuerst den Schöpfer seinen Geschöpfen, den Menschen offenbaren, und über seine Natur und Eigenschaften Aufklärung geben.

Sie muß ferner den Menschen sich selber offenbaren und ihnen Aufschluß geben über ihre Beschaffenheit und Geschichte, ihre Herkunft und ihr Ziel.

Sie muß drittens dem endlichen Geschöpf sagen, wie es mit dem unendlichen Schöpfer in Verbindung treten, und wie es von drückendem Schuldgefühl und von den Folgen der Sünde befreit werden kann.

Die Religion muß viertens dadurch ihr Recht, Religion genannt zu werden, beweisen, muß dadurch sich als Religion bewähren, daß sie auf die Gedanken, Wünsche, Gefühle und Begierden des Menschen einen mächtigen, einen umgestaltenden Einfluß ausübt, die schlimmen Triebe unterdrückt, die besseren stärkt und das Geschöpf dem Schöpfer ähnlicher macht, den sie geoffenbart hat.

Es ist klar, daß man den Buddhismus, wenn man ihn nach diesen Anforderungen beurteilt, keine Religion nennen kann. Er hat nie die Existenz eines persönlichen Schöpfers, und die Abhängigkeit des Menschen von einer über ihm stehenden Macht anerkannt. Er hat eine ewige Seele, ein geistiges Ich im Menschen geleugnet. Er gab keine außer ihm befindliche, übernatürliche Offenbarung zu. Er hatte kein rechtes Gebet, keinen wahren Gottesdienst, keine rechten Priester. Er hatte keinen rechten Begriff von der Sünde, und fühlte nicht das Bedürfnis nach Vergebung und Versöhnung. Er verurteilte den Menschen, die Folgen seiner schlechten Thaten zu tragen, ohne ihn auf einen Erlöser oder Versöhner, und überhaupt auf jemand außer auf sich selbst hoffen zu lassen.

Der verstorbene Bischof von Kalkutta erzählte mir, daß er einmal auf einem Außenposten seiner Diöcese war, wo der Buddhismus vorherrschte, und daß er da einen offenbar frommen Buddhisten, den er soeben im Tempel hatte beten sehen, fragte, um was er denn gebetet hätte. Derselbe antwortete, daß er um nichts gebetet habe. Aber, fragte der Bischof weiter, zu wem hast du denn gebetet? Ich habe zu niemand gebetet, lautete die Antwort. Was? Um nichts und zu niemand gebetet? Wie ist das möglich? — Diese wahre Erzählung giebt uns aber den richtigen Begriff von dem sogenannten Gebet der Buddhisten. Dieser Buddhist hatte in der That um nichts gebetet. Er hatte nur gedankenlos Worte hergesagt, die nach buddhistischem Dafürhalten irgend eine unbestimmte gute Wirkung haben sollen, sowie man von dem Samen, den man aufs Feld streut, annimmt, daß er eine gute Wirkung haben wird. Er hatte nicht in irgend einem christlichen Sinn gebetet.

Allerdings muß zugegeben werden, daß im späteren Buddhismus sich zahlreiche Anrufungen des vergötterten Buddhas und Bodhisattvas, und Gebete an sie vorfinden, daß da um die verschiedensten Bedürfnisse und Gaben gebetet wird, und daß der Buddhismus, als er sich außerhalb Indiens verbreitete, den Charakter eines theistischen Religionssystems annahm, welches, obgleich es falsch ist, doch mit dem Christentum einige Berührungspunkte hat.

Dessenungeachtet aber, und trotz allem, was sonst noch zu Gunsten des Buddhismus gesagt werden kann, läßt sich doch die ungeheure Kluft nicht leugnen, welche auch den theistisch angehauchten Buddhismus von der wahren Religion scheidet.

Es ist in der That eine sonderbare Erscheinung unserer Zeit, daß viele gebildete, sich Christen nennende Leute entzückt sind über manche Lehren und Vorschriften des

Buddhismus, dessen schönste Perlen seine Bewunderer aus dem Sittengesetz zusammengelesen und zu einer blendenden Kette vereinigt haben, während alle dunklen Flecke der buddhistischen Lehre, alle Abgeschmacktheiten, Trivialitäten und sinnlosen Wiederholungen, und auch die widerwärtig schmutzigen Verbote außer acht gelassen werden, welche letztere einen Abgrund von sittlicher Verkommenheit aufdecken, und von keinem Christenmunde wiederholt werden können.*)

Man hat sogar behauptet, daß ein großer Teil der Bergpredigt und anderer Berichte der Evangelien sich auf die Morallehre gründet, welche Buddha 500 Jahre vor Christo verkündete,**) und daß Buddha außer der Sittenlehre auch andere erhabene Wahrheiten gebracht habe und mit Recht „Das Licht Asiens" genannt werde.

Dazu ist nun zu bemerken, daß der Buddhismus sich nur im östlichen Asien verbreitet hat, und daß Confucius, Zoroaster oder Mohammed mit demselben Recht das Licht Asiens genannt werden könnten.

Aber war denn Buddha überhaupt das wahre Licht irgend eines Teiles der Welt?

Die Hauptidee des Buddhismus ist allerdings geistige Erleuchtung, hervorgehend aus kräftiger, innerlicher Sammlung und Vertiefung, aus lang fortgesetzter, intensiver Meditation und Versunkenheit in sich selbst.

Und welches Licht hat diese buddhistische Erleuchtung ausgestrahlt? Hat dadurch irgend ein Mensch sich und seine sündliche Natur kennen gelernt, oder etwas über den Ursprung der Sünde und des Uebels vernommen? Oder hat man dadurch etwas erfahren über einen gütigen, gerechten, heiligen, allmächtigen, persönlichen Schöpfer? Nein, darüber hat Buddhas Lehre und Erleuchtung nicht das geringste Licht gebracht. Er wußte nichts vom Ursprung des Bösen und kannte kein höheres Wesen als sich selbst.

Was er entdeckt zu haben beanspruchte, und worüber er Erleuchtung bringen wollte, war nur das, daß er behauptete, den Ursprung des Leidens und das Heilmittel des Leidens gefunden zu haben. Alles Leiden, sagte er, kommt daher, daß wir unseren Begierden und Wünschen nachgeben, und besonders daher, daß wir den Wunsch zu leben haben; denn das Leiden ist untrennbar vom Leben, und alles Leben ist Leiden, und man kann vom Leiden nur befreit werden durch Unterdrückung der Wünsche und besonders des Lebenswunsches, d. h. also durch angestrebte Vernichtung der eigenen persönlichen Existenz.

Da haben wir nun schon einen großen Unterschied zwischen Christentum und Buddhismus. Wenn Buddha die Leute aufforderte, ihm nachzufolgen und seine Schüler zu werden, so stellte er ihnen, durch Unterdrückung der Wünsche und Begierden, Befreiung vom Leiden in Aussicht. Christus aber hieß seine Nachfolger Leiden aller Art erwarten und grade durch die Leidensschule geläutert und ihm ähnlicher werden.

Der Menschenleib wird in der Bibel nicht mit Verachtung behandelt. Er soll im Gegenteil geheiligt, ein Tempel des heiligen Geistes und schließlich verklärt und verherrlicht und dem Leibe Christi ähnlich werden, als dessen Glieder die Christen schon hier bezeichnet werden. Der Buddhist hingegen sieht verächtlich auf seinen und überhaupt jeden Leib, der ja gewissermaßen nur dazu da ist, wie Buddhas Leib zu Asche verbrannt und für immer vernichtet zu werden.

Von der Sünde, deren Schuld und Strafe, und von einer zu erstrebenden Reinheit und Heiligkeit des Lebens, hat der Buddhist keine Idee. Buddha sagte nur: Sucht den durch schlechte Handlungen bewirkten Mangel an Verdienst los zu werden und häuft euch durch gute Handlungen einen recht großen Vorrat von Verdienst an.

---

*) Ein Beispiel der vielen, gradezu blödsinnigen Wiederholungen des buddhistischen Moral-Codex findet sich in Tschullavagga, Sacred Books of the East, XX. p. 87 und 146; und in einigen Teilen der Pârâdschika-Bücher finden sich die widerwärtig detaillierten Beschreibungen jeder denkbaren Form abstoßender Verbrechen, die von buddhistischen Mönchen begangen worden sind oder werden könnten.

**) Siehe Professor Seydels Buddhistisch-Christliche Harmonie, und „das Evangelium von Jesu in Seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Lehre. Leipzig, 1880.

Dieses Verdienstanhäufen ist ja überhaupt eine tief eingewurzelte, sich überall geltend machende und nur durch das Evangelium von Jesu Christo aufzuhebende Neigung des menschlichen Herzens. Am meisten Nachdruck legt aber der Buddhismus auf das Anhäufen des Verdienstes, als das alleinige Gegengewicht gegen die ungeheure Macht des Verdienstmangels oder der Schuld, die sich durch schlechte Handlungen in den gegenwärtigen und früheren Existenzen angesammelt hat.

Aber nur ein Gegengewicht gegen die erdrückende Schuldenlast, und zwar ein immer unzureichendes, bietet der Buddhismus seinen Gläubigen im angehäuften Verdienste an, keine Befreiung von der Schuld. Buddha hat nie beabsichtigt und nie versprochen, jemand von Schuld zu befreien und von sittlicher Befleckung zu reinigen. Er überließ es jedem seiner Nachfolger, selbst die Fessel zu sprengen oder wenigstens zu lockern, in welche er durch schlechte Handlungen und Laster vielleicht für alle Ewigkeit geschmiedet ist.

Allerdings wird Buddha im Lalitavistara als eine Art Heiland und Erlöser beschrieben; aber diese leeren Worte werden dadurch Lügen gestraft, daß Buddha faktisch nichts anderes anbietet und anrät, als Verdienstanhäufung und schließlich Vernichtung aller persönlichen Existenz. Von Erlösung und Befreiung ist in seiner ganzen Lehre keine Rede. Im Gegenteil bindet er in der Karma-Lehre jeden Schuldbeladenen mit ehernen Fesseln fest und giebt ihm die Folgen seiner eigenen bösen Thaten für alle Zeit zu tragen. Er sagte in der That zu jedem seiner Schüler: Du bist und bleibst ein Sklave des von dir selbst geschaffenen Tyrannen. Deine Thaten, Worte und Gedanken in deinem gegenwärtigen und dem früheren Leben rächen sich an dir eine zahllose Reihe von Existenzen hindurch. Bist du ein Mörder, ein Dieb, Lügner, Wollüstling oder Trunkenbold gewesen, so wirst du dafür Strafe erleiden in deiner nächsten Geburt, indem du vielleicht in einer der Höllen Qualen erduldest, oder in dem Leibe eines wilden oder unreinen Tieres, oder als ein böser Geist.

Dein Schicksal ist besiegelt. Wo du dich auch verbergen mögest — überall wird dich die Strafe und Rache für deine bösen Thaten finden. Die einzige Hoffnung auf Rettung und Befreiung liegt in dir selber. Weder ein Gott noch ein anderer Mensch kann dich erretten. —

Welchen Gegensatz bildet zu dieser trostlosen Ueberlieferung an unvermeidliche Strafe und Rache die durch Jesum Christum vollbrachte und allen angebotene Erlösung! Wie tröstlich und lieblich klingen dagegen für alle Schuldbeladenen die durch unzählige Erfahrungen bewahrheiteten Worte des Heilandes: Der Geist des Herrn ist auf mir, der mich gesalbet und gesandt hat zu verkünden die Heilsbotschaft den Armen, zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig sein sollen, und zu verkünden das angenehme Jahr des Herrn (Luc. 4, 18). —

Die Bewunderer des Buddhismus sagen aber vielleicht: Ja, wir geben diese Gegensätze zu; aber im Sittengesetz des Buddha finden sich doch Vorschriften, welche den christlichen sehr ähnlich oder gar gleich sind; Vorschriften, welche dem Menschen gebieten, nicht die Welt und nicht das Geld zu lieben, nicht seine Feinde zu hassen, nicht Unrecht zu thun, nicht sinnlichen Lüsten zu fröhnen, das Böse durch Gutes zu überwinden und anderen das zu thun, was wir wünschen, daß sie uns thun sollen.

Nun, diese Uebereinstimmung mancher Forderungen und Gebote muß allerdings zugestanden werden, und die buddhistischen Vorschriften gehen sogar in manchen Fällen noch weiter als die christlichen, indem sie gänzliche Enthaltung verlangen, wo diese nur mäßigen Genuß fordern. Aber der Gegensatz liegt eben da nicht sowohl im Buchstaben des Gebotes, als darin, daß das Christentum auch den Weg angiebt, auf dem man zur Erfüllung der Gebote gelangen kann, und die Kraft mitteilt, welche zum Halten der Gebote befähigt. Der Buddhismus sagt: Gieb dir alle Mühe recht zu handeln, damit du schließlich alles Leiden, deine Individualität, dein Leben los wirst. Das Christentum

sagt: Lebe fromm und gerecht, vermöge einer dir von oben mitgetheilten Kraft, vermöge des göttlichen Helfers und Erlösers, welcher der Weg und die Wahrheit und das Leben ist. Buddha sagte zu seinen Nachfolgern: Ich habe keine Gaben, keine Hülfe für euch; ihr müßt euch auf euch selbst verlassen und selbst handeln. Christus sagte: Nehmt alles von mir; baut nicht auf euch selbst. Ich gebe euch das ewige Leben, das Brot vom Himmel, das lebendige Wasser. — Und wenn auch dieses überreiche Empfangen des Nachfolgers Christi nicht eigene Unthätigkeit in sich schließt, sondern im Gegenteil zu um so eifrigerem Thun und Halten der Gebote antreibt, so liegt doch die Quelle der Kraft zu solchem Thun nicht in dem Vollbringer der Gebote selbst, sondern wird ihm gnädig dargereicht.

Die Verteidiger und Bewunderer des Buddhismus werden aber, wenn sie auch die bisher dargelegte größere Vollkommenheit und Erhabenheit der christlichen Religion nicht leugnen können, noch mehr für sich vorzubringen haben und werden sagen: Der Buddhismus ist doch unbestreitbar für Indien eine große Wohlthat gewesen, denn er hat vielen Millionen seiner Bewohner, die vorher in geisttötenden, brahmanischen Ceremonien und Riten gefangen lagen, eine großartige geistige Befreiung und Erlösung gebracht.

Wir gestehen dies zu, und wir geben sogar zu, daß der Buddhismus der ungeheuren Bevölkerung Indiens noch viele andere Wohlthaten gebracht hat. Er wirkte günstig ein auf Kultur und Bildung; er war, bis zu einem gewissen Grade, förderlich für Litteratur und Kunst, für physischen, sittlichen und geistigen Fortschritt; er verkündete und verbreitete eine friedliche, wohlwollende und brüderliche Gesinnung unter den Menschen und erklärte sich gegen den Krieg; er war der socialen Freiheit, und überhaupt socialen Verbesserungen günstig; er verschaffte den Frauen eine größere Unabhängigkeit; er verlangte, freilich nur, um Verdienst anzuhäufen, Reinheit in Gedanken, Worten und Werken; er lehrte Selbstverleugnung ohne Selbstpeinigung; er drang auf eine großmütige, liebevolle, duldsame und aufopfernde Gesinnung gegen alle Wesen, selbst gegen die Tiere; er gebot, das Leben zu achten und zu schonen, und gegen alle Geschöpfe mitleidig zu sein; er verbot den Geiz und das Aufhäufen des Geldes; und schließlich verhinderte er eine moralische Versumpfung und spornte zu guten Werken aller Art an, durch die Lehre, daß das zukünftige Schicksal des Menschen von seinen gegenwärtigen Thaten abhänge.

Als sich dann der Buddhismus über die Nachbarländer Indiens ausbreitete, nahm er den Charakter einer Religion an, lehrte das Vorhandensein unsichtbarer Welten, erlaubte das Beten zu Matreya und anderen angeblichen persönlichen Heilanden, empfahl Glauben und Vertrauen zu diesen himmlischen Wesen, schuf eine Unmasse von Gebeten und Handlungen der Verehrung und Anbetung, durch welche Verdienst angesammelt und Geburten in höhere Existenzformen hinein gewonnen werden sollten, und erzeugte viele Formen der Andacht und des Gottesdienstes, welche mit den in christlichen Ländern gebräuchlichen manches gemeinsam haben. Man muß sogar sagen, daß die äußerlichen Zeichen der Religion, wie Tempel, heilige Gegenstände und dergleichen, in keinem Teil der Welt so häufig angetroffen werden, als in den Ländern, wo der Buddhismus herrscht.

Wer aber durch diese Zugeständnisse zu der Meinung kommen sollte, der Buddhismus sei eine Art Einleitung zum Christentum, und dieses eine Art Entwicklung des Buddhismus, der würde doch sehr irren, denn die Kluft, welche die wahre Religion von der falschen Philosophie und den aus ihr später entwickelten Religionssystemen scheidet, läßt sich nicht überbrücken, da die Gegensätze zwischen beiden zu groß und fundamental sind. Führen wir jetzt einige derselben an.

Der Buddhismus hat nie den Anspruch erhoben, mit Ausschluß anderer Religionssysteme zu gelten, oder an die Stelle anderer Religionen zu treten. Er läßt im Gegenteil alle bestehen und gelten, und ein Buddhist kann zugleich ein Hindu, ein Confucionist, ein Taoist, ein Schintoist und sogar ein Christ sein.

Ein Christ hingegen ist des festen Glaubens, daß nur ein Name gegeben ist im Himmel und auf Erden, in welchem Heil und Leben ist, und zugleich an Christum zu glauben und von Buddhas Lehre Heil zu erwarten, ist eine offenbare Unmöglichkeit.

Christus ist ferner eine große historische Persönlichkeit, dessen Leben uns in den 4 Evangelien in würdiger Einfachheit und Kürze erzählt wird, während Buddhas Lebensbeschreibung so mit zum Teil ungeheuerlichen und lächerlichen Fabeln und Sagen versetzt ist, daß es geradezu unmöglich ist, einen einfachen glaubwürdigen, historischen Kern herauszuschälen, der sich mit dem Bericht der Evangelisten vergleichen ließe.

Christus gab sich ferner immer als von Gott gesendet aus, während Buddha von sich selbst ausging und in seinem eigenen Namen auftrat. Wie hätte er auch können von einem göttlichen Wesen ausgehen und gesandt sein, da er ja nicht den ewigen Bestand irgend eines Wesens, und nicht einmal den seiner eigenen Individualität glaubte?

Er behauptete von sich selbst nur, daß er durch seine eigene Kraft und seinen Willen in die Welt gekommen sei, um die vollkommene Weisheit zu lehren. Durch diese seine Kraft allein war er durch unzählige Leiber von Göttern, Halbgöttern, Dämonen, Menschen und Tieren hindurchgegangen, bis er einen der vielen existierenden Himmel erreichte, und von da, nach seinem Wunsch und Willen, auf die Erde hinabstieg und in der Gestalt eines weißen Elefanten in die Seite seiner Mutter eintrat.

Christus hingegen verkündigte seinen Jüngern, daß er vor Abraham und von Ewigkeit her bei seinem Vater war, und von diesem in die Welt gesandt wurde.

Christus erschien ferner in sehr demütiger, niedriger Stellung auf der Erde, hatte keine Merkmale irdischer Herrlichkeit und Majestät an sich, wurde von den Großen dieser Welt verachtet und verworfen, und hatte nur geringe und arme Leute zu Nachfolgern.

Buddha hingegen wurde in einer reichen, fürstlichen Familie geboren, wurde vornehm erzogen, hatte an seinen Händen und Füßen mystische Zeichen einer unbegrenzten Herrscherwürde, war in Gestalt und Aussehen größer und herrlicher als gewöhnliche Menschen, wurde selbst als Bettelmönch von Königen und Fürsten geehrt, und hatte reiche und gelehrte Leute zu Nachfolgern.

Christus konnte sich selbst als den Weg, die Wahrheit und das Leben, als die Quelle der Gerechtigkeit, Weisheit und Heiligung bezeichnen, während Buddha seinen Jüngern sagen mußte, daß sie Erleuchtung und Weisheit nicht durch ihn, sondern durch ihre eignen Bemühungen und Lichtblicke erlangen müßten, und zwar nach einer langen peinvollen Prüfungszeit in zahllosen, auf einander folgenden Leibesexistenzen.

In Bezug auf die Wunderthaten Christi wird ferner berichtet: Die Blinden konnten sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen wurden rein, die Tauben hörten, die Toten standen auf, und den Armen wurde das Evangelium gepredigt. Von Buddha aber heißt es in Mahavagga: Auf Befehl des Hochgesegneten wurden 500 Stücke Brennholz, welche nicht gespalten werden konnten, gespalten, und die Feuer, welche nicht angezündet werden konnten, wurden angezündet, und die, welche nicht ausgelöscht werden konnten, wurden ausgelöscht. Auch ließ er 500 Gefäße mit Feuer entstehen, so daß er also hier allein 3500 Wunder verrichtete (Sacred Books of the East XIII, 133). — Andere Wunder Buddha's sind von noch viel sonderbarerer Art.

Buddha sandte zu Anfang seiner Laufbahn seine vornehmen gelehrten Jünger als Missionare, ohne höheren und vollends ohne göttlichen Auftrag aus. Christus aber sagte am Schlusse seiner irdischen Laufbahn zu seinen ungelehrten, eine geringe Lebensstellung einnehmenden Nachfolgern: Wie mich mein Vater gesendet hat, so sende ich auch euch.

Sehr verschieden ist auch der beiderseitige Tod. Christus erleidet ihn durch die Hände der Gottlosen und stirbt, die Sünden der ganzen Menschheit versöhnend, für alle Adamskinder im 33. Jahre seines Lebens, nach dreijährigem Lehren und Wirken etwa 120 Jünger und Jüngerinnen in Jerusalem zurücklassend. Buddha stirbt 80 Jahre

alt, umgeben von seinen ihn pflegenden und tröstenden Freunden, und läßt, nachdem er 45 Jahre lang gelehrt und gepredigt, Tausende von Schülern und Anhängern zurück.

Nach seinem Tode sah Christus die Verwesung nicht, sondern erstand mit verklärtem Leibe aus dem Grabe, und lebet, aufgefahren gen Himmel, immerdar und spendet Leben allen die darnach verlangen. — Buddha hingegen starb wie andere Menschen, ist für immer verschwunden, und sein Leib wurde 400 Jahre vor dem Kommen Christi zu Asche verbrannt, und diese Asche nach allen Himmelsgegenden hin als Reliquie verteilt. Nur in seiner Lehre lebt er, nach seiner eigenen Erklärung, weiter fort.

Diese Lehre aber ist auch wieder von ganz anderer Beschaffenheit als die christliche. Denn während die von Christus seinen Jüngern mitgeteilte Lehre sich nach und nach überall hin verbreitete und zu schließlichem alleinigen Vorherrschen und zu ewiger Dauer bestimmt ist, muß die sich anfangs sprungweise schnell verbreitende Lehre Buddha's, nach seinem eigenen Zugeständnis, allmählich absterben, bis sie, nach 5000 Jahren, ganz von der Erde verschwunden ist, und ein neuer Buddha erscheint, der sie wieder herstellt.

Diesem neuen Buddha folgen dann wieder zahllose andere Buddhas in den endlos auf einander folgenden Zeiträumen, während es nur einen, immerdar lebenden und den Seinen gegenwärtigen Christus giebt.

Buddhas Lehre wurde von seinen Schülern niedergeschrieben und in verschiedenen Büchern zusammengestellt, und diese zahlreichen Schriften bilden nun die heiligen Bücher, gewissermaßen die Bibel der Buddhisten, welche sich aber von derjenigen der Christen weit unterscheidet. Denn während die Christen-Bibel den Anspruch erhebt, eine höhere, eine göttliche Offenbarung zu enthalten, ohne daß deshalb ihre einzelnen Worte und Laute etwas Uebernatürliches und Zauberhaftes an sich hätten, will die Buddhisten-Bibel gar keine übernatürliche Offenbarung sein oder enthalten, aber der bloße Klang der Worte der heiligen buddhistischen Schriften soll eine außerordentliche und verdienstliche Wirkung haben auf alle, die sie hören; ja das bloße Hören dieser Laute kann schon in die himmlischen Wohnstätten künftiger Existenzen erheben. Diese Ansicht wird erläutert und bestätigt durch eine in Ceylon oft gehörte Legende, nach welcher 500 Fledermäuse, welche in einer Felsenhöhle in Ceylon Tag für Tag zwei Mönche das Gesetz Buddhas hersagen hörten, durch das bloße Anhören der heiligen Laute so viel Verdienst ansammelten, daß sie bei ihrem Tode als Menschen, und schließlich als Götter wiedergeboren wurden.

Vergleicht man dann die Ausdrucksweise der buddhistischen heiligen Schriften und der Bibel mit einander, so steht letztere viel vorzüglicher und höher da, durch ihren würdigen Stil, durch die Kürze, Durchsichtigkeit und Kraft ihrer Redeweise, sowie durch ihre ansprechende Natürlichkeit und unnachahmbare Erhabenheit; und die langweilige Weitschweifigkeit, die kindischen Wiederholungen und das teilweise geradezu alberne Geschwätz auch des größten Teils des Tripitaka sticht dagegen sehr unvorteilhaft ab. Zum Inhalt der Lehre übergehend, könnten aber die Bewunderer des Buddhismus sagen, daß doch der Grundton der buddhistischen wie der christlichen Lehre die Selbstverleugnung und Selbstaufopferung sei.

Allerdings lehrte Buddha eine Art Selbstverleugnung und erzählt von sich selbst, daß er in früheren Geburten und Existenzen sich einmal für das Wohl anderer ein Auge ausriß, ein andermal den Kopf abschnitt, ja daß er, um eine Taube von einem Habicht zu befreien, seinen Leib in Stücke schnitt. Aber die buddhistische Selbstaufopferung hat einen anderen Charakter als die christliche. Sie erstrebt Vernichtung des Selbstbewußtseins, des eigenen Selbst und Ich, der eigenen Individualität, während das Christentum auf Unterdrückung und Veränderung des selbstsüchtigen Sinnes ausgeht.

Auch sonst ist der Unterschied der beiderseitigen Lehren in die Augen fallend.

Dem: Ueberwindet die Welt! steht das buddhistische: Meidet und fliehet die Welt! entgegen.

Erwartet eine neue vollkommene Erde, nach der gegenwärtigen unvollkommenen! eine reinere, herrliche Welt, in der Gerechtigkeit wohnet! — zu dieser fröhlichen Hoffnung ermuntert uns die Bibel.

Der Buddhismus aber läßt eine nie endende Aufeinanderfolge von schlechten Welten erwarten, die eine nach der andern sich entwickeln, verfallen und untergehen, und alle gleicherweise voll Elend, Wechsel und Umgestaltung sind.

Nach der christlichen Lehre ist das Leibesleben nur einer großen Umgestaltung unterworfen. Nach dem Buddhismus setzt sich das Leibesleben in sechs verschiedenen Zuständen fort, und durch eine endlose Reihe von Leibern von Menschen, Tieren, Dämonen, Geistern und Bewohnern verschiedener Himmel und Höllen, und zwar ohne irgend einen rechten Fortschritt und ohne sichere Entwicklung, sondern in einem beständigen Wirrsal von Verwandlungen und Veränderungen.

Dem Leben im Himmel, der ewigen Seligkeit des Christen, kann nie ein unseliger Zustand, ein Fallen in die Tiefe folgen. Nach dem Buddhismus aber kann auf ein Leben in einem höheren Himmel, eins in einem niederen Himmel, oder auf der Erde, oder in einer Hölle folgen.

Der Leib des Christen kann und soll die Wohnstätte des Geistes Gottes werden. Für den Buddhisten aber ist, wie schon oben erwähnt, der Leib der Menschen wie der höheren Wesen immer nur die Wohnstätte des Uebels und des Verderbens.

Der Christ soll seinen Leib Gott als ein wohlgefälliges Opfer darbringen, und einen verklärten Auferstehungsleib erwarten.

Der Buddhist trachtet nach und hofft auf eine Befreiung von allem leiblichen Leben, als auf das größte Glück und das höchste zu erreichende Ziel. Ehe aber dieses Ziel erreicht ist, kann der Leib jedes Buddhisten, und auch der eines Gottes, in das niedrigste Tier verwandelt werden, und auf der anderen Seite kann sogar aus dem Ungeziefer wieder ein Gott erstehen.

Weiche nicht ab von Gottes heiligen Geboten und Wegen, ist zu dem Christen gesagt. Zum Buddhisten aber: Weiche nicht ab vom achtfachen Weg des vollkommenen Menschen, und fehle nicht gegen dich selbst und gegen das Gesetz des vollkommenen Menschen.

Dem Christen sagt Gottes Wort: Schaffet und wirket, solange es Tag ist. Der Buddhist aber hat sich vor allem eifrigen Thun und Wirken zu hüten, weil dies eine Neugeburt verursachen kann, und hat nach vollständiger Teilnahmlosigkeit, Unempfindlichkeit und Unthätigkeit zu trachten.

Den Christen treibt Gottes Wort an, sein Herz, seine Neigungen und Begierden zu reinigen und zu heiligen. Der Buddhist hingegen soll sie unterdrücken und womöglich ganz vernichten, um zur Heiligung zu gelangen.

Gottes Wort lehrt uns, daß die Liebe ewig bleibt, und daß sie immer vollkommener und stärker wird, je näher man Gott steht. Nach dem Buddhismus hingegen verschwindet die Liebe in den höchsten Existenzformen gänzlich und wird ausgelöscht.

Die Ehe ist nach dem Christentum ein ehrbarer Stand, der geheiligt werden kann und soll. Christus selbst war bei einer Hochzeit und herzte kleine Kinder. Der Buddhismus aber sagt: Willst du den höchsten Grad der Heiligkeit erreichen, so meide den verheirateten Stand! Vermeide ihn wie glühende Kohlen! Und bist du in diesem Stand, so verlasse Weib und Kind und Haus, und ziehe als Mönch umher, mit nichts beschäftigt, als mit tiefem Nachdenken und mit dem Hersagen von Buddhas Gesetz.

Der Buddhismus lehrt, daß jedermann nur durch seine eigenen Werke und Verdienste gerettet und erlöst werden kann, und er schmeichelt damit dem Stolz des menschlichen Herzens. Das Evangelium von Christo hingegen, dem alleinigen Heiland und Erlöser, beugt den Stolz des Menschen darnieder und scheint seinem Verstand etwas Thörichtes, denn es verlangt von ihm, gleichsam ein kleines Kind zu werden, die Gnadengabe Gottes umsonst anzunehmen und sich selbst als unnützen Knecht anzusehen. Nicht

daß es die Werke für überflüssig erklärte, aber sie bilden nicht die Grundlage der Rettung und Hoffnung, sondern nur den Beweis und die notwendige Aeußerung der gläubigen Annahme von Gottes Gnade.

Das Christentum sieht das persönliche Leben als das heiligste aller Besitztümer an. Das Leben ist ihm kein Traum und Schein, sondern die kostbarste Gabe Gottes. Christus ist selbst das Leben und die Lebensquelle für die Seinen, welche nach göttlichem Leben und nach dem Lebensspender selbst immerdar dürsten, sich mit Lebenskräften erfüllen und ihrem Herrn ähnlich machen lassen sollen. Der Buddhismus hingegen stellt als höchstes Ziel hin die gänzliche Vernichtung des Lebenswahnes und der Einbildung persönlicher Wesenseinheit. Er verlangt die Ausrottung und Aufhebung des persönlichen Ich und überhaupt jeder Lebensform und stellt die schließliche Auflösung aller Wesen und Dinge in nichts, alles Seienden in reines Nichtseiendes, als alleinigen wahren und höchsten Glaubenssatz hin.

Was soll ich thun, damit ich das ewige Leben erlange? sagt der Christ. Was soll ich thun, um zu ewiger Lebensvernichtung zu gelangen? ist die Hauptfrage des Buddhisten. —

Damit sei die Aufzählung der Gegensätze des Buddhismus zum Christentum geschlossen. Diese Gegensätze sind gewiß groß und zahlreich genug, um die Unmöglichkeit darzuthun, die eine Richtung aus der andern herzuleiten, oder sie für gleichartig zu halten; und die Gegensätze sind auch groß genug, um uns darüber mit Verwunderung zu erfüllen, daß so manche Christen im Buddhismus eine höhere Lebensweisheit zu finden glauben, als in ihrer eigenen Religion.



Vom Weihnachtsbüchermarkt.

Inhaltsübersicht.

Bauer, Eine arme Seele.
Baumgartner, Nordische Fahrten I u. II.
Bücker, Unsere Arbeiter der Neuzeit.
Christiansen, Lotte.
Deutsche Jugend- und Volksbibliothek (Steinkopf, Stuttgart) 126—130.
Eberhard, In Treue fest.
Elisabeth, Lebenskämpfe.
Garlepp, die Paladine Kaiser Wilhelms I. Band I—IV.
Heyer, Aus dem alten deutschen Reiche, Band I—XII.
Kastropp, Phantasien und Märchen.
Kniest, von der Wasserkante.
Derselbe, Wind und Wellen.
Polko, Musikalische Märchen, I und II.
v. Prielmayer, Der Bauer auf dem Kreuzhofe.
v. Rothenburg, Aus dem Blumenthalwald.
Dieselbe, Der Siegfried aus dem Blumenthalwald.
v. Schreibershofen, Italienisches.
v. Sczepanski, Eigene Geschichten.
Derselbe, Neu-Berlin.
Wustmann, Alumneumserinnerungen.

Der Weihnachtstisch des Jahres 1890 steht — wohl nicht gerade vor der Thür, das Bild wäre doch reichlich kühn — aber irgendwo wird er doch stehen, und die Zeit ist nicht mehr fern, daß er wieder hervorgeholt wird, um mit mancherlei Gaben der Liebe und Freundschaft gefüllt und ausgeschmückt zu werden. Da gilt es für jedermann, dem die frohe Aufgabe erwächst, anderer Hände zu füllen, den rechten Geberverstand walten zu lassen.

„Maß zu halten ist gut!" Das ist eine der obersten Regeln, die ein Schenkender, die vor allem auch die Eltern ihren Kindern gegenüber zu beherzigen haben. Maßlose Geschenke, die den Verhältnissen des Beschenkten nicht entsprechen, verderben den Geschmack und zerstören die Genügsamkeit.

„Jegliches vorbedacht!" Auch die Auswahl der Geschenke will überlegt sein. Oft wird mit einer geringwertigen, aber sinnig gewählten Gabe weit größere Freude gestiftet, als mit einer weit kostbareren.

Das schönste Weihnachtsgeschenk für jedermann — darüber sind sich alle Buchhändlerprospekte einig — ist ein gutes Buch; selbst die Richterschen „Anker"-Steinbaukasten, die das ganze Jahr hindurch die Zeitungen unsicher machen, und mit denen, laut Angabe des Inserats, die Gelehrten in ihren Mußestunden zur Erholung zu bauen pflegen, kommen gegen diese Einmütigkeit nicht auf. Also ein Buch! ein Buch! Ein Königreich für'n Buch!

Und die Prospekte haben ja so unrecht nicht. Nur heißt es hier noch mehr wie in andern Fällen: „Jegliches vorbedacht!"

„Jedem das Seine!" Was dem einen Organismus Gift ist, ist dem andern Medizin, was dem einen süß schmeckt, schmeckt dem andern sauer. Nur das, was der Bildung und dem Charakter des zu Beschenkenden am besten sich anschließt, wird auf

die Dauer auch die meiste Freude, den größten Nutzen bereiten. „Eines schickt sich nicht für Alle!"

Aber o weh! wie groß ist die Auswahl, und wie verschieden das Urteil der Sachverständigen, die man deswegen zu Rate zieht! Zwar über die bedeutenderen älteren Erscheinungen ist man noch einigermaßen orientiert, aber jedes Jahr, jeder Monat, jede Woche bringt einen neuen litterarischen Regen, und gar zu Weihnachten vereinigen sich die litterarischen Gewässer des ganzen Jahres zu einem großen Strome, der so schnell an uns vorüberbraust, daß wir das Einzelne kaum zu erkennen vermögen.

Wir geben im Folgenden unsern Lesern einige Hinweise: Freilich hat vorzugsweise nur die belletristische Litteratur Berücksichtigung gefunden, obwohl diese unter den litterarischen Weihnachtsgaben nur einen Teil ausmacht. Aber Fachlitteratur zu besprechen ist hier nicht der Ort, und geschichtliche, biographische und andere Werke sind einerseits so sehr der Geschmacksrichtung des Einzelnen unterworfen, daß darin schlecht Ratgeben ist, andererseits werden die bedeutendsten Erscheinungen das ganze Jahr hindurch in unserm der Bücherkritik gewidmeten Teile besprochen. Auch ist die Flut der wirklich nennenswerten Erscheinungen auf diesen Gebieten ja wesentlich geringer und leichter zu übersehen.

Auch auf diesem begrenzten, belletristischen Gebiet machen wir nicht im geringsten den Anspruch auf irgend eine Vollständigkeit in der Aufzählung und Besprechung des Empfehlenswerten. Dieselbe würde auch wohl kaum ein Kritiker leisten können, denn so leicht ist der deutsche Büchermarkt nicht zu übersehen und vor allen Dingen nicht gelesen — und gelesen muß doch ein Buch erst werden, bevor man darüber ein eigenes Urteil äußern kann. Eine solche Vollständigkeit war auch unnötig, wenn nur die Vielseitigkeit des Gegebenen derart ist, daß jeder für seinen Fall etwas Passendes herausfinden kann. Und da wir jahraus jahrein in unsern Bücherbesprechungen auch der Belletristik einen umfassenden Raum einräumen, so ist dort Gesagtes und Besprochenes hier nur in Ausnahmefällen wiederaufgeführt.

Endlich sei noch der möglichen Annahme vorgebeugt, als ob die Reihenfolge sowie die Länge der Besprechungen irgend einen Gradmesser für den Wert der Objekte abgäbe, das ist nicht der Fall, vielmehr beides rein von äußeren Umständen abhängig gewesen.

Zunächst wollen wir uns von Paul von Sczepanski eine Novellensammlung auf den Tisch legen lassen, die sich „Neu-Berlin" betitelt. (Leipzig, Karl Reißner). 237 S. Das anmutige Erzählertalent des Verfassers sowie sein feiner Humor sind bekannt; nimmt man dazu die sittlich reine Qualität seiner Stoffe wie seiner Darstellungsweise, so hat man in ihm einen Schriftsteller, den man allen, die nur nach Belletristik im eigentlichsten Sinne des Worts verlangen, nur bestens empfehlen kann. Seine Erzählungen erfreuen durch ihre Darstellung das ästhetische Gefühl, durch ihren Inhalt dienen sie zur Anregung, oft zur Erheiterung, sodaß einerseits die Langeweile nicht aufkommen kann, welche einer übertriebenen Idealistik so leicht anhaftet, anderseits aber auch das Gefühl des Unbehagens vermieden wird, welches unsere neudeutsche Realistik durch ihre angeblich wahrheitsgetreuen Schilderungen so meisterhaft hervorzurufen versteht. Sczepanski ist eben ein gesunder Realist, der uns die Welt und das Leben nicht in Zerrbildern — nach der guten oder nach der schlechten Seite hin — vor die Augen stellt, sondern die Dinge so schildert, wie sie sich einem unverbitterten, gesunden Gemüte darstellen. — Wir haben schon im Lauf dieses Jahres eine Novellensammlung des Verfassers, die sich „Eigene Geschichten" betitelte, in der „Monatsschrift" empfehlend angezeigt (auf S. 782). Die hier in Frage kommende, „Neu-Berlin," enthält 7 Novellen, die wohl sämtlich schon anderswo zuerst veröffentlicht sind, (die erste, „Wilhelm Recknagel", steht z. B. im vorigjährigen Daheimkalender), übrigens aber ihrem Gesamttitel sehr gut entsprechen. Es handelt sich in ihnen meistens um den Konflikt zwischen dem neuen und dem alten Berlin, mag derselbe sich zwischen Gebäuden, Plätzen und

Straßen, oder auch zwischen Menschen abspielen. Szczepanski kennt seine Berliner mit ihren Fehlern und Vorzügen, und wenn er sie am liebsten von ihrer originellen Seite nimmt, so ist es gerade das, was ihm den Dank der meisten Leser sichern wird. Die speziellen Berliner Typen sind lebenswahr aufgefaßt und frisch wiedergegeben. Als gesunde novellistische Kost sei daher „Neu-Berlin" besonders den neuen Berlinern und ihren Freunden bestens empfohlen.

Eine ernste Geschichte, die in erster Linie religiös geförderten Lesern und geprüften Herzen gefallen dürfte, aber auch für die erwachsene weibliche Jugend sich eignet, ist „In Treue fest." Eine Erzählung von Ludwig Eberhard. (Leipzig, G. Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 200 S. 2,20 M., geb. 3,20 M. Eine junge Baronesse — Hedwig — und ein junger Graf — Eberstorff — sind mit einander durch das innere Band der Liebe und das äußere der öffentlichen Verlobung verbunden. Da fällt auf den Grafen, der, um seinen ehrlosen Vater vor öffentlicher Schande zu retten, alles geopfert hat, der Verdacht der Wechselfälschung, und er wird vor den Augen der Welt selbst ehrlos, ohne sich anders als durch eine Anklage seines Vaters rehabilitieren zu können. Er opfert nicht nur sich selbst und seine Ehre, sondern auch die Braut der Kindespflicht und einem gegebenen Ehrenworte — geht mit Capo d'Istrias nach Griechenland, wo gerade der Befreiungskrieg geführt wird und findet dort einen Heldentod. Seine Braut ist nicht weniger hochherzig: Obwohl auch sie nicht erfährt, durch welche Umstände die scheinbare Ehrlosigkeit ihres Verlobten verursacht ist, so vertraut sie demselben doch völlig, verzichtet auf ihn für dies Leben und betrachtet sich gleichwohl während ihrer ganzen langen Lebenszeit mit ihm als zusammengehörig. Hochbetagt, nachdem ihr inzwischen Aufklärung geworden ist über die That des Grafen, stirbt sie in den Armen der Familie ihres Bruders, ein Gegenstand der Liebe und Verehrung für ihre ganze Umgebung, und ihrer jungen Nichte ein Vorbild fürs Leben. — Die Idealisierung der Charaktere ist wohl etwas weit getrieben, aber gerade darum wird das Buch einem Teil des weiblichen Lesepublikums gefallen — und schädlich ist ja so etwas nicht, da das Leben den nötigen realistischen Ausgleich mehr wie nötig herbeizuführen pflegt.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch — ebenfalls als auf eine ernste und gehaltvolle Lektüre — noch einmal auf die in der „Monatsschrift" im Laufe dieses Jahres zuerst erschienene Erzählung „Lebenskämpfe" von Elisabeth hinweisen (Leipzig, G. Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 282 S. 3 M., geb. 4 M. Mancher, der sie gelesen hat, wird sie gern dauernd besitzen oder andern damit eine Freude machen.

Und noch eine andere Erzählung, die für die Leser der „Allg. Kons. Monatsschrift" von besonderem Interesse sein dürfte, wollen wir hier gleich namhaft machen, ohne indes auf ihren Inhalt weiter einzugehen: wir denken im nächsten Jahrgang eine ausführliche Besprechung derselben aus anderer Feder zu bringen. „Eine arme Seele." Von Marie Bauer. (Frankfurt a. M., Alt.) 428 S. 5 M., geb. 6 M. Marie Bauer ist u. a. die Verfasserin der „Skizzen aus meinem Leben und meiner Zeit", von denen wir im Oktoberheft d. J. den Schluß brachten, dieselbe, die durch ihre seltsamen Träume und Visionen den Lesern in der Erinnerung sein wird. Das Manuskript der „armen Seele" war unserer Redaktion angeboten und wurde nur mit aufrichtigem Bedauern der Verfasserin aus dem einzigen Grunde zurückgegeben, weil es zu lang war.

Wer das südländische Colorit in Geschichten besonders gern hat, der findet es mit Meisterschaft aufgetragen und gehandhabt in einer Novellensammlung der Frau von Schreibershofen, der Tochter des betagten Schriftstellers Viktor v. Strauß und Torney: „Italienisches." Sechs Novellen von H. von Schreibershofen. (Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung.) 278 S. 4,50 M., geb. 5,50 M. Diese Novellen, eine jede 30 bis 50 Seiten umfassend, sind sämtlich der Art, daß man sie ohne Einschränkung empfehlen kann. Auch für den Familienkreis, und das sei besonders hervorgehoben, weil an wirklich interessanter, belletristischer Lektüre, die man



unbedenklich jedem erwachsenen Familiengliede in die Hand geben möchte, durchaus kein Ueberfluß herrscht. Die Verfasserin ist schriftstellerisch erfahren und beherrscht die novellistische Form vorzüglich. Ihre Stoffe, dem italienischen Leben und zumeist dem Volksleben entnommen, verraten gründliche Kenntnis des Land- und Volkscharakters und fesseln von Anfang bis zu Ende — trotz ihrer oft großartigen Einfachheit, wie sie z. B. in den Erzählungen „Die alte Malerin" und „Die Waisen von Portofino" sich findet. Die letztgenannte Novelle ist ein kleines Kabinetstück. Ein Fischer ist gestorben und hat drei Kinder im Alter von 3—9 Jahren als Waisen zurückgelassen. Während der Sindaco über dieselben vor versammelter Gemeinde Auktion abhält, um sie möglichst billig unterzubringen, spielen die drei Kinder, die Tragweite ihres Verlustes und ihr trauriges Geschick noch nicht zu übersehen im stande, in ihres Vaters hinterlassenem Boot, der älteste zieht das Segel auf, wie er es vom Vater gesehen — und ehe sie es merken, schwimmt die Barke auf hoher See, weitab vom Lande. Rührend ist jetzt das kindliche Gebahren, auch die Fürsorge der Kinder für einander geschildert; nach tagelangen Irrfahrten, denen der zarte kleine Karlo, „Vaters Liebling", schließlich trotz Aufopferung der Geschwister zum Opfer fällt, wird die Barke von einem jungen englischen Ehepaar aufgefischt, das den Schmerz über den Tod des einzigen Kindes in einer Seereise zu vergessen trachtete. Natürlich werden die beiden überlebenden Kinder als gute Beute adoptiert und bleiben so vor dem traurigen Geschick, das sie in der Heimat erwarten würde, bewahrt, während sie ihrerseits wieder zur Linderung fremden Schmerzes beitragen. — Man sieht aus diesem Beispiel, daß die Verfasserin wunderbare, oft recht unwahrscheinliche Ereignisse und Zufälle nicht verschmäht, aber sie weiß dieselben so geschickt vorzubringen, daß die novellistische Wirkung nicht im geringsten darunter leidet. Nur im „Mädchen von Ruta" scheint die bis zum Ende fortgesetzte und künstlich aufgesparte Pointe doch etwas gezwungen.

Ein anziehendes Buch, das man allen Denen auf den Weihnachtstisch legen mag, die ihre Schulzeit in einem Alumnat — Verf. sagt aus alter Gewohnheit Alumneum, obwohl er sich der schlechten Wortbildung wohl bewußt ist — verlebt haben oder noch verleben, sind auch die „Alumneumserinnerungen. Von einem alten Kreuzschüler". (Leipzig, Wilhelm Grunow.) 184 S. 1,50 M., in Halbfrzb. geb. 3 M. Die Anonymität des „alten Kreuzschülers" ist nur äußerlich, es ist der Oberbibliothekar und Archivdirektor Gustav Wustmann in Leipzig, der aus Dresden stammt und hier in den 50er Jahren die Kreuzschule und das damit verbundene Alumnat besuchte. Die Bilder, welche derselbe vom Leben der damaligen Alumnen zeichnet, sind offenbar nicht idealisiert, sondern nach der Natur wiedergegeben. Viele unerfreuliche Zustände und offenbare Mißstände werden berichtet, und wenn man auch merkt, daß der Verfasser jene Zeiten trotzdem zu den glücklichen seines Lebens rechnet, so ist von dem rosenfarbenen, alles verklärenden Schimmer, der sonst wohl in späteren Jahren sich über alle Jugenderinnerungen zu breiten pflegt, hier doch nur wenig zu spüren. Und das ist gut so, auch wenn der nicht alumnatskundige Leser mitunter etwas mehr Wärme und etwas weniger Kritik der Zustände wünschen möchte. Denn der Zweck des Verfassers konnte nur durch einen nüchternen, wahrheitsgetreuen Bericht erreicht werden. Dieser Zweck war, wie Wustmann zum Schluß ausführt, ein dreifacher: Er wollte erstens den alten Alumnen — der Kreuzschule wie auch anderer höherer Schulen mit Alumneen — eine Freude mit seinen Aufzeichnungen machen. „Sie sollen sagen: ja, so wars! genau so wars!" Der zweite Grund ist ein geschichtswissenschaftlicher: „Nach abermals drei bis vier Jahrzehnten wird niemand mehr eine Ahnung davon haben, wie es einst auf einem Alumneum zugegangen ist. Wir waren gerade noch zu einer Zeit da, wo in Verbindung mit dem alten Schulhause, — dem alten „Kasten", wie wir sagten, und unter seinem konservierenden Schutze noch eine Menge von Einrichtungen bestand . . ., die durch die Erbauung des neuen Hauses gewiß größtenteils hinweggefegt sind. Daß diese nicht ganz vergessen werden möchten, das war mein zweiter Wunsch, denn sie

bilden in ihrer Art doch auch ein Stücklein Kulturgeschichte.“ Drittens möchte der Verfasser — mehr scherzhaft, als im Ernst — den heutigen Alumnen durch Zeichnung des Bildes ihrer früheren Standesgenossen zu Gemüte führen, wie gut sie es doch jetzt im Vergleich zu jenen haben. Das werden ihm diese freilich wieder nicht glauben wollen, zumal unter seinen „Erinnerungen“ so mancher Streich, so manche Freiheit sich befindet, für die es heute kaum noch Duldung gäbe. —

„Jedem das Seine!“ Auch für alte Kapitäne, ausgediente Seeleute, Schiffsreeder, überhaupt für alle, deren Leben an der Wasserkante verläuft und mit Wind und Wellen zu thun hat, sorgt der Weihnachtsbüchermarkt. Philipp Kniest hat unter obigen beiden gesperrten Titeln im Verlage von Gerhard Stalling in Oldenburg zwei Bücher herausgegeben, die zu solchen Zwecken ganz vorzüglich geeignet erscheinen. Sie sind nicht ganz neu, vielmehr ist ihre Tüchtigkeit schon erprobt, denn das erste „Von der Wasserkante“ (278 S. 2 M., eleg. geb. 3 M.) erscheint zum diesjährigen Feste schon in vierter Auflage, das andere „Wind und Wellen“ (241 S. 3 M., eleg. geb. 4 M.) ist 1889 herausgegeben. Mit den landläufigen Seegeschichten, in denen wunderbare Schiffsabenteuer, Stürme, Kenterungen, Meutereien an Bord und andere aufregende Begebenheiten die Hauptrolle zu spielen pflegen, haben diese Erzählungen nur wenig gemein. Sie spielen zum großen Teil am Lande, „an der Wasserkante“, freilich in Kreisen, für welche „Wind und Wellen“ das Lebenselement sind oder gewesen sind. Die Erlebnisse, und zwar mit Vorliebe die Familienerlebnisse alter Kapitäne, Handelsherrn u. s. w. werden in behaglicher, nie aber in langweiliger Breite vorgetragen, meistens von ihnen selbst erzählt, wobei das plattdeutsche Idiom, wenn angebracht, sehr glücklich zur Geltung kommt. Dann wieder werden uns die Schicksale eines alten Segelschiffes, z. B. des (Hermannsburger?) „Missionsschuners“ berichtet, wobei wir stets das Gefühl, ja geradezu die Gewißheit haben, daß der Verfasser keine Phatasiebilder schafft, sondern nach vorhanden gewesenen, geschichtlichen Originalen zeichnet. Oft ist in den kleinen Erzählungen besonders des erstgenannten Buches von einer eigentlichen, geschweige denn einer spannenden Handlung kaum die Rede, so z. B. in „Die Husheersche“, „Die alte Brigg“, „Abgetakelt und gesloppt“, und doch wissen auch diese durch ihre gemütvolle Darstellung den Leser vollständig zu fesseln.

Warme und gesunde, wenn man so sagen darf: nach kräftiger Seeluft schmeckende Religiosität kommt oft und ungesucht zum Ausdruck. Für den Binnenländer ist sie zuweilen reichlich kräftig, so daß man mitunter geneigt sein könnte, Spott und sträfliche Ironie zu finden, wenn nicht der Ton der Gesamtdarstellung solchen einzelnen Stellen die Wage hielte. Wir nennen die sonst ausgezeichnete Skizze: „Der verrückte Kapitän“, in welcher uns der Verfasser in den sogenannten „Apostelhof“ zu Bremen einführt, einem Heim für alleinstehende alte Männer besserer Stände, dem eine „Mumsell“ vorsteht. Derselbe enthält 12 Wohnungen, deren Inhaber „Apostel“ genannt werden, und von denen uns der Verfasser einige prächtige Charakteristiken entwirft. Eine davon lautet so: „Der Buchbinder ist der Senior der Apostel. Uralt, ist er schon ein wenig kindisch geworden, gedeiht aber dennoch körperlich ganz vortrefflich. Die Rede geht von ihm: Dieser Jünger stirbt nicht. Wenn er einst seinen letzten Atemzug gethan haben wird, dann wird „Mumsell“ die Hände falten und sprechen: „Du leeve, söte Gott, man schall Di um allens danken: em is woll und us is bäter!“ Ein Bibelspruch darf, wenn überhaupt, dann nur mit äußerster Vorsicht zu einem Witze verwandt werden; der obige wohl überhaupt nicht.

Will Einer wissen, welches von beiden das bedeutendere Buch ist, so ist die Frage schwer zu beantworten. Preiswürdiger ist entschieden die „Wasserkante;“ ihre einzelnen Bestandteile sind kürzer wie die von „Wind und Wellen“, wodurch ein gelegentlicher unbedeutenderer weniger ins Gewicht fällt. Die Anfangsnovelle des zweiten Buches, „Die Hoffnung“, hat uns weniger gefallen, wofür freilich die beiden letzten Beiträge: „Der alte Buchhalter“ und „Lüder Rohrpenn's erste Reise“ um so wertvoller sind.



Im Allgemeinen ist „Wind und Wellen", seinem Titel entsprechend, mehr aktueller Natur, Ereignisse und Seebegebenheiten treten mehr in den Vordergrund, worunter indes die gemütvolle Art der Schilderung kaum zu leiden hat.

Zu der ausgesuchteren Ware auf dem diesjährigen belletristischen Weihnachtsmarkt gehört auch „Der Bauer auf dem Kreuzhofe". Erzählung aus dem Berchtesgadener Lande von Gustav von Prielmayer, Freiherrn von Priel. (Leipzig, J. Ambrosius Barth.) 266 S. 4 M., geb. 5 M. Bei den Lesern der „Monatsschrift" dürfte der Verfasser noch in gutem Andenken stehen, da die im Jahrgang 1889 veröffentlichte, interessante Erzählung „Der Chepteljud'" aus seine Feder stammte. Erwies sich Prielmayer in jener als ein ausgezeichneter Kenner der ländlichen Verhältnisse im Elsaß, so führt uns seine neueste Erzählung in die Gegend von Berchtesgaden und abermals in die bäuerliche, eingeborene Bevölkerung, und man gewinnt den Eindruck, daß der Verfasser auch hier vollkommen zu Hause ist. Die gezeichneten Typen des Kreuzbauern und seines Sohnes, des Nagelbauern, „des Schreivogl-Knap" u. s. w. sind so voll Leben, daß man sie vor sich zu sehen glaubt, wozu der Dialekt, in dem der Verfasser sie meistens sprechen läßt, nicht wenig beiträgt, die Situationen, besonders die Volks- und Wirtshausscenen so anschaulich und im guten Sinne realistisch gezeichnet, wie nur ein im Beobachten und Erzählen gleicher Weise geübter Schriftsteller sie zu geben vermag. Ein Bedenken möchten wir allenfalls aussprechen, ob nämlich die oft geradezu grandiose — und allerdings packende — Ironie, mit der der Verfasser die zwar äußerliche, aber doch immerhin herzlich gemeinte und nur nicht besser verstandene Frömmigkeit des katholischen Landvolks behandelt, wohl ganz zulässig ist. Da heißt es z. B. von der alten Magd „Anamirl" auf dem Kreuzhofe: „Sie besorgte, da sie zu schwerer Arbeit nicht viel mehr zu gebrauchen war, „die Betarbeit" des ganzen Hauses. Sie kannte alle Heiligen nach ihrem Rufnamen und ihrer Leistungsfähigkeit, stand mit ihnen auf bestem Fuße, hatte eine gute „Lungl", welche sie nicht schonte, ein Paar ausgetretene Schuhe und einen festen Schritt; mit andern Worten: sie vereinigte in sich alle Eigenschaften, welche der Begriff einer geübten Wallfahrerin in sich schließt. Nachdem Anamirl zweimal mit lautkreischendem Gebet bloßfueßet — die „Ausgetretenen" wurden auf dem Marsche zur Schonung stets an den Schnüren um den Hals getragen — den weiten Weg nach Maria Plain gewandert war, fand es die heilige Jungfrau für geraten, nachzugeben. ꝛc." Als der Kreuzbauer einmal im Zorn arge Flüche ausstößt, begiebt sich die Anamirl schleunigst nebenan in die „Herrgottsecke," um durch eifrige „Betarbeit" der Strafe für die Versündigung ihres Herrn vorzubeugen. „Jeder Fluch und Faustschlag des wütenden Bauern spornte sie von neuem an, um gleichen Schritt zu halten im Gebete mit der Sünde und so dieselbe auszugleichen; auf jede Einladung des Kreuzhofers an den Teufel, daß er „scho' glei' dreinfahr'n und den Malefizkerl alli Knoch'n kurz und kloa schlag'n soll", erfolgte eine Bitte an „alli bluatig'n Totenboandln" (Totengebeine der Märtyrer), sie möchten das Unglück und die Strafe vom Hause abwenden. Es war ein schwerer Kampf, welchen die „Heilinga mit dem Gottseibeiuns" zu bestehen hatten, und das alte Anamirl mußte alle Kräfte zusammennehmen, um nicht zu ermatten u. s. w." So viel des Komischen diese naive Art der religiösen Vorstellung für uns Evangelische auch hat, so dünkt uns doch, dieselbe sollte in dieser rein ironisierenden Weise nicht behandelt werden, dazu ist sie doch noch zu gut und von ihren Inhabern zu ernsthaft gemeint. Einen Atheisten in dieser Weise zu verspotten, ginge schon eher an und ließe sich auch leicht machen, denn der Atheismus ist doch mindestens ebenso unlogisch und lächerlich wie diese Art, des Katholizismus.

In demselben Verlage von Barth in Leipzig ist zum Feste auch wieder eine Neuauflage der „Musikalischen Märchen" von Elise Polko herausgekommen. Irren wir nicht, so erschien der I. Band derselben (470 S. eleg. geb. 6 M.) zuerst im Jahre 1852 und erlebt jetzt die 22. Auflage; der II. Band, von dem jetzt die 12. Auflage

vorliegt, kam 20 Jahre später heraus (458 S. eleg. geb. 6 M.) Diese Angaben dürften zur Empfehlung des ohnehin ja altbekannten Buches genügen.

Auch der Schorersche Verlag in Berlin legt diesmal ein Buch auf den Weihnachtstisch, das sich über das gewöhnliche Maß der Romanmache erhebt. Freilich ist es kein heimisches Gewächs, sondern entstammt der nordischen Litteratur, der die unsrige schon so manche wertvolle Bereicherung verdankt. Das Buch betitelt sich: „Lotte. Die Geschichte eines jungen Mädchens von Einar Christiansen." Deutsch von Ernst Brausewetter. 382 S. Es ist aber keineswegs auch ein Buch für junge Mädchen. Denn ein Ideal, das man zur Nacheiferung empfehlen möchte, ist diese „Lotte" durchaus nicht, so wenig wie eine Vertreterin des bösen Prinzips, die als abschreckendes Beispiel dienen könnte. Lotte ist, kurz gesagt, ein Mädchen, dessen einzelne Charakterzüge durchaus der Wirklichkeit entlehnt sind. Reich und nicht oberflächlich beanlagt, aber von ihren Eltern vernachlässigt und zurückgesetzt, verschließt sie als Kind ihr inneres Leben in sich; der Uebergang des Kindes zur Jungfrau, von keinem sorgsamen Mutterauge überwacht und geleitet, führt sie zu mancherlei Verirrungen. Dann sprießt in dem jungen Herzen die erste, tiefere Herzensneigung auf, sie gilt einem jungen Arzt, einem bewußten Atheisten, durch dessen Umgang ihr der letzte Rest des Kinderglaubens verloren geht. Als dieser nach dem Tode seiner Mutter, scheinbar ohne Lottes Gefühle zu erwiedern, das Land verläßt, um sich in Paris ganz seinen Studien zu widmen, da wird sie — nach Ueberwindung des ersten Schmerzes — zur Kokette, zur Löwin der Salons, bis sie endlich an einen jungen Bildhauer gerät, der anders ist wie die andern, der ihr leichtsinniges Spiel für Ernst nimmt und sie schließlich — eigentlich gegen ihren Willen und ohne ihre Liebe — zum Weibe gewinnt. Da sie im Grunde ihres Herzens ernsten und ehrlichen Sinnes geblieben ist, so geht anfangs alles recht gut; später stellen sich Zerwürfnisse ein, die zur offenen Krisis gelangen, als der atheistische Arzt aus Paris erscheint, der sich inzwischen tiefrer Gefühle für Lotte bewußt geworden ist. Die Krisis endet mit der Gesundung der Patientin, die ihre eigenen Fehler erkennt sowie die große Liebe ihres Gatten und ihn wiederzulieben sich sehnt. „So faltete sie denn ihre Hände, preßte sie krampfhaft in einander und betete, betete ohne viel Worte, aber mit all der Hoffnung, mit welcher sie es vermochte. Und sie dachte nicht daran, was es für ein Gott sei, zu welchem sie betete, ob es der war, an den die Priester glauben, oder der, an den ihr Gatte glaubte, oder der, an den sie selbst als Kind geglaubt hatte. Sie betete zu ihrem eignen Gott, zu ihm, dessen sie bedurfte, und der ihr helfen mußte. Sie betete um ein Leben voller Frieden."

Nicht minder charakteristisch und ganz nach dem Leben gezeichnet sind die Nebenpersonen. Der Hauptvorzug des Romans ist aber der, daß er es durchaus nicht, wie die Mehrzahl seiner deutschen Brüder, vermeidet, über das religiöse Leben seiner einzelnen Gestalten Aufschluß zu geben. Welches der religiöse Standpunkt der Verfasserin selbst ist, das wagen wir nicht zu entscheiden; jedenfalls nicht der „kirchenchristliche", das geht aus der Schilderung des orthodoxen Pastors, der Lotte konfirmierte, sowie aus mehrfachen andren Stellen hervor. Ist es der des protestantenvereinlichen, aber ernsten und ehrlichen Bildhauers Fribo mit Ritschlianischen Anwandlungen, für den „Christus nicht in anderm Sinne Gottes Kind ist, als alle andern Menschen auch", und der „Christi Fähigkeit zur Erlösung (soll dem Sinne nach offenbar die Erlösung selbst heißen) in dem Beispiel sieht, welches er gegeben hätte, in der großen und wahren Menschlichkeit, welche er in seinem Leben gezeigt hätte" (S. 315)? Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, da dieser Fribo von allen Gestalten des Romans noch am meisten idealisiert ist. Der geistvolle Atheist ist zwar auch sehr vorteilhaft ausgestattet, aber zum Vertreter ihrer Anschauungen kann die Verfasserin ihn schwerlich gewählt haben. Schon sein Schlußdebut ist dazu zu kläglich; und auch noch eine andere, höchst interessant geschilderte Scene würde das verbieten: Die Mutter dieses aufgeklärten Mannes liegt auf dem Sterbebette und verlangt nach einem Geistlichen, der



mit ihr bete. Der Sohn, der seine Mutter herzlich liebt, aber keinen Geistlichen im Hause dulden will, sucht ihr den Gedanken auszureden; als das aber vergeblich ist, und ihre Angst immer größer wird, da entschließt sich der Atheist, mit der Kranken zu beten, damit sie ruhiger werde und ihren körperlichen Zustand nicht noch unerträglicher mache, und dieser verständige junge Arzt, der gewiß im Leben manches Seitenstück findet — nur daß für fremde Patienten ein Doktor sich die Unbequemlichkeit und die „Gêne" des Betens nicht auferlegen würde — rechtfertigt sich der empörten Lotte gegenüber in aller Ruhe folgendermaßen: „Ich wollte nicht gern (beten), aber ich durfte recht gut. Warum sollte ich nicht dürfen? Ich habe keine Furcht vor Worten. Mutter mußte und sollte ruhig werden. Einen Geistlichen will ich nicht im Hause haben. Sie wollten nicht beten. So mußte ich." „Sie logen also!" antwortete Lotte ganz folgerichtig. Doch er mit edlem Anstand spricht, und zwar ohne sich errötend zu neigen: „Nein, ich gab ihr die Medizin, deren sie bedurfte."

Man sieht wohl schon aus diesen Proben, daß die Töne, welche die Verfasserin anschlägt, tiefergehende sind, als sonst meistens in Romanen üblich, und wenn man ihr nicht einmal auf den Kopf ihre eigene Stellung zu der Sache mit Gewißheit zusagen kann, so ist das — wenn es nicht etwa das Fehlen der eigenen Meinung selbst bedeutet — sicher das größtmöglichste Zeichen von Objektivität.

Für Märchenfreunde ist auch gesorgt, auch für „unmusikalische." Da ist in vorzüglicher Ausstattung im Verlage von Hans Wasserkampf u. Komp., Kommandit-Gesellschaft in Hannover, ein Buch erschienen unter dem Titel „Phantasien und Märchen" von Gustav Kastropp. Das Buch zählt offiziell 224 Seiten groß Oktav, doch sind darunter infolge der getriebenen Raumverschwendung 50 – 60 Seiten entweder ganz frei, oder nur mit einem Titel bedruckt. Gustav Kastropp ist als Märchenerzähler schon bekannt, doch darf man von ihm keine spezifisch deutsch-nordischen Märchen erwarten, auf die, mit ihrer sinnigen, und dabei unbewußten Gemütstiefe, recht eigentlich das Wort „Märchenzauber" anwendbar ist, seine Gebilde tragen, auch wo die Stoffe abendländisch scheinen, ein durchaus morgenländisches Gepräge, sie sind, wie schon der Titel andeutet, phantastischer Natur und sehr häufig von bewußter Ironie, von Satire oder Humor durchzogen. Auf sie paßt mehr das Wort „Märchenpracht." Denn so verschieden die hier mitgeteilten 26 „Phantasien und Märchen" auch sind — verschieden wie ihre Länge, die zwischen einer halben und 24 Seiten schwankt — prächtig sind sie durchweg, und, mit nötiger Vorsicht, d. h. in kleinen Portionen genossen, für jeden, der einer phantastischen Lektüre nicht grundsätzlich abhold ist, eine angenehme Abwechselung. Der Verfasser hat eine starke satirische Ader, der aber glücklicherweise der bissige, verletzende Zug abgeht, und ihr gesellt sich mitunter ein gesunder Humor zu erfreulichster Wirkung.

In der Geschichte: „Wie sich die Sonne rückwärts bewegte" ist der letztere freilich nicht mehr gesund, sondern von des Witzes Blässe angekränkelt. Man denke: Ein Virtuose, der sich dem Teufel verschreibt, wenn er der berühmteste Geigenspieler der Welt wird. Satan geht darauf ein unter der Bedingung, daß der Künstler sich nie einfallen läßt, „zu lieben", andernfalls ist seine Herrlichkeit samt seinem Leben sofort dahin. Er setzt nun in der That durch sein dämonisches Spiel die ganze Welt in Erstaunen und wird der berühmteste Virtuos, aber seinem Spiel fehlt doch noch etwas, es ist kalt, denn dem Spieler mangelt die Liebe. Ein alter Geiger mit einer jungen Tochter will ihm das fehlende durch Unterricht beibringen — es gelingt nicht ihm, sondern seiner Tochter, für die der Künstler in Liebe entbrennt. Flugs findet sich auch Satanas ein — der junge Geiger wohnt im „Hotel zur Sonne" — um sich sein Opfer zu holen. Doch als er dasselbe so übermenschlich herzbeweglich spielen hört, besinnt er sich eines bessern. „Ich finde", sagt er, „du spielst jetzt so bezaubernd, daß ich mich besser stehe, wenn ich dich noch ein Jahr leben lasse, denn du wirst mit deinen Tönen mehr Seelen verblenden, als je ein Mensch vorher." Als aber der Künstler um gänzliche Aufhebung des Kontrakts

bittet, erhält er die höhnische Antwort, wenn es ihm gelinge, „die Sonne zurück zu bewegen", solle er frei sein. Der Virtuos wird zum Wortklauber, bestimmt durch 10,000 Thaler den Wirt der „Sonne", sein Haus abzubrechen und es zehn Schritte zurück genau so wieder aufzubauen, heiratet seine Geliebte — und als nach Jahresfrist der Teufel erscheint, muß er, weil die „zurückbewegte Sonne" inzwischen fix und fertig ist, mit langer Nase abziehen. — Das Stück erinnert sehr an den „dummen Teufel" der mittelalterlichen Sage, als moderne „Phantasie" oder „Märchen" ist es aber doch reichlich grotesk.

Indessen sei, um das Gegengewicht herbeizuführen, auch einer der vielen hübschen und sinnreichen Bestandteile der Sammlung inhaltlich kurz skizziert. Wir wählen aufs Geratewohl „Das lebende Bild", denn wir haben hier die Auswahl: Ein König ist mit seinem sehr tüchtigen Hofmaler — aus der realistischen Schule — nie zufrieden. Denn, sagt er, „Eure Bilder sehen fast aus wie die Natur, und doch sind sie nicht natürlich genug, um wirklich zu täuschen. Die wahre, echte, alte Kunst aber schert sich den Kuckuck um die Natur, die schafft einfach Dinge, die es überhaupt nicht giebt, und dabei ist man zufrieden und verlangt nicht mehr. So lange — lautet sein Schluß — bis es Euch gelingt, ein Bild zu malen, das lebt und wahre ‚Natur' ist, pfeife ich auf Eure ganze neumodische Kunst." Dem ärgerlichen Maler stellt sich in seinem Streben, dem König einmal eine tüchtige Lehre zu geben, ein Satan ex machina zur Verfügung, und beide malen während eines Jahres zusammen in tiefster Heimlichkeit ein Bild, zu dessen Besichtigung der gespannte König endlich nach Jahresfrist eingeladen wird. Derselbe erscheint mit seinem Hofjägermeister und dem englischen Gesandten und findet ein großes Bild, das einen Wald darstellt, mit sich bewegenden Blättern und äsenden Hirschen, die aber beim Erscheinen der Gesellschaft — zum Aerger des Hofjägermeisters, der bedauert, seine Büchse nicht bei sich zu haben — im Dickicht verschwinden. Im Hintergrunde ist eine Waldschenke, vor der ein junges Mädchen am Spinnrade sitzt. Der König ist mit dieser Leistung seines Hofmalers sehr zufrieden. „Ja, Meister," sagt er, „das ist genau so ein Bild, wie ich es meinte, denn ich wußte, die neue Schule würde dahin führen, daß man zuletzt die Natur selbst auf die Leinwand bringt." Nur eins vermißt er noch: „So lange man nicht in diese schöne Gegend eintreten und darin spazierengehen kann, ist es eigentlich doch nur eine halbe Sache." Darauf hat der Maler nur gewartet, er springt in das Bild hinein und begiebt sich, flach abgeplattet, in den Hintergrund zur Waldschenke, um sich von dem schönen Mädchen ein Glas Bier kredenzen zu lassen. Im höchsten Grade erstaunt folgen ihm König und Hofjägermeister, widerwillig auch der englische Gesandte, der das merkwürdige Bild am liebsten auf der Stelle hätte einpacken lassen, um es nach seinem Schlosse in der Grafschaft York zu senden. Nachdem sie sich die Landschaft genau besichtigt haben, auch um einzelne Bäume herumgegangen sind, kommen auch sie zur Waldschenke, trinken Bier — der Maler kann es mit gutem Gewissen empfehlen, denn er hat es ja selbst gemalt — und bestellen ein Mittagessen. Der König ist von allem entzückt, nur ein beständiger Leinölgeruch und Geschmack stört ihn etwas. Der Hofjägermeister hat seine eigenen Gedanken über die Herkunft des saftigen Hirschbratens, der die Tafel ziert, er zieht im stillen eine baldige Wilddieb-Razzia in seinem Revier in Erwägung. Nach dem Essen spielen die Herren Skat im Wirtshause und vergessen darüber Zeit und Ort. Verdächtiges Gesindel hat sich schon wiederholt blicken lassen, und als man endlich — es ist ganz dunkel geworden — aufbrechen will, da rät der Wirt und seine Tochter dringend zum Bleiben, denn die Gegend sei sehr unsicher. Man muß sich in das Unvermeidliche finden. Drei gute Betten und ein Sofa sind bereit — der Maler ärgert sich, daß er nicht ein Bett mehr gemalt hat, denn nun muß er auf dem Sofa schlafen. Es kommt indessen nicht zum Schlaf, denn bald bemerken sie, daß das Haus von mehr als 30 Banditen umstellt wird — der Maler schilt sich wieder einen Dummkopf, daß er so viele gefährliche Kerle auf die Leinwand gebracht hat. Der Engländer erwirbt schnell in dieser allgemeinen

Bestürzung das wunderbare Bild für 20000 Pfund, falls man nämlich glücklich wieder aus demselben herauskomme. Inzwischen haben die Banditen den Wirt und seine Tochter überwältigt und wollen von der Decke aus ein Loch in das verbarrikadierte Fremdenzimmer machen, um die Gesellschaft ohne eigenen Verlust zusammenschießen zu können. In dieser höchsten Not findet der Maler, daß die eine Wand des Zimmers aus Leinwand besteht, er schneidet ein großes Loch hinein und springt, gefolgt von den drei andern — in sein Atelier. Der König will das gefährliche Bild jetzt sofort verbrannt wissen, aber der Engländer wirft sich ins Mittel, denn er hat es gekauft, und expediert es, froh der noch nicht dagewesenen Kuriosität, „auf sein Schloß in der Grafschaft York". „Von diesem Tage an lobte der König alles und jedes, was sein Hofmaler malte, denn, so meinte er, mit den gar zu natürlichen Bildern ist es doch nur eine halbe Sache!"

Wir haben diese „Phantasie" mit satirischer Spitze auszüglich wiedergegeben, nicht weil sie durchaus die beste wäre; aber der Leser wird nach ihr ein Bild gewinnen von dem Tone, welcher in der Sammlung angeschlagen ist, und wird danach beurteilen können, ob das Buch für seine Zwecke geeignet ist oder nicht.

Weniger um seines textlichen Inhalts als seiner künstlerischen Ausstattung willen nennen wir hier noch ein Werk, das zur belletristischen Litteratur im engern Sinne zwar nicht zählt, aber doch wesentlich unterhaltender Natur ist: „Nordische Fahrten." Skizzen und Studien von Alexander Baumgartner S. J. (Freiburg i. Br., Herder.) Im vorigen Jahre erschien der erste Teil dieses Reisewerkes, betitelt: Island und die Faröer. (XVI u. 462 S.) 8 M. geb. 11 M. Jetzt ist demselben der zweite gefolgt: Durch Skandinavien nach St. Petersburg. (XX und 552 S.) 9 M. geb. 12 M. Beide Teile enthalten zusammen 2 Titelbilder in Farbendruck, 126 in den Text gedruckte Abbildungen, 38 Tonbilder und eine Karte, alles in guter, zum Teil vorzüglicher Ausführung. Auch der ausführliche Text ist keineswegs uninteressant, wie bei dem bekannten Verfasser selbstverständlich — ebenso selbstverständlich ist aber auch für jeden, der z. B. des Verfassers Goethebiographie, die bei ihrem Erscheinen auch in der „Monatsschrift" gebührend vorgenommen wurde, kennt, daß die Societas Jesu sich nirgends verleugnet. Eine Reisebeschreibung — sollte man denken — könnte ziemlich neutraler Boden sein, und gewiß ist, daß mancher evangelische Verfasser, der etwa dasselbe Thema behandelt hätte, wohl kaum dazu gekommen wäre, irgend eine spezifisch religiöse Frage zu berühren, geschweige denn konfessionelle Polemik zu treiben. Man hätte höchst wahrscheinlich gar nicht einmal gemerkt, was für einen Konfessionsverwandten man in dem Verfasser vor sich habe. Anders Alexander Baumgartner, dessen Darstellungsweise der Janssenschen die Stange hält, und von dem wir überzeugt sind, daß er ohne Schwierigkeit seine katholischen Anschauungen in jedes Buch — und sei es beispielsweise ein harmloses Kochbuch oder ein Leitfaden der Bruchrechnung — einschmuggeln würde. So werden wir durch die Lektüre des vorliegenden Werkes, dessen Schilderungen sonst lebensvoll und sehr abwechselungsreich sind, fortwährend zum Widerspruch gereizt. Daß der Katholik Baumgartner überall, wohin er kommt, mit besonderem Interesse katholischen Bauten, Kultuseinrichtungen u. s. w. nachgeht und eingehend darüber berichtet, auch wenn die rein künstlerische oder geschichtliche Bedeutung derselben nur gering ist, ist ja sehr erklärlich: es wäre ein schlechtes Zeichen, wenn es anders wäre. Auch daß er in den evangelischen Stätten mit Vorliebe die vorreformatorischen Spuren verfolgt und über sie berichtet, kann man verstehen. Daß der Jesuit Baumgartner es nicht lassen kann, allem evangelischen Wesen, wo irgend angängig, in der bekannten breitspurigen „Objektivität" Janssens einen Hieb zu versetzen, mag man ebenfalls erklärlich finden, aber schön ist es darum nicht. Beispiele für diese Methode bieten sich alle paar Seiten. Hier nur einige wenige.

Bezeichnend ist schon ein kurzer Satz, wie der folgende: „Indem die alte Königsstadt (Throndhjem) aber protestantisch wurde, hat sie außer dem Dome und der herrlichen

Lage fast alle sonstige Bedeutung verloren." (II. 137.) Das ist wörtlich richtig: Christiania und Bergen haben Throndhjem überflügelt, natürlich aber nicht, weil letzteres protestantisch wurde, wie man nach dem Wortlaute des Verfassers zunächst schließen müßte, sondern infolge veränderter Handelsbeziehungen und anderer Umstände. Von dem protestantischen Dichter Munch wird ein Gedicht in extenso mitgeteilt, in dem sich ein warmer Eifer für die Wiederherstellung der Throndjhemer Kathedrale ausspricht, und daran der Seufzer geknüpft: „Wenn doch alle Protestanten so dächten! Wieviel unnützer Hader könnte da aus der Welt verschwinden! Aber so ist es leider noch nicht, auch in Norwegen nicht ꝛc." Man frägt sich, wer denn den Kölner Dom aufgebaut hat? — — und wer die erste Haderbroschüre über Luthers Lebensende schrieb?

Dieselbe bekannte Praxis, die Ausführungen eines Evangelischen für sich in Anspruch zu nehmen, auch wenn dieselben im Grunde recht harmloser und nichtssagender Natur sind, befolgt Verf. gelegentlich einer Studie über die Geschichte der Universität Upsala. (II. 336.) Da hat der lutherische Erzbischof Sundberg, der Kanzler der Universität, „mit einer Liebe, wie wir sie bei deutschen Forschern im ähnlichen Falle selten zu finden gewohnt sind", aus der Gründungszeit der Universität den katholischen Erzbischof Jakob Ulfsson als einen verdienstvollen, national gesinnten Mann hervorgehoben.

Die Stelle, mehr als 2 Oktavseiten lang, welche außer der warmen Anerkennung für den Bischof im wesentlichen nur noch die jedem Protestanten bekannte Wahrheit enthält, daß die katholische Lehre vom Ablaß in der Theorie keineswegs so äußerlich und roh war und ist, wie sie in der Praxis gehandhabt wurde — und wird, ist ausführlich wiedergegeben, eingefaßt in zwei Bemerkungen des Verfassers. Die Vorbemerkung lautet: „Nach allem, was noch kürzlich über Ablaß, Predigt u. s. w. gegen Janssen vorgebracht wurde, um am Vorabend der „Reformation" den „Heilssegen des Evangeliums" (die Anführungszeichen sind bezeichnend!) nötig zu machen, erregten die Ausführungen des schwedischen Primas mein höchstes Interesse." Janssen sieht sich hier also nach der von ihm entdeckten Methode durch Baumgartner entlastet. Hinterher heißt es dann: In einer Zeit neuer Lutherverehrung war es mir höchst merkwürdig, von einem lutherischen Erzbischof solche Dinge zu vernehmen." — Weniger wollen wir es dem Verfasser verdenken, wenn er den zu Ehren Gustav Adolfs errichteten Obelisken in Upsala „eine für uns Katholiken weniger angenehme Erinnerung" nennt, oder wenn er sich darüber freut, das der Reliquienschrein des „heiligen" Königs Erich „trotz allen Zornausfällen Luthers gegen Heilige und Reliquien" vor Zerstörung und Profanierung bewahrt geblieben ist. Offenbar hätte Luther das Upsalaer Schränkchen gar zu gern zerstört gesehen — denn sein Auftreten gegen die deutschen Bilderstürmer war sicher nur Heuchelei und Politik!

Doch lassen wir die Textkritik und erfreuen uns an den zahlreichen schönen Bildern, die das Werk zieren. Wohlgemerkt ist es natürlich nur da zu benutzen, wo das feste, unzerstörbare Gegengewicht gegen jesuitische Darstellung gegeben ist. Der evangelischen Jugend darf es so wenig gegeben werden, wie der Halbbildung.

Werfen wir auch auf einige neue Erscheinungen der Jugendlitteratur, die zu Geschenken besonders geeignet erscheinen, noch einen kurzen Blick. Auf diesem Felde wird ja sehr viel geleistet, in Text wie in der Ausstattung. Sicher bleibt aber die alte Formel von der „Unterhaltung und Belehrung" in Geltung, und diejenige Lektüre wird für unsere heranwachsende Jugend die geeignetste sein, in der beide, die Unterhaltung wie die Belehrung, im besten, edelsten Sinne verstanden sind, und sich dermaßen mit einander durchdringen, daß das Resultat nicht entweder Aufregung oder Langeweile, sondern angenehme Anregung, verbunden mit einer Bereicherung des Wissens ist. Das

ist die beste „Belletristik“ für die Jugend, wobei freilich eine das künstlerische Gefühl weckende äußere Ausstattung nicht zu verschmähen, vielmehr sehr wünschenswert ist.

Ein Buch, welches diesen Anforderungen voll gerecht wird, ist z. B. das soeben bei F. A. Perthes in Gotha erschienene: „Unsere Arbeiter der Neuzeit.“ Skizzen aus der Welt der Arbeit von Friedrich Bücker. 214 S. Brosch. 3 M., eleg. geb. 4 M. Es ist eine Neuherausgabe des vor 4 Jahren bei Grunow in Leipzig erschienenen Buches „Die Pioniere“ und war dieser Erneuerung, welche wesentlich durch die jüngste Phase der „socialen Frage“ veranlaßt ist, wohl wert. Ist auch der Schwerpunkt seines Inhalts etwas nach der belehrenden Seite hin verschoben, so ist dies doch in solcher Weise geschehen, daß ein geweckter Knabe reiferen Alters schwerlich dadurch von der Lektüre sich wird abschrecken lassen, und dann für Geist und Gemüt einen dauernden Vorteil davontragen wird. Gerade die hier in kleinen, lebensvollen Einzelbildern behandelten Gebiete, die Thätigkeit des Lokomotivführers, Bahnwärters, Tunnelarbeiters, Steuermanns, Hüttenarbeiters, Maschinenbauers, Feuerwehrmannes, Tauchers u. s. w. pflegen ja auf die heranwachsende Jugend, die mittlerweile anfängt, sich selbst einen Lebensberuf auszuwählen, einen ganz besonderen Reiz auszuüben. Um so mehr wird dies der Fall sein, wenn ihnen diese Berufe nicht in langatmiger, theoretischer Beschreibung, sondern, wie hier durchweg geschehen, an einem besondern Beispiel, in einer besonders interessanten oder auch kritischen Situation in erzählender Form vorgeführt werden. Dadurch wird die Aufmerksamkeit des jugendlichen Gemütes sofort gefesselt, und die eingestreute Belehrung mit Lust genossen. Den Lokomotivführer — Heitland heißt er, und die Lokomotive „Prometheus“ führt er — lernen wir in den verschiedensten Situationen kennen: Bald fährt er einen hochgestellten Diplomaten und muß die Zeit, die derselbe durch Wartenlassen am Abfahrtsorte und längeren Aufenthalt auf Zwischenstationen hinbringt, durch doppelt schnelle Fahrt wieder einbringen, bald holt er eine führerlos „ausgekniffene“ Lokomotive wieder ein, in der Mobilmachung von 1870 treffen wir ihn, und auch ein Examen im „Praktischen“ hält er vor uns ab, in welchem er den Examinanden jämmerlich durchfallen läßt. Ebenso wird das Feuerlöschwesen an einem ganz bestimmten, mit den individuellsten Zügen ausgestatteten Brandunglück klar gemacht, und so auch in den meisten übrigen Fällen. Ein Knabe, der diese Bilder mit Verständnis in sich aufgenommen hat, wird allmählich anfangen, die Welt und seine Umgebung mit andern Augen anzusehen; wenn er den Bahnhof seiner Vaterstadt aufsucht, werden ihm die Lokomotiven bekannt und vertraut vorkommen, wird er auf Reisen mitgenommen und kommt wohl gar auf ein Dampfschiff, so wird die Frage: „was ist das?“ lange nicht mehr so oft erschallen, eine Feuersbrunst wird von ihrem unheimlichen, lähmenden Schrecken etwas verlieren, wenn er die Organisation der Thätigkeit kennt, die sich ihr siegreich entgegenstellt, und kommt zur Zeit des Jahrmarkts ein vagierendes Bergwerk in den heimischen Ort, dann kann er seinen Kameraden gegenüber den kundigen Erklärer machen. Und wenn dann der Papa eines Tages die feierliche Frage stellt: „Nun, Fritz, was möchtest du wohl werden?“ dann wird es ihm nicht einfallen, eine solche unsinnige Antwort zu geben, wie sie der Verfasser dieser Zeilen, dem ja obiges Buch noch nicht zur Verfügung stand, in seinem 7. Jahre beharrlich gegeben haben soll: „ich will Biertrinker werden!“, sondern er wird sich hoffentlich längst klar geworden sein, welcher — nicht brotlose — Beruf seinen Fähigkeiten und Neigungen am meisten entspricht.

Diesem nach Seiten der Belehrung gravitierenden Werke stellen wir zum Ausgleich die beiden Blumenthalwaldgeschichten Adelheid v. Rothenburgs gegenüber, die mit dem Hauptzweck der Unterhaltung den der Gemüts- und Herzensbildung verbinden: „Aus dem Blumenthalwald“ und dessen selbständige Fortsetzung: „Der Siegfried aus dem Blumenthalwald“ (Elberfeld, Buchhandlung des Erziehungsvereins.) Auf eine Kritik der beiden Geschichten können wir verzichten, da die erste im vorigen, die andere

im diesmaligen Heft der „Monatsschrift" besprochen ist. Erwähnen wollen wir nur, daß der Reinertrag beider Werke, von denen das erste schon in zweiter Auflage vorliegt, armen und verwahrlosten Kindern zu gute kommen soll.

Geschichts- und Lebensbilder sind, wenn in rechter Weise gezeichnet, für die Jugend natürlich besonders zu empfehlen. Denn sie vermitteln nicht nur Kenntnisse, die bei ihrer Primitivität während des ganzen Lebens zu haften pflegen, sondern sie geben den jugendlichen Herzen die durchaus nötigen Ideale — die uns älteren Pessimisten leider so vielfach abhanden gekommen sind. Nun, wenn wir uns nur das eine Ideal, den um die Weihnachtszeit zu Bethlehem geborenen Gottmenschen, bewahrt haben, dann können wir allenfalls auch ohne menschliche Ideale fertig werden. — Doch das nur nebenbei. Eine Jugend ohne Ideale ist keine Jugend, und wohl dem, den die Träume der Kindheit, wenn auch in abgeblaßter, nämlich geläuterter Form ins Mannesalter begleiten; er ist besser daran als der „gesundeste" Realist.

Zwei Sammlungen, die als passende Geschenke für die Jugend in diesem Sinne empfohlen sein mögen, bietet der Verlag von Max Woywod in Breslau. Die erste, die schon seit 1887 im fortgesetzten Erscheinen begriffen ist, betitelt sich: „Aus dem alten deutschen Reiche." Historische Erzählungen in romantischer Form aus dem Mittelalter. Für die heranwachsende deutsche Jugend von Dr. Franz Heyer, Gymnasialdirektor. Bis jetzt sind zwölf zierliche Bände von je etwa 10 Bogen erschienen (Preis geh. à 1 M., geb. 1,50 M.), ein jeder mit einem leidlich ausgeführten Titelbild versehen, welche die Zeit von 1024 bis 1268, also bis zum Untergang der Hohenstaufen behandeln. Der Inhalt ist natürlich im wesentlichen die Kaisergeschichte. Derselben ist aber durch Einführung des spannenden, oft dramatisch belebten Erzählungstones der lehrhafte Anstrich, welcher der Jugend verhaßt zu sein pflegt, genommen, ohne daß dadurch der geschichtlichen Treue in der Zeichnung der Gesamtbilder, so weit wir sehen, wesentlich Eintrag geschehen wäre. Daß die Redeweise der einzelnen historischen Persönlichkeiten nicht nur modern ist, sondern auch dem jugendlichen Ausdrucks- und Denkvermögen sich möglichst anschließt — daß z. B. ein Otto von Nordheim gelegentlich ein: „na, na!" ins Gespräch wirft — wird man nur billigen können. Bemerken wollen wir noch, daß nach dem Vorbilde der Freytagschen Ahnen — si parva licet componere magnis — die einzelnen Bände lose mit einander verknüpft sind durch die Geschicke des Geschlechtes von Leutholdstein, dessen Vertreter wir vom armen Hirtenknaben unter Konrad II. an in jedem Bande begleiten.

Auf den Boden des neuen deutschen Reiches führt uns die zweite, neubeginnende Sammlung desselben Verlags: „Die Paladine Kaiser Wilhelms I.," Lebensgeschichtliche Erzählungen von Bruno Garlepp, von der zum diesmaligen Feste die 4 ersten Bände vorliegen (brosch. à 1 M., geb. à 1,50 M.) Dieselben behandeln nach einander den Prinzen Friedrich Karl von Preußen (I.), den Kronprinzen Albert und den Prinzen Georg, Herzöge von Sachsen (II.), den Fürsten Bismarck (III.) und den Grafen Moltke (IV.) Auch hier sind die Porträts der betreffenden „Paladine" als Titelbilder beigegeben. Der Ton ist ähnlich wie in der vorigen Sammlung, erzählend, individualisierend, fesselnd. Die Moltkebiographie beginnt z. B. folgendermaßen: „In düsterer Stimmung war am 6. November 1806 von der freiherrlich Moltkeschen Familie zu Lübeck das Mittagessen eingenommen worden." Wir wissen nicht, ob das historisch ist, und der damals 6jährige Generalfeldmarschall wird es auch nicht mehr beglaubigen können, wahrscheinlich ist es aber, denn an diesem Tage fand die Erstürmung Lübecks durch die Franzosen statt, die uns gleich darauf ausführlich und offenbar nach historischen Quellen berichtet wird. Gerade solches sozusagen novellistische Beiwerk aber liebt die Jugend, und Garlepp zeigt sich darin wieder als echter Jugendschriftsteller.

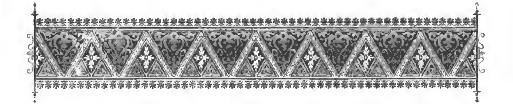
Zum Schluß sei auch noch kurz der 5 neuesten Nummern der bekannten deutschen Jugend- und Volksbibliothek aus dem Steinkopfschen Verlage in Stuttgart gedacht,

in denen das erzählende Element die Hauptrolle spielt, und die, wenn auch natürlich nicht alle gleichwertig, durchweg der Jugend eine zuträgliche und willkommene Kost sind. Die neuesten Erscheinungen sind folgende: „Der blinde Heinrich," Erzählung von A. Burk (Nr. 126), „Friedrich Friesen und die Lützower," von E. Heinrich (127), „Wunderliche Schicksale des armen Simplex." Wahre Geschichte aus der Zeit des 30jährigen Krieges von Dr. G. Klee (128), „Der Brand von Rom" von Dr. J. Paulus (129), „Treue Herzen," drei Erzählungen von M. Titelius (130). Das einzelne Bändchen kostet, hübsch kartonniert und mit einem Titelbilde versehen, nur 75 Pf. —

„Jedem das Seine!" Auch den Lesern dieser Monatsschrift und Allen, die es werden wollen, wünschen wir allezeit das Ihre, vor allen Dingen aber

ein fröhliches und gesegnetes Weihnachtsfest!

A. W.



Ein Briefwechsel.

Hohensalchow, den 24. November 1890.

Mein lieber Freund!

Du weißt, daß ich immer viel zu klagen habe, aber dafür bin ich Landmann; schlechte Ernten, schlechte Preise, schlechte Gesetze, unerfreuliche Leuteverhältnisse, alle diese Lieder habe ich Dir schon oft gesungen, und vielleicht bist Du derselben überdrüssig und Deine Leser erst recht. Darauf komme ich nun heute auch nicht zurück; aber da doch einmal geklagt sein muß, so, hoffe ich, hörst Du eine Beschwerde über meinen Pastor nicht nur ruhig mit an, sondern druckst sie auch in Deiner Zeitschrift ab. Auf der Kanzel haben ja die Pastoren das Privilegium, nicht kritisiert zu werden, es kann einer zwanzig Jahre lang langweilige Predigten halten, und wenn er kurzsichtig ist und die leeren Bänke nicht sieht, oder auch sich allzuschnell daran gewöhnt, so erfährt er noch nicht einmal, wie langweilig er eigentlich ist. Aber hinsichtlich ihrer Vorschläge für das praktische Leben, müssen sich auch die Pastoren Kritik gefallen lassen, und die soll denn dem meinigen nachstehend zu Teil werden.

Denke Dir nämlich was der Pfarrer von Kritz verlangt! Er ist ein eifriger Socialpolitiker und liest sogar alle socialdemokratischen Blätter, deren er irgend habhaft werden kann, von Ende bis Wende; nun hat er plötzlich die Ansicht bekommen, daß auch die kleinen Kinder schon, d. h. die 2—6jährigen, nicht den Eltern überlassen bleiben dürften, wenigstens nicht, wenn diese ländliche Tagelöhner sind. Diesen fehle nicht nur der Wille, sondern auch die Bildung, um den Kindern eine vernünftige Erziehung zukommen zu lassen. Die Kinder verwahrlosten, und es müsse etwas für sie geschehen. Er verlangt nun von mir, daß ich eine Art Kinderbewahranstalt einrichten soll, wo morgens alle Kinder aus dem Dorf auf einen Haufen gebracht und dann von einer Kindergärtnerin oder Diakonissin beaufsichtigt und beschäftigt werden sollen. Um mich seinen Plänen gefügig zu machen, hat er mir dann einen ganzen Stoß von „Inneren Missionsschriften" mitgebracht, eine ganze Litteratur über Krippen, Kindergärten, Kinder-Bewahranstalten, Knaben- und Mädchenhorte, Hausindustrie und was dergleichen mehr ist. Das alles sollte ich lesen.

„Lieber Herr Pastor," sagte ich ihm, „nehmen Sie getrost Ihren ganzen Bücherstapel wieder mit nach Hause; zu dieser Art Socialreform werden Sie mich nicht bekehren. Und wenn ich grundsätzlich dem ganzen Plane abgeneigt bin, so brauche ich mit dem Studium der Einzelheiten meine Zeit nicht zu verlieren."

Mit diesem Bescheide war mein eifriger Socialreformer natürlich sehr wenig zufrieden; er gab mir durch die Blume zu verstehen, daß ich auch zu den hart gesottenen

Kapitalisten gehöre, die sich von ihrem Mammon nicht trennen können, solange die Gnadenfrist noch währe. Aber die Ereignisse würden schon kommen, auch mich mürbe zu machen; ich würde noch einmal an ihn denken, wenn die Wogen der roten Revolution mir über dem Haupte zusammenschlügen.

Mögen sie zusammenschlagen, gab ich zurück, wenn sie nicht anders zu hemmen sind als durch Maßregeln, die politisch und sittlich verkehrt sind. Wer heiratet, übernimmt damit die Pflicht, für die Familie zu sorgen, die aus seiner Ehe hervorgeht. Diese natürliche Pflicht von vornherein den Eltern abzunehmen, kann unmöglich richtig sein. Ich für meine Person wäre vielleicht wohlhabend genug, um für die Kinder meiner Arbeiter eine prachtvolle Anstalt zu bauen und auszustatten. Aber zehn meiner Nachbaren können es nicht. Ich würde mit solcher Neuerung nur die Begehrlichkeit eines ganzen Standes wecken, die vielleicht schon mein Nachfolger garnicht im Stande sein würde dauernd zu befriedigen.

„Aber es bestehen doch fast in allen größeren Städten dergleichen Anstalten."

Was in den größeren Städten möglich und passend ist, braucht es noch nicht fürs Dorf zu sein. Und auch in den Städten geschieht viel Verkehrtes. Ueberdies meinte ich, sei es den Kindern des Arbeiterstandes, welche vorzugsweise später körperlich zu arbeiten hätten, sehr viel zuträglicher, wenn sie sich von früh an im Freien herumtummelten, als wenn ihnen schon gar zu früh eine verfeinerte Erziehung beigebracht würde, von der sie im späteren Leben doch keinen Gebrauch machen könnten.

Damit hatte ich denn wieder in ein Wespennest gestochen, ich bekam nun zu hören, natürlich nur wieder durch die Blume, daß ich ein Freund der Volksverdummung sei, und daß es ein großer Segen für die liebe Dorfjugend sei, wenn ihr in möglichst langer Schulzeit möglichst viele Kenntnisse beigebracht würden. Ich entgegnete, daß meiner Ansicht nach an der Erziehung viel zu sehr nach allgemeiner Schablone gearbeitet werde. Nicht allen das Gleiche, sondern Jedem das Seine! Die beste Erziehung sei die, die sich dem späteren Beruf des Kindes und der ganzen Lebenshaltung seines Standes am besten anpasse.

Auf dieses Bedenken fuhr mir nun mein Gegner sein schwerstes Geschütz auf, nämlich einen neuen Erlaß des Kaisers über das Unterrichtswesen in Preußen und die drei Bestimmungen desselben, wonach erstens beim Religions-Unterricht die ethische Seite mehr betont und der Memorierstoff beschränkt werden soll, wonach zweitens die vaterländische Geschichte auch auf die wirtschaftspolitische Gesetzgebung und Entwicklung eingehen soll, und wonach drittens sogar eine Art socialpolitischer und volkswirtschaftlicher Unterricht für die angehenden Wähler in den preußischen Volksschulen bevorsteht. Zwar den kaiserlichen Wunsch hinsichtlich des Religions-Unterrichts hielt auch mein Gegner für unpraktisch und nicht glücklich. Die Kraft der Religion und speziell des Christentums, meinte er richtig, liege nicht in der abstrakten Sittenlehre, sondern in dem Glauben an die geschichtliche Offenbarung Gottes in Christo, und solcher Glaube sei ohne feste dogmatische Unterlage schlechthin unvollziehbar. Aber die Idee, volkswirtschaftlichen Unterricht in der Schule zu geben, um die Kinder vor der Socialdemokratie zu bewahren, hielt der Herr Pfarrer für sehr schön.

Ich erlaubte mir da nun die Frage, ob er denn glaube, daß im Durchschnitt die Volksschullehrer im Stande sein würden, diesen Unterricht zu erteilen.

Sie würden sich einarbeiten; es handle sich auch bei der Volkswirtschaft nicht um „eleusinische Mysterien."

Um Mysterien nicht, aber um eine äußerst schwierige und komplizierte Wissenschaft handelt es sich, deren Studium den ganzen Mann erfordert und deren Ergebnisse immer bestrittene bleiben müssen, weil es um Interessen-Gegensätze und eben darum um Parteitendenzen geht, bei denen die Leidenschaft eine noch größere Rolle spielt als in der reinen Politik. Meiner Ansicht nach werde nationalökonomischer Unterricht in den Volks- und Mittelschulen nichts anderes zu Wege bringen, als den Parteihader schon

in die Jugend hineintragen. Die Schüler der ersten Klasse würden sich in Zukunft auch noch über Freihandel und Schutzzoll prügeln müssen. Im Uebrigen sitze die Socialdemokratie bei der weitaus größten Anzahl ihrer Anhänger nicht im Kopf sondern im Herzen.

Das gab mir der Pastor denn auch wieder zu, und so schieden wir in besserem Frieden als unsere Unterhaltung hoffen lassen konnte. Und seinen Willen hat er durchgesetzt und mir den Litteraturballen dagelassen.

Was meinst Du, soll ich ihn lesen oder nicht?

Dein alter

Karl Schulz.

Halle a. d. Saale, Königliches Pädagogium, den 22. November 1890.

Hochgeehrter Herr Windhoff!

Ihre liebenswürdige Antwort auf meine Zuschrift vom 18. September ist mir erst gestern zu Gesichte gekommen.

Da Sie mit einer Frage schließen, so darf ich darin wohl eine Aufforderung oder doch Aufmunterung sehen, von der „Rubrik", zu deren Aufstellung ich doch wohl den Anlaß gegeben habe, Gebrauch zu machen.

Mein Zeitbild „Königin Luise" habe ich allerdings nicht auf „einseitigem" Papier niedergeschrieben. Es war zunächst aber nicht für den Druck bestimmt, sondern für die Aufführung. Diese ist ihm auch zu Teil geworden, und zwar am 18. und 23. Oktober 1873 in Halle, bald darauf in Tilsit, Memel, Insterburg und Gumbinnen, im Jahre 1876 auch in Marienwerder. Im Jahre 1875 sollte es am National-Theater in Berlin aufgeführt werden. Dazu gab aber der Polizeipräsident Herr von Madai die Erlaubnis nicht.

Herr von Hülsen hatte mir geschrieben, ein Verbot, noch lebende Mitglieder des Königshauses auf die Bühne zu bringen, sei nur für das königliche Hoftheater gegeben, und hatte ausdrücklich hinzugefügt, daß das Verbot für die übrigen Theater Berlins nicht bestehe. Darauf hin hatte ich es gewagt, um die Genehmigung der Aufführung die Polizei anzugehen. Das hatte sich der Herr Direktor Buchholz ausbedungen, damit nicht etwa während der Vorstellung ein polizeiliches Verbot des Weiterspielens erfolge. Der Vorsicht halber hatte ich den zweiten Sohn der Königin Luise nicht Wilhelm, sondern Ludwig genannt. Es sollte damit dem Anstoße vorgebeugt, daß ein noch lebendes Glied der Königlichen Familie auf die Bühne gebracht sei, und zugleich angedeutet werden, daß Prinz Ludwig eine dichterische Gestalt sei. Der trotzdem erfolgende abschlägige Bescheid war mit der einfachen Wendung „Aus naheliegenden Gründen" begründet.

So ist denn meine „Königin Luise", die ja inzwischen gedruckt worden war, ein Buchdrama geblieben. Sollte sie sich auf der Bühne einbürgern, so mußte sie in Berlin die Probe auf die Bühnenwirkung bestehen.

Auf den Rat eines mir wohlwollenden höheren Offiziers habe ich mich dann noch an Se. Majestät den Kaiser Wilhelm I. gewendet. Daß dieser das Stück selbst durchgelesen hat, ist daraus ersichtlich, daß ganz augenscheinlich von seiner Hand im Personenverzeichnis für Ludwig der Name Wilhelm ausgeschrieben und dann durch das ganze Stück ein W. hinter den ausgestrichenen Namen Ludwig gesetzt ist. Der ausgeschriebene Name Wilhelm ist ganz entschieden der Namenszug des erhabenen Herrn.

Denke ich an diesen in meinem Besitz befindlichen kostbaren Schatz, so tröste ich mich darüber, daß mir durch den Minister des Innern, den Grafen Eulenburg, die Ablehnung meiner Bitte um Gestattung der Aufführung zugegangen ist.

Ich hätte, hochgeehrter Herr Windhoff, heute Nachmittag mit dem Verfasser der Schrift „Höllenbreughel als Erzieher" nach Merseburg fahren und den Abend mit ihm bei meinem Schwiegersohn zubringen können. Ich habe es aber vorgezogen, an Sie zu schreiben.

Der betreffende Herr ist Dichter, und Freund meines Schwiegersohns, der, ehe er Regierungsassessor in Merseburg wurde, sich vorher schon durch Herausgabe von zwei Bänden allerliebster Märchen als Dichter ausgewiesen hatte. Ich darf Sie getrost auf dieselben aufmerksam machen. Sie sind bei Schwetschke in Halle a. d. S. und in der Buchhandlung des Waisenhauses erschienen. Der Verfasser heißt Kurt von Rohrscheidt.

Von „Höllenbreughel" lassen Sie mich nun auf „Rembrandt als Erzieher" kommen. Ich sage nicht mit Ihnen, daß das Buch eine bedeutende Leistung „ist", sondern nur, daß es eine solche enthält. Es enthält neben dem Bedeutenden zu viel abgeschmacktes Beiwerk, worauf ja auch Ihr Urteil hinausläuft.

Dabei führt Sie der Gedankenzusammenhang auf die Geduldsproben, denen ein „Redakteur" häufig durch die „Autoren" ausgesetzt ist. Das beruht wohl sehr auf Gegenseitigkeit!

Der Schriftsteller, wie ich deutsch für „Autor" sagen will, wird von dem Leiter einer Zeitung oder Zeitschrift (Sie sagen noch in üblicher Weise „Redakteur") häufig für einen Mann von „maßloser Eitelkeit" angesehen. Sie neigen ja auch (vgl. S. 1092) zu dieser Auffassung. Und doch ist der Schriftsteller oft ein Mann, der eine ihm wichtig erscheinende Meinung zur Geltung bringen möchte, die der Leiter der Zeitung oder Zeitschrift völlig auf die leichte Achsel nimmt, weil er meint, sie eigne sich nicht für den Leserkreis, mit dem er zu rechnen habe. Als wenn der Leserkreis darüber zu entscheiden hätte, was der Zeit not thut!

Ein solcher Leiter traut einem Schriftsteller mitunter von vornherein gar nicht zu, daß dieser für den „Leserkreis" der Zeitung oder Zeitschrift volkstümlich und anziehend schreiben könne. Und dann findet der Herr Leiter dem armen Schriftsteller gegenüber seine „einzige Rettung" darin (s. S. 1092), „in knappster Kürze" abzulehnen.

Wenn mein hochverehrter Herr Namensvetter auf Hohensalchow, Ihrem Drängen nachgebend, an Sie schreibt und dabei philosophiert, so sind Sie entzückt und nehmen es dankbar an. Als ich aber im Juli d. J. philosophierend in Ihren Briefwechsel eingreifen wollte, so wiesen Sie es ab.

Ihre Abweisung war in liebenswürdigster Weise erfolgt. Von „knappster Kürze, selbst auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen" (S. 1092), war keine Spur. Dennoch war es mir lieb, daß an dem Tage, wo ich Ihre liebenswürdige Absage erhielt, meine Gedanken dadurch abgelenkt wurden, daß mein Corps Guestphalia, dem ich seit Ostern 1851 angehöre, die Feier seines 50. Stiftungsfestes begann. Das erleichterte es mir, mich über die mir empfindliche Absage zu trösten.

Ja, wir armen Schriftsteller sind oft recht schlimm dran gegenüber den hochwohlvermögenden Herren „Redakteuren", die, wenn sie nicht ganz besonders liebenswürdig sind (wie Sie sich mir gegenüber im Juli bewiesen haben), „in knappster Kürze" den Schriftsteller abfertigen können, der vielleicht einmal etwas geschrieben hat, was dem Herrn „Redakteur" gefallen würde, wenn er nur bereit wäre, es zu lesen.

Solche hochgebietende und hochvermögende Herren sind mitunter wenigstens geneigt, etwas schon Gedrucktes mit Liebenswürdigkeit aufzunehmen. Gedrucktes läßt sich leicht daraufhin übersehen, ob es lesenswert ist oder nicht. Spricht es an, so wird es auch wohl irgendwie benutzt.

Mit Bezug auf die von meinem verehrten Herrn Namensvetter auf Hohensalchow zur Sprache gebrachte Erscheinung, daß die adligen Gebräuche ins Volk übergehen, und das Adlige sich ins Volksmäßige vergröbere, übersende ich Ihnen einen in der „Halleschen Zeitung" am 19. November d. J. erschienenen Aufsatz über den „Edelsinn

und Leibeigensinn". Machen Sie damit, was Sie wollen. Sie werden daraus ersehen, daß ich mit „Edelsinn" das vieldeutige Wort „Idealismus" habe ersetzen wollen.

Daß ich von einem tieferen Eingehen auf das Wesen der Sprache viel halte, wird Ihnen auch mein in der „Gegenwart" am 25. Oktober, am Tage vor der Moltkefeier, erschienener Aufsatz „Ein Anwalt der Sprachwissenschaft" kund thun.

Daß ich auch viel davon halte, daß wir Deutschen deutsch zu reden uns befleißigen und alle überflüssigen Fremdwörter aus unserer Sprachgewohnheit ausscheiden, werden Sie aus meiner Schrift ersehen, die ich im Jahre 1888 geschrieben habe, und die der Herausgeber der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens", Herr Freiherr von Ungern-Sternberg, erst nach fünfmonatlichem Besinnen in Druck zu geben sich entschlossen hat. Sie ist überschrieben „Das Erstarken des deutschen Sprachgeistes und die Sprachwissenschaft".

O über die hochgebietenden Herren „Redakteure"! Es ruht auf ihnen eine große Verantwortlichkeit. Sie haben darüber zu entscheiden, was gedruckt zu werden verdient, und was nicht.

Und wonach entscheiden sie? Oft nur in Rücksicht auf das, was dem „Leserkreis" zusagt, nicht auf das, was ihm nützt.

Nicht wahr, Herr Windhoff?

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Dr. Karl Schulz.

Schwerin i. M., den 27. November 1890.

Meine sehr verehrten Herren in Hohensalchow und Halle!

Diesmal also soll ich zwei Herren dienen, oder — wenn Ihnen das Bild lieber ist — „zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen"; das ist ja jetzt eine „Lust zu leben!" Zu leben freilich eigentlich nicht, nur zu schreiben, — denn seit einigen Tagen hat der Winter mit klingendem Spiel Einzug gehalten, und wenn man einem Redakteur auch sonst gehörig „einzuheizen" pflegt — oft von weither, selbst von Halle und andern schönen Städten aus! — so pflegt ein solches Individuum doch in der Regel schon sehr „kaltblütig" zu sein, so daß selbst „Abbrühen" nur noch mäßige Wirkung hat.

Vielleicht glückt es mir heute, wenn ich mich jetzt anschicke, Ihre werten Zuschriften zu beantworten, einmal recht warm zu werden.

Zu Deinem lieben Brief, lieber alter Freund, weiß ich diesmal freilich nur wenig von Belang zu bemerken; und das hat sein Gutes, weil, wie Du siehst, Dein pädagogischer Namensvetter Dir wieder einmal konkurrierender Weise beigesprungen ist und damit wieder bewiesen hat, daß er besser ist als andere Konkurrenten.

Im Anfang fürchtete ich fast, Du würdest ein sehr heikles Thema anschneiden, da nämlich, wo Du über langweilige Predigten und Nichtkritisierendürfen sprichst. (In Baden ist es ja übrigens wohl schon gestattet, dem Pastor selbst auf der Kanzel dreinzureden — wenn man nämlich Bürgermeister ist!) Aber glücklicherweise verfolgst Du den Faden nicht weiter. Ich hätte auch nicht gewußt, was ich dann hätte anfangen sollen. Denn die Zuschriften, die der „sehr geehrten" Redaktion in den nächsten Monaten zugegangen wären, würden selbst bei anhaltendem Frostwetter wohl ihre Kaltblütigkeit auf die Probe gestellt haben.

Du hättest auch wohl kaum Grund zu klagen, denn nach allem, was ich von ihm weiß, gehört Dein Kritzer Pastor nicht zu der Kategorie, die ich kurz die der „Kirchenfürsten" zu nennen pflege, und die — Gott sei Dank — lange nicht so zahlreich ist, als man oft böswilliger Weise anzunehmen liebt. Er gehört vielmehr zu denen, die das Wohl ihrer Gemeinde wirklich auf dem Herzen tragen, und wenn er darin vielleicht nach einer Seite etwas zu weit geht — wer kann immer die rechte Mitte halten?

Uebrigens, dünkt mich, hat er im Grunde so ganz Unrecht noch gar nicht mit

seinen Ideen, weder theoretisch noch praktisch. Nur das hat er außer Acht gelassen, daß solche Einrichtungen, wie er sie beabsichtigt, nicht überallhin passen, daß man in diesen Dingen, und am besten überhaupt nicht schablonisieren darf. Für eine Stadt, ja selbst noch für ein größeres Dorf, ist es gewiß eine schöne Sache, wenn eine Stelle existiert, an der die Mutter, wenn sie zu außerhäuslichen Verrichtungen gezwungen ist, ihre noch hülflosen Kleinen ohne Sorge unterbringen kann, aber freilich für Hohensalchow, das ja wohl im ganzen 8 Kathen gleich 16 Familien stark ist, wäre das eine verfehlte Einrichtung. Wenn Dich also die Schriften, die Dir Dein beharrlicher Pastor dagelassen hat, nicht aus einem andern Grunde interessieren, dann lasse sie getrost ungelesen, und — ich will Dir einen guten Rat geben — wenn Du sie demnächst zurückschickst, dann füge die neuesten theologischen Zeit- und Streitschriften hinzu, dann kommt Ihr beide über den Fall leichter und angenehmer hinweg. — Und damit nehme ich für diesmal von Dir Abschied, lieber Freund, nicht ohne Dir und Deiner Frau recht fröhliche und selige, auch gnadenbringende Weihnachtszeit gewünscht zu haben. —

Und nun „noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Musen,“ diesmal zum Ritt an der Saale hellen Strand. Ich bin mittlerweile schon warm geworden und hoffe, beim Schreiben an Sie, verehrter Herr Doktor, vollends aufzutauen.

Zunächst möchte ich Sie aus der Illusion reißen, als ob Sie die Rubrik „Für und Wider“ veranlaßt hätten. Dieselbe ist vielmehr ganz eigenes Fabrikat und findet sich schon im Juli- und Augustheft d. J., wogegen Sie erst im Oktoberheft in derselben untergebracht sind. Haben Sie übrigens mal die kleingedruckte Bemerkung am Kopfe der Rubrik gelesen, wo von kürzeren Einsendungen die Rede ist? Wohl kaum, sonst hätten Sie Ihre Zuschrift, die ich nun unter dem Briefwechsel abgedruckt habe, schwerlich so lang gemacht.

Doch nichts für ungut; ich freue mich dessen, denn ich beginne allmählich in Ihnen einen alten guten Bekannten zu sehen, mit dem man gern ein Stündchen verplaudert, von dem man auch eine kleine halb ernst, halb scherzhaft gemeinte Uzerei gern annimmt — unter dem Vorbehalt natürlich, sie erwidern zu dürfen. Und sollte ich noch einmal wieder durch Halle reisen, wohin mich mein Weg früher öfters „studierenshalber“ geführt hat, dann stehe ich Ihnen für nichts, daß ich nicht eines Tages aufs Königliche Pädagogium gestiegen komme, um mich persönlich davon zu überzeugen, ob Stöckel oder Warneck auch schon wieder von 3—7 Uhr ausgehen wollen oder wohl gar, um nach Hause zu reisen, um 6 M. Reisegeld bitten! Vielleicht, daß ich das letztere dann auch brauchen kann, wenn Sie doch so freigebig damit sind!

Das Wort „Rubrik“ setzen Sie in Anführungszeichen, ebenso das andere „Autor“, und gar mich selbst, den „Redakteur“, lassen Sie höchst respektwidrig mit Gänsefüßchen herumlaufen! Warum aber, verehrter Herr „Doktor“, geben Sie sich als Sprachreiniger noch immer diesen doch wohl wenig gereinigten Titel? Vermutlich, weil Sie s. Z. nach eingelieferter „Dissertation“ „rite“ hoffentlich auch „cum laude“, möglicherweise sogar „summa cum laude“ „promoviert“ sind. — Ich bin nicht ehrgeizig auf den Titel Redakteur, höre mich vielmehr am liebsten bei meinem Namen nennen; mich indessen „Schriftleiter“ schelten zu lassen, damit will ich doch lieber so lange warten, bis Sie aus einem Dr. phil. ein „Lehrer der Weisheitsliebe“ geworden sind, oder bis man statt der Nase wieder ein „Löschhorn“ im Gesicht zu tragen pflegt.

So „befremdlich“ es mich anmutet, wenn jemand durch absichtliches Vorbringen von Fremdwörtern einen Eindruck zu machen sucht, so komisch berührt es mich andrerseits auch, wenn Einer ängstlich darauf bedacht ist, nur ja keinen Laut von sich zu geben, der nicht auf heimischem Boden gewachsen oder wenigstens vollkommen eingebürgert ist. Les extrêmes se touchent. Die Hauptsache ist doch, daß wir uns natürlich, bündig, und — wenns sein kann — auch ästhetisch möglichst schön ausdrücken. Da habe ich schon wieder ein Fremdwort gebraucht: ästhetisch, und zwar mit vollem Bewußtsein; mir fiel in dem Augenblick des Schreibens kein deutsches Wort ein, sollte

ich mich da lange besinnen und inzwischen auf der Feder kauen? Dann müßte ich viel Zeit zu verlieren haben. Sie freilich machen's anders, Sie schreiben: „Der abschlägige Bescheid war mit der einfachen Wendung: „aus naheliegenden Gründen „begründet." Das zweimalige „Gründen" hat Ihnen selbst nicht gefallen, denn Sie haben offenbar nach einem andern Ausdruck gesucht, haben anfangs auch statt „begründet" „gerechtfertigt" geschrieben, dasselbe aber wieder durchstrichen, weil es den geforderten Begriff nicht völlig deckte. Vor dem einfachen „motiviert", das in diesem Falle sicher das nächstliegende war, hat Sie natürlich der horror linguisticus zurückgeschreckt, so schrieben Sie, eilig, wie Sie es hatten, jene ästhetisch wenig ergötzende Stelle.

„Nicht wahr, Herr Doktor Karl Schulz?" gebe ich Ihnen Ihre Schlußfrage zurück.

Auf Ihre liebenswürdigen, kleinen Anzapfungen, die Wechselbeziehungen zwischen Autor und Redakteur betreffend, darf ich mich wohl mit wenigen kurzen Hindeutungen begnügen.

1. Ich habe noch die Gewohnheit, sämtliche eingehende Manuscripte zu lesen, selbst zu lesen, denn das Beispiel des „großen" Dramaturgen Paul Lindau und seiner „Dramaturgeuse" war mir nicht verlockend genug. Oft ist das Selbstlesen freilich keine Kleinigkeit, denn manche der Herren Autoren bethätigen eine Handschrift, bei der nicht einmal Karlchen Mießnick, sondern vielleicht dessen jüngerer Bruder Gevatter gestanden haben könnte!

2. Die Philosophie des Hohensalchowers ist gelegentliche Lebensphilosophie und wird nur hier und da einmal in kleinen Dosen verabreicht, daher, soweit ich höre, gern gelesen. Ihre philosophische Expektoration vom Juli d. J., die ich — wie Sie zugeben „in liebenswürdigster Form" — ablehnen zu müssen glaubte, war Katheder-philosophie, wenigstens das Einleitungsstück, das ich davon in Händen hatte. Es war alles gewiß sehr schön und tief durchdacht, aber ich möchte wohl wissen — oder möchte es lieber gar nicht wissen, wie viele Leser es gefunden hätte. Und damit komme ich zum

3. Punkt und frage Sie und jeden, den es angeht: Was nützen mir die schönsten und „veredelndsten" Aufsätze, wenn niemand sie liest? „Wir wollen weniger erhoben, doch fleißiger gelesen sein," meinte schon Lessing — und wenn er die Sentenz auch irgendwo gestohlen haben mag (es wird nämlich eben ein Lieferungswerk vorbereitet, welches dem guten Gotthold Ephraim die auffälligsten Plagiate nachweist und schließlich als Epitaph für ihn den Spruch in Vorschlag bringt: „So lang Du lebtest stahlst Du weit und breit, Du stahlst Dir endlich die Unsterblichkeit!"), beherzigenswert bleibt sie doch. Wir wollen wohl einem gesunden Idealismus dienen, „veredeln" würden Sie sagen, wollen vor allen Dingen die christliche Weltanschauung vertreten und an unserm Teile mit beizutragen suchen, den Geist der Zeit in die richtigen Bahnen zu lenken, dazu müssen aber auch wir — bis zu einem gewissen Grade — uns von demselben lenken lassen, sonst verlieren wir die Einwirkung auf ihn, werden nicht verstanden und einfach nicht mehr gelesen, und wenn wir Aristoteles und Kant, ja wohl gar Schopenhauer zu Mitarbeitern hätten. So fasse ich die Aufgabe der guten Presse heutzutage, wenn sie etwas wirken will. Und wieder frage ich: „Ists nicht so, Herr Doktor?"

Recht interessant waren mir einige Ihrer Personalnotizen. Natürlich überlasse ich Ihnen ganz die Verantwortung dafür, daß Sie so hochmögende Herren öffentlich mit Feder und Tinte behandeln. Also mit dem Verfasser des Höllenbreughel hätten Sie reisen können, und zogen es doch vor, an mich zu schreiben. Das ist viel, ich hätte das nicht fertig gebracht. Ich nahm das Heftchen „Höllenbreughel als Erzieher" kürzlich mit auf eine Hochzeit, wo es — da die Mehrzahl der Anwesenden ihren „Rembrandt" in Kopf und Herzen hatte — als Bierzeitung ganz vorzügliche Dienste leistete.

Ad vocem „Rembrandt", es wird Sie sicherlich interessieren — und Dich auch, alter Freund in Hohensalchow, und noch manchen andern, der dies lesen sollte — daß die „Allgemeine konservative Monatsschrift" gegründete Aussicht hat, den Verfasser des „Rembrandt" vom nächsten Jahrgang an zu ihren Mitarbeitern zu zählen. Ich hörte wohl so ein Vöglein singen.



Wie hat sich doch alles, Natur und „Kunst“, vereint, um diesem „Rembrandt“-Buche den Weg zu ebnen! Drei herausgekommene Gegenschriften, darunter der Höllenbreughel, werden ihm nur förderlich gewesen sein. Jetzt liegt mir auch eine Lobschrift vor; die kann aber meiner Meinung nach nur schaden. Sie ist von „Dr. Heinrich Pudor“ in Dresden verfaßt und will „ein ernstes Wort“ sein. Beides bezweifle ich. „Pudor“ wäre in der Verhimmelung des Rembrandtverfassers doch wohl etwas „schamhafter“ zu Werke gegangen, und „ernst“ stimmen mich manche „Worte“ in der kleinen Schrift gar nicht. Eine ganz kleine Blütenlese:

„Nun liegt die Wissenschaft am Boden und windet sich unter dem Fußtritt von „Rembrandt als Erzieher“. Dieser herrliche Mann spricht ꝛc.:“

„Endlich wieder einmal ein Buch, das die Druckerschwärze wert ist! — In der That ist wohl seit 50 Jahren kein Buch in Deutschland erschienen, auf das Deutschland mit gleichem Rechte stolz sein könnte. — Im Jahre 1890 ist es erschienen, und es wird es in diesem Jahre wohl auf 30 Auflagen bringen. — Es wird einst deren 300 haben. — Es sind goldene Worte, die wir da lesen. Es ist eine heilige Weisheit, die der Mann da predigt. Und in diesem Sinne könnte man das Buch wohl eine neue heilige Schrift nennen.“ —

Pudor, Pudor, schämen Sie sich nicht?

Nur 2 Punkte hat Herr Pudor an dem Buche zu tadeln: 1. wird nicht Rembrandt, sondern der Rembrandtverfasser der Erzieher des deutschen Volkes werden, und 2. ist nicht der niederdeutsche, sondern der thüringische Volksstamm der Stamm der Zukunft. Jedenfalls ist Pudor dort zu Hause, oder sein Liebchen wohnt in der Gegend.

Meisterhaft hat aber auch der Verleger „Rembrandt dem Erzieher“ unter die Arme gegriffen. Er heißt bekanntlich Hirschfeld. Absit omen, — aber das Geschäft verstehen diese Herren! Von seiner rührigen allgemeinen Reklame werden auch Ihnen des öfteren einige Proben zu Gesicht gekommen sein; ich wollte Ihnen nur einen Fall erzählen, den die „Kons. Monatsschrift“ mit ihm erlebt hat.

In dem zu Ende September (für das Oktoberheft) niedergeschriebenen Briefwechsel war erwähnt, daß das Buch „Rembrandt als Erzieher“ angeblich schon die 17. Auflage erlebt habe; das war damals die neueste, mir vorliegende Angabe.

Hat sich da eines Abends zu Ende des Oktober die von des Tages Last und Mühen ermattete Redaktion zu Bett begeben und liegt nun da, friedlich schlummernd und an Rembrandt den Erzieher höchstens nur im Traume denkend. Da ertönt die Nachtglocke, es ist zwischen 11 und 12 Uhr. Ohne das Bild, das sich nun im Schlafzimmer der Redaktion abrollte weiter auszumalen, will ich Ihnen dasselbe Gemach fünf Minuten später zeigen. Dort sitzt die Redaktion am Nachttische mit einem Briefe in der Hand, und weiß nicht, ob sie sich ärgern oder ob sie lachen soll. Schließlich thut sie keins von beidem, sondern geht wieder zu Bett und schläft weiter.

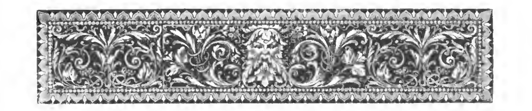
Und die Veranlassung der nächtlichen Störung? Herr Verlagsbuchhändler Hirschfeld hatte es für nötig, genauer wohl für nützlich gehalten, der Redaktion der „Allg. Kons. Monatsschrift“ durch einen sofort zu bestellenden Eilbrief unter Berufung auf den ominösen Paragraphen des Preßgesetzes die „Berichtigung“ zugehen zu lassen, daß das Buch „Rembrandt als Erzieher“ nicht die „angeblich 17.“, sondern (NB. nach einem Monat Zwischenraum!) schon die 23. Auflage erlebt habe, eine jede zu 1000 Exemplaren.

Das ist die Geschichte, die sich betitelt: „Der geheimnisvolle Brief um Mitternacht“ oder „Hirschfeld als Verleger.“ Mit ihr schließe ich meinen diesmaligen Doppelbrief und bleibe, meine Herren,

mit den ausgezeichnetsten Hochachtungen

Ihr sehr ergebener

Adam Windhoff.



Monatsschau.

Politik.

Wenn wir in unserem letzten Bericht von dem Socialistentage in Halle mancherlei Unerfreuliches zu berichten hatten, so würden wir heute gern von erfreulichen Gegenaktionen reden. Leider lassen uns die Thatsachen im Stich.

Wohl hat man auch davon gesprochen, daß die drei großen im preußischen Landtag eingebrachten Gesetze in socialpolitischer Hinsicht als von einigem Werte sich ausweisen würden. Sehr bedeutend dürfte diese Wirkung indessen schwerlich sein. Von negativem Wert ist dagegen ohne alle Zweifel ein Ereignis, welches die Herzen aller Vertreter des christlichen Konservatismus in ganz Deutschland schmerzlich bewegt hat, wir meinen die sang- und klanglose Entlassung des Hofpredigers Stöcker.

Als gleichfalls im Lauf dieses Monats das preußische Herrenhaus berufen, aber in rücksichtsloser Weise von der Regierung ohne Arbeit gelassen wurde, schrieb der „Reichsbote" die folgenden zutreffenden Worte:

> Das Herrenhaus teilt das Schicksal geringschätziger Behandlung mit der konservativen Partei. Dieselbe wird auch im Vergleich mit der liberalen Partei und dem Centrum in der Regel en bagatelle behandelt, und der konservativen Presse geht es ebenso. Die Regierung hat, wie es scheint, gar keine Ahnung davon, welchen Schaden sie dadurch anrichtet, wie sie selbst sich auf diese Weise die Demokratie groß zieht, sich Schwierigkeiten bereitet und es dahin bringt, daß eigentlich niemand mehr sich auf die Seite der Regierung stellen mag, weil er dann fürchten muß, schlecht behandelt zu werden. So bleibt auch den Konservativen schließlich nichts anderes übrig, wenn sie etwas erreichen und nicht alles dem Liberalismus überlassen wollen, als in eine Oppositionsstellung einzurücken. Auch das Herrenhaus wird mit all seinen Klagen nichts erreichen — so wenig wie die konservative Partei und Presse; das Beamtentum setzt sich lächelnd darüber hinweg; erst wenn das Herrenhaus anfängt, Schwierigkeiten und Opposition zu machen, wird man anfangen, auch um seine Gunst zu werben und es zu respektieren. Man muß es bedauern, daß es so ist, aber es ist so. Wie geachtet sind jetzt die ultramontanen Politiker! Das haben sie wahrlich nicht ihren positiven Leistungen, sondern lediglich ihrer Oppositionsstellung im Kulturkampfe zu danken. Da hat das Geheimratum Respekt vor ihnen bekommen! Wie lange wirds dauern, dann macht die Bureaukratie auch vor den Socialdemokraten ihre Reverenz. Es kommt alles; denn das alles liegt in der Konsequenz jener Methode!

Diese Worte sind auch ein passender Epilog zu Stöckers Thätigkeit, zu dem Wirken eines Mannes, der zu unabhängig ist, um immer bequem zu sein, der aber zu Gunsten von Thron und Altar mehr Arbeit geleistet hat, als zehn andere vom bequemen Durchschnitt.

Worin liegt der Grund seiner Entlassung?

Stöcker selbst hat in seiner Kirchenzeitung darüber geschrieben, aber im Grunde keine Antwort gegeben. „Die Domprediger" — sagt er — „haben schlicht und recht ihre amtliche Ehrenpflicht erfüllt; das ist die Thatsache, die man feststellen und festhalten muß. In ihrer Vocation steht geschrieben, daß sie sowohl bei Hofe als auch in der Domkirche ihrem Amte mit Lehren, Predigen, Austeilen und Administrieren der heiligen Sakramente vorstehen sollen. Es ist klar, daß sie ihre Entlassung anbieten mußten, als

Konsistorialrat Dryander mit der Stellvertretung im Amte des Schloßpfarrers betraut wurde. Gefordert haben sie ihre Demission nicht, nur angeboten; und dies war durch die Verhältnisse bedingt. Wenn eine Zeitung ihren Schritt als eine dem militärischen Ehrgefühl nachgebildete, unberechtigte Empfindlichkeit tadelt, so ist dies völlig unrichtig. Es handelt sich um eine in der Vokation geforderte Berufspflicht, die seit unvordenklicher Zeit mit dem Dompredigeramte verbunden gewesen ist.“ Stöcker bestreitet dann, daß die politische und agitatorische Thätigkeit mit dieser Angelegenheit zu thun habe. Schon bei der letzten Reichstagseröffnung sei mit Uebergehung Bayers und Schraders Hofprediger Frommel zu der Predigt befohlen. Die Berufung Dryanders sei nur der letzte Schritt in derselben Richtung. Auch sei nicht zu vergessen, daß das, was früher gegen das Eintreten der Geistlichen in das öffentliche Leben eingewandt wurde, gegenwärtig als überwunden gelten müsse; sowohl die kirchlichen Behörden wie die Synoden hätten den socialen Kampf gefordert, des Kaisers Majestät selbst habe die Kirche an die sociale Arbeit gerufen. Man habe deshalb auf die Provinzialsynode zurückgegriffen und behauptet, daß die hierarchischen Bestrebungen, sowie die fanatischen Aeußerungen der Hofprediger von Einfluß gewesen seien. Aber Schrader habe auf der Synode das Wort überhaupt nicht ergriffen, und Stöcker mit einer von allen Seiten anerkannten Ruhe geredet. Auch in Baden habe Stöcker weder antisemitisch noch politisch, sondern nur patriotisch, religiös und social geredet. „Es bleibt demnach ein Rätsel in der Sache, das zu lösen der Zukunft vorbehalten ist.“ — „Und man wird gut thun, die kommenden Dinge abzuwarten, welche über kurz oder lang Klarheit in die Lage bringen müssen.“

Die „kommenden Dinge“ sind inzwischen da, aber die volle Wahrheit ist ausgeblieben, wir unsererseits zweifeln nicht, daß, wie man zu sagen pflegt, „eins zum andern“ gekommen ist, um die Stellung Stöckers vollends zu erschüttern. Stöcker hat einen Pakt unterzeichnet, der für ihn einem Todesurteil ähnlich war, daß er nämlich auf die Agitation verzichten wolle, auf die Politik aber nicht. Es liegt auf der Hand, daß Meinungsverschiedenheiten über die Grenze hier nur allzuleicht entstehen konnten. Ferner: Kaiserin Friedrichs Tochter mußte getraut werden. Es war bei den bekannten Ansichten der Kaiserin zu erwarten, daß für diesen und für andere Fälle ähnlicher Art immer neue Konflikte um Stöckers Person sich erheben mußten. Endlich: Stöcker ist ein Gegner des landesherrlichen Summepiskopats und ein Freund der Verselbständigung der evangelischen Kirche. Kaiser Wilhelm dagegen hat sich „sehr entschieden gegen alle auf Verkümmerung des landesherrlichen Summepiskopats gerichteten Bestrebungen“ ausgesprochen; nimmt man dann hinzu, daß Stöcker Antisemit ist, und daß es an Intriguen im jüdischen Interesse ganz sicher bei Hofe, auch von hohen Stellen aus, nicht gefehlt haben wird, so braucht man nach Gründen nicht weiter zu suchen. Gewiß ist nun anzuerkennen, daß im allgemeinen jede Hofstellung ihrem Träger ein gewisses Maß von Reserve und Vorsicht des Verhaltens auflegt, deren Wahrung nicht Stöckers Sache war — „wär' er besonnen, wär er nicht der Tell.“ Sollte aber dem verdienten Manne sein Amt genommen werden, so durfte man hoffen, das dies in wohlwollender Weise und nicht auf dem Wege einer Kränkung geschehen würde, denn es ist noch niemals gute Regierungspolitik gewesen, die wahrhaft treuen Stützen von Thron und Altar zurückzustoßen, um unsicheren Elementen das Feld zu ebnen. Und man denkt unwillkürlich zurück an die Zeit, wo schon einmal Fürst Bismarck in ähnlicher Weise in die Berliner Bewegung eingriff. Auf Drängen des „heidnisch-konservativen“ Berliner „Geheimeratsviertels“ wurde der christlich-konservative Stöcker zum Rücktritt von seiner Kandidatur vermocht, Cremer dazu gezwungen. Bleichröder gab 10,000 Mark, und das Ende dieser Politik war dann eine Wahl-Niederlage, wie man sie bis dahin noch nicht erlebt hatte. — Aehnliches kann sich wiederholen.

Daß aber die unsicheren Elemente den Rücktritt Stöckers auf Grund der Form, in der er erfolgte, als ein ihnen dargebrachtes Opfer auffassen, bewies das Verhalten der Berliner Presse nach seinem Sturz. Zwar ein Blatt erklärte noch nicht befriedigt zu sein, da die Form der Entlassung noch nicht kränkend genug gewesen. Im ganzen

aber war das Treiben der Judenpresse in der That, wie es genannt wurde, „ein Kannibalentanz“ um den Skalp des Erschlagenen, eine Bankerotterklärung auf dem Gebiet der Ritterlichkeit, wie sie selbst da überraschen mußte, wo man die Preßpiraten der Spree moralisch nicht viel höher einschätzt, als die Kanaken der Südsee.

Wie Stöcker seinen neuen Wirkungskreis einrichten wird, ist noch nicht ersichtlich. In jüngster Freitagsversammlung der christlich-socialen Partei hat er in längerer Rede den Abschluß einer „social-monarchischen“ Vereinigung mitgeteilt, die wohl als engere Verbindung der Christlich-Socialen mit den Deutsch-Socialen, welche den rechten Flügel der Antisemiten bilden, zu verstehen sein dürfte. Das Programm ist ungefähr das alte der christlich-socialen Partei — eine neue „Partei“ zu bilden wird nicht beabsichtigt. Indes wird dieser Plan wohl noch Modifikationen unterliegen.

Ebenso überraschend wie der Entschluß des Kaisers, seine vier Domprediger auf einmal zu entlassen, ist die Ernennung eines Mitgliedes der äußersten Rechten, des Herrn von Heyden, zum preußischen Landwirtschafts-Minister gewesen. Zwar das Freiwerden des Ministerpostens hatte man vorausgesehen, da bezügliche Absichten des Herrn von Lucius seit lange geäußert waren; aber es galt allgemein als wahrscheinlich, daß dem Schutzzöllner ein gemäßigter Freihändler folgen würde. Als solcher ist indessen Herr von Heyden schwerlich anzusehen. Offiziöse Blätter deuten an, daß allerdings eine mäßige Herabsetzung des Getreidezolls in maßgebenden Kreisen „erwogen“ werde, daß aber Zweck und Grenze der Herabsetzung durch das Steigen des Rubelkurses gesetzt und gezogen sei. Aber auch mit diesem bescheidenen Programm scheint es nicht sehr eilig zu sein, und die mangelnde Eile erklärt sich leicht genug aus dem Umstande, daß für freihändlerische Pläne, wie Herr Miquel sie im tiefsten Innern hegen mag, eine Reichstags-Mehrheit durchaus nicht zu finden sein würde. Besonders die letztere Thatsache halten wir für eine erfreuliche. Sie hindert ein zollpolitisches Experiment, das für den Augenblick den Popularitätshaschern einige angenehme Stunden bereiten könnte, übrigens aber verderblich genug wirken müßte. Es wäre in der That kein Diplomatenstück, wollten wir angesichts des bevorstehenden Abschlusses mehrerer Handelsverträge mit auswärtigen Mächten unsere Trümpfe vorzeitig und nutzlos aus der Hand geben, statt sie, wenn und wo es möglich, zur Erzielung von Gegenleistungen auszunutzen. Ueberdies aber würde bei Vielen, die sich jetzt für Anti-Kornzoll begeistern, eine große Enttäuschung folgen. Mehl und Brot würden schwerlich auch nur einen Pfennig billiger werden, so lange die gegenwärtige Konjunktur anhält, das Reich aber würde eine große Einnahme verlieren, und viele Millionen, die jetzt durch indirekte Steuer schmerzlos aufgebracht werden, müßten durch direkte, vielleicht recht drückende Steuern anderweitig beschafft werden.

Die parlamentarischen Arbeiten haben begonnen im Reichstag und im preußischen Landtag. Im Reichstage ist zunächst, wie schon gemeldet, die Arbeiterschutzkommission zusammengetreten und hat ihre Arbeiten so rüstig gefördert, daß aller Voraussicht nach der Kommissionsbericht dem Reichstage bei seinem Wiederzusammentritt zugehen wird. Die erste Lesung ist beendet, die zweite wird möglichst beschränkt werden, zwischen der ersten und zweiten finden Verständigungsversuche statt. Bestimmungen gegen den Kontraktbruch sind in modifizierter Fassung mit großer Mehrheit angenommen worden, und auch alle anderen gewichtigsten Differenzpunkte industrieller Arbeitgeber und Arbeiter in einer Weise zum Austrag gekommen, die jedenfalls einen Fortschritt gegen früher darstellt. Die Socialdemokraten machten hier, wie überall, viel Schwierigkeiten, doch ist anzuerkennen, daß sie diesmal nicht ganz so unfruchtbar gewesen sind, wie sonst stets, wo es sich nicht um Kritik, sondern um positive Mitarbeit handelte.

Der Arbeiterschutz wird demnach Gesetz werden, und zwar eins der segensreichsten, welche seit lange erlassen sind.

Der preußische Landtag hat gleichfalls sein großes Arbeitspensum in Angriff genommen. Vorgelegt sind ihm ein neues Einkommensteuergesetz, eine Erbschaftssteuer, ein Volksschulgesetz und endlich eine Landgemeindeordnung.

Wieviel von diesen Entwürfen nach Schluß der Beratung noch übrig geblieben sein wird, steht dahin. Inzwischen läßt sich schon jetzt übersehen, daß manches an den Vorlagen der Aenderung harrt. Was zunächst die Steuern betrifft, so bleiben anscheinend trotz einer sehr geschickten Rede des Herrn Miquel ziemlich alle Parteien dabei, daß die Erbschaftssteuer fallen und die kleinen und mittleren Einkommen weiter entlastet werden sollen, als vom Minister vorgesehen ist. Außerdem wird dem Minister von der Rechten mit Grund vorgeworfen, daß er sich scheue, dem Groß-Kapital und der Börse zu Leibe zu gehen.

Umstritten ist auch die Deklarationspflicht. Bisher brauchte niemand in Preußen der Steuerbehörde die Höhe seines Einkommens anzugeben, vielmehr wurden die Steuerzahler eingeschätzt. Natürlich wurden dabei durchschnittlich die Besitzer von Immobilien, die ohnehin durch Grund- und Gebäudesteuer doppelt belastet sind, denen man aber ihr Einkommen leichter nachrechnen kann, viel schärfer herangezogen, als die Besitzer mobiler Werte, deren Besitz in den Schränken versteckt liegt; gerade die Rentner, die am stärksten steuern sollten, wurden am wenigsten belastet. Dem soll die Erklärungspflicht ein Ende machen. Der kapitalistische Freisinn klagt nun über „das neue Inquisitionssystem", während die Rechte zustimmt.

Das Volksschulgesetz wird vom Freisinn bemängelt, weil es die Schule der Kirche ausliefere, von der „Germania" aus dem entgegengesetzten Grunde. Viel Aussichten scheint es nicht zu haben. Thatsächlich tritt es für konfessionelle Schule und geistliche Schulaufsicht ein, legt aber die Schule als Staatsanstalt so fest, daß die römischen Bischöfe schleunigst zusammengetreten sind, um eventuelle Gegenschachzüge zu beraten.

Endlich ist dem Landtage eine neue Landgemeinde-Ordnung vorgelegt, dieselbe dürfte auf der Rechten des Hauses erheblichen Widerstand finden, und der Entwurf wird wohl starke Aenderungen erleiden, ehe und sofern er überhaupt Gesetz wird.

In der **auswärtigen Politik** fehlt es nicht an erfreulichen Momenten. Zu diesen zählt nicht in letzter Linie der Besuch des russischen Thronfolgers am österreichischen Kaiserhofe in Wien, wo derselbe mit den größten Ehrenerweisungen empfangen wurde. Schlüsse aus der gegenwärtigen friedlichen Gestaltung auf lange Zukunft zu ziehen, wäre freilich bedenklich. Der Wunsch Rußlands für den Augenblick den Frieden unbedingt erhalten zu sehen, kann leicht auf die Thatsache zurückgeführt werden, daß die Bewaffnung Rußlands augenblicklich eine gründliche Umwandlung erfährt. Und die Berliner Offiziösen haben nicht ermangelt, bekannt zu geben, daß ihnen dieser Umstand keineswegs entgangen sei. Auch die österreichischen Offiziösen sind bestrebt, keinen Irrtum darüber aufkommen zu lassen, daß wenn auch die Lage im ganzen sich zum Besseren gewandt, doch die österreichische Politik an sich keine Aenderung erlitten habe. Man werde nichts thun, aber auch nichts zulassen, um den Frieden zu stören.

Deutschland seinerseits pflegt die alten Beziehungen des Dreibundes.

Reichskanzler von Caprivi hat seinen Antrittsbesuch in Italien gemacht und ist vom König und vom Ministerpräsidenten aufs Herzlichste begrüßt worden. Die italienische Presse würdigt in vollem Maße die Begegnung der beiden Staatsmänner; in dem Akte der Höflichkeit drücke sich auch eine politische Idee aus. Der Zeitpunkt der Reise war überdies im Interesse Crispis gut gewählt, der grade einer lebhaften Wahlschlacht entgegenging. Die von den Radikalen gegen ihn erhobenen Vorwürfe des unwürdigen Buhlens um die deutsche Gunst wurden durch Caprivis Entgegenkommen völlig hinfällig. Die Wahl ist denn auch in unerwarteter Weise dem Ministerium günstig ausgefallen, und die Opposition wird sich mit verschwindender Minderheit begnügen müssen.

Ueber einen deutsch-österreichischen Handelsvertrag haben Verhandlungen stattgefunden, welche zwischen den beiderseitigen Handelsministern geführt wurden, und bei denen man zu einem vorläufigen Einvernehmen gelangt ist. Mit dem 2. Dezember sollen in Wien die eigentlichen Beratungen über die Grundzüge beginnen. Nach dem Abschluß derselben werden die Vertreter Deutschlands nach Berlin zurückkehren, um erst im Januar die Beratungen über die Einzelheiten des Vertrages aufzunehmen.

Man kann nur hoffen, daß diese Verhandlungen erfolgreicher sein möchten, als der deutsch-böhmische Ausgleich, der völlig gescheitert ist und nunmehr nicht zur Versöhnung, sondern im Gegenteil zu steigender Verbitterung beigetragen hat. Je länger die Beratungen dauerten, um so mehr stellte sich heraus, daß die Tschechen nicht Frieden, sondern Kampf wollen. Und als gar in elfter Stunde die Deutschen mit einem Antrage, „daß zum Präsidenten des Landeskulturrates, sowie zum Regierungsvertreter bei dieser Körperschaft nur Persönlichkeiten ernannt werden dürfen, welche beider Landessprachen mächtig sind," überrumpelt wurden, war dem Faß der Boden ausgeschlagen. Die Deutschen ziehen sich nun auch von der geplanten „Landes-Ausstellung" zurück, die damit zu einer rein tschechischen National-Ausstellung herabgedrückt worden ist.

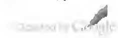
* * *

In **Frankreich** ist die Ermordung eines russischen Generals von der politischen Polizei das Ereignis des Tages. Auf der russischen Botschaft in Paris leugnet man den politischen Charakter des Verbrechens, das nur privater Rache entsprungen sein soll. In den nihilistischen Kreisen giebt man dagegen zu, daß Seliverstow, eigentlich ein polnischer Jude Namens Silberstoff, für eine durch seine Mitwirkung in Rußland verhaftete und zum Tode am Galgen verurteilte Nihilistin, die Günzburg, vom Exekutiv-Komitee zum Tode verurteilt worden sei. Dieselben Kreise verbreiten auch, Seliverstow habe während seiner Amtszeit 15000 Nihilisten nach Sibirien geschickt. Man hatte lange nichts von Nihilisten und Anarchisten gehört. Sie haben hier wieder einmal Europa an ihre Anwesenheit erinnert und ihre Visitenkarte derart abgegeben, daß sie in aller Form ein Todesurteil vollstreckten. Die Pariser Polizei hat den Mörder nicht ergriffen. Sie telegraphiert in die Welt hinaus, daß „mehrere Polizei-Agenten nach der Schweiz, England, Deutschland und Belgien abgegangen" seien; alle haben aber ohne Zweifel die Instruktion, den Verbrecher unter keinen Umständen zu fangen. Denn etwas Unangenehmeres könnte der französischen Regierung wohl kaum passieren, als die Ergreifung Padlewskis. Derselbe würde in diesem Falle vor die Pariser Geschworenen kommen und ohne allen Zweifel zum Schaden der franko-russischen Allianz unter Beifallklatschen des Pöbels freigesprochen werden.

* * *

Aus **England** ist ein „großer Krach" zu melden, der diesmal an Bedeutung über andere ähnliche Zusammenbrüche weit hinausragt. Es ist ein sogenanntes „Welthaus," Gebrüder Baring, zahlungsunfähig geworden, d. h. eines jener Geldinstitute, die sonst vermöge ihrer Größe dem Geldverkehr Gesetze vorschreiben können und daher immer gewinnen müssen, während sie das Verlieren den kleinen Banken und dem Publikum überlassen. Ueberaus dreiste geschäftliche Transaktionen in Südamerika sind der Strick gewesen, den das Haus sich selbst gedreht hat. Vom Standpunkt der volkswirtschaftlichen Moral kann man diesen Krach nicht ohne einige Genugthuung registrieren. Während sonst fast immer nach bekanntem Sprichwort nur die Kleinen gehängt werden, aber die Großen entwischen, ist hier doch endlich einmal auch eine der für den Wohlstand der Nationen verderblichsten Groß-Firmen vom Verhängnis ereilt worden. Charakteristisch ist freilich wieder, daß in dem sonst durch und durch freihändlerischen England, wo die Arbeiter ein bescheidenes Maß von Staatsschutz auch durch äußersten Kampf kaum erreichen, diese Staatshülfe für den Börsenspekulanten sofort bei der Hand war.

Auch eine politische Krise ist in England eingetreten. Parnell ist in einem Skandalproceß gerichtlich als Ehebrecher enthüllt worden. Nun will der alte Gladstone, der in diesem Punkt keinen Spaß versteht, nicht länger mit ihm zusammen arbeiten. Parnell soll zurücktreten. Andernfalls kündigt Gladstone die ganze Home Rule-Freundschaft auf. — Es hat für die landläufige Auffassung in Deutschland etwas Befremdendes, die politische Hülfe vom Privatleben des Politikers abhängig gemacht zu sehen. Ohne Zweifel liegt aber dieser Haltung eine so gesunde sittliche Auffassung zu Grunde, daß man nur wünschen könnte, es wäre in Deutschland, wie in England. Der irisch-



römische Klerus ist toleranter wie Gladstone. Es scheint, daß er zufrieden sein würde, wenn Parnell die Frau OShea nach geschehener Scheidung heiraten wollte. Parnell verweigert übrigens den Rücktritt. Und so ist die Krise da. Nicht verschwiegen soll werden, daß es auch böse Leute giebt, welche Gladstone in Verdacht haben, daß seine moralische Entrüstung über den Ehebruch nur Vorwand sei, um seinerseits eine unliebsame Ehe zu brechen, die Ehe der Homeruler mit der liberalen Partei.

* * *

König Wilhelm III. der Niederlande hat am 23. November nach langen Leiden endlich das Zeitliche gesegnet. Obgleich das Ereignis nicht gerade unerwartet kommt, obgleich der Verstorbene in seinem Leben nicht gerade Thaten gethan, obgleich er in seinem Wandel viel böses Beispiel gegeben und im ganzen eine Politik befolgt hat, welche für Deutschland nichts weniger als freundlich war, war es doch geeignet, auch außerhalb der Niederlande Teilnahme zu erwecken. Mit König Wilhelm III. ist der letzte der Oranier, dieses berühmten und hervorragenden Herrschergeschlechtes, dahingegangen, und das Haus Oranien besteht nur noch in der weiblichen Linie. Das politisch Bedeutungsvolle an diesem Todesfall ist zunächst nur die Verselbständigung Luxemburgs unter dem Herzog Adolf von Nassau. Luxemburg wird nunmehr europäischer Staat mit eigenem Hofe, bei dem die Mächte sich beeilen werden, diplomatische Vertreter zu beglaubigen.

Kirche.

Die Dienstentlassung des Hofpredigers Stöcker wird noch auf lange hin das Ereignis bleiben, um das sich das Interesse aller kirchlichen Kreise bei uns bewegt. Man hat gefragt, ob sie auf das politische oder auf das kirchliche Gebiet gehöre. In gewissem Sinne kann man beide Fragen mit Ja beantworten. (Vgl. oben den politischen Bericht.) Doch die Bedeutung können wir dem Vorfall in keiner Weise zuschreiben, daß damit eine Wandlung der kaiserlichen Politik auf dem volkswirtschaftlichen Gebiete eingeleitet werde. Die neue „liberale Aera“ scheint uns ein Phantom. Daß Stöcker Hofprediger war, ohne doch mit dem Hof wesentlich zu verkehren, war für die Politik von gar keiner Bedeutung; da sind es die Namen Caprivi, Berlepsch, Marschall, v. Heyden, in Verbindung mit Miquel, welche die Richtung kennzeichnen; daß also Stöcker nicht mehr Hofprediger ist, kann nicht besagen, daß jetzt andere Ziele in der Gesetzgebung verfolgt werden sollen, als wie sie Se. Majestät überall in so erfreulicher Deutlichkeit ausgesprochen hat.

Eine politische Bedeutung können wir daher der Entlassung nur in dem ganz allgemeinen Sinne zuschreiben, daß das Verfahren dabei einen neuen Beweis bildet für die schneidige Art, in der unser junger Kaiser die Angelegenheiten erledigt mit Absehen von dem Aufenthalt, den die Umwege des regelrechten Instanzenganges bereiten würden. Daß der Vorfall in Berlin und im ganzen Lande so erschütternd gewirkt hat, lag besonders mit an dem Umstand, daß die sämtlichen Geistlichen der Hof- und Domgemeinde mit einem Male von ihrem Posten abtraten. Warum der Hofprediger Bayer in das Kultusministerium überging, aus dem evangelischen Oberkirchenrat und dem Dompfarramte scheidend, das wußte man nicht. Nachträglich aber wurde man versucht, auch diesem Ausscheiden schon eine besondere Bedeutung beizulegen. Sollte Kögels Krankheit nur das Signal gegeben haben, um Rücksichten fallen zu lassen, die diesem bewährten Freunde des alten Kaiserlichen Herrn gerne genommen wurden? — so fragte man sich im Lande. Daß von Rücksichten jetzt keine Rede mehr war, leuchtete ein. Gewiß wird niemand Sr. Majestät die Freiheit beschränkt zu sehen wünschen, die jeder Unterthan im Lande hat, sich den Mann seines Vertrauens — eventuell durch Dimissoriale — zu suchen für die seelsorgerlichen und pastoralen Akte in der eigenen Familie. Andererseits mußten diejenigen Männer, welche nach der bestehenden kirchlichen Ordnung zur Vertretung eines erkrankten Kollegen berufen sind, es als etwas besonderes empfinden,

wenn ohne die für solche Fälle üblichen Formen — der evangelische Oberkirchenrat ist die den Dompredigern vorgesetzte Behörde, die auch die inneren Angelegenheiten der Gemeinde, Vertretung u. s. w. zu regeln hat — durch direktes Allerhöchstes Eingreifen jemand damit betraut wurde, von dem gleichzeitig verlautete, daß er die Uebernahme der durch Bayers Abgang erledigten Hofpredigerstelle doch abgelehnt habe. Man hätte sich unter diesen Umständen nicht wundern können, wenn der gesamte evangelische Oberkirchenrat seine Demission angeboten hätte, — so thaten es nur die beiden übergangenen Hofprediger, und dieselbe wurde angenommen.

Ist nun damit etwa eine Aenderung der Kirchenpolitik eingeleitet? Auch das glauben wir nicht. Die Christen im Lande können sich doch nur freuen, daß Se. Majestät Vertrauen zu Geistlichen hat, wie der Konsistorialrat Dryander ist. Was für Nachfolger die Hofprediger erhalten werden, darüber verlautet noch garnichts. Gewünscht hätte man ja wohl, daß die Schwemme von sittlichem Unrat, den die Presse der Juden und Judengenossen bei der Gelegenheit heraufführte, in der Nacht der Verborgenheit geblieben wäre. Allein schaden kann doch dieselbe weder Stöcker noch seinen Freunden, und ihre kraftvolle Weiterarbeit — nunmehr ohne manche bisherige Rücksicht — wird jenem Volke zeigen, daß es sich getäuscht.

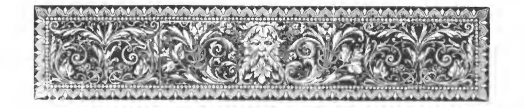
Wir glauben auch nicht sehr an einen starken Einfluß, der aus Süddeutschland von hohen Stellen auf den Kaiser ausgeübt sein soll. Man mache sich doch die kirchenpolitische Lage klar, wie wir sie hatten. Eine starke Selbständigkeitsbewegung in der Kirche war durch das neue von Kaiser Wilhelm I. durchgeführte Verfassungswerk erweckt worden. Man hatte den segensreichen Einfluß erkannt, den kirchliche Organe, mit einigen Rechten der Verwaltung ausgestattet, für die Kirche haben könnten. Man wünschte die Macht zu erweitern. Dabei aber waren auch Ideen ausgesprochen, die zwar Friedrich Wilhelm IV. zum geistigen Vater hatten, die aber keineswegs von Kaiser Wilhelm I. irgendwie aufgegriffen und angeeignet waren, nämlich der Gedanke an die „rechten Hände," in welche der König den ihn drückenden Summepiskopat niederlegen wollte. Diese Ideen wurden jetzt wieder vor den Synoden ganz besonders scharf entwickelt in dem vielgelesenen Organ, das ein Hofprediger Sr. Majestät leitet. Es mußte sich die Frage erheben, ob der historische Träger der landesherrlichen Kirchengewalt, von dem man bisher noch nicht wußte, welche kirchenpolitischen Gedanken er hegte, sich mehr der modernen Auffassung Friedrich Wilhelms IV., oder der Kaiser Wilhelms I. zuneige. Die Entlassung Stöckers scheint uns die einfache und deutliche Antwort auf diese Frage. Se. Majestät ist nicht gewillt, von den historischen Rechten des Landesherrn — auch innerhalb der evangelischen Kirche — irgend etwas aufzugeben, das scheint klar zu sein. Er hatte einen Hofprediger, der ein solch allmähliches Aufgeben für angezeigt hielt und dies als energischer Parteiführer in der Presse öffentlich vertrat. Daß Se. Majestät die Gelegenheit benutzte, die zur äußerlichen Scheidung dieser beiden Wege führte, kann deshalb niemand Wunder nehmen. Stöcker selbst hatte in der „Deutschen evangelischen Kirchenzeitung," deren betr. Artikel wir im letzten Bericht besprochen, ausgesprochen, daß eine Durchführung seiner Ideale selbstredend nicht durch Gesetzgebung seitens der Synode oder dergleichen, sondern lediglich durch die eigenen Entschließungen des erhabenen Trägers der Krone möglich wäre, den Entschließungen, denen wir ja schon die bisherige Selbständigkeit der Synoden verdanken, welche nur durch einen Verzicht des Landesherrn auf einen Teil seiner absoluten Rechte zustande gekommen sind. Nun haben wir auf diese Fragestellung, welche in den Stöckerschen Artikeln lag, die Antwort.

Berichterstatter hat von Anfang des Bekanntwerdens der Stöckerschen Entlassung an nach keinem anderen Grunde dafür gesucht, — gerade unter dem frischen Eindruck der Artikel der Stöckerschen Kirchenzeitung. Man muß sich doch auch wirklich sagen, daß es natürlicher ist, wenn die dort ausgesprochenen Ideen nicht gerade durch einen Hofprediger vertreten werden, und wir zweifeln nicht, daß die auch nach dieser Seite nun weniger gebundene Stellung Stöckers uns noch weitere Förderungen dieser wichtigen

theoretischen Frage bringen wird. Wir freuen uns in einem auch sonst nicht ohne Verständnis geschriebenen Artikel der „Grenzboten" ganz dieselbe Auffassung des Vorfalls zu finden, wie wir sie hier entwickelt haben. Das aber dürfte demnach wohl klar sein, daß die Bedeutung desselben weit überwiegend eine kirchliche ist und zwar eine kirchenpolitische. Daß eine neue kirchliche Richtung eingeschlagen werde, braucht daraus garnicht zu folgen. Ob noch andere Gründe und welche? mitgewirkt haben, die mehr persönlicher, politischer, taktischer Natur sind, lassen wir dahin gestellt. In den Annalen der Kirchengeschichte wird dereinst, je objektiver man der heutigen Zeit gegenübersteht, der von uns angegebene Gesichtspunkt als der vollkommen zur Erklärung genügende erscheinen. —

Schon im vorigen Bericht hätte der Erlaß des hessischen Oberkonsistoriums vom 3. Oktober an die ihm unterstellten Geistlichen, „antisemitische Agitation" betreffend, erwähnt werden sollen. Der Erlaß gehört zu den Schriftstücken, in denen jedes einzelne Wort und jeder einzelne Satz wahr sind, die aber doch durch und durch falsch sind. Es ist gewiß durch und durch falsch, am Morgen der Schlacht eine Konferenz der höheren Offiziere zusammenzuberufen, um noch allerlei theoretische Untersuchungen anzustellen. Nicht minder falsch ist es, in einem Lande Betrachtungen über die Tugenden der Juden anzustellen (die niemand bestreitet), wo eine Bevölkerung durch die Niedertracht der Wucherjuden auf das äußerste gereizt und gedrückt ist, und wo, da die Kirche ihre Pflicht des Schutzes der Schwachen versäumt und eine Abhülfe der Liebe nicht geschaffen hat, eine Abhülfe des Hasses in das Werk gesetzt ist. Der Erlaß erscheint uns als ein neuer Beleg für das, was man „am grünen Tisch verfertigt" nennt — ein Kirchenregiment, das in seiner Kirche so Bescheid weiß, wie der Philosoph im Kuhstall. — In demselben Hessen ist am 26. Oktober ein Pfarrverein gegründet worden, der ohne Rücksicht auf die persönliche und Glaubensstellung des Einzelnen die Pfarrer des Landes verbinden soll zu gemeinsamer Vertretung der Standesinteressen und Anregung pastoraler Arbeit. Von 200 eingeladenen Geistlichen waren 54 erschienen, und 50 traten dem Verein bei.

Die im Novemberheft bereits behandelten Provinzialsynoden haben inzwischen weiter getagt, im Laufe der letzten Wochen die schlesische, die posensche und die preußischen. Dieselben unterschieden sich nicht wesentlich von den vorangegangenen, nur die westpreußische scheint eine Zusammensetzung zu haben, bei der am wenigsten von fruchtbringenden Beschlüssen zu erwarten ist. In Breslau führten die Verhandlungen über die Professuren zu einigen erregten Debatten, indem es sich D. Näbiger nicht nehmen ließ, sein tiefbegründetes Mißverständnis der Zeit und ihrer Bewegung in einer heftigen Rede öffentlich bekannt zu machen. — Den Provinzialsynoden ist auch weiter noch die Berliner Stadtsynode gefolgt, die am 10. November ihre Herbstsitzung gehalten hat. Sie ist bemerkenswert dadurch, daß die Linke unter Führung des Kammergerichtsrats Schröder den Versuch machte, durch eine Wiedereröffnung der Schleusen für die Agitation bei Kirchenwahlen Unfrieden zu erregen. Die Linke hatte einen von 28 Mitgliedern unterschriebenen Antrag eingebracht auf Aenderung der geltenden Bestimmungen über die Anmeldung zur Wahl. Dadurch, daß dieselbe jetzt in das Pfarrhaus verlegt ist, ist der wüsten Agitation eine gewisse Grenze gezogen. Schröder und Genossen wollen nun, daß „allen Berufskreisen", also auch den der Kirche ganz entfremdeten, die Beteiligung an der Wahl erleichtert werde, besonders auch dadurch, daß die Bekanntmachung der Wahltermine nicht nur von der Kanzel, sondern durch die „Presse" erfolge, — begreiflicherweise, denn in der Kirche hören ja diejenigen nichts davon, auf deren Stimmen sich die Linke stützt. Der Antrag wurde natürlich abgelehnt. Allein er ist doch ein Beweis dafür, mit was für Elementen wir auch in der Zukunft noch zu rechnen haben. Und wir wollen uns doch ja keinen Träumen in Bezug auf dieselbe hingeben. Unsere Verfassung mit ihrer Gründung der kirchlichen Organe auf die breiten Massen hat das Gute, daß sie die Wächter Zions nie schlafen läßt. Wir hoffen, daß sie auch wirklich recht wach bleiben — und werden!



Neue Schriften.

1. Politik.

— Christlich Social. Reden und Aufsätze von Adolf Stöcker, Hof- und Domprediger in Berlin. Zweite Auflage. (Berlin 1890. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 496 S. 3 M. Feinere Ausgabe 5 M., geb. 6 M.

Gerade in den Tagen, in denen Stöcker, einer der wenigen wahrhaft großen, muntvollen Männer unserer Zeit, dem wohl erst die Nachwelt gerecht werden wird, von dem Schauplatze seines amtlichen Wirkens zurücktritt, erfüllt es uns mit besonderer Freude, seine Reden und Aufsätze dem Leser aufs wärmste empfehlen zu können.

Die zweite Auflage erscheint gegen die erste wesentlich verändert. Um die Behandlung der socialen Frage mehr in den Vordergrund treten lassen zu können, ist der kirchenpolitische Teil fortgefallen. Dafür sind einige vor Studierenden gehaltene Vorträge kurz wiedergegeben, neben solchen Reichstagsreden des Verfassers, welche vorzugsweise den Arbeiterschutz sowie die Socialdemokratie behandeln. Außerdem ist die Rede über das Ueberwuchern der jüdischen Elemente hinzugefügt, sowie zwei Aufsätze aus der Kreuz-Zeitung, „welche durch die ungeheure Frechheit der Judenpresse im Jahre 1888 veranlaßt waren." Die weggefallenen kirchenpolitischen Abhandlungen gedenkt der Verfasser besonders herauszugeben.

Wir haben hier wohl nicht nötig, die Bedeutung der Reden Stöckers unseren Lesern darzulegen, die sie wohl alle kennen werden, und zwar sie so kennen werden, wie sie wirklich gehalten worden sind, nicht so, wie sie die Judenblätter entstellt haben. So viel nur sei gesagt, daß sie eine Fülle von Material, unzählige gesunde Gedanken und beherzigenswerte Ratschläge enthalten, durch deren Verbreitung und Verwirklichung unserem deutschen Volke reicher Segen erwachsen würde.

Von den hier veröffentlichten Reden kann Stöcker mit Recht sagen: „Sie sind, ebenso wie ich selbst, durch eine lügnerische Presse zum Gegenstand der journalistischen Mythologie geworden. Nun können alle, Freund und Feind, die Wahrheit lesen." — Nichts ist geeigneter, die Macht der Lüge, die ihre Netze um Stöcker und sein Werk gesponnen hat, eher zu vernichten, als die richtige Kenntnis der Ziele Stöckers und seiner Partei. Und wenn man auch in Berlin wohl allmählich anfängt, sich nicht länger täuschen zu lassen durch die entstellten Berichte liberaler Zeitungen, so ist doch in der Provinz und vor allem in Süddeutschland nichts wünschenswerter, als die allgemeinste Verbreitung der Reden Stöckers. Wir würden es daher im Interesse einer durchgreifenderen Agitation, die Stöcker nunmehr, frei von allen Rücksichten auf hohe Vorgesetzte, hoffentlich mit voller Kraft aufnehmen wird, freudig begrüßen, wenn eine Auswahl aus dieser, selbst schon sehr billigen, aber immer noch sehr umfassenden Ausgabe (etwa der dritte Teil zu einer Mark) auch dem Unbemittelten oder dem, der vor einem Buche von 500 Seiten zurückscheut, die genaue Kenntnis der Ansichten und Ziele Stöckers darlegen würde, mit denen jeder echte deutsche Mann übereinstimmen kann.

Wer aber nicht selbst, aus irgend einem der hunderterlei Gründe, die einen modernen Menschen abhalten können, zu thun, was er eigentlich für seine Pflicht halten sollte. eingreifen kann in die mächtige Bewegung unserer Tage, der vermag wenigstens ein gutes Werk zu thun, wenn er das Vorurteil beseitigen hilft, das durch hinterlistige Verlogenheit gegen einen der edelsten Söhne Deutschlands erregt worden ist. Es giebt wahrlich keinen Kampf, der mehr persönlichen Mut erfordert, wie der gegen jüdische „groß' Macht und viel List." — Wie oft findet man doch, selbst bei guten, gesinnungstüchtigen Leuten, die keineswegs von all ihren „Mitbürgern" entzückt sind, deren Verhängnis aber nun einmal ist, ausschließlich liberale Zeitungen zu lesen, eine thörichte Voreingenommenheit und Abneigung gegen die Sache Stöckers, die einzig und allein auf der reinsten Unkenntnis beruht. Diese zu bekämpfen, verleihe und verschenke man das Buch nach allen Seiten, und es wird Segen stiften, wo es hinkommt.

Sch.-K.

— Welt und Reich Gottes. Zeit und Ewigkeit. Predigten über Zustände und Ereignisse in der Gegenwart. I. Teil. Die Welt im Spiegel des göttlichen Gesetzes. Von Chr. Heinr. Schöner, evang. Pfarrer. (Erlangen, Fr. Junge.) 1890. 1,80 M.

„Wenn die Predigten sich nicht selbst rechtfertigen, so kann auch keine Vorrede sie rechtfertigen", meinte einst ein bedeutender Homilet, dessen Predigten nach seinem Tode herausgegeben wurden. Nach diesem Worte wäre zunächst die Vorrede der bezeichneten Sammlung überflüssig. Ob die Predigten selbst eine vorhandene Lücke ausfüllen, diese Frage zu bejahen haben wir leider nicht den Mut. Ihr Zweck soll sein, „den Bedürfnissen der Gebildeten Rechnung zu tragen" und zwar nach der Seite hin, daß „die im Vordergrunde der Bewegung(?) stehenden socialen Fragen am Maßstabe des göttlichen Wortes" gemessen werden. Daß dies letztere geschehen muß, ist in neuester Zeit oft betont, unseres Erachtens in reichlichem Maße. Wir wüßten nicht, daß die evangelische Predigt hierin bisher Wesentliches versäumt habe. Oder sollte wirklich ein Prediger es unterlassen können, wenn, wie, so oft die Perikope Gelegenheit dazu bietet, über den Begriff des Eigentums, über christliche Familienerziehung, über Sonntagsfeier u. s. w. zu seiner Gemeinde zu reden? Werden damit nicht schon „sociale Fragen" am Maßstabe des göttlichen Wortes gemessen? So wenig nun in dieser Beziehung ein Bedürfnis für diese Sammlung vorliegt, so erst recht nicht, wenn die Gebildeten in Betracht kommen. Neben seinen Amtsbrüdern wünscht der Verfasser sich „die redlich Suchenden unter den Gebildeten" als Leser. Diese pflegen jedoch erfahrungsmäßig vor nichts mehr zurückzuschrecken, als vor einer erbaulichen Behandlung der einschlägigen Fragen, ihnen wäre doch Tieferes zu bieten, als allgemeine Betrachtungen, welche mit dem voranstehenden Bibeltext in recht losem Zusammenhange stehen. Die Form der Predigten ist zwar derart, daß sie über das Verständnis der Ungebildeten hinausgeht, ob sie aber den Gebildeten genügt, erschien uns oft recht zweifelhaft. An Citaten aus Klassikern und Fremdwörtern zwar fehlt es nicht — der Verfasser legt sich namentlich in letzterer Beziehung keine Schranken auf — im übrigen aber dürften die Gebildeten mit manchem flachen Gedanken, manchem ungewöhnlichen Bilde, manchem schiefen Ausdruck wenig zufrieden sein. Wir citieren: „Sie kehren sich zu den Sünden ihrer vorigen Väter." „Die inneren Motive der menschlichen Vernunft und des menschlichen Herzens sind oft so unbegreiflich, daß schon ein geübtes Auge dazu gehört, um ihnen auf den Grund zu sehen." „Man weiß oft nicht, schaut die Welt aus manchem Menschen heraus, oder schaut er recht tief hinein — vielleicht beides!" Die Familie wird gelegentlich „das wichtige Schwungrad an der Maschine des öffentlichen Lebens" genannt. „Man weiß fürwahr nicht, wen man mehr bedauern und beklagen soll — die Menschen, die zu solchem modernen Frohn- und Sklavendienst herhalten müssen und sich dazu hergeben, oder den Tag des Herrn, der so gering geschätzt wird." Sollte man wirklich nicht wissen, ob man sagen muß: Der arme Mensch! oder: Der arme Sonntag!? Derartiges mag wohl bei freier Rede sich überhören lassen, sieht man es aber schwarz auf weiß vor sich, ist doch nicht darüber hinweg zu kommen. — Den Anhang des Heftes bilden drei Predigten des weil. Generalsuperintendenten Jaspis über den Meineid, die Genußsucht und die Enthaltsamkeitssache.

Wt.

— Vergleichende Darstellung der Stärken-Verhältnisse der europäischen Heere im Frieden. Zweite Auflage. (Berlin 1890. Otto Liebmann.) 1 M.

Der Zweck, auf kleinem Raum eine übersichtliche Darstellung der Heeresstärken Europas zu geben, ist gut erfüllt. Die einzelnen Angaben sind der Hauptsache nach richtig, in Betreff Deutschlands entsprechen sie der Wirklichkeit seit der am 1. Oktober d. Js. in Kraft getretenen Heeresvermehrung nicht mehr. Bei einer neuen Auflage würde es uns zweckmäßig erscheinen, in der graphischen Darstellung als Einheit der Infanterie nicht das Regiment, sondern das Bataillon anzunehmen.

v. H.

2. Kirche.

· Kirche und Sklaverei. Ein Beitrag zur Lösung des Problems der Freiheit. Von Theodor Brecht. (Barmen, Hugo Klein.)

Die Frage der Sklaverei und des Sklavenhandels beschäftigt wieder die christliche Welt. In ihr giebt es ein Rechtsinstitut der Sklaverei nicht mehr. Wenn sociale Mißbildungen wieder ein modernes, ein europäisches Sklavenleben geschaffen haben, so ist das freilich ein trauriges Zeichen für die Verseuchung des socialen Lebens und fordert dringend eine Reformation, aber diese Zustände begründen keine Lebensordnung der Sklaverei. Doch könnte ich mir denken, daß die durchgeführte Socialdemokratie wieder bei einem Stande der Freien und der Unfreien, der Herrschenden und der Geknechteten anlangen wird, daß sie das Recht des Stärkeren über den Schwachen zustande bringt, also wirklich eine Sklaverei herstellt, wenn vielleicht auch der Name nicht gebraucht wird. Die Sklavenfrage, welche zur Zeit die Christenheit beschäftigt, kommt ihr aus Afrika, sie hängt zusammen mit der mächtigen kolonialen Bewegung der Gegenwart, mit der Teilung des schwarzen Weltteils unter die europäischen Mächte. Kardinal Lavigerie predigte den Kreuzzug gegen die Sklaven haltenden und machenden Araber, der Papst ergriff den Moment, sich und die römisch-katholische Kirche als die Befreier der Menschheit anzupreisen, die römisch-katholische Welt begeisterte sich für dies neueste gute Werk, ein Antisklaverei-Kongreß ward ins Leben gerufen, es ward Mode, sich gegen den Sklavenhandel und die Sklaverei zu ereifern. Da war es gewiß gut, die ganze Sache geschichtlich zu prüfen. Das thut Th. Brecht. Die Ergebnisse sind für die römische Kirche nicht gerade erfreulich, ihre Verdienste schwinden, schwere Mitschuld legt sich zu Tage

die Päpste selbst erscheinen bis zu Anfang dieses Jahrhunderts als Sklavenhalter. Die Schrift richtet sich gegen die neueste ultramontane Geschichtslüge, die an diesem Punkt im Begriff ist, sich zu bilden. Daß das deutsche Reich, indem es in Afrika Kolonialbesitz erwarb, eine heilig-ernste Verpflichtung übernimmt, der Sklaverei ein Ende zu machen, ist gewiß. Damit allein aber ist der Sache nicht genügt. Es gilt, den befreiten Negern die Freiheit in Christo zu bringen. Das kann nur die Mission. Möge die evangelische Mission auf dem Platz sein und bald durch den Beweis des Geistes und der Kraft die Ungunst, welche ihr neuerdings, leider auch von Söhnen der evangelischen Kirche, erweckt worden ist, überwinden. Das Brechtsche Buch empfehle ich allen, die sich geschichtlich mit der Frage der Sklaverei beschäftigen wollen. Für eine zweite Auflage dürfte es sich anraten, auch auf die Gegenwart und die afrikanischen Verhältnisse einzugehen. So wie sie vorliegt, ist die Schrift zu ausschließlich Polemik, das greifbare, praktische Resultat fehlt ihr.

D.

— Handbuch der Symbolik oder übersichtliche Darstellung der charakteristischen Lehrunterschiede in den Bekenntnissen der beiden katholischen und der beiden reformatorischen Kirchen nebst einem Anhang über Sekten und Häresen von Hermann Schmidt, D. und Prof. der Theol. in Breslau. (Berlin, H. Reuther.) 1890. 9 M.

Der ausführliche Titel läßt den Inhalt des Werkes erkennen, doch ist bei einem Werk wie diesem von besonderer Wichtigkeit, für welche Art der Darstellung der Verfasser sich entschieden hat. Er definiert die Symbolik als „diejenige Disciplin, welche die in den urkundlichen Zeugnissen der verschiedenen Kirchen niedergelegten und in ihnen zu bleibender Geltung gekommenen Lehrdifferenzen nach ihrer geschichtlichen Entstehung und ihrem gemeinen Sinn darzustellen und in ihrem Werte für das richtige Verständnis und die volle Verwirklichung der christlichen Offenbarung abzuschätzen hat.“ Er unterscheidet also die historische und die dogmatische Seite seiner Aufgabe. Die erstere berücksichtigt er, indem er mit der morgenländischen Kirche beginnt und dann nach einander die römisch-katholische und die beiden reformatorischen Kirchen in ihrer Lehre darstellt. Daß er dabei zugleich die Lehrbegriffe nach ihrem Werte abschätzt, lassen schon die Teile der Inhaltsübersicht erkennen. Er nennt die morgenländische Kirche die liturgisch-mystische Traditionskirche, die römisch-katholische die hierarchische Sakramentskirche und handelt dann von der lutherischen unter der Ueberschrift: der Gegensatz der Kirche evangelischer Freiheit und persönlicher Heilsgewißheit gegen die mittelalterliche hierarchische Gesetzeskirche u. s. w. Gerade diese Vereinigung des historischen und dogmatischen Moments der Symbolik scheint uns überaus glücklich getroffen und ein besonderer Vorzug dieses Werks; denn den Einwurf dürfte doch wohl kaum jemand erheben, daß durch jenes dogmatische Abschätzen die Darstellung weniger objektiv sein müsse. Dem Vorwurfe der Parteilichkeit dürfte keine noch so vornehme „über den Parteien“ sich haltende Arbeit entgehen, wenn sie nicht etwa nach Art von Wieners Symbolik sich auf ein tabellenartiges Nebeneinanderstellen von einzelnen Aussprüchen der Bekenntnisschriften beschränkt. Nicht „objektiv“ und „vorurteilsfrei“, sondern vom klaren Standpunkt lutherischen Bekenntnisses in ruhiger Sachlichkeit urteilt der Verfasser. Seine Darstellung ist sehr eingehend und gründlich, überall die inneren Zusammenhänge des Systems nachweisend, dabei bleibt der Ballast der vielen Citate beiseite, und die Bekenntnisse reden nur, wenn der Ausdruck derselben besonders prägnant ist. Das Werk sei eingehendem Studium empfohlen, besonders auch den Kreisen, welche neuerdings mit Vorliebe von dem veralteten Dogma reden und ein neues begehren; eine Prüfung des „alten“ könnte manchem von Nutzen sein. Ueber den wissenschaftlichen Wert des Ganzen zu urteilen, bleibe den theologischen Fachzeitschriften überlassen, hier müssen wir uns mit diesem Hinweis auf das bedeutsame Werk begnügen.

Wt.

— Handbibliothek der praktischen Theologie in sachmännischen Einzeldarstellungen. Eine Sammlung von Handbüchern für die evangelischen Geistlichen Deutschlands, herausgegeben von Lic. Dr. Fr. Zimmer, ord. Professor der Theologie und Leiter des evangelischen Seminars in Herborn.

Unter diesem Titel kündigt sich ein neues großartiges theologisches Werk des Perthesschen Verlages an, welches auf 67 von einander unabhängige Einzelschriften, die in 17 Bänden zu je 40 Bogen erscheinen sollen, berechnet ist. Der Herausgeber hat bekannte Namen zur Mitarbeit aufgerufen. Ob sich dabei die innere Einheit so ganz wahren läßt, wenn z. B. Sulze neben Baur, Krauß neben Dr. Schultze-Magdeburg arbeitet, möchte ich doch bezweifeln. Jedenfalls aber hat der Herausgeber in einer wahrhaft großartigen Weise für eine ausreichliche Fundamentierung des gemeinsamen Werkes gesorgt, indem er seinen Mitarbeitern eine Litteraturübersicht von mehr als 100 000 Nummern unterbreitete. Darunter nicht nur die in den letzten vierzig Jahren erschienenen Bücher, sondern auch den Nachweis der einschlägigen Artikel in den wichtigeren Zeitschriften. Band XI bis XIV soll in vierzig Einzeldarstellungen einen Broschürencyklus über innere Mission und Diakonie darbieten. Davon liegt uns Abteilung XVI vor: Christliche Volkserholung von Fr. Naumann, Pastor in Langenberg (60 Pf.) und außerdem ein Verzeichnis von den schon erschienenen oder demnächst erscheinenden Werken und Schriften. In drei Jahren soll das Ganze vollendet sein. Naumann geht vom Begriff der Erholung aus. Derselbe ist ja ein sehr verschiedener nach dem Kulturstande des Menschen. Was man heute Volkserholungen nennt, das ist oft Volksverführung, Volksversündigung. Wandel darin zu schaffen, ist sehr notwendig. Berufen zu dieser Arbeit sind die Familie, Vereine, die Kirche, alle Christen, die es treu mit der Volksseele meinen, welche notwendig unter den heutigen Volkserholungen Schaden leiden

muß. Der Verfasser führt uns eine ganze Reihe von echten, rechten Volkserholungen vor, anfangend vom Hause, endend mit theatralischen Darstellungen und Sommerfesten. Die kleine Schrift ist reich an gutem Rat, wäre nur die That nicht ebenso teuer als der Rat! Das ganze Unternehmen dieser praktischen Theologie ist in seiner Anlage und Abzweckung so bedeutend und so viel versprechend, daß man es nur mit dankbarer Freude begrüßen kann. Möchte es die Durchführung finden, die es verheißt, aber dann auch die Aufnahme, deren es in der Geistlichkeit Deutschlands bedarf, wenn der Erfolg in etwas die Mühe und den Aufwand lohnen soll.

D.

3. Geschichte.

— **Deutsche Kaiser und Könige in Straßburg.** Blätter aus der Geschichte der Westmark des Reichs von Hermann Ludwig. (Straßburg. C. F. Schmidts Universitäts-Buchhandlung. Friedrich Bull.) 1889.

Der Versuch, eine Geschichte der Kaiserbesuche in Straßburg während der letzten 1000 Jahre zu schreiben, konnte leicht dahin führen, eine vielleicht wissenschaftlich wertvolle, für die Mehrzahl der Leser aber eintönige und langweilige Darstellung zu liefern; denn der Zeitraum ist ein sehr langer, und sehr oft von den gewaltigen Herren nicht mehr zu sagen, als daß sie eben in der „wunderschönen Stadt" einen oder mehrere Tage sich aufgehalten und die Gelegenheit wahrgenommen haben, Geld von der nicht nur schönen, sondern auch reichen Stadt zu leihen. Der Verfasser hat diese Klippe dadurch vermieden, daß er die Geschichte der Kaiserbesuche lediglich in eine geschichtlich und kulturgeschichtlich wertvolle Geschichte der Stadt, ihrer Beziehungen zu Kaiser und Reich und ihrer Entwicklung bis auf unsere Zeit eingefügt hat; diese Geschichte findet ihren Abschluß in einer ausführlichen Schilderung der drei Besuche Kaiser Wilhelms I., der eine Beschreibung der neuen Kaiserpfalz angefügt ist. Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, bildnerischer Schmuck trägt in verschiedener Form zum Verständnis des Inhalts bei. Das Werk liefert einen geschichtlichen Beweis für das, was man bei einem Aufenthalt in Straßburg mit Augen sieht und mit den Ohren hört: daß die alte Hauptstadt des Elsaß durch und durch deutsch ist, trotz ihrer 200jährigen Entfremdung vom Reich. v. H.

— **Der deutsch-französische Krieg 1870/71** von Dr. Hermann Fechner. Vierte neubearbeitete Auflage. (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.) 1890. Abtheilung II. 2 M.

Die Ereignisse der Jahre 1870/71 liegen 20 Jahre hinter uns, eine ganze Generation ist seitdem herangewachsen, und es thut not, diesem jungen Geschlecht die Thaten der Väter vor Augen zu führen. Das vorliegende Werk ist diesem Bedürfnis entsprungen, und wir können uns mit der Lösung der nicht ganz leichten Aufgabe wohl einverstanden erklären. Die Darstellung lehnt sich eng an das selbstverständlich weit umfangreichere Generalstabswerk; mit Geschick ist das rein Technische ausgeschieden, strategische und taktische Schlußfolgerungen sind fortgeblieben, dafür aber sind Lebensbeschreibungen der Heerführer, hervorragende Thaten von Offizieren und Mannschaften zur Belebung des Ganzen eingestreut, Karten, Porträts, Schlachtenbilder u. dergl. dienen zur Veranschaulichung der Erzählung. Den Kenner des Generalstabswerkes berührt es beim Lesen hier und da peinlich, daß ganze Sätze des großen Geschichtswerkes dem Sinne und auch den Worten nach genau wie in letzterem erscheinen, nur mit verändertem, aber nicht immer verbessertem Satzbau; es würde uns angemessener erscheinen, wenn solche Sätze unverändert, aber mit Anführungszeichen versehen, aufgenommen wären. Das Buch, volkstümlich und patriotisch geschrieben, ist namentlich der reiferen Jugend zu empfehlen. v. H.

4. Biographisches.

— **Dr. Capadose, ein christlicher Israelit.** Ein Lebensbild, bearbeitet von F. Hausig, Prediger an St. Lucas in Berlin. (Berlin, 1890. Hauptverein für christliche Erbauungsschriften.) 80 S., geb. 1 M.

Dr. Capadose, zu Amsterdam am 22. August 1795 geboren, gehörte ursprünglich zur portugiesischen Synagoge. Seine Vorfahren waren aus Spanien vertrieben. Er besuchte 1814 mit seinem Freunde Da Costa die Universität Leyden und begann 1818 zu Amsterdam die ärztliche Praxis. Beide waren durch Professor Bilderdijk dem Christentum günstig gestimmt, setzten auch hier ihre schon in Leyden begonnene Bibellektüre fort und ließen sich, trotz aller Gegenbemühungen der Angehörigen, in Leyden im Jahre 1822 taufen. Mit Costa hat Capadose dann seit 1825 gegen ungläubige Kirchenälteste und Pastoren gekämpft und erlebt, daß die gläubigen Kreise sich fester zusammenschlossen, um der Verwässerung des Rationalismus entgegenzutreten und kirchliches Leben zu fördern. Seine theologischen und politischen Grundsätze hat er in dem Werke: „Der Despotismus als die Entwicklung des sogenannten liberalen Systems und als der Höhepunkt der Auflehnung des Menschen gegen Gott" zusammengefaßt. Er verheiratete sich 1829 und zog bald darauf nach Geldern, wo er wegen seiner Bibelandachten mit Gleichgesinnten von den Pastoren verfolgt wurde und nach dem Haag übersiedelte. Von hier zog er, durch seinen Freund, Professor Pétavel zu Neuchâtel in der Schweiz veranlaßt, nach Clarens, wo ihm 1837 seine Frau starb. Nach dem Haag zurückgekehrt, gründete er eine Sonntagsschule und leitete sie zwanzig Jahre hindurch. Außerdem hielt er Sonntags und Mittwochs am Abend Versammlungen für Bibelleser und besonders für Arme, um dem Vorbilde der Diakonen (Apostelgeschichte 6,1) zu entsprechen. Ueber seine weitere Thätigkeit mag man das nähere in der Schrift nachlesen. Es sei nur noch erwähnt, daß Capadose 1847 durch „die Gesellschaft der Freunde

Israels“ in Holland einen regen Missionseifer zur Bekehrung der Juden wachrief, kurz darauf korrespondierendes Mitglied der in Liverpool entstandenen „Evangelischen Allianz“ wurde, die dann seit der Weltausstellung in London 1851 in allen Ländern Anhänger gewann. Seine Bemühungen und seine erfolgreiche Reise nach Spanien, um den wegen seines evangelischen Glaubens eingekerkerten Matamoros und Genossen zu befreien, werden in dem Büchlein ausführlich geschildert. Am 16. Dezember 1874 ist Capadose gestorben. Die Lebensbeschreibung ist durchweg mit den eigenen Worten Capadoses gegeben und wird vielen Lesern zur Erbauung dienen. r.

— Gordon der Held von Khartum. Ein Lebensbild. Neue Volksausgabe. Mit Bildnis und Kartenskizze. (Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung) IV. und 304 S. gebunden 3 M.

Diese Volksausgabe des in zwei Auflagen verbreiteten vollständigsten und besten Lebensbildes des großen Schotten ist nur um wenige Stücke gekürzt worden. Dies geschah namentlich im zweiten Buch „Gordon in China.“ — Einen besonderen Vorzug dieses umfangreichen Lebensbildes erblicke ich in dem das achte Buch ausmachenden Abschnitt „Gordons Christentum.“ — Der Preis von drei Mark ist ein beispiellos billiger. Jungen Leuten kann kein schöneres Geschenk in die Hand gegeben werden als „Gordon der Held von Khartum.“ An Versuchungen, träges Glaubens zu werden, fehlt es nicht. Um nicht träge zu werden, giebt es kein besseres Mittel, als die Betrachtung des Lebens der Märtyrer. Die Blutzeugen der alten Zeit liegen dem Sinne unserer Zeit zu fern, wir kennen ihr Leben, Leiden und Sterben nur in allgemeinen Umrissen. Ein Märtyrerleben unserer Tage, ein christlicher Held, der 1885 für seinen Herrn gestorben ist, muß in ganz anderer, stärkerer Weise den im Weltsinn trägen Geist unserer Jugend aufrütteln können, als das Leben der vor mehr denn anderthalbtausend Jahren um Christi willen hingemordeten Männer. Wenn ich das Leben Gordons, dieses christlichen Soldaten, an mir vorbeigehen lasse und seinen lebendigen Glauben anschaue, dann muß ich an die neumodischen Unglaubenstheologen denken. Diesen vor dem Märtyrertod behüteten Leuten gegenüber war Gordon ein Heiliger, der im Dienste Jesu Christi sein Blut vergossen hat. O. K.

— Adolf von Thadden-Trieglaff. Ein Lebensbild, gezeichnet nach Erinnerungen seiner Kinder und Freunde von Eleonore Fürstin Reuß. (Berlin, 1890. W. Hertz.) 293 Seiten.

Den längere Artikel über den seligen Herrn von Thadden, den ich anläßlich dieser Biographie geschrieben, kann die Monatsschrift leider erst im Januarheft bringen. Aber es soll den Lesern derselben doch heute schon dies treffliche Buch wenigstens kurz genannt sein, damit sie noch vor Weihnachten davon hören. Es ist eins von den seltenen Büchern, die sich aus der Flut der Lagerlitteratur zu einem bleibenden Gewinn derselben herausheben. Die kraftvolle Gestalt eines christlichen Charakters, eines liebenswürdigen, humoristischen, feingebildeten Edelmannes, eines unerschrockenen Kämpfers gegen die Mächte der Finsternis, tritt leuchtend vor uns auf. In unserer Zeit mit ihrem etwas ermattenden Durcheinander ein wahrhaft erfrischender Trunk. Die Auswahl des Stoffes ist der Verfasserin trefflich gelungen, die Schilderung ist lebendig, in die Zeit mit ihren Aufgaben sowie in die Denkweise dieses christlichen Originals werden wir passend eingeführt durch die Mitteilung einer Reihe von Briefen, Reden und Aufsätzen aus der Feder des Herrn von Thadden, z. B.: Zerstreute Gedanken über Prediger und Predigten — über Menschenscheu unter Landwirten — der Schacher mit Rittergütern — die Beredsamkeit eine Tugend und ein Laster, Motivierung des Votums gegen den Entwurf zum Wahlgesetz (1848.) Die wenigen Titel geben eine Vorstellung von dem Reichtum des Gedankenkreises, in den uns die Thaddensche Biographie versetzt. M. N.

— Kaiserin Augusta die Schloßherrin von Koblenz. Von J. Lill. (Düsseldorf 1890. Verlag von C. Kraus.) 148 S.

Unter den zahlreichen Biographien, die in letzter Zeit dankbare Liebe der Kaiserin Augusta gewidmet hat, nimmt vorliegende schon dadurch einen besonderen Rang ein, daß Ihre Königl. Hoheit die Großherzogin von Baden die Widmung derselben „mit der aufrichtigsten Teilnahme von deren Inhalt“ entgegengenommen hat. Besonders für die Bewohner der Rheinprovinz und hier wieder hauptsächlich für die Einwohner von Koblenz ist die ihrer einstigen Schloßherrin geweihte Lebensbeschreibung von hervorragendem Interesse, aber auch sonst werden alle Bewunderer der Kaiserin Augusta mit Freuden zu der kleinen Schrift greifen, die recht geschickt abgefaßt ist, und der die Mitteilung einer großen Zahl ihrer Schreiben besonderen Wert verleiht. Sch.-K.

— Drei Märtyrer des 19. Jahrhunderts. Studien aus dem Leben eines Livingstone, Gordon und Patteson. Von Elisabeth Rundle-Charles. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klee. 3. Auflage (A. Schmidts Verlag in Anklam.) 1890. 167 S.

Wir haben hier aus der Feder der bewährten Verfasserin Auszüge aus den im allgemeinen bekannten Biographien von Livingstone, Gordon und Patteson. Das Buch ist für reifere Jugend, aber auch für Erwachsene wohlgeeignet.

5. Kunst.

— Die Wiederaufnahme der gotischen Baukunst in Deutschland im 19. Jahrhundert. Von Johannes Krätschell. (Bd. XV Heft 5 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“.) (Stuttgart, Chr. Belser.) 1890. 71 S. Einzelpreis 1,20 M.

Der Verfasser hält sich streng in den Grenzen seines Themas. Nicht über das Wesen, die all-

mähliche Entwicklung und charakteristische Ausgestaltung des gotischen Baustils im allgemeinen werden wir hier unterrichtet — das findet man in jeder Kunstgeschichte, ja in jedem größeren Konversations-Lexikon — er will nur zeigen, wie in unserem Jahrhundert die mittelalterliche Bauart wieder zur Geltung gekommen ist. Dabei weist er zunächst die geistigen Faktoren nach, die den Umschwung bewirkten, nämlich die romantische Schule und auf speziell baukünstlerischem Gebiete Sulpice Boisserée, der Vater des neuen Kölner Domes. Sodann werden die vorzüglichsten Fort- und Neubauten in dem wieder zur Geltung gekommenen Stil, die unser Jahrhundert hervorgebracht hat, besprochen, wobei neben Celebritäten wie Kölner Dom und Ulmer Münster auch gelegentlich Landkirchen und kleine Friedhofskapellen, auch viele gotische Profanbauten Erwähnung finden. — Das verständige und sachgemäße Urteil des Verfassers mögen einige seiner Schlußsätze beweisen: „Nicht nach dem Recht der Gotik innerhalb unserer Tage wollen wir fragen . . . Denn diese Frage wird jedesmal anders entschieden werden, je nach den Bedingungen, unter denen man gewillt ist, das Recht einer bestimmten Kunstübung anzuerkennen. Läßt man nur die Kunstgattung, oder genauer ausgedrückt den Baustil gelten, der das innerste Leben und Bewußtsein der Zeit verkörpert, so dürfte kein Spitzbogen mehr gewölbt, kein Zirkel mehr angesetzt werden, daß sich nach des Chores Maß und Gerechtigkeit ein Gotteshaus kühn in die Lüfte recke. Denn von dem Geiste des Mittelalters sind wir so weit entfernt, wie der Abend vom Morgen. Ist man aber bereit, die Anwendung des Stils schon zu billigen, dessen Formen am ehesten als ein Sinnbild bestimmter Ideen gelten können, so wüßte ich freilich nicht, welches Gotteshaus sprechender, denn das gotische, sich als die Stätte der Religion verriete, deren Schibboleth es ist: Unser Wandel ist im Himmel! Und das hat für evangelische wie für katholische Kirchen dieselbe Bedeutung“. — Mit diesen Sätzen kann man sich nur einverstanden erklären. A. W.

— Goethe und die italienische Kunst. Von Andreas Heusler. (Basel, R. Reich.) 41 S. 1 M.

Der Verf. beherrscht seinen Gegenstand und weiß ihn in frischer, lebendiger Sprache darzustellen. Auch am Schlusse dieser Schrift kann man nur staunen über die große Art, wie Natur und Kunst sich in dem Genius Goethe berühren. Alexandrinische Kunstgelehrsamkeit war ihm fremd. Die thatsächliche Wirklichkeit ging ihm über die Begriffe, über Namen und dergleichen. Ich kenne einen altklassischen Philologen, der keine Rose in seinem Garten duldet, von der er nicht den von der Zunft gegebenen, willkürlichen Namen kennt. Einer solchen Thorheit war Goethe nicht fähig. O. K.

6. Poesie.

— Das starke Jahr. Von John Henry Mackay. (Zürich 1890, Verlags-Magazin, J. Schabelitz.) 199 S.

Rein litterarisch betrachtet ist das „Starke Jahr“ eine immerhin nicht gewöhnliche Leistung. Talent und eine wahrhaft poetische Ader sind dem Verfasser nicht abzusprechen. Wie verblüffend wirkt z. B. gleich von vornherein der Prolog, den „das starke Jahr“ spricht in seiner Knappheit und seinem Selbstbewußtsein. Aber welch traurige, trostlose Ansichten über Welt und Menschen blicken uns auf jeder Seite entgegen. — Ein indischer Spruch sagt: „Nur die, welche nichts lieben und nichts hassen, tragen keine Fesseln“. Von den Fesseln der Liebe und des Hasses kann sich der Dichter ziemlich frei wissen, und trotzdem ist er — Sklave, Sklave seiner verbitterten Weltanschauung. Lüge, Trug, Selbstvergessen, Schrei, Zucken, Fluch, letztes Verröcheln, Feuerbestattung, ewige Nacht, Verzweiflung, das Nichts, das ist so etwa die Skala, auf der sich seine Gedanken auf- und abbewegen, dazwischen als verblaßte Jugenderinnerungen Rosenduft, Lustgelage, Tänzerinnen, Hintaumeln von Genüssen zu Genüssen, wie z. B. das „moderne Idyll“ S. 43 beweist. Warum die traurigen Bilder, die uns der Dichter vorhält, gerade „das starke Jahr“ heißen, ist uns unerfindlich. Ebenso warum dieses Werk gewidmet ist: „Dem gehaßten Gefährten des starken Jahres“. Der Weg, den er geht, schildert er so:

> Das ist ein Weg, ein weiter —
> Ich weiß, wie weit er ist!
> Wie breit und immer breiter
> Um uns die Flut sich gießt:
> Keine Schmach darf dich verletzen,
> Keine Tiefe dich mehr entsetzen,
> Keine Lust dich mehr ergetzen —
> Nacht ist, was uns umschließt.

> Die Welt ist ein
> — Raum, in dem ich ziellos schwirre.
> Und unserer Sehnsucht Schreie, erklimmen sie die Stufen
> Der fernen Zukunft? — Nein! umsonst ist unser Rufen. —

So ist es schließlich nicht zu verwundern, wenn der Dichter ruft:

> Glaube an nichts! Und suche nie die Wahrheit,
> Denn es giebt keine Wahrheit! — Nur vergebens
> Häufst du zu einem Tempel falscher Klarheit
> Die wirren Trümmer des verlornen Lebens.

Mit der Moral, die aus einer solchen Auffassung fließt, ist es natürlich schlecht bestellt, wie vor allem die „südlichen Lieder“ beweisen. Geradezu unmoralisch und sinnlos dazu ist S. 175 „Das Herbstlaub“.

Von fehlerhaften Ausdrücken ist uns aufgefallen, daß auf S. 49 die Sehnsucht den Dichter darnieder hackt, und daß S. 91 jemand die Finger eng ummwindet hat mit Leder von Glacé!

Im großen und ganzen ist „das starke Jahr“ ein recht starker Tabak, und es sei daher vor ihm gewarnt. Sch.-K.

— Kleists Käthchen von Heilbronn. Auf Grund des ursprünglichen Plans neu für Bühne und Haus bearbeitet von Karl Siegen. (Leipzig. Paul Beyers Verlag.) 1890. 79 S.

Endlich eine Ausgabe von Kleists Käthchen, welche die Figur des ehebrecherischen Kaisers beseitigt und die Heldin wieder auf eigene Füße gestellt hat. Kleist selbst hat sich gegen das Ende seines Lebens dahin geäußert, daß ihn das Urteil der Menschen viel zu sehr beherrscht habe, und er klagt, daß die Absicht, Käthchen für die Bühne passend zu machen, ihn zu Mißgriffen verführt habe, die er jetzt beweinen möchte. Unter diese Mißgriffe ist doch in erster Linie die Vaterschaft des Kaisers zu rechnen, die Kleist eben noch für unumgänglich nötig hielt, um die Ehe eines Grafen mit einer Bürgerlichen überhaupt nur als denkbar erscheinen zu lassen. Heutzutage denken in diesem Punkte nicht nur reiche Juden und arme Industrieritter nicht mehr so ängstlich, sondern man hat eben schon so manches in dieser Hinsicht erlebt, daß man Käthchen sich auch als Tochter ihres Vaters als Frau Gräfin denken kann.

Mit Recht sagt daher der Herausgeber, „was Kleist selber als verfehlt, als beweinenswert bezeichnet hat, das im Sinne des Dichters wieder zu entfernen, scheint nur eine Pflicht der Pietät. Und so hat er Käthchen des wackern Theobald Friedeborn echtes Kind sein lassen, das als schlichtes Bürgermädchen zur Belohnung seiner Treue die Gemahlin des Grafen von Strahl wird.

Der Bearbeiter hat an dieser Umgestaltung nahezu 15 Jahre gebessert und „einer noch peinlicheren Prüfung" sich selber unterworfen, ob er imstande sei, auszuführen, was er sich vorgenommen und „zur Hauptausgabe seines Lebens" gemacht habe. — Bei aller Achtung vor jederart Gewissensbedenken finden wir eine solche Zurückhaltung doch etwas zu weit getrieben und hoffen, daß der Bearbeiter, nachdem er diese Hauptausgabe seines Lebens so schön gelöst hat, den Mut finden möge, zum Gewinne der Wissenschaft noch einigen anderen litterarischen Nebenausgaben seine Kraft zu widmen.

Am Anfange des zweiten Auftritts des vierten Akts will der Bearbeiter, wenn die Sturzbachszene ausfällt, die Worte des Grafen also lauten lassen: „Gottschalk, der mir dies Futteral, mit der Schenkungsurkunde von Staufen, von Käthchen im Schutt aufgefunden, gebracht, hat mir gesagt, das Käthchen wäre wieder da." Hier ist wohl der Herausgeber nur durch die eingefügte Anmerkung unter der Zeile irre geworden, sonst würde er den Grafen sich besser haben ausdrücken lassen.

Dieser neuen Bearbeitung ist entschieden vor den bisher erschienenen der Vorzug zu geben — in Damenhänden möchten wir sie ausschließlich sehen — und Käthchen wird von nun an als Bürgermädchen hoffentlich noch mehr Freunde finden, denn als Kaiserstochter. Sch.-K.

— Irmgard von Hammerstein. Schauspiel in fünf Aufzügen von Wolfgang Freiherrn von Blotho. (Leipzig, Verlag von Otto Wigand.) 1890. 143 S.

Ausdauernde, alles besiegende Gattenliebe ist der Inhalt dieses Schauspiels, das die Kämpfe schildert, in die Graf Otto von Hammerstein gerät, als er dem neueingeführten Gebote der Kirche zuwider Irmgard heiratet, obgleich ihre Väter Geschwisterkinder waren. Nachdem er lange den schwersten Prüfungen Trotz geboten, ist er endlich doch unterlegen, als Irmgards Liebe alle Hindernisse besiegt und durch einen Dispens des Papstes eine glückliche Lösung herbeiführt. — Die Gewährung dieses Dispenses hätte etwas besser motiviert sein können, da sie nicht leicht zu erlangen muß gewesen sein, denn so, wie sie jetzt erscheint, wirkt sie etwas unwahrscheinlich. Ziemlich naiv ist es von Otto, wenn er S. 15 meint, nachdem er bereits erfahren, daß der Kaiser in grimmigen Zorn gegen ihn geraten ist, weil er sein Verbot übertreten hat, und daß der Erzbischof von Mainz bereits unterwegs ist, um ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen:

> Sie sind vielleicht gerührt von unsrer Liebe,
> Beharrlichkeit und Treue und begnügen
> Mit mild'ren Strafen sich, verlangen nicht,
> Daß wir zum zweitenmal uns trennen sollen.

So sentimental dachte jene Zeit nicht.

Irmgard von Hammerstein ist eine so wohlthuende, edle Dichtung, so durchaus frei von all dem, was heutzutage auf der Bühne Erfolg hat, daß wir das Stück in erster Linie dafür geeignet halten, mit verteilten Rollen gelesen zu werden, dann wird es seiner Wirkung sicher sein. Für diesen Zweck können wir es gut empfehlen.

Sch.-K.

— In müßigen Stunden. Heitere Gedichte von Adolf Brecher. (Berlin, S. Fischer.) 109 S.

In dem ersten Gedicht klagt der heitere Dichter einem Freunde:

> Doch klingt mein Vers nicht halb so gut,
> Nicht so zu Herzen geht er,
> Wie er's im Gaudeamus thut
> Und Säckingens Trompeter,

und der Freund tröstet ihn mit dem Diktum:

> Man lauscht entzückt der Nachtigal,
> Doch hört auch gern den Finken.

Zu den Finken mag der Dichter Brecher gehören, nach dem Gedicht „Die Kirchenvisitation" selbst zu einer nicht gut angeschriebenen Sorte von Finken, aber gern wird man nur einige wenige Gedichte lesen. Der großen Mehrzahl fehlt es zwar nicht an Strophen, wohl aber an Salz. Die „Legende" S. 16 hätte der Poet den schmutzigen Ungarn lassen sollen. Der Verf. hat zwar eine gewisse Fertigkeit in flüssigem Versbau, er scheint aber kein Ohr für eine große Anzahl von schweren rhythmischen Verstößen zu haben. Wer von den Lesern nicht mit den „Tyriuthern" (S. 37 ff.) verwandt ist, wird das Heftchen „Heitere Gedichte" enttäuscht bei Seite legen. Die Tirynther nämlich zum Lachen zu reizen, war Kinderspiel. Diese Leute waren über die Maßen genügsam.

O. K.

7. Sprache und Litteratur.

— Deutsches Wörterbuch von Moriz Heyne, Dr., ord. Prof. an der Universität Göttingen. 1. und 2. Halbband. A — Gyps (S. 1—1282). (Leipzig, S. Hirzel.) 1889 u. 1890. à 5 M.



Der erste Band des deutschen Wörterbuches, des einzigen in seiner Art, liegt nunmehr vollständig vor, und man muß sagen, daß derselbe die Versprechungen hält, welche beim Erscheinen der ersten Lieferung gemacht wurden. Es ist hier in der That ein interessantes Werk im Entstehen, dem Bildungsphilister zwar weniger unentbehrlich, als das über alles und noch etwas oberflächliche Auskunft gebende Konversationslexikon, dem aber, der seine deutsche Sprache lieb hat und ihren Tiefen nachzugehen sich freut, ein Geschenk von hervorragendem Wert. Das große, von J. Grimm begonnene Wörterbuch beschränkt sich seiner Natur nach auf die wissenschaftlichen Kreise der Fachgelehrten. Es kann zum Nachschlagewerk um so weniger werden, als ein großer Teil seiner Bemerkungen und Angaben für den Nichtsprachgelehrten böhmische Dörfer sind. Prof. Dr. Heyne, der am Grimmschen Wörterbuch Mitarbeiter war, faßte infolge dieser Erwägungen den Plan, ein eigenes, kürzeres und gemeinfaßliches Wörterbuch der deutschen Sprache herauszugeben und hat denselben nach langjährigen Vorarbeiten nunmehr der Verwirklichung nahe gebracht. Das Ziel, das ihm dabei vorschwebte, war also kein speciell philologisches, sprachwissenschaftliches, vielmehr verfolgte er mit seinem Werke in erster Linie die Absicht, „zu zeigen, wie heutige Form und Bedeutung unserer Wörter, von alten Zeiten her geworden, gewachsen und geändert sind, und so jedem Gebildeten eine geschichtliche Unterlage für den Gebrauch seiner Sprache, an deren Weiterentwicklung zu helfen Einer so gut wie der Andere berufen ist, und Winke in Bezug auf die vielfach verkannte und zu eng gefaßte Sprachrichtigkeit zu geben."

Bis zum Schlusse des Buchstaben G reicht dieser erste Band, dem 2 weitere — abermals in je 2 Halbbänden — im Laufe der nächsten 2—3 Jahre folgen und damit das Werk vollständig machen sollen. Ueber den Wert mancher Angaben ließe sich mit dem Verf. streiten. Z. B. ist die Hinzufügung so mancher Zusammensetzungen wohl nur um des Prinzips der Gründlichkeit willen geschehen, denn wem wird mit Angaben, wie diesen, etwas neues gesagt: „Gesichtsfarbe, f. Farbe des Antlitzes", „Geheimrat, m. geheimer Rat", „Bärenführer, m. der mit Tanzbären herumzieht", „Drahtgitter, n. Gitter aus Metalldraht" 2c. 2c. Mit großer Sorgfalt und staunenswerter Belesenheit sind die Litteraturnachweise gemacht, zu denen alles irgendwie bedeutungsvolle, vom Mittelhochdeutschen bis zu den Klassikern und vielen Modernen, benutzt worden ist. Für jede irgendwie charakteristische Bedeutung eines jeden Wortes werden eine oder mehr Belegstellen aus deutscher Litteratur mitgeteilt, ja, auch hier kann es scheinen, als ob zuweilen mehr als nötig geboten wird. Wenn z. B. als Beleg für die Hinzufügung von Präpositionen zum Worte „dort" die Teilstelle angeführt wird: „von dort herab kann ihn mein Pfeil erreichen", so ist das doch kein besonders charakteristischer Sprachgebrauch, der eines Beispiels wohl kaum bedurfte, und ähnliche Stellen sind sehr häufig. — Aber wir wollen nicht deshalb unzufrieden sein, weil wir vielleicht hier und da mehr erhalten, als wir von solchem Wörterbuch zu verlangen uns für berechtigt glaubten. Die Hauptsache ist, daß uns nirgends zu wenig geboten, unsere berechtigten Erwartungen nirgends getäuscht worden. Möchte dies Wörterbuch der deutschen Sprache recht bald vollständig werden. Es wird dann schon für sich selber sprechen und seinen Platz in der deutschen Hausbibliothek einnehmen, wie es seine Brüder bei anderen Nationalitäten — in England der Webster und in Frankreich der Littré — schon längst thun.

— Die göttliche Komödie des Dante Alighieri nach ihrem wesentlichen Inhalt und Charakter. Dargestellt von Dr. Franz Hettinger. Ein Beitrag zu deren Würdigung und Verständnis. Mit Dantes Bildnis nach Giotto. 2. vermehrte und verbesserte Aufl. (Freiburg i. B., Herder.) XII. und 618 S. 4,50 M., geb. 6 M.

Die erste Auflage ist 1880 erschienen. Es muß sich doch eine nicht geringe Anzahl von Lesern gefunden haben, welche sich mit der Divina Comedia an der Hand dieses Kommentars wenigstens befaßt haben. Die wenigsten werden sich durch Fegfeuer und Paradies durchgearbeitet haben, die meisten werden in der Hölle stecken geblieben sein. Wie Klopstocks „Messias" und Miltons „Verlorenes Paradies" ist Dantes große Dichtung „zuweilen versteint, auch nicht jedwedem genießbar." Ist es an sich schon ein großes Wagnis, Zustände zu schildern, von welchen wir Erdenbewohner nicht die geringste Erfahrung haben, so kommt zu diesem Mißstand noch der weitere, daß Dante seine politische Anschauung und die Politik seines Jahrhunderts in dieses die Ewigkeit umspannende Gedicht verflochten hat. Ein dritter Mißstand liegt in dem Bestreben des Dichters, den sehr spröden Stoff der scholastischen Theologie des Thomas von Aquino dichterisch zu verwerten. Wissenschaft und Poesie schließen sich aus. Ich will nicht leugnen, daß in dem umfangreichen Epos sich zahlreiche hochpoetische Stellen finden, im großen ganzen halte ich die Divina Comedia schon darum für ungenießbar, weil sich nur mit saurem Schweiß, mit emsigem Studium und umfassender Arbeit einigermaßen in das Verständnis der Dichtung eindringen läßt. Vollends uns Evangelischen wird der Genuß durch das römische Dogma verdorben. Es ist — und darin hat Hettinger vollkommen recht — eine Thorheit, in Dante einen Vorläufer der Reformation zu erblicken, das war er nie; seine dem Curialsystem entgegengesetzte Anschauung über das Kaisertum im Gegensatz zum Papsttum macht ihn noch nicht einmal zu einem protestantisch angehauchten Katholiken. Seine Ansichten von der Häresie, sein Marienkult öffnen eine tiefe Kluft zwischen ihm und uns. Die Jungfrau Maria ist ihm die „Mittlerin" zwischen dem Herrn Jesu Christo und dem sündigen Menschen, eine ganz häretische, der heiligen Schrift direkt zuwiderlaufende Anschauung. —

Hettinger, der gelehrte Würzburger Theologe, ist seiner Aufgabe mit staunenswertem Fleiße ge-

recht geworden. Er teilt sein Buch in acht Kapitel ein: 1. Dantes Leben und Schriften. 2. Grundidee und Charakter der Göttlichen Komödie. 3. Die Hölle. 4. Das Fegfeuer. 5. Das Paradies. 6. Die Idee der sittlichen Weltordnung in der Göttlichen Komödie. 7. Die Theologie der Göttlichen Komödie. 8. Die Politik der Göttlichen Komödie. Achthundertneunundsiebzig Anmerkungen sind den 8 Kapiteln angefügt, dem theologischen Kapitel allein dreihundertundfünf. — S. 493 teilt der Verf. mit, daß das Tridentinische Concil Dantes Schrift de monarchia auf den Index gesetzt habe. „Es war jedoch diese Maßregel des Concils keineswegs eine Verurteilung des Verfassers als Lehrers heterodoxer Anschauungen, ja, sie war nicht einmal eine Censur, sie war nur ein einfaches Verbot eines Buches, welches durch den möglichen Mißbrauch desselben in den Händen der Kirchenfeinde hinlänglich motiviert wurde und manche Werke hochkatholischer Verfasser im Laufe der Jahrhunderte getroffen hat." Bei dieser versuchten Rettung des Concils von Trient ist die Logik ohne Zweifel zu kurz gekommen. Von welchem religiösen Buche läßt sich nicht sagen, daß es von den Kirchenfeinden mißbraucht werden könne? In erster Linie gilt dies von der Bibel. Steht sie nicht auch auf dem Index? Consequent würde dies sein.

Wer einen Kommentar zur Göttlichen Komödie sucht, greife nach dem Buche Hettingers. Der römisch-katholische Theologe wird den römisch-katholischen Dichter einsichtsvoller und gerechter beurteilen als ein evangelisch gesinnter Erklärer. O. K.

— Ein Streifzug durch die moderne Belletristik. Von Max Vorberg. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 54 S. 80 Pf.

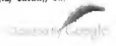
Es ist eine Freude, den bekannten Litteraturkritiker geistlichen Standes auf seinem kleinen Streifzuge zu begleiten, und man bedauert nur, daß derselbe nicht länger ausgefallen ist. „Offenbar besitzt — sagt Vorberg — das richtige Urteil und den guten Geschmack nicht der große Haufe, sondern die kleine Schar der Einsichtsvollen. Durch sie wird die Wahrheit zur Anerkennung gebracht und überwindet die falschen Vorstellungen. Aber in dem Augenblick, wo die Minorität zur Majorität geworden ist, tritt auch die Gefahr an die Siegenden heran, über das Ziel hinauszuschießen, und dann ergiebt sich die Notwendigkeit der Einschränkung und Bekämpfung durch eine zunächst in der Minorität befindliche, maßvolle Einsicht. Denn die Wahrheit siegt immer, aber sie wechselt ihre Träger und Vertreter. Kein einzelner Mensch, keine einzelne Richtung ist unfehlbar. So schreitet die Entwicklung der Litteratur in Pendelschlägen von einem Extrem zum andern vorwärts. Nach beiden Seiten wird die Spreu in den Wind hinausgeschleudert. Aber in der Mitte zwischen den Grenzen von Schönheit und Wahrheit bleibt die gediegene schwerwiegende Frucht zurück — das allseitig Anerkannte, in der flüchtigen Zeit als unvergänglich Beglaubigte mit dem Urteil der Klassicität. Klassisch ist also, was bleibt." Indem nun Verf. die Beobachtung macht, daß noch kein Dichter, und mochte er noch so begabt sein, sich dauernd behauptet hat, der dem Volke die Religion angetastet hat, stellt er sich die Aufgabe, auf dies Kriterium hin einmal die Vertreter der modernen Belletristik ins Auge zu fassen, d. h. also mit andern Worten, sie auf ihre „Klassicität" hin zu untersuchen.

Wir können hier im Einzelnen dem Verfasser nicht folgen, sondern müssen auf die Schrift selbst verweisen. Gründlich wird mit den sog. „biblischen" Romanen umgesprungen, die ihren Stoff aus der Bibel nehmen, wobei Ebers' „Josua" sein redlich Teil abbekommt. „Nicht nur die eilfertige Oberflächlichkeit seiner (Ebers') belletristischen Arbeiten, sondern auch die Ungerechtigkeit in der Wertschätzung religiöser Faktoren geben die Gewißheit, daß dieser Erfolg im deutschen Volke kein bleibender sein wird." Auch der spezifisch christliche Familienroman, der sich an die tüchtige Leistung der Marie Nathusius angeschlossen hat, wird nicht geschont und nicht etwa als das Richtige und Mustergültige angepriesen. Diese Tendenzwerke leisten vielfach, meint Vorberg, der einseitigen Auffassung Vorschub, als wenn Christentum, Adel, Konservatismus und Offizierstand ganz synonyme Begriffe wären. Dazu die in den üblichen Liebeshandel hineingetragene Sentimentalität: „Es ist kaum wohlgethan, die Vorstellung zu nähren, als ob die frömmsten Jungfrauen immer die besten Partien machen." Hingegen wird Adelheid v. Rothenburg wohl gewürdigt, wie auch Agnes Vollmar, die Verf. sonderbarer Weise Vollmer schreibt, sowie er aus dem ebenfalls belobigten Heinrich Seidel einen Seydel macht. Heyse, Lindau, Julius Wolff (aus dem wieder ein Wolf gemacht ist!), auch Spielhagen und die dii minorum gentium, zuletzt noch die Jüngstdeutschen bekommen alle in kurzen Worten ihr Teil; Lohmeyer, Frommel, Funcke, Rinck, Gerok und viele Andere ebenso kurz das ihrige. Wundern könnte man sich über die besondere Hochstellung Johannes Trojans und der Stindeschen „Familie Buchholz"; auch wohl über die rühmende Kritik, die dem Wildenbruchschen „Generalfeldoberst" zu Teil wird. Aber in seinem Schlußwort hat der Verfasser sicher wieder recht: „Es ist nicht Aufgabe der schönen Litteratur, zu lehren und zu predigen. Sie hat ihre besonderen Wege und Ziele. Man lasse sie frei und fröhlich sprossen." A. W.

8. Jugendschriften.

— Der Prinz und der Betteljunge. Eine Erzählung für die Jugend jeden Alters und jeden Geschlechts von Mark Twain. Deutsch von Helene Lobedan. Mit 156 Illustrationen. (Gießen. J. Rickersche Verlagsbuchhandlung.) 6 M.

Mark Twain gehört zu den jüngeren amerikanischen Humoristen. Hier tritt er uns als Jugendschriftsteller entgegen. Ists Geschichte, ists Sage was er uns erzählt, er weiß es selbst nicht, und wir wissens auch nicht, er beruft sich darauf, daß



er's so von seinem Vater gehört habe, es mag also wohl eine von jenen Volksüberlieferungen sein, die durch die Jahrhunderte hindurchlaufen und immer wieder geglaubt werden. Heinrich des Achten Sohn Edward vertauscht in einem unbedachten Augenblick seine Kleider mit einem Betteljungen. Der Betteljunge wird Prinz und König. Seine Erinnerung, sein Widerspruch, seine Gewissensregung werden als Geistesgestörtheit ausgelegt und behandelt. Allgemach findet er sich in die aufgezwungene Rolle und gefällt sich darin, bis die Stunde seiner Entthronung schlägt. Der Prinz wird Betteljunge, gerät in schlimme Umgebung, in Erniedrigung und Not und schwere Irrwege, aber sein königlich Gefühl verläßt ihn nicht, bis er wieder König geworden. In einem Abenteurer, den die Heimat ausgestoßen hat, erwächst ihm ein treuer Ritter und Helfer, obwohl auch dieser wie all die andern glaubt, daß das Königtum seines Schützlings Krankheit, Wahnsinn ist. Die Geschichte liest sich gut, so daß die Jugend Gefallen an ihr finden wird. Auch die Uebersetzung ist gut. Nur hätte die Uebersetzerin, wo von Baptistinnen die Rede ist, lieber ein allgemeineres Wort gebrauchen sollen, denn dies Wort wird der Jugend meist unverständlich sein. Die Illustrationen sind nur teilweise zu loben. Die beiden Helden der Geschichte mußten doch wenigstens durchweg das gleiche Gesicht zeigen, wenn auch der eine als König aufblüht, der andere im Elend vergeht. Das ist nicht immer der Fall. Dazu verteuern die Bilder das Buch für deutsche Verhältnisse etwas stark. Die Ausstattung ist sonst vornehm. Nur, warum hat man das Buch in lateinischen Lettern drucken lassen? Das thut man wohl bei gelehrten Werken, aber nicht bei Jugendschriften. Damit hindert man nur den Gang des Buches. Wenn übrigens Mark Twain von dieser Erzählung sagt, sie sei für die Jugend jeden Alters und jeden Geschlechts, so spricht er damit ein Lob aus, welches sein Werk verdient; es ist sittlich rein gehalten. Aber ob es wohl der Wirklichkeit jener Tage entspricht, daß die Geschichte sich so ganz loslöst vom Christentum, von der Kirche? Nicht als träte der Verfasser feindlich dagegen auf, aber er läßt diese Lebensmächte einfach aus der Welt verschwinden. Sein Prinz aber und sein Betteljunge, sie würden beide gewonnen haben, wenn sie ihr wundersames Geschick als Christen getragen hätten. D.

— **Der Siegfried aus dem Blumenthalwald** oder das weiße und das schwarze Malineken. Eine Erzählung für Jung und Alt. Von **Adelheid v. Rothenburg**, geb. von Zastrow. (Verlag der Buchhandlung des Erziehungs-Vereins. Elberfeld.) 175 S. Preis 2 M. Geb. 2,50 M.

Da der vor Kurzem erschienene „Blumenthalwald" seinen Lesern noch unvergessen sein wird, so bedarf es kaum einer Empfehlung für diesen ihm nun folgenden zweiten Teil, der eine selbstständige Fortsetzung des ersten bildet und sich jenem ebenbürtig anreiht, wenn er ihn nicht noch übertrifft.

Der damalige jugendliche Held Gottlieb Lesto ist zum Manne geworden, hat Malineken heimgeführt, und ihrer Kinder Schicksal ist es, was uns in dieser Erzählung fesselt. Sein Sohn Siegfried, das Ebenbild des Vaters, ist eine Knabengestalt voll jugendlichem Feuer und wahrer Frömmigkeit. Die beiden Malinekens sind zwar keine Ideale, aber so lebendig gezeichnet, daß sie trotzdem die Herzen des Lesers gewinnen. Das weiße Malineken wird von Seiltänzern gestohlen, und die Eltern betrauern es lange, wähnend, es sei ertrunken, bis es schließlich auf wunderbare Weise mit Hülfe des uns von früher wohlbekannten Kapitäns von Beaumont gefunden und den Eltern zurückgebracht wird. Die echt christliche Frömmigkeit, die so ungesucht die Schriften der Verfasserin auszeichnet, macht uns dies Buch neben seiner fesselnden Darstellung zu einer besonders wertvollen Gabe. Es sei allen Eltern, denen es am Herzen liegt, ihre Kinder in gesunder, fröhlicher Lebenslust aufwachsen zu sehen, bestens empfohlen und kann an seinem Teil wohl dazu beitragen, die Weihnachtsfreude auch über die Weihnachtstage hinaus strahlen zu lassen.

— **Jugendblätter.** Illustr. Familienblatt. Herausgeg. von **G. Weitbrecht**. Jahrgang 1890. Schön geb. 4 M.

Ein Prospekt des Verlegers sagt von den „Jugendblättern": „Schöne Erzählungen aus dem Leben, aus der Welt- und Kirchengeschichte und mit dem Blick auf höhere Ziele, packende und bleibend wertvolle Geschichten zum Lesen und Vorlesen wechseln ab mit Scenen und Bildern von Ländern und Völkern, von Reisen, Entdeckungen, Jagden und Tieren, Fahrten zu See und Land, Schiffs- und Kriegsgeschichten, Lebensbildern und Schilderungen großer Männer alter und neuer Zeit, Blättern aus der Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte, Städte und Bauwerke, Naturgeschichte und Naturkunde, Künste und Erfindungen, Naturereignisse, Sturm und Wetter, Sonne, Mond und Sterne, Rätsel, alles in frohem Sinn, frisch und ohne Langeweile. So sind die Jugendblätter das Blatt einer hochherzigen Jugend und des gemütvollen Lebens im deutschen Hause. Jeden Monat freut sich alt und jung auf das neue Heft, und wenn der Jahrgang vollständig ist, so ist er ein bleibender lieber Freund in der Hausbibliothek, das Beste für den Familienkreis. Wohlfeilster Preis, bester, anziehendster Inhalt zu edler Unterhaltung, und Belehrung, schöne, reich mit Bildern geschmückte Ausstattung sind hier vereint, und hoffen in allen Häusern den Willkomm." — Der Jahrgang 1891 erscheint in zwölf Monatsheften, die zusammen nur 3 Mark kosten. — Bestellungen nehmen sowohl die Buchhandlungen als die Postämter an. Ansichtshefte in allen Buchhandlungen.

— **Deutsche Sagen und Geschichten.** Von **Carola Freiin von Eynatten**. (Bonn. P. Hansteins Verlag 1890.) 238 S.

Diese anspruchslosen dreiundzwanzig Erzählungen geben in recht schöner und sinniger Sprache und Darstellung eine oft etwas freier ausgeschmückte Ausführung irgend eines sagenhaften oder historischen Vorgangs aus dem Leben des deutschen

Volkes, wie die rächenden Raben, das Rad von Mainz, Karl und Tassilo u. s. w. Ziemlich überflüssig erscheint die nach der Erzählung jedesmal folgende, kleingedruckte Anmerkung, die den eben behandelten Stoff noch einmal durch biographische Notizen erweitert.

Für Schülerbibliotheken ist das Buch recht zu empfehlen. Sch.-K.

9. Unterhaltungslitteratur.

— **Tilemann vom Wege.** Historischer Roman von Ernst Wichert. 3 Bände. (Leipzig, Karl Reißner.)

Ernst Wichert hat es sich zur Aufgabe gestellt, die mannigfaltig wechselnden Geschicke seiner engeren Heimat, Altpreußen, in Romanen, Novellen und Schauspielen zu verarbeiten. Sein Name hat als historischer Schriftsteller einen guten Klang. Man braucht nur an seinen bereits in vierter Auflage erschienen Roman „Heinrich von Plauen" zu erinnern. Dieser zeigte den wieder siegreichen deutschen Orden in den Anfängen seines Verfalls nach der 1410 gegen Polen und Littauen geschlagenen unglücklichen Tannenberger Schlacht. Hier schließt sich der Roman „Tilemann vom Wege" an, in welchem der furchtbare Kampf des Ordens gegen die mit Polen verbündeten Städte des Weichsellandes, den Verlust der Hälfte seines Besitzes und seiner Unabhängigkeit herbeiführend, geschildert wird. Der Roman schließt mit dem Verlust der Marienburg und der Verlegung des Hochmeistersitzes nach Königsberg. Man mag es beklagen, daß der deutsche Orden, in dessen Reihen Deutschlands Fahnen wehten, unterlag, und die deutschen Städte, über denen der weiße Adler Polens flatterte, siegten, und doch war es eine historische Notwendigkeit. Wiederholte sich doch auch hier wieder, wie so oft in der Geschichte, daß, wenn ein Staat oder ein Volk im Ratschluß Gottes zum Untergang oder Verfall bestimmt ist, die Leitung und Herrschaft aus den Händen der starken Männer, die bis dahin die Zügel geführt, gerade dann, wenn solche am nötigsten sind, in die schwacher, wenn auch oft persönlich guter Männer übergeht. Der deutsche Orden hatte seine Aufgabe erfüllt. Der priesterliche Ritter hatte Preußen christianisiert und deutsch gemacht. Unter seiner Herrschaft waren die von ihm begründeten Städte mächtig erstarkt und strebten nach einer Selbständigkeit, die ihnen der deutsche Orden nicht geben wollte und konnte. Während so dem deutschen Orden die eigenen Lande die größten Schwierigkeiten verursachten, sank er nach der Christianisierung Polens und dem Aufhören des Kampfes gegen die Heiden selbst innerlich. Die alten strengen Ordnungen wurden nicht mehr beobachtet. An die Stelle ernster Sittenstrenge, Pflichterfüllung und Genügsamkeit im Dienste Gottes und der Jungfrau trat vielfach Genußsucht, Verweichlichung und grobe Unsittlichkeit. So konnte der Orden dem vereinten Ansturm von außen und innen nicht widerstehen. Dies ist die Lage des Landes, welche uns der Roman „Tilemann vom Wege" nach allen Richtungen hin schildert. Tilemann vom Wege, der Bürgermeister von Gera, die Seele aller ordensfeindlichen Bestrebungen, der Titelheld, ist ein vorzüglich durchgeführter Charakter. Er ist groß im Dienst seiner Stadt, aber auch groß, ja entsetzlich in seinem Haß, seiner Rachgier und Leidenschaft. Seine Pflichttreue gegen seine Stadt ist dabei aber doch nicht ganz rein, nicht ganz wahr. Denn wenn er den Orden bekämpft, wenn er die Polen in das deutsche Land ruft, so leitet ihn dabei auch ein höchst persönliches Motiv, seine durch nichts zu versöhnende Rachgier gegen den Hochmeister des deutschen Ordens Ludwig von Erlichshausen, der ihm in jungen Jahren sein Weib verführt.

Hatte er aus persönlicher Rachgier die Polen gerufen, so wurden diese auch seine Strafe und vergällten ihm die Freude des Sieges. Die Geister, die er rief, er ward sie nicht mehr los. Sein anders geartetes Gegenbild ist der Bürgermeister von Marienburg, Bartholomäus Blume, auch ein Charakter durch und durch, aber ein christlicher Charakter. Streng und gütig, bedächtig und kühn, treu bis in den Tod. Daneben tritt dann der Hochmeister besonders hervor, ein kluger, aber schwacher Herr, krankend an alter Schuld, den Schaden des Ordens wohl erkennend, und doch unfähig zu einem festen, mannhaften Entschluß, ein Mann der ewigen Vermittelung, auch dann, wenn nur eine That noch retten kann. Wir übergehen die Nebenfiguren, von ihnen, wie von den trefflich durchgeführten Frauengestalten sei nur gesagt, daß sie durchweg gelungen sind. Andere Romane, namentlich solche von drei Bänden, pflegen am Schluß nachzulassen. Hier ist es anders. Das Interesse steigt von Band zu Band, bis es im letzten seinen Höhepunkt erreicht. Hier finden sich Scenen von packender, ergreifender Gewalt und Großartigkeit. Tilemann vom Wege scheint uns unter den historischen Romanen Ernst Wicherts auch in seiner Verbindung und Verknüpfung der Geschichte mit dem Roman der beste zu sein und steht ebenbürtig den besten historischen Romanen zur Seite. Für Kinder und junge Mädchen ist er nicht bestimmt, wohl aber „für Männer sehr lesbar." „Für Männer lesbar" gefunden zu werden, ist nämlich die Censur, die Verfasser sich in der Vorrede wünscht. Wir stellen sie ihm gerne aus. tz.

— **Konrad Telmann. Quer durchs Leben.** Bilder und Skizzen. (Leipzig, Verlag von Karl Reissner.) 1890. 253 S.

Zehn Erzählungen von ziemlich ungleichem Werte, aber alle mit großer Gewandtheit und Anmut geschrieben. Die Erzählungen sind so gut, daß sie sogar wohl verdient hätten, daß jede derselben eine neue Seite angefangen hätte; soviel Papierverschwendung kann man sich heutzutage schon gestatten. Besonders hat uns „Spätfrühling" und „L'acquaredrataja" gefallen, weniger gelungen ist die Reiseskizze „Nach Sizilien", die anfangs sich etwas gar zu streng an den Fahrplan hält, „Wie es kam" und „Halali", dessen Moral erheblichen Zweifeln unterliegt. Darin erzählt einer von den Jagdgästen, allerdings in der guten Absicht, das



bedrohte eheliche Glück seines Gastgebers durch indirekte Warnung zu sichern, wie er einst in ähnlicher Lage seinen Nebenbuhler kurzerhand niedergeschossen habe. „Er mußte nahe an meinem Nebenmann vorbei. Der Nebel war dichter geworden, und man sah nichts genaues mehr vor sich. Aber ich schoß in die Richtung, in der ich den Jäger vermutete. Wenn ich ihn traf, war es ein Gottesgericht. Ich schoß zweimal hintereinander, — als man Halali blies, da trugen sie außer dem verendeten Hirsch auch einen todwunden Jäger auf den Rendezvous-Platz. Halali, meine Freunde, Halali — der Himmel hatte für mich entschieden. Er hat noch lange fortgelebt, aber es war ein Leben, gegen das der Tod ein willkommenes Labsal gewesen wäre. — Erzählen muß ich noch, daß ich wegen fahrlässiger Körperverletzung angeklagt wurde, und daß man mich freisprach. Vielleicht hatte einer von den Richtern auch ein schönes, eitles, schwaches Weib, dem ein erbärmlicher Schurke Schlingen legte —." Niemand von der ganzen Jagdgesellschaft nimmt daran Anstoß, daß der alte Herr diese Geschichte zusammenlügt. Im Gegenteil, als er sagt: „Wenn ich wieder die Umrisse der Gestalt jenes Elenden vor mir sähe, der meines Weibes Treue wankend zu machen versucht hatte, ich alter Kerl legte abermals meine Büchse auf ihn an —", erheben sich die Anwesenden und stoßen die Gläser zusammen zu einem pereant auf alle, die gegen das neunte Gebot sündigen. Der auf diese Weise Gewarnte brennt im vollsten Sinne des Worts durchs Fenster durch und zerbricht am Pfirsichspalier ein halb Dutzend Latten. Das war unnötig. Der Verfasser liebt es, manchmal Fragen zur Entscheidung zu stellen, die ihrer Natur nach unentscheidbar sind: „Ob die östliche Riviera der westlichen an Großartigkeit der Bergformationen und Reiz der Landschaft überlegen ist oder nicht, darüber ist viel gestritten worden und wird vermutlich nie eine Einigung erzielt werden." Auf derselben Seite spricht der Verfasser von den gewöhnlichen Zügen und deren Einteilung, „ohne daß die Frage, durch welche von diesen beiden Arten man am ehesten zur vollsten Höhe der Verzweiflung getrieben wird, bis heute endgültig entschieden wäre." Die Unterredung in „Gräfin Vittoria" zwischen Mutter und Tochter, die denselben Mann lieben, ist durch nichts, auch nicht durch die von deutschen Schriftstellern so häufig arg mißbrauchte „südliche Glut" zu entschuldigen. Von einer Probe sehen wir ab.

Für Leser von reifem Urteil sind die „Bilder und Skizzen" immerhin nicht uninteressant.

Sch.-K.

— Christof Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte von Wilhelm Raabe. 2. Aufl. (Berlin, Otto Janke.) 1890. 227 S.

Das Buch stammt aus dem Jahre 1872. Den in den ersten Jahren nach dem großen Kriege in Deutschland aufgeführten Tanz ums goldene Kalb nimmt der Verfasser in seiner Vorrede zu dieser 2. Auflage als Entschuldigungsgrund für sein Werk in Anspruch. „Was — sagt er — blieb dem einsamen Poeten in seiner Angst und seinem Ekel, in seinem unbeachteten Winkel übrig, als in den trockenen Scherz, in den ganz unpathetischen Spaß auszuweichen, die Schellenkappe über die Ohren zu ziehen und die Pritsche zu nehmen." Eine Entschuldigung scheint ihm also nötig — und wohl mit Recht, denn als eine unbedingt erquickliche Lektüre wird man den „Christof Pechlin" schwerlich bezeichnen dürfen. Zwar kommt in Einzelfällen der Raabesche Humor auch hier zur Geltung, die Gesamtdarstellung aber beherrschen Ironie und Satire in dem Grade, daß irgend eine behagliche Stimmung nicht aufkommen kann. Dazu stellt eine oft unerträgliche Breite der Situationsschilderung die Geduld des Lesers auf harte Proben und zwingt ihn, vorsichtig und stückweise zu genießen.

Wenn trotz alledem von dieser „internationalen Liebesgeschichte" noch manches übrig bleibt, was den Freund einer gesalzenen Lektüre anzieht, so ist das bei Wilhelm Raabe nicht weiter verwunderlich. Die Charakteristik der vier Hauptpersonen ist trefflich — erweckt aber freilich nicht den Wunsch, mit irgend einem der Originale in persönliche Berührung zu kommen: Der „vom römischen Reiche übrig gebliebene Freiherr" Baron von R., ein Spielball bald in der Hand seines schöngeistigen Hausdrachens, der Frau Baronin, bald in der seines Freundes und Beschützers, Christof Pechlin. Dieser letztere, ein verbummelter Theologe, nunmehriger Journalist, mit manchen Zügen gutmütiger schwäbischer Derbheit ausgestattet und daher noch die erträglichste Persönlichkeit im Buch, doch aber wieder wegen Mangels einer sittlichen Individualität zu tiefer Anteilnahme nicht herausfordernd. Endlich eine überspannte englische Miß in vorgerückten Jahren, die sich zuletzt als eine Abenteurerin der gröbsten Art entpuppt. — Man würde den „Christof Pechlin" unter Raabes Werken nicht eben sehr vermissen; da er aber einmal die erste Auflage erlebt hat, so muß man ihm auch die zweite gönnen und kann dieselbe sogar mit gewissen Einschränkungen willkommen heißen. Denn wenn man bedenkt, daß Raabe auch ganz andere Sachen zu schreiben verstanden (z. B. „Die Chronik der Sperlingsgasse", „Unseres Herrgotts Kanzlei", den „Hungerpastor" u. s. w.), so wird man die Lust verlieren, mit einem weniger geratenen Kinde seiner Muse übermäßig ins Gericht zu gehen, sondern auch an ihm möglichst die guten Seiten hervorzusuchen und zu genießen bestrebt sein.

A. W.

— Um eine Königskrone und andere Novellen von Eufemia Gräfin Ballestrem (Frau von Adlersfeld). (Wiesbaden, R. Bechtold.) 205 S. 1 M. 50 Pfg.

Acht Novellen, sechs davon handeln von einer zweiten Ehe, die aber nur in zwei Fällen zustande kommt; in zwei Novellen wird die erste Ehe vereitelt. Das Ergebnis ist also ein überwiegend negatives. — Das blaue Blut spielt in sämtlichen Stücken die Hauptrolle. In fünf Novellen hat es der Leser mit der Liebe nur Blaublütiger zu thun, in drei Novellen erfahren rotblütige Menschen, eine italienische Sängerin, eine „Geigenfee" und

ein Feuilletonist, zu ihrem tiefen Schmerz, was es mit dem Standesunterschied auf sich hat. — Auch der Stil der Erzählerin erinnert stark an die Farbe ihres Blutes. Schon die Fülle entbehrlicher Fremdwörter und fremdsprachlicher Redensarten fällt als ein falsch-vornehmes Gebrechen dem schlichten deutschen Leser unangenehm auf. Im übrigen ist die Darstellung specifisch romanmäßig. Ich habe mir angemerkt, welche Mittel die Verf. für die Beschreibung der Augen verwendet. Die einfachen Farben, tiefschwarz, braun, goldbraun, grau, grünlich, werden zwar nicht verschmäht, sie treten aber in der vermeintlichen Wirkung zurück, wenn die Mineralogie zu Hilfe gerufen wird. Da hat die eine türkisblaue, die andere saphirblaue, die dritte das einemal graue, fast schwarze, das andremal edelsteinblaue und die vierte gar smaragdne Augen. Wer hat je smaragdne Augen gesehen? Die kommen doch wohl nur da vor, wo die Menschenhaut „perlmutterweiß" ist und Flachshaar farblos genannt wird. Sonst ist zu erinnern, daß russische Bauernbursche wohl schwerlich das Gras küssen, über das die sie verschmähenden Mädchen gegangen sind. — „Mädchen mit hohem Sinn und rotem Haargewoge" mag es wohl geben, die Zusammenstellung ist aber außerordentlich geschmacklos. Daß ein weibliches Wesen Seite 140 zu einem männlichen Wesen sagt: „Ich hasse Sie", und drei Seiten später zu demselben Individuum: „Ich liebe Sie", soll der Verf. nicht hoch angerechnet werden, denn bei den Roman- und Novellenschreibern hassen sich die Menschen aus lauter Liebe. —

Von allen Novellen hat mir die zweite „Eine Zaren-Idylle" am besten gefallen. Diese Novelle ist zugleich die einzige, welche einen angenehmen Eindruck hinterläßt. Einen geradezu unangenehmen Eindruck machen die Novellen „La Traviata" und „Feuilletons", wo die Mütter aus Standesdünkel das Liebesglück zerstören, und vollends die mißlungene, scheinbar originelle Erzählung „Die weiße Dame", in welcher die Heldin einen gemeinen Diebstahl begeht. Daß der Blitz in der letzten Novelle „Lady Iris" den Schluß macht, darin ist doch nur ein ganz verzweifeltes Mittel der Beendigung einer Novelle zu finden.

O. K.

— *Rübezahl.* Roman von J. Niemann. 2 Bde. 187 und 298 S. (Leipzig, C. Reißner.) Ein gut geschriebener Roman für gereifte Leser. Der fromme Pfarrer Lüneburg hat das Unglück, seine beiden Söhne, Offiziere in der Armee, zu verlieren. Der ältere, Eberhardt, wegen des Verbrechens der Nötigung einer Frau zu Zuchthaus verurteilt und zu Festung begnadigt, sieht sich nach verbüßter Strafe von der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen, er verliert allen Lebensmut und läßt sich aus Liebe zu seinem Vater vom Selbstmord nur darum zurückhalten, weil sein Bruder sich wegen Spielschulden totschießt. — Wenn der alte Pfarrer sagt: „mir bist du längst der freigewordene Sohn, über den Freude herrscht vor neunundneunzig Gerechten," so können wir annehmen, und die fernere Lebensgeschichte Eberhardts bestätigt es, daß eine innerliche Umwandlung in ihm vorgegangen ist. „Die Gerechten" leben frei von jeglicher Berührung mit dem Strafgesetzbuch, aber es sieht mit ihnen, wie überhaupt mit aller menschlichen Gerechtigkeit übel aus. „Sie hat eine Mauer von Bestimmungen und Normen zur Wahrung des allgemeinen Zusammenhalts errichtet; was sich jenseit dieser Mauer zuträgt, nennt sie Verbrechen, und denjenigen, welcher sie, und wäre es nur einmal, überkletterte, einen Verbrecher. Innerhalb der Mauer vollziehen sich ungestraft Greuel über Greuel, für welche die Welt blind und kein Strafgesetz vorhanden ist. Innerhalb der Mauer wandeln Männer und Frauen, deren ganzes Leben scheußlich, lasterhaft, deren Gesinnung und Denkart unsittlich, verlogen und verworfen in jeder Faser ist, und welche der kleine Umstand vor der Hölle auf Erden sichert: sie übersteigen die Mauer nicht." Der Kampf mit der bürgerlichen Gesellschaft wird Eberhardt sehr schwer gemacht. Von der Regierung wegen hervorragender wissenschaftlicher Verdienste zum Universitäts-Professor ernannt, begegnet er bei Professoren und Studenten überall den Wirkungen des: „Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser." Doch findet er einige Freunde in seinem Kampf, einen Offizier und die Tochter eines Offiziers. Leonoren bittet er, sein Seelenarzt zu werden. Sie wird es und bleibt es mit einem seltenen Maße von Selbstverleugnung. Er denkt nicht daran, daß ihm, der sich an dem Geschlecht der Frauen so entsetzlich versündigt hat, jemals Frauenliebe zu teil werden könne, aber diese Liebe wird ihm durch Leonore zu teil, die eigentliche Heldin des Romans, welcher sich die ganze Sympathie des Lesers zuwendet. — Es ist auf den ersten Blick zu bemerken, daß der Roman durch christliche Vertiefung nur gewonnen hätte, man muß aber heutzutage schon dankbar sein, wenn sich ein Dichter unter das Sittengesetz stellt. Die Darstellung des geistvollen Verfassers ist knapp, die Verhältnisse der Offizierswelt und der Hochschule sind der Wahrheit gemäß geschildert, insbesondere steht der Verf. dem Professorentum in hohem Grade kritisch gegenüber. Treffende Schilderungen, welche von aufmerksamer Beobachtung Zeugnis ablegen, finden sich in jedem Kapitel; z. B. im 2. Band S. 127, wo von dem Treiben bei einem Militärkonzert in einer Gartenwirtschaft die Rede ist: „Man schaffte sich heiße Köpfe an, brachte heiße Augen mit und fühlte das Geselligkeitsbehagen der sogenannten guten Gesellschaft, welches darin besteht, knurrend sich streicheln und schmeichelnd sich beißen zu können, ohne Lärm zu fürchten." In diese *gute* Gesellschaft paßt Eberhard nicht, ihr gegenüber war er seinem Sinn und Leben nach ein Heiliger, trotz der Verurteilung zu Zuchthaus. — Ein sonderbarer Sprachfehler ist mir aufgefallen: Der Verf. sagt für gescholten gescheltet.

O. K.

— *Schwankende Herzen.* Roman von *Wilhelm Berger.* Mit Original-Illustrationen von C. Thiel und L. Bechstein. (Stuttgart und Leipzig,

Deutsche Verlags-Anstalt.) 1887. 354 S. 5 M.; geb. 6 M.

Der Verf. hat sich einen gewissen Bestand altüberlieferter Moral erhalten. Ein glücklicher Umstand in einer Zeit, da die Auflösung des Sittengesetzes, die Nichtsnutzigkeit zu den ausgeplauderten Zunftgeheimnissen professionsmäßiger Roman- und Novellenschreiber gehört — von Lindau bis zur Ostsee. Auch über einen gewissen Schatz von Menschenkenntnis weiß der Verf. zu verfügen, darum gelingen ihm auch die meisten Charakterzeichnungen. Nur in dem alten Konsul Brunck hat er sich verzeichnet, dessen Selbstmord nicht ausreichend motiviert ist. Der Selbstmord scheint dem Verf. überhaupt sehr leicht aus der Feder zu fließen. Hält er doch den Selbstmörder für „eine glückliche Kreatur, der die Rückkehr in das Nichts" gelungen ist. Wer kann so etwas schreiben, ich will nicht sagen angesichts der heiligen Schrift, ich will nur sagen, wer kann so etwas schreiben, der Shakespeare kennt! In der Schilderung frei erfundener, nicht beobachteter Ereignisse ist der Verf. nicht glücklich. Der Selbstmordversuch S. 26 und 27 und die Rettung ist recht mangelhaft erzählt. Solche Dinge glaubt kein haldwegs urteilsfähiger Leser. Mit dem alten Konsul hat es sich der Verf. verständigerweise leicht gemacht, er läßt ihn sich vergiften. Ebenfalls gänzlich mißlungen ist die Schilderung, wie der Major v. Degenhardt in eine Gletscherspalte stürzt und glücklich herausgeholt wird. Es ist geradezu undenkbar, daß so vor- und umsichtige Leute wie der Major und seine Frau und der Handelsrichter und seine Frau einen spaltenreichen, zerklüfteten Gletscher ohne Führer überschreiten. Werden doch Führer über ganz gefahrlose Gletscher mitgenommen. Diesen Zoll an die Roman-Mache hätte sich der Verf. ersparen sollen. — Ein fester, ehrenhafter Charakter ist beiden genannten Männern eigen. Namentlich zeichnet den Handelsrichter ein streng rechtlicher und nüchterner Sinn aus. Als von dem weisen Konsul Brunck die Rede ist, bemerkt der Handelsrichter: „Die Kunst, reich zu werden, glaube ich, lernt nur derjenige, der eine entschiedene Begabung dazu mit auf die Welt gebracht hat. Sie ist nicht an Wissen, nicht an Bildung, nicht einmal an Klugheit gebunden. Es giebt bornierte Kaufleute, die Erfolg haben, wie es dumme Maler giebt, die vortreffliche Bilder malen." Eine so treffende Bemerkung kann nur der machen, welcher sich im Leben einigermaßen umgesehen hat. Auch der alte General von Degenhardt ist nach dem Leben gezeichnet, und zwar so gut, daß einem der vergleichende Gedanke kommt, wie wenig gut, ja vielfach wie erdärmlich die ohne Ausnahme als „Originale" (!) gekennzeichneten „Illustrationen" sind. O. K.

— Deutsch und Welsch. Ein Kampf um Lothringen. Von Gräfin Baudissin. (Leipzig, Georg Böhme Nachf. E. Ungleich.) 496 S. 4,50 M., eleg. geb. 5,70 M.

Eine historische Erzählung im besseren Sinne des Wortes, gleichsam ein retrospektiver Epilog zu der Wiedervereinigung Lothringens mit Deutschland. Auf Grund umfassender Quellenstudien schildert Verfasserin Lothringer Land und Leute zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unter der Regierung der beiden letzten Herzöge Leopold Joseph und Franz Stephan, jener Zeit, in welcher das deutsche Land französischen Gelüsten auf „diplomatischem" Wege preisgegeben bezw. von dem letzteren Fürsten, dem die Hand der österreichischen Erzherzogin und späteren Kaiserin Maria Theresia zugesagt, gegen das Großherzogtum Toskana vertauscht wurde (1737). Der Kampf um Lothringen ist sonach nur ein diplomatisch-moralischer. Ein lothringischer Graf, dessen Vorfahren von welscher Tücke schon schweres Leid erfahren, und der Vertrauensmann der beiden letzten Herzöge von Lothringen gewesen, widerstrebt dem erwähnten Länderhandel mit Kraft und Ernst, in Verbindung mit dem jüngeren Bruder des Herzogs Franz Stephan, Franz Alexander, einem echt deutschen Recken, leider vergeblich, weiß aber allen auf ihn persönlich einstürmenden Gefahren erfolgreich Trotz zu bieten; er ist der Vertreter eines kraftvollen, deutschen Charakters gegenüber welschem, anmaßendem und falschem Wesen und bleibt selbst bei dem beklagten politischen Untergange seines engeren Vaterlandes nach manchen Fährlichkeiten insofern Sieger, als er seine vielumwordene und umstrittene Braut, eine echt deutsche Jungfrau, französischen Gelüsten entreißt, und, mit ihr von Paris nach Deutschland fliehend, sie zur Gattin gewinnt. Anmutig mit dem Gang der geschichtlichen Ereignisse verbunden, wirkt die Nebenaktion, die Schilderung der Hauptpersonen und ihrer wechselnden Schicksale, der Gefahren, die ihnen entgegentreten, durch glaubensstarken Mut aber überwunden werden. Höchst interessant sind die Schilderungen des Hoflebens zu Nanzig, Luneville, Paris und Wien, sehr wirkungsvoll auch, wenngleich vom historischen Standpunkt aus reichlich idealisiert, der Gegensatz zwischen dem vergnügungssüchtigen Leben am französischen Hofe mit seinen rauschenden Festen und Intriguen und den einfachen Sitten und Gebräuchen am Lothringer Fürstenhofe. Die Verwicklung könnte zuweilen weniger kompliciert und mannigfaltig sein, ohne der Gesamtwirkung zu schaden. Die Reinheit in ethischer Beziehung ist als besonders anerkennenswert hervorzuheben.

S. K.

— Auf Befehl Seiner Hoheit! Roman von Joachim von Dürow. (Leipzig. Karl Reißner.) 1890.

Die Geschichte zweier jungen Leute, die, gegen ihren Willen verheiratet, sich schließlich lieben lernen und glücklich werden. Der schon unzählige Male behandelte Stoff spielt sich hier in vornehmen Gesellschaftskreisen ab, in denen der oder eigentlich die Verfasserin heimisch ist; ohne neue Charaktere zu bringen, oder doch hier und da mit Frische erzählt, würde das Buch sich ganz gut lesen, wenn es nur etwas freier von gewöhnlichen Ausdrücken und gar zu groben Ungeschicklichkeiten wäre. Ein Offizier und eine junge Dame heiraten sich ohne ernsten Widerstand nur, weil der Fürst bei Tafel aufsteht und sie öffentlich als Verlobte erklärt, obwohl ihnen bis dahin nichts ferner gelegen hat, als der Ge-

danke einer Ehe! Der Neffe des Fürsten, zugleich Thronerbe, wird über das Meer entsendet, weil „mit einem Beherrscher überseeischer Lande (vielleicht King Bell in Kamerun) wichtige Handelsbeziehungen angeknüpft waren, politische Verträge, zu deren Effektuierung man den Prinzen als Militärbevollmächtigten ausersehen hatte!" Immerhin, trotz derartiger Unmöglichkeiten, zeigt sich in dem Buche ein gewisses Talent, und wir möchten gerade deshalb dem Verfasser den Rat geben, den Aufbau seiner Romane in Zukunft sehr sorgfältig zu prüfen und mit der Anbringung von witzigen d. h. witzig sein sollenden Redensarten und Ausdrücken sehr vorsichtig zu sein — sonst verfallen seine Bücher unrettbar dem Geschick, ungenießbar zu sein.

v. H.

— Die Schüler der ewigen Stadt. Von O. Alcock. Autorisierte Uebersetzung von Elisabeth Klee. (A. Schmidts Verlag in Anklam.) 1890. 142 S.

Das Buch schildert in anziehender Weise, wie zwei in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Italien lebende Jünglinge, die trotz großer, innerer und äußerer Verschiedenheit einander in inniger Freundschaft zugethan sind, nach großen und schweren Prüfungen und Kämpfen zum christlichen evangelischen Glauben hindurchdringen. Ganz auf der Höhe der früheren Publikationen der Verfasserin steht das vorliegende Buch wohl nicht.

— Allerlei Sang und Klang. Erzählungen und Skizzen von Emil Frommel. Dritte vermehrte Auflage. (Berlin, Wiegandt u. Grieben.) 1890. 2,25 M.

Was hier und da zerstreut erschienen, ist hier in bunter Reihe zusammengestellt. „Zur Erinnerung an K. Gerok", „Das fünfte Rad am Wagen," eine Kalendergeschichte für das Volk, frisch und fröhlich geschrieben, „Ueber das Geben", ein Sommernachtstraum voll beherzigenswerter Winke für jedermann. Dann „Eine musikalische Rede", „Musikalische Geschichten", und kleine Abhandlungen über die Orgel und Friedrich Kiel, die für Musikfreunde Interesse haben werden. Die Frommelsche Weise ist bekannt. Die sie lieben, werden gern auch diesen Band ihrer Sammlung hinzufügen.

Wt.

10. Verschiedenes.

— Der Weg zum Glück. Von Wilhelm Sunkel. (Leipzig, Fr. Richter) 109 S. 1,50 M., geb. 2,25 M.

In 17 Abschnitten wird das Wesen des Glückes, seine verschiedenen Verwirklichungen, seine Störungen, seine Forderungen in zahllosen Citaten bekannter und unbekannter Schriftsteller aller Zeiten und Völker erörtert. „Des Glückes Krone ist das Bewußtsein der Gotteskindschaft, der Friede mit Gott, welcher durch nichts auch nicht nach dem Tod geraubt werden kann, ja, dann erst recht zu Tage tritt, wenn die letzte Nacht vorüber ist, und die Blume zu Saron, welche hier ihr Antlitz im Glauben nach der Sonne der Gerechtigkeit gewendet hat, die ewige Sonne schaut in himmlischer Klarheit von Angesicht zu Angesicht. Das ist ein Glück, welches auch das reinste Erdenglück überstrahlt und welches nur der Glaube erringt." Das treffliche kleine Buch, welches der Thoren-Weisheit unserer Tage in schroffstem Gegensatz gegenüber steht, sei bestens empfohlen.

O. K.

Neue Schriften,

welche der Redaktion zugegangen und vorbehaltlich näherer Besprechung zunächst hier angezeigt werden.

Der Heer ist fromm. Betrachtungen über den 25. Psalm von P. Waldenström, Ph. Dr., Lektor der Theologie u. Mitglied des schwed. Reichstags. 2. Aufl. (Leipzig, G. Böhme Nachf. [E. Ungleich].) 1890. 251 S. brosch 1,20 M., geb. 1,90 M.

Unter dem Kreuz des Südens. Eine Erzählung aus der neuen Welt von der Verfasserin der „Spanischen Brüder." Aus dem Englischen übersetzt von Pauline Spangenberg. Wohlfeile und vollständige Ausgabe. (Dresden, Otto Brandner.) 1891. 301 S. 2 M. geb. 3 M.

Mozart auf der Reise nach Prag. Novelle von Eduard Mörike. 3. Aufl. (Stuttgart, Göschen.) 1890. 105 S. eleg. geb. 2,50 M.

Christenworte an Reich und Arm. Zwei sociale Musterpredigten Robertsons. Herausgegeben von Martin Rade, Pfarrer. (Gotha, F. A. Perthes.) 1890. 31 S. 40 Pf.

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Christian Meyer, Kgl. Preußischer Archivar I. Kl. zu Breslau. Neue Folge. Vierteljährlich 1 Heft à 120 S. Abonnementspreis jährlich 10 M. I. Jahrg. 1 Heft. (Breslau, Verlag der Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch.) 1890.

Kirchliche Monatsschrift. Organ für die Bestrebungen der positiven Union, herausgegeben von G. Pfeiffer, Superintendent in Cracau bei Magdeburg. X. Jahrgang. 1890/91. (Verlag von E. Baensch jun., Magdeburg.) Monatlich ein Heft von je 4½ Bogen. Preis halbjährlich 5 M. Heft II.

Christblumen vom Sinai. Für Alt und Jung gepflückt von A. Vollmar. (Berlin, Wiegandt u. Grieben.) 172 S. 1,50 M.



Die heiligen Schriften des N. T. mit Erklärungen und Betrachtungen von Johannes Goßner. IV. Teil. Das Evangelium Johannes. (Hamburg, Buchhandlung der Niedersächsischen Gesellschaft.) 1890. 320 S. 1,60 M., geb. 2,50 M.
Ehre sei Gott in der Höhe! Alte und neue Weihnachtslieder für eine oder zwei Singstimmen mit leicht spielbarer, mit Fingersatz versehener Klavier- oder Harmoniumbegleitung, auch für Klavier od. Harmonium allein verwendbar, herausgegeben von Gustav Hecht. op. 25, Heft 1 u. 2. (Quedlinburg, C. F. Vieweg.) à 1,50 M.
Die Rechtfertigungslehre nach D. J. T. Beck mit Berücksichtigung von Dr. Ebrards Sola. Von C. Sturhahn, Pastor in Heiden in Detmold. (Leipzig, Fr. Richter.) 1890.
Religiöse Weltanschauung. Gedanken über Glauben, Religion und Kirche, von Adolf Freiherrn v. Marschall, Gr. badischen wirklichen Geheimerat, vorm. Präsidenten des Gr. Ministeriums des Innern. 3. vervollständigte Aufl. der 1883 erschienenen „Religiösen Weltanschauung eines hochbetagten Laien." (Berlin, H. Reuther.) 1891. 126 S. 1,50 M.
Wiener Humor. Sammlung der besten, meist neuen humoristischen Vorträge und dramatischen Gelegenheitssachen für Damen und Herren. Herausgegeben von C. A. Friese. (Wien, C. Daberkow.) 3. Serie, 1 Heft. 48 S. 50 Pf.
Was wir nicht wollen und was wir wollen. Vortrag gehalten von Pastor Bertling, Schriftführer des Zweigvereins Blankenburg a./H. des Ev. Bundes. (Blankenburg a./H. und Quedlinburg, Vieweg.) 24 S. 40 Pf.
Krankentrost. Sammlung von Schriftlexionen, geistlichen Liedern und Gebeten. Eine Handreichung für die Krankenseelsorge von Hermann Philipp Schnabel, ev. Pfarrer in Dortelweil. 2. verb. Aufl. (Berlin, Reuther.) 1890. 252 S. brosch. 1,50 M., geb. 2 M.
Himmelsschlüssel. Geistliche Lieder von Guido Wächter, Diakonus in Annaberg. (Leipzig, Dörffling u. Franke). 1890. 114 S. 1,50 M., geb. 2,40 M.
Der Traum des Glücks. Dramatische Idyllen-Dichtung von Albert Wittstock. (Leipzig, Hermann Hucke.) 1890. 88 S.
Lasset uns auf der Bahn unserer Kirche bleiben. Predigt bei der Allg. luth. Konferenz zu Hannover am 8. Okt. 1890 über 2. Tim. 3,14 gehalten von D. Chr. Ernst Luthardt. (Hannover, Feesche.) 1890. 14 S. 25 Pf.
Stellung und Aufgabe der lutherischen Kirche gegenüber der socialen Frage der Gegenwart. Vortrag bei der Allg. luth. Konferenz zu Hannover am 9. Okt. 1890 gehalten von Wilhelm Becker, Pastor an St. Nikolai zu Kiel. (Hannover, Feesche.) 1890. 30 S. 40 Pf.
Sieben Geheimnisse des Reiches Gottes in dem gegenwärtigen Weltalter. Deutung der Gleichnisse in Matth. 13. Von W. F. Stroh, Pfarrer a. D. in Kirchheim u. Teck. (Selbstverlag.) 1890. 48 S.
Gott und Götter. Eine Studie zur vergleichenden Religionswissenschaft von Chhristian Pesch S. J. (Freiburg i./Br., Herder.) 1890. 128 S. 1,70 M.
Die Bildung des Willens. Von D. L. Wiese. 5. Aufl. (Berlin, Wiegandt und Grieben.) 1891. 95 S. 1,20 M.
Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. 2. vermehrte Aufl. (Gotha, Schloeßmann.) 1890. 336 S. 3,60 M.
Das Lied von den Zeiten von Joseph Pape. 2. Aufl. (Braunschweig, Hellmuth Wollermann.) 1891. 291 S. In Ganzleinenb. 2,25 M.
Luthers Lebensende. Widerlegung der durch den römischen Priester Majunke hervorgesuchten und verarbeiteten Lügenberichte von Ernst Blümel aus der Lutherstadt Eisleben. (Barmen, Hugo Klein.) 80 S. 75 Pf.
Der Protestant. Evangelischer Volkskalender für 1891. Im Auftrage des ständigen Bureaus des deutschen Protestantenvereins herausgegeben von C. Werckshagen. (Berlin, A. Haack.) 50 Pf.
A. Haacks Damen Kalender für 1891. Mit photographischem Titelbild. XVII. Jahrg. (Berlin, A. Haack.) 252 S. Min.-Form.
Allgemeiner Beamtenkalender für das Jahr 1891. Herausgegeben von R. Schmitt, Kreissekretär in Hamm i./Westfalen. 6. Jahrg. (Hamm i./W. Grotesche Buchhandlung.) 2,50 M.



. Herberger's Buchdruckerei, Schwerin i. M.


Heilanstalt
Zwiefalten
Ärzte-
Unterhaltungs-
Bibliothek
Con 7 6



